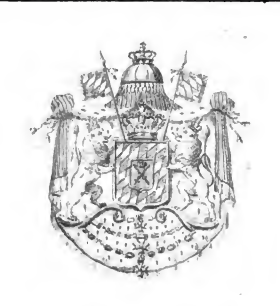






<36607843050015

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

1835.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Räthsel.

Erzählungen.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

di Montevecchio Benedetti Duca di Ferentillo e del Cav. Pietro Fontana. — Kunstromane. Erwin von Steinbach, oder Geist der deutschen Baukunst. Ein Roman von Th. Melas. — Bauwerke. — Monumente. — Maler und Gemälde.

Nro. 54.

Monogrammenkunde. Dictionnaire des Monogrammes, Marques figures, Noms abrégés etc. avec lesquels les peintres, dessinateurs, graveurs et sculpteurs ont désigné leurs noms, par François Brulliot. — Longobardische Bauten. Sulla diruta chiesa di S. Cipriano di Campello presso Spoleto etc. (Schluß.) — Lithographie. 1) Ornamentenbuch zum praktischen Gebrauch für Architekten, Dekorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten u. s. w., von C. Bötticher. — 2) Landschaftliche Kompositionen zum Reineke Fuchs, von K. Krüger. — Bauwerke.

Nro. 55.

Kunstverein in München. — Neue Kupferstiche. Der Krieger mit seinem Kinde. Gemalt von Hildebrandt, gest. von E. Mandel. — Museen. — Bauwerke. — Alterthümer. — Monumente. — Bildnerei.

Nro. 56.

Kupferstichkunde. Moriz Henrici, die Kupferstechkunst und der Stahlstich. — Alterthümer. — Bauwerke. — Medaillenkunde. — Steinschneidekunst. — Kunstausstellung. — Literatur.

Nro. 57.

Der Stier des Phalaris. — Kunstliteratur. L'Ape italiana delle belle arte. — Ein unedirter Brief des sanesischen Architekten Franzesko di Giorgio.

Nro. 58.

Kunstausstellung in Karlsruhe 1835. — Kunstliteratur. L'Ape italiana delle belle arte. (Schluß.) — Kunstausstellungen. — Maler und Gemälde. — Malerei. — Literatur.

Nro. 59.

Kunstausstellung in Karlsruhe 1835. (Forts.) — Akademien und Vereine. — Alterthümer. — Literatur.

Nro. 60.

Kunsausstellung in Karlsruhe 1835. (Forts.) — Monumente. — Literatur.

Nro. 61.

Kunstausstellung in Karlsruhe 1835. (Forts.) — Nekrolog. Giovita Garavaglia. — Nekrolog. — Malerei. — Literatur.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Moralisch-sociale Literatur. 7) Schule der Höflichkeit, für Alt und Jung, herausgegeben von K. F. von Rumohr. — 8) Revue du progrès social. — 9) Die sittliche Erziehung der Menschen und Völker, als erstes Bedingniß der Zeit, von Rauer. — Französische Literatur. Edition pittoresque des classiques français et étrangers.

Nro. 68.

Lyrische Dichtkunst. 1) Gedichte von Ludwig Uhland. Neunte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers.

Nro. 69.

Lyrische Dichtkunst. 2) Gedichte von Gustav Pfizer. — 3) E. Stöbers sämmtliche Gedichte und kleine prosaische Schriften. — 4) Gedichte von Cäsar von Lengerke.

Nro. 70.

Almanachs-Literatur. 1) Bad-Almanach, 1836. Herausgegeben von A. Lewald. — 2) Frühlings-Almanach. Herausgegeben von N. Lenau. — Lyrische Dichtkunst. 5) Lieder von F. Brunold. — 6) Jugendklänge von W. W. E. Pfeiffer.

Nro. 71.

Lyrische Dichtkunst. 7) Gesammelte Gedichte von F. Rückert.

Nro. 72.

Lyrische Dichtkunst. 7) Gesammelte Gedichte von F. Rückert. (Schluß.) — 8) Laienbrevier von L. Schefer. — 9) Gedichte eines Materialisten. — 10) Maiblumen und Bergfrüchte, oder vermischte Schriften in Poesie und Prosa, von Wilhelm Schumacher.

Nro. 73.

Lyrische Dichtkunst. 11) Gedichte von Nicolaus Lenau. 12) Die Dichtungen von Justinus Kerner.

Nro. 74.

Lyrische Dichtkunst. 12) Die Dichtungen von Justinus Kerner. (Schluß.) — Reise-Literatur. Oesterreichisch-Italien und Tyrol. Reisebilder, Sittenschilderungen, Rückblicke, Anekdoten, Meinungen und Ansichten, von F. Mercey.

Nro. 75.

Lyrische Dichtkunst. 13) Das todte Parlament. Gedicht in 130 Canzonen, von Charleswang. — 14) Gedichte eines Blinden, von L. Kraft. — 15) Poëmes helvétiques p. Albert Richard.

Nro. 76.

Lyrische Dichtkunst. 16) A. F. E. Langbeins sämmtliche Schriften. — 17) J. F. Castelli's Gedichte.

Nro. 77.

Lyrische Dichtkunst. 17) J. F. Castelli's Gedichte. (Schl.) 18) Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. Gedichte von Ritter Braun von Braunthal. — 19) Gedichte von Rudolph Glaser. — Wörterbuch. Nouveau dictionnaire français-allemand et allemand-français. Neues französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch, von J. F. Schaffer. — Vermischte Schriften. Der Freund in der Noth. Ein Buch für Jedermann, oder geprüfter Rathgeber für das beste Verhalten in den wichtigsten und schwierigsten Lagen des Lebens, von Friedrich von Sydow.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Räthsel.

Charade.

Erzählungen.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 70.

Nro. 71.

Florenz. — Nekrolog. Antoine-Jean Gros. — Architektur.

Nro. 72.

Nekrolog. (Forts.) — Kunstliteratur. Il Progresso delle Science, delle Lettere e delle Arti etc. — Kupferwerke. — Sammlungen.

Nro. 73.

Kunstgeschichte. Intorno ad Alfonso Cittadella, esimio scultore Lucchesse, fin qui sconosciuto, del secolo XIV. Ragionamento storico di Carlo Frediani. — Nekrolog. (Schluß.) — Neuere Monumente.

Nro. 74.

Die diesjährige Kunstausstellung in Düsseldorf. — Pariser Kunstarabesken. — Sammlungen. — Malerei. — Denkmäler. — Literatur.

Nro. 75.

Die diesjährige Kunstausstellung zu Düsseldorf. (Schluß.) — Altdeutsche Baukunst. Beschreibung der Domkirche zu Königsberg und der in ihr enthaltenen Kunstwerke, mit einer Einleitung über die Kunst des deutschen Ordens in Preußen, vornämlich über den ältesten Kirchenbau im Samlande. von Dr. E. A. Hagen. — Denkmal. — Kunstausstellung. — Alterthümer. — Persönliches. — Nekrolog.

Nro. 76.

Fünfter Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. — Altdeutsche Baukunst. Beschreibung der Domkirche zu Königsberg und der in ihr enthaltenen Kunstwerke. (Schluß.) — Bildnerei. — Bauwerke. — Medaillenkunde.

Nro. 77.

Mittheilung über die neuesten Kunstunternehmungen in München. — Fünfter Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. (Schluß.) — Bauwerke.

Nro. 78.

Sechster Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. — Mittheilung über die neuesten Kunstunternehmungen in München. (Forts.) — Literatur.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Lyrische Dichtkunst. 48) Psalter und Harfe. Eine Sammlung geistlicher Lieder zur häuslichen Erbauung, von C. J. Ph. Spitta. — 49) Christliche Gedichte von Albert Knapp.

Nro. 90.

Lyrische Dichtkunst. 49) Christliche Gedichte von Albert Knapp. (Schluß.) — 50) Die Glocke der Andacht. Ein Erbauungsbuch für gebildete Katholiken. — 51) Sammlung von Sprüchen aus den Evangelisten, in Reime gebracht, kurz umschrieben und zur Erbauung angewandt, von M. Fr. Schübler. — 52) Das Jahr der Erde und der Mensch. Ein allegorisch erzählendes Gedicht von G. W. Fink. — 53) Schattenrisse aus Wallers Tagebuch, von Fr. Heinzelmann.

Nro. 91.

Lerminier über Deutschland. Au-delà du Rhin, par Lerminier.

Nro. 92.

Lerminier über Deutschland. Au-delà du Rhin, par Lerminier. (Schluß.) — Französische Literatur. L'Enéide traduite en vers français, par Barthélemy.

Nro. 93.

Roman. Wally, die Zweiflerin. Roman von Karl Gutzkow.

Nro. 94.

Roman. Wally, die Zweiflerin. Roman von Karl Gutzkow. (Schluß.)

Nro. 95.

Dramatische Literatur. 1) Marie Tudor, Drame en trois journées, par Victor Hugo. — 2) Le Roi s'amuse. Drame en cinq actes, par Victor Hugo. — 3) Le Gardien, comédie-vaudeville en 2 actes, tirée du Roman d'Indiana, par Scribe et Bayard. — 4) Launen des Schicksals, oder Scenen aus dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhut. Nach seinen schriftlichen Mittheilungen bearbeitet von F. J. Hadatsch.

Nro. 96.

Vermischte Schriften. Frauenbilder, oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeares Dramen von Mrs. Jameson. Deutsch von Dr. A. Wagner. — Dramatische Literatur. 5) Almanach der deutschen Bühne auf das Jahr 1835, herausgegeben von Dr. E. Beurmann.

Nro. 97.

Deutsche Geschichte. 1) Geschichte der Deutschen von Dr. K. Halling. — 2) Das alte Gesetz der Thüringer, oder die lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum in ihrer Verwandtschaft mit der lex salica und ripuaria dargestellt. Vorausgeht eine Abhandlung über die Familien der altgermanischen Volksrechte, von E. Th. Gaupp. — 3) Die Longobarden und ihr Volksrecht bis zum Jahr 774, von K. Türk. — 4) Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtkunde durch Kunstdenkmale, von Dr. F. H. Müller. — Lyrische Dichtkunst. 54) Gedichte von Hugo Hagendorff. — 55) Phädrus äsopische Fabeln. Im Versmaaße des Originals übersezt von Heinzelmann.

Nro. 98.

Deutsche Geschichte. 5) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. — 6) Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, compendiarisch dargestellt zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen von Dr. H. Zöpfl. — 7) Beiträge zur Kunde des deutschen Rechts, von Dr. Reyscher. — 8) Deutsche Geschichten für das deutsche Volk. Zur Belebung vaterländischen Sinnes erzählt von Dr. Burckhardt. — 9) Deutsche Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter. Geordnet ꝛc. für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte von Dr. K. Wagner. — 10) Kaiser Friedrich I. im Kampfe gegen Papst Alexander III. Ein historischer Versuch von K. L. Ring.

Nro. 99.

Deutsche Geschichte. 11) Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305, von L. A. Warnkönig. — 12) Archiv für rheinische Geschichte, herausgegeben von K. A. Grafen von Reisach und Dr. Linde. — Zweite Abfertigung des Dr. Gutzkow.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 95.

Tizian und seine Schule in Venedig. (Forts.) — Berlin. (Schluß.) — Persönliches. — Medaillenkunde. — Nekrolog.

Literatur=Blatt.

Nro. 112.

Deutsche Geschichte. 35) Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften von Frhr. v. Freiberg. — 36) Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im königl. geh. Staats= und Kabinets=Archiv zu Berlin, herausgegeben von L. F. Höfer. — 37) Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte, herausgegeben von Höfer, Erhard und v. Medem. — 38) Ueber Römerstraßen im Allgemeinen, mit besonderer Rücksicht auf den Isarkreis des Königreichs Bayern, von Schlett. — 39) Ueber die Behandlungsweise der bayerischen Geschichte, von Dr. Rudhardt. — 40) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde des Ober=Main=Kreises, von Hagen und Dorfmüller. — 41) Geschichte der Grafen von Mansfeld, von Niemann.

Nro. 113.

Deutsche Geschichte. 42) Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Voigt, herausgegeben von Fr. v. Raumer. — 43) Die Landgrafen von Leuchtenberg, historisch=genealogisch erläutert von Brenner. — 44) Geschichte der fränkischen Cistercienser Abtei Eberach, von W. Wigand. — 45) August von Wersebe, über die Vertheilung Thüringens zwischen den alten Sachsen und Franken.

Nro. 114.

Deutsche Geschichte. 46) Neuere Geschichte von Hessen, durch Christoph von Rommel. — 47) Geschichte des ständischen Wesens im Großherzogthum Hessen, von Bopp. — 48) Mittheilungen zur Geschichte der Reichs=Münzstätten zu Frankfurt am Main, Nördlingen und Basel. Mit Urkunden, von Albrecht. — 49) Geschichte der Domkirche zu Speier von 1030 – 1834, von König. — 50) Badische Landesgeschichte, von den ältesten bis auf unsere Zeiten, von Bader. — 51) Die Ritterburgen des Höhgaus, von Schönhuth. — Vermischte Schriften. 1) Schlachtengemälde aus Europas Vorzeit, für Freunde der Geschichte, so wie überhaupt für gebildete Leser, von Fischer. — 2) Chroniken aus den Schreckensarchiven der Tyrannei, des Fanatismus, der Inquisition, Tortur, der Kriege und Empörungen, von F. v. Gleichen.

Nro. 115.

Streitschriften. 1) Die junge Literatur und der Roman Wally. Ein Vademecum für Herrn Gutzkow, von Dr. Bacherer. — 2) Votum über das junge Deutschland.

Nro. 116.

Deutsche Geschichte. 52) L. T. Freiherrn von Spittlers sämmtliche Werke, herausg. von K. Wächter. — 53) Beiträge zur neuern braunschweigischen Geschichte, von G. Ph. v. Bülow. — 54) Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden. Aus den Quellen dargestellt von Dr. P. Wigand. — 55) Curland unter den Herzögen, von Cruse. — 56) Geschichte der Grafen von Eberstein und ihrer Besitzungen, von v. Spilker. — 57) Geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal, von Dr. Piderit. — 58) Die uralte Kaiserburg Salzburg bei Neustadt an der Saale, von Frhr. A. Voit. — 59) Beiträge zur niedersächsischen Geschichte ꝛc., von Kocken. — 60) Geschichte der Kirchberger Schlösser auf dem Hausberge bei Jena, von E. Schmid. — Berichtigung. — Erklärung.

Nro. 117.

Deutsche Geschichte. 61) Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, von Fr. Graf von der Decken. — 62) Wallenstein, Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan, als Feldherr und Landesfürst in seinem öffentlichen und Privatleben. Eine Biographie von Hofr. Dr. Förster. — 63) Joachim vom Berge und seine Stiftungen, von Keller. — Literargeschichte. Schlesiens Antheil an deutscher Poesie, von Kahlert.

Nro. 118.

Deutsche Geschichte. 64) Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgeg. von F. B. v. Buchholtz. — 65) Darstellungen aus der Geschichte des Reformations=Zeitalters mit Zugaben aus der Quellenforschung, von Wachsmuth. — 66) Die Kirchen=Reformation von Nassau=Weilburg, von Eichhoff. — 67) Vervemung des Herzogs Heinrich des Reichen von Bayern durch die heimliche Acht in Westphalen, von Dr. B. Thiersch. — 68) Index corporis historico diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae. — 69) Einiges über die Verfassung Schleswig=Holsteins und die Ritterschaft, von A. Grafen von Moltke. — 70) Ueber die Finanzen des Königreichs Hannover und deren Verwaltung, von Hofr. Ubbelohde. — 71) Vaterländische Berichte für das Großherzogthum Hessen ꝛc., von Frhrn. von Wedekind. — 72) Helvetia. Denkwürdigkeiten für die zwei=und=zwanzig Freistaaten der Schweizer Eidgenossenschaft. — Literargeschichte. Ueber das Leben und die Werke der beliebtesten deutschen Dichter und Tonsetzer, von Th. Mildе.

Nro. 119.

Deutsche Geschichte. 73) Geschichte der europäischen Staaten, herausgeg. von Heeren und Ukert. — 74) Geschichte der österreichischen Länder, Völker, Staaten und Regenten, von Groß=Hoffinger. — 75) Lebens= und Regierungsgeschichte Josephs II. und Gemälde seiner Zeit, von demselben. — 76) Leben, Wirken und Tod des Kaisers. (Franz I.), von dems. — 77) Kaiser Joseph II. in seinem Leben und Wirken, von Dr. Burckhardt. — 78) Franz I., Kaiser von Oesterreich und sein Zeitalter, von Meynert. — 79) Fürst Clemens von Metternich und sein Zeitalter, von Binder. — 80) Die drei lezten Feldzüge gegen Napoleon, von Stuhr. — 81) Geschichte des Feldzugs von 1813, von Norvins. — Wörterbücher. 1) Kurzgefaßtes vollständiges stamm= und sinnverwandtschaftliches Wörterbuch der deutschen Sprache ꝛc., von Kaltschmidt. — 2) Allgemeines Fremdwörterbuch ꝛc., von Dr. Heyse. — 3) A general english and german glossary etc., by C. A. E. Seymour. — Gymnastik. 1) Das Ganze der Gymnastik ꝛc., von Werner. — 2) Gymnastik für die weibliche Jugend ꝛc., von demselben.

Nro. 120.

Werke über Griechenland. 1) Das griechische Volk, in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung ꝛc., von G. L. v. Maurer.

Nro. 121.

Deutsche Geschichte. 82) Ueber die Entwicklung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes, von P. A. Pfizer. — 83) Akten des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815, herausgegeben von Dr. Klüber. — 84) Kritische Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland, seit der Mitte des Jahrs 1832, von Prof. Dr. Wurm. — Werke über Griechenland. 1) Das griechische Volk ꝛc., von G. L. v. Maurer. (Schluß.) — 2) Examen critique de l'ouvrage, de l'état actuel de la Grece etc., par Mr. Fr. Thiersch. — 3) Ueber die Entstehung der romaischen Sprache unter dem Einflusse fremder Zungen ꝛc., von J. M. Hellmaier.

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Räthsel.

Erzählung.

Reisen.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Literatur-Blatt.

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Juli 1835.

— Ihr göttergleichen Gestalten,
Näher zu euch will ich, wo eure Haine noch wachsen,
Wo sein heiliges Haupt in Wolken der heilige Berg hüllt,
Zum Parnassos will ich. —

Hölderlin.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Erster Brief.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Athen zu Anfang Septembers 1831 beschloß Se. Majestät der König, eine schon längst beabsichtigte Umreise durch das östliche Griechenland anzutreten. Nachdem alle nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen worden waren, wurde am $^{13}/_{1}$ten September Mittags von Athen aufgebrochen. Das allerhöchste Gefolge bestand aus den Obersten Kitzos Tzavellas und Vassos, den Oberstlieutenants (jezt Obersten) Brandt und Makryjannis, dem Oberstlieutenant Mamuris, dem fungirenden Hofmarschall und Adjutanten Baron Hunoltstein, dem Leibarzte Dr. Röser, dem Kabinetssekretär Lehmaier, den Ordonnanzoffizieren Bozaris und Karpunis, dem Lieutenant Baron Würzburg, der die Eskorte kommandirte, und dem Verfasser dieser Erinnerungen, dem Se. Majestät die Bestimmung des Details der Reiseroute zu übertragen geruht hatte. Es darf nicht erst bemerkt werden, daß man in Griechenland nur zu Pferde reisen kann, und daß sämmtliches Gepäck gleichfalls auf Pferden und Maulthieren fortgeschafft werden muß. Erhöht dies die Beschwerlichkeit des Reisens, so gibt es ihm zugleich einen Charakter der Mannichfaltigkeit, Abwechslung und Ungezwungenheit, von dem man bei dem monotonen Fortgeschlepptwerden in bespannten Reisewagen keine Ahnung hat; und vollends dient eine so zahlreiche Karavane von weit über hundert Personen, indem sie durch die bebuschten Gebirgsschluchten Griechenlands hinzieht, oder in den mannichfachsten Windungen an steilen Bergwänden emporklimmt, diesen wild malerischen Gegenden zur anmuthigsten und belebtesten Staffirung.

Langsam ritt der Zug in der sengenden Glut der Septembersonne längs dem heiligen Wege hin, und senkte sich durch die bekannte Schlucht des Klosters Daphni an die Eleusinische Bucht herunter. Jenseits der Salzseen (Rheitoi) * und des Grabes des Straton ** wurde die Eleusinische Straße links gelassen, und der Zug wandte sich in gerader Richtung nordwestlich. Am jenseitigen Rande der Ebene, als der heutigen Grenze von Megaris,

---

* Thukyd. 2, 19. — Pausan. 1, 38, 1. 2.

** Von diesem ohne Zweifel einst ansehnlichen Monument ist nichts als eine kleine Erhöhung übrig, die mit zerstreuten Marmorquadern bedeckt ist. Unter diesen ist eine Inschrift, welche den Namen des Verstorbenen u. s. w. enthält, und die unter Andern Leake, on the demi of Attica, herausgegeben hat.

wurde der König von dem Eparchen dieser Provinz und einem großen Theile der Bewohner der Stadt und des Gebirges empfangen, welche, mit grünen Zweigen in den Händen, in langen Reihen zu beiden Seiten des Wegs standen und den König mit einem tausendstimmigen Jubelruf begrüßten. Nach den Reihen der Männer folgten die der Weiber, Mädchen und Kinder. Ueberhaupt war es auf der ganzen Reise überraschend und rührend, zu sehen, wie die griechischen Landbewohnerinnen, sonst meistens beim Anblicke fremder, fränkisch gekleideter Männer sich abwendend oder gar fliehend, dem Könige vertrauensvoll und mit freudestrahlendem Angesichte sich entgegendrängten, sein Kleid, ja nur sein Roß zu berühren wetteiferten, und wie sie, die Brust mit dem Kreuze bezeichnend, sich zur Erde neigten, Gott preisend, daß sie des Anblicks ihres Königs von Angesicht zu Angesicht gewürdigt worden.

Der Weg trat nunmehr zwischen die Gebirge ein, welche sich von der Hauptmasse des Kithäron, zwischen den Ebenen von Eleusis und Megara, bis an's Meer hinunterziehen, wo sie in dem Hörnerberge * endigen, und verengte sich bald zu einem schmalen, zwischen Gestein und Gestrüpp und unter Pinienbäumen sich hinwindenden Pfade. Gleichzeitig war die Sonne hinter den hohen Gebirgen von Megaris verschwunden, nach und nach trat die Dämmerung und bald völlige Dunkelheit ein. Aber dies verhinderte die Volksmenge nicht, über Stein und Gebüsch dem Zuge zu folgen und den König in das Nachtlager zu begleiten. Eine Stunde nach Sonnenuntergang war dieses erreicht, ein kleines, aus wenigen Hütten bestehendes Gebirgsdörfchen. Mächtige Wachtfeuer flammten uns entgegen und beleuchteten den Platz, wo die Gezelte bereits aufgeschlagen waren. Das Souper wurde, wie gewöhnlich auf dieser Reise, bei Mondenlicht und Fackelschein im Freien eingenommen, und nachdem Se. Majestät noch ein halbes Stündchen an's Wachtfeuer getreten, legte sich Alles zur Ruhe, und das Getümmel im Dorfe erstarb.

Am folgenden Morgen zwischen neun und zehn Uhr wurde wieder aufgebrochen. Nach einer starken halben Stunde vereinigte sich der Seitenweg, der des Nachtlagers wegen eingeschlagen worden war, mit der großen Straße von Megara nach Theben, die von hier über steinigte, spärlich mit Fichten bewachsene Höhen in das Thal von Eleutherä führt. Am Wege liegt das Dorf Kontura, vor der Revolution groß und mächtig, jetzt fast verlassen, da sich die Konturioten in die Ebenen hinabgezogen haben, wo ihre Aecker liegen, namentlich nach Eleusis.

* τὰ κέρατα genannt von den zwei hornähnlichen Spitzen, die den Rücken dieses Berges krönen. Strabon 9, S. 238 Tchn. — Plutarch. Themist. 13.

Nach einem Marsch von vierthalb Stunden war Eleutherä erreicht, dessen Ruinen, von manchen Reisenden irrthümlich für Oenon oder für Panakton gehalten, * auf einer kegelförmigen, fast isolirten Anhöhe im Eingange der großen Schlucht liegen, welche hier den Kithäron durchschneidet. Ueber der Quelle, welche auf der Westseite der Höhe von Eleutherä am Wege entspringt, wurde zum Frühstück Halt gemacht; die Bauern von Vilin, einem großen Dorfe unter den höchsten Gipfeln des Kithäron, hatten hier aus Baumzweigen ein schattiges Zelt errichtet, wo sie den König empfingen. Die heutigen Megareer, größtentheils albanesischer Abkunft, sind ein ausgezeichnet kräftiger Menschenschlag, und an die Waffen gewöhnt; sie hatten unter den Türken die Verpflichtung, die Engpässe (Dervenis) ihres Landes zu bewachen, daher die ganze Provinz die Engpaßdörfer (δερβενοχώρια) hieß.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die Beweisführung muß sich der Verfasser vorbehalten, da in diesen Blättern nicht Raum zu weitläufigen Untersuchungen ist.

Einige Briefe aus dem Nachlasse F. Wilh. v. Gerstenbergs.

Die nachfolgenden Briefe sind dem Einsender von dem Enkel des Verfassers des Ugolino anvertraut worden, um sie als Probe des hoffentlich recht bald erscheinenden schätzbaren Nachlasses Wilhelm v. Gerstenbergs dem Publikum bekannt zu machen.

Gerstenberg stand in Verkehr mit den meisten geistreichen Männern seiner Zeit, und der Verkehr der damaligen Dichter beschränkte sich nicht auf den Austausch einiger Höflichkeitsbezeigungen; es war das Zeitalter der Empfindsamkeit, im besten Sinne des Worts, und Alle, welche Ansprüche darauf machen konnten, sich über ihre Zeitgenossen zu erheben, betrachteten sich ohne Neid als Bürger eines schönern Reichs, die hier gute Landsmannschaft zu halten hätten, um durch die Achtung und Liebe, die sie — die sich Kennenden, sich Vertrauenden — einander zollten, auch der Welt als eine edle Genossenschaft zu erscheinen. Denn gewiß wird die Familie, in welcher ein Mitglied das andere hochhält, sich auch einer bessern Meinung zu erfreuen haben, als diejenige, in welcher Zank und Hader eine zweideutige Idee von dem Werthe jedes Einzelnen erregen müssen.

In diesem Sinne wolle man die hier mitgetheilten, der Korrespondenz mit der Familie Stolberg entnommenen Probebriefe betrachten, und man wird nicht ohne

Theilnahme in die unschuldvolle, arglose Zeit zurückdenken, in der jene Edlen lebten, dichteten und einander liebten. *

A. v. Binzer.

*

(Ohne Datum.)

Wie war mir gestern so wohl bei Ihnen, mein theurer Gg., und Sie, mein lieber Voß, Ihr Edlen! Es hebt sich der Geist, wenn er, den Hübnerhof verlassend, mit Adlern sich dem Himmel und der nähern Gottheit zuschwingt. Gestern Abend sah ich beim Baron Holmer Zimmermann und Reinhold, welche heute verreist sind. Heute früh habe ich einen herrlichen Spaziergang gemacht von fünftehalb Stunden um einen See, welcher eine halbe Stunde von hier liegt, und noch schöner ist, als der Eutiner, und siehe, da kränzte Teutona den Oberschenken ** und flüsterte ihm ein dieses mitfolgende Lied (ist gedruckt). Ich bin gewiß, noch Keiner hat am ersten Tage seines Oberschenkthums ein Lied gemacht und aus dem Homer übersezt, als ich. — Ich muß noch hier bleiben bis zu Ende der Woche; das ist mir gar nicht lieb. Zwar geht erst morgen mein Bedienter mit diesem Briefe, aber ich muß am ersten Tage meines Oberschenkthums an meinen Freund schreiben. Denke ich daran, daß ich zugleich Minister bin, so däucht mich, ich stelle beide Gefängnißgenossen Josephs vor. Grüßen Sie herzlich, mein liebster Gg., Ihre treffliche liebe Frau und die Kindlein. Plato hat wohl recht! Von der Geschäftssache, weßwegen ich den Bedienten hineinschicke, schreibe ich nun erst und hätte bald sie vergessen. Doch das haben wir ja schon abgeredet.

Jedem Freunde Herzens Gruß,
Aber Doris diesen Kuß!

Fr. Leop. Stolberg.

Koppenhagen, den 10ten März 1778.

Nehmen Sie eine herzliche Umarmung für Ihren lieben Brief, mein bester Gerstenberg! O, wir müssen uns öfter schreiben! Ich bedarf Ihrer Briefe, ich bedarf des Geniushauches, der über's Meer zu mir kommt, mich anzuwehen. Und mein Herz bedarf des herzlichen Freundes Gesprächs, der mir so innig lieb ist. Ich ahne viel Gutes von der Sache Ihres Gesuchs. Gott gebe, daß sie gelinge und mein Gerstenberg ganz glücklich seyn möge, er, der es durch sein Herz, sein Genie, seine Sophie und seine Kinder schon so überirdisch ist. Daß man ohne Genie sehr glücklich seyn kann, begreife ich freilich; mich däucht aber, unser einer (verzeihen Sie mir dieses stolze Wort!) kann sich nicht in die Existenz eines Genielosen hineindenken, denn das Bewußtseyn des Genies verläßt uns selbst in den Verdauungsstunden nicht, und dieses bloße Bewußtseyn ist ein höherer Gedanke, als andere Menschen fassen können! — Ich habe heute einen Brief von unserem Schönborn aus London gekriegt. Gott lasse ihn glücklich seyn! — D....r ist ein eingebildeter Esel und Windbeutel, der ihm das Leben sauer genug machen kann. Er ist einer von den Leuten, die trefflich in Geschäften arbeiten und sich einbilden, höhere Wesen könnten nichts gegen sie. Sich nie erhebend, verachten sie den Genius-Adler, und wissen nicht, daß er auch gehen kann, wenn er hinab, hinab, hinab sich senket auf das Aas, plötzlich alle Raben vertreibet und wieder der Sonne zufleugt.

Habe ich Ihnen schon geschrieben, daß meine Ilias ganz fertig ist? — Bald habe ich meinen Bruder und seine Frau wieder hier. Freuen Sie sich meiner Freude! Diese beiden und meine Schwestern, die Nonnen, leben jezt zusammen ein Leben der Himmlischen. Den Brief aus Otahiti an Ugolinos Verfasser habe ich heute mit großer Freude gelesen. — Leben Sie wohl! — Ich umarme Sie und Sophie herzlich.

F. L. Stolberg.

P. S. Haben Sie Stillings Jugend gelesen? ein liebes Büchlein!

Koppenhagen, den 6ten Febr. 1779.

Auf den Flügeln der Harmonie und der innigsten Empfindung flog am vorigen Mittwoch mein ganzes Ich hinüber zu meinem Gerstenberg. Ich hörte Ariadne auf Naxos! Meinem Gefühle nach hat kein Dichter die Leidenschaften stärker, inniger, leidenschaftlicher dargestellt, als Sie. Ich liebe Benda, daß er Ihnen so hat nachempfinden können. Der Sohn unsers Preislers hat sehr kalt den Theseus und die Rossing (ehemalige Olsen) die Ariadne bald kalt, bald mit mißverstandenem Affekt gespielt. In Sporons Uebersetzung verlieren Sie, was Sie in einer Uebersetzung verlieren müssen, den Zusatz des Herrn B.....s nicht einmal gerechnet. So unvollkommen durch alle diese Umstände Ihr Stück nun auch hier erscheint, so strahlt dennoch Ihr Geist und Herz so sonnenhell durch alle diese Wolken, daß die Wirkung noch gewaltig bleibt. Ich wollte, mein Liebster, Sie schickten mir das Duodrama, wie es aus Ihren Händen gekommen ist; durch B.....s Veränderungen können Sie nicht anders als verloren haben.

Seit drei Monaten habe ich an Sie schreiben und Ihnen für Ihren Brief vom 20sten Oktober meinen herzlichsten Dank sagen wollen. Bester, verzeihen Sie mein

* Man vergleiche auch, was Goethe im 13ten Buche von Dichtung und Wahrheit (Band 26, S. 180 der Taschenausgabe) über das Briefwechseln ausgezeichneter und berühmter Personen seiner Zeit eben so treffend als vergnüglich äußert. D. Red.

** Er war eben dazu ernannt worden.

langes Stillschweigen; ich thue so oft dasjenige nicht, was ich so gerne thäte. Seit eben so langer Zeit habe ich nichts gearbeitet. Meine sausige Lebensart nimmt mir die Lust, und tägliches Kopf- oder Zahnweh die Kräfte zum Arbeiten. Ich hoffe auf die Ruhe und auf die Freuden des Landlebens. Noch in diesem Frühjahr werde ich Sie an mein Herz drücken, Sie, meinen Gerstenberg! Ihr Stolberg! Dann will ich Ihnen den ersten Gesang meiner Zukunft, so heißt das Gedicht, mittheilen, und zugleich Rath, Kraft und Feuer aus Ihrer Fülle schöpfen. Ich habe mich auf ein weites Meer gewagt, und möchte nicht gerne seyn daturus nomina ponto. Das magnis tamen excidit ausis würde mir kein Trost seyn. Es würde mir eine mächtige Hülfe seyn, wenn Sie noch hier wären. Hier ist Niemand des Oceans kundig, an dessen Gestade schon den Meisten schwindelt. Von unserm Schönborn habe ich einen herrlichen Brief bekommen. Ich habe vorigen Winter einige mir unvergeßliche Wochen mit ihm verlebt. — Kennen Sie Balders Död von Ewald? Es ist wirklich ein sehr schönes Stück.

F. L. Stolberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Der Elementarunterricht.

Seit einigen Jahren habe ich der öffentlichen Sitzung der Gesellschaft zur Beförderung des Elementarunterrichts nicht beigewohnt. Deßhalb war es mir lieb, daß vorigen Sonntag eine solche Sitzung statt fand, um doch zu sehen, wie es jezt mit dieser Gesellschaft beschaffen ist. Welch harte Kämpfe dieselbe unter der vorigen Regierung mit der Geistlichkeit, mit der Stimmung in der Provinz und mit der Regierung selbst zu bestehen hatte, wird man sich noch aus ältern Berichten erinnern. Unter Ludwig XVIII. und Karl X. war Jemand fast übel angesehen, wenn er die Verbreitung des Volksunterrichts fördern half, und wer zu viel Eifer als Mitglied der Gesellschaft des Elementarunterrichts an den Tag legte, wurde bei der Geistlichkeit und bei Hofe schlecht angeschrieben. Damals äußerte man unverholen, das Volk wisse schon genug, wenn es gehorche, und es aufklären, sey ein gefährliches Unternehmen; auch scheute man sich keineswegs, es öffentlich zu bedauern, daß die Revolution die Bewohner Frankreichs so klug und vorwitzig gemacht habe. Einige Leute arbeiteten auch in vollem Ernste darauf los, dem Volke die alte Einfalt, und wo möglich auch den alten Aberglauben wiederzugeben, bei welchem es sich ehemals so wohl befunden haben sollte. Dies hatte jedoch seine Schwierigkeit, wiewohl es an Aufmunterung und Unterstützung bei diesem Vorhaben nicht fehlte. Was einmal weg ist, läßt sich schwerlich wieder erwischen, und so rastlos die Frères ignorantins, deren bescheidener Ordensname der Sache völlig angemessen war, auch darauf losarbeiteten, so ging ihr Tagewerk doch nur langsam vorwärts, und dann kam die Julirevolution darüber her und zerriß das ganze Spinngewebe. Alles dieses erwähnte der Berichterstatter in der lezten öffentlichen Versammlung der Gesellschaft als alte geschichtliche Thatsachen; denn seit 1830 ist die Stellung dieser Gesellschaft ganz verschieden von der frühern. Sie braucht nun gegen die Tendenz der Regierung, des Hofes, der Geistlichkeit nicht mehr anzukämpfen; sie wird nicht mehr als eine Feindin angesehen und verunglimpft, und findet nicht überall mächtige Hindernisse, wie ehemals; die Julirevolution hat hier gewaltig aufgeräumt und die Bahn eben gemacht. Ohne sie wäre diese Bahn vielleicht so mit Dornen und Buschwerk bewachsen, daß die Gesellschaft darauf nicht weiter hätte fortwandeln können. Jezt aber kann sie mit der Regierung Hand in Hand fortschreiten, ihr beistehen und ihre Last erleichtern; denn vermittelst ihrer Thätigkeit und ihrer weitverbreiteten Verbindungen hat sie manche Hülfsmittel, die der Regierung abgehen, und kann zuweilen mehr leisten, als diese. Ganz und gar ist ihre Stellung jedoch nicht verändert; denn obschon die jezige Regierung es sich angelegen seyn läßt, den Volksunterricht zu befördern, und bereits Vieles für die Volksschulen gethan hat, so sieht sie doch mit einigem Mißtrauen eine freie Gesellschaft an, welche ihrerseits arbeitet und der Regierung das so beliebte Centralisiren erschwert. Daher ist auch das Verhältniß zwischen den Ministern und jener Volksunterrichts-Gesellschaft kein völlig freundschaftliches. In der öffentlichen Sitzung wurde über die Saumseligkeit der höhern Beamten geklagt, und wahrscheinlich klagt die Regierung, das heißt, das Ministerium, über das unberufene Einschreiten einer von ihr unabhängigen Gesellschaft, welche sie spornt und der Gleichgültigkeit zeiht. So etwas ist den Ministern nimmer lieb, auch wenn sie am besten gesinnt sind. Der Berichterstatter hatte große und interessante Berechnungen angestellt über den Zustand der Volksschulen in Frankreich, über die ungeheure Anzahl der weder im Lesen, noch im Schreiben Bewanderten, und über das Verhältniß der Nichtunterrichteten zu den vor Gericht Gezogenen. Diesen Berechnungen zufolge sollen über 2/3 der ganzen Volksmenge gar keinen Unterricht genießen; ich habe jedoch Zweifel gegen die Richtigkeit dieses Verhältnisses erheben hören. Die Regierung soll nämlich den gesezgebenden Kammern keine ganz richtigen Tabellen einreichen, den Privatunterricht übersehen, von manchen vorhandenen Schulen gar keine Notiz nehmen u. s. w. Bei den jährlichen Aushebungen für den Kriegsdienst findet es sich allerdings, daß die meisten jungen Leute nicht lesen und schreiben können. Immerhin ist das Verhältniß der Nichtunterrichteten zu den Unterrichteten nicht mehr dasselbe, wie z. B. im vorigen Jahrhundert; dennoch ist es auch jezt viel zu auffallend, als daß die Regierung und die Volksfreunde nicht ihr Mögliches thun sollten, um den Unterricht dem Volke zugänglicher zu machen. In Frankreich ist dies leichter, als in manchem andern Lande, denn die Landleute wohnen meistens in Dörfern und Weilern beisammen, weßhalb es ihnen weniger Mühe und Kosten verursacht, Schullehrer zu halten. An Volksbüchern fehlt es jezt auch nicht mehr; die Gesellschaft für den Elementarunterricht krönt deren jährlich mehrere, und wenn auch manche darunter, von Stadtbewohnern abgefaßt, den Landleuten nicht sehr verständlich und nützlich sind, so gibt es doch auch andere, welche gute Sachen enthalten und nicht ohne Nutzen gelesen werden können. Natürlich sind die Pariser Schulen, welche unmittelbar unter den Augen der Obrigkeit und der Gesellschaften der Volksfreunde wirken und mit königlichen Lehrern besezt sind, am besten bestellt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Juli 1835.

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los!

Goethe.

Geisterschau.

Gleichwie an des Ades Thor
Wagend sich Odysseus sezte,
Die Gestorbenen beschwor,
Und mit Widderblut sie lezte,

Daß für das ersehnte Naß
Jeder seinen Spruch ihm gebe,
Daß zumal Teiresias
Ihm der Zukunft Schleier hebe:

So auch oft an dem Gestad'
Meines Erebos, des Meeres,
Sitz' ich, der Laertiad'
Eines luft'gen Todtenheeres.

Aber nicht durch Blut und Wein,
Ird'schen Stoff, bin ich ihr Meister;
Kraft des Willens sind sie mein,
Nur der Geist beschwört die Geister.

Aus des Geistes Tiefen quillt,
Was das Aug' als Geister schauet;
Aus mir selber, kühn und wild,
Steigt empor, davor mir grauet.

Siehe, roth vom eignen Blut,
Kommen sie herangezogen,
Seelen derer, so die Fluth
In das Todtenreich gezogen;

Kön'ge, denen aus der Hand
Sie das goldne Scepter spülte;
Mädchen, denen sie entbrannt
In den todten Reizen wühlte;

Schiffer, denen hundert Jahr
Wellen schon den Schädel netzen —
Wende dich, du düstre Schaar,
Denn es fasset mich Entsetzen!

Weh! was hab' ich euch gestört,
Schlumm'rer auf dem Grund der Meere!
Weh! wo ist des Griechen Schwert,
Daß ich eurem Zürnen wehre!

Ferdinand Freiligrath.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Vor dem Wiederaufbruch erstieg der König die alte Feste von Eleutherä, die eine der besterhaltenen in diesem Theile Griechenlands ist. Die nördliche Mauer mit ihren Thürmen steht fast vollständig da, und man könnte noch, wie weiland die Vertheidiger der Festung, auf dem Rücken der Mauer, ohne herabzusteigen, durch die Thürme herumgehen, wenn nicht im Laufe der Jahrtausende das Holzwerk, welches das Innere der Thürme in zwei Stockwerke schied, verschwunden wäre. Im Innern der Akropolis stehen Reste eines isolirten Thurms, in welchem horizontales und polygonales (sogenanntes kyklopisches) Mauerwerk auf eine Weise in einander greifen, die einen der augenfälligsten Beweise von der Nichtigkeit der gewöhnlichen Annahme liefert, daß man, je nach dem Vorkommen des einen oder des andern dieser Baustyle, unbedingt auf eine frühere oder spätere Epoche schließen dürfe. Wer, der das Schatzhaus des Atreus zu Mykenä oder des Minyas zu Orchomenos gesehen, möchte auch noch zweifeln, daß man schon in heroischer Zeit Steine auf das Sorgfältigste zu behauen und zu fügen wußte, und daß man gleichzeitig beide Baustyle je nach Zweck und Bedürfniß anwandte? — Von sehr merkwürdiger Konstruktion sind auch die Reste des Hauptthors von Eleutherä, an der Mitte des südlichen Abhangs des Berges. Der Ort selbst streckte sich auf der Südostseite gegen das Thal hin ziemlich bis an den Fuß der Höhe hinunter.

Von Eleutherä steigt der Weg in der Schlucht allmählig hinan, bis auf einen ziemlich großen, freien Platz, von wo der gerade Weg nach Theben wieder in einer engern Schlucht sich in das Asoposthal hinabsenkt. Dies ist der in der alten Kriegsgeschichte berühmte Paß der Eichenhäupter oder der Dreihäupter *. Da Se. Majestät vorher Platää, Leuktra und Thespiä zu besuchen wünschte, so schlug man wieder einen rauhen Seitenweg zur Linken ein, der nach einer halben Stunde plötzlich vom Rande des Gebirgs eine weite Aussicht über die Ebene von Platää und das ganze mittlere Böotien, bis zum Helikon, dem Hypaton- und Ptoongebirge gewährt; Theben liegt hinter Hügeln versteckt, aber zur Rechten erblickt man noch die Bergketten von Euböa. Platää selbst liegt von diesem Punkte noch eine Stunde links, hart am Fuße der steil aufsteigenden Wand des Kithäron, gerade unter seinem höchsten Gipfel. Vom Gebirge herabgestiegen, ritten wir über ein hügelichtes Terrain längs dem Fuße desselben und durch die Ruinen der Stadt, die ein großes Dreieck beschrieb, und deren mächtige, zehn bis zwölf Schuh dicke Mauern in ihren Fundamenten und hin und wieder in einer Höhe von vier bis sechs Fuß nach ihrem ganzen Umfange zu verfolgen sind, nach dem Dorfe Kolla, wo in ähnlicher Weise, wie am ersten Abende, übernachtet wurde.

Am folgenden Morgen wurden die Ruinen von Platää umritten, zwischen denen sich, am westlichen Rande der Stadt, vier bis fünf riesige, aber nur aus Kalkstein einfach gearbeitete, und von Luft und Wetter zerfressene Sarkophage finden. Dann ging es auf das eigentliche Schlachtfeld, das östlich von der Stadt zwischen und am Rande einer Gruppe niedriger, wellenförmig gestalteter Hügel liegt, die zwischen der Mündung des Dreihäupterpasses * im Osten und Platää im Westen, vom Fuß des Kithäron aus nordwärts bis an das Bette des Asoposbaches in die Ebene vortreten. Der König überzeugte sich durch den Augenschein, wie bei dieser Beschaffenheit des Terrains und bei der Bewaffnungs- und Kampfweise der Alten, wo es keinen Geschützdonner, kein knitterndes Gewehrfeuer gab, die Lakedämonier und Tegeaten schon im Gefecht seyn konnten, ehe die Athenäer dessen inne wurden; ** und wie bei einer andern Gelegenheit die Thebäer, durch die Hügel gedeckt, bis an die Thore der Stadt hinanschlichen und sich derselben bemächtigen konnten, ehe die Platäer, die bei der Feldarbeit auf ihren Aeckern zerstreut waren, die Nähe des Feindes gewahrten. ***

Vom Schlachtfelde ritt der König nordwestlich, in der Richtung von Leuktra, durch die Ebene, von wo der Asopos östlich, die Oeroe westlich abfließt. Der reiche Boden dieser Fläche, der zur Zeit der winterlichen Regen sich fast in einen Sumpf verwandelt, war jetzt durch die Glut der Augustsonne so zerspalten und zerklüftet, daß die Pferde nur mit Mühe vorwärts schritten. — Leuktra, in der Geschichte nur durch den Sieg des Epaminondas bekannt, war ein unbedeutendes Städtchen im Gebiet von Thespiä, † etwa anderthalb Stunden von Platää und eine Stunde von Thespiä gelegen. Es lag auf einem niedrigen Hügel, an dessen Fuße eine reiche Quelle entspringt, am nördlichen Rande einer etwa zwanzig Minuten breiten, von Ost nach West gestreckten Ebene. Die Ruinen von Leuktra sind ganz unscheinbar und dem Boden gleich gemacht, so daß der Pflug über sie hingeht. Daher haben die meisten Reisenden dieselben vergebens gesucht, und meistens sich durch den modernen Namen

---

* Herodot 9, 39. — Thukyd. 3, 24.

* ἐκβολαὶ κιθαιρωνίδες, Herodot, ebendas.

** Herodot, 9, 59.

*** Pausan. 9, 1.

† Xenoph. Gr.Gesch. 6, 4, 4.

eines Oertchens, Leuke*, noch näher an Thespiä, täuschen lassen. Man kann den richtigen Punkt nicht verfehlen, wenn man sich nach den drei Paragungia genannten Dörfern richtet, welche am südlichen Rande der oben erwähnten kleinen Ebene liegen. Dem östlichsten derselben ist Leuktra gerade gegenüber, und bei näherer Besichtigung des Terrains kann man die Fundamente einer mächtigen Mauer aus polygonen Steinen rings um den Rand des Hügels verfolgen, dessen abgestumpfte Spitze eine kleine Akropolis trug. Die Felder innerhalb der Ringmauer sind, wie gewöhnlich bei antiken Emplacements, mit Bruchstücken von Marmor und Ziegeln und mit Scherben von Thongefäßen übersäet, und bei der oben erwähnten Quelle unter dem südlichen Rande der Stadt, wo allem Anschein nach ein Thor war, liegen mehrere große Quadern und Säulentrommeln, vielleicht von einem Heiligthum der Nymphe des Quells.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Von einigen Pappeln (λεῦκαι) so genannt.

Einige Briefe aus dem Nachlasse F. Wilh. v. Gerstenbergs.

..........., den 1sten Mai 1816.

Sie haben mir, theurer Freund, ein Geschenk übersandt, dessen Werth ich ganz empfinde, und das aus der Hand des Gebers, dieser Hand wegen, mir noch um so viel werther ist. Nehmen Sie zuvörderst meinen tiefempfundenen Dank für Ihr mir dadurch bewiesenes Andenken, dann auch für die Gabe selbst. Diese glaube ich — verzeihen Sie mir diese Anmaßung — gerechter zu schätzen, als Sie selbst. Zwar verehre ich die Strenge des Urtheils, welches Sie über Ihre Arbeiten aussprechen, weil ich den Grund davon erkenne: Vergleichung der Ausführung mit vorschwebenden Idealen. Durch diese höhern Ideale ist aber jeder wahre und große Dichter größer, als er sich zeigen kann, denn auch ihm geht es, wie Lessing vom Maler sagt, daß auf dem langen Wege von Hause durch den Arm und den Pinsel Manches verloren gehe.

Früher noch, als ich Sie persönlich kannte, verehrte und liebte ich in Ihnen den großen genialischen Dichter, und ich bin überzeugt, daß die Nachwelt, so lange deutsch gesprochen wird, Sie als solchen verehren und lieben wird, wenn gleich wir dieses gesunde Urtheil vielleicht nicht erleben. Ein großer Dichter verschallt nicht auf lange Zeit, aber fast alle großen Dichter verschollen dem Scheine nach bald. Ihr Ruhm senkte sich gleich der Guadiana, verbarg sich, strömte dann desto lebendiger wieder hervor. So erging es Shakespeare, Milton, Ariost, Tasso, und wird jezt nicht mancher Zeitgenosse Klopstocken vom großen Publikum vorgezogen? Aber Klopstock wird seinen Rang doch behaupten! — Ihre Strenge hat Sie — darf ich sagen, verführt? — herrliche Gedichte zu verwerfen. Aber wahr ist es, die Sybille hatte recht, als sie von ihren Göttersprüchen zwei Drittheile zerriß, um nur Eins zu erhalten.

Ich freue mich der schönen Heiterkeit Ihres Alters, und entsage nicht der Hoffnung, vielleicht bald mündlich zu bezeugen, mit welcher herzlichen Verehrung und Freundschaft Ihnen ergeben sey

Ihr
treuergebener F. L. Stolberg.

Tremsbüttel, den 14ten Januar 1793.

Daß Ihre schöne Abhandlung über die zwei Kammern, werthester Herr von Gerstenberg, dem Scheine nach so undankbar in Tremsbüttel ist aufgenommen worden, daran sind Schuld: theils die vielen Geschäfte, die dem Herrn Amtmann zu Ende und Anfang des Jahres weder Zeit zum Lesen, noch zum Schreiben lassen, theils die Blödigkeit seiner Frau, die sich nicht überreden konnte, Ihnen einen weiblichen Dank für Ihre männliche Schrift zu sagen. Aber auf ausdrücklichen Befehl meines gestreugen Herrn nehme ich endlich heute die Feder, Sie bittend, es mir also nicht anzurechnen, wenn ich da rede, wo ich schweigen sollte. Ich habe Ihre Abhandlung mit vieler Aufmerksamkeit und Theilnahme gelesen. Gerade, als wir sie von Ihrer Güte erhielten, hatte ich de Lolme de la constitution anglaise geendigt, und es ward mir doppelt interessant, seine Beweise a posteriori mit den Ihren a priori zu vergleichen. Was mir aber in Ihrem Werke noch interessanter war, als die Entscheidung der aufgegebenen Frage über die Kammern, ist, was Sie im Eingange über die *** sagen: „jeder hell und wahr aus dem Urquell reiner Begriffe geschöpfte theoretische oder praktische Gedanke, er finde sich nun bei Plato oder Aristoteles, bei Leibnitz oder Locke, bei Cicero oder Hume, bei Tacitus oder —, ist ein Fragment aus der wahren Kantischen Philosophie ꝛc.“ Dieser Satz hat auf mich eine große Wirkung gethan; anch io sono pittore! dachte ich, und beschloß, mich wenigstens in die Vorhöfe dieses vorgeblichen labyrinthischen Tempels zu wagen. Als ich die Ehre hatte, Sie vorigen Sommer in Borstel zu sehen, versprachen Sie uns, einmal mehr über Kant sagen zu wollen. Möchte der künftige Frühling Sie auf's Land locken und zu uns führen; wir wollten dann unter heiterem Himmel der reinen Vernunft unter Ihrer Leitung nachspüren. Ich war durch Aeußerungen einiger Antikantianer sehr abgeschreckt, je

ein Buch von diesem Zermalmer zu lesen: er glaube an angeborne Ideen, personificire Zeit und Raum, verwerfe jede Erkenntniß a posteriori, sey ein Idealist, ein Atheist. Nun ich aber mich in das Zauberschloß gewagt habe, geht es mir, wie dem Melchior von Bremen bei dem berüchtigten Ritter, der nur mit solchen Gästen unsanft verfuhr, die aus Furcht oder Weichlichkeit die derbe, gesunde Speise oder den edlen Wein, verax aperire praecordia, nicht mit gesundem Appetit zu sich nahmen. Ich kam mit unbestochenem Gemüth, mit warmem Herzen und bescheidener Aufmerksamkeit in den Vorsaal des Ritters, wo ich weder Keulen sah, noch verriegelte Thüren fand, sondern die schönste Säulenordnung, die mich vermuthen läßt, die innern Gemächer werden dem Peristyle an Schönheit und Harmonie nichts nachgeben. Aber in jene bin ich noch nicht eingedrungen, und wenn Sie, werthester Herr v. Gg., mich hinein leiten wollten, so würde ich es dankbar erkennen. Mit der Kritik der reinen Vernunft, dritte Auflage, habe ich angefangen; dabei habe ich Schultzens Prüfung der Kritik und Schmits Wörterbuch. Fange ich so recht an? — Sehr dankbar werde ich Ihnen für jeden Wink seyn, und darf ich Ihnen meine Zweifel vorlegen, wenn mir welche kommen? Stolberg wird sich ehestens, sobald er einen ruhigen Augenblick findet, die Freude machen, Ihre interessante Abhandlung zu lesen und Ihnen dann selbst danken und Sie seiner herzlichen Freundschaft versichern. . . .

Ich verbleibe mit der größten Hochachtung, werthester Herr v. Gg.

Ihre ganz ergebenste Dienerin
L(ouise) Stolberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Industrie und Volksunterricht.

Der Saal, worin die öffentliche Sitzung statt fand, hing voll von Schriftproben, Zeichnungen, Mädchenarbeiten, und eine Auswahl von Knaben und Mädchen aus allen Schulen sang recht gut mehrere Lieder, Chöre und andere Singstücke unter Leitung des Herrn Wilhem, welchen der Munizipalrath von Paris vor einiger Zeit zum Inspektor des Gesangunterrichts in den Pariser kleinen Schulen ernannt hat. Aber interessant wäre eine Vergleichung des Zustandes der Pariser Schulen mit dem irgend einer Schule aus einer entfernten Provinz gewesen, wenn sich dies bewerkstelligen ließe. Bei den öffentlichen Ausstellungen sucht man stets nur die glänzende Seite der Dinge hervorzuheben und verbirgt die dunklere; es läßt sich also auch nicht wohl aus denselben auf's Ganze schließen. Indessen ist doch bekannt und unbestreitbar, daß seit einigen Jahren in Frankreich viel zur Verbesserung der Volksschulen und der Lage der Schullehrer geschehen ist. Aber noch bleibt viel zu thun übrig; dies verkannte auch der Berichterstatter der Gesellschaft nicht, und es erging daher ein Aufruf an die Volksfreunde, doch ja den gestreuten Samen nicht untergehen zu lassen, sondern das Wachsthum der jungen Keime so viel als möglich zu befördern. An Realschulen ist noch Mangel, aber auch diese werden nach und nach entstehen; eine große Industrieschule ist von Privatpersonen schon vor einigen Jahren in Paris angelegt worden und besteht noch; hoffentlich wird sie sich auch ferner erhalten, wiewohl sie wegen der chemischen Versuche, des physikalischen Apparats und dergleichen sehr viel kostet. Knaben können sich hier ganz für das Fabrikwesen bilden, wozu sie in den öffentlichen Anstalten, außer etwa in der polytechnischen Schule, keine Gelegenheit haben. In der Industrieschule ist der gesammte Unterricht auf dies einzige Fach gerichtet, welches jezt, in der langen Friedenszeit, eine so hohe Wichtigkeit erhält, und bei dem stets schwankenden Werthe aller Staatsanleihen immer mehr Kapitalien an sich ziehen wird. Ein Staatsdiener werden, um ein Amt nachsuchen, ist nicht Jedermanns Sache, und in Frankreich gewährt dies auch nicht immer eine sichere Aussicht auf die Zukunft. Wer frei und unabhängig leben will, zieht auch Beschäftigungen vor, wobei er nach Maßgabe seines Talents weiter kommt. Der Gewerbfleiß bringt noch dazu so großen Gewinn, wenn er wohl angebracht wird, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sich so Manche jezt auf dieses Fach legen, dem in Frankreich keine alten Gebräuche und Gesetze mehr im Wege stehen. Maschinenbau und Verbesserung, Gasbeleuchtung, Eisenbahnen, Fabriken, Alles dieses und vieles Andere beschäftigt jezt die Aufmerksamkeit und die Kapitalien. Frankreich ist ein Land voll von Materialien und Hülfsmitteln aller Art; es kommt nur darauf an, sie zweckmäßig zu benützen und sie sich mit dem geringsten Kosten und Aufwand von Mühe zuzueignen. Deßhalb ist es so wichtig, den Volksunterricht zu verbreiten, damit auch in den vom Mittelpunkte entfernten Provinzen, die bisher an der allgemeinen Regung wenig Antheil nahmen, bessere Begriffe von nützlichen Erfindungen und Bereicherungen der Kunst in Umlauf kommen, und die Geistesträgheit, welche überall dem von großen Städten entfernt wohnenden Volke eigenthümlich ist, einem regern Leben weiche. In Hinsicht seiner politischen Einrichtungen bleibt Frankreich jezt wenig zu wünschen übrig; aber im Ackerbau, im Gewerbsfleiß in den Landstädten, in der Benützung der vom Lande selbst dargebotenen Hülfsmittel hat es noch viel zu verbessern und anders zu gestalten. Deßhalb muß man immer wieder auf den Grund, Verbesserung und Verbreitung des Volksunterrichts, zurückkommen. Die Geistlichkeit, welche diesen Unterricht so gern in Händen behalten hätte, hat die Kunst nicht verstanden, denselben den Bedürfnissen der jetzigen Zeit anzupassen. Desto mehr müssen also die Volksfreunde, welche die redliche Absicht haben, ihren Mitmenschen die größte Freiheit und das meiste Glück zu verschaffen, durch Verbesserung des Unterrichts nach diesem Ziele hinwirken. Ihr Tagewerk ist viel leichter und angenehmer seit der Julirevolution, folglich ist man auch berechtigt, größern und auffallendern Erfolg von demselben zu hoffen, als sonst.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. Juli 1835.

Tu juges bien qu'une ville bâtie en l'air, qui a six ou sept maisons les unes sur les autres, est extrêmement peuplée, et que, quand tout le monde est descendu dans la rue, il s'y fait un bel embarras.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Der Sonntag in Paris.

An den Wochentagen ist der Anblick der Hauptstadt und die Lebensweise ihrer Bewohner so ziemlich gleichförmig, nur nach den verschiedenen Stadttheilen verschieden. Während in den Quartieren über den Boulevards, im Faubourg Saint Germain, so wie in allen Bezirken, wo die Reichen und Vornehmen wohnen, noch tiefe Stille herrscht, während selbst der Krämer und Handwerksmann im Faubourg Saint Antoine und im Quartier Saint Jacques von den Arbeiten und Mühen des vorigen Tags sich noch im Arme des Schlummers erholt, ziehen bei dem Scheine der halb erloschenen Straßenreverbèren schon mehrere tausend Landleute mit ihren schwerbeladenen Wagen in die Stadt, um die Produkte des Feldbaus noch vor fünf Uhr Morgens abzusetzen, wie es die Polizeiverordnung gebietet, damit später nicht das Gedränge der Wagen, Pferde und Menschen in den engen, schmutzigen Straßen der Stadt unentwirrbar werde. Ein mächtiger Markt beginnt; der Marché des Innocens, die Straßen Saint-Denis, Saint-Honoré, Montorgeuil und die kleinen, auf den Marktplatz stoßenden Straßen in der Runde beleben sich, die Marchands de vins öffnen ihre Laden, die Höckerweiber schlagen ihre Kaffeebuden auf der Straße auf, und die Detailhändler kommen dahin, um sich mit den Bedürfnissen des Tags zu versorgen. Bald darauf folgt ein langer Wagenzug, mit Seefischen, Austern, Butter, Eiern, Wildpret, zahmem und wildem Geflügel aller Art beladen; die Butter wird von eigends dazu angestellten, zuverlässigen Leuten centnerweise verkauft, und auf dem Fischmarkt werden ganze Wagen voll Fische auf einmal ausgeboten. Mit Anbruch des Tags kommen die leichten Fuhrwerke der Milchmädchen, Blumen-, Obst- und Gemüseverkäuferinnen; zahlreiche Omnibus, Favorites, Dames blanches und Diligencen fangen an, die Straßen zu durchkreuzen und die Einwohner der Hauptstadt von einem Stadttheile zum andern zu befördern und Reisende nach allen Weltgegenden abzuführen. Gegen sieben Uhr öffnen sich die Werkstätten, und um dieselbe Zeit gehen auch die Kaufläden auf. Um acht Uhr wird das Quartier latin besonders rührig und belebt; die Tausende von Studenten ziehen in die Hörsäle der Sorbonne und der Ecole de médecine; die Advokaten, Notare und Gerichtsschreiber empfangen etwa um dieselbe Stunde ihre Klienten im Heiligthum ihrer Kabinette. Um neun Uhr gewinnt die Cité ein bewegtes Ansehen; das Palais de Justice und seine weiten Gerichtssäle füllen sich mit Klägern, Beklagten, Advokaten und Zuschauern. Langsam geht die in den gewerbsamen Theilen der Stadt schon mit Tagesanbruch begonnene Bewegung in die Gegenden des Palais-royal, der Tuilerien, der Madelaine

und der Chaussee d'Antin über. Um zehn Uhr begeben sich die Angestellten, Beamten und Staatsdiener gemächlichen Schritts in ihre Kanzleien, die Schaar der Commis eilt auf ihre Komptoirs, und die Bankiers und großen Handelsherrn setzen sich an ihren Pult, um die zwischen zwei und fünf Uhr auf der Börse zu machenden Geschäfte zu überdenken und zu ordnen. Die allgemeine Thätigkeit dauert bis fünf Uhr, dann werden die Kanzleien, die Gerichtshöfe, die Komptoirs geschlossen, und alle wichtigen Geschäfte haben ein Ende. Der wohlhabende Bürger speist mit seiner Familie zu Mittag, die Fremden, Hagestolzen und pensionirten Beamten drängen sich in die Restaurationen und Speisehäuser, die reiche und vornehme Welt speist oder vielmehr schmauset zwischen sechs und sieben Uhr und fährt in glänzenden Equipagen zu ihren kostbaren Gastmahlen, welche an Luxus und ausgesuchter Delikatesse gewiß die mensae syracusanae der Alten übertreffen. Nach dem Mittagessen füllen sich die Kaffeehäuser und Theater bis gegen Mitternacht, dann gehen die Schauspiele zu Ende und die Nachhausegehenden nehmen noch hie und da im ersten besten Café ein Glas Eis oder Limonade. Der ruhige, gemüthliche Bürgersmann aber hat sich schon zur Ruhe begeben, wenn die vornehme Welt noch von einem Vergnügen zum andern fliegt, weil sie den Genuß nicht kennt, den mäßige Arbeit und die Uebung der Wissenschaften gewähren.

Eine andere eigenthümliche Physiognomie hat Paris am Sonntag. Vormittags sind noch die meisten Laden geöffnet und der Betrieb und Verkehr gehen noch im alten Gleise fort. Der Nachmittag dagegen legt die Geschäftsmiene ab und zieht ein Feiertagskleid an. Alles zeigt die laute, lebendige Bewegung eines Volksfestes. Schon gegen zwei Uhr fängt der industrielle Theil der Bevölkerung an, von allen Seiten der Stadt den Bureaux der Omnibus und Gesellschaftswagen zuzuströmen, welche um einen niedrigen Preis 14 bis 20 Personen zugleich in die benachbarten Ortschaften der Umgegend von Paris führen. Der Tuileriengarten, während der Woche in den Nachmittags- und Abendstunden der Sammelplatz der vornehmen und schönen Welt, ist heute von einer schwärmenden Volksmenge bestürmt und eingenommen; die Blumenbeete, Bänke und Statuen bedecken sich mit Staub, und das Auge, sonst nur gewöhnt, auf die geschmackvollsten und reichsten Toiletten zu treffen, wird an diesem Tage oft von dem wunderlichsten Damenputz überrascht. — Schaarenweise strömt es in den Louvre, und seine weiten Galerien füllen sich mit allerlei Volk, mit Müssiggängern, Taschendieben, Gaffern, Bettlern, mit verdächtigen Gerüchen und gedankenloser Langenweile. Sonntags muß man nicht das Museum besuchen; diese schönen Kunsthallen sind verpestet von der Hitze, dem Staub und den verschiedenartigen Gerüchen, welche von der in allen Gängen sich häufenden und drängenden Volksmenge verbreitet werden; begegnen wir auch hier und da einer schönen Dame aus der eleganten Welt, so erhöht dieselbe mit ihren Salben und Parfüms durch augenblicklichen Wohlgeruch nur die unserer Nase sogleich zurückkehrenden Leiden.

Auf dem Place de la Concorde sehen wir eine ungewöhnliche Menge jener zweirädrigen Fuhrwerke mit einem Gaule, welche man hier allgemein Coucou's nennt und die ehemals vor der Erfindung und Einführung der Omnibus die einzige qualvolle Ressource für den ehrlichen Bürgersmann waren, wenn er Sonntags mit seiner Familie eine Landpartie machen wollte. Heutzutage hat die Zahl dieser garstigen, unbequemen Fuhrwerke sich bedeutend verringert, und fast ausschließlich beschränkt sich jezt die niedere Volksklasse auf den Gebrauch derselben. — Die Alleen der Champs élysées werden Sonntags von schwerfälligen Fiakern und Cabriolets und lahmen Miethgäulen, anstatt von eleganten Tilburis und Kutschen und leichtfüßigen Engländern durchschnitten, und in den Seitengängen der Hauptallee drängt sich eine tumultuarische Volksmenge, welche bald vor der Marionettenbude stillsteht, um den Kasperle sich mit der Katze schlagen zu sehen, oder verwundert anhält, wenn niedlich gepuzte Kinder in einem kleinen, von Ziegen gezogenen Wagen spazieren fahren; die dicke Mezgersfrau überzeugt sich im Vorbeigehen, wie schwer sie wiegt, und der Soldat kauft dem Quacksalber, der die gröbsten Späße macht, eine Salbe wider die Hühneraugen ab. Zahlreiche Banden von Musikanten lassen sich hören, und überall rufen und lärmen die Limonadeverkäufer und Marchands de Coco mit ihrer durchdringenden Stimme dazwischen: Messieurs et Mesdames, qui est ce qui veut boire? — demandez à boire!

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Die Betrachtung der Oertlichkeiten verbreitet auch einiges Licht über die so wenig bekannten näheren Umstände der denkwürdigen Schlacht. Kleombrotos mit den Lakedämoniern kam aus Phokis auf rauhen, unwegsamen Pfaden, die heute kaum ein einzelner Wanderer passirt, längs der Südseite des Helikon über Thisbe (Kakosi) nach Kreusis (Livadostro), und lagerte sich an der Ebene von Leuktra, ohne

Zweifel auf den südlichen Hügeln, bei Paragungia; Epaminondas, der ihn in den Engpässen auf der Nordseite des Helikon am kopaischen See erwartet hatte, lagerte sich auf einem Hügel ihm gegenüber, also bei Leuktra selbst. Die kleine Ebene war demnach das Schlachtfeld, und der geschlagene Kleombrotos bewerkstelligte seinen Rückzug auf dem einzigen Wege, der ihm in seiner Stellung offen blieb, über die hinterwärts liegenden Höhen und das Thal der Oeroe um das westliche Ende des Kithäron nach Aegosthena. *

Beim Aufbruch von Leuktra nöthigte ein Regenschauer zu einem schnellern Ritte über niedrige Hügel nach Thespiä, das in kreisförmiger, durch die Trümmer der eingefallenen Mauer bezeichneter Gestalt in der Mitte einer schmalen, aber fruchtbaren Ebene und an den Quellen eines Baches liegt, der unter dem Namen Kannavari sich von hier in nordöstlicher Richtung zwischen den Hügeln fortschlängelt und drei Viertelstunden westlich von Theben die große thebäische Ebene durchkreuzt, um sich in den See Hylike zu ergießen. Die Ebene von Thespiä steigt westwärts sanft gegen den eine Stunde entfernten Helikon hinan, wo man auf einem spitzigen, isolirten Felsen die Ruinen von Askra (Hesiodos' Sitze) über dem Thale des Musenhains erblickt. Thespiä nahm wahrscheinlich zur Zeit seiner lezten Blüthe unter den Römern ** noch einen ansehnlichen Raum ostwärts außerhalb seiner Ringmauer ein, und hier vorzüglich findet man viele alte Quadern und Grabsteine mit Inschriften und schlechten Reliefs, *** theils über die Felder zerstreut, theils in den Ruinen einiger Kirchen und Fontänen vereinigt. Die Hügel auf der Nordseite der Ebene erheben sich steil zu einer Höhe von drei- bis vierhundert Fuß; auf ihnen liegt das Dorf Erimokastro, und in und neben der Kirche des h. Charalampos, westlich vom Dorfe, finden sich einige Basreliefs von hoher Schönheit, deren Transport in's Museum aber zur Zeit, bei dem Mangel an Wagen und fahrbaren Straßen, noch unmöglich ist.

Während des Aufenthalts in Erimokastro hatte der Regen aufgehört und die Reise wurde längs dem Kanivaribache nach Theben fortgesezt. Schon eine halbe Stunde vor der Stadt wurde der König von der gesammten Bürgerschaft empfangen, welche, nach Zünften (συντεχνίαι) geordnet, deren jede eine mit entsprechenden Emblemen verzierte Fahnen trug, Se. Majestät unter betäubendem Jubel in die Stadt einführten. Der Zug ging in dem Ravin oder tiefen Bette der Dirke, die auf der Westseite Thebens fließt, hinauf nach dem Thor der Elektra (dem südlichsten), wo ein Ehrenbogen errichtet war und wo der König von einem sehr hübschen jungen Mädchen mit einer kurzen Anrede begrüßt wurde. Das große Menschengedränge, da fast ganz Böotien sich hier versammelt hatte, erlaubte nur langsam in Theben einzureiten, so daß Frauen und Mädchen Zeit gewannen, den König und sein Gefolge aus den Fenstern des ersten Stocks mit wohlriechenden Essenzen zu überschütten, ein im Orient üblicher Bewillkommungs- und Höflichkeitsgebrauch. Nachdem der König in der Metropolitankirche einem Tedeum (δοξολογία) zu Ehren seiner glücklichen Ankunft in der Hauptstadt Böotiens beigewohnt, begab er sich in die für ihn bestimmte Wohnung.

Der stolze Name der siebenthorigen Thebe darf die Leser in Bezug auf diese Stadt nicht irre führen. Das heutige Theben * ist, wie schon zur Zeit des Strabon und Pausanias, ** auf den Rücken der Kadmeia beschränkt, eines länglicht ovalen Hügels, dessen Fläche sich von Süden nach Norden senkt; auf der Westseite fließt die Dirke, auf der Ostseite, noch durch ein paar niedrige Hügel von der Stadt getrennt, der Ismenos, und gegen Norden breitet sich die große Thebäische Ebene aus. Im Kriege ist die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt worden, aus dem sich erst einzelne schlecht gebaute Häuser wieder erheben; der Umstand, daß hier aller Boden, als früheres türkisches Eigenthum, der Regierung eignet, erschwert oder verzögert doch die Neubauten. — Von den Gebäuden des Alterthums sind keine Ruinen mehr erhalten, aber wohl eine Menge in den Kirchen und unter den modernen Trümmern zerstreuter Marmorquadern, Inschriften und Architekturstücke, zum Theil von vorzüglicher Arbeit, die an die geschwundene Pracht und Größe erinnern. Am südlichen Rande der Kadmeia steht ein starker, viereckiger Thurm aus dem Mittelalter, wahrscheinlich aus der Zeit des fränkischen Herzogthums unter der Familie la Roche; ferner ein Thor und eine Brücke aus derselben Zeit an der Ostseite der Stadt.

(Schluß des ersten Briefs.)

* Xenoph. a. a. O. 6, 4, 5—26. — Pauf. 9, 13.

** Strabon 9, S. 263 Tchn.

*** Diese Grabmäler stellen gewöhnlich einen Ritter mit seinem Schilde, neben seinem Rosse stehend, dar, mit der Ueberschrift: ὁ δεῖνα ἥρως χαῖρε, oder ἥρως χρηστὲ χαῖρε. Die Zeit aber, in welcher man jeden ehrlichen Spießbürger in seiner Grabschrift zu einem Heroen (und Frauen zu Heroinen) zu stempeln pflegte, war eben die, wo die griechische Geschichte keine Helden mehr kennt.

* Jezt ἡ Θῆβα, oder in dem äolisirenden Volksdialekt ἡ Φῆβα.

** Strabon 9, S. 251 Tchn. — Pausan. 9, 7.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Buffalini. · Verfall der Musik.

In unserm Toskana ist im Gebiet der Wissenschaften mehr Erfreuliches zu bemerken, als man in Deutschland glaubt. Schon früher ward der um Naturwissenschaften, namentlich um Physik, wohlverdient. Professor Nobili hieher berufen, und neulich ist auch Buffalini aus dem Römischen für die klinischen Anstalten der hiesigen Stadt gewonnen worden. Vielleicht konnte sich in neuester Zeit kein Lehrer solchen Beifalls bei der italienischen Jugend rühmen, als Buffalini in diesem Augenblick genießt; er elektrisirt nicht allein die Studenten, welche zur Beendigung ihres praktischen Kursus hier aus Pisa und Siena zusammenkommen, sondern entzückt durch seine Milde, durch seinen gediegenen und belebten Vortrag Jeden, der ihn zu hören Gelegenheit fand. Am Krankenbett namentlich entfaltet sich die ganze Klarheit und unendliche Güte seines Wesens, und nimmt überzeugend und gewinnend nicht allein für die Wissenschaft, sondern mehr noch für seine Persönlichkeit ein, so daß die Jugend ihm die Pferde vor dem Wagen ausspannen und ihn nach Hause ziehen will. So sehr auch, wer weiß das nicht? die italienischen Studenten an allgemeiner Bildung und vorzüglich an Kenntnissen den deutschen nachstehen, so wenig weichen sie diesen im Enthusiasmus für verehrte Lehrer. Daß dies sich nun hier vielleicht etwas greller äußert, rührt eben sowohl daher, daß so selten etwas Bedeutendes gehört wird, als daß der Italiener, überhaupt entzündbarer, ist er einmal aus seiner verständigen Haltung herausgetrieben, leicht maßlos wird. Durch allen Verfall hindurch findet Großes und Bedeutendes immer noch, wenn auch nur momentan, im Herzen der italienischen Jugend einen Widerklang; der Puls des großen Lebens, der ehemals die größten Schöpfungen durchdrang, hat bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz ausgeschlagen.

Die Oper kann in Florenz nicht leicht eines von den jetzt am Theaterhimmel glänzenden Gestirnen besitzen, weil man nicht die verhältnißmäßig ungeheuern Summen dafür verwenden will, welche Mailand, Neapel, ja selbst kleinere Städte Toskana's in den letzten Jahren für dieses Vergnügen bezahlt haben. Da die Pergola während des Karnevals und auch sonst ein großer Konversationssaal für die vornehme Welt ist, und man deßwegen wenig auf das achtet, was eben vorgetragen wird, höchstens auf einen Augenblick die Unterredung stocken läßt, wenn eine jener beliebten Rossinischen oder Bellinischen Arien, ein lärmendes Finale oder ein erträgliches Duo zum zwanzigsten Male wiederkehren, so ist das Haus bis zum Brechen überfüllt. Es kommt dazu, daß die Wohlfeilheit der Preise dieses Vergnügen auch dem weniger Bemittelten zugänglich macht. Während man in St. Karlo in Neapel für einen Platz im Parterre stets einen halben Scudo zu zahlen hat, kann man hier die Pergola um drei Paul, die übrigen Theater um höchstens einen Paul besuchen. Dies ist alles ganz hübsch, wenn das Vergnügen nur selbst nicht so über alle Vorstellung mager und ungenügend ausfiele, wenn man nur ein einziges Mal ein musikalisches Ganze, oder eine Komödie ganz genießen könnte.

Ich weiß nicht, ob man ein besonderes Recht hat, stets den Verfall der Künste in Italien hervorzuheben. Die Italiener können wenigstens für sich anführen, daß sie während mehr denn drei Jahrhunderten das Rühmlichste geleistet haben, und daß der jetzige Zustand eben auch noch ein nationaler ist, d. h. die elende Unbedeutenheit zeigt, zu welcher das übrige Leben Italiens nun schon seit langer Zeit verdammt ist. Andere Nationen, die bei einzelnen würdigen Bestrebungen eben so wenig eine historische, mit dem Geist des Volks verbundene Kunst aufzuweisen haben, werden nicht auf ähnliche Weise sich entschuldigen können. Man lege sich dies zurecht, wie man eben will, man gestehe ein, daß die letzten Jahrhunderte so gut als das unsrige einem ganz andern Ziele, als einem künstlerischen entgegenstrebten, daß die Italiener vielleicht (woran am Ende wenig gelegen ist) in diesem Augenblick wirklich weniger Talent in den bildenden Künsten entwickeln, als einige andere Nationen; daß aber die Musik, welche gerade in und mit dem Verfall des politischen Lebens erstand und sich erhob, so jämmerlich verunstaltet wird, muß von Allen drückend empfunden werden, welche daneben die Fülle und den Reichthum musikalischen Lebens sich vergegenwärtigen, das dem Italiener in seiner fast immer schönen Stimme von einer verschwenderischen Natur mitgegeben ist. Eine ganze Weile ist man hingerissen gewesen von der Walzer- (ballabile) und Militärmusik (bandabile) des Rossini, hat sich diese so lange vortrompeten, vorpauken und vortrommeln lassen, daß man endlich nach der Reaktion eines weicheren Romantismus sich umsah. Nun wird man nicht müde, die Kompositionen des Bellini zu wiederholen, welche bei gewiß geringerer Einheit, bei weniger geschickt gehandhabter Instrumentirung das sentimental schöne Motiv des l'amo, l'amo, e mi piu cara aus Romeo und Julia überall durchklingen lassen. Ich möchte wissen, ob man in Italien je dahin kommen wird, diesen Komponisten ihren eigentlichen Platz anzuweisen; der Geschmack an ihren Leistungen hat jetzt alle Klassen des Volks so durchdrungen, daß es auf jeden Fall noch weit hinauszurücken seyn wird. Kommt aber die Zeit, dann wird sich vielleicht der Enthusiasmus, der sie jetzt bis an die Sterne, in den Himmel der Unsterblichkeit tragen will, in eben so großen Haß, in das Bewußtseyn umgestalten, daß sie den Schwächen, den Sünden ihres Volkes mit Syrenengesängen schmeichlerisch fröhnten, und auf unberechenbare Weise das entnervten, was für die Hoffnung einer allmählichen Erhebung Gewähr zu leisten hatte. Einer unbefangenen Nachwelt wird es zu urtheilen überlassen seyn, ob dies nicht die Poeten waren, welche jener Athenienser über die Grenzen seines Landes hinausgeschickt wissen wollte. — Bei einer Nation, die kein musikalisches Gefühl, und deßwegen keine Komponisten hat, ist ein Verfall dieser Art erklärlich; sie mag Alles, was italienisch von italienischen Sängern vorgetragen wird, schon traditionsweise für vortrefflich nehmen. Hier aber, wo als letzter Strahl abscheidender Größe zu Anfang des 16ten Jahrhunderts sich das Herrlichste in der Kirchenmusik entfaltete, wo die Lamentationen des tiefsten Italieners, des Palestrina, als Klagestimmen über die verfallende Größe seines Volkes angesehen werden können, wo später eine Unzahl reichbegabter Komponisten mit den geistreichsten Schöpfungen auftrat, hier, wo, wie gesagt, von den untersten bis zu den höchsten Klassen die Natur noch immerfort die schönsten Stimmen verschwendet — keine Kirchenmusik mehr, keine einzige wirklich bedeutende Oper, keine, oder ganz wenige Sänger und Sängerinnen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Juli 1835.

His absence
Lays blame upon his promise.
Shakespeare.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Der Umstand, welcher jezt in der wissenschaftlichen Welt die allgemeine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt und mit welchem ich meinen diesmaligen naturwissenschaftlichen Bericht eröffnen muß, ist das noch immer nicht erfolgende Sichtbarwerden des Halley'schen Kometen, nachdem unser wackerer Kometenberechner Olbers in einer, der astronomischen Gesellschaft zu London Anfangs dieses Jahrs vorgelegten Abhandlung zu beweisen versucht hatte, daß das Eintreten jener Erscheinung mit einiger Wahrscheinlichkeit schon im Februar oder März, und also lange vor dem bekanntlich erst im November stattfindenden Durchgange durch die Sonnennähe erwartet werden dürfe. Olbers stüzte diese Wahrscheinlichkeit vorzüglich auf die Analogie, daß andere Kometen, und namentlich der, in der Erinnerung vieler Leser noch lebende, prachtvolle Komet des Jahrs 1811, in einer weit größern Entfernung von der Sonne sichtbar gewesen sind, als diejenige ist, in welcher sich der Halley'sche Komet bald nach Anfange des laufenden Jahrs befunden haben muß, obwohl, wie wir gleich sehen werden, andere Astronomen dies nicht erfolgende Sichtbarwerden des leztern eben von seiner noch fortdauernden großen Entfernung abhängig machen. Allein es darf dabei doch auch bemerkt werden, daß jenes Sichtbarwerden überhaupt nicht allein von der Entfernung, sondern zugleich von der Größe und Masse des Kometen abhangen könne, und daß leztere bei dem Halley'schen Kometen, der schon so oft durch seine Sonnennähe gegangen ist, und dabei immer eine bedeutende Schweifausdehnung erfahren hat, in Folge des leztern Grundes wohl eine Verringerung erlitten haben könnte; eine Hypothese, welcher mehrere Astronomen huldigen und auf welche wir unten zurückkommen werden.

In jedem Falle ist das Ausbleiben des so sehnsuchtsvoll erwarteten Himmelsgastes ein höchst merkwürdiges Faktum, und hat auch schon zu einer astronomischen Mystifikation Veranlassung gegeben. Während man sich nämlich noch darüber besprach, erschien plözlich in allen Berliner Blättern eine angebliche Mittheilung des jezt am Kap der guten Hoffnung beschäftigten englischen Astronomen Herschel (Sohn des großen Herschel) an

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 111 u. ff. unserer Blätter.

den Direktor der Wiener Sternwarte, Littrow: „es sey der Halley'sche Komet von ihm bereits beobachtet, aber, in wahrscheinlicher Folge der Anziehungseinflüsse anderer Himmelskörper, an einer ganz andern Stelle, als wo er hätte gesucht werden müssen, und derselbe werde im laufenden Jahre nun ferner für uns gar nicht mehr sichtbar werden.“

Der Direktor der Sternwarte zu Seeberg, Professor Hansen, erwiderte darauf mit Recht, „daß sich der nun schon bei fünf Erscheinungen beobachtete * und im bevorstehenden Herbste zum sechsten Male zu erwartende Halley'sche Komet noch in sehr großer Entfernung von uns befinde, welche zu Ende Aprils gegen 80 Millionen Meilen betrage. Seine noch nicht erfolgte Sichtbarkeit für uns könne daher die Vorherverkündigung seiner Wiederkunft nicht widerlegen, da überhaupt seit seinem Verschwinden im Jahre 1759 auch durch die stärksten Instrumente nichts von ihm wahrgenommen worden sey. Die Bestimmung seiner Wiederkunft auf den diesjährigen Herbst gründe sich aber auf die Vergleichung der Umstände seiner frühern Umläufe und auf die Basis des Newton'schen Gravitationsgesetzes, welches alle Himmelskörper regiert und noch nie getäuscht hat. Die Berechnung sey durch mehrere Astronomen, ** unabhängig von einander, geführt, und bei der nahen Uebereinstimmung der gefundenen Resultate als geschlossen zu betrachten. Nur in dem einzigen Falle, daß der Komet in seinem Laufe mit einem andern Weltkörper zusammengestoßen wäre, sey es möglich, daß seine Wiederkunft zur berechneten Zeit vergeblich erwartet würde; aber die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zusammentreffens sey unendlich klein. Am allerwenigsten lasse sich aber im gegenwärtigen Zeitpunkte weder am Vorgebirge der guten Hoffnung, noch an irgend einem andern Punkte der Erde eine Beobachtung dieses Kometen annehmen, woraus eine solche Ablenkung von seiner Bahn, wie sie Herschel an Littrow gemeldet haben solle, geschlossen werden dürfe.“ Wirklich machte der Wiener Astronom auch bald nachher öffentlich bekannt, daß jene angebliche Mittheilung von Herschel an ihn ein bloßes astronomisches Mährchen sey, nach dessen eigentlichem scherzhaften Urheber man sich bisher vergeblich umgesehen hat.

Trotz dieser Widerlegung des Faktums selbst aber, hat die Sache bei mir doch zu sehr ernsthaften Bedenklichkeiten Veranlassung gegeben, über welche ich mich, zumal der Gegenstand immer größeres und allgemeineres Interesse erregt, mit den Lesern des Morgenblatts aussprechen muß, um für den Fall, daß die Vorhersagungen der rechnenden Astronomie in Bezug auf die Wiederkehr unseres Kometen diesmal nicht ganz oder gar nicht zuträfen, die Ehre der erhabensten aller Wissenschaften gleichwohl zu retten. Ich muß aber bei den nun folgenden, dazu nöthigen Auseinandersetzungen freilich eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Die Ursache nämlich, welche bewirkt, daß die Körper unseres Sonnensystems elliptische Bahnen um die Sonne, als den Centralkörper dieses Systems, beschreiben, ist bekanntlich die Anziehungskraft dieser leztern, und diese Kraft wirkt dabei nach dem doppelten Verhältniß der Masse der Sonne und, ganz allgemein gesprochen, nach einem gewissen Gesetze der Entfernung. Dieselbe Kraft wohnt aber unter denselben allgemeinen Bedingungen allen Körpern bei, und indem also mehrere derselben die Sonne umkreisen, so werden sie nicht bloß von dieser angezogen, sondern sie ziehen sich indeß, wiewohl viel weniger, zugleich unter einander selbst an. Man nennt leztere kleinen Modifikationen, welche die überwiegende Anziehungskraft der Sonne durch die störenden Anziehungseinflüsse der andern Planeten erleidet, Perturbationen, und bringt den Aufenthalt oder die Beschleunigung, die jeder Himmelskörper dadurch erfährt, bei Bestimmung seines allaugenblicklichen Himmelsorts mit in Rechnung; so also auch bei unserm Kometen. Nun hat es bei dieser Berechnung bis jezt als Grundsatz gegolten, nur die Masse des perturbirenden und nicht die des perturbirten Himmelskörpers in Betracht zu nehmen; denn, sagte man, wenn Ein materieller Punkt mit einer gewissen Kraft angezogen wird, so wird auch jeder andere materielle Punkt, den ihr euch neben jenem ersteren denkt, mit derselben Kraft angezogen werden; es ist kein Grund vorhanden, eine geringere Anziehung für diesen zweiten Punkt als jenen ersten anzunehmen; die Gegenwart des zweiten ändert darin eben so wenig etwas für den ersten, und die Anziehungskraft hängt also nur von der Masse des Körpers, welcher anzieht, und nicht desjenigen ab, welcher angezogen wird. *

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Nämlich in den Jahren 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759, mehrere frühere, nicht mit gleicher Zuverlässigkeit konstatirte Beobachtungen ungerechnet. N.

** Namentlich durch die beiden geschickten französischen Rechner Damoiseau und Pontécoulant und den wackern Professor Rosenberger zu Halle, deren Resultate sehr nahe zusammentreffen. Pontécoulant hat die Rechnung mehrmals geführt, und sezt den diesmaligen Durchgang durch das Perihelium, am Schlusse seiner Théorie analytique du système du monde, auf den 21en November.

* „Donc la force attractive ne dépend que de la masse qui attire, et non pas de celle qui est attirée.“ So Lalande, den ich wörtlich citire, da diese Sache weiter führen könnte.

N.

Der Sonntag in Paris.

(Fortsetzung.)

Am originellsten ist der Anblick der Hauptstadt vor den Barrièren. Auf allen Straßen und Wegen strömen die Leute aus den arbeitenden Volksklassen nach allen Seiten, in allen Richtungen dahin. Am besuchtesten sind die Barrière de Belleville hinter dem Faubourg du Temple, die Barrière du Trône hinter dem Faubourg Saint-Antoine, la Petite Villette hinter dem Faubourg Saint-Martin, die Barrière de Berry in der Nähe der Austerlitzbrücke, die Barrière du Maine hinter dem Observatorium u. s. f. Weiber, Kinder, Männer, Bursche und Mädchen drängen sich gruppenweise und ziehen in fröhlicher Redseligkeit durch die Straßen nach dem Ziel ihrer heutigen Wanderung. Jeder Sonntag ist hier ein Fest, ein Jahrmarkt, eine Kirchweihe, ein Tag, gebenedeit vom Volke, verachtet von den Reichen und Vornehmen. Kleidung, Eile, Gesprächigkeit und heitere Laune deuten auf etwas Außergewöhnliches. Man hat alle Mühe, gleichen Schritt zu halten mit dem rüstigen Volke, das sich drängt und stößt und durch die verschiedenen Faubourgs eilt, gleich als ob irgend ein Aufzug, eine Hinrichtung, ein Wunder zu sehen, ein merkwürdiges Thier zu schauen, eine Prinzessin einzuholen und eine hohe Herrschaft zu bewundern wäre. In den Straßen der Faubourgs wimmelt es von Menschen; viele Spaziergänger kehren schon unterwegs ein-, zweimal im Wirthshause ein, um sich durch einen Trunk für den weiten Gang zu belohnen oder sich auf die Reise zu stärken.

Endlich kommt man vor die Barrière, wo Essen, Wein und Tanz billiger sind, als in der Stadt, weil das Bereich des Douaniers aufhört. Ein Cabaret, ein Marchand de vins reiht sich an den andern; alle haben vollauf zu thun, und die berühmtesten darunter, wie le petit Caporal vor der Barrière du Maine, le grand Vainqueur vor der Barrière von Belleville, les Maronniers vor der Barrière von Berry u. s. f. sind jeden Sonntag zum Erdrücken voll. Das Aeußere dieser Guinguettes ist mit großen Sechsen und Achten beschrieben, was anzeigen soll, daß man daselbst das Litre Wein zu sechs und acht Sous verkaufe; das Innere, immer schmutzig und wenig einladend, ist überfüllt mit Handwerkern, die in ihren Sonntagsröcken und Hüten herumstehen und sitzen und bedeutenden Spektakel machen. Unter ihnen bemerkt man manche hübsche Weiber und Grisetten, deren saubere Tracht und natürlich gute Haltung auffallend gegen den ungeordneten Anzug und die nicht sehr galanten Manieren ihrer Liebhaber abstechen. Durch alle Thüren geht es aus und ein; es summt, lärmt, schreit und ruft von allen Seiten in den verschiedensten Tönen und Dialekten. Reges Leben, so weit das Auge reicht; es wird gesungen, gezankt, gezecht. Endlich erschallt die türkische Trommel und der pfeifende Ton der Klarinette vom Tanzplatze her; da werden die stehenden und sitzenden Massen flüssig, die Guinguettes leeren einen großen Theil ihrer Gäste aus, und alle Tanzlustigen eilen auf den Tanzplatz, der während der freundlichen Jahreszeit im Freien angebracht ist. Die Tanzsäle für den Winter sind groß und geräumig; ein Kronleuchter hängt in der Mitte, und der Plafond ist mit soviel Zahlen beschrieben, als Paare zugleich tanzen können. Der Preis für jeden Tanz wird nämlich im Voraus entrichtet; der Tänzer kauft am Comptoir für jeden Contretanz oder Walzer ein Billet mit einer Nummer, welche ihm seinen Platz im Saale anzeigt, eine sehr einfache und löbliche Einrichtung, wodurch es möglich wird, daß trotz des außerordentlichen Zudrangs niemals Verwirrung und Unordnung entsteht.

Der Volkstanz der Franzosen hat durchaus nicht so viel Leben, originellen Charakter, Ausdruck, Bewegung und Schnelligkeit, als z. B. der römische und deutsche Nationaltanz, und doch habe ich auf diesen Tanzplätzen oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie die Tänzerin eine schöne Figur, einen hübschen Fuß, der Tänzer einen gewandten Körper und eine gute Haltung trefflich geltend zu machen wissen. Natürlicher Anstand und Gewandtheit sind zwar jedem Pariser ohne Ausnahme von der Natur mitgegeben, doch ein anderer, nicht unwichtiger Grund dafür liegt unserm Bedünken nach in der Beschaffenheit und dem Charakter der Hauptstadt selbst. Die Straßen in Paris sind entsetzlich enge, namentlich in den Stadttheilen, wo die arbeitenden und gewerbtreibenden Klassen wohnen. Diese engen Straßen haben nur eine Gosse; das Pflaster läuft abwärts von den Häusern zur Mitte, so daß sie stets mit Schmutz bedeckt sind; Kabriolets, Frachtwagen, Kutschen, Menschen und Esel arbeiten diesen Koth unaufhörlich und gemeinschaftlich durcheinander, denn in den engen Gassen sucht man vergebens Trottoirs. Diese Unannehmlichkeiten haben nun das Gute, daß man dadurch eine leichte Haltung und Gewandtheit des Körpers erlangt. Ist es zu verwundern, daß man beweglich und gewandt wird, wenn man jeden Augenblick in Gefahr ist, von einem Wagen niedergerannt zu werden, jeden Augenblick in Angst, zwischen das Menschen- und Pferdegewimmel zu gerathen, wenn man beständig auf den Fußspitzen hüpfen muß, um die Pfützen zu vermeiden, wenn man die Augen überall, vorwärts und rückwärts haben, und sich unter allen nur denkbaren Stellungen und Windungen an Sack- und Kohlenträgern, Mehlkrämern, Laternen- und Fischweibern wegschieben muß, um die Kleidung rein

und ganz zu behalten? Ich wette, wenn man den tölpischsten deutschen Bauer eine Zeitlang nach Paris schickte, unter der Bedingung, daß er in den engen Gassen täglich einige Stunden spazieren gehen müsse, er würde so gewandt nach Hause kommen, wie ein Leipziger oder Berliner Dandy.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz. Juni.

(Fortsetzung.)

Verfall der Musik und dramatischen Kunst.

Wer nach Italien kommt, um alte Kirchenmusik zu hören, wird von den nördlichen Städten des Landes etwa so auf die südlichen vertröstet, wie einem von Genua aus in Rom, von dort in Neapel, Palermo, Malta, und von da aus, wer sie noch weiter suchen will, in Afrika immer die „schönern Orangen" verheißen werden. Man hat sich mit dem zu begnügen, was man in Rom, und auch dort nur in der Osterwoche hört. Wer die päbstliche Kapelle häufig besucht, die großen Feste genau verfolgt, sich weite Wege, bedeutenden Zeitaufwand, oft getäuschte Erwartung, eine jedes Mal zu verschluckende Dosis von Langeweile und Verstimmung nicht verdrießen läßt, kann sicher seyn, auch außerdem manche schöne Erinnerung mit über die Alpen hinüber zu nehmen. Doch will ich bemerken, daß man außer einem Enthusiasmus, der vorhält, ein großes Phlegma mitbringen, oder sich hier erwerben muß, um nicht durch die gewöhnlich unruhige und unaufmerksame Umgebung gestört zu werden. Dem Italiener fehlt einmal für Produktionen dieser Art der Sinn, und wenn die alte Kirchenmusik in den Festlichkeiten der heiligen Woche während der allerlezten Zeit nicht noch mehr verschwand (sie ward schon genug reduzirt), so ist dies vielleicht bloß das Verdienst des wackern Bai. Man sieht, wie prekär eine Sache gestellt ist, welche sich fast lediglich an die Persönlichkeit Eines Mannes knüpft.

In der Oper ist der Italiener allmählich so entnervt worden, daß Gluck und Mozart ihm als veraltet (roba vecchia) erscheinen. Er läßt uns Deutschen auch hier den Titel der Gelehrsamkeit, den man Deutschen überhaupt so gerne zukommen läßt, sich oder den Franzosen dabei die eigentliche Methode, mit Einem Wort den Geist vorbehaltend. Außer der Pasta, die auch schon eine gute Weile singt, gibt es in diesem Augenblick keine italienische Sängerin von eigentlich europäischem Ruf. Im Gegentheil sind es Deutsche oder Französinnen, die hier Glück machen. Man wird der Ronzis, der Boccabadati, der Blasis, und wie sie Alle heißen mögen, einräumen, daß sie ganz gute Bravoursängerinnen sind; aber wo ist seit Jahr und Tag außer den ganz vereinzelt dastehenden Leistungen der großen Pasta etwas gehört worden, das Verständniß der ganzen Rolle, richtige Durchführung der musikalischen Aufgabe, Eindringen in den Geist der Darstellung, kurz, etwas zeigt, wie wir es an der Milder, der Schechner, der Malibran zu sehen gewohnt sind? Wie fest und verknöchert der Italiener nun einmal in [illegible] Ansicht von musikalischem Vortrag, von Musik überhaupt geworden ist, beweist, daß die Malibran, obwohl sie seit einigen Jahren in Italien von Zeit zu Zeit gesungen und allgemeinen Enthusiasmus erregt hat, doch für die Sänger und Sängerinnen selbst so gut als gar nicht dagewesen ist. In Deutschland und Frankreich lassen doch solche Erscheinungen gute oder schlechte Kopien, wenigstens Bestrebungen auf ihrer Bahn zurück; und wer erinnert sich nicht, daß, wenn die Krelinger oder die Schechner Reisen durch Deutschland machten, ihre Darstellungen noch für geraume Zeit in verjüngtem Maßstabe reproduzirt wurden? Hier aber, wo man in der Malibran statt der hergebrachten instrumentenmäßigen Absingerei, statt der verschnörkelten Skalen, statt der gemein-heftigen Gestikulation und der unangemessensten Gebahrung, statt der Entstellung alles Weiblichen, plözlich eine schöngebildete Stimme hörte, die sich ganz beherrscht und in der Gewalt hat, eine Biegsamkeit und Folgsamkeit, welche noch immer mehr Schnörkeleien zugelassen hätte, als die besten Heldinnen des Tages anbringen konnten, wo man ein Eindringen in den Geist der Rolle bemerken konnte, ein Verfolgen und Durchführen derselben, einfach plastische Bewegungen, die nie ausladen und stets in den engbeschriebenen Kreis der Weiblichkeit zurückkehren — hier staunte, stuzte, klatschte — vergaß man. Die Malibran läßt so wenig bleibende Folgen zurück, als Manzoni der höhern Romantik ein allgemeineres Verständniß eröffnen wird. Ich glaube, man wird hier nicht einwenden, daß Lablache und Rubini diesen Behauptungen auf das Glänzendste widersprechen, da an ihnen Italien nicht allein die hinsichtlich der Stimmen, sondern auch im Spiel ausgezeichnetsten Sänger von Europa besize. Das Lezte ist eine von den runden Phrasen der Italiener, welche sie so gerne brauchen, und von Canova und Rossini bis zum Ueberdruß, und jezt vielleicht schon zum Staunen der unbefangenern Mitwelt wiederholen. Man kann ihnen einräumen, daß Lablache als Barbier von Sevilla durchaus einzig und vollendet ist, Rubini in andern Rollen vielleicht nicht weniger; aber was beweisen zwei Sänger im Vergleich zu diesem eigentlich nationalen Ueberfluß an schönen Stimmen anders, als daß sie Ausnahmen sind?

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Nach einem Sonette des Francesco Redi.

Nennt mir den Lehrer, seine Kunst ist lang
Im kurzen Leben, schwer die Probestunden,
Dem armen Schüler wird oft angst und bang,
Wie Wind ist oft die rechte Zeit verschwunden.
Auf seinem Throne sizt der stolze Meister,
Die Ruthe hat er in die Hand genommen,
Er plagt die Körper, quälet auch die Geister
Der Armen, die in seine Schule kommen.

Oft schlägt er Wunden, doch ist fertig schon
Sein feiner Balsam, der die schlimmsten heilet;
Die Schüler nehmen seufzend selbst den Lohn,
Den er so sparsam unter sie vertheilet;
Doch so tyrannisch auch sein Scepter walte,
Man sieht die Schüler selten sich entfernen;
Die Schule blüht, zuströmen Jung und Alte,
Weisheit von ihm? nein, Thorheit nur zu lernen!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Juli 1835.

Ein jeder für sich selber schafft,
Wie Leuchtameisen wimmelhaft,
Und wuselt emsig hin und her.

Goethe.

Der Sonntag in Paris.

(Beschluß.)

Bei den sonntäglichen Volksvergnügungen geht es meistens ordentlich und friedlich her, und mit Ausnahme der Fastenzeit, hört man in den Tanzsälen vor den Barrièren nie jenes unbändige Geschrei und Gekreisch, wodurch unsere Kirchweihen und andere Volksfeste oft so unangenehm gestört werden. Die Franzosen sind zwar zu Neuerungen, aber wenig zu Unordnungen geneigt; von Natur sind sie sanft, freundlich und gesittet. Wenn der ungezogenste Gamin von Paris, den Kopf rückwärts gekehrt, gegen einen Vorübergehenden auf der Straße anrennt, sind seine ersten Worte: Je vous demande bien pardon, Monsieur! und wenn man ihm auch nur den geringsten Gefallen erweist, ihm z. B. mit den Füßen seinen Spielball anhält oder zustößt, ermangelt er nie, sein Merci bien, Monsieur! zu rufen.

Während nun das eigentliche Volk vor den Barrièren von Paris ißt, trinkt und in seiner Weise lustig ist, während die Bourgeoisie vor dem Thore von Passy und Auteuil, in Sèvres, Saint-Cloud, Vincennes und andern umliegenden Ortschaften tanzt und sich vergnügt, ist Paris selbst ungewöhnlich still, und im Vergleich gegen die Tage in der Woche, fast wie ausgestorben. Ich habe oft Sonntag Nachmittags in der ganzen langen Rue Neuve-des-Petits-Champs und Rue Richelieu, wo sonst ein ewiges Wagengerassel und Menschengedränge auf der Straße und den Trottoirs ist, kaum ein Dutzend Wagen und einige hundert Menschen gezählt. Diesen Umstand wissen sich auch die Diebe zu Nutze zu machen, und neulich haben sie eines Sonntags an hellem Tage, zwischen vier und acht Uhr, in der Rue Saint-Honoré, einer der belebtesten Straßen von ganz Paris, das Magazin und die Kasse eines Marchand de nouveautés von unten bis oben ausgeleert; der gute Bürgersmann hat sein Sonntagsvergnügen theuer bezahlen müssen. Erst gegen Abend, wenn es dunkel wird, fangen die Straßen der Hauptstadt wieder an, sich zu beleben, und bald fluthet eine unabsehbare Menschenmenge auf den Boulevards, in den elysäischen Feldern und im Garten des Palais-royal auf und ab. In den Concerts des Champs élysées und des Jardin Turc auf dem Boulevard du Temple ist bald kein Stuhl mehr zu haben, und kein Bienenkorb ist voller als der Garten und das Café Turc. Ebenso gedrängt voll ist es vor dem Garten, und die breiten Trottoirs des Boulevards haben nicht genug Raum für die Masse, welche sich herbeidrängt, um das Konzert mit anzuhören. Diese Konzerte im Freien sind erst seit wenigen Jahren in Paris aufgekommen, haben sich

aber durch die aufmunternde Theilnahme des Publikums in dieser kurzen Zeit außerordentlich vermehrt. Sommers kann man jeden Abend, so oft die Witterung günstig ist, die Ouvertüren der besten und neuesten Opern, die beliebtesten Quadrillen und Walzer in den Champs élysées und im Jardin Turc spielen hören; auch für den Winter braucht man dieses Genusses nicht zu entbehren, denn die Direktoren der Konzerte in den Champs élysées haben einen eigenen Konzertsaal zu diesem Zwecke in der Rue Saint-Honoré einrichten lassen, und seit dem lezten Winter ersetzen die Konzerte in den Salons des ehemaligen Hotels Laffitte die Sommerkonzerte des Jardin Turc. Der Eintrittspreis ist äußerst niedrig gestellt und beträgt einen Franken für den Kavalier und einen halben Franken für seine Dame. Erfreulich ist es, zu sehen, wie der Geschmack an diesen edlern Vergnügungen und der Sinn für Musik allgemein zunimmt, und man nicht mehr, wie sonst, den gewöhnlichen Franzosen von der Musik, wie den Blinden von der Farbe reden hört. Besonders sucht jezt, was früher unerhört war, der eigentliche Bürgerstand musikalische Fertigkeiten unter sich auszubilden und einheimisch zu machen. Wenn wir in der Rue Saint-Denis bei einem Marchand de draps einen neuen Rock kaufen, kann es uns wohl begegnen, daß wir im Entresol über dem Magazin den Walzer des Herzogs von Reichstadt spielen oder eine beliebte Romanze zur Klavierbegleitung singen hören. Die Rue Saint-Denis war vor einem Jahrzehent noch klassisch rücksichtlich ihrer Orgelmusik, und gleichsam eine Pensionsanstalt für die Leiermänner. Wenn sich heutzutage aber ein Orgeldreher in der Straße hören läßt, sieht die ganze Epicerie, Alt und Jung, auf den Leirer herab, wie ein hochadeliges Fräulein auf das bürgerliche Kammermädchen, oder wie ein graduirter Arzt auf den Dorfbarbier.

Für die Pariser, welche Sonntags in der Stadt geblieben und den Kukuk im Walde nicht haben rufen hören, sind die Café's schöne Natur und Waldlyrik. Vor dem Café de la Rotonde im Palais-royal, vor dem Café de Paris, du Panorama, bei Tortoni, sowie vor den vielen andern Café's auf den Boulevards ist Sonntag Abends Alles besezt. Das Gespräch ist bald laut und lebhaft, bald still und leise, je nachdem man Zeugen scheut oder nicht; Früchteverkäufer, Backwerkträger schreien ihre Waare aus, die Contremarkenhändler dringen den Vorübergehenden Theaterbillets auf, Blumenverkäuferinnen bieten schöne Sträuße an, die Kellner in den Kaffeehäusern rufen durcheinander: versez au troisième à droite, au quatrième à gauche — le journal du soir demandé — dishuit sur quarante — und deutsche Musikanten und Sänger jodeln ihre Volkslieder dazwischen, zum großen Ergötzen der Franzosen. Das Klirren der Löffel und Gläser der Eisessenden und Kaffeetrinkenden ist hörbar, und um halb neun Uhr lärmt der Zapfenstreich dazu. Schade nur, daß dieser schöne Aufenthalt oft verpestet ist von dem Unrath, der in Paris an allen Straßenecken, selbst auf den Boulevards, sich aufhäuft. Stoisch-ruhig, in sich gekehrt, und von Natur, wie es scheint, geruchlos oder wenigstens unempfindlich gegen böse Gerüche der Art, sizt die schöne Welt ganze Stunden des Abends vor dem Kaffeehause, liest den Charivari oder die Gazette des Tribunaux, mustert die vorübergehende Menge, und hört den verschiedenen Sprachen und Völkern zu, die sich hier bei einem Glase Eis oder Limonade, oder einer Tasse Kaffe alle friedlich neben einander vernehmen lassen. So dauert das Leben fort bis gegen Mitternacht, dann verliert sich die Masse der Spaziergänger von den Boulevards, die Café's werden leer und nur der Lärm von den glänzenden Equipagen der Reichen, welche aus der großen Oper zu einem kostbaren Gastmahl oder einem rauschenden Balle fahren, erfüllt noch die einsamen Straßen.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Schon der wackere Berliner Astronom Enke machte, bei Gelegenheit der Berechnung des nach ihm benannten Kometen von 3⅓jähriger Umlaufszeit, darauf aufmerksam, daß der lediglich auf jenes Anziehungsgesez gestüzte Perturbationskalkul zur Darstellung des Laufes dieses Kometen nicht ausreiche, daß man vielmehr zugleich einen Widerstand des Himmelsäthers, in welchem sich die Himmelskörper bewegen, annehmen müsse, um den jedesmaligen Kometenort genauer zu bestimmen, ja daß ein solcher Widerstand die Elemente der Bahn allmählig sogar verändern könne. Wäre dem aber so, sezt der schon oben erwähnte französische Geometer Pontécoulant in seiner ebenfalls schon angeführten tiefsinnigen Théorie analytique du Système du monde dem geistreichen Gedanken des deutschen Astronomen hinzu, so würde dieser störende Aetherwiderstand viel stärker auf die Kometen, als auf die Planeten wirken, da die Materie, welche jene ersteren bildet, viel weniger massehaltig (schwer) ist, als die planetarische, ganz so, wie man auf Erden sieht, daß fallende, schwerere Körper den Widerstand der Luft eher als leichtere überwinden, und man müßte also in dieser Beziehung nicht, wie bisher, die Masse des perturbirten Körpers außer Acht lassen, sondern man müßte dabei allerdings in Betracht nehmen, ob er leichter oder schwerer sey, und also den

störenden Aetherwiderstand auch leichter oder schwerer überwinde.

Leztere Betrachtung nun ist bei dem Halley'schen Kometen bis jezt außer Acht gelassen, und wenn er also nicht kommt, oder nicht zur bestimmten Zeit kommt, so liegt dies nicht an der Ungenauigkeit der rechnenden Astronomie selbst, sondern an dem Nichtbeachten eines Einflusses, den sie nicht genau ermitteln konnte, da es allerdings möglich ist, daß unser Komet, in Folge der ungeheuern Schweifausdehnungen bei so vielen Durchgängen durch die Sonnennähe, einen größern oder geringern Massenverlust erlitten haben dürfte, auf welche Möglichkeit wir auch schon Eingangs unseres Berichts hingedeutet haben. Von welcher absoluten Größe diese, im Allgemeinen wahrscheinliche Massenverringerung des Kometen aber gewesen sey, um wie viel der Widerstand des Aethers dadurch für ihn habe wachsen können, welche eigentlichen Veränderungen in den Elementen der elliptischen Bahn dadurch erwachsen seyen, das sind Fragen, deren Beantwortung die Kräfte der physischen Astronomie in ihrem heutigen Zustande übersteigt, und es wäre also eine Ungerechtigkeit, sie anzuschuldigen, wenn sich, wie gesagt, der Halley'sche Komet diesmal ihren Vorhersagungen nicht so genau fügt, wie wir dies z. B. von Sonne und Mond bei Vorherverkündigung von Sonnen- und Mondfinsternissen gewohnt sind.

Daß die Astronomen indeß dieser, aus der Natur der Sache fließenden Bedenklichkeiten ungeachtet, noch immer mehr Gewicht auf das Resultat derjenigen Rechnung legen, welche sich rein auf das oben angedeutete (Newton'sche) Gravitationsgesetz stüzt, geht aus einer Vorlesung hervor, welche Dr. Lardner erst kürzlich in der Royal Institution zu London über den Halley'schen Kometen gehalten hat, und wobei auf unseres Enke Hypothese vom Einflusse des Aetherwiderstands auf die Bewegung der Kometen nicht Rücksicht genommen ist. Nach dieser Berechnung Lardners nämlich wird Halley's Komet gegen Ende des August oder Anfang Septembers, also über zwei Monate vor seiner Sonnennähe, in allen Theilen Europas sichtbar seyn. Seine Stellung wird dazu beitragen, seine Sichtbarkeit zu begünstigen. Wahrscheinlich wird man ihn sogleich mit unbewaffnetem Auge erkennen können, vielleicht wie einen Firstern erster Größe, jedoch mit schwächerem Lichte als dem eines Planeten * und mit einem schwachen Nebelschein umgeben, der seinem Glanze Abbruch thun könnte. Nach Pontécoulants Berechnungen wird er in der Nacht vom 2ten zum 3ten Oktober im Osten in einer Höhe von beiläufig dreißig Grad erscheinen, und nahe bei einer Linie stehen, welche vom Castor (in den Zwillingen) bis zum Sterne α im großen Bären reicht. In der Nacht vom 6ten zum 7ten Oktober wird der Komet sich dem großen Bären nähern, und zwischen dem 7ten und 11ten desselben Monats gerade durch die sieben hellen Sterne des gedachten Sternbildes hindurch gehen. Da dieses Sternbild bei uns bekanntlich nie untergeht, so wird alsdann der Komet die ganze Nacht hindurch zu sehen seyn, und durch den Augenschein den Beweis liefern, ob er sich dem reinen Newtonschen Gravitationsgesetze, oder aber den Modifikationen der Enke'schen Hypothese gefügt habe. Ich für meine Person gestehe, daß ich fast das Leztere zu fürchten anfange, und zwar aus mehreren, oben zum Theil schon angedeuteten Gründen, deren weitere Entwickelung mich hier indeß zu weit führen würde. Immerhin ist es aber richtig, daß die noch immer stattfindende große Entfernung der alleinige Grund der noch fortdauernden Unsichtbarkeit seyn könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Diese Behauptung Lardners kommt uns sehr gewagt vor. Der Glanz des Kometen hängt unzweifelhaft von seiner physischen Beschaffenheit ab, und welche große Veränderungen können darin binnen 75 Jahren und in so ungeheurer Sonnenentfernung vorgegangen seyn. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Juni.

Der Zollverein.

Seit den Zeiten der Preßfreiheit war keine solche Aufregung mehr in der Kammer und im Volke, keine solche allgemeine Theilnahme an dem, was auf jenen blauen Bänken meist bei verschlossenen Thüren, so Gott will, zu unserm Besten verhandelt wird, kein solch allseitiges Mitsprechen über einen Gegenstand, der Keinen unberührt läßt, und von dem doch der Weltsichtigste selbst nicht sagen kann, wie von Himmel und Hölle, wie es darin aussehen wird. Damals galt es die geistigen Interessen, freie Produktion und Verkehr des Wortes in unserm kleinen Lande, heute den materiellen freien Verkehr der Waare — Theilnahme am großen deutschen Zollverein. Die Regierung, welche sich bewußt ist, unter den bestmöglichen Bedingungen einen Vertrag abgeschlossen zu haben, den wir, wenn er jezt von den Ständen abgelehnt würde, vielleicht nach Jahren mit großen Opfern erkaufen müßten, wo wir nicht mehr der gesuchte, sondern der suchende Theil wären, sezt alle ihre Einsicht und Macht daran, und kämpft mit allen kriegsrechtlichen Waffen, um zu überzeugen und zu gewinnen. Der Vortrefflichkeit ihrer Sache gewiß, verkündet sie eine Verminderung der Gewerbsteuer auf den Fall der Annahme. Die politische Opposition sieht darin keinen Ersaz, die materielle wird dadurch mehr Zutrauen fassen. Der Bericht der Kommission wird gegen den Beitritt lauten, und vom Abgeordneten Hoffmann verfaßt, dem bekannten Berichterstatter über die Zehntablösung und über die Militärbudjets; doch zweifelt man kaum, daß die Abstimmung der Kammer

gegen die Ansichten ihrer Kommission ausfallen wird. Mag es kommen, wie es will, so wird Tadel und Verdruß so wenig fehlen, als bei der Wettermacherei, wo der Eine auch Regen begehrt, während der Andere Sonnenschein braucht. So wird die Pfalz loben, was das Oberland verwünscht. Doch der auf dem Throne, „mit gleicher Liebe liebt er seine Kinder," und verschiedene Interessen können erst im Laufe der Zeit zu einem gemeinschaftlichen Guten sich vereinigen. So wird dieser Landtag, dem bei seinem Beginn so wenige Arbeiten vorlagen, einer der merkwürdigsten und wichtigsten. Am wenigsten kann sich noch das schöne kaffeedurstige Geschlecht mit dem Zollvereine befreunden, und ich glaube, es würde lieber mit der Türkei einen Handelsvertrag abschließen, als mit Preußen. Darum war wohl auch die von der Kammer angenommene Motion Duttlingers, die Befreiung der Frauen von der Geschlechtsbeistandschaft, nur eine beabsichtigte kleine Entschädigung oder Beschwichtigung für jenen großen Verlust unserer Weiber, dem sonst leicht als Repressalie der Verlust ihrer Gunst folgen könnte. Die erste Kammer wird hier hoffentlich nicht so grausam seyn, wie bei der projektirten Bitte um Aufhebung der peinlichen Militärgerichtsbarkeit, und auch der Aufhebung des Bannrechts der Männer gegen die Frauen ihre Zustimmung versagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florenz, Juni.

(Beschluß.)

Verfall der Musik und dramatischen Kunst.

Die Ursachen des Verfalls der Musik, im Allgemeinen dieselben, welche den Verfall aller Künste verschuldeten, sind dem Fremden deßwegen fühlbarer, weil Kunstwerke dieser Art, nicht mehr gehört, so gut als gar nicht existiren. Die alte Kirchenmusik resonnirt nicht mehr im Herzen des heutigen Italieners; abnehmende Pracht des katholischen Ritus, vielleicht auch ein gewisses moralisches Gefühl, beschränkt die Anzahl der für solche Sachen mehr oder minder nothwendigen Künstler (Kastraten) von Jahr zu Jahr; mit der Oper aber hat es außer den allgemeinen Ursachen noch ihre eigene Bewandtniß. Der Italiener (oder die Italienerin), welcher sich für die Oper bestimmt, wird, so lange er noch nicht aufgetreten ist, die außerordentlichsten Fortschritte, und dadurch Erwartungen rege machen, welche sich in der Folge fast nie bestätigten. So lange gefürchtet und gehofft wird, ist ihnen keine Mühe zu drückend, keine Arbeit zu langweilig; sie geben sich mit der ganzen Kraft ihres Wesens zu dem Allermechanischsten in ihrer Kunst mit Freuden, mit jenem aufopfernden Enthusiasmus her, in welchem die wahre Begeisterung, das Bewußtseyn, sich einem Höhern zu weihen, bei nordischen Naturen aufzulodern pflegt. Ist dies überwunden, ist der Erfolg des ersten Auftretens ein nicht ungünstiger, vielleicht gar ein glücklicher, so ist die Sache gethan, man legt die Hände in den Schooß, um nun auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Die Folge ist, daß man im Allgemeinen nicht weiter, aber sehr häufig zurückkommt. Die alte, angeborne Trägheit stellt sich nun hemmend ein, der widerliche, aber so überall in diesem Lande verbreitete Mangel an wahrer Achtung vor dem Publikum, mit dem man sich auf du und du sezt, gesellt sich dazu, kurz, es stellt sich ganz einfach heraus, daß es hier nicht auf das Höchste in der Kunst, sondern auf bei weitem untergeordnete Interessen abgesehen war. Daher die Folge, daß man in späterer Zeit oft einzelne Partien, wie Erinnerungen aus der Jugendzeit, vortrefflich singen, nach drei Minuten aber dermaßen detoniren hört, daß man zweifelhaft wird, ob noch dieselbe Person vor uns stehe. Von einem Spiel, von einer Auffassung und Darstellung einer ganzen Rolle kann dabei nicht die Rede seyn, dies will fortgeseztes Studium, wirkliche Bildung. Man überläßt sich dem Gerathewohl, und verfällt, so liebt es einmal das Publikum, in einen so überladenen Vortrag, in eine so grelle Darstellungsweise, daß man statt der Semiramide, Medea und anderer hoher Herrschaften Geschöpfe aus den niedrigsten Ständen vor sich handthieren sieht. Die ungeheure Energie, welche die Leidenschaft italienischer Frauen bisweilen in solch improvisirte Zustände hineinzulegen weiß, ist das Einzige, was sehr niederschlagend an die große Natur erinnert, welche sich vor unsern Augen herabwürdigt und, besser angeleitet, ganz Anderes vermocht hätte. Fügt man hinzu, daß etwas bedeutende Subjekte nicht allein drei bis vier Mal jährlich, je nach der Saison, den Ort wechseln, und deßhalb immerfort mit dem Impresario in Unterhandlungen liegen, sondern daß sie auch stets die Rollen sich ausbedingen, in denen sie Glück gemacht haben, und diese oft jahrelang ohne Unterbrechung wiederholen, so gehört ein weniger äußerlicher Mensch, als der Italiener im Allgemeinen ist, ein heiliges Feuer dazu, um nicht bloßer Handwerker in seiner Kunst zu werden. Dann werfe man noch einen Blick hinter die Koulissen unserer Theater, und bemerke, daß diese Leute nach der Oper, welche um oder nach Mitternacht endet, sich noch in Gesellschaft erholen und unterhalten wollen, darauf in Folge solcher Nachtschwärmerei spät aufstehen, dann von zehn bis zwei Uhr etwa die Probe besuchen, von zwei bis vier Uhr zu Mittag zu essen, nachher spazieren zu gehen, Toilette zu machen, von Neuem aufzutreten haben — wo bliebe da materiell Zeit zu einer fortgesezten Bildung? Und dann der Bodensaz der südlichen Natur, alle Intriguen und Amoren, eine nothwendige Bedingung des vivere allegramente — fürwahr, es braucht die ganze natürliche Anlage der Italiener, um sich in der Oper nur irgend erträglich zu produziren.

Da Alles, was hier von dem Leben der Sänger und Sängerinnen gesagt ist, auch auf die Schauspieler und Schauspielerinnen seine Anwendung findet, so wird man im Allgemeinen einen ähnlichen Verfall auch in der Schauspielkunst voraussetzen. Dem ist auch so; die Produktionen von Scribe, welche jezt statt des gesunden, heitern Scherzes von Goldoni, statt der Jammerkomödien von Kotzebue und Iffland an der Tagesordnung sind, tragen dazu das Ihrige bei. Tragödien recitirt man durchgehends im französischen Styl, denn die Wenigen, welche der Natur sich zu nähern suchten, hatten nicht immer Erfolg, und erzogen sich Nachahmer, die in's Platte fielen. Doch sey es, daß in diesem Gebiet die Stücke wechseln und jedes doch ein gewisses Studium verlangt, oder daß hier nicht die Mittelmäßigkeit, sondern nur ein bedeutender Grad von Ausbildung zu Ruf und Geld verhilft, so viel ist gewiß, bei aller Hintansetzung, welche das Schauspiel hier so gut wie in andern Ländern erdulden muß, gibt es verhältnißmäßig weit bedeutendere Schauspieler und Schauspielerinnen, als Sänger und Sängerinnen. Da wir hier diesen Winter einige der bedeutendsten gehabt haben, möchte ich auf ihre Leistungen etwas näher eingehen, um ihr Verhältniß zu unsern ersten Schauspielern klar zu machen. Hierüber ein ander Mal.

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. Juli 1835.

— Nil rectum, nisi quod placuit sibi, ducunt.

Horat.

Englische Aphorismen über deutsche Sprache und Poesie.

Ein Freund des im vorigen Jahr gestorbenen bekannten englischen Schriftstellers Coleridge hat sich die Mühe gegeben, Tischreden (table talk) desselben in zwei Bänden bekannt zu machen. Unter den aphoristischen Urtheilen über Alles im Himmel und auf Erden findet sich daselbst hie und da auch ein Wort über Deutschland. Wir theilen Einiges vom Auffallendsten mit. Es ist immer angenehm, die fast unübersteigliche Kluft, welche zwei sonst so verwandte Völker in dem Geistigsten, was sie besitzen, in Sprache und Poesie, selbst für die größten Köpfe trennt, von geistigen Blitzen beleuchtet zu sehen.

* * *

Bevor ich noch ein Stück von Goethe's Faust zu Gesicht bekommen — Marlowes Faust kannte ich natürlich gut — faßte und entwarf ich den Plan zu einem Werk, einem Drama, das im selben Verhältniß zu meiner geistigen Individualität gestanden hätte, wie der Faust zu Goethe's. Mein Faust war aber der alte Michel Scott, eine ungleich bessere, passendere Figur als Faust. — Das Thema des Faust sind die Folgen einer Misologie, eines Gemüthszustandes, wo sich der ursprüngliche heftige Durst nach Erkenntniß, da er keine Befriedigung fand, in Haß und Verachtung aller Erkenntniß verkehrt hat. Aber Liebe zur Erkenntniß an sich und aus reiner Absicht führt nie zu solcher Misologie; sie thut dies nur, wenn ihre Absichten niedrige, unwürdige sind. Im Faust ist weder Causalität, noch Fortgang; gleich vom Anfang an ist er der gemachte Geisterbeschwörer, und von der ersten Zeile an macht sich das incredulus odi bemerklich. Sinnlichkeit und Durst nach Erkenntniß haben nichts mit einander zu thun. Mephistopheles und Gretchen sind vortrefflich, aber Faust selbst ist schwach und nichtssagend. Der Auftritt in Auerbachs Keller gehört zum Besten, ist wohl gar das Allerbeste; auch der auf dem Brocken ist hübsch, und die Lieder sind alle schön. Aber das Gedicht ist kein Ganzes; die Scenen sind nichts als Schattenspielbilder, und ein großer Theil des Werks ist meinem Gefühl nach eigentlich schal. Das Deutsch ist sehr rein und gut.

*

Die deutsche und die englische Jugend, welche für Byron begeistert ist, stellt Goethe über Schiller; sicherlich aber herrscht Goethe über die Gemüther in Deutschland im Allgemeinen nicht in dem Grade wie Schiller, und wird es auch nie. Schiller zeigt in seinem intellektuellen Charakter zwei bestimmte Phasen, die eine als

Verfasser der Räuber, ein Stück, das man nicht im Verhältniß zu Shakespeare, sondern als ein Werk aus dem Gebiete des rein materiell Sublimen betrachten muß, und in diesem Gesichtspunkt ist es allerdings äußerst wirksam. Es ist durchaus eigenthümlich, und Schiller hat seine ganze Seele hineingelegt. Später wurde ihm das Gebiet von Stücken wie die Räuber zu enge, und da stellte er sich dann rasch auf seinen wahren, einzig angemessenen Standpunkt in dem großen historischen Drama Wallenstein; es ist dies nicht das tief innerliche Drama der Leidenschaft — dazu war er nicht der Mann — sondern das äußerlich ausgebreitete historische, und hier allein hatte er gehörigen Spielraum für seine verschiedenartigen Kräfte. Der Wallenstein ist sein größtes Werk; es hat viel von Shakespeares historischen Stücken — eine Art ganz für sich. Man nehme den nächsten besten Austritt, und er gefällt an sich, gerade wie es einem mit dem Don Quixote geht, den man nur ein, zweimal ganz durchbringt, in dem man aber mit Vergnügen oftmals liest. Nach jenem Zeitpunkt thaten Goethe und andere Schriftsteller mit ihren Theorien der Selbstständigkeit und Originalität von Schillers Genius Eintrag, und in allen seinen Werken nach dem Wallenstein macht sich bei ihm ein Schwanken im Geschmack und den poetischen Grundsätzen fühlbar. Schiller gefiel sich zuweilen darin, auf die Räuber und seine andern Jugendwerke herabzusehen; er hätte sie als Werke ansehen sollen, die allerdings verfehlt, aber in ihrer Art voll der größten Vorzüge sind.

*

In seinen Balladen und leichtern lyrischen Gedichten ist Goethe ganz vortrefflich; in diesem Fache kann man ihm kaum zu große Lobsprüche ertheilen. Wilhelm Meister gilt mir für das beste seiner prosaischen Werke; aber weder Schillers noch Goethes Styl in Prosa reicht an den Lessings, dessen Schriften, formell betrachtet, wahrhaft vollendet zu nennen sind. — So wenig Wordsworth und Goethe sonst miteinander gemein haben, so haben sie doch beide das Eigene, daß sie mit den Gegenständen ihrer eigenen Poesie so gar nicht sympathisiren. Beide sind beständig Zuschauer ab extra; sie fühlen für ihre Figuren, aber nie mit ihnen. Schiller ist tausendmal herzlicher als Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Indeß der Halley'sche Komet dergestalt Besorgnisse wegen seiner vollkommenen Zuverlässigkeit erregt, hat sich ganz unerwartet ein anderer kometarischer Himmelsgast eingefunden, den wir nach seinem Entdecker, wie billig, den Boguslawskischen Kometen nennen wollen. In der Nacht vom 20sten zum 21sten April nämlich wurde durch den Konservator der Universitätssternwarte zu Breslau, Hauptmann v. Boguslawski, die Entdeckung eines neuen Kometen im Sternbilde des Bechers gemacht, welcher jedoch nur durch gute Fernröhren als ein runder Nebelfleck sichtbar war. Derselbe darf nicht mit dem Halley'schen verwechselt werden, welcher leztere, der Berechnung zufolge, damals in den Hyaden (am Kopfe des Stiers) hätte stehen müssen. Der Boguslawskische Komet nahm seinen Weg auf den Regulus, bekanntlich den glänzendsten Stern im Sternbilde des großen Löwen, zu, und muß gegen Ende des April in dieses leztere Sternbild eingetreten seyn, war aber von da an nur noch als Lichthauch mit großer Schwierigkeit zu bemerken. Auch finde ich seiner vorläufig nicht weiter erwähnt. Er scheint zur Sonne zu eilen, und wird vielleicht nach dem Wiederaustritt aus ihren Strahlen neuerdings sichtbar werden. Ich werde alsdann auf ihn zurückkommen. — Und soviel denn für diesmal von Kometen.

Eine andere Seite der Naturwissenschaften, nach welcher sich jezt die Blicke der Wißbegierde und einer ebenfalls noch immer steigenden Theilnahme richten, ist der Magnetismus, dessen Geheimnisse unter den Händen unsers großen Gauß zu Göttingen, welcher mit ihrer Erforschung beschäftigt ist, und einen sinnreichen Apparat dazu ausgedacht hat, täglich neuen Aufklärungen entgegengehen. Die Leser erinnern sich nämlich aus den frühern naturwissenschaftlichen Berichten in diesen Blättern, daß der gedachte Gelehrte einen solchen Apparat zur genauesten Beobachtung der allaugenblicklichen Veränderungen in dem jedesmaligen Stande der Magnetnadel erfunden hat, um wo möglich die kosmischen und tellurischen Einflüsse zu ermitteln, von denen diese Schwankungen abhängig sind. Um den aus dergleichen Beobachtungen zu ziehenden Schlüssen aber mehr Allgemeinheit und Sicherheit zu verleihen, werden jene Beobachtungen nicht mehr bloß in Göttingen, sondern an einer Menge anderer, von einander möglichst entfernter Punkte der Erdoberfläche angestellt, und man wendet den Gauß'schen Apparat jezt z. B. auch in Berlin, Braunschweig, Koppenhagen, Leipzig, Mailand u. s. w. an. Ich habe diesen Apparat in unsern Blättern ebenfalls schon beschrieben, und brauche hier also nur im Allgemeinen daran zu erinnern, daß er in der Hauptsache aus einer Magnetnadel, oder vielmehr einem sehr starken, magnetisirten Stahlstabe besteht, der in einem möglichst metalllosen Gemache frei aufgehängt ist, und dessen Schwankungen nicht unmittelbar, sondern, um jeden fremdartigen Einfluß zu entfernen, durch ein weit abstehendes Fernrohr in einem Spiegel beobachtet werden.

Ueber das bisherige Ergebniß dieser Beobachtungen nun erstattete Gauß der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Februar d. J. einen Bericht, als dessen auffallendes Resultat sich die absolute Zeitübereinstimmung aller großen und kleinen Deklinations- und Inklinationsveränderungen so vieler und so weit von einander entfernter Magnetnadeln oder vielmehr Magnetstäbe erweist. So z. B. ereigneten sich am 5ten und 6ten November v. J. alle zahlreichen und überraschend großen Schwankungen an den zu Mailand und Koppenhagen beobachteten Magnetstäben ganz genau in den nämlichen physischen Augenblicken.

„Wir treten hier," wie sich der hochverehrte Berichterstatter ausdrückt, „in eine neue Welt von geheimnißvollen Naturkräften, deren wunderbar wechselndes Spiel sich über den halben Durchschnitt von Europa in demselben Augenblicke bis in die kleinsten Nüancen auf überraschend gleiche Weise verbreitet, und deren Wirkungskreis zu ermessen, diese ungeheure Standlinie doch noch viel zu klein erscheint." Man möchte sagen, daß, wenn der Erdball in magnetische Zuckungen geräth, sich die Wirkungen derselben auf jedem seiner Punkte im gleichen Augenblicke und in gleicher Weise offenbaren, * und daß diese Lebensäußerung unsers Planeten von seinem ganzen Körper auf Einmal ausgehe. — Um daher vor allen Dingen zu entscheiden, ob bei immer weiterer Verlängerung der magnetischen Beobachtungslinie auch immer ein gleiches Ergebniß vollkommener Gleichzeitigkeit in den Schwankungen sämmtlicher Magnetstäbe werde beobachtet werden, ist man jezt darauf bedacht, Gauß'sche Apparate zunächst auch noch in Upsala und Königsberg in Preußen aufzustellen. Daß ein Gleiches zu Petersburg auf der dort im Bau begriffenen Riesensternwarte geschehen werde, versteht sich von selbst; ja man meldet uns, daß es im Plane sey, auch Canton in China in diesen magnetischen Beobachtungskreis zu ziehen. Ich wage indeß auf den Grund der oben angedeuteten Theorie die Vermuthung, daß diese Ausdehnung des magnetischen Beobachtungsgebiets im Ergebniß des überall vollkommen gleichzeitigen Eintretens aller Deklinations- und Inklinationsveränderungen nichts ändern werde.

Wir haben in unserm vorigen Berichte der schönen und lehrreichen Versuche des Professor Wheatstone über die Schnelligkeit, mit welcher sich das elektrische Fluidum durch Metalldrähte fortpflanzt, Erwähnung gethan, und als Resultat davon hervorgehoben, daß diese Schnelligkeit die Schnelligkeit des Lichtes im Weltenraume noch übertrifft, ohnerachtet leztere über 40,000 Meilen in einer einzigen Zeitsekunde beträgt.

* Ich darf diesen Gedanken der Aufmerksamkeit der Leser und ganz besonders der jezt mit magnetischen Untersuchungen beschäftigten Gelehrten empfehlen. N.

Auch auf die Wiederholung dieser merkwürdigen Versuche, wenn gleich unter etwas veränderter Form, und auf die Bestätigung ihres so höchst wichtigen Resultates sind die Bestrebungen unsers wackern Gauß bei seinen magnetischen Observationen gerichtet gewesen. Es ist den Lesern nämlich aus vielfachen frühern Mittheilungen erinnerlich, daß zwischen der Elektricität, und besonders derjenigen ihrer Aeußerungen, welche man Galvanismus nennt, und dem Magnetismus, eine bewundernswürdige Beziehung besteht, welche zuerst durch Oersted, den bekannten dänischen Physiker, entdeckt und hernach von den ausgezeichnetsten Physikern Europa's verfolgt worden ist. Baut man, um die Hauptzüge der darauf begründeten Theorie mit wenigen Worten in das Gedächtniß zurückzurufen, aus Plattenpaaren heterogener Metalle, z. B. Kupfer und Zink, und Tuchscheiben, welche mit einer schwachen Säure, etwa einer Mischung von Schwefelsäure und Wasser, befeuchtet sind und jedes Plattenpaar vom folgenden trennen, eine Säule (die Voltasche oder Galvanische) auf, und schließt mit einer Zinkplatte, wenn man mit einer Kupferplatte angefangen hat, oder umgekehrt, so entsteht in einer solchen Säule eine Entwickelung von Elektricität, die man den Galvanischen Strom nennt; ein solcher Strom läßt sich hernach durch einen Draht von jeder beliebigen Länge leiten, den man an die oberste Platte befestigt und nach allen beliebigen Umwegen zur untersten Platte zurückgeführt hat, so daß er eine beständige, leitende Verbindung oder einen Kreislauf „des galvanischen Stromes" zwischen beiden unterhält. Eine Magnetnadel nun, der ein solcher, den galvanischen Strom leitender Draht genähert wird, geräth dadurch sogleich in eigenthümliche Schwankungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Theater im Sommer. Chatterton. V. Hugo.

Eigentlich sollte man im Juni wenig oder gar keine Theaternachrichten zu melden haben; denn wenn die Natur in ihrer ganzen Pracht dasteht und die Sonne ihren Lauf erst spät Abends vollendet, sollten Theater wenig Zuspruch zu erwarten haben. Aber glücklicherweise, für die Theater nämlich, gibt es in einer großen Hauptstadt, wie Paris, eine Menge Menschen, denen nichts angenehmer vorkommt, als Abends einer wizigen dramatischen Darstellung beizuwohnen, und denen es auch weit leichter ist, sich zu dem nahgelegenen Schauspielhause zu verfügen, als die Natur im Freien aufzusuchen. Ehe sie aus dem geräumigen Paris und seinen Vorstädten und bebauten Umgebungen herauskämen, wäre die Nacht eingebrochen und sie sähen nichts mehr, wogegen ihnen ein gutbeleuchteter Saal eine glänzende Gesellschaft und manchmal ein sehr ergözliches Stück zur Schau liefert, was auch sein Erfreuliches hat, wenn man die Natur weder wohlfeil, noch bequem genießen kann. Dieses Jahr

hat sich auch der Zufall der Theaterdirektoren erbarmt; denn da man das ganze Frühjahr hindurch kaltes und feuchtes Wetter hatte, so konnten die Pariser Abends nichts Besseres thun, als die Schauspiele besuchen, die denn auch nicht leer wurden, so oft wenigstens gute oder anziehende Stücke gut gespielt wurden. An Neuigkeiten hat es daher auch nicht gefehlt; sie sind sogar schneller aufgeschossen, als die Frühlingsblumen, die der kalte Nordwind zurückhielt. Von diesen Neuigkeiten sind freilich manche bald wieder verschwunden, weil über sie auch ein herber Nordwind, das mißbilligende Pfeifen des Parterres, wegblies; dagegen haben sich andere gehalten und blühen fort; noch andere siechen dahin und werden den Sommer schwerlich überleben. Für sie wird die Hitze der Sonnenwende ein gefährlicher Zeitpunkt werden. De Vigny's „Chatterton“ am Théâtre français ist ein viel zu zartsinniges Stück, und mehr eine Schilderung des Kampfes zwischen Armuth und Dichtergefühl, als ein Trauerspiel; das große Publikum begreift also diese Komposition nicht ganz, und das Stück, obschon es in den meisten Tagblättern gelobt worden ist und von Dlle. Mars und Andern vortrefflich gespielt wird, erregt keinen solchen Zulauf, daß die Theaterkasse die wohlthätige Wirkung des Stückes empfinden könnte. Einem hiesigen Schriftsteller, welcher seinen wahren Namen unter dem falschen Samuel Bach verbirgt, hat es gefallen, den in der Geschichte und in A. de Vigny's Trauerspiel sich aus Verzweiflung vergiftenden jungen Chatterton in einer Zeitschrift wieder aufleben, eine reiche Lady heirathen und ein zwar von Poesie und Liebe ganz entblößtes, aber dagegen als Lord ein recht aristokratisch glänzendes Leben führen zu lassen, in welchem er sich doch zulezt furchtbar langweilt und schmerzlich an die Zeit zurückdenkt, wo er in seinem Dachstübchen kümmerlich, aber frei und enthusiastisch mit seiner üppigen Phantasie in der Vergangenheit schwelgte. Der leidende Chatterton ist am Théâtre français so ziemlich von Victor Hugo's mit großem Lärm auftretenden „Tyrann von Padua“ verdunkelt worden. Der Verfasser dieses Trauerspiels hat keine kalten Bewunderer und Feinde; entweder erheben sie ihn bis in die Wolken, oder sie setzen ihn unbarmherzig herunter und lassen ihm nicht einmal das Verdienst eines guten Versemachers. Dafür ist aber auch bei den ersten Darstellungen eines neuen Stückes des berühmten Dichters das Parterre mit seinen enthusiastischen Anhängern gefüllt, die sich gar kein Gewissen daraus machen würden, denjenigen, welcher so kühn wäre, das Stück auszupochen, beim Kragen zu fassen, und wo nicht todt zu schlagen, doch wenigstens derb abzuprügeln. Daher läßt sich auch gar keine mißbilligende Stimme hören, denn Niemand hat Lust, ein Märtyrer seiner ästhetischen Gefühle oder seiner dramatischen Grundsätze zu werden; aber in den Tagblättern rächt sich die gewaltsam zum Schweigen gebrachte Kritik, und hier fällt sie ohne Schonung über den Dichter her, dem es indessen auch nicht an großen und prunkenden Lobsprüchen fehlt, eben so wenig als an Parodien auf den kleinern Theatern. Für die kältern Beobachter scheint doch so viel aus dem neuesten dramatischen Produkte V. Hugo's hervorzugehen, im Vergleich mit seinen frühern Leistungen, daß die Bühne nicht der eigentliche Platz ist, wo er sich frei bewegen kann, und daß die Theaterkonventionen, obschon man sich über dieselben jezt ziemlich nach Belieben hinaussezt, seine kühne Phantasie einzwängen, oder, wenn man lieber will, daß er sich nicht dazu bequemen kann, eine interessante Handlung zu erfinden, verschiedene Charaktere allmählich zu entwickeln und auf ein gemeinschaftliches Ziel hinwirken zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, Juni.

(Fortsezung.)

Kunstausstellung.

Auch wir haben unsere Kunstausstellung gehabt, und ich fürchte nicht, mit meinem kleinen Berichte, obwohl nach zwei Monaten, zu spät zu kommen; ist ja doch das Kunstblatt auch noch damit im Rückstand. Freilich hat dieses von so vielen Kunstausstellungen zu berichten, daß eine kleine von zweihundert Bildern, die nicht einmal der Ausdruck einer besondern Kunstschule sind, bescheiden im Vorzimmer warten muß. Diese Ausstellungen fangen an, ein Theil des öffentlichen Lebens zu werden, eine Richtung des Jahrhunderts und seines Geistes auf der Leinwand erblicken zu lassen, so daß sie immerhin mit Recht eine Seite in Blättern einnehmen mögen, die mehr das Leben, als die Kunst betrachten. Wo in unserer neuen Zeit eine Neigung sich kund gibt, welche, von dem unmittelbar Nüzlichen fern, einen höhern ideellen Aufschwung verlangt, da begrüße ich sie überall mit freudigem Herzen; denn ich kann nun einmal nicht bis zur Begeisterung kommen für Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Telegraphen, allerdings höchst wünschenswerthe Einrichtungen von dem größten Nutzen und unberechenbarer Bedeutung; aber — der Mensch lebt nicht vom Brod allein. Darum ergreife ich jeden grünen Zweig, den die Kunst in dieses Zoll- und Industriemeer hereinstreckt, und wenn er auch noch zu schwach ist, um sich darauf zu retten, so begrüße ich ihn doch als ein Zeichen, daß die Wasser wieder in ihr Bette zurücktreten werden, als einen Oelzweig der Taube. — Die Malerei hat in den Kunstvereinen und deren öffentlichen Ausstellungen ein Mittel gefunden, ihrer Kunst wieder verbreitetere Theilnahme zu gewinnen, dem Interesse der Liebhaber leichtere Befriedigung zu gewähren, das der Menge zu wecken, den Künstlern Beschäftigung und Brod zu geben, dadurch ihrer Seele freiere Begeisterung zu gestatten, und somit der Kunst wieder Altäre zu bauen, Priester und eine gläubige Menge um sie zu versammeln. Der Karlsruher Kunstverein, der, einer der ältesten, schon etwa fünfzehn Jahre besteht, hielt im April dieses Jahres seine achte Ausstellung. Ich begnüge mich, Sie zu den hervorstechendsten Erscheinungen zu führen, und brauche hiebei nur vor die stets mit Beschauern umstellten Bilder zu treten. Das Genre und die Landschaft überwiegen, jenes aus allgemeinen Ursachen, diese vielleicht aus lokalen. Die Richtung in der Malerei wendet sich dem Genrebild zu, für die Historie fehlt der Ernst, für die heilige Geschichte das Gemüth bei Künstlern und Publikum. Doch der menschliche Geist vermag Alles durch Poesie zu adeln, und Gott selbst hat es den Künstlern bequem gemacht und so viel Poesie in seine und ihre Welt gelegt, daß sie nur erfaßt seyn will und in menschliche Sprache übersezt. Die Idylle ist aus der Dichtkunst verschwunden, doch weil ihr Grund zu naturgetreu ist, um ganz in der Kunst unterzugehen, hat ihn die Malerei aufgenommen. So sind die ländlichen Genrebilder von Weller wirklich heitere Idyllen. Die bürgerliche Komödie wird vom Theater mehr und mehr entlassen und findet Zuflucht in den Familienscenen der Maler. Es kann ein Höheres und Tieferes in der Kunst geben, aber einen Gegenstand, er liege hoch oder tief, erfassen und darstellen, daß dadurch eine Idee zur Anschauung kommt, muß immer Kunst seyn. Die Landschaftmalerei ist der deutlichste Beweis hiefür.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Juli 1835.

— Wer sie lesen könnte,
Die wirre Schrift auf Menschenangesichtern!
Beaumont und Fletcher.

Gedichte von Gustav Schulz.

Die Physiognomien.

Wer einst auf seine Weise
Das Wanderbündel nahm,
Und auf der weiten Reise
Durch manche Orte kam,

Der pflegt sich zu erneuern,
Was er gesehn im Land,
Und spricht von Abenteuern,
Die er darin bestand;

Gedenkt, wo er verirrte,
Wo er Betrug verspürt,
Führt an, wie manche Wirthe
Ihn einstens angeführt;

Wie sie geführt im Bilde,
Gehängt am Thor heraus,
Nur Gutes stets im Schilde,
Doch Böses oft im Haus;

Wie er an Prachthotellen
Gekrönte Häupter sah,
Wo höflicher das Prellen,
Großartiger geschah.

Oft sah ein Lamm im Bilde
So sanft und mild heraus,
Doch traute er dem Schilde,
So war ein Wolf im Haus.

Jedoch auf andre Weise,
So rühmt der Wandersmann,
Traf er auf seiner Reise
Auch biedre Wirthe an.

Unscheinbar, ohne Ehren
Hing oft ihr Bild heraus:
Zum Wildenmann, zum Bären,
Zum Ochs, zum Essighaus.

Doch wenn die Außenhülle
Ihm auch nicht viel versprach,
So kam im Innern Fülle
Und Redlichkeit zu Tag.

So wie's auf diese Weise
Der Wandersmann gesehn,
So scheint's auch auf der Reise
Durch's Leben zu ergehn.

Vor jedem Menschenbilde,
Nach dieser Theorie,
Hängt gleich dem Wirthshausschilde
Die Physiognomie.

Wie Mancher mag betrogen,
Geprellt von dieser seyn,
Der, seines Wegs gezogen,
Zu viel vertraut auf Schein.

Die Rosenknospe.

Rosenknospe, Rosenknospe,
Scheut sich deine lichte Röthe
Durch das frische Grün zu brechen,
Das dich säumend noch umhüllt?

Zarten Rothes nur ein wenig
Schimmert aus der feinen Spalte
Deines Kelches, der sich öffnet
Wie mit sittig holder Scham.

Wie du doch bescheidnem Herzen
Aehnlich bist, o Rosenknospe!
Wie du stiller, stummer Liebe,
Junge Rosenknospe, gleichst!

Zögre nicht, es glänzt im Thaue
Leuchtend hell die Morgenröthe;
Zögre nicht, in ihrem Schimmer
Frisch und lieblich aufzublühn.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Um nun, in Verfolg der Wheatstoneschen Versuche, die Schnelligkeit, mit welcher die Elektricität diesen Leitungsdraht durchströmt, zu prüfen, ließ Gauß einen solchen, fast eine halbe deutsche Meile langen Draht zwischen der Sternwarte, dem physikalischen Kabinet und dem magnetischen Observatorium zu Göttingen ziehen, so daß an allen drei Orten Magnetnadeln, oder vielmehr die oben erwähnten Magnetstäbe damit in Berührung sind. Tritt nun der galvanische Strom in diesen Leitungsdraht ein, so werden alle drei Magnete so augenblicklich gleichzeitig und gleichartig davon affizirt, daß sich kaum ein unbedeutender Bruchtheil einer Sekunde als Zeitintervall beobachten läßt, und also der Raum einer halben Meile von der Elektricität im Nu durchlaufen seyn muß. Wheatstones Entdeckung, daß die Schnelligkeit, mit welcher sich die Elektricität durch metallische Leiter fortpflanzt, die Schnelligkeit des Lichts im Weltenraum übertrifft, findet sich also hier durch Gauß's schöne Versuche vollkommen bestätigt; ja, das Verdienst des leztern besteht noch überdies darin, dasjenige auch für den Galvanismus dargethan zu haben, was der Engländer, wie wir am angeführten Orte gesagt haben, nur von der Maschinenelektricität beweisen konnte. — Allein ich gehe auf den Grund meiner Ansicht von der Elektricität noch weiter, indem ich die Vergleichbarkeit derselben mit dem Lichte, rücksichtlich der Raumdurchmessung, ganz leugne und vielmehr das Eintreten derselben elektrischen Wirkung in zwei metallisch kommunizirenden, noch so entfernten Körpern für durchaus gleichzeitig ausgebe, wie das Entstehen gleichartiger Gedanken in noch so entfernten, aber harmonisch verbundenen Köpfen durch eine unerklärliche Mittheilung auch oft ganz gleichzeitig erfolgt. Das Gleichniß scheint vielleicht nicht vollkommen zu passen; aber es ist doch wohl noch das zulässigste, um die Natur eines Vorgangs anzudeuten, für welchen unsere Sprachen ebenfalls keine ausreichenden Worte besitzen, wie denn selbst der oben gewählte Ausdruck eines „galvanischen Stroms“ nur das Symbol zur Bezeichnung eines, uns seinem eigentlichen Wesen nach unverständlichen Ereignisses ist. — Um freilich die gänzliche Unmeßbarkeit der Zeit, in welcher sich die elektrische Erscheinung bei metallischer Verbindung an den entferntesten Punkten kund gibt, durch Versuche noch bestimmter darzuthun, würde es einer sehr großen Verlängerung der Drahtverbindungen und eines Instruments bedürfen, um noch die allerkleinsten Zeittheile mit Bestimmtheit zu messen; die Erfüllung beider Bedingungen aber liegt in der Möglichkeit, und man muß anderseits zugeben, daß das unendliche Interesse dieser Erfahrungen jede Anstrengung, jeden Aufwand rechtfertigt. Dies wäre ein würdiger Gegenstand der Berathung und Bestrebung für die bevorstehende Naturforscherversammlung zu Bonn, und ich wenigstens wüßte derselben nichts Angemesseneres vorzuschlagen.

Während Gauß sich solchergestalt um die Aufklärung der dunkeln Lehre vom Magnet verdient macht, hat der bekannte englische Polarreisende Roß seine Aufmerksamkeit einer andern Seite dieses großen Naturgeheimnisses, der Bestimmung der Lage des magnetischen Poles, zugewendet. Ich darf die Leser nämlich wieder daran erinnern, daß sowohl die Abweichung, als die Neigung der Magnetnadel auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche eben so verschieden ausfällt, daß selbst darin wieder mit der Zeit Veränderungen vorgehen, und daß man diese, in ihrer Gesammtheit höchst verwickelten Erscheinungen durch die Annahme erklärt, die Erde sey selbst ein Magnet, der auch seine, ihrer Lage nach ebenfalls veränderlichen Pole habe, von deren Anziehung sowohl die horizontale als vertikale Richtung der Magnetnadeln abhängt. An einem solchen magnetischen Polpunkte der Erde nun müßte, wie man sogleich übersieht, die Neigungsnadel sich ganz vertikal stellen, die Abweichungs- (Horizontal-)nadel aber einen gänzlichen Stillstand zeigen, und es kam nun darauf an, einen solchen Punkt der Erdoberfläche wirklich auszumitteln. Parry beobachtete auf seiner Polarreise in

einer Gegend, etwa 100 Grad westlich von Greenwich und 70 Grad Norderbreite, eine magnetische Neigung von 88¾ Grad, und befand sich also in der That bereits nicht weit von einem solchen Punkt, wo die Neigung volle 90 Grad beträgt, und der also den Bedingungen eines magnetischen Poles entspricht. Besser aber ist die Ermittlung der eigentlichen Lage dieses Pols jezt dem unermüdlichen Roß bei seiner zweiten Polarreise gelungen, deren Resultate allmähig bekannt zu werden anfangen. Schon bei seiner frühern Reise nämlich hatte er über diesen Punkt Untersuchungen an der Südküste der Halbinsel Felix Boethia angestellt; diesmal beschloß er, dieselben in Folge einer Berechnung an der Nordküste fortzusetzen. Nachdem er mit seinen Begleitern auf derselben in der durch jene Rechnung angedeuteten Richtung etwa 12 englische Meilen in gerader Richtung zurückgelegt hatte, gelangte er am 30sten Mai 1833 Morgens unter 70° 5′ 17″ Norderbreite und 96° 46′ 43″ westlicher Länge (von Greenwich) an eine Stelle, welche dem berechneten Punkte möglichst nahe lag. Das Land fand sich hier nach der Küste hin sehr flach, in einiger Entfernung zeigten sich indeß Bergrücken von 50 bis 60 Fuß Höhe. Mehr hatte die Natur nicht gethan, um einen Plaz zu bezeichnen, den sie gleichwohl zum Centrum des Wirkens einer ihrer geheimnißvollsten und wichtigsten Kräfte auserseben hat. Roß war so glücklich, hier einige nur erst kürzlich verlassene Esquimauxhütten anzutreffen, in deren einer das magnetische Observatorium aufgeschlagen wurde; man sezte die Beobachtungen fast zwei Tage fort. Die Neigungsnadel neigte sich hier mit ihrem (sogenannten *) Nordpole 89° 59′ unter die Horizontale, so daß sich die Beobachter also innerhalb der Grenze einer Minute von dem Vertikalstande befanden. Die Horizontal- oder Deklinationsnadel aber bestätigte die Vermuthung, daß der magnetische Nordpol entweder genau an dieser Stelle, oder doch wenigstens in größter Nähe sey, durch ihren gänzlichen Stillstand, indem man von selbst einsieht, daß ein solcher Stillstand eintreten muß, wenn der Mittelpunkt der Anziehungskraft ganz oder doch sehr nahe unter der Nadel liegt. Man darf also mit Grund annehmen, daß die Entdeckung der wahren jetzigen Lage eines ** der magnetischen Nordpole unter der oben angegebenen nördlichen Breite und westlichen Länge nun durch Roß wirklich gemacht sey. Sobald sich der kühne Reisende davon überzeugt hatte, pflanzte er mit seinen Begleitern die englische Flagge an dieser Stelle auf und nahm, im Namen Großbritanniens und dessen Monarchen, Besitz vom magnetischen Nordpole. Zugleich thürmten sie einen Steinkegel auf, unter welchem sie einen Blechkasten, den Bericht über diese merkwürdige Entdeckung enthaltend, begruben. Dieser magnetische Nordpol der Erde liegt also, wie gesagt, unter 70° 5′ 17″ nördlicher Breite und 96° 46′ 43″ westlicher Länge von Greenwich, wonach die Leser denselben nun auf ihren Karten leicht aufsuchen und bezeichnen können, wenn sich auch die, erst den neuesten Entdeckungen angehörige Halbinsel Felix Boethia darauf noch nicht verzeichnet finden sollte.

(Der Beschluß folgt.)

* Ich sage „sogenannten,“ da der nach Norden gerichtete Pol einer Nadel eigentlich Südpol heißen sollte, indem er vom magnetischen Nordpol der Erde angezogen wird. Mehrere, namentlich französische Physiker drücken sich auch so aus. N.

** Ich sage „eines,“ nicht „des,“ da die Theorie des Magnetismus vier magnetische Pole, zwei im Norden und zwei im Süden anzudeuten scheint. „Jetzigen“ aber steht oben, weil sich die Lage dieser Pole, wie angeführt, allmählig auch wieder ändert. N.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Neue Theaterstücke.

Victor Hugo sieht sich gerne im Mittelalter nach einer dramatischen Figur um; um eine getreue oder historische Schilderung desselben ist es ihm aber keineswegs zu thun. Es scheint, er wählt nur deßhalb das Mittelalter, besonders das italienische, weil damals bei den roten Ausbrüchen der ungezügelten Leidenschaften viele Verbrechen geschahen und der Dichter gern große und schwarze Verbrechen schildert. Der „Tyrann von Padua“ ist denn auch wieder ein Ausbund von Grausamkeit, der sich gar nicht bedenkt, wenn es darauf ankommt, seiner Ehehälfte das Leben zu verkürzen, und noch dazu durch einen richterlichen Ausspruch. V. Hugo hat das Verdienst, im französischen Trauerspiele, das sonst nur unter lauter Königen und Prinzessinnen sich bewegte, nur Palläste darstellte, auch andere Stände eingeführt und durch die Kollision derselben anziehende Kontraste aufgestellt zu haben. So auch hier, wo die Komödiantin Thisbe die vorzüglichste Rolle im ganzen Stücke hat. Dieß macht aber noch kein gutes Trauerspiel, wenigstens wie es der französische Geschmack verlangt, und schwerlich wird sich daher V. Hugo's neues Trauerspiel länger auf der Bühne des Théâtre français halten, als die vorigen. Ein kleines Lustspiel wurde neulich auf jener Bühne von Gerichtswegen gespielt, wie es schon einige Mal der Fall gewesen ist. Ein Herr Laverpillière hatte nämlich das Théâtre français vor Gericht verklagt, weil es sein Lustspiel les deux Mahométans schon seit ich weiß nicht wie langer Zeit angenommen, aber nicht hatte spielen wollen. Das Annehmen eines Stückes auf dieser Bühne ist ein entscheidender Schritt, und verpflichtet die Schauspieler auch zu dem weitern, nämlich zum Aufführen desselben, sie mögen nun jenen Schritt bereuen oder nicht. So wurden denn auch diesmal die Schauspieler angehalten, Laverpillières Stück zu spielen; dieß thaten sie; aber alle Gerichte der Welt können kein Pariser Parterre anhalten, ein Stück gut zu finden, und Laverpillière verlor seinen Prozeß vor den zahlenden Richtern, nachdem er ihn vor den bezahlten gewonnen hatte. Scribe, von dem man immer sprechen muß, wenn vom Theater die Rede ist, hat sein Gymnase dramatique, das hundert seiner Stücke zählt, nicht ganz vernachlässigt, obschon er mit großen Schauspielen, Opern und Operetten vollauf zu thun hat; seine lezten

Stücke heißen „geliebt werden, oder sterben," und „Eine Hütte und Ein Herz," sind aber nicht seine besten. Das „geliebt werden, oder sterben" hat wenigstens einen guten Zweck. Scribe hat nämlich die überspannte Sentimentalität, welche junge Liebende zum Selbstmorde verleitet, persiffliren wollen, und auch witzig persifflirt. Obschon nun das Gymnase dramatique eben keine Sittenschule ist, Scribe auch nicht zum Sittenlehrer berufen zu seyn scheint, so kann es doch nicht schaden, wenn man einer übertriebenen, herrschend werdenden Sentimentalität, welche durch Gedichte, Schauspiele und Romane befördert worden ist, entgegenarbeitet. Auch der Cirque olympique, der es nur mit Pferden, mitunter auch mit Elephanten, Löwen und Hyänen zu thun hat, wird moralisch und stellt seit einiger Zeit alle Abend die abscheulichen Folgen des Sklavenhandels vor. Schiffe, mit Sklaven angefüllt, kommen hier zum Vorschein, und man sieht, wie die Unglücklichen behandelt werden. Auch dieses Gemälde kommt zur rechten Zeit; denn da sich in Frankreich eine Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei gebildet hat, so ist es an der Tagesordnung, die öffentliche Meinung für dieselbe zu gewinnen, und dadurch die Regierung zu zwingen, einen entscheidenden Schritt zu thun, um die Fesseln der unglücklichen Schwarzen zu lösen. Eigentlich hätte man schon jezt von der Regierung einen solchen Schritt erwarten sollen, da derselbe Staatsmann, welcher an der Spize der auswärtigen Angelegenheiten steht (Graf de Broglie), auch einer der Vorsteher der Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei war. Leider ist nichts so gewöhnlich, als Minister zu sehen, welche anders sprechen und handeln, als ehe sie Minister wurden. Broglie ist in der gegenwärtigen Session der Kammern aufgefordert worden, etwas zur Abschaffung der Sklaverei zu thun. Lord Brougham hat ihn neulich in einer öffentlichen Rede in England an sein Versprechen erinnert; allein der Minister denkt wahrscheinlich, es habe keine Eile; den Deputirten hat er zögernd geantwortet, zu Lord Broughams Aufforderung hat er geschwiegen, und die Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei sieht ihn jezt nicht mehr in ihren Sizungen. So sind sie fast Alle: voll Eifer und Menschenliebe, ehe sie berufen werden, dieselbe auszuüben; hernach macht die Politik sie kalt und bedächtig. Sie haben hundert Rücksichten zu nehmen, hundert Hindernisse zu beseitigen, und das Wohl der Menschheit bleibt einstweilen ausgesezt. Auch andere Theater haben neue Stücke mit moralischer Tendenz aufzuweisen. So hat ein Herr Duveyrier, welcher zuvor St. Simonist war, versucht, in einem Melodrama auf dem Theater der Porte St. Martin, betitelt le Monomane, den Richtern das Schreckliche der Todesstrafe an's Herz zu legen. Leider war der gute Wille mehr zu loben, als die Ausführung. Nun mag aber ein dramatisches Stück so moralisch seyn, als man nur wünschen kann, vermag es nicht das Publikum anzuziehen und es innig zu rühren, so verfehlt es auch die bezweckte moralische Wirkung. In einem freien Staate, wo die öffentliche Meinung eine so laute Stimme hat, wie in Frankreich, muß das Publikum zuerst von einer Sache völlig überzeugt seyn, ehe es dieselbe dringend von der Regierung verlangt. Dies können aber nur öffentliche Reden, Theater und Presse, besonders Journale bewirken; damit diese aber dahin gelangen, müssen sie selbst erst Beifall erhalten und ein zahlreiches Publikum haben. Wahrscheinlich um ein anderes Uebel, die Eifersucht, aus der Welt wegzubannen, haben die beiden Dichter Bayard und Laurencin vor einigen Tagen ein gefühlvolles Schauspiel mit Gesang in drei Aufzügen, unter dem Titel „Mathilde, oder die Eifersüchtige," auf dem Vaudevilletheater gegeben. Ich wohnte der dritten Vorstellung in dem von den Lampen geschwärzten Saale bei. Die Damen schluchzten bei den schrecklichen Folgen der Eifersucht der jungen Frau Mathilde, die ihren Mann mehr als ihren Augapfel liebt, ihn stets neben sich haben will, bei jedem seiner Schritte mißtrauisch wird, in ihren Anfällen von Eifersucht sich furchtbar geberdet und zwei Haushaltungen dadurch ganz unglücklich macht. Die Handlung ist romanhaft angelegt, es herrscht aber doch viel Wahrheit in diesem häuslichen Gemälde. Um dasselbe ein wenig zu erheitern, haben die Dichter einen jungen, eiteln Gecken dazwischengestellt, welcher sich einbildet, alle Frauen seyen in ihn verliebt, das Feuer der Eifersucht anschürt, ohne böse Absicht, in den Streit verwickelt wird und sich nur mit großer Mühe herauszieht. Solche jungen Gecken sind eben keine seltene Erscheinung in der großen Welt. Dg.

Karlsruhe, Juni.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Außer Weller mag noch Winterhalter als Repräsentant des Genres gelten, von dem ein italienisches Landmädchen, auf ihrem Tambourine ruhend, eine Zierde der Ausstellung war. Die Krone gebührte einem Todten, Ernst Fries. Nil nisi bene von ihm, und doppelt, wenn er noch lebte. Eine Abendlandschaft, ein Theil von Sorrent mit der Meeresbucht, ist ein herrliches Gemälde, der Eindruck ruhig friedlich und klar, fast wehmüthig durch diesen dunkeln Frieden. Frommel und Helmsdorf bedürfen meiner Erwähnung nicht; Meichell findet noch nicht hinreichende Anerkennung. Heinlein malt immer noch Tyroler Landschaften und Seen. Kroymann, der heilige Geschichte malt, wird von den Künstlern höher gestellt, als vom Publikum; jene müssen es wohl besser verstehen, aber dieses hat nun einmal auch seine eigenen Ansichten. Dagegen wendet es sich mit aller Liebe dem Bilde eines jungen Künstlers, Feodor Diez, zu, das den Tod Max Piccolomini's darstellt: eine Komposition voll jugendlicher Begeisterung, genialer Kühnheit und doch durchaus edler, klarer Auffassung und Ausführung. Eine Lithographie, die der Kunstverein davon fertigen läßt, wird das Bild bald vervielfältigt den Augen der Kunstwelt vorlegen. Ich halte es für eine glückliche Idee, den Stoff zu Gemälden aus Scenen unserer besten Dichter zu entlehnen. Hier thut sich den Künstlern eine neue Welt von eigenthümlicher Art auf, die schon Kunst ist, und nun, von verwandtem Geiste durchdrungen, auf eine andere Weise zur Erscheinung gebracht, denselben Eindruck geben soll. Der marmorne Laokoon und Virgils Dichtung mögen als Vorbild dienen, und Lessings Laokoon als weise Hindeutung auf die verschiedenen Grenzen der verwandten Künste. A. Scheffer in Paris schlug diesen Weg ein in seinem Gemälde von Faust und Gretchen, und der Episode von Franceska von Rimini aus Dante's göttlichem Gedicht. Retsch hat schon länger in seinen Konturen den Geist zweier großen Dichter zur klarern Anschauung gebracht. Es ist so natürlich, daß der schwärmende Jüngling sich dem Heldentode Max Piccolomini's zuwendet. Außer diesem Bilde, das man kaum für Historie gelten lassen will, waren in diesem Fache nur noch zwei Gemälde aus der badischen Geschichte von Gräfle bemerkenswerth. – Von hier gingen die meisten Bilder nach Mannheim ab, und hielten dort ihre zweite Ausstellung unter der Firma des Mannheimer Kunstvereins. Eine Lotterie endlich, die sehr reichlichen Absaz hatte, kaufte viele Gemälde an und verlooste sie unter die Theilnehmer. Die Kunst weiß sich industriell zu machen.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 69 und Intelligenzbl. Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Juli 1835.

Wo sind die Tempel der Götter und deine stolzen Palläste,
Myriaden von Volk, Böotos altes Geschlecht?
Keine Spuren, o Arme, sind von dir übriggeblieben,
Alle vertilgete sie wüthend der grausame Krieg.

Griechische Anthologie.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Zweiter Brief.

Ueber Theben, wo ich zuletzt stehen geblieben, ist noch Einiges nachzutragen. — Theben erfreut sich durch seine Lage vieler natürlichen Begünstigungen, und kann sich unter einer fest geregelten und weisen Regierung leicht wieder auf einen gewissen Grad von Blüthe erheben. Es hat ein durchaus gesundes Klima, freilich einen rauheren Winter, aber auch einen kühleren Sommer, als die meisten Orte Griechenlands. Gegen Norden und Süden ist es von großen und fruchtbaren, jeder Art von Kultur fähigen Ebenen eingeschlossen, und die niedrige Hügelkette, auf der es liegt, und die sich von Thespiä bis Aulis als Grenze zwischen dem Asoposthal und der thebäischen Ebene hinzieht, eignet sich zum Weinbau, wie die vielen, Erimokastro umgebenden Weingärten beweisen. Theben selbst ist, wie seine nächste Umgegend, reichlich mit vortrefflichem Wasser versehen; der Ismenos treibt auf der Ostseite der Stadt mehrere Mühlen, und dieser Bach und die Dirke können, bei einem sorgsam gehandhabten Bewässerungssystem, die Ebene unterhalb der Kadmeia wohl eine Stunde weit hinlänglich bewässern und in blühende Gärten umschaffen. Aber bis jezt dienen sie nur, im Sommer einige Anis- und Melonenfelder zu nähren; alle höhere Kultur fehlt, und während Theben im Mittelalter durch seine Seidenzucht und Seidenwebereien blühend und berühmt war,* gibt es jezt, buchstäblich wahr gesprochen, auf zwei bis drei Stunden um die Stadt weder einen Maulbeer- noch einen andern Baum. Denn aller Boden eignete hier den Türken; selbst die wenigen Palmen, die sie des Schattens wegen hegten, sind durch den Krieg gefällt worden, und es werden keine neuen Pflanzungen irgend einer Art entstehen, als bis die wohlthätige Maßregel der Ertheilung von Eigenthum an die freigewordene Bevölkerung durchgeführt seyn wird, und der selbst besitzende Bürger und Bauer auf eigenem Boden für sich und seine Erben pflanzt.

Am 15ten September nahm Se. Majestät des Morgens die Umgegend von Theben in Augenschein: den Ort, wo der Ismenos, aus einer antiken, in den Felsen getriebenen Röhre, um die Quelle an ihrer Ader zu fassen,**

* Vergl. Zinkeisen. Gesch. v. Griechenland. 1. S. 833.

** Ein ganz ähnliches Werk war die Fassung der Enneakrunos oder Kallirrhoe, durch Peisistratos, unter dem felsigen Abhange im Bette des Ilissos.

in reicher Wasserfülle emporstrudelt; die Kirche des heil. Lukas, auf dem Platze des Tempels des ismenischen Apollon, mit dem sogenannten Grabe des heil. Lukas, einem antiken, mit drei Inschriften bedeckten Sarkophag; * endlich die Positionen, welche Demetrios Ypsilantis und die Türken bei dem Kampfe um Theben inne hatten, wobei die militärischen Begleiter, Makryjannis, Vassos und Mamuris, die Erklärer zu machen sich beeiferten. Mittags wurde wieder aufgebrochen, der Marsch ging westwärts durch die langweilige Ebene, den Helikon und Parnaß im Gesichte. Nach drittehalb Stunden blieb der nackte, graue Sphinxberg, von welchem Oedipus die grausame Räthseldichterin herabstürzte, zur Rechten liegen, und noch ein halbes Stündchen weiter führte der Weg über den niedrigen Rücken, der die Ebene gegen den kopaischen See hin begrenzt und auf dem sich, rechts über der Straße, einige geringe Spuren von Onchestos finden. Von hier erblickt der Reisende zum ersten Male den berühmten See, und der erste Anblick ist in der That überraschend: eine unübersehbare, mit saftig grünem Schilfe bewachsene Fläche, zwischen dem nur hin und wieder, namentlich gegen Nordosten, und bei günstiger Sonnenbeleuchtung sich einige Wasserblänken zeigen. Die ganze Nord- und Ostseite des Sees ist von nackten grauen Bergen eingeschlossen; längs der Südseite erhebt sich der Helikon in den schönsten Formen und reich bewaldet; gegen Westen öffnet sich die Aussicht auf die majestätischen dunkeln Massen des Parnaß.

Von Onchestos führt der Weg an einem verfallenen fränkischen Wachtthurme aus dem Mittelalter, wie sich in ganz Böotien viele finden, vorüber, in einer starken halben Stunde nach den Ruinen von Haliartos. Diese alte Feste lag auf einer niedrigen Felshöhe, die den Raum zwischen den Vorbergen des Helikon und dem See einnimmt, so daß sie den Paß sperrt, und daher immer für einen der Schlüssel des thebäischen Böotiens gegen Westen galt. Die Höhe ist mit zerstreuten Quadern übersät, und ihr steilerer Rand gegen den See hin noch mit ansehnlichen Resten der alten Mauer eingefaßt. Vor ihren Thoren fiel Lysander, der stolze Bezwinger Athens, und man kann seinen Grabhügel noch in einem zerstörten Tumulus, einige Minuten westlich von Haliartos am Wege nach Lebadeia, zu erkennen glauben. **

(Die Fortsetzung folgt.)

* Eine derselben steht bei Böckh. C. J. G. I. n. 1656; die zwei andern, unedirten, hat der Verfasser vor zwei Jahren an den obengenannten hochverdienten Gelehrten gesandt.

** Paus. 9, 33. 1. Ueber die Schlacht von Haliartos Xenoph. griech. Geschichte 3, 5, 17 folg. Plut. Lysand. 28.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Da wir uns einmal auf dem Gebiete des Magnetismus und der Elektricität befinden, so wollen wir gleich noch der, ebenfalls in dasselbe gehörigen Entdeckung einer sogenannten Blitzröhre erwähnen, welche man kürzlich im Bunzlauer Kreise Schlesiens gemacht hat. Die Blitzröhren oder Blitzsinter sind röhrenförmige Gebilde, welche der Blitz im Sande durch eine Schmelzung oder Verglasung erzeugt, und sie müssen die Aufmerksamkeit schon früh auf sich gezogen haben, da man ihrer oft in ältern Schriften erwähnt findet, ohne daß jedoch etwas Befriedigendes über ihre wahre Entstehung angeführt wäre. Der erste, dem dies gelang, war der bekannte Naturforscher Blumenbach, dem man eines dieser merkwürdigen Erzeugnisse der mächtigen Naturkraft, welches in den Sandhügeln der Senner Heide Westphalens aufgefunden worden war, vorlegte, und der dasselbe nach einer sorgfältigen Untersuchung für ein Produkt des Blitzes erklärte, eine Erklärung, welche durch alle spätern Untersuchungen bestätigt worden ist. Indem der Blitzstrahl nämlich in irgend einen Sandhaufen einschlägt, die Sandkörner auseinander treibt und schmelzt, wird in der Erde eine kleine, von einer glasartigen Röhre umgebene Höhlung gebildet. Jene Röhre ist an dem Punkte, wo der Blitzstrahl den Sandhaufen zuerst berührt hat, am weitesten und bildet gleichsam einen Stamm, welcher meistens senkrecht, seltener schief in den Boden hinab geht und sich dann, nach Maßgabe der Hindernisse, welche der Blitz bei seinem Weiterdringen angetroffen hat, in mehrere Aeste theilt, die sich in den verschiedensten Richtungen fortsetzen und endlich spitz auslaufen. Dergleichen Blitzröhren haben oft eine Länge von mehr als zwölf Fuß, und ich erinnere mich, eine vierzehn Fuß lange Blitzröhre im Dresdner Kabinet gesehen zu haben, wo dieselbe als große Merkwürdigkeit gezeigt wurde, und wahrscheinlich von vielen Lesern bewundert worden ist.

Die hier in Rede stehende Blitzröhre nun, welche sich durch eine noch bedeutendere Länge auszeichnet, wurde, wie gesagt, unfern Bunzlau in Schlesien, am Kamme des Sandrückens gefunden, welcher hier das Boberthal begrenzt. Der Stamm der Röhre, mit einer eine halbe Linie dicken, glasartigen Wand umgeben, erstreckte sich fast senkrecht gegen zwanzig Fuß in den Boden hinab, und zeigt dann zwei Aeste, welche sich gleichfalls noch mehrere Fuß tiefer erstreckten. Die innere hohle Fläche, die man, da hie und da Stücke eingebrochen sind, sehen kann, hat einen graulichweißen, emaillirten Ueberzug von mattem Glasglanze, und ist durch eingesprengte, halb geschmolzene Quarzkörner rauh und

uneben. Unter allen Verhältnissen gehört dieser Fund, als Beweis für die Gewalt selbst der unterirdischen Wirkungen des Blitzes, zu den merkwürdigsten, und wahrscheinlich wird das Stück auch an irgend ein Kabinet kommen.

Wir gehen, unserer Gewohnheit gemäß, von diesen physikalischen Betrachtungen auf das Feld der Gewerbskunde über, auf welchem wir diesmal besonders die Oelspritlampe der Gebrüder Müller in Berlin zu betrachten haben. In unsern frühern Berichten ist nämlich, wie sich die Leser erinnern, von einem Vorschlage die Rede gewesen, Oel und Weingeist nicht mehr unmittelbar in ihrer tropfbarflüssigen Gestalt als Erleuchtungsmaterial anzuwenden, sondern durch Erhitzung ein Gas daraus zu entwickeln und dieses Gas sofort anzuzünden, wie Aehnliches bei der gewöhnlichen Gasbeleuchtung geschieht, obwohl das Gas bei lezterer auch aus andern Materialien entwickelt wird. Der praktischen Ausführung dieses Vorschlags sezten sich aber, wie wir am angeführten Orte ebenfalls detaillirt haben, mannichfache Hindernisse entgegen, bis es endlich den genannten Gebrüdern Müller, akademischen Künstlern zu Berlin, gelungen ist, dieselben zu überwinden und durch ihre Oelspritlampe ein eben so einfaches, als zierliches und zweckmäßiges Erleuchtungsgeräth herzustellen. Dasselbe besteht nur aus einem Reservoir für das Brennmaterial und einer metallenen Röhre (dem Brenner), deren unterer Theil offen ist und fast den Boden des Reservoirs erreicht, während der obere, ungefähr sechs Zoll aus dem Gefäß hervorragende Theil mit einer kleinen metallenen Kugel geschlossen ist. Leztere kann man abschrauben und dann jene Röhre zum Einfüllen des Oelsprits in das Reservoir benuzen. Ist dies geschehen, so wird ein, den ganzen Raum der Röhre erfüllender Docht (der Sauger) so tief in dieselbe eingebracht, daß oben ein leerer Raum von nur einigen Zollen frei bleibt, welcher mit zwölf kleinen Löchern durchbrochen ist, aus denen das zu entwickelnde Gas hervorströmen soll. Um diese Entwicklung zu bewirken, bedarf es bloß der Erwärmung der oben beschriebenen Metallkugel, wozu der Lampe ein eigenes kleines, bequemes Geräth beigegeben ist: diese Wärme reicht hin, um den obern Theil des Oelsprits sogleich in Gas zu verwandeln, welches nun aus den zwölf Oeffnungen hervorströmt und nach dem Anzünden durch ein genähertes Licht eben so viele zierliche Flämmchen bildet. Die der Lampe durch leztere fortwährend zugeführte Hize reicht nun hin, um eine fortdauernde Gasentbindung zu bewirken, so lange nur Brennmaterial vorhanden ist, und die Lampe brennt also von selbst ruhig fort, bis aller Oelsprit in Gas verwandelt und lezteres verzehrt ist. Jeder Gefahr bei dem Brennen einer solchen Lampe ist durch diese Einrichtung vorgebeugt: um sie auszulöschen, braucht man sie nur umzudrehen, und bliebe sie ohne Aufsicht stehen, so würde sie, nach Verzehrung des Brennmaterials, von selbst erlöschen. Der Hauptvortheil aber, den sie gewährt, besteht in der großen Weiße und Helligkeit der Flamme, worin sie die der Wachskerzen übertrifft und dem brennenden Kohlengas gleichkommt. Vielleicht lassen sich noch kleine Verbesserungen anbringen, z. B. tulpenförmige Gläser, wie bei den sogenannten Windlichtern, um das Flackern der Flammen zu verhindern, u. s. w.; dann werden diese neuen Lampen aber auch gewiß die verdiente allgemeine Einführung erfahren.

Die diesjährige Sommerwitterung endlich anlangend, über die ich bei dem Interesse, welches meteorologische Betrachtungen jezt einflößen, denn doch auch nicht ganz stillschweigend hinweggehen kann, so zeigt sie dieselbe Abnormität, die schon seit mehreren Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, nämlich den frühen Eintritt der Hitze in unsern Breiten vor dem Sommersolstitium. In den Gegenden, wo ich lebe, d. h. etwa unter 52 Grad Norderbreite, hatten wir Anfangs Juni, also fast vier Wochen vor dem Sommersolstitium, schon wieder 24 bis 25° R. Wärme, wie man sonst gewöhnlich nur erst eben so lange nach dem Sommersolstitium zu haben pflegt. Diejenigen Meteorologen also, wie z. B. v. Brandenburg, auf dessen Schriften ich mich in diesen Blättern schon öfters bezogen habe, welche, hinsichtlich der Wärmeentwicklung, eine in der Erdökonomie vorgegangene oder vorgehende bedeutende Veränderung annehmen, haben gewiß nicht ganz Unrecht. Ich werde wahrscheinlich nur noch zu oft Gelegenheit finden, auf diesen wichtigen Umstand zurückzukommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Zustand der Dramatik.

Die dramatische Kunst nimmt hier im Ganzen so ziemlich dieselbe Richtung, wie in Paris. Im klassischen Drama der Franzosen wurde fast bloß gesprochen, die Handlung suchte man, wo es sich nur thun ließ, in die Koulissen zurückzuschieben; man sah eine Virtuosität darin, Alles, was unmittelbar die Sinne der Zuschauer ergreifen konnte, von den Brettern zu verdrängen, um es in langen Reden und Tiraden zu erzählen und in endlose Schnüre von Metaphern und Bildern auszuspinnen, in deren sorgfältigem Ausmalen die größte Kunst des Dichters gesucht wurde. Eine schöne Maxime galt mehr als ein tiefer Charakter, und eine glückliche Periphrase sezte das Parterre in Entzücken; wie jubelte das Parterre des Théâtre français, als in Delavigne's Ecole des vieillards eine der Personen, anstatt zu sagen, sie sey in einem Fiaker gefahren, sich der pomphaften Wendung bediente: durement cahoté sur les coussins poudreux d'un char numéroté. Ein Drama war damals eine Art Arena, wo der Dichter sich durch fünf Akte hindurch in den schwierigsten

rhetorischen Evolutionen zeigen mußte. Heutzutage ist das Drama dort wie hier materialisirt, die Poesie ist Nebensache; reiche Kostüme sind eben leichter zu haben, als schöne Poesie, und während das Publikum sich an den Landschaften, Palästen, Prunksälen, Gefechten und anderm Spektakel belustigt, überhört es die Sottisen, welche vor den herrlichen Gemälden gesprochen werden, oder der Genuß, den ihm die Dekorationen gewähren, macht es wenigstens nachsichtig gegen das Stück. Darauf gründete sich z. B. das beispiellose Glück, welches Latude in Paris gemacht hat. In der That war es ein gewaltig ergreifender Anblick, wenn der Gefangene die Bastille heruntergestiegen kam; um die Wirkung zu verstärken, hatte die Administration die Leiter, deren sich Latude wirklich bedient hatte, nebst den Werkzeugen, die der berühmte Gefangene sich verfertigt, im Foyer ausstellen lassen. Und wenn nun gar zulezt die Narrenbehälter von Bicêtre aufgeschlossen wurden und Latude's Gefährte, im ersten Akte ein junger Mann, in dem lezten als ein wahnsinniger Greis heulte, da wären die Gesichter der Zuschauer fast noch entstellter von Grauen und Entsezen, als die Züge der Narren, die in ihren Zellen mit den Ketten rasselten. In dem originellen Stücke le Monomane ist eine Scene, wo gar kein Wort gesprochen wird; sie ist offenbar dem Auftritte nachgebildet, wo Lady Macbeth im Traume ihr Verbrechen enthüllt. Der Monomane ist ein Staatsprokurator, der von der fixen Idee, Verbrecher vor Gericht zu bringen, verfolgt wird. Ein Mörder, der seiner Strafe entgangen ist, sucht seine Zuflucht in dem Hause des Staatsprokurators; dieser ist somnambul, wie Lady Macbeth; er steht in der Nacht auf, erscheint schlafend auf der Bühne, ergreift den Mordstahl, eilt in ein Kabinet, ermordet den Mörder und kehrt dann in sein Schlafzimmer zurück; dies Alles geschieht, wie gesagt, ohne daß ein Wort gesprochen wird.

Auch die Londoner Theater nehmen längst ihre Zuflucht zum Uebernatürlichen, zum Monströsen. Das Theater von Coventgarden hat im verflossenen April ein Melodrama gegeben unter dem Titel: Carmelhan, oder die ertrunkene Schiffsmannschaft. Der Schauplaz ist in die Nähe der Shetlandsinseln verlegt, vierzig Klafter unter dem Meeresspiegel, die Dekorationen sind Austern- und Korallenbänke, die Fische schwimmen auf und ab. Carmelhan, ein Pirat, gegen den sich die Mannschaft seines Schiffes empört, um sich zu rächen, versenkt das Fahrzeug mitten im Meere. Bald erreicht ihn die Strafe, und diese Strafe ist allerdings schrecklich genug, schade, daß sie so unsinnig ist. Der Himmel verurtheilt ihn, unter den Wellen zu leben, auf den Trümmern seines eigenen untergegangenen Schiffes. Unaufhörlich grinsen ihn die Leichen seiner Gefährten an, die er dem Tode geweiht. Und damit ist es noch nicht genug: es ist nicht genug, daß die anwesenden Körper ihm die Lebensluft oder vielmehr das Lebenswasser verpesten, von Zeit zu Zeit werden sie wieder lebendig und quälen und foltern ihn auf alle mögliche Art. Die Leiden des Korsaren sollen so lange dauern, bis sich Jemand findet, der gutwillig an dessen Stelle treten wird. Es läßt sich leicht ermessen, daß es ihm schwer fällt, einen Ersazmann aufzufinden. Ein junger Mensch, der verliebt ist und keinen Heller hat, versteht sich indessen dazu, eine Stunde lang statt des Piraten im höllischen Schiffe zuzubringen; dafür verspricht ihm der Seeräuber alle Schäze, die das Fahrzeug enthält; der Besiz dieser Reichthümer wird ihn in den Stand sezen, seine Braut zu heirathen. Nun trifft es sich aber, daß auch der Seeräuber in diese Schöne verliebt ist; er entführt sie, da sie aber seine Leidenschaft nicht theilt, so löst er in der Verzweiflung den Zauber, der ihm sowohl, als seiner Geliebten und dem jungen Manne erlaubt, ohne Tageslicht und ohne Luft zu leben; die drei Schauspieler befinden sich nämlich unter dem Wasser. Der Seeräuber ertrinkt, die beiden Liebenden werden gerettet: das ist eine Marine, gegen welche die gräßlichsten Seestücke des Franzosen Sue Idyllen sind. — In der Oper herrscht noch größere Thätigkeit, als in Coventgarden; hier sind kurz nacheinander drei neue tolle Stücke gegeben worden. Eines derselben ist betitelt: „der Schatten an der Wand.“ Schon der Titel deutet an, daß es zur phantastischen Gattung gehört. Der Schauplaz ist ein Haus, wo es nicht geheuer ist, wo sich die Gespenster Nachts herumtummeln und unter den tollsten Orgien sich des Lebens freuen. In Drurylane ist das neueste Stück eine Bearbeitung des unter dem Titel: „les faussaires anglais“ im Jahre 1833 aufgeführten französischen Stückes; es ist ordentlich, als hätten es die Engländer den Parisern übelgenommen, daß man ihnen ihre Spizbuben nimmt, und sich mit Patriotismus beeilt, sie auf den heimischen Boden zurückzuführen; die Allianz zwischen beiden Völkern wird augenscheinlich mit jedem Tage inniger. Das bekannte Amphitheater von Astley gibt die Belagerung von Jerusalem oder das Lager in der Wüste, eine historische Komposition und großes Spektakelstück; es ist nach dem Talisman von Walter Scott bearbeitet. Die Dekorationen sind natürlich die Hauptsache; sie haben enthusiastischen Beifall eingeerntet, und als auch noch Reiterkünste und gymnastische Exerzitien dazu kamen, war des Applaudirens kein Ende. Das kleine Theater der Königin sucht sich ebenfalls aus seinen eben nicht sehr glänzenden Verhältnissen herauszureißen. Es spielt gegenwärtig eine neue Truppe daselbst, welche sehr gelobt wird. Neulich wurden an einem Tage nicht weniger als fünf Stücke gegeben: Gabriele oder das Inkognito, Ein Roland für Einen Olivier, die gezähmten Tiger, die weiblichen Volontärs und die Wasserpartie. Ersteres Stück spielt zwar zur Zeit Heinrichs IV., die Gabriele, von welcher die Rede ist, ist indeß nicht die berüchtigte Geliebte des galanten Königs, sondern die Tochter des Gouverneurs von Alençon. Alençon hat sich gegen den König empört; der König belagert die Stadt, zwei Offiziere von der französischen Armee schleichen sich heimlich in die Stadt ein, sie heißen d'Armonville und St. Maurice. Man glaubt in ihnen Heinrich IV. und Sully zu erkennen. Auf dieser Täuschung beruht das Stück, das ziemlich muntere Scenen hat. Als Franzosen fangen sie sogleich an, den Damen den Hof zu machen, und die schöne Gabriele läßt sich von d'Armonville bethören. Ihre Verzweiflung, als sie in ihrem Geliebten den Monarchen zu entdecken glaubt, ist recht ergözlich. Indeß klärt sich bald der Irrthum auf, die Stadt Alençon kapitulirt und die beiden jungen Leute werden verbunden. Ein hiesiges Blatt berichtete, die Zuschauer haben vor Lachen gebrüllt. In Sadlers Wells bemerken wir für's Erste eine Neuerung, die unter den gegenwärtigen Umständen nachgeahmt zu werden verdiente. Am Tage, wo es eröffnet wurde, zeigte man nämlich in den Zwischenakten zwei Dekorationsgemälde: das eine stellte eine italienische Landschaft, das andere die Trümmer eines alten römischen Tempels vor; der Effekt ist wie bei einem Panorama. Drei Stücke wurden an diesem Tage aufgeführt, die höchst seltsame Aufschriften führen: 1) der Tempel des Todes, ein skandinavisches Drama, 2) ich habe grüne Weiden um meinen Hut geflochten, 3) Arlekin und die Hexe von Islington. Die grünen Weiden haben am meisten gefallen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Juli 1835.

Willkommen, willkommen,
Du alter Patron —
Wir kennen dich schon!

Goethe.

Abbotsford.

Aus dem neuesten Werk von Washington Irving: Abbotsford und Newstead-Abbey.

Walter Scotts Privatleben.

Nach dem Essen begaben wir uns in den Salon, der zugleich als Studierzimmer und Bibliothek diente. Zu einer Seite an der Wand stand ein Schreibtisch mit Schubladen, darüber ein kleiner, reich mit Bronze verzierter Aufsatz von polirtem Holz, worin Scott seine werthvollsten Papiere verwahrte. Ueber demselben hing in einer Art Nische ein vollständiger Harnisch von blitzendem Stahl mit einem geschlossenem Helm, und zu beiden Seiten Panzerhandschuhe und Streitäxte; rings umher waren Trophäen und Reliquien mancherlei Art aufgehängt: ein Säbel von Tippoo Saib, ein hochländisches Schlachtschwert von Floddenfield, ein paar Ripponsporen von Bannocksborn, * und vor allen ein Schießgewehr, das Rob Roy angehört; dieses Stück war mir damals besonders interessant, da, wie es hieß, Scott eben an einem Romane schrieb, der die Geschichte dieses berühmten Geächteten zum Thema hatte. Links und rechts standen Bücherschränke mit Werken aus dem Gebiet der romantischen Poesie in verschiedenen Sprachen, worunter manche seltene alte. Es war dies aber nur die Feldbibliothek, und er hatte seine Bücher damals größtentheils in Edinburg.

Der Abend verging sehr ergötzlich in diesem schmucken Gemach, halb Studierzimmer, halb Salon. Scott las verschiedene Stellen aus dem alten Roman vom Arthur vor, mit schöner, tiefer, wohlklingender Stimme und einem zum alten Druck vollkommen passenden Ernste. Es war ein hoher Genuß, solch ein Werk von solchem Manne und in solcher Umgebung lesen zu hören, und wie er so da saß, in einem weiten Lehnstuhl, seinen Lieblingshund Maida zu seinen Füßen, ringsum Bücher und Alterthümer und Trophäen vom Grenzland, hätte das Ganze ein herrliches, höchst charakteristisches Gemälde gegeben.

Während Scott las, hatte eine mächtige graue Katze, ein großer Liebling von Herrn und Frau vom Hause, sich auf einen Stuhl am Feuer gelegt und sah in ernster Haltung unverwandt herüber, als hörte sie dem Lesen zu. Ich äußerte gegen Scott, seine Katze scheine Geschmack an alten Pergamenten zu haben. „Ei ja,“ erwiderte er, „es ist ein gar mystisches Volk um diese Katzen. In ihren Köpfen geht wohl mehr vor, als

* Berühmtes Schlachtfeld; Robert Bruce schlägt hier die Engländer, 1314, Jacob III. verliert hier gegen seine rebellischen Unterthanen Schlacht und Leben, 1488.

wir gewahr werden, und dies kommt ohne Zweifel daher, daß sie so viel mit Hexen und Hexenmeistern zu thun haben.“ Bei der Gelegenheit gab er eine kleine Geschichte preis. Einem Manne, der in der Nacht nach Hause ging, begegnete einmal an einem abgelegenen Platze eine Katzenprozession, die in tiefer Trauer, in einem, mit einem schwarzen sammtnen Bahrtuch bedeckten Sarge ein Glied ihrer Gemeinde zu Grabe trugen. Der gute Mann, erstaunt und halb entsezt ob so seltsamem Aufzug, eilte nach Hause und erzählte seinem Weib und seinen Kindern, was er gesehen. Kaum hatte er ausgesprochen, so sprang eine große schwarze Katze, welche am Feuer lag, auf, rief: „so bin ich König der Katzen!“ und fuhr den Kamin hinauf. Das Leichenbegängniß, das der Mann gesehen, hatte einem Gliede der Katzendynastie gegolten. „Unser Hinze hier,“ fuhr Scott fort, „erinnert mich zuweilen durch seine aristokratischen Manieren an diese Historie, und gerne behandle ich ihn mit Achtung, weil ich mir denke, er könnte leicht ein großer Prinz incognito seyn und früh oder spät zum Thron gelangen.“ Auf diese Weise wußte Scott selbst von den Sitten und Eigenthümlichkeiten der stummen Thiere, die ihn umgaben, Stoff zu humoristischen Bemerkungen und phantastischen Geschichten herzunehmen.

Im Laufe des Abends erfreute uns hin und wieder Sophie Scott, auf Bitten ihres Vaters, mit einem Lied, und sie ließ sich nie zweimal bitten. Sie sang lauter schottische Lieder, ohne alle Begleitung, ganz einfach, aber äußerst lebhaft und mit großem Ausdruck, und im heimischen Dialekt, wodurch sie noch anziehender wurden. Es war höchst ergötzlich, sie mit lebendigem Vortrag und in muntern Weisen jene alten, begeisterten Jakobitischen Lieder singen zu hören, wie sie einst unter den Anhängern des Prätendenten in Schottland, der darin nur „der junge Chevalier heißt,“ im Schwange waren. Für diese Lieder war Scott, troz seiner Loyalität, sehr eingenommen; denn der unglückliche Chevalier war in seinen Augen von jeher ein Romanheld, wie in den Augen manches standhaften Anhängers vom Haus Hannover, da jezt die Stuarts aufgehört haben, furchtbar zu seyn. Bei dieser Gelegenheit erwähnte Scott eines interessanten Umstands: unter den Papieren des Chevaliers, welche ihm die Regierung zur Einsicht mitgetheilt, hatte er eine von mehreren seiner Anhänger in Amerika an ihn gerichtete und vom Jahr 1778 datirte Denkschrift gefunden, worin der Vorschlag gemacht wird, in den dortigen Niederlassungen sein Panier aufzupflanzen . . .

(Die Fortsezung folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsezung.)

Mazi, ein Dorf über Haliartos, auf dem erwähnten Vorsprunge des Helikon gelegen, bot sich nach einem Ritte durch die Ruinen als Nachtlager dar, das mit sinkender Sonne erreicht wurde. Am folgenden Morgen wurde die Reise nach Lebadeia fortgesezt. Westlich von Mazi ist eine kleine, weniger als eine Stunde lange Ebene, die im Westen durch einen gegen den See vortretenden Arm des tilphossischen Gebirgs, der mit einer, Petra genannten, steilen Felswand endigt, fast ganz geschlossen wird. Das tilphossische Gebirge, * ein Vorberg, oder vielmehr Theil des Helikon selbst, umschließt die Ebene auf der Südseite in einem Halbkreise. Seine steil emporsteigenden Wände sind mit lebhaft grünen Eichen, Myrthen und andern Laubhölzern bewachsen, und mit kühn gezackten, nackten Felsgipfeln gekrönt. Um eine weitere Aussicht auf die Umgegend zu haben, beschloß der König, den Berg zu ersteigen. Die Pferde mußten bald im Gebüsch zurückbleiben, und es wurde zu Fuß weiter geklommen. Vom Rücken der tilphossischen Kette zeigte sich die Kopais in ihrer ganzen Ausdehnung; am westlichen Ende derselben das Akoutiongebirge mit der Burg von Orchomenos, nordöstlich das Ptoongebirge zwischen dem See und der Meerenge von Euböa, östlich von der Kopais der See Hylike, jezt von Theben genannt, und der von Moriki; kurz, man übersieht von hier das ganze Böotien bis auf seine südwestlichen Theile, welche die Hauptmasse des Helikon verbirgt. Diese Hauptmasse des Helikon, die größtentheils mit dunkeln Tannen bewachsen ist, und hart unter deren Gipfel der Musenquell Hippokrene liegt, ** ist von dem Tilphossion durch ein anmuthiges, reich bewässertes und bebautes Bergthal geschieden, in dessen Mitte das Dörfchen Zagarà seine zerstreuten Häuser zeigt. Dies Thal ist einer der einladendsten Flecke, die es in Griechenland gibt, und überhaupt ist die ganze Nordseite der Kette des Helikon, von Thespiä bis Lebadaia, so reich an Naturschönheiten, daß den Musen kein entsprechenderer Siz angewiesen werden konnte.

Das Heruntersteigen war auf dem abschüssigen Wege schnell vollbracht; bei einem verfallenen fränkischen Thurme

---

* τὸ τιλφώσσιον ὄρος, Strabon, 9, S. 264 Tchn., oder τιλφούσιον, Pausan. 9, 33, 1.

** Der Verfasser fand diese Quelle, die jezt κρύο πηγάδι heißt, auf einer frühern Reise wieder auf. Sie liegt nur hundert Fuß unter dem Gipfel, gegen Askra und den Musenhain hin, und ist mit antikem polygonalem Gemäuer ausgesezt.

am Fuße des Berges (in dessen Nähe einige Reste alten Gemäuers vielleicht auf Okalea hindeuten) wurde wieder aufgesessen, und bald war die oben erwähnte steile Felswand Petra erreicht. Sie nähert sich dem See bis auf einige hundert Schritte, und auch dieser schmale Raum wird durch die überfließenden Wasser der tilphossischen Quelle, die unter dem Fuße der Felswand entspringt, größtentheils unwegsam gemacht. An dieser Quelle starb der blinde Seher Tiresias, als er von den Argeiern und Polyneikes Söhnen, nach der Einnahme von Theben, zum Geschenk für den Pythischen Gott bestimmt, nach Delphi geführt wurde und, erhizt von dem Marsche, zu hastig von dem kalten Wasser trank.* Ein Haufen über einander gethürmter Steine, von wildem Feigengebüsch beschattet, wird von Pausanias als sein Grab bezeichnet. — Auf der Spitze der Petra, gerade über der Quelle, stand der Tempel des tilphossischen Apollon;** ein Mauerrest von dem Peribolos oder dem Unterbau, von polygonaler Konstruktion, aber sorgfältiger Arbeit, gleich der Cella des kleineren Tempels in Rhamnus, bezeichnet den Platz. Fast eine Stunde höher hinauf, auf dem lustigen Gipfel, wo der die Petra bildende Arm von der Hauptmasse des Tilphossion ausgeht, entdeckte ich im Sommer 1833 die bisher unbekannten Ruinen eines kleinen festen Platzes, aus rohen Steinen augenscheinlich in der Eile zusammengesezt, aber eben so augenscheinlich von hohem Alter. Dies Paläokastron heißt bei den Hirten des Helikon, die es fast allein kennen, Alttheben (παλαιοθῆβα oder παλαιοφῆβα). Der Name ist im höchsten Grade überraschend, wenn man sich erinnert, daß nach der alten Sage die Thebäer, zur Zeit des Epigonenkrieges, sich auf dieses Gebirge geflüchtet.*** Hätten wir hier wirklich eine aus der mythischen Zeit durch drei Jahrtausende fortgepflanzte Tradition? oder warum nicht vielmehr ein durch das Vorhandenseyn der Ruinen bekräftigtes historisches Zeugniß?

In neuern Zeiten war die tilphossische Klippe der Schauplatz eines für Griechenland wichtigen Ereignisses. Demetrios Ypsilantis, Georg Vajas und andere Anführer sperrten hier einem aus Attika und Böotien nach Thessalien zurückkehrenden türkischen Heere den Durchzug; nach mehrmaligen vergeblichen Stürmen auf die Verschanzungen der Griechen mußten die Türken sich den Rückzug durch Unterhandlungen eröffnen, und kehrten nimmer wieder, aus Furcht, sich von Neuem wie in einem Sacke gefangen zu sehen. Das glückliche Gefecht bei Petra blieb das lezte Kriegsereigniß im östlichen Griechenland.

Hinter der tilphossischen Klippe erweitert sich die Ebene wieder, und zieht sich südlich in einem Winkel zwischen die Berge hinein, in dessen Spitze auf einem ansehnlichen Hügel Koroneia lag. Die Ruinen sind unbedeutend; doch erkennt man an der Ostseite des Hügels das Halbrund des Theaters, und über demselben die Ruinen eines kleinen dorischen Tempels. Auch finden sich mehrere Inschriften. Auf der Westseite von Koroneia fließt der Phalaros; er entspringt fast eine Stunde weiter südlich gegen das Gebirge hinauf aus dem libethrischen Quell, neben welchem eine fast ganz aus Grabsteinen und andern Inschriften gebaute Kapelle liegt. Der hohe, isolirte Pik über diesem Quell, jezt Paläoruma genannt, der höchste Theil der ganzen Kette des Helikon, ist das Libethrion.* Die Ebene nördlich unter Koroneia war der Schauplatz der zu verschiedenen Zeiten hier gelieferten Schlachten. Hier ist mithin auch der berühmte Tempel der itonischen Athene zu suchen, den ich auf wiederholten Reisen aufzufinden noch nicht so glücklich gewesen bin, aber ihm doch auf der Spur zu seyn glaube.

Westlich von Koroneia erhebt sich der Berg Granitza, das alte Laphystion;** der Weg führt längs der Nordseite dieses Berges in drittehalb Stunden nach Lebadeia, das an seinem westlichen Ende liegt. Die an sich schlechte Straße wird an mehreren Stellen von dem Wasser der zahlreichen, zum Theil lauwarmen Quellen, die an der Seite des Laphystion entspringen, überschwemmt. Eine halbe Stunde vor Lebadeia liegt links über dem Wege eine antike Ruine aus großen Quadern, wahrscheinlich ein Grabmal. Durch die Besteigung des Tilphossion und den Besuch von Koroneia war es fast Abend geworden, als der König seinen Einzug in Lebadeia hielt. Die Bevölkerung der Stadt und Umgegend in der malerischen Landestracht hatte in buntem Gewühl die kleinen Anhöhen vor dem Orte besezt, und das Gedränge erlaubte kaum, die holprichte Brücke zu passiren, die am Eingange der Stadt über die rauschende Herkyna führt. Der König stieg in dem wohlgebauten Hause des Herrn A. Georgantas ab, und der folgende Tag war, nach fünftägiger anhaltender Reise, ein Rasttag.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Pausan. 9, 33, 1; vergl. 9, 18, 3. — Strabon 9, S. 269. Tchn.

** Strabon 9, S. 264. Tchn.

*** Strabon 9, S. 269.

* Pausan. 9, 34, 3. Außer andern Beweisen paßt die Entfernung (40 Stadien) von Koroneia einzig und allein auf diesen Berg.

** Der Rücken des Berges, wo das Dorf Granitza liegt, gleicht einem eingefallenen Krater. Dazu kommen die oben erwähnten warmen Quellen, und der Name, der eigentlich einen gefräßigen Berg bedeutet. Mineralogen mögen untersuchen, ob hier ein ausgebrannter Vulkan ist.

Englische Aphorismen über deutsche Sprache und Poesie.

Das Deutsche ist ärmer als das Englische an Wendungen zur Schilderung von Affekten, aber reicher an Wendungen zur Schilderung von sinnlichen Gegenständen jeder Art.

Das Deutsche hat nicht etwa vollständigere Ausdrücke für die äußern Bilder; es kann aber der Seele mehr Bilder auf einmal vorführen als das Englische.

*

Schillers reimloser Vers ist schlecht; er bewegt sich darin, wie eine Fliege in einer Leimflasche. Immerhin haben seine Ideen Zusammenhang und Mannichfaltigkeit, aber im Vers ist dabei nicht Leben genug. Wie weit hat er zu Shakespeare's unendlichem Rhythmus! Alle Deutschen haben etwas Maßloses, Ueberschwengliches — ihr Nationalfehler. Lessing wußte noch am besten mit dem reimlosen Vers umzugehen. Die trochäische Endung der deutschen Worte läßt den reimlosen Vers in dieser Sprache fast gar nicht zu. Auch wir haben jene Endung bei unserer eilfsylbigen dramatischen Strophe, behalten es aber in der Gewalt, dieselbe ad libitum mit der jambischen Endung wechseln zu lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Juni.

Missionsberichte aus Tong-king.

Wenn es aus unserer Stadt und unserm Ländchen just nichts zu berichten gibt, was der Rede werth ist, so ergreife ich gerne die Gelegenheit, Ihren Lesern etwas von den Berichten unserer unermüdlichen Missionäre mitzutheilen. Einer, der schon längere Zeit in Tong-king lebt und predigt, schrieb kürzlich unter anderm an den Bischof von Pignerol: „Sie fragen mich, Hochwürdigster, ob wir hier etwas dem Winter Aehnliches haben? Allerdings unterscheiden wir auch vier Jahreszeiten, wie in Europa. Der Sommer ist sehr heiß und der Herbst sehr regnigt; der Winter aber besteht nur in einigen ziemlich frischen Nordwinden, die es jedoch niemals zu Eis kommen lassen; ja, wenn der Himmel nicht umwölkt ist und die Sonne scheinen kann, so ist es bei uns im Winter wenigstens eben so heiß, wie zur Sommerszeit in Frankreich. Der Frühling hat nur uneigentlich diesen Namen, denn gleich nach dem Winter beginnt große Hitze. Alle Jahre, um den Oktober, ist hier eine fast allgemeine Ueberschwemmung, denn nur wenige Orte sind davon ausgenommen. In manchen Gegenden habe ich sie bis zur Höhe von vierzehn Fuß gesehen; da man es aber weiß, so nimmt Jeder seine Maßregeln, so daß nur selten Unglück geschieht. In den niedrigen Gegenden tritt das Wasser in die Häuser, und die Einwohner müssen sich auf die Dächer flüchten. Diese Ueberschwemmung dauert höchstens drei Tage; dann aber entsteht eine große Unbequemlichkeit, denn das Wasser hat den Boden in den Häusern ganz aufgeweicht, und nun bleibt für acht bis zehn Tage ein zäher Koth und besonders eine sehr ungesunde Luft. Ist die Ueberschwemmung bedeutend und mit Sturm begleitet, so reißt sie manchmal die aus Holz und Stroh gemachten Häuser ein, und es kommen dann viele Leute um. Das Wasser bildet auch zuweilen beim Zurückziehen einen heftigen Strom und zerknickt alle Reisähren; dann geht die Ernte des zehnten Monats verloren. Dies ist jedoch nicht oft der Fall; häufiger kommen Rindvieh, Schweine und Geflügel in den Strömungen um. Von dieser fast allgemeinen Ueberschwemmung sind nur die hochgelegenen Orte ausgenommen. Das ganze Land gleicht dann einem Meer, und man sieht nur Bäume und Hausdächer. Bei der lezten Ueberschwemmung ging das Wasser bis an die Dachsparren des Hauses, in dem ich Ihnen jezt schreibe, und dieses Haus ist doch eines der höchsten in der ganzen Gegend. In diesen Fällen muß man oft gezwungen fasten, denn alles Kochen und Zubereiten der Speisen ist unmöglich. Sie fragen mich nach den hier herrschenden Krankheiten, ich weiß Ihnen aber davon nicht viel zu sagen. Die Kinder sterben besonders an den Blattern, die oft entsetzliche Verheerungen anrichten, denn die Kuhpockenimpfung ist noch unbekannt. Die Erwachsenen haben nur Eine furchtbare Krankheit, die häufig ausbricht und ganze Dörfer entvölkert, dies ist die Cholera morbus. Auffallend ist es, daß man hier zu Lande sehr wenig Verstümmelte, Ausgewachsene, Bucklige und Blinde sieht. Ein französischer Arzt, den ich früher einmal auf Manilla um die Ursache fragte, gab mir zur Antwort, die Kinder, welche Anlage zum Auswachsen haben, sterben in der Kindheit, denn man bekümmere sich nicht um sie. Ich aber glaube, man bekümmert sich so gut um sie, daß sie bei guter Zeit auf die Seite geschafft werden, wenn sie keine geraden und gesunden Körper haben. Wenn aber hier bisweilen Krankheiten herrschen, so ist wenigstens nicht Mangel an Aerzten daran Schuld, denn ich kenne kein Land, wo es so davon wimmelt. Oft haben wir mehr Aerzte als Kranke, und es ist hier so leicht, Arzt zu seyn. Ich kenne eine Menge Leute, die nicht die geringste Kenntniß von Anatomie, von den Krankheitsursachen und der Wirkung der Heilmittel besitzen, sondern nur einige medizinische Bücher gelesen haben, und sich doch für Aerzte ausgeben. An eine medizinische oder chirurgische Schule ist hier nicht zu denken. . . . Der Wein, den man uns für die Messe schickt, ist Maderawein; er ist allen andern Arten vorzuziehen, da er nicht so leicht verfälscht werden kann. Ehemals war er sehr theuer, denn man mußte ihn mit großen Schwierigkeiten zu Land herbringen, weil unsere Küstenmeere von Seeräubern wimmelten. Seit uns aber die Chinesen Alles von Makao her nach Tong-king bringen, den Centner zu vier Piastern, kommt uns dieser Wein nicht mehr so hoch zu stehen, nämlich die Bouteille nur einen Piaster (?). Dessenungeachtet erhält jeder Priester jährlich nur vier Bouteillen, und dies reicht auch hin, denn nach einer eigenen Dispensation des päbstlichen Stuhls nehmen wir den Wein nur zur Konsecration; die Absolution geschieht mit bloßem Wasser. Wir schicken fast nie eigene Boten nach Makao, um unsere Sachen und Bedürfnisse zu holen, wie Sie glauben, sondern wir vertrauen unsere Effekten einem dortigen Chinesen an, mit dem wir gewöhnlich Geschäfte machen, und mit dessen Pünktlichkeit und Treue wir sehr zufrieden sind. Die gewöhnliche Ueberfahrt von Makao nach Tong-king ist nicht lang; ein europäisches Schiff würde sie in zwei Tagen machen."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Juli 1835.

— Stumm ist der Gott, und einsam liegen und öde
Längst die Pfade, wo einst, von Hoffnungen leise geleitet,
Fragend der Mann zur Stadt des redlichen Sehers heraufstieg.

Hölderlin.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Lebadeia, vor der Revolution der Hauptort des ganzen östlichen Griechenlands, liegt noch größtentheils in Ruinen. Der größte Theil der Stadt zieht sich auf dem linken oder südlichen Ufer der Herkyna an dem Abhange eines Berges empor, dessen Gipfel mit einem Schlosse aus dem Mittelalter gekrönt ist. Dieser Schloßberg bildet mit dem ihm gegenüberliegenden Laphystion eine enge Schlucht, die von senkrechten, prächtig roth und grau gefärbten Felswänden eingeschlossen ist. Hier entspringt aus zwei reichen, selbst im heißesten Sommer eiskalten Quellen, der Mnemosyne und der Lethe, zu denen sich als eine dritte die Herkyna gesellt, der gleichnamige Fluß, und eilt brausend über Felsstücke und Klippen durch die Stadt der Ebene zu. Ueber den Quellen, unter dem Fuße des Schloßberges, ist das berühmte unterirdische Orakel des Zeus Trophonios, mit jetzt verschüttetem Eingange; man sieht nur noch eine in den Felsen gehauene Kammer, die vielleicht die von Pausanias erwähnte Kammer des guten Dämon und des guten Glücks ist, in welcher die Befrager des Orakels sich auf den Besuch der geheimnißvollen Grotte vorbereiten mußten. Die Kammer ist über zwölf Fuß lang, gegen eilf Fuß breit, acht bis neun Fuß hoch; an den Seiten laufen niedrige Steinbänke umher, und unter der dachförmigen Decke ein Gesims mit einer antiken Verzierung von gemalten Palmetten, von denen man aber nur die Zeichnung, leider nicht mehr die Farben erkennen kann. Also Spuren bemalter Architektur bis in die dunkeln Räume des Trophoniosorakels! Neben diesem Gemach ist die Felswand auf eine ansehnliche Strecke voll größerer und kleinerer Nischen, um Skulpturen, Inschriften und andere Weihgeschenke aufzunehmen. * In derselben Schlucht war es, wo die Bewohner von Lebadeia im ersten Jahre des Kriegs, auf die Nachricht von der Annäherung eines feindlichen Korps, die gefangenen Türken, über fünfhundert an der Zahl, sämmtlich niedermetzelten, um sich gegen Aufstand und Verrath in ihrem Rücken zu sichern. Der Drang der Umstände und die Pflicht der Selbsterhaltung geboten und rechtfertigten diese grausame Metzelei.

Westlich vom Schloßberge liegen auf einem höhern Gipfel, eine halbe Stunde von der Stadt, die Ruinen des Tempels der Jägerin Proserpina und des Königs

* Ueber Lebadeia vergl. vorzüglich Pausan. 9, 39 und 40. — Strabon 9, S. 269. Tchn.

Zeus, * die ich auf einer frühern Reise auffand. Die Lebadier hatten diesen Tempel in größeren Verhältnissen angefangen, als ihre Kräfte ihn auszuführen gestatteten, er blieb daher unvollendet. Ich fand nur Reste von dem Fußboden und der Cellamauer aus gewaltigen Blöcken. Das meiste Material ist freilich in türkischer Zeit zu Neubauten in der Stadt verwendet worden. Die heutige Stadt, die fast bis an das Orakel hinaufreicht, nimmt den Platz des heiligen Haines ein; das alte Lebadeia lag zehn Minuten weiter gegen die Ebene hin, auf einem isolirten Hügel, der jezt Trygäolithari heißt, und den die Herkyna in zwei Armen umfließt. Aber auch auf diesem Hügel findet man keine Ruinen, sondern nur Fundamente und andere Spuren der Stadt.

Am 19ten September brach der König wieder von Lebadeia auf und schlug den Weg nach Orchomenos ein. Die Straße führt unter dem östlichen Ende eines Bergrückens hin, der kein anderer als das Thurion der Alten seyn kann, und läuft dann durch die hin und wieder sumpfige Ebene. Es sind fast drei Stunden bis Orchomenos (jezt Skripu). Eine Viertelstunde vor dem Orte sieht man rechts in der Ebene einen Tumulus, vielleicht das Grab des Hesiodos. ** Unmittelbar vor dem Dorfe passirt man den phokischen oder böotischen Kephissos vermittelst einer Brücke; er heißt jezt Mavronero, d. i. Schwarzwasser. Homers reiches Orchomenos ist zu einem ärmlichen Dorfe herabgesunken, welches am Fuße des Berges in einer niedrigen Ebene liegt. Das Dorf hat ein Kloster, in dessen geräumige Kirche man auf mehreren Stufen hinabsteigt (ein Beweis ihres hohen Alters, indem der Boden umher sich im Laufe der Zeit so viel erhöht hat); sie ist nach Aussage einer Inschrift von Leon, kaiserlichem Protospatharios, unter den Kaisern Konstantin und Leon und unter dem ökumenischen Patriarchen Ignatios erbaut worden. In derselben finden sich auch mehrere althellenische Inschriften und verschiedene Bruchstücke von Skulpturen. Die Wände der Kirche sind zum großen Theile aus horizontal auf einander gelegten Säulentrommeln erbaut. Vielleicht nimmt sie den Platz des alten Grazientempels ein.

Vom Kloster steigt das Akontiongebirge in einer sanften Abdachung zu einer Höhe von etwa sechshundert Fuß empor. Auf dieser Abdachung, deren nördlicher und südlicher steiler Rand noch mit ansehnlichen Resten der Ringmauer eingefaßt ist, lag Orchomenos, wenigstens der größere Theil der Stadt; und die Spitze derselben, von wo aus sich das Akontion in einem langen Rücken westlich zieht, ist mit beträchtlichen und interessanten Ruinen der Akropolis gekrönt. Das berühmte Schatzhaus des Minyas * liegt im Dorfe selbst, an oder vielmehr in dem südlichen Rande der Anhöhe; aber die Kuppel ist eingefallen und hat das Innere des Gewölbes mit Trümmern und Erde gefüllt, so daß man nur den, wie am Schatzhause des Atreus in Mykenä, ungeheuern Deckstein der Pforte sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Κόρης καλουμένης Θήρας καὶ Διὸς βασιλέως, Paus. 9. 39, 3.

** Pausan. 9, 38, 3.

* Pausan., ebendas.

Abbotsford.

(Fortsetzung.)

Nach dem Frühstück war Scott eine Zeitlang beschäftigt, Druckbogen zu korrigiren, die er mit der Post erhalten. Der Roman Rob Roy war, wie schon erwähnt, eben unter der Presse, und ich dachte mir, es werden Probebogen dieses Werks seyn. Der Ursprung der Waverleyromane war damals noch unentschieden und bestritten, wenn gleich Niemand zweifelte, daß sie, wenigstens der Hauptsache nach, von Scott herrührten. Ich meines Theils sah einen Beweis, daß er der Verfasser war, in dem Umstand, daß er ihrer niemals erwähnte. Ein Mann, den alles Schottische, Alles, was sich auf Landesgeschichte oder Lokalsagen bezog, so höchlich interessirte, konnte solche Werke, wäre ein Anderer ihr Verfasser gewesen, unmöglich unbeachtet lassen. Mit Vorliebe sprach er von den Werken seiner Zeitgenossen, in einem fort citirte er Stellen aus Nationalliedern oder erzählte Anekdoten aus der Geschichte des Grenzlandes. Aber über seine eigenen Dichtungen und jene Romane verlor er kein Wort, und auch ich beobachtete ihm gegenüber das strengste Stillschweigen über diesen Punkt. Ich muß hier eines seltsamen Umstands erwähnen, wovon ich damals noch nichts wußte, nämlich daß Scott hinsichtlich seiner eigenen Werke gegen seine Kinder sehr zurückhaltend war, und es gar nicht gerne sah, wenn sie seine romantischen Dichtungen lasen. Ich erfuhr dies später aus einem Briefe von ihm an mich, worin von einem Exemplar der Miniaturausgabe seiner Dichtungen die Rede war, die ich einer der jungen Damen übermacht hatte. „In der Eile,“ schreibt er, „habe ich vergessen, Ihnen in Sophiens Namen für Ihr gütiges Andenken, die amerikanischen Bücher, Dank zu sagen. Ich weiß nicht recht, ob ich dies auch in meinem Namen thun kann, da Sie ihr weit mehr von des Vaters närrischem Zeug vor Augen gebracht haben, als sonst wohl geschehen wäre; denn ich habe es mir besonders angelegen seyn lassen, daß sie in ihren jugendlichen

Jahren nichts von diesen Sachen zu Gesicht bekommen sollten.“ . . .

Auf einem Ausflug in's gebirgigte Land kamen wir zu einer Stelle, wo nach Scott die Reste eines römischen Lagers zu sehen seyn sollten; wir sezten uns auf einen Erdbuckel, der einst einen Theil des Walls gebildet; Scott zeigte mir die Spuren der Linien, der Bollwerke, des Prätoriums, und bewies so viel Kenntniß vom alten Lagerwesen, daß sich der Alterthümler Oldbuck selbst derselben nicht zu schämen gehabt hätte. Ueberhaupt hatte mich gar Manches, was ich während meines Besuchs an Scott beobachtet, zu der Ueberzeugung gebracht, daß viel von Monkbarns Alterthümlerhumor seinem eigenen vielseitigen Charakter entnommen ist, und daß zu mehreren Scenen und Figuren in jenem trefflichen Roman seine unmittelbare Umgebung den Stoff geliefert hat. Er erzählte mir verschiedene Anekdoten von einem bekannten Landstreicher, Namens Andrew Gemmels, der einst an den Ufern des Galawater, Abbotsford gerade gegenüber, geblüht, und den er als Knabe gekannt und gesprochen, und im Augenblick fiel mir dabei der Spiegel philosophischer Vaganten, der Bettlernestor Edie Ochiltree ein. Ich hatte den Namen schon auf der Zunge, da fiel mir Scotts Incognito ein, und ich behielt ihn für mich, es war mir aber ein neuer Beweis für seine Autorschaft.

Seine Schilderung jenes Andrew Gemmels paßte vollkommen auf Edie hinsichtlich der hohen Postur, der Haltung, des soldatischen Wesens, so wie der schalkhaften, sarkastischen Laune. Er zog im Lande umher und war eine Art von wandernder Chronik für die ganze Gegend, schleppte die Klatschereien von Haus zu Haus, machte seine Bemerkungen über die Leute und ihre Angelegenheiten, und besann sich nie, wo er ihnen wegen Schwächen oder Narrheiten eines abgeben konnte. Ein pfiffiger Bettler, wie Andrew, bemerkte Scott, der die alten schottischen Lieder singen, Geschichten und Sagen erzählen und die langen Winterabende angenehm vertreiben konnte, war keineswegs ein unwillkommener Gast im einsamen Gehöfte. Die Kinder liefen, ihn willkommen zu heißen und seinen Stuhl in den warmen Kaminwinkel zu rücken, und die Alten empfingen ihn als einen hochachtbaren Gast. Andrew seinerseits sah sie an wie ein Pfarrer seine Pfarrkinder, und betrachtete die Almosen, die er erhielt, als seine Gebühren, gerade wie jener seinen Zehnten. „Ja,“ äußerte Scott, „ich glaube wohl, Andrew hielt sich mehr für einen Gentleman als die Leute, die sich das Leben sauer werden ließen, und sah innerlich auf die sich plackenden Bauern herab, die ihm Unterhalt und Obdach gaben.“ — Seine aristokratischen Begriffe rührten wohl zum Theil daher, daß manche kleine Landedelleute, wenn es ihnen an Gesellschaft zum Tödten der Zeit gebrach, ihn gelegentlich mit sich umgehen ließen. Er spielte manchmal Karten oder Würfel mit ihnen, und nie fehlte es ihm an „Silber in der Tasche“ zum Einsatz; er benahm sich dabei ganz wie ein Mann, der wenig nach dem Gelde fragt, und kein Gentleman kann sein Geld mit mehr Anstand und Gleichgültigkeit verlieren. Unter andern ließ sich auf diese Weise auch der alte John Scott von Gala, ein Mann von gutem Hause, der auf seinem väterlichen Gute Torwoodlen lebte, zu ihm herab. Dabei wurde aber doch der Unterschied im Rang nicht außer Acht gelassen; denn wenn sie Karten spielten, saß der Laird innen im Fenster, der Bettler außen. Aber hie und da sagte Andrew dem Laird tüchtig seine Meinung, so namentlich einmal, als dieser mehrere Erbgüter verkauft hatte, um sich vom Erlös ein größeres Haus zu bauen. Die Aeußerung des ehrlichen Andrew schmeckt ganz nach Edie Ochiltrees Bosheit: „Schon recht, Torwoodlen, schon recht! wer hätte aber gedacht, daß Eures Vaters Sohn zwei hübsche Güter verkaufen würde, um ein Kukuksnest an den Berg zu bauen?“ . . .

Im Laufe unsers Spaziergangs machten wir Halt vor einem kleinen Bauerhause. Scott wollte hier ein Alterthum besichtigen, das im römischen Lager ausgegraben worden war; er erklärte es, wenn ich nicht irre, für eine Zange. Das Bauerweib wies es vor, und wie er so dastand, das Alterthum um und um betrachtete und halb ernsthaft, halb komisch Bemerkungen darüber machte, das Landvolk um ihn her, das sämmtlich gelegentlich ein Wort mitsprach, fiel mir wieder Monkbarns ein, die köstliche Figur, und ich glaubte den Fürsten der Alterthümler und Humoristen vor mir zu sehen, wie er seinen ungelehrten und ungläubigen Nachbarn eine Vorlesung hält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Juni.

(Beschluß.)

Missionsberichte aus Tong-king.

Man hält in Tong-king drei Mahlzeiten, die gewöhnlich sehr ärmlich sind und nur aus einer Schale in Wasser gekochten Reißes bestehen, den wir wie Brod essen; manchmal kommen noch einige in Wasser gekochte Pflanzen oder Fische hinzu; Fleisch wird nur an Feiertagen und Festen gegessen. Man kennt hier nicht das Einsalzen des Fleisches, um es einige Zeit zu erhalten. So z. B. wird heute in unsern Religionshäusern ein Schwein getödtet, morgen aber ist nichts mehr davon übrig. Selten wird ein Ochs oder ein Schwein getödtet, ohne daß das Thier gemeinschaftlich von dem ganzen Dorf verzehrt würde, so daß Alles auf einmal aufgeht. Unsere beste Hülfsquelle besteht in Obst, wovon es zu allen Jahreszeiten eine Menge gibt, jedoch nicht so gut, als bei uns in Europa, und davon nehme ich

die so gerühmten Ananas nicht aus.... Das Land ist sehr gebirgig, und diese Gebirge sind größtentheils mit Wäldern bewachsen. Ihre Bäume gehören Niemanden, und darum kann sie fällen, wer da will. Brennholz braucht man nicht, und gekocht wird mit Stroh. Die Annamiten verstehen es noch nicht, sich der Pferde oder Ochsen zum Transport zu bedienen; diese Thiere dienen ihnen nur zum Ackerbau. Unsere Bemühungen, sie zur Verfertigung eines Wagens, oder nur eines Karrens zu bringen, waren bisher vergeblich; sie halten dergleichen Kunstwerke für unmöglich.... Im Allgemeinen verheirathen sich die Leute hier sehr frühe. Selten findet man einen ledigen Gesellen, der älter wäre, als fünf-und-zwanzig Jahre, er müßte denn so arm seyn, daß er die Kosten zu einer Hochzeit nicht aufbringen könnte. Es gibt vielleicht kein Land in der Welt, wo man auf zahlreiche Familie so großen Werth legt, als hier. Es ist eine entsetzliche Schande für eine Frau, keine Kinder zu haben; man kann einer Frau keine größere Beleidigung anthun, als wenn man sie unfruchtbar nennt. Die Christen trösten sich durch die Religion, wiewohl bei Vielen auch diese nichts hilft und ihnen Kinder über Alles gehen; deßhalb allein vergessen viele christliche Männer Kirche und Religion, und nehmen zwei, drei Weiber, ohne daß Geschlechtslust sie im Geringsten dazu bewegte. Wie viele Männer und Frauen verabscheuen sich nur deßwegen, weil sie wenig oder gar keine Kinder haben! Wie viele Frauen sagen wie Rachel zu ihren Männern: da mihi liberos, alioquin moriar! Bei den jungen, unverheiratheten Leuten kommen freilich manchmal Unordnungen vor, aber viel seltener, als in Europa. Besonders die Mädchen sind sehr sittlich, und nur selten macht eine davon eine Ausnahme. Ich kenne eine Menge christliche Gemeinden, wo seit Menschengedenken kein Mädchen gefehlt hat, was unter diesem glühenden Himmel gewiß auffallend ist. Zu dieser seltsamen Erscheinung wirken mehrere Gründe zusammen; zuerst die Religion und die Furcht, eine Sünde zu begehen, dann verheirathen sie sich leicht und frühe; es fehlt auch den jungen Burschen an Gelegenheit, mit den Mädchen zusammen zu kommen, und der Gebrauch verbietet ihnen allen Umgang mit einander. Ueberdies haben sie auch zu Zusammenkünften und Ausschweifungen keine Zeit. Die meisten sind arm und müssen von früh bis in die sinkende Nacht arbeiten. Wie ehemals die Juden, haben sie keine andere Feste und Vergnügungen, als religiöse. Bei den Nichtchristen fallen bei weitem mehr Unordnungen dieser Art vor, und die Ursache davon läßt sich leicht einsehen. Außer den öffentlichen Vergnügungen, besonders den Lustspielen, die wir den Christen streng untersagen, sind fast alle religiösen Feste der Heiden große Beförderungsmittel der Sinnlichkeit, ungefähr wie ehemals bei den Griechen und Römern. Indessen kommen doch auch bei diesen Heiden viel weniger Unordnungen vor, als bei den gebildeten Christen Europa's.... Bei der großen Vorliebe der Tongkinger für zahlreiche Kinder ist ihr Gebrauch, die Kinder zu verkaufen, nicht wohl zu erklären. Indessen hat doch diese Sitte weit weniger Barbarisches an sich, als es auf den ersten Blick scheint; denn vorerst sind es nur die ganz armen Leute, die ihre Kinder verkaufen, weil sie sie nicht ernähren können. Nur Reiche oder Wohlhabende, oder auch Edelleute ohne Kinder kaufen dergleichen. Die gekauften Kinder werden auch nie Sklaven, sondern sind Adoptivkinder, und nennen auch ihre neuen Eltern Vater und Mutter. Zwar gibt ihnen das Civilrecht keinen Anspruch auf das Vermögen ihrer Adoptiveltern, aber bei den Christen herrscht allgemein der Gebrauch, ihnen einen halben Erbtheil zu geben. So ungefähr ist es auch bei den Nichtchristen.... Neulich mußte ich eine gute halbe Tagereise machen, um einen Kranken mit den Sterbsakramenten zu versehen, da führte mich mein Weg an der größten und berühmtesten Pagode der Provinz vorüber. Gerne hätte ich sie genau besehen, ich wagte es jedoch nicht, mich aufzuhalten. Diese Pagode ist sehr reich; sie liegt auf einer ziemlich hohen Terrasse auf dem Ufer des Flusses, und besteht aus mehreren großen Gebäuden von unförmlicher Architektur. Ueber den Eingängen bemerkte ich einige Skulpturen in halberhabener Arbeit, aber sehr roh und ohne alle Zeichnung. In dieser Pagode wird kein Idol, sondern nur der Schutzgeist angebetet. Einem jungen Mädchen ist die Bewachung der Pagode anvertraut; sie ist jedoch nur für drei Jahre hier, und hernach kommt eine andere an ihre Stelle. Im äußern Vorhof steht Tag und Nacht ein Wachposten, der alle Tage abgelöst wird. Die Mädchen und die Wache leben lediglich von den Weihgeschenken und Gaben, welche die frommen Heiden täglich der Pagode darbringen. Seit ich in Tong-king bin, sah ich nie ein so ansehnliches und großes Gebäude. Seine Erbauung hat gewiß ungeheure Summen gekostet, wiewohl man dadurch eben keine günstige Idee von der Architektur und dem Kunstgeschmack der Einwohner bekommt. — So weit diesmal der Missionär.

Auflösung des Räthsels in Nr. 159:
Amor.

Räthsel.

An eine Braut.

„Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und kommt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen;
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
Im gleichen Augenblick dich laben.“

Es sey denn, daß der Genius winkt
In einer guten Stunde,
Dein Mund aus ihrer einem trinkt,
Ob dir das Herz gesunde,
Der doch den Durst nicht völlig stillt,
So kühl auch seine Welle quillt,
Und Sehnsucht nach dem andern sieht,
Deß Wein in schönem Purpur glüht:
Dann steht das Rad; du siehst den andern
Gefüllt herauf zum ersten wandern.

Ein guter Trinker mag zugleich,
Wenn ihm zwei Becher winken,
An Bacchus edler Gabe reich,
Aus allen beiden trinken:
So nimm auch du die Eimer schnell
Und mische dir den Wunderquell,
Und lade dich bei ihm zu Gast,
So lang du sie beisammen hast,
Vom Doppelnektar dich berauschend,
Für Wonne deinen Witz vertauschend.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Juli 1835.

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte schauet:
Dieses Glück, so schön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Goethe.

Lieder von Alma.

I.

An * * * * *.

Wie der Himmel sich im Meere spiegelt,
Seinen Glanz ihm leiht, sein Lichtbewegen,
Seine Wogen farbenhell beflügelt,
Daß sie Grundentfliehend leicht sich regen:
Also ist mein äußres Seyn und Leben
Reges Bild der Kraft, die du gegeben.

In der Tiefe, wo die Wasser quellen,
Raset stumm die Macht, noch ungezügelt,
Grimme Feinde lärmen unter Wellen.
Hat das Schweigen auch mein Wort besiegelt,
Tief im Innern, wo sich Schmerzen regen,
Sind im Herzen Zorn und Qual zugegen.

II.

Abschied.

Falsch bist du nicht, nur auch nicht offen,
Und was mich kränkt, ist kein Vergehn;
Noch Manches könnt' ich von dir hoffen,
Doch treibt der Schmerz mich zum Verschmähn.

Ich hatte Alles dir gegeben,
Trug dich wie eine Welt in mir;
Du — kannst nicht ohne Wechsel leben,
Und Halbheit scheidet mich von dir.

Du hast zuweilen mich verstanden,
Und öfter wohl so ausgesehn;
Die Seligkeit, die wir empfanden,
Mußt' im Verworr'nen untergehn.

Hier hilft kein Wort und kein Versprechen,
Kein gegenseitiges Gestehn;
Es war dein Loos, mein Herz zu brechen,
Laß das Nothwend'ge stumm geschehn.

III.

Wie eine Blume der Sturm,
Hat Kummer das Herz mit entblättert,
Und das zerriss'ne Gefühl
Flattert nun irrend umher.

Ist's doch noch lange nicht Herbst,
Wohin, ihr verwebenden Blüthen?
Fruchtlos verödender Stamm,
Wurzelst umsonst du so fest?

Räthselhaft leidiger Gram,
Suchst du den Lenz oder Winter —
Liebesglück, tödtende Ruh,
Beide vermissend zugleich?

Lehrt dich nicht rings die Natur
Den Kreislauf der Zeiten erkennen,
Daß du, zu frühe erstarrt,
Träumend des Frühlings gedenkst?

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Bei der drückenden Hitze des Tags verweilte der König mehrere Stunden in dem Kloster, und erst um drei Uhr wurde wieder aufgebrochen. Der Weg führte fast eine Stunde auf dem linken Ufer des Kephissos längs dem Fuße des Akontion hin; dann wurde der Fluß durch eine Furth passirt, und es ging in scharfem Trotte nach Chäroneia. Diese Ebene, vor Alters in wiederholten Schlachten durch das Blut vieler Tausende gedüngt, * ist eben so fruchtbar, als schlecht angebaut, denn der Bauer ist ohne Eigenthum, und der Boden gehört dem Staate oder wenigen großen Grundbesitzern in Lebadeia, denen es aber zur Zeit gänzlich an Kapitalien fehlt, um ihn kultiviren zu lassen. Ein paar riesige Grabhügel in der Mitte der Ebene bezeichnen die Stellen, wo Tausende den Todesschlaf schlafen.

Etwa zehn Minuten vor Chäroneia liegen an der Straße die Trümmer des kolossalen Löwen, den die Thebäer ihren im Kampf für die Freiheit gegen Philipp gefallenen Streitern errichteten. ** Sie sind zum Theil noch in der Erde vergraben, und es ist zu hoffen, daß dies eben so schöne als interessante Monument sich ganz wieder aufrichten läßt. — Chäroneia, jetzt Kapurna, der Geburtsort des Plutarch, ist ein noch elenderes Dorf als Skripu. Auf dem Felsen, der sich über dem Dorfe erhebt, sind ansehnliche Ruinen der Akropolis, und an der nördlichen Seite desselben, gegen die Ebene gerichtet, ist ein kleines, in den lebenden Stein gehauenes Theater. — In einer Kirche zeigt man einen schlecht gearbeiteten antiken Lehnsessel aus Marmor, den die Gelehrten von Lebadeia den Thron des Plutarch nennen. Der alte Weise dürfte schwerlich je darauf gesessen haben.

Etwas mehr als eine Viertelstunde westlich von Chäroneia bezeichnet ein in die Ebene vortretender erhöhter Rücken die alte Grenze zwischen Böotien und Phokis; und noch ein halbes Stündchen weiter liegen links auf einem ziemlich hohen Berge, über dem Dorfe h. Blasios, die Ruinen von Panopeus oder Phanoteus, der ersten phokischen Stadt. Hier hatte, nach der Lokalsage, Prometheus die Menschen aus Thon gebildet; einige übrig gebliebene Klumpen dieses Thons, die durch die Länge der Zeit zu Stein geworden waren, zeigte man noch dem Pausanias, und der altgläubig fromme Vater der Reisebeschreiber versichert, sie hätten fast wie die Haut des Menschen gerochen. * Indeß die Sonne, die schon hinter den Gipfeln des Parnassos zu versinken im Begriff war, gebot Eile und erlaubte nicht, nach dem versteinerten Urtelg des Menschengeschlechts zu suchen. Der Parnaß, dessen Fuß noch eine starke Stunde von Panopeus entfernt ist, erhebt seine ungeheure Steinmasse fast senkrecht aus der Ebene bis zu einer Höhe von mehr als sechstausend Fuß; er besteht aus einer dunkeln, bläulichgrauen Steinart, und ist bis auf ein schmales Band dunkelgrüner Tannen, das sich an seinen Seiten hinzieht, fast ganz nackt. Er steht dem Taygeton, dem Oeta und andern Gebirgen Griechenlands an Schönheit und Mannichfaltigkeit der Umrisse und an Reichthum der Vegetation nach, aber er imponirt durch seine Masse.

Am Fuße des Parnaß liegt Daulis oder Daulia, das zum Nachtlager bestimmt war, berühmt im Alterthum durch die Sage von der Philomela und Prokne und dem blutigen Mahl des Tereus. ** Die Bewohner Daulias waren in Pausanias Tagen die größten und stärksten aller Phokeer, und noch heute zeichnet sich der hiesige Menschenschlag als wohlgebaut und stark vor den Bewohnern der eben durchmessenen Ebenen aus. Der Grund ist aber zum Theil ein anderer, als zur Zeit des alten Reisenden. Das platte Land Böotiens ist fast ganz mit Bauern albanesischer Abstammung bevölkert; sie leben als eigenthumslose Pächter meistens in elenden, ungesunden Hütten, und werden überdies häufig, wie gerade in diesem Herbste, durch heftige Fieber zusammengerüttelt, die sie der Sumpfluft des kopaischen See's verdanken. Daulia aber und die folgenden Orte am Parnaß haben eine fast ungemischte griechische Bevölkerung, welche, vor dem türkischen Despotismus aus den Ebenen zurückweichend, sich auf diese luftigen Höhen zurückgezogen, wo sie die rauhen Abhänge des Gebirgs in Getreidefelder und vorzüglich in Weinberge umschufen, und freilich ein arbeitsvolleres, aber freieres und unabhängigeres Leben auf ihrem erblichen Eigenthume und in einem gesunderen Klima leben. Das weibliche Geschlecht beurkundet

* Die blutigste dieser Schlachten war wohl der Sieg des Sulla über den Archelaos, Feldherrn des Mithridates: Plut. Sulla 16 — 19.

** Pausan. 6, 40, 5.

* Derselbe 10, 4, 3: παρέχονται ὀσμὴν ἐγγύτατα χρωτὶ ἀνθρώπου.

** Pausan. 10, 4, 6. — Ovid. Metamorph. 6.

auch durch Eigenthümlichkeiten in der Kleidung seine verschiedene Abstammung von den Bewohnerinnen der Ebene. Die Mädchen tragen vom Alter der Mannbarkeit an einen weißen Schleier, der mehrmals um's Haupt geschlungen wird und dessen Ende den Rücken lang hinabwallt. Er wird unter dem Kinn durch ein metallenes Band befestigt, das je nach dem Wohlstande der Schönen von Silber oder mehr oder weniger stark vergoldet ist. Gürtel von verschiedener Farbe unterscheiden die Verheiratheten von den Unverheiratheten. Die Fußbekleidung sind meistens rothe Schuhe, nur die Wohlhabenderen tragen Strümpfe.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Abbotsford.

(Fortsetzung.)

Wenn Scott von Lokalalterthümern sprach, oder sich über Lokalsagen und Aberglauben vertraulich ausließ, athmete in seinen Reden ein feiner, leiser Humor und spielte auch in seinen Zügen, als scherzte er nur mit dem Gegenstand. Es war, als mißtraute er seiner eigenen Begeisterung, und doch zeigte immer wieder ein poetischer Blitz aus seinem Auge, daß die Sache ihn höchlich interessirte. „Es ist ein Jammer," äußerte er, „daß die Alterthümler meistens so trocken sind; denn die Gegenstände, mit denen sie umgehen, sind reich an historischen und poetischen Anklängen, wahre Fundgruben für malerische Details, für liebliche und heroische Charaktere, für merkwürdige alte gesellige Formen und Gebräuche aller Art. Sie haben beständig das seltenste poetische Material unter den Händen, haben aber keinen Begriff davon, es poetisch zu verarbeiten. Jedes Ueberbleibsel aus alter Zeit hat gewissermaßen seine eigene Geschichte, oder gibt doch einen charakteristischen Anklang von dem damaligen Wesen und Seyn, und regt so die Einbildungskraft an." — Ich habe nie einen Alterthumsfreund kennen lernen, der in seinen Schriften wie im Umgang so liebenswürdig gewesen wäre wie Scott, und der leise durch seine Entwicklungen durchschimmernde Humor gab denselben für mein Gefühl einen eigenthümlichen hohen Reiz.

Wir gelangten im Gebirge zu einem hübschen Wasserspiegel, Lake of Cauldshiel genannt. Scott that sich viel auf dieses kleine Mittelmeer in seinen Besitzungen zu gut, und hoffte, unsere großen Seen in Amerika werden mir nicht ganz den Geschmack dafür benommen haben. Er machte den Vorschlag, mich in die Mitte des Sees zu führen, von wo man eine schöne Aussicht habe, und wir benützten dazu ein kleines Fahrzeug, das sein Gutsnachbar, Lord Somerville, auf dem See hielt. Als ich den Fuß über Bord setzte, sah ich an einer Bank des Boots mit großen Buchstaben angeschrieben: Search nro. 1. Ich blieb stehen, las die Inschrift laut und besann mich, wo ich etwas der Art gehört oder gelesen. „Pah!" rief Scott, „es ist nichts als ein Narrenstreich von Lord Somerville — gehen Sie zu!" Da fielen mir auf einmal die Auftritte aus dem Alterthümler ein, wo jenes search nro. 1. vorkommt. „Ach! jezt weiß ich's!" rief ich und sezte mich lachend nieder, erwähnte aber des Umstands nicht weiter. — Wir machten eine lustige Fahrt um den See, der recht hübsche Landschaftbilder darbietet. Aber das Interessanteste daran war, wenn man Scott hörte, daß ein Kobold in Gestalt eines Wasserochsen darin hauste, der sich in der Tiefe aufhielt und nur zuweilen an's Land kam. Diese Geschichte geht in der Gegend seit undenklicher Zeit im Schwang; noch war ein Mann am Leben, der den Ochsen selbst gesehen haben wollte, und gar viele seiner Nachbarn glaubten daran. „Ich mag dem Mährchen nicht widersprechen," sagte Scott; „denn herzlich gern will ich in meinem See Fisch oder Fleisch haben, was meine Nachbarn hineinsetzen mögen, und diese Altweibermährchen sind in Schottland eine Art von Eigenthum, das zum Gute gehört und am Boden haftet. Es ist mit unsern Flüssen und Seen wie mit denen in Deutschland, die alle ihre Wassernixen haben, und ich habe meine Freude an dergleichen amphibischen Koboldem."

Nachdem wir gelandet, ließ sich Scott weitläuftig über die fabelhaften Wesen aus, womit der Schotte so gerne die Gewässer und Seen in seinem ernsten, einsamen Gebirgslande bevölkert, flocht anziehende Anekdoten ein und stellte Vergleichungen an mit ähnlichen Mährchen anderer nordischen Völker. „Aber," sagte er, „mehr als irgendwo gedeihen diese wilden, mährchenhaften Kinder der Phantasie in Schottland, und dazu trägt gar Vieles bei: der ganze Charakter der Landschaft, die Großartigkeit, die ihr das Nebelhafte, Verschwommene in Folge des Klima's ertheilt, die wilden, harten Züge der Landesgeschichte, die Theilung des Volks in Clane, seine ganz lokalen Gefühle und Vorurtheile, die Individualität des Dialekts, die Abgeschlossenheit der Hochländer, die einsame Lebensweise der Hirten, die größtentheils am öden Berge ihre Zeit verbringen, ihre altväterlichen Lieder, in denen sich an jeden Fels, an jedes Wasser uralte Geschichten knüpfen, und die sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzen. Im Kopfe des Schotten mischt sich Poesie und gesunder Menschenverstand, und gerade die Tüchtigkeit des leztern verleiht der erstern Lebenskraft und üppiges Gedeihen; es ist ein derber, dauerhafter Boden, in dem der einmal ausgestreute Samen der Poesie tiefe Wurzeln schlägt und reichliche Früchte trägt.

Niemals rottet man in Schottland diese Volksgeschichten, Lieder und Mährchen aus. Nicht als ob das Volk eigentlich daran glaubte, nein, es hat seine Freude daran; sie gehören den heimischen Bergen und Gewässern an, die ihrem Herzen nahe sind, der Geschichte ihrer Vorväter, auf die sie stolz sind.“

„Es würde Ihnen,“ fuhr er fort, „herzliche Freude machen, sähen Sie, wie unser armes Landvolk in den langen, finstern, trübseligen Winterabenden, um den Kamin sitzend, der meist gewaltig groß ist, einem alten Weibe zuhorcht oder einem vagirenden Bettler, wie sie uralte Geschichten von Koboldan und Herenmeistern, oder von Streifzügen und Scharmützeln im Grenzland preisgeben, oder alte Balladen hersagen, in denen es wimmelt von jenen Heldennamen, die dem echten Schotten das Blut in Wallung bringen wie Trompetenschall. Diese altväterlichen Mährchen und Balladen haben sich durch Jahrhunderte rein von Mund zu Mund, vom Vater zum Sohn, oder vielmehr von Großmutter zu Enkel fortgepflanzt; sie sind eine Art Erbgut für das arme Landvolk, und es wäre hart, sie darum zu bringen, da Bücher, und damit andere Schöpfungen der Einbildungskraft, ihnen nicht zugänglich sind.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Studium des Mittelalters.

Wohl zu keiner Zeit ist in Frankreich so viel für Geschichte, Kunst und Literatur des französischen Mittelalters gethan worden, als jezt. Diejenigen Staatsmänner, welche auf der Rednerbühne mehrmals den Wunsch geäußert haben, die studirende Jugend möge sich von der Tagespolitik ab- und dem Studium der Nationalgeschichte zuwenden, müssen recht zufrieden seyn; denn in der That wird dieses Studium mit ganz besonderm Eifer betrieben, nur wird die Tagespolitik dabei nicht ganz aus dem Sinne gelassen, was auch in einem Lande, wo Alles öffentlich verhandelt wird, und wo täglich die fast alle Stände mehr oder minder berührenden Angelegenheiten zur Sprache kommen, nicht wohl möglich, auch nicht einmal wünschenswerth ist; denn ein Theil dieser Jugend, die man für das Gegenwärtige so ganz gleichgültig sehen möchte, ist dazu berufen, einst selbst an den Staatsangelegenheiten als Deputirte, Redner, Beamte Theil zu nehmen, muß sich also frühzeitig angewöhnen, dieselben zu beobachten und darüber nachzudenken. Vormals, als nur Wenige am Ruder saßen und das ganze Schiffsvolk sich ruhig mußte fortsteuern lassen, war die Gleichgültigkeit der Jugend gegen politische Angelegenheiten eine nothwendige Folge der Staatsverfassung, aber jezt ist sie ebensowenig möglich, als ersprießlich. Dies soll aber keineswegs ernste Studien ausschließen, und die Regierung hat ganz Recht, wenn sie dieselben bestens befördert. Uebrigens kommt der Impuls nicht so sehr von der Regierung her, als von der Richtung, welche die Studien in der langen Friedenszeit genommen haben, und welche durch Mode und herrschenden Geschmack noch befördert wird. Romane, Poesie, Kunst, Alles dreht sich um das Mittelalter, oder wenigstens um die Vergangenheit herum. In der Vorzeit sucht Victor Hugo den Stoff zu romantischen Darstellungen; der unstete Alex. Dumas schweift manchmal auch in diese dunkle Zeit hinüber; Lacroix, oder wie er sich selbst nennt, Bibliophile Jakob, kommt fast gar nicht aus dieser Zeit heraus. Es ist daher auch gar nicht zu verwundern, daß antiquarische Sammlungen und Gesellschaften jezt in mehreren Provinzen Frankreichs entstehen. Die Normandie hat ihre antiquarische Gesellschaft bereits seit mehreren Jahren. Zu Toulouse besteht eine, die wie jene ihre Thätigkeit durch mehrere Bände von Abhandlungen beurkundet hat. Zu Montpellier ist kürzlich eine entstanden, welche bereits ihren Entschluß angekündigt hat, das Wichtigste aus dem Departementsarchiv herauszugeben. Auch im nördlichen Frankreich, zu Cambrai, hat sich bereits eine ähnliche Gesellschaft gebildet. Zu Paris hat ein eifriger Sammler, du Sommerard, in dem gothischen Clunyhotel, einem von den wenigen hier noch vorhandenen Privatgebäuden gothischen Styls, eine so reichhaltige Sammlung von französischen Geräthen und Kunstsachen aus dem Mittelalter angelegt, daß vielleicht nie eine bedeutendere hier gewesen ist. Uebrigens versteht man es jezt auch recht gut, die Kunstsachen aus dem Mittelalter zu vervielfältigen, und bereits liefern die Fabriken von sogenanntem Cartonpierre schöne Abgüsse Cellinischer Vasen mit erhabener Arbeit. Wer also jezt in einer großen Sammlung keine merkwürdigen Stücke aus den vergangenen Jahrhunderten besizt, kann nicht für einen einsichtigen Sammler gelten. Nicht mindere Thätigkeit, vielleicht eine noch größere, herrscht in dem Studium der Literatur des französischen Mittelalters. Unter andern Beweisen dafür kann man die kleinen Zwiste und Streitigkeiten anführen, welche laut werden. Raynouard und Fauriel behaupten, Frankreich verdanke seine frühere Dichtkunst meist den Provençalen; Abbé de la Rue dagegen vertheidigt seine Trouvères, und möchte uns sogar zur Bretagne als zur Quelle der Heldengedichte des Mittelalters zurückführen; dahin folgt ihm aber Niemand. Dieser alte Abbé de la Rue, welcher seine Emigrationszeit in England zugebracht und in den Handschriftensammlungen daselbst fleißig herumgestöbert hat, galt bisher für den Besizer der wichtigsten Materialien einer vollständigen Geschichte der englisch-französischen Trouvères, und Jeder, der ihn kannte, fragte beständig: „Herr Abbé, wann werden Sie die gelehrte Welt mit Ihrer Geschichte der Trouvères beschenken?“ Der Abbé aber that geheim damit und gab nichts von sich. Endlich im vorigen Jahre hieß es, er habe sich doch endlich entschlossen, seinen Schatz der Welt nicht länger vorzuenthalten, und in der That erschien seine Arbeit zu Caen, seinem Aufenthaltsorte, in drei Bänden. Aber ach, wie schmerzlich wurde die gelehrte Welt enttäuscht! Was der Abbé lieferte, war nicht das, was man von seiner Gelehrsamkeit erwartet hatte. Es ist, als ob der gute Mann dreißig Jahre lang geschlafen habe, so wenig weiß er Bescheid in den neuern Leistungen und dem jezigen Zustande der Literatur des Mittelalters. Auch muß er wohl in England ganz Engländer geworden seyn, denn er wirft nur vornehme Blicke auf die in Frankreich vorhandenen Handschriftensammlungen und Gelehrten herab, spricht dagegen sehr viel von England, und bei alle dem theilt er doch nur wenig aus den von ihm untersuchten Handschriften mit. Raynouard und Paulin Paris deckten leise die Fehler dieses Werkes auf; jezt will der Abbé, wie es heißt, gegen sie schreiben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. Juli 1835.

— Es weiß der
Nicht, was es ist, sich verlieren in der Wonne,
Wer die Religion, begleitet
Von der geweihten Musik,
Und von des Psalms heiligem Flug, nicht gefühlt hat,
Sanft nicht gebebt, wenn die Schaaren in dem Tempel
Feiernd sangen.

Klopstock.

Das Kölner-Musikfest.

Salomo, Oratorium von Händel.

Die Menge der Fremden, welche zu dem diesjährigen Pfingstfeste auf Dampfschiffen und Nachen, in Schnellwagen, Postchaisen und Equipagen nach Köln eilten und sich durch die Thore der Stadt drängten, war zahllos, und es bedurfte noch weit mehr der sich diesmal selbst überbietenden Gastfreundschaft der Bewohner, als des Eifers der vielen Wirthshäuser, um ihnen Aufnahme zu bereiten. Die mittelalterlichen Kirchen und Häuser sahen auf ein Gewühl von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen herab, die in der fröhlichsten Feststimmung die Straßen durchzogen. Die Natur hatte den düstern Winterlaunen, welchen sie diesmal über Gebühr und Maß auch in den schönen Monaten noch gefröhnt, endlich entsagt, und begrüßte die frohen Menschen mit ihrem freundlichsten Antlitz. Doch nicht das Lächeln der Natur hatte diese zur Wanderung vermocht, auch nicht das Verlangen, in Gemeinschaft mit lieben Freunden die schönen Pfingsttage zu begehen, hatte sie versammelt; es war das große Musikfest, welches diese magische Anziehungskraft übte.

Es sind nun fast zwanzig Jahre, seitdem dieses Musikfest alljährlich an den beiden Pfingstfeiertagen in einer oder der andern der größern preußischen Rheinstädte begangen wird. Werke der Tonkunst, deren Aufführung einer außerordentlichen Zahl von Musikern und Sängern bedarf, können in der Regel nur große Residenzen mit ihren eigenen Mitteln auf eine würdige Weise zur Darstellung bringen. Gerade in diesen Werken aber kann die Tonkunst erst die ganze Fülle ihrer die Gemüther beherrschenden Macht entfalten, und so war es denn ein sehr glücklicher Gedanke, das, was einzelne Städte nicht vermögen, durch das Zusammenwirken der in einer ganzen Provinz zerstreuten Talente in's Leben zu rufen. Die Schwierigkeiten, die es dabei zu überwinden gibt, sind freilich nicht gering. Die Vorübungen können nur vereinzelt von den an den verschiedenen Orten Zusammenlebenden angestellt werden, und wenige Proben an den allerlezten Tagen vor dem Feste, an welchen Alle Theil nehmen, müssen hinreichen, unter verschiedenen, schwerlich überall nach denselben Grundsätzen eingeübten Massen die nöthige Uebereinstimmung hervorzurufen. Dazu kommt der schwankende, in vieler Hinsicht verderbte Geschmack in der Musik. Manche begehren das Moderne schlechthin und einzig und allein, und Viele, welche sich der Anerkennung der großartigen alten Werke nicht erwehren können, sehnen sich im Grunde ihres Herzens nach dem Modernen, Leichten und Gefälligen. Wie schwer ist es demnach, eine Auswahl zu treffen, welche die größere

Masse der Hörer zugleich anzieht und erzieht. Wenn man jene Schwierigkeiten und diese Rücksichten in Erwägung zieht, wird man den bisherigen Früchten dieser musikalischen Festgemeinschaft seine Anerkennung nicht versagen, und sie keineswegs zu den unbedeutenden zählen können. Manches treffliche Werk ist gehört und genossen, manche Gemüther sind geöffnet und angeregt worden. Dem Eifer und der Lust der Aufführenden sind Eifer und Lust der Hörenden auf das Erfreulichste entgegengekommen und haben ihnen den schönsten Dank, den sie erwarten konnten, bereitet.

Diesmal wurden das Händel'sche Oratorium Salomo, Miltons Morgengesang von Reichhardt, eine Hymne von Cherubini, eine Symphonie und eine Ouvertüre von Beethoven, und eine Ouvertüre von K. M. v. Weber aufgeführt. Da die neuere Musik bekannter, zugänglicher und in der Regel auch durch kleinere Massen ausführbarer ist, auch zu Beethovens Anerkennung und Lob etwas sagen, Holz in den Wald tragen heißt, so sey es erlaubt, hier nur auf das Händel'sche Oratorium etwas näher einzugehen, ganz vom Standpunkte des musikalischen Laien, der, vom Esoterischen der Kunst absehend, nur die allgemeine Wirkung auf das menschliche Gemüth in Betrachtung zieht.

Händel erschuf seine außerordentlichen Werke in einer Zeit, in welcher ein trüber Nebel auf Deutschland lag, der nur, als der Meister dem Ende seiner Laufbahn nahe war, sich zu zerstreuen begann. Die Luft war dumpf und dick, alle geistigen Berührungen der Menschen unter einander nüchtern, kalt und matt; von der Last der Allongeperrücke zu Boden gedrückt, war dem Geiste kein Flug, kein freier Aufschwung möglich. So bewegten sich die Menschen in den politischen und socialen Verhältnissen, wie in den bildenden Künsten und der Poesie, und meistens auch in der Wissenschaft. Das geistige Leben der andern Völker stand im Allgemeinen auf einer nicht viel höhern Stufe; in Deutschland aber herrschte noch eine besondere peinliche Verzagtheit, und Viele hatten das Gefühl, die Verachtung, die ihre Nation von den andern treffe, sey nicht ganz unverdient. Da wählte der göttliche Kunstgeist, aus allen andern Gebieten ausgewiesen und verbannt, die Tonkunst zur Stätte einer großartigen Entfaltung. Gerade unter dem am wenigsten geachteten Volke der Deutschen erkor er zwei Jünglinge gleichen Alters, damit klar werde, nicht ohne sein besonderes Zuthun seyen sie erweckt, und stößte ihnen den Odem ein, die Offenbarungen, die er ihnen mittheilte, in der Sprache so mächtiger Töne wiederzugeben, wie es Sterblichen nur je vergönnt gewesen war. Die Richtung ihrer Zeit auf steife Regelmäßigkeit wurde in ihren Werken zu einer vollendeten Architektonik, welche den kühnsten Flug der Phantasie stets mit der Gesetzmäßigkeit des regelnden Verstandes durchdringt. Sollte es einmal dahin kommen, daß die Schöpfungen Händels und Sebastian Bachs in der Theilnahme der Menschen ganz erblaßt wären, daß sie kein Herz mehr erhöben und rührten, so würde das offenbar die Zeit der völlig eingebrochenen Barbarei in der Welt der Tonkunst seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abbotsford.

(Beschluß.)

Scott kam sofort auf die Elfen und Geister zu sprechen, die in den schottischen Legenden eine so große Rolle spielen. „Unsere Feen," bemerkte er, „obgleich sie grün gekleidet gehen und sich im Mondschein an Ufers Rand im Gebüsche umtummeln, sind nicht das lustige kleine Volk wie die englischen Feen; sie haben mehr Hexenmäßiges in ihrem Wesen und spielen einem gerne boshafte Streiche. Als ich ein Knabe war, betrachtete ich immer gar aufmerksam die grünen Hügelchen, wo die Feen gehaust haben sollten, und oft fühlte ich Lust, mich dabei niederzulegen und mich im Schlaf in's Feenland tragen zu lassen; nur die Püffe wollten mir nicht behagen, mit denen hin und wieder die Besuchenden bedient werden."

Hier erzählte nun Scott höchst dramatisch und mit vieler Laune eine kleine, in der Gegend umlaufende Geschichte von einem ehrsamen Bürger von Selkirk, der bei der Arbeit auf einem solchen Feenhügel einschlief. Als er erwachte, rieb er sich die Augen und sah sich voll Erstaunen um, denn er befand sich auf dem Markte in einer großen Stadt, und eine Menge Menschen gingen an ihm vorüber, von denen er nicht Einen kannte. Endlich redete er einen an und fragte, wie der Ort heiße. „Wie! was!" erwiderte dieser, „Ihr steht mitten in Glasgow und fragt, wie es heiße?" — Der Mann wunderte sich nicht wenig und traute Augen und Ohren nicht; er blieb dabei, er sey auf dem Peatlawberg bei Selkirk eingeschlafen, noch vor keiner halben Stunde. Man hätte ihn bald für einen Narren erklärt, da kam zum Glück ein Selkirker dazu, der ihn kannte, sich seiner annahm und ihn nach Hause brachte. Hier ging es ihm aber nicht besser, als er behauptete, er sey im Schlaf vom Peatlaw nach Glasgow entrückt worden. Am Ende aber erwies sich die Geschichte doch als wahr. Seinen Rock, den er bei der Arbeit ausgezogen, fand man neben einem Feenhügel, und seine Mütze, die er vermißte, ward zu Lanark auf dem Wetterhahn des Kirchthurms

entdeckt; und so war es sonnenklar, daß ihn die Feen im Schlaf durch die Luft entführt, und er unterwegs die Mütze verloren hatte. — Ich gebe dieses Histörchen ungeschmückt, bloß aus dem Gedächtniß. Scott erzählt es in anderem Styl in einer Anmerkung zu einem seiner Gedichte; aber beim Erzählen erhielten dergleichen Anekdoten ihren vornehmsten Reiz durch den leisen, aber äußerst ergötzlichen Humor, die Bonhommie, womit er sie zu würzen wußte, und das schlaue Blitzen seines Auges unter den buschigen Brauen hervor.....

So lange ich mich bei Scott aufhielt, war er in der trefflichsten Laune. Vom frühen Morgen bis zum Essen war er mit mir auf den Beinen, mir die Umgegend zu zeigen, und während des Essens und bis spät in die Nacht ging die Unterhaltung nicht aus. Für sich behielt er rein keine Zeit übrig, und es war, als hätte er nichts zu thun, als mich zu unterhalten. Aber so war Scott überhaupt, und man begriff nicht, wo er die Zeit zu den Werken hernahm, die fortwährend unter der Presse hervorgingen, und die doch sämmtlich viel Nachlesen und Studium erforderten. Während meines Aufenthalts hörte ich, daß vor mir Besuche dagewesen, die ihn um verschiedene Tage gebracht, und gelegentlich erfuhr ich auch, wie es ihm kurze Zeit nachher im täglichen Leben ergangen. Bald nach mir kam nämlich Wilkie, der Maler, nach Abbotsford, um die Scottsche Familie zu malen. Er fand das Haus voll Gästen, und Scotts ganze Zeit ging mit Fahren und Reiten in der Gegend umher, und daheim mit geselliger Unterhaltung darauf. „Ich sah," erzählte mir Wilkie, „Scott hatte nicht Zeit, mir zu sitzen; ich wartete also, bis die Gäste fort wären, aber wenn einer ging, kam ein anderer, und so ging es mehrere Tage fort. Endlich wurde es ruhig; ich dachte aber, jezt wird sich Scott zu seinen Büchern einsperren, denn er hat gewaltig viel einzubringen. Der Verwalter kam, Scott wandte sich zu ihm, ich meinte, es solle von Geschäften die Rede werden, aber es hieß: „Laidlaw, morgen früh gehen wir über das Wasser und nehmen die Hunde mit; ich weiß einen Platz, wo wir gewiß einen Hasen finden." — „Kurz," fuhr Wilkie fort, „ich fand, daß er, statt an Geschäfte, rein an Zerstreuung dachte, als hätte er auf der Welt nichts zu thun."

Im Gespräch war Scott offen, herzlich, sein Vortrag malerisch, dramatisch. Aus Allem sprach der gesunde, feine Verstand, wie aus allen seinen Schriften, aber Gefühl, Phantasie und Humor brachen fortwährend zu Tage und verbreiteten Leben und Mannichfaltigkeit darüber. Niemals berechnete Scott etwas auf den Effekt, was er sprach, war reiner Fluß des Geistes, Reichthum des Gedächtnisses und Kraft der Phantasie. Er hatte eine natürliche Anlage zum Erzählen, und seine Erzählungen und Beschreibungen waren ganz anspruchslos und doch wunderbar anschaulich. Er stellte einem den Vorgang vor Augen wie ein Gemälde; er gab den Dialog jedesmal mit den entsprechenden Mundarten oder Individualitäten, und schilderte das Aeußere und die Charaktere der Handelnden ganz so geistreich und glücklich, wie in seinen Schriften. Auch standen mir in der Unterhaltung mit ihm beständig seine Romane vor der Seele, und es war mir, so lange ich mich bei ihm aufhielt, als könnte man mit dem, was er sprach, Bände füllen, und ich wüßte kaum, wie man sie ergötzlicher füllen könnte. Er verstand aber eben so gut zuzuhören, als zu sprechen, und ließ Allem, was gesprochen wurde, seinen Werth, die Stellung des Sprechenden mochte noch so niedrig, seine Ansprüche mochten noch so gering seyn. Er machte lediglich keine Ansprüche und gab sich mit Herz und Sinn dem Geschäfte, der Lust, fast hätte ich gesagt, der Tollheit hin, wie es Zeit und Gesellschaft mit sich brachte. Niemandens Angelegenheiten, Niemandens Gedanken und Meinungen, Geschmack und Lust waren ihm zu gering. Er ging so ganz in der jedesmaligen Gesellschaft auf, daß die Leute seine große Ueberlegenheit gänzlich vergaßen und erst, wenn es vorüber war, sich wunderten, auf welch vertraulichem Fuß sie mit Scott gestanden, und wie behaglich sie sich in seiner Gesellschaft gefühlt.

Seine Laune in der Unterhaltung, wie in seinen Schriften, war gemüthlich und frei von allem Kaustischen. Er hatte ein sehr scharfes Auge für Fehler und Schwächen, aber die arme menschliche Natur fand an ihm einen nachsichtigen Richter; er freute sich dessen, was gut und angenehm war, ertrug die Schwächen und bemitleidete die Fehler. Dieser Geist des Wohlwollens ist es, wodurch Scotts Humor in allen seinen Schriften den Anstrich von Bonhommie erhält. Er spielte mit den Schwächen und Irrthümern seiner Nebenmenschen, und spann sie zu tausenderlei charakteristischen und phantastischen Bildern aus; aber seine angeborne Gutmüthigkeit und Großmuth milderte die Schärfe seines Witzes und erlaubte ihm nicht, je Satiriker zu werden. Spott hörte ich nie aus seinem Munde, wie sich denn auch in seinen Schriften nichts dergleichen findet.

Gedichte von Gustav Schulz.

Die Bescheidenheit.

Blümchen hold, Bescheidenheit,
Dessen Duft entzückt,
Blüht so lang in Heimlichkeit,
Bis es Jemand — pflückt.

Rund heraus gesagt.

Rund ist die Welt,
Rund ist das Geld;
Erde sie drehet von selber sich um:
Drinnen dreht Alles um's Geld sich herum.

Aeusserer und innerer Werth.

Schönheit ist wie Kupfermünze; ist sie neu, so glänzt sie sehr,
Aber wie die Kupfermünze glänzt sie leider bald nicht mehr.
Doch ist Kopf und Herz gediegen, Wahrem treu und Gutem hold,
Nimmer rostet dann die Münze, denn sie ist von reinem Gold.
Schönheit, Kopf und Herz zusammen sind ein echter Edelstein,
Außen leuchtet er und flimmert, innen ist er klar und rein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Studium des Mittelalters.

Seitdem die jetzigen Minister Mittel gefunden haben, sich von der Deputirtenkammer, welche, wie Dupin sagt, den Geldbeutel des Volkes zugeschnürt hält, mit freigebiger Hand, so viel sie wollen, darreichen zu lassen, wird auch sehr viel auf das Einrichten und Ordnen alter Archive und Handschriftensammlungen und auf die Bekanntmachung und Herausgabe alter Dokumente verwendet. Im vorigen Jahre wurden 120.000 Franken dazu bewilligt; man glaubte, dies sey nur für ein einziges Mal verlangt worden; allein Guizot hat dieses Jahr eben so viel verlangt, und die 120.000 Franken scheinen ein stehender Artikel in den Staatsausgaben werden zu wollen. Eine Kommission wird beim Verwenden dieser Gelder zu Rath gezogen, aber das Meiste wird im Ministerium selbst angeordnet, und natürlich erschleicht auch die Gunst Manches; indessen fällt doch ein Theil dieses Mannaregens auf Gegenden, wo man aus Mangel an Geld und sonstiger Unterstützung verkümmerte. Daher denn auch die große Regsamkeit unter den Bibliothekaren und Archivaren in den Provinzialstädten. Diese Herren waren bisher beinahe ganz unbeachtet geblieben, und erstarrten in ihrem freudelosen Amtsgeschäfte. Jezt aber weht ein sanfter und warmer Wind sie an, und sie regen sich mit allen Gliedern. Daneben besteht noch eine neue Gesellschaft für das Studium der Geschichte Frankreichs, deren Mitglieder einen starken Beitrag zahlen und dafür merkwürdige Dokumente geschichtlichen Inhalts drucken lassen; dies geschieht denn schon seit einiger Zeit; auch gibt sie ein Bülletin ihrer Sitzungen heraus, wodurch ihre Verhandlungen also völlig veröffentlicht werden. Dann bildet die Ecole des charles, eigentlich eine bloß praktische Anstalt für junge Leute, welche sich der Gelehrsamkeit widmen, jährlich einige tüchtige Forscher im Fache handschriftlicher Dokumente, und da sie hernach als Archivare oder Bibliothekare angestellt werden, so befinden sie sich in dem besten Elemente, um auch fernerhin etwas Nüzliches leisten zu können; daher denn auch die Techenersche Buchhandlung, welche fast ausschließlich dergleichen alterthümliche Sachen bekannt macht, bereits eine Reihe von bisher ungedruckten Geistesprodukten des Mittelalters aufzuweisen hat. Natürlich werden diese Sachen nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren gedruckt, und zum Theil auf Kosten der Herausgeber oder Bearbeiter. Der Buchdrucker Crapelet hatte eine bedeutende Sammlung von mittelalterlichen Werken, auf's Kostbarste gedruckt, herausgegeben; allein kürzlich trat ein Abbé Prompsot mit einer Broschüre auf, worin über zweitausend Fehler in dieser kostbaren Sammlung nachgewiesen wurden, und zwar auf sehr unbarmherzige Weise; Crapelet verlor dadurch den Muth und ließ die noch vorräthigen Exemplare versteigern, wodurch sie über die Hälfte im Preise verloren. Es ist gut, daß Edgar Quinet nicht die fünfundzwanzig Epopöen, die er in den Bibliotheken entdeckt zu haben vorgab, herausgegeben hat, denn über ihn würde man noch unbarmherziger hergefallen seyn, als Abbé Prompsot über Crapelet. Uebrigens bildet die Prompsotsche Schrift eine nöthige Zugabe zu der Crapeletschen Sammlung, und macht sie gewissermaßen nüzlicher. Vormals waren es nur einige Wenige, welche sich dem Studium der mittelalterlichen Literatur widmeten, und die schroffen Behauptungen und fehlerhaften Ausgaben liefen wenig Gefahr, von echten Kritikern gerügt zu werden. Heutzutage aber sind Kenner und Kritiker da, und manche Arbeiten der frühern Zeit müssen jezt von Neuem vorgenommen und auf ganz andere Art behandelt werden. Das Roquefortsche, lange als vortrefflich angesehene Dictionnaire de la langue romane hätte nach den jezigen Bedürfnissen der Wissenschaft eine gänzliche Revision und Ueberarbeitung nöthig; freilich waren damals die Materialien bei weitem nicht so reichhaltig und so leicht zu Rathe zu ziehen, als jezt. Bei aller erwachten Vorliebe zum Mittelalterlichen wird in Frankreich viel zerstört, was uns aus dieser Zeit aufbewahrt worden war, besonders alte Kirchen und Schlösser. Man wendet freilich ein: was soll man mit diesen Gebäuden thun, wenn sie nicht mehr gebraucht werden? Nun ist es allerdings wahr, daß dreimal mehr Kirchen in Frankreich vorhanden waren, als man bedurfte, und daß die großen Schlösser in einem Staate, wo kein Vorrecht der Erstgeburt gilt und kein Adel mehr Ansehen hat, kostspielige Gebäude sind, wegen der Unterhaltung, die sie erfordern, und der auf sie gelegten Steuern. Die Umstände beschleunigen also das Zerstören dieser Gebäude. Indessen könnten die Munizipalräthe in den Städten und allenfalls die Bürger selbst etwas zur Erhaltung einer merkwürdigen Kirche aufopfern, und die Familien sollten die Wohnsitze ihrer Ahnherrn höher achten. Ein vom Ministerium des Innern ernannter Generalinspektor alter Denkmäler hat das angenehme Geschäft, für achttausend Franken im Reiche herumzuspazieren und sich nach dem Zustande der Denkmäler, worunter auch alte Bauten begriffen sind, zu erkundigen. Zuvor war es Vitet und jezt ist es der bekannte Dichter Mérimée, der dabei die hübschesten Dinge von der Welt dichten kann, wenn er Lust hat; denn seine Arbeit ist eben nicht sauer. Ueberall, wo er hinkommt, hört man ihm, weil man von ihm erwartet, daß er von dem Goldregen aus dem Ministerium auch eine Rinne in's Departement leiten werde. Die Leute sagen ihm: „O, recht gern wollen wir unsere alten Gebäude, Skulpturen u. s. w. erhalten und wiederherstellen; aber verschaffen Sie uns die Mittel dazu; sonst müssen wir sie einreißen, damit sie uns nicht über den Köpfen zusammenfallen.“ Frankreich ist aber ein sehr großes Land; so reichlich auch die Regierung von der Deputirtenkammer mit Geld versehen wird, so kann sie doch nicht überall hin um sich werfen, und daher fallen die alten Kirchen und Schlösser zusammen, wenn nicht ein Departements- oder Munizipalrath eingreift und die Gebäude vor dem Falle schüzt.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Juli 1835.

Lumpen und Quark
Der ganze Mark! —
Weitläuftige Laffen
Feilschen und gaffen!
Goethe.

Die Bilderläden von Martinet und Aubert in Paris.

Es gibt gegenwärtig in Paris an dreitausend Künstler, welche malen, lithographiren, tuschen, zeichnen u. s. w. Sie sind nicht alle Genies, indeß wollen sie alle leben; allein weder die Civilliste, noch das Lob in den Feuilletons, noch die Sucht, sich abkonterfeien zu lassen, reichen hier aus. Das Porträtmalen ist allerdings eine ergiebige Quelle, allein auch dieses Fach ist dergestalt übersezt, daß sehr viele Porträtmaler gezwungen sind, im Sommer die Hauptstadt zu verlassen und wie die Zahnärzte die Provinzen zu durchreisen, um in den reichern Landstädten ihr Talent anzubieten. Den schnellsten und einträglichsten Absatz finden kleine, geistreiche Skizzen, welche sich entweder auf Zeitereignisse beziehen, oder irgend eine drollige Scene aus dem bürgerlichen Leben darstellen, die Karrikaturen, die sogenannten Chargen; leichte, flüchtige Blättchen, die oft kaum acht Zoll in der Länge haben, wo die Kunst eigentlich Nebensache ist und bloß dem Witze zur Folie dient. Man kann diese ganz eigenthümlichen, oft sehr ergötzlichen Produkte der Pariser Maler oder Zeichner mit den Couplets der Vaudevilles vergleichen, die nicht sowohl gesungen, als vielmehr rhythmisch nach der Musik gesprochen werden, damit die Pointe nicht verloren gehe.

Mit diesen Bildern wird ein bedeutender Handel getrieben. Man sieht sie an den Fenstern der Salons de lecture angeklebt, denen sie gute Dienste leisten; sie fesseln die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, und so oft ein neues Etablissement der Art eröffnet wird, versäumt der Eigenthümer nicht, es mit den allerneuesten Karrikaturen und sonstigen Lithographien auf's Schönste auszuschmücken. Die Hauptniederlagen sind bei Martinet und Aubert. Der Kunstladen des Erstern befindet sich in der Rue du Coq, einer der gangbarsten Straßen, welche aus der Rue Saint Honoré nach dem Louvre und dem Pont-des-Arts führt. Vor Martinets Fenstern drängt sich den ganzen Tag hindurch die Menge der Schauenden. Hier finden sich zuerst die allerneuesten Theaterkostüme. So sieht man hier gegenwärtig die Kostüme aus le cheval de bronze, der neuesten Oper von Scribe und Auber. Die barrocken chinesischen Trachten sind etwas französirt und nehmen sich ganz artig aus; in ganz Peking dürfte sich schwerlich eine Schöne finden, die sich mit Madame Pradher als Peri messen könnte; ihre Coiffure besonders ist allerliebst: sie besteht aus einer Menge goldner Glöckchen und Blumendolden von rothen Steinen; auf dem Mieder ist ein Schmetterling mit Flügeln aus Rosen. Unter Madame Pradher steht

Mamsell Déjazet als Nanette in la Croix d'or, mit dem kurzen kattunenen Röckchen, den Schnallenschuhen und der hohen Canchoise auf dem Kopfe. Neben ihr figurirt eine Schauspielerin von ganz entgegengeseztem Talente: es ist die Dorval, die gewaltige Dorval, das größte tragische Talent, welches die französische Bühne gegenwärtig besizt, so wie Mamsell Mars die größte Komikerin ist. Ich habe nie die Kunst der Mars mehr bewundert, als in ihrem Wettkampfe mit ihrer genialen Rivalin; was diese von der Natur in so reichlichem Maße erhalten, weiß die Mars durch Reflexion zu erringen, und ihre berechnete Leidenschaft wirkt nicht minder ergreifend, als die stürmische Glut, welche die Dorval unwillkührlich hinreißt; indeß wenn die Dorval arbeitet und sich daran gewöhnt, ihre Rollen mehr zu überdenken und weniger auf der Bühne zu improvisiren, so muß die alternde Mamsell Mars auf die Dauer unterliegen. Die Dorval gibt bekanntlich die Catharina, und ihr Kostüm ist sehr einfach: eine weiße Robe, auf beiden Seiten zwei schmale Streifen von himmelblauer Gaze, mit Perlenschnüren durchwunden, auf dem Kopfe ist ein großer weißer Florschleier befestigt, der in weiten Falten herabhängt bis über die Knie, aber das Gesicht völlig frei läßt. Ihr gegenüber steht die Mars als Thisbe; hier ist schon mehr Luxus: die Robe ist reicher, mit kleinen, gelben Blumen durchwirkt, um das gescheitelte Haar schlingt sich ein Turban, auf dem Busen wiegt sich eine dreifache Schnur Diamanten; die Juwelen, welche sie auf der Bühne trägt, sind echt und von großem Werthe: es sind dieselben, welche ihr vor einigen Jahren von ihrer Kammerfrau gestohlen wurden, und die ihr die unermüdliche Thätigkeit der Pariser Polizei wieder verschaffte.

Nächst den Theaterkostümen ziehen die lüsternen, schlüpfrigen Bilder die meisten Neugierigen an. Die Veranlassung dazu hat wohl Dubuffe gegeben. Dieser Mann malt fast ausschließlich Frauen, gewöhnlich in einem ziemlich freien Deshabillé. Es sind wohl schöne Frauen, allein von einer ganz gemeinen, trivialen Schönheit, volle Formen, frische Carnation, aber nichts Geistiges, große, schwarze und nichtssagende Augen, Rosenlippen mit einem stupiden Lächeln. Seine bekanntesten Bilder sind les souvenirs und les regrets; im erstern betrachtet eine zu Bette liegende Dame das Porträt ihres Liebhabers, im andern weint sie über dessen Untreue. Die rothseidnen Vorhänge, die weißen Kissen mit Spitzen, die kokett drapirten Decken, die leise verhüllten Reize, das Alles bildet ein in die Augen fallendes Ensemble. Dubuffe hat Glück, und die Damen des Mittelstandes wollen alle von ihm gemalt seyn, so daß er mit seinen Schülern die Bestellungen kaum besorgen kann. Der Typus, den Dubuffe in seinen Bildern gegeben, wird nun in unzähligen Variationen dem Publikum, vorzüglich den jungen Herrn, dargeboten. Die Künstler wählen dazu Scenen aus den intimsten Verhältnissen des Lebens. Hier sieht man eine Schöne, welche zu Bette geht, dort erwacht sie, dort schnürt sie sich vor ihrer Psyche ein; der Pinsel geht auch wohl zuweilen weiter, als unsere Feder gehen darf, indeß wird doch eigentlich die Sittlichkeit, im französischen Sinne genommen, nicht verlezt: es ist eine anständige Lüsternheit, eine gazirte Libertinage, die nur um so verderblicher ist, und welche die Polizei zurückweisen sollte. Martinet zu Ehren muß man übrigens bemerken, daß er dergleichen Bilder abgeschafft hat; sie sind besonders in den Kunsthandlungen des Palais-royal zur Schau gestellt.

Eine ganze Galerie bilden die lithographirten Porträts der Republikaner, welche man nur die Accusés d'Avril nennt; finstere, meist kräftige und drohende Gesichter, mit mächtigen Bärten und Kitteln oder Röcken, die bis oben an den Hals zugeknöpft sind. Da ist Cavaignac mit seinem kolossalen Kopfe, der drein schaut, als wolle er den ersten Besten auffressen; indeß läßt sich Willenskraft in seinen düstern, regelmäßigen Zügen nicht verkennen. Lagrange hat ein feineres, aber grämliches Gesicht; der lange Bart und das lange Haupthaar, das wild über den Bart herabhängt, fassen die spitze, sarkastische Physiognomie in einen eben nicht sehr ansprechenden Rahmen. Mehrere der ausgezeichneten Männer dieser Partei vermisse ich hier, wie Marrast, wohl der beste Kopf unter ihnen; er hat sich früher durch seine Broschüren gegen Cousin einige Celebrität erworben.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Kölner Musikfest.

(Fortsezung.)

Wenn es je Künstler gegeben hat, deren Werke uns immer wieder von Neuem mit dem Gefühle durchdringen, daß die Kunst eine eben so trostreiche als süße Himmelsgabe ist, so gehört gewiß Händel zu ihnen. Der Genuß seiner Tondichtungen theilt uns zwischen den Empfindungen der Bewunderung eines solchen Genius und der Dankbarkeit, daß es den Sterblichen gegönnt ist, ihre Seelen durch die Wirkungen dieser Harmonien zu erheben, zu reinigen und zu läutern. Sie verscheuchen den dumpfen Trübsinn nicht nur, sie lösen ihn auf und öffnen die Ohren des Geistes für Töne aus den Regionen des höhern Daseyns. Warum versenken wir uns nicht öfter in diese Tiefen? warum tauchen wir nicht öfter unter in diese Wogen? Können die Darstellungen dieser Werke nur selten mit umfassenden Mitteln zu Stande gebracht werden, so sind auch schwächere, nur

mit treuer Liebe gegebene Abbilder schon unendlich viel werth. Aber auf diesem Gebiete nicht minder als auf vielen andern müssen wir unsere Gleichgültigkeit mehr anklagen, als die Schwäche und Unzulänglichkeit der Mittel, uns zu erheben. Wie Wenige gibt es, die nicht oft, sehr oft, in sich gehen und sich zurufen müßten:

> Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
> Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
> Auf! bade, Schüler, unverdrossen,
> Die ird'sche Brust im Morgenroth!

Auch hier ist etwas von diesem Morgenroth eines unendlichen Tages; auch hier gewahren wir die Himmelskräfte, wie sie

> Mit segenduftenden Schwingen
> Vom Himmel durch die Erde dringen.

Es ist ein verschütteter Schacht, in dem nur selten gegraben wird, um von unendlich reichen Schätzen, die darin verborgen liegen, etwas an das Tageslicht zu ziehen. Ist eine Zeit berechtigt, mit ihrer eigenen künstlerischen Produktionskraft unzufrieden zu seyn, so darf sie sich doch nicht beklagen, wenn ihr der Sinn geblieben ist, die Erzeugnisse früherer Generationen in's Leben zu rufen. Welche Fülle von Herrlichkeit haben die Genien der Vorzeit ausgeströmt für die Nachwelt! Sie sind der Verwesung nur dann anheim gefallen, diese Werke, wenn unsere Unempfindlichkeit es zuläßt. Denn es ist dem menschlichen Geiste die Macht gegeben, einem solchen ruhenden Leibe zu gebieten: stehe auf und wandle!

Man muß so oft die Klage hören: Händel ist veraltet. Wenn ich nur verstände, was damit eigentlich gesagt seyn soll! Wie können die Formen echter Kunst jemals veralten? Ist es denn nicht der Geist, der sie gebaut hat, und zwar nach dem Gesetze der nothwendigen Uebereinstimmung des Innern und Aeußern? und können wir denn irgend einen Künstler, er sey ein alter oder ein neuer, verstehen, wenn wir diesem Gesetze nicht nachspüren? Niemand nennt ja Pindar und Sophokles veraltet, obschon wir uns in die Denk- und Empfindungsweise dieser Geister erst zurück versetzen müssen, wenn wir sie begreifen wollen. Aber wenn man jenem Worte auch diesen Sinn unterlegen und damit auf eine der unsrigen fremd und unverständlich gewordene künstlerische Ausdrucksweise zielen wollte, würde es bei Händel übel angebracht seyn. Denn er gehört ohne Zweifel einer Entwicklungsperiode der Musik an, die mit der gegenwärtigen in einem ununterbrochenen Zusammenhange steht, wie die Frische des Eindrucks, den namentlich seine Chöre noch immer auf alle Unbefangenen machen, und das unmittelbare Anschließen späterer Komponisten an ihn beweisen. Doch freilich erscheinen auch diese, z. B. Mozart, Manchem schon veraltet. Bedenken wir dann, daß Viele auch Shakespeare so betrachten, und noch weit Mehrere eben so denken, und sich nur schämen, es gerade heraus zu sagen, so sehen wir, daß die Klage über veraltete Formen oft nur aus der weichlichsten, schlaffsten Hingebung an den frivolen Modegeschmack entspringt. Diese Leute werden bald auch Schiller antiquirt finden, wenn sie anders nicht schon so fühlen, und keinen dramatischen Dichter mehr erträglich finden, als Victor Hugo.

Das Händelsche Oratorium Salomo — denn es ist wohl Zeit, daß wir zu der Veranlassung dieser Betrachtungen zurückkehren — erscheint auf den ersten Blick weniger von einem bestimmten organischen Einheitspunkte auszugehen und beherrscht zu werden, als die berühmtesten, in Deutschland bekanntesten Werke des Komponisten, welche biblisch-religiöse Stoffe behandeln. Man kann es Anfangs für eine lose Aneinanderreihung verschiedenartiger Situationen und Empfindungen, welche Stoff zu musikalischen Effekten an die Hand geben, halten. Auch daß die Hauptperson, König Salomo, einer Altstimme zugetheilt ist, erscheint als eine seltsame Zufälligkeit. Wenn wir es aber mit einem Meister wie Händel zu thun haben, werden wir wohl thun, uns bei diesen unsern ersten Gedanken nicht zu beruhigen. Je tiefere Intentionen wir bei einem solchen Genius voraussetzen, je sicherer werden wir gehen, ihn zu begreifen und zu erklären. Dann wird uns auch hier nicht bloß das Einzelne als meisterhaft, tief und grandios erscheinen, wir werden auch die Konsequenz und Weisheit der künstlerischen Komposition des Ganzen bewundern. Ich spreche hier immer von dem Text und der musikalischen Ausführung als einer und derselben Produktion; denn der erstere ist an und für sich ganz unbedeutend, ein Schema, ein Scenarium für den Tondichter. Händel hat dem Verfasser desselben wahrscheinlich die Hand geführt, ihm Plan, Absicht und Zusammensetzung angegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Juni.

Promenaden. Literatur. Theater.

Wenn unsere Promenaden im Sommer, wo die Stadt verwaist ist, der Adel und alle größern Grundeigenthümer auf ländlichen Besitzungen leben, die reichern Privatleute die Bäder besuchen, und fast jede Familie der höhern Bürgerklassen eine Wohnung außerhalb der Stadt miethet, so schwach bevölkert erscheinen, daß man von denselben kaum einen richtigen Schluß auf die Einwohnerzahl Prags ziehen dürfte, so bildet dagegen die muntere Frühlingszeit, wo noch die gesammte Bevölkerung aller Klassen im Weichbilde der Stadt versammelt ist, zu jenem Bilde einen auffallenden Gegensatz.

und da bei uns selbst die niedrigsten Stände gerne spazieren gehen, so findet man die Promenaden, besonders am Sonntage, zu allen Tagszeiten besucht, wozu die große Verschiedenheit der Mittagsstunde nicht wenig beiträgt. Denn was sind die Berliner Schoner und Nocher* gegen die zahllosen Varietäten des hiesigen Mittagbrotes? Um die urväterliche Mittagsstunde (zwölf Uhr) ißt nur noch ein Theil der Gewerbsklasse, während selbst viele Handwerker und kleinere Kaufleute die Eßstunde schon auf ein Uhr hinausgerückt haben. Höhere Privatpersonen, der Handelsstand und die Mehrzahl der Beamten, so wie ein Theil der Nobiesse, speist um zwei Uhr, um drei Uhr der hohe Adel, mit Ausnahme weniger Häuser, die sich die vierte Stunde zur Tafelzeit erwählt haben, und um fünf und sechs Uhr beschließen die Gesammtzahl der Prager Diners ein paar fürstliche Familien und der Exkönig von Frankreich. Da also die Vormittagspromenaden aller Stände einen Zeitraum von beinahe sechs Stunden umfassen, so ist es natürlich, daß die erste und zweite Klasse schon längst wieder spazieren geht, bevor die leztere ihre Vormittagspromenade beginnt. Im heurigen Frühjahr war vorzüglich der schöne Baumgarten so in die Mode gekommen, daß gewöhnlich auch an Wochentagen eine lange Wagenreihe sich durch eine dichte Masse von Fußgängern zu beiden Seiten dahinbewegte, und dem Spaziergänger der dritten Klasse, der sich zwischen drei und vier Uhr hinausbegab, begegneten nicht selten dieselben Herren und Damen der höchsten Gesellschaftskreise auf der Heimfahrt, die, wenn er um sechs Uhr heimkehrte, schon wieder hinausfuhren. Die jungen Herren unsers Adels haben dem Publikum — ebenfalls im Baumgarten — ein paar Mal das Schauspiel eines Pferdewettrennens gewährt, das interessant genug war, da es uns schöne Pferde und kühne und gewandte Reiter vorführte, obschon es mit den brittischen Rennen nur eine entfernte Aehnlichkeit hatte; einestheils haben die Pferdebesitzer keine englischen Jokeys, denen sie ihre kostbaren Rosse anvertrauen könnten, weßhalb sie selbst den Wettritt machen müssen, anderntheils haben auch die Pferde selbst nicht die eigentliche Dressur für diese Art von Kampfspiel, und daher ermüdeten manche sehr schnell. Die meisten Wettpreise und den größten Beifall ernteten die ausgezeichnet schönen Rosse der Fürsten Rohan und des Grafen Clam-Gallas.

Von literarischen Erscheinungen ist wenig zu sagen. Der Karlsbader Brunnenarzt, Dr. de Carro, gibt seit vier Jahren zu Nutz und Frommen der französischen Gäste jenes berühmten Kurortes einen „Almanac de Carlsbad“ im Selbstverlage heraus, welcher mitunter recht interessante Artikel enthält; leider aber scheint es ihm besonders darum zu thun, die Seitenzahl so viel als möglich zu erhöhen, weßhalb er theils Gegenstände in den Bereich seines Taschenbuches zieht, die nur mit vieler Mühe mit der eigentlichen Tendenz desselben vereinigt werden können, theils auch solche aufnimmt, die durchaus in gar keiner Berührung mit demselben stehen. Die besten Aufsäze des ganzen Jahrgangs und die einzigen von wissenschaftlichem Werth sind die Abhandlung von Agardh über die Conferven und die von Dr. Ryba über den äußerlichen Gebrauch des Bernhardbrunnens und des Säuerlings in Augenleiden. Auch ein polemischer Aufsaz ist in diesem Jahrgange enthalten, eine Beantwortung der „Blicke auf die böhmischen Bäder“ in der allgemeinen Zeitung. Derlei Dinge gerathen aber dem Herausgeber am wenigsten, da er wohl eine hinlängliche Dosis Scharfsinn, aber nur sehr wenig Wiz besizt. Herr de Carro nimmt es dem „jeteur de coups d'oeil“ am meisten übel, daß er seinen „Almanac de Carlsbad“ nicht kennt, und darin hat er Recht, da derselbe doch fast an allen Bäumen der Wiese angekündigt ist.

Der Verfasser des Buches: „Prag in seiner jezzigen Gestalt,“ (zugleich, nach dem Titel, Verfasser des Panorama von Pesth) scheint von dem Professor Julius Max Schottky die Kunst gelernt zu haben, ein Buch mit Citaten aus alten guten und schlechten Büchern zu schwellen, ohne eigenen großen Aufwand. Der Verfasser hat übrigens in mancher Hinsicht wohl gethan, die Maske eines Reisenden anzunehmen, da man einem solchen die zahllosen Unrichtigkeiten, Oberflächlichkeiten und ungereimten Urtheile, wovon sein Buch wimmelt, am ehesten verzeihen dürfte, wenn solche überhaupt zu vergeben wären, wo sich Jemand herausnimmt, eine Stadt zu beschreiben. Erklärt werden seine Irrthümer durch den Umstand, daß der Teufel sein Cicerone war, der ja von jeher als der Vater der Lügen bekannt ist. Um aber den Schleier — wie die großen Herrn — nicht allzu undurchsichtig zu weben, verräth der Reisende wenigstens mittelbar seinen alttestamentarischen Ursprung.

Wie gewöhnlich im Frühling und Sommer, sind jezt im Theater die fremden Künstler an der Tagesordnung. Die vornehmste Erscheinung in Bezug auf Wirksamkeit war die neuerdings berühmt gewordene sächsische Hofschauspielerin Dem. Karoline Bauer. Wir glauben kaum, daß sie irgendwo einen größern Erfolg erwarten dürfte, als ihr bei uns zu Theil wurde. Nicht allein hat sie eine seit längerer Zeit einheimisch gewordene Kälte gegen das recitirende Schauspiel schon durch ihre erste Erscheinung besiegt, die Oberherrschaft der Oper vernichtet und troz des schönsten Frühlingswetters fast nur vor überfülltem Hause gespielt, sie brachte auch eine wahrhaft südliche, dem böhmischen Nationalcharakter sonst ziemlich fremde Lebhaftigkeit in das Publikum, die sich durch unzählige Male wiederholtes, begeistertes Hervorrufen kund gab. Zu ihrem Benefiz sahen wir ein neues Produkt unsers weiblichen Lope de Vega, der Birch-Pfeiffer: „die Erscheinung am Grabe,“ (auf andern Bühnen „die Günstlinge“ genannt) das bei dem bescheidenen Maßstabe, den wir jezt an Bühnenprodukte legen müssen, unter die erfreulichern Erscheinungen unserer Zeit gezählt werden darf. Es unterscheidet sich auch so sehr von ihren frühern Werken, daß wir zum ersten Male in den weitverbreiteten Zweifel einstimmten, ob sie auch ihre Stücke selbst schreibe. Das Possenspiel von Raupach: „die feindlichen Brüder, oder der Doktor und der Apotheker,“ hat hier ganz mißfallen, und es ist auch nicht zu leugnen, daß der bühnengewandte und geistreiche Dichter hier, bei dem günstigsten Lustspielstoffe, im zweiten Akte in eine Karrikatur der Zeichnung verfallen ist, zu der selbst die Bezeichnung „Posse“ nicht berechtigt. Der erste Akt ist zwar arm an Handlung, aber voll Wiz, wenn gleich dieser — wie öfter in Raupach'schen Lustspielen — nicht ganz natürlich und nothwendig herbeigeführt wird. Ueber den dritten Akt wollen wir kein Urtheil fällen, da man hier einige Veränderungen mit demselben vorzunehmen für nöthig erachtete, welche seine Wirkung auf Null reduciren müssen.

* Es ist bekannt, daß die Besucher der Berliner Mittagspromenaden in „Schoner“ und „Nocher“ eingetheilt werden. Die ersten bestehen aus den Bürgerlichen, welche schon um zwölf Uhr gespeist haben und einen Nachmittagsspaziergang machen, während die höhern Ständeklassen noch promeniren und sich erst später zur Mittagstafel begeben.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 72 und Intelligenzbl. Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Juli 1835.

Ach! Liebe war doch nimmer frei
Von Schmerz und Kampf und Quälerei.
Byron.

Drei Lieder von Robert Burns.

1.

Nun holt mir eine Kanne Wein,
Und laßt den Becher seyn von Golde;
Denn einen Trunk noch will ich weihn
Vor meinem Abschied dir, o Holde!
Am Damme dorten schwankt das Boot,
Der Fährmann schilt, daß ich verziehe;
Am Baume drüben liegt das Schiff,
Und ich muß lassen dich, Marie!

Das Banner fliegt; in langer Reih'
Sieht glänzen man die blanken Speere,
Von ferne tönt das Kampfgeschrei,
Und schon begegnen sich die Heere. —
'S ist nicht der Sturmwind, nicht die See,
Daß ich am Ufer hier verziehe;
Auch nicht die laute Schlacht — 's ist nur,
Daß ich dich lassen muß, Marie!

2.

Die süße Dirn von Inverneß
Wird nun und nimmer wieder froh;
Ihr einz'ger Gang ist in die Meß,
Sie weint und seufzt, und sagt nur: o!

Drumossie Moor, Drumossie Tag,
O bittrer Tag, o blut'ges Moor!
Wo kalt und starr mein Vater lag,
Wo ich der Brüder drei verlor.

Ihr Leilach ist der blut'ge Klei,
Ihr Grab ist grün vom ersten Kraut.
Der schmuckste Bursche liegt dabei,
Den Mädchenaugen je geschaut.
Nun wehe dir, der du die Schlacht
Gewannst, und sä'test blut'ge Saat!
Manch Herz hast du betrübt gemacht,
Das dir doch nichts zu Leide that.

3.

O, säh' ich auf der Haide dort
Im Sturme dich, im Sturme dich,
Mit meinem Mantel vor dem Sturm
Beschüzt' ich dich, beschüzt' ich dich!
O, wär' mit seinen Stürmen dir
Das Unglück nah, das Unglück nah,
Dann wär' dies Herz dein Zufluchtsort;
Gern theilt' ich ja, gern theilt' ich ja!

O, wär' ich in der Wüste, die
So braun und dürr, so braun und dürr,
Zum Paradiese würde sie,
Wärst du bei mir, wärst du bei mir!
Und wär' ein König ich, und wär'
Die Erde mein, die Erde mein,
Du wärst an meiner Krone doch
Der schönste Stein, der schönste Stein.

F. Freiligrath.

Das Kölner Musikfest.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht der, sich der Herrlichkeit seiner Macht, seiner Weisheit, seiner prunkenden Schätze bewußte, in der Mitte solchen Glücks mit Selbstzufriedenheit thronende König, den uns das Tongedicht darstellt. Mächtige Chöre preisen dieses Glück, diesen strahlenden Glanz in den erhabensten Tönen, er selbst, der Gepriesene, bleibt aller Hoffahrt fern. Er ist gedacht als ein zarter, bescheidener, fast schüchterner Jüngling; so ist die Altstimme, die zu seiner Darstellung gebraucht ist, natürlich, ja nothwendig. Nicht seinen Kräften und Gaben schreibt er so vieles Wohlergehen und hohes Gelingen zu, sondern einzig und allein der göttlichen Gnade, die im sichtbarsten Glanze über ihn waltet. An sie verweist er den Dank, den man ihm zollen will. Von diesem Mittelpunkte aus weht ein unaussprechlicher Geist von seligem Frieden, gepaart mit der innigsten, aufrichtigsten Demuth, über das ganze Werk hin, eine Grundstimmung, welche als der Abglanz jenes ruhigen Glücks und sichern Friedens erscheint, deren dem ganzen israelitischen Volke zugetheilten Genuß die Bibel als den bestimmten Charakter dieser Regierung darstellt. Dieser Friede war ein ungetrübter, die Störungen desselben so gering, daß sie für die poetische Auffassung unbeachtet bleiben können und müssen. Kein Schrecknis ängstete, keine Gefahr drohte, es fand kein Wechsel von Furcht und Hoffnung, Schmerz und Freude, Verzagtheit und Muth, Trübsal und Triumph Statt. Aus diesen Gegensätzen konnte daher der Komponist keinen Stoff für einen Wechsel der Empfindungen hernehmen, wenigstens keinen im Gegenstande selbst unmittelbar liegenden.

Aber Salomos Herz war auch für die Empfindungen der Liebe geöffnet, und obschon diese Neigung in der Geschichte erst in einer spätern Periode seines Lebens, bis zu welcher sich das Gedicht nicht erstreckt, bedeutsam in seine Schicksale eingreift, so waren Dichter und Tonkünstler doch vollkommen berechtigt, sie schon in den Grenzen ihres Werks hervortreten zu lassen. Händel hat der Liebe Salomos zu seiner Gemahlin einen zärtlichen, innigen Charakter gegeben, zwar ohne stürmische Leidenschaft, aber doch mit dem glühenden Hauche des orientalischen Wesens durchzogen. So fällt zwar auch dieses Element dem Frieden und dem ruhigen Genusse eines erwünschten Glücks anheim, hebt sich aber doch dem Religiösen gegenüber kontrastirend heraus. Diese beiden Stimmungen scheinen mir nun den musikalischen Hauptinhalt des Werks auszumachen, alles Andere nur accessorisch zu seyn.

Die religiöse Richtung und Stimmung spricht sich gleich im Anfange des Oratoriums in den frommen Empfindungen, mit denen der Chor es eröffnet, aus, und in kräftiger Begeisterung malt sie bald nachher eine Arie des Priesters Zadok zu den Worten:

> Heil'ge Wonne füllt die Brust,
> Dringt empor, strebt himmelwärts,
> Freud', hoch über Erdenlust,
> Fühlt mein selig wallend Herz.
> — — — — — —
> Segensglanz, unendlich klar,
> Nimmt mein innres Auge wahr.

Von ähnlichen Gefühlen durchdrungen, doch mit einem ungleich weichern und zartern Ausdruck singt Salomo:

> Kennt' ich die Bäum' und Blumen all,
> Wie mannichfalt sie blühn,
> Und kennte nicht Jehovahs Macht,
> Umsonst wär' mein Bemühn.

Gleich darauf wendet er sich zur Königin, und nun singen beide in Recitativen, Arien und einem in wunderbar treffenden Tönen dahinfließenden Duett von der Stärke ihrer Liebe und Sehnsucht. Dieser angeschlagene Ton füllt den noch übrigen Raum des ersten Theils, die Flammen eines schwärmerischen Entzückens streben empor, neigen sich zu einander und entfernen sich, um von Neuem wieder zusammenzufließen. Den Schlußchor dieser Abtheilung muß man den eigenthümlichsten des ganzen Oratoriums nennen. Der Chor fordert Winde, Blumen und Nachtigallen auf, die Liebenden schmeichelnd zu umgeben. Keine Worte sind im Stande, den Ausdruck, den Händel diesen Empfindungen zu geben gewußt hat, die Tiefe dieses in den wundersamsten Tönen durchbrechenden Naturgefühls zu schildern. Alles ist Anmuth, Liebreiz, Süßigkeit; das Kosen und Flüstern der Liebe durchschlingt sich mit diesem Neigen und Huldigen der Naturkräfte in den reizendsten, mannichfachsten Wendungen. Die orientalische Welt thut sich auf in ihrer Glut, Pracht, Fülle und schwellenden Ueppigkeit. Große Blumenkelche scheinen einen berauschenden Duft auszuathmen, wollüstig fächeln die Lüfte, die Bäche rieseln, die Quellen murmeln, Bienen summen und auf den Zweigen wiegt sich jubelnd der Chor der Vögel und strömt

die lieblichsten Melodien aus. Wogen unnennbaren Wohllauts umgeben den entzückten Hörer, der die Wunder der Natur in den Wundern des Geistes abgespiegelt erblickt. Wie verschwindet hier das Vorurtheil, diese ältere Musik könne nur Ernst und Strenge athmen; die gesammte neuere hat gewiß — ich will mich mäßig ausdrücken — nichts Lieblicheres, Süßeres, Schmeichelnderes, als dieser Chor.

(Der Beschluß folgt.)

Die Bilderläden von Martinet und Aubert in Paris.

(Fortsetzung.)

Am zahlreichsten und ergötzlichsten sind die grotesken Genrebilder; darin sind die Franzosen Meister, und Charlet, Grandville, Pigale liefern täglich das närrischste Zeug. Grandville ist besonders durch seine Metamorphosen bekannt geworden; Menschen mit Thierköpfen läßt er allerlei drollige Scenen aufführen; mehrere sind beißende Epigramme. So zeichnete er einmal einen Kranken als Heuschrecke: mächtig lang hingen die dürren Beine unter dem Schlafrocke hervor, die ganze Gestalt war jämmerlich vertrocknet und verschrumpft; Broussais stand als Arzt mit einem Blutegelkopf vor ihm und sprach zu seinen Assistenten, gleichfalls Blutegeln: „encore cent cinquante sangsues.“ Gegenwärtig finden wir von ihm einige große Blätter: les variétés des cols au 19me siècle, les variétés des chapeaux, des priseurs, des fumeurs: eine Zusammenstellung der frappantesten Gesichter, jedes mit einem Col (Halskragen) von besonderem Schnitte, in den possierlichsten Stellungen schnupfend oder rauchend. Daß Grandville eine so zahlreiche Galerie Raucher aufstellen konnte, zeigt, wie sehr diese Gewohnheit um sich gegriffen. Dieses befremdet um so mehr, da der Tabak in Frankreich überaus schlecht ist. Vor einigen Jahren durfte vor der Rotonde im Garten des Palais-royal, wo die schöne Welt Kaffee zu trinken pflegt, gar nicht geraucht werden; vorigen Sommer wies man den Rauchern eine gewisse Zahl Tische an, und dieses Jahr dampft die Cigarre an allen Tischen. Von Charlet sahen wir eine Schulscene: „commencement des tribulations de la vie.“ Ein Rudel Jungen steht vor dem Schulmeister, der die Ruthe unter dem Arme hält; der eigentliche Witz liegt aber in der Aufschrift, die oben an der Tafel zu lesen ist: „Mr. Jonard, instituteur, enseigne l'ortograffe.“ Da fällt mir ein ähnliches Bild von Grandville ein. Der Schullehrer hat einen prächtigen Eselskopf, die Schuljungen sind mit Papageiköpfen ausstaffirt; einer von ihnen steht vor dem Lehrer und konjugirt: „Je m'ennuie, tu nous ennuies, il m'ennuie etc.“ Eine Soldatenscene aus den Zeiten der Republik hat Raffet dargestellt. Ein Bataillon Truppen steht in Schlachtordnung und präsentirt das Gewehr. Sie haben weder Schuhe, noch Strümpfe, der Kapitän hat ein großes Loch an dem Knie; der General liest den Tagsbefehl: „Le bataillon de la Loire inférieure s'étant bien comporté devant l'ennemi, il lui a été accordé une paire de sabots par homme.“ Die Soldatenscenen aus dem Kaiserreiche sind abgenutzt; man ist der Grognards mit den grauen Schnauzbärten in den ehernen Gesichtern überdrüssig; Adler mit dem Trauerflor, Fahnen, mit Cypressen umwunden, können höchstens noch einem Provinzialen Thränen entlocken. Selbst die Trauerweiden auf Napoleons Grabe und der rothe Rock der englischen Schildwache ziehen keine Käufer mehr an. Charlet, der große Meister in diesem Fache, der seine Studien lange Zeit an Ort und Stelle gemacht, sich absichtlich unter die Soldaten in der Kaserne und im Wachthause gemischt, um ihnen ihre ganz originelle Sprache, ihren eigenthümlichen Witz abzulernen, hat sich jetzt erschöpft. Auch er muß zu den Republikanern seine Zuflucht nehmen. Da ist eine Skizze von ihm aus dem Feldzuge in Egypten: zwei Troupiers stehen vor einer verwitterten Sphinx mit abgestumpfter Nase; der eine macht die Bemerkung: „Il parait que du temps des Phinx le nez aquilin n'était pas d'uniforme.“ Auf einer andern Lithographie sieht man Infanteristen durch einen Sumpf waten; sie stehen im Wasser bis an das Knie, und der Kapitän spricht: „Il est défendu de parler et de fumer; mais vous pouvez vous asseoir.“ Uebrigens versteht man diese lithographirten Possen nicht immer, wenn man nicht die Sprache und die gleichzeitigen Lokalverhältnisse auf's Genaueste kennt, so wie denn auch die Aufsätze im Charivari und in der Karrikatur für das Ausland häufig unverständlich sind.

Die politische Karrikatur kam nach der Julirevolution in Schwang. Man verfolgte die gefallene Königsfamilie mit unversöhnlichem Spotte, man führte sie in den seltsamsten Verkleidungen dem Volke vor. Charles X. erschien als Kind mit einem Fallschirme, die Dauphine als Tambourmajor führte die ganze Familie an, welche mit Heugabeln und dergl. bewaffnet auszog. Der Spuk dauerte ohngefähr vier bis sechs Wochen, und es ist zu verwundern, daß er so lange dauerte. Die französische Nation hat zu viel Edelmuth, um sich an einem gestürzten Gegner zu rächen. Der hochtrabende Heroismus ihrer alten Tragödien hat einen unverkennbaren Einfluß auf ihren Charakter ausgeübt; so oft vor einer Versammlung eine großsinnige Maxime ausgesprochen wird, erschallt ein einstimmiges Klatschen, und es ist keine

rhetorische Prahlerei, wenn General Foy in einer seiner Reden ausruft: „Il y a de l'écho en France, chaque fois que l'on prononce le mot honneur.“ Seitdem die vier Minister zu Ham sind, hat sich kein feindliches Wort gegen sie in irgend einem Journale erhoben, und so oft der König seine Minister entläßt, werden sie ebenfalls von dem Charivari und der Karrikatur entlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

Musikfest. Bischofsweihe. Sparkasse. Gemäldeausstellung.

Unsere Kunstfreunde beschäftigen sich im Augenblicke mit dem großen Musikfest, das, nach dem Beispiele anderer Städte (Köln, Heidelberg ꝛc.), Anfangs Augusts dahier stattfinden wird. Die hiesige „Liedertafel,“ ein für großartige Genüsse geschaffenes Institut, bietet Allem auf, um dieses Fest auf das Würdigste auszustatten. Zu diesem Behufe hat sie sich an ähnliche Vereine Frankfurts, Offenbachs, Darmstadts, Wiesbadens und Mannheims gewendet, um deren Unterstützung in Anspruch zu nehmen, und es ist ihr gelungen, bereits mehrere hundert aktive Theilnehmer für das Fest zu gewinnen. Meyerbeer hat bereits mehrere Tonschöpfungen, die bei jenem Feste zur Aufführung kommen, gedichtet, und andere auswärtige Meister sind eben beschäftigt, ihr Scherflein dazu beizutragen. Fast Alles nimmt Theil an diesen Vorbereitungen, Künstler, Dilettant und Laie; denn Jeder erkennt das Ehrende, das ein so großartiges Fest für unsere Stadt hat. Nicht weniger zeigt sich unser Stadtrath bereitwillig, kein Opfer zu scheuen, und er soll bereits eine nambafte Summe für die kostbaren Anordnungen und für den würdigen Empfang der auswärtigen Künstler angewiesen haben. Der Geldertrag des Festes ist für Guttenbergs Monument bestimmt, und wahrlich, auf keine schönere Weise hätte die Kunst dem unsterblichen Verdienste unsers Landsmannes huldigen können.

Ein Fest, das wir seit einigen Jahren leider zu oft wiederkehren sahen, wurde dieser Tage in unserer Stadt gefeiert, ich meine die Konsecration und Intronisation unsers neuen Bischofs. Nachdem uns der Tod in wenigen Jahren mehrere ausgezeichnete Bischöfe geraubt hatte, ist nun diese heilige Würde auf den Hofprediger Dr. Kaiser aus Darmstadt übertragen worden, und wir müssen diese Wahl eine sehr glückliche nennen, da sie einen Mann traf, der Biederkeit, Rechtlichkeit und Frömmigkeit in hohem Grade mit umfassenden Kenntnissen verbindet, einen Mann, der seinen Beruf versteht und den Geist der Zeit, in welcher er zu wirken bestimmt ist. Der Kanzler Dr. Linde, der berühmte Jurist und Staatsmann, repräsentirte bei der Weihe den Großherzog; die Weihehandlung selbst aber verrichtete Dr. Johann Wilhelm Bausch, Bischof von Limburg. Eine ungeheure Menschenmasse drängte sich in die Kathedrale, und Keiner verließ den Dom, ohne von der Heiligkeit der Handlung ergriffen und erbaut gewesen zu seyn, besonders von der vom neugewählten Bischofe gehaltenen, höchst anziehenden, geistvollen und mit frommer Salbung gesprochenen Rede.

Eine wahrhaft überraschende Blüthe gewinnt nach und nach das Institut unserer „Sparkasse.“ Obgleich dieselbe kaum einige Jahre besteht, nehmen doch bereits 1388 Einleger daran Theil und mehr als 200,000 fl. Einlagen bilden den Besitzthum derselben. Aber abgesehen von diesem materiellen Bestand der Anstalt, ist noch mehr deren moralisches Einwirken in's Auge zu fassen. Sie hat unsere ärmern Klassen gelehrt, wie es noch einen bessern Weg gebe, als das mit Schweiß Erworbene nutzloser und verderblicher Verschwendung preiszugeben; der Sparpfennig wandert nun in eine Kasse, die eine ganze Stadt garantirt, und wird er in Zeiten der Noth wieder zurückgenommen, so ist er herangewachsen, und aus etwas Unbedeutendem ist zur Freude des Einlegers ein Bedeutendes geworden. Die schöne Anstalt soll nur zum Wohle der Unbemittelten, der Armen dasjenige sicher und nutzbringend bewahren, was diese selbst auf eine andere Art nicht zu erhalten oder nützlich zu verwenden wissen; keineswegs aber soll sie für den Wohlhabenden ein Mittel zur Hinterlegung überflüssiger Geldvorräthe abgeben. Die einzige Ausnahme von dieser Regel findet zu Gunsten von Kindern vermögender Eltern statt, welche ihre kleinen Geschenke in dieser Anstalt niederlegen wollen, damit auch diesen die Gelegenheit nicht entgehen möge, sich frühzeitig an die Tugend der Sparsamkeit zu gewöhnen. Ich muß noch bemerken, daß sich diese Sparkasse der Theilnahme unserer hiesigen Reichen sehr zu erfreuen hat. Die Geschenke, welche derselben von diesen sehr häufig gemacht werden, bilden einen Reservefond, der für ausgezeichnete Kinder der hiesigen Armenschule verwendet wird.

Eine große Gemäldeausstellung im Foyer des hiesigen Theaters gewährt im Augenblicke unsern Kunstfreunden hohe Genüsse; denn sie enthält unter andern die vorzüglichsten Gemälde der Münchener und Düsseldorfer Akademie, und manch gelungenes Stück von hiesigen Meistern und solchen aus unsern Nachbarstädten. Man verdankt diese in solcher Ausdehnung bisher einzige Ausstellung dem Vorstande unsers Kunstvereins. Dieser, dem unsere Stadt die Anerkennung schuldig ist, daß er den Kunstsinn und die Liebe zum Schönen zu jeder Zeit nach Kräften belebt, hatte kaum von ähnlichen großen Ausstellungen in Frankfurt und Darmstadt Nachricht erhalten, als er sich mit gewohntem Eifer bemühte, die vorzüglichsten Gemälde aus diesen Städten hieher zu schaffen, und dem Publikum gegen ein sehr unbedeutendes Eintrittsgeld drei große Gemäldesäle zu eröffnen. Es finden sich hier sehr werthvolle Bilder von Schadow, Steinbrück, Götzenberger, Vogel, Stieler, Oppenheimer aus Frankfurt, Lessing, Knapp, Schirmer u. a.

Die Badesaison hat unserer Stadt wieder eine Lebhaftigkeit gebracht, die nirgends besser wahrgenommen wird, als in unsern großen Gasthöfen. Unser nachbarliches Wiesbaden ist uns nahe genug, um das Füllhorn seines Segens bis zu der freundlichen Rheinstadt erstrecken zu können. Kein Kurgast, wenn ihn nicht gerade Krankheit an den Badeort fesselt, versäumt es, Mainz zu besuchen, hier einige Tage lang zu verweilen und sich an dem heitern Treiben der rebenreichen Stadt zu ergötzen. Besonders zahlreich ist Mainz jeden Freitag von Fremden besucht, wo sich auf unserer „neuen Anlage,“ diesem unvergleichlichen Lustorte, bei prachtvoller Militär-Harmoniemusik die frohsinnigen Menschen versammeln. Das bringt denn Leben und Geld unter die Leute, und bietet eine neue Quelle des Wohlstandes zu den vielen, die gottlob unsere Stadt schon besitzt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Juli 1835.

Rom ist mit seinen Ratten an einander;
Da kommt die eine Seite übel weg.

Shakespeare.
Coriolan.

Die Bilderläden von Martinet und Aubert in Paris.

(Beschluß.)

Wie haben diese muthwilligen Blätter den armen d'Argout mit seiner Nase gequält! Der arme Marquis, der sonst kein häßlicher Mann ist, hat allerdings eine sehr bedeutende Nase, so daß ich, obgleich durch die täglichen Schnurren darauf vorbereitet, ob ihrem gewaltigen Umfange stuzte, da ich sie zum ersten Male erblickte. Als d'Argout Minister des Innern war, gab die Karrikatur kein Blatt, auf welchem er nicht paradirte: bald saß er in seinem Wagen und die Nasenspitze ragte einige Zolle zum Kutschenschlag heraus, bald stieß er damit einem Kollegen aus großer Entfernung in die Augen, bald ritt Jemand darauf; ja einmal flüchtet sich die ganze Familie des Marquis, die vom Regenwetter überrascht wird, unter dieses Schutzdach, von welchem das Wasser in Strömen herabrauscht. Seitdem d'Argout aus dem Kabinet getreten und Direktor der Bank ist, läßt man ihn in Frieden, und wenn seine Nase auch um ein paar Zoll gewachsen wäre, und wenn sie am hellen Mittage die Sonne verfinsterte, der Charivari würde sich nicht daran stoßen. Beim Franzosen hat das Lachen, wie Alles, seinen Zweck, selbst der Scherz ist bei ihm logisch, und ich habe mir oft vergeblich zu erklären gesucht, wie ein so konsequentes Volk, das in den Kriegswissenschaften und in der Mathematik, welche den anhaltendsten und besonnensten Fleiß erfordert, so Großes geleistet, in den Ruf des frivolen Müssiggangs und der trägen Oberflächlichkeit gekommen ist. Wo es gilt, weiß der Franzose auszudauern; er bekümmert sich wenig darum, wie viel Zwiebeln die Römer an ihre Suppe thaten, aber den Geist ihrer Schriften hat er aufgefaßt; anstatt Kommentare zu den Alten zu schreiben, bildet er seinen Styl nach ihnen, und so ist die französische Prosa eine Lieblingslektüre aller Gebildeten geworden; ich glaube schwerlich, daß unsere Philologen es je so weit mit der ihrigen bringen werden.

Auch Mayeux war lange Zeit ein Typus für die Karrikatur. Anfangs hatte diese Figur keine politische Bedeutung; Mayeux wurde verspottet, er spottete nicht, aber die gemeinen Späße über seinen Buckel und seine Liebesabenteuer konnten nicht lange interessiren. Allmählig ward Mayeux ein Mann im Staate, er sagte sein Wort über jedes gleichzeitige Ereigniß, er machte sich über die Nationalgarde, über die Minister, über L. Philippe lustig; diesen besonders verfolgte er mit den beißendsten Sarkasmen, die zuweilen aber recht henkermäßig klangen; so sieht man ihn auf einem Blatte von Traviès eine Birne mit einem Messer durchschneiden, indem er

spricht: „Coquine de Poire, que n' es-tu une vérité!“ Die groteske Gestalt, das humoristische Lächeln mit dem weit gespaltenen Munde gab seinen Witzen etwas sehr Anziehendes, er wäre eine Art Pasquino geworden, allein Mayeur starb an einem Uebel, das hier Alles tödtet, was die öffentliche Aufmerksamkeit fesselt: es fallen gleich so viele darüber her, es wird gleich auf den Theatern produzirt, gemalt, in Kupfer und Stein gestochen, von den Feuilletons täglich aufgetischt, von den Dichtern besungen, und zulezt von Bänkelsängern und Straßenfiedlern durch den Koth geschleppt, daß man sich mit Widerwillen davon abwendet; daran sind Napoleons Heldenthaten zu Grunde gegangen, daran ist die große Juliwoche gescheitert.

Thiers und Talleyrand haben sich bis jezt am längsten in der Gunst des Charivari und der Karrikatur erhalten. Beide haben eine sehr frappante Persönlichkeit, und eignen sich zu fratzenhaften Verzerrungen. Eine der drolligsten Karrikaturen stellt Thiers vor, wie er von Talleyrand zum Doktrinär getauft wird. Da der Minister sehr klein von Gestalt ist, so haben sie ein Wickelkind aus ihm gemacht: er liegt in den Windeln mit einer Brille auf der Nase, das Journal des Débats hebt ihn aus der Taufe, und Talleyrand legt ganz ernsthaft die linke Hand auf die Stirne des Täuflings. Durch den Ernst, der auf allen Gesichtern liegt, erhält die Scene etwas, das unwiderstehlich zum Lachen reizt. Auf einem andern Blatte von weit größerem Umfange sieht man Thiers als Taschenspieler; die Zuschauer sind die Minister und sonstige höhere Beamte und Deputirte vom Juste Milieu. In der Mitte erhebt sich ein hölzernes Gerüste, auf einem Tische steht quelqu'un que le respect me défend de nommer, wie der Charivari sagt, als kleine Puppe, bis an das Kinn in ein Röckchen eingehüllt. Der Taschenspieler deutet mit seinem Stabe darauf und spricht: „Allons, Messieurs, la main à la poche, et Jean Bonhomme va vous escamoter etc.“

Gegenwärtig haben es die Herrn mit dem Procès-Monstre zu thun, und hier, muß ich gestehen, findet man oft mehr Beleidigendes, als Witziges. Die Karrikatur muß humoristisch bleiben, sobald sie drohend drein sieht, verliert sie ihren Charakter. Die Republikaner wehren sich; wir haben uns darauf nicht einzulassen, unser Standpunkt ist rein artistisch, und von hier aus betrachtet, müssen wir bekennen, daß, wenn mit dem Witze drein geschlagen wird, wie mit einem Prügel, wenn durch die Epigramme Dolchspitzen funkeln, wir nichts zu lachen finden können; wie soll man lachen, wenn man nichts als Ketten, Gensdarmen und Schaffote sieht? Da erscheint der Tod in der Pairskammer und die Pairs fallen vor ihm nieder und flehen ihn an: o mort, laisse nous le temps de guilloliner ces jeunes gens. Vom Guillotiniren ist ohnedies keine Rede, und die Künstler haben um so mehr fehlgegriffen, indem sie den Prozeß von der ernsthaften Seite auffassen, da sie sich dadurch ohne Gewinn alles ästhetischen Interesses begeben. Ueberhaupt sind die meisten Aufsätze, die sich auf den Procès-Monstre beziehen, heftig und rachedürstend und nicht sehr amusant; der Scherz ist ein leichter, funkelnder Schmetterling, mit dem leicht verwundenden Stachel der Biene; hier aber hat er Krallen und zerfleischt und schießt wie ein Raubvogel auf seine Beute. Ein früherer Aufsatz über das Verhör von Marrast in der Pairskammer hätte Nachahmer finden sollen. Marrast kommt inmitten einer bedeutenden Kriegsmacht in den Saal gerückt: Infanterie, Husaren, Polizeisergeanten, Kanonen drängen sich um ihn, aber kaum erscheint der Angeklagte, so fahren die Richter zusammen; Martin du Nord (der Staatsprokurator) bittet sie, sich ja nicht zu fürchten. Kaum thut Marrast den Mund auf, so wollen alle Pairs davonlaufen; der Präsident Pasquier ermahnt sie an ihre Pflichten, sie eilen an ihre Plätze zurück, Pasquier trinkt ein Glas Zuckerwasser und sagt: „nous venons de sauver la patrie.“ Das ist lustig, und obgleich es eben keine Schmeichelei ist, so ist es doch nicht verletzend.

Der König figurirt persönlich auf allen Lithographien und in allen Aufsätzen des Charivari und der Karrikatur. Das Magazin von Aubert befindet sich in der Nähe des Palais-royal, in einer der besuchtesten Passagen, in der bekannten Passage Véro-Dodat, und zum Theil in der Rue du Bouloy. Hier steht den ganzen Tag hindurch, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, die dichtgedrängte Schaar der Badauds, und belustigt sich an den Farcen, die ihnen Aubert an seinen Fenstern zur Schau stellt; man muß ordentlich Queue machen, und die Gelegenheit abwarten, sich nahe genug hervorzuarbeiten, um die Gegenstände unterscheiden zu können. Hier bekommt das Volk seinen König, le roà de son choix in allen möglichen Maskeraden zu sehen. Anfangs waren die Gesichtszüge nicht sichtbar; man erkannte bloß das Toupet und die birnförmige Gestalt des Kopfs, dann kam das Profil zum Vorschein, dann erschien Louis Philippe en face, allein immer etwas verzerrt und unkenntlich gemacht; jezt steht er frei da, ohne Maske, so ähnlich, wie auf seinen besten Porträts. Bald spielt er Schach mit der Freiheit, bald erscheint er unter einer Heerde Truthühner (Dindons, bekanntlich ein Synonym von Imbécilles), welche rufen: „Vive le Roi!“ der König sagt: „Mes bons amis, à quelle sauce voulez-vous que l'on vous mette?“ Er ist nämlich als Koch gekleidet und hält ein Messer in der Hand. Bald steht er auf dem Balkon der Tuilerien und wirft Geld unter das haschende Volk: „tiens, mon bon peuple, en veux-tu? en

voilà.“ Eines der lezten Blätter stellt Louis Philipp zur Erde liegend vor: auf der einen Seite sizt der Charivari, auf der andern die Karrikatur; sie sägen ihn entzwei, was aber nicht so grausig ist, als es aussieht: es ist bloß die bildliche Uebersetzung einer eigenen französischen Redensart: „La carricature et le charivari scient le dos à Monsieur Chose.“ Scier le dos heißt bekanntlich Jemanden ärgern. Zulezt haben sie Louis Philippe gar zum Fuhrmann gemacht; die Akten des Procès Monstre liegen in ungeheuren Stößen auf einem Wagen aufgeschichtet, den er mit Hülfe des Hrn. Martin du Nord fortschiebt. — Aubert, der Herausgeber der Karrikatur und des Charivari, verdient schwer Geld, Hauptredakteur ist Louis Desnoyers, der jährlich 12,000 Franks Gehalt bezieht.

Das Kölner Musikfest.

(Beschluß.)

Salomo ist nun nach allen Seiten hin glücklich, und der Herr nimmt sein Opfer gnädig an. Ein Jubelchor, der diese Seligkeit preisend besingt, eröffnet den zweiten Theil. Salomo erscheint nunmehr als der seinem Volke das Recht gewährende Fürst. Vor seinen Thron treten die beiden Weiber, die um das Kind hadern. Auch in diesem Auftritt zeigt sich Salomo so sanft und demüthig wie früher. Ernst und streng sey das Gericht, so verkündet er, aber die Töne, mit welchen er diese Worte in einem höchst charakteristischen Terzett in den Streit der Weiber hineinklingen läßt, verleugnen die ruhige Milde nicht, mit welcher er, der königliche Richter, über dem Ganzen schwebt. Jezt thut er den berühmten Ausspruch. Die Mutter, die er in den Besitz ihres Kindes gesezt hat, dankt ihm in begeisterten Tönen. Gott allein gebührt die Ehre, antwortet der fromme Fürst, und in fromme Betrachtungen, in Beruhigung, die von oben kommt, löst sich das Duett auf. O, wohl den Gerechten, die Gott still vertrauen! spricht das Weib, und Salomo dagegen: Er wird gnädig und hülfreich sie tragen. Namentlich diesen lezten Worten hat Händel einen musikalischen Ausdruck geliehen, der über jede Beschreibung hinaus geht. Sie tönen wie der süßeste Trost, der vom Himmel herab erschallt. Nun wechselt in Chören und Arien der übrigen Anwesenden das Lob der Weisheit des Königs mit dem Preise Gottes ab, und indem die Reihe der Empfindungen zum Glücke des Landlebens führt, ertönt in einer Sopranarie die lieblichste Idylle, der herrschenden Stimmung vollkommen angemessen.

Nachdem uns nun Salomos Gottergebenheit, sein Liebesglück und seine Weisheit geschildert sind, bleibt zur Vollendung des Gemäldes noch der die Welt erfüllende Ruhm des Königs übrig, und diesen schildert der dritte Theil in dem Besuche der Königin von Saba. Hievon ist Anlaß zu einer Episode genommen, aus deren Natur mannichfachere Töne, als die Einfachheit des Grundgedankens verstattet, hervorgehen, ohne daß man ihre Herbeiführung gezwungen nennen könnte. Es ist nämlich die Aufgabe, den durch den Glanz und die Herrlichkeit dieses Thrones herbeigelockten Fremden ein staunenswürdiges Schauspiel zu geben, welches diesem Ruf entspricht, und es zugleich dem Hörer selbst vorzuführen. Das Wunder muß also die Tonkunst selbst wirken, und wie vermöchte diese ihre Herrlichkeit glänzender zu entfalten, als indem sie sich selbst zum Mittelpunkt macht, und ihre zauberische Gewalt über die Seelen durch die Erregung der verschiedensten Gemüthsbewegungen bethätigt. Der König stellt seinem Sängerchor die Aufgaben. Er soll zuerst durch Wohllaut in süße Träume einwiegen, dann Schlacht und Kampfgewirr malen, vom wilden Streit zu der Verzweiflung hoffnungsloser Liebe übergehen, endlich durch süße Tröstung das kummervolle Herz beruhigen. Die Königin staunt, und sie staunt mit Recht, denn welcher Hörer fühlte sich nicht mit ihr hingerissen! Man sieht, daß die Aufgabe mit der des Alexanderfestes zusammenfällt, und doch ist sie ganz verschiedenartig gelöst. Nicht nur im Besondern ist der musikalische Ausdruck der Affekte ein anderer, sondern es ist auch nirgends vergessen, daß das, was dort die ganze Breite des Gedichts erfüllt, hier nur ein Schauspiel im Schauspiel ist. Sanfte Lust, Muth, Zorn, Siegsgefühl, Leid, Verzweiflung, Zerrissenheit, Beruhigung, Alles geht kürzer, schärfer, gedrängter als dort an dem Sinn vorüber. Wie unerschöpflich zeigt sich hier wieder die Gedankenfülle, der Melodienstrom des Meisters! Das Gedicht wendet sich sodann zu Salomo zurück, rühmt seinen Tempelbau, und singt dann in einem der mächtigsten und tiefsten Chöre des Ganzen das Lob Gottes. Die Königin von Saba verläßt Salomo mit dem Ausdruck des Danks und der Bewunderung, und der Chor schließt mit der Betrachtung, daß das Böse vergänglich, der Ruhm der Weisheit aber ewig dauernd ist.

Die Kräfte, die sich für die Darstellung vereinigt hatten, waren der imposanten Großheit eines solchen Kunstwerks vollkommen angemessen. Man zählte mehr als sechshundert spielende und singende Personen. Wenn wir sagen, daß es gelungen war, für die Leitung des Ganzen Felix Mendelssohn-Bartholdy zu gewinnen, so haben wir für Jeden, der die ausgezeichneten Musiker Deutschlands einigermaßen kennt, auch schon ausgesprochen, daß sie in keine bessern Hände fallen

konnte. An Eindringen in jede Tiefe der Intentionen des Meisters und dem Talent, Sänger und Orchester zum Ausdruck derselben zu leiten, übertrifft ihn gewiß keiner der Jeztlebenden. Er war ganz Leben und Feuer, und riß Alles mit sich fort. Wenn ein scrupulöses Kennerohr vielleicht hie und da eine noch größere Verschmelzung der Massen, eine noch feinere Nüancirung in den Mittelstufen des Ausdrucks wünschenswerth gefunden haben sollte, so mag dagegen erwogen werden, was schon oben über die große Schwierigkeit gesagt ist, diese Feinheiten in zwei oder drei Proben, die von allen Mitwirkenden gemeinschaftlich gehalten wurden, zu Wege zu bringen. Die Aufführung fand streng nach Händels Partitur statt, ohne Zusätze von Blaseinstrumenten, die man öfters für nöthig gehalten hat, aber auch mit der vom Komponisten vorgeschriebenen Orgelbegleitung. Die Orgel war auf Mendelssohns Rath und Verlangen in den Konzertsaal geschafft worden, irren wir nicht, aus der Cunibertskirche, in der jezt ihres baulichen Verfalls wegen kein Gottesdienst gehalten wird. Dies gereichte der Aufführung des Oratoriums, so wie dem Musikfeste überhaupt zu einer besondern Zierde. Es ist wohl schon lange Zeit, seitdem die Darstellungen Händelscher Werke in Deutschland dieses wesentlichen Bestandtheils entbehren müssen. Die Wirkung der begleitenden Orgel ist außerordentlich; Vieles erhält durch sie erst seine wahre Bedeutung, da der Flügel, der sie, wenn das Gewicht der Begleitung auf ihr ruht, einigermaßen ersetzen soll, mit der Schärfe seines Klanges dasjenige, was verbunden werden soll, und durch die Fülle des Orgelklangs in der That verbunden wird, eher trennt und zerschneidet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Die Eisenbahnen.

Der Sommer ist nominell dem Frühling gefolgt, noch zeigt er sich indessen selten anders, als in einem grauen Gewande; der Wind fegt Wolken und Staub über unsere Ebenen, uns gemahnend, daß noch mehr lockerer Sand vor unsern Thoren liegt, als sich für eine große Residenz schickt, in deren Innerem so viel für Verschönerung geschieht. Es geschieht auch wohl draußen etwas, aber nur im konservativen Sinn. Die Kälte mahnt uns dagegen, daß die Prophezeiung des Herrn v. Brandenburg noch vorzeitig ist. Dieser kühne Prophet hatte nämlich die Rückkehr einer goldenen Zeit für unsere nördlichen Gegenden verkündet. Auf unserm Mollardschen Weinberge sollte Ungarwein reifen und der Bernstein aus den Kiefern des Thiergartens schwizen. Wir Nichtpropheten verspüren in keiner Art Wärme, weder moralische, noch physische. Selbst das Element, das im übrigen Deutschland jezt die Köpfe heizt, wird bei uns wohl besprochen und erwogen, auch schon darüber gespöttelt; aber die Phantasie hat sich desselben noch nicht bemächtigt, ich meine Dampfwagen und Eisenbahnen. Von einer Bahn nach Potsdam war freilich längst die Rede, auch ist schon mehr dafür geschehen, als geredet; allein der Impuls, durch die Leipziger Projekte angeregt, scheint diese bescheidene Unternehmung wieder verschüchtert zu haben. Es war ein anmuthiger Gedanke, in Berlin behaglich ein Diner einzunehmen, sich mit Bequemlichkeit in den Dampfwagen zu setzen, in Potsdam — wohin man ehedem eine Tagereise brauchte, und, wohlversehen mit Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken, von Freunden und Verwandten Abschied nahm — Kaffee zu trinken und zum Theater wieder in Berlin zu seyn. Nur so, vom Gesichtspunkte des Annehmlichen aus, ließ sich der Plan realisiren; wenn nicht etwa vom militärischen aus, wie denn die Vorstellung, ein Bataillon, wo nicht gar ein Regiment, in einer Stunde oder weniger von Potsdam nach Berlin zu schicken, etwas Verführerisches haben kann. Nun verschwimmt diese kleine Lustbahn in der großen merkantilischen, die Leipzig mit Berlin, Magdeburg und Hamburg verbinden soll — wenn sie zu Stande kommt. An Kapitalien dürfte es hier nicht fehlen, aber an Zuversicht und rascher Unterstüzung von oben. Den gewagten „Hochdruck“ in irgend einer Maschine mag unsere besorgte Staatskontrolle nun einmal nicht billigen und dulden, und an zweifelnden Stimmen im Publikum fehlt es auch nicht: die Mark sey nicht bevölkert genug, es werde selbst an Menschen mangeln zu den Wachposten (!), an Waaren, Passagieren, Ertrag. Als die Schnellposten eingeführt wurden, fuhr wohl eine dann und wann leer; jezt fährt unter zehn kaum eine, die nicht einen und mehrere Beiwagen hinter sich hat. Das Bedürfniß, wo es nicht schon am Tage liegt, erwächst mit den Mitteln. Schon denken die Stettiner Kaufleute, wenn die Hamburger Eisenbahn zu Stande komme, auch von Stettin aus eine nach Berlin zu legen. Ich bin kein Prophet, und unterdrücke das kühne Bild, das mir im Traume aufstieg, wie unsere weiten Sandgefilde von einem Zickzack von Eisenstäben durchgittert waren, und auf den schmalen Rinnen blühten unsere Orangen, Granaten, Kastanien, und die bunte Seligkeit der Kultur fuhr wie ein chinesisches Feuerwerk durch die Mark Brandenburg.

Wenn aber so Alles wird durchschnitten seyn mit eisernen Rinnen, wie soll man sich dann verirren? es gehört doch auch zum Leben. Und mit den Fußreisen ist es gar vorbei, denen schon die Schnellposten so viel Abbruch thaten. Die Hauderer und Frachtfuhrleute meinen, an der Poesie sey nicht so viel gelegen, aber wie es der Staat verantworten wolle, wenn darum ein ganzes Gewerbe verhungere? Die beide Interessen vereinigen wollen, antworten: die Fuhrleute könnten sich als Aufseher anstellen lassen, ihre Pferde aber zur Veredlung den Pferdezuchtvereinen abgeben. Dieser Verein blüht hier fort; das diesjährige Wettrennen ist in hergebrachter Art gefeiert worden, der Adel der Racen wird durch genaue Stammbäume aufrecht erhalten, aber indem man vom konservativen Principe ausgeht, huldigt man doch auch dem der Bewegung, sofern man für einen zu erzielenden künftigen Adel noch mehr besorgt ist, als für die Beweise der Echtheit des existirenden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Juli 1835.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Heine.

Liebe. Trennung. Trost.

1.

Ihr Bild.

Augen, die zu schlafen scheinen
Zwischen Träumen, zwischen Weinen,
Um in plötzlichem Erwachen
Morgenklar dich anzulachen;
Lippen, wie des Schweigens Schwelle,
Dem gefangnen Seufzer wehrend,
Plötzlich dann in Frühlingshelle
Lieb' und Leidenschaft verklärend;
Stirn, so schneeig rein und klar,
Wie das Eis der Heimath war.

Mit dem goldig hellen Bogen
Ist der Lebensquell umzogen,
Den der Wimper zarte Schatten
Hie und da zur Dämm'rung matten.
Fluthet Anmuth auf und nieder,
Allbelebend Gang und Wesen,
Kannst im Spiel der schlanken Glieder
Allahs Schöpferwort du lesen,
Wie im ersten Weltenjahr,
Als die Erde Eden war.

2.

An die Geliebte.

Klar wie der Himmel
Ist deine Seele;
Rein wie der Aether
Ist dein Gemüth.

Reich wie die Erde
Ist meine Liebe,
Tausendgestaltig
Tritt sie an's Licht.

Töne und Bilder,
Innere Welten,
Schafft dir dein Dichter,
Liebchen, zum Schmuck.

Blickt er in's Herz dir,
Holt er die Schätze,
Alle vervielfacht,
Wieder herauf.

Laß mich versinken
In deinen Augen
Und all der wunder=
lieblichen Welt.

Wie Erd' und Himmel
Düfte vereinen,
Eint Lieb' und Schönheit
Leben in uns. —

3.

Ich bat das Leben um ein freundlich Wort,
Das Kunde mir von der Geliebten brächte —
Die Tage rollen unaufhaltsam fort,
Nun wend' ich flehend mich zu euch, ihr Nächte!
Bringt, da der Sonne Glanz nichts mehr erhellt,
Was meinem Herzen innig lieb gewesen,
Im Traume das geliebte Bild, im Feld
Der Sterne laßt mich ihren Namen lesen!

4.

Trennung.

Und wieder Tag, und wieder Sonne!
Und wieder Leben ohne dich?
Dies Schattenspiel von Schmerz und Wonne,
Gigantisch noch und fürchterlich
Drängt sich's an meine wunde Seele,
Schreckt mir die geist'gen Augen blind,
Bis ich zur Anschauung sie quäle:
Daß wir getrennt — geschieden sind.

Dann dehnen endlos sich die Stunden,
Und jeder Athemzug wird Stein;
Gespenstisch dringt, was wir empfunden,
Als Lebensford'rung auf mich ein:
Begreif' ich's, daß wir uns verloren,
Daß, außer Einem, Alles wahr?
Daß, zur Vereinigung geboren,
Wir fern uns bleiben immerdar?

5.

Erinnerung.

Weihnachten wird es für die Welt,
Mir aber ist mein Lenz bestellt;
Mir ging in solcher Jahresnacht
Einst leuchtend auf der Liebe Pracht,
Und an der Kindheit Weihnachtsbaum
Stand Englein gleich der erste Traum,
Und aus dem eiskrystall'nen Schooß
Rang sich die erste Blüthe los —
Seitdem schau' ich nun jedes Jahr
Nicht was noch ist — nur was einst war!

6.

An * * * *.

Ich weiß es wohl, du hast um mich geweint;
Es soll kein Wort, kein Hauch die Ueberzeugung nennen,
Es soll dein Wesen nur stillleuchtend in mir brennen,
Wenn Alles an mir kalt und regungslos erscheint;
Was kümmert es die Welt? du hast um mich geweint.

Du weißt es wohl, wir haben stumm geweint —
Wir tragen durch die Welt die schwere Last im Innern;
Es braucht kein flüchtig Wort zu ewigem Erinnern,
Da uns kein glückliches zu ew'gem Bund vereint —
Was böte mir die Welt? du hast um mich geweint!

Alma.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Dritter Brief.

Wir sind in unserer Erzählung der Reise des Königs bis Daulis vorgerückt. Die Dämmerung brach schon ein, als der König am Fuße des Parnaß anlangte, wo links auf einer steilen, kegelförmigen Höhe das alte Daulis, rechts auf einem niedrigern Vorsprunge das heutige Dorf liegt. Hier war dem hohen Reisenden ein Empfang bereitet, der durch das Ungewöhnliche und Unerwartete eben so sehr überraschte, als durch seine naive Natürlichkeit und Herzlichkeit erfreute und rührte. Gegen hundert der jungen Dörferinnen erschienen plötzlich zu beiden Seiten des Wegs und drängten sich um den König, um ihm Sträuße von wohlriechenden Blumen und Kräutern zu überreichen; jede wollte die Erste seyn; sie fielen dem Pferde in die Zügel, sie hängten sich an seine Mähnen und an die Steigbügel, um nicht durch die Nebenbuhlerinnen von diesem Ehrenplatze verdrängt zu werden, und der König, indem er mit freundlichen Grüßen die Blumen und Sträuße entgegennahm, mit denen er überschüttet wurde, hatte vollauf zu thun, durch Worte und Zeichen die Mädchen von dem edlen Hengste zurückzuhalten, der durch diese ungewohnten Liebkosungen unruhig zu werden anfing. Dann nahmen die Mädchen, in zwei Chöre getheilt, den König in die Mitte, stimmten einen Wechselgesang zu seinem Lobe an, und geleiteten ihn so, tanzend und singend, die Höhe hinan in's Dorf, wo auf einem freien Platze die Zelte schon aufgeschlagen waren und Wachtfeuer brannten. Das Hochpoetische, ja Feenhafte dieses Empfangs wird Allen, welche den König auf dieser Reise zu begleiten

das Glück hatten, ewig unvergeßlich bleiben. Die dunkel beschatteten Massen des Parnaß bildeten den Hintergrund; an einem steilen Felsabhange wand sich der Zug empor, umringt von den singenden Mädchen, die selbst auf dem unebenen, rauhen Gestein ihre Tänze unermüdlich fortsezten, und deren weißgekleidete, von langen Schleiern umflatterte Gestalten in dem ungewissen Halbdunkel der Dämmerung verschwammen, wenn sie nicht bei einer Biegung des Wegs auf einen Augenblick von den Streiflichtern der Wachtfeuer und Fackeln beleuchtet wurden. Die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt von den verschwenderisch ausgerichteten Ehrenbogen aus Myrthenzweigen, und von der Höhe herab übertönten die Begrüßungsrufe der um die Wachtfeuer versammelten Menschenmenge den Gesang der Tänzerinnen. Dies war kein künstlich vorbereitetes, kein studirtes Fest; der reine, natürliche Sinn der Dorfbewohner hatte es ihnen eingegeben, und ohne es zu wissen, legten sie ein Zeugniß ab, wie der hochpoetische Sinn ihrer Ahnen noch in ihnen schlummere, und nur eines Anlasses bedürfe, um wieder geweckt zu werden.

Nach dem Abendessen wurden die Tänze und Gesänge um das Wachtfeuer fortgesezt. Mit den Mädchen wechselten die Pallikaren des Dorfes ab, und selbst die griechischen Offiziere vom Gefolge des Königs, der altgewohnten Vergnügungen in ihren Klephtenlagern gedenkend, und einst, namentlich Makryjannis, Tzavellas und Mamuris, als gewandte Tänzer berühmt, mischten sich zur großen Freude der Pallikaren unter die Reihen. Der Mond war schon längst im Osten über dem Schlachtfelde von Chäroneia aufgegangen, als der König das Zeichen zur Ruhe gab.

Die nächste Tagreise, nach Arachova, betrug nur vier Stunden. Der Weg führt Anfangs in fast südlicher Richtung zwischen den Vorbergen des Parnaß hin, und erreicht nach fast zwei Stunden eine niedrig gelegene Schlucht, wo drei Wege zusammentreffen: der von Daulis, der von Lebadeia und der von Delphi. Dies ist der sagenberühmte Dreiweg (Triodos), wo Oedipus seinen ihm begegnenden Vater Laios, ohne es zu ahnen, erschlug. Ein Steinhaufen in der Mitte der Schlucht galt den Alten für das Grab des thebäischen Königs.* Die Stelle heißt jezt Zemenó. Der Weg von hier nach Arachova (und weiter nach Delphi) liegt in einer breiten Kluft, welche nördlich die Hauptmasse des Parnaß von ihrer südlich gelegenen, sich bis an's Meer erstreckenden Fortsetzung, der Kirphis, scheidet. Nach einer Stunde ist der höchste Punkt der Kluft erreicht, wo die Quellen eines Armes des Pleistos sind, und von wo sich die Aussicht nach Westen auf die Berge von Lokris und Aetolien öffnet. Von hier fängt der Weg nach Delphoi an, sich zu senken; nach Arachova aber, das zur Rechten höher am Parnaß hinauf liegt, ist noch eine Stunde beschwerlichen Steigens, über vielfach zerklüftete, mit Reben bepflanzte Abhänge, zwischen denen der Hauptarm des Pleistos vom Gebirge herabplätschert.

Arachova ist ein Dorf oder vielmehr ein Marktflecken (κωμόπολις) von vier- bis fünfhundert nach Landesart verhältnißmäßig wohlgebauten Häusern, das, ungeachtet seiner hohen Lage (bei zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel), vorzüglich von Weinbau lebt. Die Häuser, mit einzelnen Bäumen untermischt, erheben sich terrassenweise über einander, und auf dem höchsten Punkte des Dorfes liegt die Hauptkirche. Auch hier war die Bevölkerung dem Könige über eine halbe Stunde weit entgegengeströmt, und die jungen Mädchen, zahlreicher und, wie mir schien, auch hübscher, als ihre Schwestern in Daulia, ließen sich wieder die Ehre nicht nehmen, dem König Blumensträuße und das wohlriechende Königskraut (βασιλικό) zu überreichen; ein Beginnen, welches hier auf dem schmalen, kaum für ein Pferd hinlänglich breiten Pfade am Rande jäher Abgründe wirklich gefahrdrohend schien. Dann tanzten sie wieder in langem Zuge, Wechselgesänge singend, vor dem Könige her, und führten ihn so in den Flecken ein, während Männer, Weiber und Kinder, um nicht zurückzubleiben, rechts und links vom Wege über Gebüsch und Steine fortzuklimmen sich bestrebten; das anmuthigste, belebteste Bild, welches man sich in den wunderherrlichen Rahmen dieser großartigen Gebirgsgegend gefaßt wünschen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Paus. 10, 5, 2.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Zeitbestrebungen. Seydelmann in Berlin.

Der aus dem Hinterhalt geführte Streit über die Errichtung eines Nationalmuseums hält sich noch in gewissen Schranken. Zwar haben die dafür Stimmenden rationell gesiegt, ein Schleier ruht aber noch über den Mitteln, die Sache in's Werk zu setzen. Es ist billig, erst im Stillen die Kräfte abzuwägen, die man in's Treffen führen kann. Während Waffenruhe zwischen Homöopathen und Allopathen herrscht, erhebt sich mit Geschrei und Anhang die neue Wasserkurart. Sie hat ihren Sitz in Charlottenburg aufgeschlagen, und nach ihren Bülletins ist ihr Triumph sicher. Viel bescheidener – als Versuch – tritt der mineralische Magnetismus als Menschenbeglücker in die Schranken. Die betheiligten Aerzte wollen nur probiren, und protestiren im Voraus, daß es ein Universalremedium seyn solle. Aber schon zanken sich zwei nichtärztliche Entrepreneurs von dergleichen magnetischen Badestuben über die Vortheile, die sie und ihre Magnete den Leidenden gewähren können. Der Verfasser der negirenden Reisebeschreibung durch Italien.

Divisionsauditeur Nicolai, versichert in den Zeitungen, allen Recensenten zum Troz, auf seine Ehre, er habe immer wahr gesprochen. Das sind alles Gefechte, an denen nur die Soldaten Theil nehmen, gleichwie in den südamerikanischen Republiken, wo die Revolutionen eine solche Apathie hervorgebracht, daß die Bürger nur noch aus den Fenstern sehen, wenn das Schießen losgeht, und gelegentlich fragen, für wen es denn gilt. — Unsere Soldaten denken auch nicht mehr an Krieg; wie sollte auch künftig dazu Raum seyn, wenn die Eisenbahnen, die doch natürlich völkerrechtlich für neutral erklärt werden, die Schlachtfelder und Heerstraßen durchschneiden! — Einige denken an Kalisch, wo es wenigstens einige Abwechselung, Unterhaltung und Dekorationen, vielleicht auch Beförderung gibt. Berliner Bonmots sind im Voraus fertig. Die Landwehrexerzitien, die eben beginnen, gehen ihren gewohnten exakten Weg. Es ist Alles dergestalt in der Ordnung, daß es schon als etwas Außerordentliches auffällt, wenn ein Landwehrmann, an seine Bürgerqualität denkend, vor dem Offizier nicht die schuldigen Honneurs macht, und dieser ihn dafür auf die Wache schickt.

Noch weniger kommt das Theater aus seinen Geleisen. Nur Seydelmanns Anwesenheit hatte so etwas bewirkt. Ich wollte Ihnen mehr über ihn schreiben, mag aber nicht in den alten Fehler der deutschen Korrespondenten gerathen und Eulen nach Athen bringen. Und doch wäre es bei Seydelmann und seinem Stadium hier eine andere Sache. Bei echten Künstlern gibt es Perioden, bei deren Jeder das Urtheil von vorne anfangen muß, und man wird ungerecht, wenn man es nur anknüpft an das vorige. So ist für dramatische Künstler auch die Oertlichkeit von Bedeutung, die Stadien ihrer Kunst knüpfen sich häufig an den neuen, erweiterten Wirkungskreis, an ein Publikum, welches mit andern Ohren hört, andern Augen sieht und anderm Geiste urtheilt. Diese neue passive Atmosphäre wirkt auch auf die aktive Schöpfungskraft zurück; der Künstler wird unbewußt ein anderer vor einem andern Publikum. Wie mancher daheim Gedrückte erhebt sich, ungeahnte Hülfsmittel stehen ihm zu Gebote, er wird freier, wahrer, wenn ein Auditorium, dem er und seine häusliche Lage fremd, ihn mit ungewohnter Aufmerksamkeit empfängt, während umgekehrt der in seiner Heimath Vergötterte vor andern, unbefangenen Richteen selbst nur zu oft inne wird, daß seine vermeinte Größe nur das Produkt der Umstände war, und vor sich und vor seinem Publikum zurückversinkt. Seydelmann hat jene Macht der Oertlichkeit in seinen Abschiedsworten hier wohl anerkannt und gewürdigt, und deßhalb brauchte ich nicht besorgt zu seyn, in den Vorwurf gewöhnlicher Klatscherei zu verfallen, wenn ich mich des Weitern nach Stuttgart über Seydelmann in Berlin ausließe. Doch er ist längst fort, längst wieder bei Ihnen, und andere Zeitschriften haben so vollständig, wenn auch im verschiedensten Sinne, über ihn geurtheilt, daß ein Theil Ihrer Leser, wenn auch nicht über die Kritik, doch über den ihr angewiesenen Raum unzufrieden seyn könnte. Seydelmanns Anwesenheit hier ist ein Stadium in seiner künstlerischen Entwickelung, von der ich, gegen andere entschiedene Verehrer desselben, der Meinung bin, daß sie noch nicht fertig ist. Er muß vorwärts, oder zurück. Lezteres kann nicht eintreten, denn sein ganzes Seyn, so wie ich ihn kennen gelernt, ist ein ruheloser Drang nach Vervollkommnung. Alle hiesigen Schauspieler räumen ein, daß viel von ihm zu lernen sey; er selbst wird aber auch gelernt haben, und wäre es auch nur das: seine eigenen Kräfte zu würdigen. Es bedarf vielleicht nicht mehr für einen so tief arbeitenden Künstler, als Seydelmann ist, um noch viel mehr von ihm zu erwarten. Günstiger aufgenommen kann nicht leicht ein Künstler werden. Die Mode mischte sich in die echte Würdigung seines Talentes. Dennoch wetteiferte die gedruckte Kritik zu seinem Preise nicht überall mit der öffentlichen Stimme. Außer Lewalds interessanter Schrift über ihn, hat auch hier in dem Rellstabschen Wochenblatt Berlin ein geistreicher Mann — man nennt den Professor Gans — es übernommen, als sein Advokat in Allem und Jedem aufzutreten. Dies war zu viel, namentlich, wenn beim Lobe des Fremden die großen Todten unserer Bühne zurückgesezt schienen. Dafür schlugen die Tagesblätter hie und da scharf genug gegen ihn los, und auch in den angeseheneren Blättern konnte er nun nicht mehr auf unbefangene Anerkennung rechnen. Den Schluß der hiesigen Kritiken machte eine im Freimüthigen, welche, die verschiedenen Urtheile resumirend, den Todten ihre Kränze wiedergab, dem Gast aber den ihm eigenthümlichen zuerkannte, und dies ist kein geringerer. In den Wunsch des Beurtheilers, daß eine Zeit kommen möge, wo die hiesigen Kunstfreunde ohne Versündigung gegen die Kunst selbst es werden wünschen dürfen, daß er wiederkomme und — bleibe, stimmen gewiß Alle, und in die Ueberzeugung, daß sein Hierbleiben, wenn es jezt erfolgt wäre, ihm geschadet und uns nicht gefruchtet hätte, diejenigen, welche Kenntniß von dem Sachverhältniß haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 165:

Hoffnung und Genuß. Vergl. das Räthsel in Nr. 163.

Räthsel.

Wie heißt die Mutter vieler Kinderhaufen,
Von deren Manne Niemand je gehört?
Die Kinder kennt man, die sich lieben, raufen
Und morden, wenn sich Leidenschaft empört;
Und Güte lernen könnten sie von ihr,
Denn Muttersorgfalt ist, wenn irgend, hier.

Sie hat sie reich mit Allem ausgerüstet,
Was ihnen je zur Nothdurft dienen kann,
Sie nimmt's nicht übel, wenn sie auch gelüstet,
Und Leckerbissen weist sie reichlich an;
Doch zieht sie Einen Stamm den andern vor,
Obgleich in ihm sich findet mancher Thor.

Was sie verbarg, sucht dieser Stamm zu finden;
Sie feilteln oft an ihrem schönsten Schmuck,
Sie wagen, Adern ihr zu unterbinden,
Mit ihren Kleidern treiben sie viel Spuk;
Sie läßt sich viel gefallen, bis am End'
Ob all dem Treiben doch ihr Zorn entbrennt.

Und wenn die Kinder nun in ihren Banden
Sie festzuhalten glauben, bricht sie los,
Sie macht das Kinderspiel mit Macht zu Schanden,
Erstickt die Frechen oft in ihrem Schooß;
Und mancher lust'ge Sohn hat ausgelacht,
Wenn sie mit ihren Donnerbüchsen kracht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Juli 1835.

— Du bist jener schlaue Poltergeist,
Der auf dem Dorf die Dirnen zu erhaschen,
Zu necken pflegt, den Milchtopf zu benaschen;
Durch den der Brau mißräth, und mit Verdruß
Die Hausfrau athemlos sich buttern muß.

Shakespeare.

Skandinavische Geschichten.

Aus einer noch nicht gedruckten Erzählung: Die Brüder, von A. T. Beer.

Der Theekessel dampfte und sang sein Lied, das so traulich klingt, wie das Summen des Spinnrads an Winterabenden. Wir sprachen von skandinavischen Sagen und kamen überein, daß jedes Mitglied der Gesellschaft, wenn es ihm anders möglich wäre, etwas der Art preisgeben solle. Das Loos, anzufangen, traf Leuanora, und sie begann, wie folgt:

Die Sage von den Nissen.

In einem Halland'schen Bauerhause saß die kleine Axela und drückte das Köpfchen ängstlich an die Brust der Mutter; diese selbst saß aufhorchend neben dem ungeheuern Kachelofen, welcher das niedrige Zimmer fast reichlich erwärmte. Sie hatte Wolle gesponnen, jezt aber die Arbeit schweigend aus der Hand gelegt, denn es sang und zirpte in der Stube, als wenn ein Dutzend Heimchen ihren leisen und doch schrillen Chor anstimmten, und ein unsichtbares Heer trippelte mit niedlichen Fußtritten auf und ab. „Mutter!“ rief Axela bange, „was ist das, was wir hören und nicht sehen?“ Die Mutter rückte dem Töchterlein näher und flüsterte, als wollte sie die Geister des Hauses nicht stören: „das sind die Nissen, Axela.“ Und als die Kleine sie fragend ansah, fuhr sie fort: „Du weißt es noch nicht, mein Kind, daß jedes Haus seine Plagegeister hat, die das Licht auslöschen, wenn man Abends in die Vorrathskammer geht, oder die lezte Gluth im Ofen verlöschen, wenn man sie am liebsten wieder anfachen möchte, die den Speck aus dem Rauchfang stehlen, den Käse anfressen, die Milch gerinnen lassen, und was das Haus für Plagen der Art hat, hervorbringen. Besonders der Hausfrau machen sie viel zu schaffen, und darum singen und trippeln sie heute so unverschämt um uns herum, weil der Vater, vor dem sie ein wenig mehr Respekt haben, aus ist und die fremden Herren über das Schneefeld geleitet. Da muß man ihnen denn von Zeit zu Zeit ein Opfer bringen, und da sie heute so unbändig mahnen und poltern, so will ich es nicht länger verschieben.“ Damit ging die Mutter zu dem verschlossenen Schranke, nahm zwei süße Brodkuchen heraus und legte sie auf ein kleines Tischchen in der Ecke des Zimmers; dann holte sie noch ein paar in Zucker eingekochte Früchte, die sie ebenfalls sauber auf ein Tellerchen legte. Ein wenig frische Wurst und ein Stück Käse und frische Butter, Alles von der wackern Hausfrau selbst bereitet, vollendeten das Mahl. Auch ein ganzes Licht legte sie daneben und bemerkte: „damit sie mir die Lichter in Frieden lassen.“ — Darauf verkrochen sich Mutter und

Tochter in ihr breites Federbett, zogen die Decke über den Kopf und hüteten sich wohl, die Nissen in dem ganz besondern Festmahl dieser Nacht zu stören. Am andern Morgen war das leckere Mahl verzehrt, und die Mutter freute sich, daß die kleinen Hausteufelchen ihr Sühnopfer nicht verschmäht hatten.

Arela wuchs heran und ward eine gar reizende Tochter des Nordens. Erich, ein junger Fischer, liebte sie, und sie liebte Erich. Der sorgsame Vater wollte seine Tochter lieber einem wohlhabenden Bauer geben, als einem Jünglinge, dessen einziger Reichthum in seinen Netzen bestand. Indessen da er sah, daß die Liebe der jungen Leute treu war, und da die Mutter ihn bat, ihr einziges Kind nicht zu betrüben, willigte er in die Heirath; und ein kleines, hölzernes Haus mit einem schönen Bett, dem sonstigen nothdürftigen Hausrath und einem Gärtchen, nicht viel größer als das Häuschen selbst, war das Hochzeitgeschenk, mit dem die Eltern das junge Brautpaar beglückten. Arela war das glücklichste Weib und schon voll süßer Mutterhoffnungen, als sie eines Abends der Mutter sagte: „In unserm Häuschen sind keine Nissen, noch nie habe ich einen ihrer Chöre erlauscht, die mich als Kind so ängstigten, und auch nichts von dem Schaden verspürt, womit sie Dich so oft plagten.“ — „Gott gebe, daß sie nicht bei Dir einziehen,“ antwortete die fromme Mutter. — Arela gebar einen Knaben und hatte ihn kaum entwöhnt, als ein zweiter Säugling seine Wiege und seinen Platz an der Mutter Brust erbte. Da ward Erich ein reicher Mann; ein alter, kinderloser Oheim, der viel beim Schmuggelhandel verdient hatte, war gestorben und hatte ihn zum Erben eingesezt. Das liebe Häuschen ward erweitert, auf den Felsengrund, worauf das Gärtchen ruhte, ward Erde zu einem zweiten gefahren, die Vorrathskammern füllten sich, eine Magd half der jungen Frau in ihren Arbeiten und — die Nissen zogen ein. Früher konnte Arela jedes Geräth hinsetzen, wo sie wollte, sie war sicher, es dort wieder zu finden; jezt, wenn sie sich kaum hingesezt hatte, ein Kleidungsstück für eines der Kinder auszubessern, schrie ein zweites in der Kammer; schnell sprang sie auf, ihm die Brust zu reichen, und wenn sie wieder kam, hatten die Nissen den Fingerhut verschleppt oder das Garn in Unordnung gebracht; oder sie hatte ihre Näpfe mit süßen Beeren, deren sie jezt auch wie die Mutter einkochte, sorgsam mit Blasen verbunden und weggesezt, und wenn sie bald darauf die Näpfe untersuchte, hatten dennoch die Nissen ihren Weg hinein gefunden; oder sie hatte ein neues Stück Leinen in der Stube liegen, ein häusliches Geschäft rief sie hinaus, und wenn sie wieder kam, war das Leinenzeug in kleine Stückchen zerschnitten, und Niemand war doch in der Stube gewesen, als ihr kleiner Erich, der sie mit den unschuldigsten Augen ansah — wer sollte es da wohl sonst gethan haben, als die Nissen? Oder sie war in den Hof gegangen, um die Küchlein zu füttern, da sah sie, wie der kleine Erich sich dem Teiche nahte, und lief, um ihn zu warnen; indem rief der Mann sie in's Haus, sie folgte natürlich dem Ruf, und da sie in den Garten geht, um zu sehen, wie die jungen Erbsen sprießen, findet sie alle Küchlein im Garten und fröhlich in den Beeten scharrend und pickend; sie wußte aber so gewiß, daß sie die Thür des Hühnerhofs hinter sich geschlossen hatte, als sie zu ihrem Erich lief; wer anders sollte sie geöffnet haben, als die Nissen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Da der König beschlossen hatte, am folgenden Tage den höchsten Gipfel des Parnaß zu ersteigen, so wurde in Arachova ein halber Rasttag gehalten. Der König besuchte die Kirche und den über derselben gelegenen Felsrücken, wo Karaiskakis im Winter 1826 fünftausend Türken bei rauher Witterung und Schneegestöber mehrere Tage lang eingeschlossen hielt, bis die Verzweifelnden, von Hunger und Frost halb aufgerieben, einen Rückzug über den höhern Theil des Gebirges nach Daulia zu versuchen wagten, der das Signal zu ihrer völligen Vernichtung wurde. Mit Lebhaftigkeit wurde von den griechischen Offizieren und den Arachoviten der ganze Hergang dieses wichtigen Kampfes beschrieben, und nicht ohne eifriges Hin- und Herreden die Stellen gewiesen, wo dieser oder jener namhafte Türke, einst der Schrecken der Unterdrückten, von dem rächenden Blei oder Schwerte der Hellenen ereilt worden war. Das seltsame Monument, welches der wilde Sieger neben der Wahlstatt sich errichtet hatte, ein Thurm, aus den Köpfen der Erschlagenen regelmäßig aufgebaut, ist von den Türken später wieder zerstört worden.

Während der König auf dem Schlachtfelde war, hatte sich die weibliche Jugend unter einigen hohen Bäumen vor der Kirche versammelt und ihre Gesänge und Tänze wieder begonnen. Dieser Tanz, der, so lange die Reise durch diese fröhlichen und beglückten Gebirgsdörfer ging, den hereinbrechenden Morgen begrüßte und Abends erst mit dem lezten Glimmen des Wachtfeuers endigte, ist ein einfacher Reigentanz; die Theilnehmenden, dreißig, vierzig, fünfzig, so viele eben an der Stelle sind, reichen sich die Hände und bilden einen Kreis; die schönsten und geübtesten Mädchen tanzen, oft mit überraschender Anmuth und Gewandheit, vor, und die übrigen

folgen ihren Bewegungen; jene, die zugleich die Dichterinnen sind, singen je einen Vers oder eine zweizeilige Strophe, nach deren Takte sich der Tanz bewegt, und die Mittänzerinnen wiederholen dieselbe als Chor. Die Melodien, in denen jedoch keine große Abwechslung herrscht, sind gegeben; ebenso ist die Sprache dieser Volkspoesie in Bildern und Wendungen fest ausgeprägt, und bietet sich mit großer Leichtigkeit zur Improvisation, die noch durch das Elidiren ganzer Sylben, wie im Italienischen, begünstigt wird. Ja man hilft sich wohl durch das Herübernehmen ganzer Verse aus schon gesungenen Liedern. Auf diese Weise ist das Improvisiren nicht so gar schwer, und diese Stegreifliedchen haben dennoch, ohne sich zur eigentlichen Poesie zu erheben, in der Ursprache, vermöge der eben entwickelten Begünstigungen und der ungetrübten objektiven Anschauungsweise der Dichterinnen, einen naiv poetischen Charakter. Das Lied, welches die Tänzerinnen jezt sangen, war folgendes:

Κάτω 'ς τὸν κάμπον τὸν πολὺν,
Τὸν εὔμορφον τὸν τόπον,
'Εκεῖ βουλιῶντ' ἡ εὔμορφαις,
Νὰ στήσουν μοναστῆρι. *
Ἔκτισαν κ' ἀποκτίσανε,
Γιάννουμ χορὸν χορεύουν,
Μέρια χορεύουν χωριαναῖς
Μέρια χωριατοπούλαις,
Κ' αὐτοῦ 'ς τὴν δίπλην τοῦ χοροῦ
Χορεύ' ἡ ζερβοπούλα,
'Ποῦ λάμπουν τὰ μανίκια της
Κ' ἀστράφ' ἡ φορεσιά της.
'Ο βασιλιάς ἐξέβγαινε
Νὰ πάῃ νὰ κουρσεύῃ.
Νὰ κουρσεύσῃ τὰ βουνά,
Νὰ κουρσέψ' τοὺς κάμπους.
Χιλιάδες φέρνει τὴν στερεά,
Χιλιάδες 'ς τὸ πελάγο,
Καὶ χίλιους εἰς τὰ δυό πλευρά,
Εγίνηκαν τρεῖς χιλιάδες.
Τ' ἀσκέρι τὸν κοντοκρατεῖ
Καὶ τὸν χορὸν κυττάζει.

Dort unten auf dem ebnen Rund,
Dem schöngelegnen Plaze,
Dort schwingen sich die Schönen um,
Ein Kloster zu errichten. *
Sie bauten es, sie bauten's aus,
Sieh da, sie tanzen Tänze;
Die Städterinnen tanzen für sich,
Für sich die Dörferinnen,
Und in des Chores Mitte tanzt
Des Reichen schöne Tochter;
Es glänzen ihre Ermel weiß,
Es blizet ihre Kleidung.
Der König ist wohl ausgereist,
Sein Land sich zu besehen,
Die hohen Berge zu beschau'n,
Zu schau'n die weiten Ebnen.
Er bringet Tausend über Land
Und Tausend über Wasser;
Zu beiden Seiten Tausend mehr,
So werden's dreimal Tausend.
Das Gefolge drängt sich um ihn her,
Dem Tanze zuzuschauen.

Kann ein solches Liedchen auch weder auf Gedanken- noch Bilderreichthum Anspruch machen, so spricht es doch als Erzeugniß des Augenblicks am Orte selbst, und, wie ich glaube, sogar in der Ferne durch seine dramatisch-plastische Wahrheit an. Die beiden lezten, gewiß höchst einfachen Zeilen zeichneten uns Alle so naiv, wie wir, um den König gereiht, dem Tanze zusahen, daß ein beifälliges Gelächter des ganzen Kreises den Sängerinnen zum Lohn wurde.

(Die Fortsezung folgt.)

* Hergebrachte Redensart, synonym mit: *νὰ κάμουν ἐκκλησίαν*, in welcher leztern sich die erste Bedeutung von *ἐκκλησία* (Versammlung) erhalten hat. Diese zu Anfang der Tanzlieder öfter vorkommenden Phrasen bezeichnen das allmähliche Herbeiströmen der Tanzlustigen, bis die zu einem Reigentanze (*χορός*) erforderliche Anzahl da ist. Dies bedeutet das Folgende: „Sie bauten es, sie bauten's aus.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Séguin.

Für Musikliebhaber war neulich die Versteigerung der von Armand Séguin nachgelassenen Instrumenten- und Musikaliensammlung eine nicht unwichtige Begebenheit. Es waren da alte Geigen von den berühmtesten Meistern, und vortreffliche Suiten musikalischer Werke. Seitdem Choron todt ist, wüßte ich Niemand in Paris, der aus Kunstliebhaberei alte Musikalien so sorgfältig sammeln möchte, als es Séguin that. Dies war eine seiner löblichen Seiten, vielleicht die löblichste; denn im Uebrigen bemerkte man mehr Sonderbares, als Löbliches an ihm, und seine Berühmtheit verdankt er andern Umständen. Jemand, der ihn genau gekannt hätte, sollte sein Leben schreiben; es müßte ein Buch voll anziehender Anekdoten und ergözlicher Streiche werden; denn bei Séguin fand sich Alles, Großes und Kleines, Komisches und Ernsthaftes, Oeffentliches und Häusliches, und unter den Millionärs unserer Epoche hat er gewiß eine der bedeutendsten Rollen gespielt. Mit gleicher Leidenschaftlichkeit liebte er Musik und Pferde, Geld und Ruhm:

er war ein warmer Freund, und steckte seinen innigen Freund Ourrard einige Jahre lang in's Schuldgefängniß; seinem Erfindungsgeiste verdankte während der Revolutionszeit das republikanische Heer eine schnell herbeigeschaffte Beschuhung; aber er mußte sich hernach wegen Unterschleifs, oder wenigstens unter diesem Vorwande, einige Millionen abziehen lassen. Der Mann hatte einmal 120 Pferde in seinem Stalle, oder vielmehr in seinem Hotel; denn das untere Geschoß seines Hotels in Paris hatte er seinen lieben Pferden überlassen, wie auch den daran stoßenden großen Garten; allein wenn seine Frau um ein Gespann zum Ausfahren anhielt, bewies er ihr bündig, daß es ihm dazu an guten Pferden fehle, und daß sie weit besser thun würde, wenn sie eine Miethkutsche nähme. Zwar hatte er durch seine schnelle Lederbereitung und als Lieferant für die Truppen mehrere Millionen gewonnen; er meinte aber, auch ein reicher Mann könne der Bedienung Anderer recht wohl entbehren, und schnitt sogar seiner Frau ihre einzige Kammerjungfer ab. Die Frau hatte Juwelengeschmeide, wie manche Fürstinnen sie nicht besitzen, mußte sich jedoch selbst bedienen, weil ihr Mann behauptete, dies sey die beste Art, in der Welt fortzukommen und sich manchen Verdruß zu ersparen, worin er denn freilich nicht ganz Unrecht haben mochte. Wenn er übrigens seiner Frau keine Pferde lieh, so war er gegen den Beherrscher Frankreichs nicht gefälliger; denn bekannt ist es, daß, als einst Napoleon, damaliger erster Konsul, in der Nähe des Landhauses Séguins auf der Jagd war und seine Pferde zufällig ausblieben, die Hofleute zu Séguin gingen und Pferde von ihm leihen wollten. Ein Anderer würde seinen ganzen Stall ausgeleert haben, um sich bei dem ersten Konsul in Gunst zu setzen; Séguin aber hatte vor Bonaparte's Emporkommen eine große, oder wenigstens ansehnliche Rolle in der Republik gespielt; er bedurfte der Hofgunst nicht und antwortete trotzig, seine Pferde seyen für ihn, nicht für Andere. Von Seiten eines Lieferanten war dies eine höchst unvorsichtige Antwort; denn nun sah man seine Rechnungen nach, und fand gewaltige Uebertreibungen in den Angaben. Natürlich wurde Séguin dadurch nicht bonapartistisch gesinnt, und blieb seinen Pferden inniger zugethan, als dem ersten Konsul. Deßhalb ließ er sie nach ihrem Willen in seinem Eigenthum hausen; da er jedoch manchmal in große Finanzberechnungen vertieft war, so vergaß er zuweilen, daß seine Lieblingsthiere Futter nöthig hatten, nachdem sie bereits seinen kleinen Park ganz abgefressen; sie sollen sich daher zuweilen fürchterlich geberdet haben, und man sagt, es sey beinahe eben so gefährlich gewesen, diesen Park zu betreten, als sich auf den Platz eines Stier- oder Bärengefechts zu wagen. Ein guter Pferdehändler war ein Mann nach Séguins Herz. Einmal wurde er von den großen Eigenschaften eines der bekanntesten Pferdehändler in Paris so gerührt, daß er seine Tochter holte und sie dem Manne mit einer Million Aussteuer zur Frau gab. Bei all dieser Pferdeliebhaberei vergaß er doch die sanftern Empfindungen nicht, und ließ oft Tonkünstler kommen, um mit ihnen zu musiciren. Auch liebte er Gesellschaft und gesellige Freuden, und gab zuweilen Feste, wozu 6 bis 800 Personen eingeladen wurden, und die an Pracht nichts zu wünschen übrig ließen. Dies verhinderte ihn aber nicht, eine Menge von Prozessen zu führen, wenn er sein Recht gefährdet glaubte; denn Niemand hatte den Begriff des Eigenthumsrechts seit der Wiedereinsetzung der droits de l'homme so tief aufgefaßt, als er. Er wollte Herr und Meister auf seinem Boden seyn und sich von Niemand beeinträchtigen lassen, und wenn es auch der Staat selbst wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Theater. Neue Raupachische Stücke.

Sonst kann ich Ihnen von den hiesigen Theatern nur Namen nennen; aber der Schiffskatalog gehört ja auch zur Ilias. Der Sänger Hoffmann ist abgegangen, vom Schauspieler Grun und dem Sänger Hammermeister heißt es, daß sie abgehen werden. Außer den beiden Töchtern unserer Krelinger ist die Schwester unserer Hugo engagirt. Es soll aber künftig gesetzlich bestimmt werden, wie weit bei den Engagements auf Verwandtschaftsgrade Rücksicht genommen werden muß. Das Kapitel von den Notherben nach unserm Landrechte dürfte dabei zum Grunde gelegt werden. Mit dem Schauspieler Karl Devrient, zuletzt in Petersburg, ist man in Unterhandlung. Unter den Gastirenden fand die Sängerin, ehemals Beith Vio, jetzt Wittwe Spitzeder aus München, welche früher Mitglied des Königsstädtischen Theaters war, bei den Kennern den meisten Beifall. Aufgebracht waren Einige, daß die französische Truppe mit der Benefizvorstellung eines ihrer Mitglieder eine kleine Lotterie verbunden hatte. Die Attrapen, ein Glas Zuckerwasser, ein Schöps, ein Bund alte Theaterzettel u. s. w., waren freilich nicht die Ausgeburten des größten Witzes; aber eine Entwürdigung des Theaters, wie es ist, läßt sich nicht füglich darin erkennen. Auf dem Königsstädtischen Theater entzückt die Turiner Sängerin Vial das italienisch gesinnte Publikum, während die Freunde der ernsteren Schule bei ihrer Hähnel festhalten. Es gibt auch Kämpfe, die aber nicht aus jener angegebenen Kategorie herausfallen.

Beachtenswerthe Novitäten des Theaters sind zwei Raupachsche Schauspiele, eines nach einem alten Mährchen: „die Schule des Lebens,“ und eines zur Füllung des Hohenstaufencyklus: „Friedrich und Alexander.“ Jenes, ein interessantes, spannendes und befriedigendes Intriguen- und Theaterstück, möchte auf den deutschen Bühnen die gewöhnliche Runde machen, trotz aller Unwahrscheinlichkeiten, die ihm aus seiner mährchenhaften, nicht ganz abgewischten Herkunft ankleben. Es spricht Gefühl und Neugier auf gleiche Weise an, obgleich der Verstand viel daran auszusetzen hätte. Beliebten Schauspielern gibt es dankbare Rollen, die aber auch von Routiniers abgespielt werden können. Friedrich und Alexander versteigt sich in die höchsten Regionen der welthistorischen Tragödie, und wird nur da Anklang finden, wo ein Publikum dem Autor in seiner theatralischen Auffassung der deutschen Heroengeschichte gefolgt ist. Wie es da ist, ist es Stückwerk, mehr als die andern historischen Schauspiele desselben Verfassers; aber der versöhnende Schluß und einige erhebende Momente, die das allgemein Menschliche ansprechen, weisen ihm einen höhern Kreis der Bedeutung an. Die römische Kirche erscheint hier zum ersten Male als eine wirkliche Größe, während Raupach sie bisher, als guter Protestant von ehedem, in dem bekannten Pfaffenhabite auftreten ließ. Kaiser und Pabst versöhnen sich, sie sprechen sich von Herzen aus, und der Geist erhebt sich mit dem Gefühle zu der idealen Vorstellung, welch ein Heil über der Menschheit schweben könnte, sobald alle geistigen Großmächte in solchem Verein und in solcher gegenseitigen Verständigung wirkten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. Juli 1835.

Ich fleh' euch, Grazien, hört!
Denn nur durch euch wird, was den Sterblichen lieblich
Und süß ist. Wer ein weiser, wer ein schöner,
Wer ein glänzender Mann ward, ward's durch Euch!
Pindar.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Auch der Politik blieben die Mädchen nicht fremd. Der Anblick der griechischen Kapitäne, welche den König umgaben, und von denen mehrere vor nicht langer Zeit der Haft entlassen worden waren, und die Kunde von dem eben erst gedämpften Aufstande im südlichen Peloponnes, gaben ihnen folgendes Lied ein:

Ὦ βασιλέα ἄξιε, ᾽ὦ βασιλιά ἀνδρεῖε,
Ποῦ μάζωξες τοὺς ἀρχηγοὺς καὶ τοὺς καπεταναίους,
Καὶ ᾽στὸν γουλὲ τοὺς ἔρριξες, μέσα εἰς τὸ μπουνδρούμι,
Δὲν φθαίν᾽ * αὐτοὶ οἱ ἀρχηγοὶ μήθ᾽ οἱ καπεταναῖοι,
Μόν᾽ φθαίν᾽ τῆς Μάνης τὰ σκυλιὰ, οἱ Σκυλομωραΐταις,
Διότι καὶ συνείθισαν καὶ ἐπι τῆς τουρκίας
Τὸ ὅμοιον ἐκάμανε καὶ εἰς τὸν κυβερνήτην.

O tapfrer Herr und König mein, o muthiger Gebieter,
Du fingst die Kapitäne all' und die Soldatenführer,
Und warfest sie in enge Haft und in den finstern Kerker.
Nicht tragen Schuld die Kapitän' und nicht die tapfern Führer,
Die Hunde von Maina tragen Schuld, die schlechten Moraïten!
Denn also sind sie es gewohnt; sie übten gleiche Bosheit
Zur Zeit der Türkenherrschaft und auch an dem Präsidenten. **

* φθαίνε, statt πταίουνε, d. i. πταίουσι.
** Der Präsident ist Johann Capodistrias.

Die Abneigung der Rumelioten gegen die Peloponnesier spricht sich hierin derb genug aus. Abwechselnd mit diesen Improvisationen wurden auch Lieder aus dem herkömmlichen Kreise von Volksliedern gesungen: die Klage um Markos Botzaris, der Streit der Berge Olymp und Ossa, und kleine Romanzen, wie die nachstehende.

Κάτω ᾽στὴν ῾Ρόϊδο καὶ ᾽στὴν ῾Ροϊδοποῦλα *
Τοῦρκος ἀγάπησε μιὰ ῾Ρωμαιοποῦλα.
Κι᾽ἡ ῾Ρωμαιοποῦλα δὲν τὸν ἤθελε,
Κι᾽ἡ σκύλα ἡ μάννα της τὴν προξενεύει.
„Πάρ᾽ τόνε, κόρη μου, τὸν λεβεντάκη,
Νὰ σοῦ κόψῃ ῥοῦχα καὶ ἄσπρο φουστανάκι."
— Μάννα μου, σφάζομαι, τὰ ὄρη παίρνω.
Τὸν Τοῦρκον ἄνδρα μου δὲν τὸν ἤθελω.

Unten auf Rhodos und auf Rhodopula
Liebte ein Türke eine Griechentochter.
Die Griechentochter mag ihn nicht, aber
Ihre Mutter, die Hündin, will sie verkuppeln:
„Nimm ihn, mein Töchterlein, nimm den hübschen Burschen,
Daß er ein Kleid Dir geb' und ein weißes Röckchen."
— Mutter, eh' sterbe ich, flieh' auf die Berge;
Den Türken nehme ich nimmer zum Manne. —

Als die Sängerinnen hörten, daß der König beabsichtigte, am folgenden Tage den Parnaß zu ersteigen, improvisirten sie eine Warnung vor der großen Beschwerlichkeit des Marsches.

* Das Volk spricht Rhoidos statt Rhodos, wahrscheinlich weil es den Namen von ῥόϊδι, einem Granatapfel (ῥοιά) ableitet.

Ὥρα καλή σου, βασιλιά, ὥρα καλή σου, ’υθέντη!
Αὐτοῦ ποῦ βούλεσαι νὰ πᾷς, ’στὴ Λιάκουρα ν’ἀναίβῃς,
Νὰ πᾷς νὰ ἰδῇς τὸν Παρνασσὸν, τὸν εὔμορφον τὸν τόπον,
Νοπῶχει* τὸ ’ψηλὸ βουνὸ, ’ψηλότερο ἀπ’ ὅλα.
Περικαλῶ** σε, βασιλιά, περικαλῶ σ’ αὐθέντη,
’Αγάλλι, ἀγάλλια νᾶρχεσαι, ἀγάλλια νὰ διαβαίνῃς.
Μὴν ἀποζάβῃς, βασιλιά, μὴν ἀποζάβῃς, ῥῆγα,***
Γιατί ’ν’ ὁ τόπος ζαβωτὸς, καβάλλα δὲν διαβαίνεις.
’Μπροθὰ πηγαίνουν οἱ ὁπλοφόροι, ’πίσω καπεταναῖοι.
’Στὴ μέση πάϊ ὁ βασιλιάς, παρατηρεῖ τὸν τόπον.

Ich wage keine Uebersetzung dieses Liedchens, welches ohne poetischen Gedankenflug, nur durch die naive Einfalt seines Volksdialekts und den besorgten Eifer, womit der König gebeten wird, bei der Wanderung auf das unwegsame Gebirge sich nicht zu sehr anzustrengen, gefällt und anspricht. Was kann natürlicher seyn, als diese Anrede.

Ich bitte Dich, mein Fürst und Herr, ich bitte Dich, mein König,
Geh nur hübsch langsam, langsam nur, und langsam mußt Du steigen.
Ermüde nicht, ermatte nicht, mein König, von dem Marsche;
Denn rauh und schwierig ist der Pfad, Du kommst nicht durch zu Pferde.

Ungeachtet dieser wohlgemeinten Warnungen, wurde am folgenden Tage vor Sonnenaufgang nach dem Gipfel des Parnasses aufgebrochen. Eine Abtheilung Pallikaren eröffnete als Guiden den Zug; die nöthigen Mundvorräthe und Mäntel wurden von Maulesein getragen. Auch die griechischen Obersten ließen sich ihre Pferde nachführen, um gelegentlich auf den ebenern Strecken ein wenig reiten zu können, obgleich der König bestimmt erklärt hatte, die ganze Wanderung zu Fuß machen zu wollen. Um den Weg etwas abzukürzen, schlugen die Führer einen sogenannten Ziegenpfad (γιδόστρατα) ein, der sich gleich über Arachova an der steilen Felswand emporwindet. Die Witterung war Anfangs günstig, aber schon nach einigen Stunden fing ein starker Nordost an, Wolken herbeizuführen, und als der Rücken des Bergs erreicht war, zeigten sich sowohl der Gipfel als die Thäler und Ebenen in Schleier gehüllt. Dennoch wurde weiter gegangen, da zu hoffen stand, daß sich um die Mittagszeit die Aussicht wieder öffne. Allein je näher man dem Gipfel kam, desto kälter wurde die mit feuchten Dünsten geschwängerte Luft, und desto dichter zogen sich die Nebelschleier zusammen. Nach fünf beschwerlichen Stunden war der Greisenfels (γεροντόβραχος) erreicht, eine steile, dem höchsten Gipfel gegenüber gelegene Felswand, die ihren Namen von der Volkssage erhalten hat, daß hier die Alten ihre greisen Väter, wenn sie zur Arbeit unfähig geworden waren und sich nicht mehr selbst zu ernähren vermochten, in die furchtbare Schlucht hinunter zu stürzen pflegten. Liegt vielleicht auch dieser Sage ein in vorhistorische Zeit hinausreichendes Faktum zu Grunde? Wem fällt nicht hiebei τὸ κείων νόμιμον ein?

(Die Fortsetzung folgt.)

* Νοπῶχει, kontrahirt aus νοποῦ ἔχει.
** Περικαλῶ, vulgär statt παρακαλῶ.
*** Ῥῆγας, König, von rex, wie δοῦκας von dux.

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

So ging es Tag für Tag; zuletzt ward Arela ganz traurig und sagte ihrem Erich: „Ach, wie schlimm geht es mir mit den bösen Nissen! sie verbittern mir das Leben.“ — „Das ist wirklich schlimm,“ meinte Erich; „weißt Du was? wir wollen meinen alten Pathen, den weisen Ulph, um Rath fragen.“ Und beide warfen ihre Mäntel um, vertrauten die Kinder der treuen Magd, und gingen zum weisen Ulph. Der aber sagte mit verständiger Miene: „Wenn die Nissen einmal im Besitz eines Hauses sind, so kann sie Niemand mehr daraus vertreiben. Ihr müßt umziehen, lieben Kinder, um den bösen Geisterchen zu entgehen.“ — Arela und Erich seufzten schwer, denn sie hatten ihr Häuschen gar lieb, weil ihre Kinder das Licht des Tags darin gesehen hatten; indessen der weise Ulph hatte es einmal gesagt, und so ward beschlossen, den alten, lieben Aufenthalt gelegentlich zu verkaufen, baldigst aber in ein anderes Haus zu ziehen, das ebenfalls Erich gehörte, ihnen jedoch gar nicht heimisch vorkam. Ach! und die Sträucher, die sie selbst gepflanzt hatten, waren so schön heran gewachsen, der neue Hühnerhof war so hübsch und zweckmäßig eingerichtet, die Zimmer trugen schon die Farbe der Behaglichkeit, und die Kinder sahen so gern aus den Fenstern auf das Meer, wo tief unten die Schiffe segelten. Alle weinten, daß das liebe Haus verlassen werden sollte; aber die Nissen! wer konnte es mit denen aushalten! — Der große Wagen war bepackt, der das beste Hausgeräth enthielt; Arela und Erich gingen daneben, die Kinder wurden von der Magd auf einem kleinen Wagen hinterdrein gefahren. Nachdem sie eine kleine Strecke Wegs zurückgelegt hatten, bemerkten sie ein sonderbares Gewimmel auf dem hochgethürmten Wagen; die Matten, die darüber gehängt waren, bewegten sich, kleine Gestalten, die man nicht deutlich in der Höhe, auf der sie standen, unterscheiden konnten, schlüpften hin und her und summten leise Lieder, wie die schwärmender Bienen. Arela fuhr bange zusammen, wie damals, als sie neben der Mutter vor dem großen Ofen saß; aber Erich ging muthig an den Wagen hinan und rief hinauf: „Was wollt ihr da oben, ihr kleinen Unholde?“ — Wir sind die Nissen, tönte es herunter. „Aber was thut ihr da oben?“ fragte er wieder, und ein leises Stimmchen antwortete: Wi flygta! (Wir

ziehen um.) Axela und Erich sahen sich stumm an. „O so laß uns im alten Hause bleiben!“ rief sie endlich, heiter lächelnd. „Sieh, die Nissen werden wir doch nicht los, und ich trage ihre Neckereien lieber in der gewohnten lieben Heimath, als wo anders.“ Die Pferde wurden gewendet, und Vater, Mutter, Kinder, Magd und Nissen zogen fröhlich wieder ein. — Je mehr aber die Kleinen heranwuchsen, je seltener zeigten sich die Nissen; die nach und nach eingetretene häusliche Ordnung und Sicherheit verwies sie zur Ruhe und ließ ihnen nur so viel Recht, als in allen Wohnungen Schwedens ein uraltes Herkommen ihnen gönnt. Ich weiß nicht, ob sie im Süden seltener sind.“

Lenanores Erzählung hatte uns Alle in die fröhlichste Laune versezt. Nun war meine Reihe gekommen. Ich sagte: „Aus Schweden weiß ich Ihnen wahrhaftig nichts zu erzählen, und auch von dänischen Sagen ist mir in diesem Augenblicke keine so gegenwärtig, daß ich es wagen möchte, sie mündlich vorzutragen. Erlauben Sie mir daher, Ihnen etwas aus meinem Leben mitzutheilen, und zwar die Schilderung einiger schönen Stunden, die ich bei einem echten deutschen Ritter, einem Ueberbleisel aus alter guter Zeit, verlebt habe.

Die Bettenburg.

Sie wissen, daß ich vor nicht gar langer Zeit die Universität verlassen habe. Als ich in Jena studirte, machte ich die Bekanntschaft eines Herrn v. Z., der mir von der Bettenburg und ihrem ehrwürdigen Besitzer, dem alten Freiherrn v. Truchseß, eine so anziehende Beschreibung machte, daß ich beschloß, in den ersten Sommerferien eine Fußtour in das freundliche Frankenland zu machen und den alten Herrn selbst aufzusuchen. In meinen leichten Sommerkleidern von ungebleichter Leinwand, ein Ränzel mit Rock und Wäsche auf den Schultern und einen tüchtigen Stock in der Hand, war der Thüringer Wald bald überstiegen. Nun ward mir die Gegend unbekannt, ich mußte manchmal fragen. Wer kannte aber den alten Truchseß nicht? So oft ich seinen Namen nannte, wurden die finstersten Züge freundlich, und Alles war seines Lobes voll. Es ward mir daher nicht schwer, den Weg zu der alten Burg zu finden, die recht eigentlich diesen Namen verdient. Achthundert Jahre im Besitz derselben Familie, steht sie noch in ihrer Gestalt vollkommen erhalten da; nur im Innern haben die wachsenden Bedürfnisse der neuern Zeit manche Aenderung hervorgerufen. Das alterthümlich gothische Gebäude, dessen Dach sich in zwei hohe Gibel theilt, steht auf einer mit Gebüsch bewachsenen Anhöhe, welche das nördliche Gebirg mit dem Thalgelände des schönen Mainstroms verbindet, das sich von hier an in sanftern Linien bis zu dessen Ufern neigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

S é g u i n.

Séguin hatte eine Insel in der Seine, neben dem Dorfe Sèvres, angekauft, und da er hörte, daß das Projekt einer Eisenbahn zwischen Paris und Versailles im Werke sey, und daß nach dem Plane der Weg über seine Insel vermittelst einer Brücke führen solle, baute er schnell ein Schloß oder großes Haus quer durch die Insel, um dadurch den Unternehmern der Eisenbahn die Lust zu benehmen, die Straße über seine Insel zu verlegen. Außerdem hatte der Mann viel mit Finanzsachen zu thun. Als ehemaliger Lieferant wußte er recht gut im Finanzministerium Bescheid, und hatte auch über die Finanzoperationen des Staates viel nachgedacht. Als daher zur Restaurationszeit die Presse frei wurde, als wenigstens Jeder seine Gedanken über so unverständliche Sachen, als die großen Finanzgeschäfte in einem Staate wie Frankreich zu seyn pflegen, äußern konnte, trat Armand Séguin als publizistischer Schriftsteller auf, und von nun an konnte fast keine Geldoperation von der Regierung unternommen werden, ohne daß Séguin sie in einer Broschüre untersucht hätte. Ich möchte gerne sagen, er habe sie beleuchtet; allein er hatte die Gabe nicht, sehr deutlich sich in solchen Sachen auszudrücken, und der Tadel klärte die Leute oft nicht besser auf, als die weitläufigen Exposés der Minister. Diese Broschüren mußten ihn jedoch viele Mühe gekostet haben; denn sie waren oft voll von Berechnungen, die ihm aber freilich leichter von der Hand gehen mußten, als einem, der sich nicht täglich in die Millionen versteigt. Den Ministern mochte indessen dieser stets fertige Tadler und Untersucher ein sehr lästiger Mann seyn; wenn er auch die Leute nicht unterrichtete, so bewies er ihnen doch manchmal, daß man sie zum Besten habe und ihnen blauen Dunst vormache, was in Finanzsachen, wo das Zutrauen zuweilen Wunder wirken muß, ein sehr unangenehmer Zustand für die Schatzkämmerer ist. Allein jene mit Zahlen angefüllten Broschüren, welche zu ihrer Zeit einiges Aufsehen erregten, sind in den Strom der Vergessenheit versunken, und man kann sie spottwohlfeil bei den Büchertrödlern bekommen. Es mag indessen manches Gute in denselben stecken; denn Séguin war im Grunde ein scharfsinniger Kopf. Er hatte sich selbst durch geschickte Benützung der Zeitumstände zu bereichern gewußt, warum hätte er also nicht auch gute Ideen über die Kunst, den Staat zu bereichern, haben können? Vielleicht hätte er selbst einen nicht übeln Finanzminister abgegeben, vorausgesezt, daß er seine lieben Pferde vergessen und nicht, wie bei den Lieferungen, auf schnelle Privatbereicherung gedacht hätte. Jedenfalls werden diejenigen, welche sich zu Schatzkammergeschäften gewachsen fühlen, nicht übel thun, Séguins jezt verschmähte Broschüren wieder aufzusuchen und zu studiren. Dieser Millionär hatte eine Seineinsel zu St. Cloud in einen reizenden Garten verwandelt; dies gehört mit zu dem Besten, was er gethan hat; denn daß er seinen ehemaligen Handels- und Spekulationskollegen Ouvrard zwei oder drei Jahre in St. Pélagie auf seine Kosten hat sitzen lassen, ist vielleicht nicht so schön, obschon Ouvrard sich dieses Einsperren nicht sehr zu Herzen hat gehen lassen. Wer sich unter dieser Gefangenschaft eines großen Schuldners ein „Schmachten im Kerker“ vorstellte, würde sehr irren. Ouvrards Aufenthalt in St. Pélagie war nichts weniger als dieses. Er hatte ein ganzes Appartement gemiethet, hatte Morgens in seinem

Vorzimmer allerlei Leute, die ihm ihre Aufwartung machten, dann gute Tafel, lustige Gesellschaft, und wahrscheinlich ging er auch dann und wann wohl ein wenig aus; denn mit den Schuldnern, besonders wenn sie Kredit und Geld haben, nimmt man es nicht so genau. Auch hatte Ouvrard an seinem Widersacher ein Muster des einem großen Schuldner geziemenden Betragens; denn als ihn der erste Konsul als Staatsschuldner hatte einstecken lassen, äußerte Séguin, vor der Schuldhaft sey ihm gar nicht bange, und er bleibe lieber im Gefängnisse, als Millionen zu zahlen, die er nicht schuldig sey. Ich glaube, er wurde mehrmals eingesperrt; wie man ihm zulezt die Millionen abzwackte, weiß ich nicht; wahrscheinlich hatte der Staat noch Geld von ihm in Händen und zahlte von der rechten zur linken. Um auf's Endresultat zu kommen, so staken in Armand Séguin drei oder vier ganz verschiedene Leute. Erstlich ein Chemiker, der mehrere nüzliche Erfindungen gemacht, und dessen schnelle Gerberei dem Staate außerordentlich nüzlich gewesen ist; zweitens ein Finanzmann, der als Millionär praktisch bewies, was er als Schriftsteller in einem Duzend Flugschriften zu erörtern versucht hat; drittens einer der größten Stutereiinhaber Frankreichs, der auch Einiges über Stuterei und Pferderennen hat drucken lassen, und dann noch ein Musikdilettant, eine Art von Mäzenas der Tonkünstler. Ueber all dieses ragte dann der sonderbare Mann hervor, oder entstand aus der Vereinigung dieser ganz verschiedenen Eigenschaften. Seine Salons zu Paris, worin die Pferde hausten, sahen erbärmlich aus, obschon es darin an großen Spiegeln nicht fehlte; aber seine Seineinsel macht ihm Ehre; auch nennt man sie Ile de Séguin. Man sieht es ihr nicht an, daß hier das Leder zu den Schuhen der Republikaner bereitet worden ist; sie sieht aus wie eine Insel im Komersee.

Dg.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Persönliches.

Zur Personalchronik unserer Residenz gehört der Besuch des vor sechzehn Jahren von hier — ausgewanderten Professors de Wette. Mit welchen Gefühlen mag er in die Thore der Stadt getreten seyn, die ihm einst sehr werth war, und die er nicht freiwillig verließ! Die Parteien, die damals kämpften, sind milder geworden, gleichwie die Ansichten schärfer, ausgeprägter, sicherer in sich. Auch er würde hoffentlich heute nicht mehr jenen Brief schreiben, der ihn von den Ufern der Spree nach der Schwelle des Schweizerlandes verschlug, wo er umsonst nach der geistigen Freiheit suchte, die er hier verließ. Nur im Kreise seiner nähern Freunde lebend, hat sein Besuch nicht im Entferntesten den Charakter der Oeffentlichkeit angenommen. — Man will behaupten, daß der berühmte Verfasser der Briefe eines Verstorbnen sich freiwillig expatriirt habe, ob nach Algier, Frankreich oder Amerika, ist ungewiß. Nach seinen Gütern, behaupten Unterrichtete, dürfte er in keinem Falle zurückkehren, da hier bereits andere Verwalter eingezogen seyen. In Voraussicht dieser Trennung habe er seine reizenden Gärten zu Papier gebracht, um wenigstens etwas von seiner Schöpfung mitzunehmen. Es wurde dadurch ein kleiner geistiger Hof, der sich in Muskau um den Fürsten Pückler sammelte, zerstört. Verlautet es doch, daß Leopold Schefer, der diesem Hofe dauernd angehörte, auch die ernste Absicht hege, nach Amerika zu gehen; gewiß ein arges Mißkennen dessen, wozu er berufen ist. — Dr. Theodor Mundts Habilitirung an hiesiger Universität ist noch immer ausgesezt. Es ist gewiß, daß es nur in Folge seiner Schrift: Madonna, oder Bekenntnisse einer Heiligen, geschehen, und die Motive nicht politische, sondern religiöse Skrupel sind. Mundt gehört einer Schule an; diese Schule ist noch von Einfluß, er dürfte daher, wenn auch sein Buch verboten bliebe, nicht lange in diesem Zustande verharren, sondern auf eine oder die andere Weise wieder in Thätigkeit kommen, obschon Berlin nicht der Centralpunkt ist, von wo aus ein junges Deutschland, welcher Nüanee der Bewegung zwischen Fleisch und Geist es auch huldige, seine Radien ausschießen kann. — Professor Gabler aus Baireuth ist nun endlich definitiv an Hegels Stelle als Professor der Philosophie installirt; noch verlautet indessen wenig davon, in welche Stellung er sich zur Schule und zur Universität gesezt hat. — Friedrich v. Raumer ist noch immer in England, und seine historische Ausbeute dürfte, eben wie die aus dem staatsbürgerlichen Leben der Gegenwart Englands, weit reichhaltiger ausfallen, als die seines lezten Pariser Aufenthalts. Er verkehrt mit Männern jeder Partei, mit dem Herzog von Cumberland und dem von Sussex, mit Peel und Oconnel, mit Lord Russel und dem Radikalen Roebuck, und mit den todten Staatsmännern in den Archiven nicht minder, als mit den lebendigen. Seine Theilnahme an der Gebung unserer Städteverordnung bringt ihn überdies mit den englischen Staatsmännern, in diesem Augenblick, wo die Korporationsreform vorliegt, in die nächste Berührung. Wenn er Schottland und Irland kennen gelernt, wird er doch erst im Spätherbste wiederkehren. Im Austausch fängt auch England an, uns namhafte Gäste zu senden. Der berühmte arktische Reisende Sir John Roß verweilte hier längere Zeit mit seiner schönen jungen Gattin. Beide Prädikate treffen auf ihn nicht zu; dafür liefert er das Bild eines echten Engländers, wie wir es aus Karrikaturen vielfach kennen, immer lächelnd und sich sonnend an dem, freilich theuer erkauften europäischen Rufe. Er war der Magnet für viele Gesellschaften, wo er indessen die Erwartung häufig mit englischer Indifferenee täuschte. Auch bei Hofe hat er eine sehr ehrenvolle Aufnahme gefunden. Jezt wird Lord Stanhope angekündigt, aus einer Familie, die dem Sonderbaren ihren reichen Tribut gebracht hat. Er dürfte hier nicht überall finden, was er sucht, Belege und Beistimmung dafür, daß sein Schützling und Pflegesohn doch ein Betrüger gewesen, wenn gleich der Polizeirath Merker in Berlin wohnt. — Raupach hat, wie gewöhnlich, Berlin für den ganzen Sommer verlassen, um nach Süddeutschland oder Italien zu gehen. Doch hat er, schon von Schlesien aus, ein neues Drama eingesandt.

Der Staat bedauert den Verlust zweier ausgezeichneten Männer, ausgezeichnet, weil sie nicht über ihren Wirkungskreis hinausgingen, sondern in der treuesten, abgemessensten Pflichterfüllung ihren Beruf suchten, den des Oberberghauptmanns Gerhardt und des geheimen Kabinetsraths Albrecht. Lezterer stand durch eine lange Reihe von Jahren vermöge seines Amtes der Person unsers Königs am nächsten, und nie in der langen Zeit hat sich auch nur Eine Stimme vernehmen lassen, daß dieser gewissenhafte Beamte zu Gunsten oder Ungunsten eines Freundes oder Nichtfreundes ein Wort gesprochen hätte, was nicht von seiner strengsten, mit aller Humanität geübten Dienstpflicht ihm geboten worden. Ein seltenes Lob in einer so einflußreichen Stellung. Solche Männer sind das unumgängliche Bedürfniß, und vielleicht auch nur möglich in einer nicht-konstitutionellen Monarchie.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Juli 1835.

Hier wird man mit Begier und großer Wollust lesen,
O ritterlicher Held, dich und dein ganzes Wesen,
Das nichts vom Tode weiß. —

Martin Opitz.

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Mir schlug das Herz vor ungeduldiger Erwartung, als ich die kleine Anhöhe erstieg und nun in den Hofraum trat, wo Alles an die solide Bauart des Mittelalters erinnerte. Man sagte mir, der Freiherr sey zu Hause; ich ging daher in die hohe Pforte hinein und stieg ungehindert und unbefragt die breite, steinerne Treppe hinan, als mir ein alter Mann entgegentrat, dessen gerade, hohe Haltung und silberweißes Haar mir auffiel. Ich fragte nach dem Freiherrn. In der angenehmsten Baßstimme antwortete er: „Der bin ich selbst; was steht zu Ihren Diensten?“ Ich sagte, der Wunsch, ihn kennen zu lernen, habe mich von Jena hergeführt. Er trat mir näher und mochte bei seiner Kurzsichtigkeit jezt erst meinen Anzug gewahren, der eben nicht auf Ueberfluß an weltlichen Gütern schließen ließ. Eine Weile sah er mich prüfend und leise lächelnd an, dann sagte er: „Wollen Sie wirklich weiter nichts von mir, als mich ansehen? Sonst sprechen Sie frei heraus.“ — Schon in dieser Anrede war der Mann verschieden von den meisten seines Gleichen, die gewiß das Geständniß eines Anliegens, wie es mein Reisekostüm ihn vermuthen ließ, eher zurückzuhalten, als herauszupressen gesucht hätten. Ich erwiderte: „Ein wenig mehr möchte ich mir doch von Ihnen erbitten; das bloße Ansehen würde mir, nach dem, was Herr v. Z. mir von Ihnen gesagt hat, nicht genügen. Ich möchte Sie kennen lernen.“ — „Und deßhalb,“ sagte er freundlich, „sind Sie wirklich von Jena hergekommen?“ — „Gerades Wegs.“ — „Dann seyn Sie mir willkommen! — Sie finden in mir einen Jüngling im Greisenalter; wenn Ihnen das recht ist, wollen wir schon mit einander fertig werden.“ Und nun führte er mich die Treppe vollends hinan und dann in einen großen, in gothischem Geschmack möblirten Saal, wo eben ein derber Eichentisch mit einem nicht weniger soliden Frühstück besezt war. Weiterhin in einer der tiefen Fensternischen saß eine Dame, und vor ihr standen zwei Herrn, und sechs verwunderte Augen waren auf mich gerichtet, daß ich mich der bestaubten Kleider schämte. Aber davon nahm der Alte keine Notiz, ich mußte mich mit ihm an den Tisch setzen und frühstücken und erzählen, wer ich sey, was ich treibe, wie es in Jena und Weimar aussehe, was Herr v. Z. mache, kurz, es war des Fragens kein Ende. Dann aber meinte er, wir könnten, wenn ich nicht müde wäre, vor dem Essen noch einen Spaziergang machen; denn wenn ich ihn kennen lernen wolle, da müsse ich vor allen Dingen seine Anlagen sehen.

Die Anhöhe, auf welcher die Bettenburg liegt, ist auf drei Seiten von dicht bewachsenen Waldbergen umgeben, zwischen welche sich eine Menge tiefer und enger Schluchten weit hinein ziehen. Der alte Freiherr hatte diese von Natur sehr günstigen Umgebungen, durch zweckmäßiges Hinzupflanzen und Aushauen, zu einer großartigen, malerischen Anlage verbunden, deren Charakter so vollkommen zu dem der alten Burg paßt, daß man wähnt, beide seyen Schöpfungen einer und derselben Zeit. Es war kein Garten, in dem wir wandelten, aber die ganze Landschaft war ein Garten, denn überall, wo der Wald sich öffnet, sieht man hinab in das weite Thal und auf die fruchtbaren Felder und Weiden des schönen Frankenlandes. Auf den Bergen und in den Schluchten war übrigens wenig von augenfälliger Kunst zu bemerken, nur die wohlerhaltenen und mit Umsicht angelegten Wege, und hin und wieder eine massive Steinbank oder ein Obdach gegen die Sonnenstrahlen erinnerten an das Werk der Menschenhand. Bei jeder Wendung des Wegs, wo eine neue Aussicht sich darbot, blieb der Alte stehen und deutete mit seinem Spazierstock genau die Richtung an, wo ein ferner Kirchthum oder irgend etwas Bemerkenswerthes zu erblicken war; so genau kannte er seine Anlagen und die ganze Gegend, denn sein alterschwaches Auge konnte die fernen Gegenstände durchaus nicht mehr erkennen. — Jezt kamen wir auf den höchsten Punkt, den breiten Kulm eines Berges, rings von dichtem Wald umkränzt, selbst aber von allem Baumwerk entblößt. Auf diesem freien Platze hatte der Truchseß eine Art von Flügelschirm von gothischem Mauerwerk errichten lassen, in dessen Mittelwand ein großes Basrelief eingelassen ist. Da sieht man Götz von Berlichingen mit seinen Freunden die mächtigen Humpen erheben, und darunter zwei andere Sandsteintafeln, auf der einen des alten Truchseß Trinkspruch:

„Jung waren wir, jung sind wir, jung bleiben wir,
zur ewigen Jugend erwachen wir;“

auf der andern folgenden Vers:

„Kehrst du nimmer wieder,
Alte, deutsche Zeit,
Zeit der Minnelieder,
Zeit der Biederkeit? —
Wollt nur, deutsche Brüder,
Und sie wird erneut!“

Um die Bedeutung dieses einfachen Spruches zu würdigen, muß man die darüber stehende Jahrszahl beachten; — 1810 war es, da für das unterjochte Deutschland die Freiheitshoffnung so gänzlich erloschen war, daß sie nur an dem heißen Durste darnach sich entzünden konnte; damals ließ der edle Truchseß diese Worte des unerschütterlichen Vertrauens in Stein graben, neben jenem Trinkspruch, unter jenem Bild des Götz. Und zwischen den drei Wänden der Schirmmauer stand ein ungeheurer steinerner Tisch, von steinernen Sitzen umgeben. Da ließ er sich nieder, der blühende Greis, und zog mich an seine Seite. Mir war das Herz so voll, daß ich nicht sprechen konnte; er sah mir's an und nach einer Weile nahm er das Wort: „Sehen Sie hinab in dieses Thal voll schweren Segens, auf jenes Korn, das seine Aehren schon neigt, auf meine schönen Kirschen dort, die ich, beiläufig gesagt, alle selbst gepfropft habe, über vierhundert Sorten; so gewiß all dieser Segen reif zur Ernte ist und entweder gepflückt oder mit Füßen getreten werden muß, so gewiß ist das deutsche Volk reif zur Rache und wird seine Ketten abschütteln, wenn man seine Stimmung nicht muthwillig verkennen will. — Könnte ich es noch erleben!“ sezte er hinzu und wiegte freundlich sein Haupt; „doch, was heißt es, etwas erleben wollen? Erleb' ich's denn weniger, wenn ich aus einer bessern Welt auf die schöne Heimath hienieden, auf das liebe Mainthal und auf meine alte Burg herabsehe?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Auf einer ebenen Fläche zwischen dem Greisenfels und dem höchsten Gipfel wurde, da der leztere eben mit dichten Wolken umzogen war, Halt gemacht und dejeunirt, und dann die lezte Höhe erstiegen. Dieser Gipfel liegt ganz auf der Nordostseite des Gebirgs, über Tithorea (Velitzi), und schaut unmittelbar in die nördliche phokische Ebene hinab. Hier war es, wo, nach der Sage von der griechischen Sündfluth, Deukalion und Pyrrha sich vor der Ueberschwemmung retteten; * ein Umstand, der die Hellenen in dem Parnassos gleichsam ihre Wiege, ihren heiligen Berg Ararat verehren ließ. Aber dieser Ausgangspunkt des Menschengeschlechts, dieser geweihte Gipfel des Apollon und der Musen war heute ein gar unfreundlicher Aufenthalt. Dickes Gewölk hing gegen Norden und Osten unter dem Gipfel, das nur einen kurzen Augenblick sich theilte und nur einen Theil des Kephissosthales bis Elatea und bis an den Fuß des Oeta erscheinen ließ; und auch gegen Süden und Westen blieben Fetzen der grauen Wolken, die der Wind beständig über das Gebirge hintrieb, an seinen übrigen Gipfeln hängen, und versperrten nach diesen Seiten die Aussicht über den Rücken des Gebirgs.

Dieser höchste nordöstliche Theil des Parnaß ist durchaus unbewaldet, und besteht aus einem nackten,

* Ovid. Metamorph. 1, 318. folg.

schwarzgrauen Gestein, zwischen dem nur ein dürftiges Grün hervorsprießt. Bis zur Mitte des Sommers ist er mit Schnee bedeckt, der erst gegen Ende des Juli, ja mitunter erst zu Anfang des August ganz verschwindet, und schon im Oktober oder November wieder liegen bleibt. Die Flora des Berges, wenn auch dürftig an Arten, dürfte für den Botaniker interessant seyn; die griechischen Landärzte — die heutigen Asklepiaden — holen hier zum großen Theil ihre Heilkräuter, und die würzige Beschaffenheit seiner Weidekräuter gibt dem Käse von Liakura, * trotz der schlechten Bereitungsart, einen Wohlgeschmack, der ihn über ganz Griechenland gesucht macht. Die gewöhnliche, allerdings auf den Alten beruhende Meinung, als zeige der Parnaß zwei imposante Gipfel, erweist sich als durchaus falsch; vielmehr besteht sein Rücken, wie schon oben bemerkt worden ist, aus vielen, an Höhe einander nicht viel nachstehenden Gipfeln, und die ihm einstimmig von den Alten gegebene Benennung des doppelhäuptigen (biceps, δικόρυφος) kann nur von den beiden herrlichen Felswänden über Delphi hergenommen seyn, als welche seinen berühmtesten, eigentlich poetischen Theil bilden.

Vergebens harrte der König über eine Stunde auf dem Gipfel einer günstigen Veränderung des Wetters, eine Zeit, die wir zu Errichtung einer kleinen Steinpyramide mit einer flüchtig eingerizten Inschrift benuzten; es erhoben sich im Osten immer neue Wolken, und so mußte der Rückweg angetreten werden. Am Fuße des Gipfels fand man die Nationalgarde, ungeachtet des beschwerlichen Marsches, im lebhaftesten Tanze; ein europäischer Soldat, bepackt mit Patrontasche, Tornister und Mantel und allenfalls noch einem Feldkessel, hätte nach einem solchen Spaziergange über unwegsames Gestein wenigstens einen vollen Rasttag bedurft. Die Rückkehr wurde, da es jezt bergab ging, auf einem bedeutend weitern, aber bequemern und zum Theil durch ansehnliche Tannenwälder führenden Wege in etwa sechs Stunden vollbracht. Der König wie sein ganzes deutsches Gefolge machte den ganzen weiten Weg zu Fuße, fast ohne zu ruhen, zur nicht geringen Bewunderung und Freude der Pallikaren, welche die Kraft und Ausdauer des Königs nicht genug preisen konnten; die griechischen Begleiter, bis auf den einzigen Lieutenant Bozaris, sezten sich dann und wann eine Stunde auf ihre Pferde. Die Sonne war schon untergegangen, als endlich Arachova wieder erreicht wurde.

Eine so außerordentliche Begebenheit in den Annalen des Parnasses, die Besteigung seines Gipfels durch den ersten König der Gesammthellenen, den vielleicht seit Deukalion kein hellenischer Herrscher wieder betreten hatte, konnte nicht ohne ihre poetische Feier bleiben. Kaum war der König nach der Abendtafel in den Hof des Hauses an das Wachtfeuer getreten, als ihn die unermüdlichen Tänzerinnen mit folgendem Liede begrüßten:

Καλὸ 'στὸν βασιλέα μας,
'Πὤρχεται 'π' τὸ λιβάδι,
'Πὤρχεται ἀπ' τὸν Παρνασσὸν,
'Ἀπὸ μιά' ἀπ' τὸ Σαρανταύλι.
Καὶ πῶς ἐκαλοπέρασες
Σήμερα 'στὸ λιβάδι;
Μάζω τοῦ Μαΐου τὴν δροσιὰ
Κὶ φτιάσ' τηνε μενδέρι, **
'Τὶ θὰ διαβῇ ὁ βασιλιὰς,
Νὰ κάμῃ μεσημέρι.
Μάτια μυγδαλοσχισμένα
Κι' ἀπ' τὸν κόπον 'ντραλωμένα.
Τὸ τί τραγούδι νὰ σοῦ 'πῶ,
Βασιλιὰ, νὰ σ' ἀρέσῃ;
'Πὤχεις ἀγγελικὸ κορμὶ
Καὶ δακτυλίδι μέση.
Τὰ δυὸ σου μαῦρα μάτια
Μ' ἐκάμανε κομμάτια. ***
Τὸ μπόγι σου τὸ τέρμισα
'Σὰν μιὰ μηλιὰ 'στὴν πόλη,
Νοποῦ τὴν ἔχ' ὁ βασιλιὰς
Μέσα 'στὸ περιβόλι.

Heil über unsern König, Heil,
Der von der Alpe kommet,
Der vom Parnaß herunterkommt,
Aus Sarantavli's Grotte.
Und wie ist's Dir ergangen heut'
Wohl auf der hohen Alpe?
„Sammle vom Mai den Morgenthau,
Und flicht draus eine Laube,
Denn unser König kommt dahin,
Den Mittag dort zu halten.“
Lang und fein geschlizt sind seine
Augen, wie die Frucht der Mandel,
Doch ermattet von dem Marsche.
Und welches Lied sing' ich Dir jezt,
König, das Dir gefalle?
Dein Leib ist wie ein Engelsleib,
Schlank wie ein Ring die Mitte,
Und Deine braunen Augen,
Sie haben mich gefangen.
Dein Wuchs, er gleicht dem Blüthenbaum,
Der in des Sultans Garten steht,
Wohl in Konstantinopel;

* *'Η Λιάκουρα* oder *τὰ Λιάκουρα* ist der jezige Name des Parnasses.
** *μενδέρι*, türkisches Wort; eine Laube, ein Zelt.
*** Wörtlich: sie haben mich zu Stücken gemacht, mich zermalmt.

Βέργα μου ἀσημόβεργα,
Κυπαρισσιοῦ φουντάνι,
Νὰ ζῆσ' ὁ βασιλέας μας
Κ' ἐμεῖς ἂς πᾶμ' κορμπάνι.
Τὸ κυπαρισσοκλόνερο,
Τὸ μυρισμένο ξύλο,
Ν' ᾦνε κ' ὁ βασιλέας μας
'Στὸ κάδρο καὶ 'στὸ ψῆλο.
Τὸ κυπαρίσσι τὸ 'ψηλὸ,
'Ποῦ ν' ᾦν' 'στὴν Ἅγια Μαῦρα,
Ἔτζι κ' ἡ μέση σου λιανὴ
Καὶ τὰ μαλλιά σου μαῦρα.

Er gleicht dem schlanken Silberstab,
Dem Wipfel der Cypresse.
Lang lebe unser König, lang.
Und müßten wir uns auch opfern.
Gleich der Cypresse rankem Zweig,
Dem lieblich duft'gen Holze,
So ragt auch unser König schön
An Bilde und an Wuchse.
Gleich der Cypresse hohem Baum,
Dort auf Hagia Mavra,
So ist auch Deine Mitte schlank
Und braun sind Deine Augen.

Solche und ähnliche Lieder tönten noch lange, nachdem der König und seine ermüdeten Begleiter sich zur Ruhe begeben, von einem unten im Dorfe gelegenen freien Platze durch die laue Septembernacht hin, indem die Pallikaren des Dorfes mit den Mädchen abwechselten, und das Lob des Markos Bozaris, des Andritzos, des Panurias und des Karaiskakis erschallen ließen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Lablache's Benefiz an der italienischen Oper.

Wenn mir recht ist, habe ich in Bezug auf die hiesige italienische Oper bereits erwähnt, daß Lablache seine alten Ansprüche auf den Beifall des Londoner Publikums frisch und sich in dessen Gunst erhalten hat, und daß Jeder, der in der italienischen Oper nicht bloß hören, sondern auch sehen, und zwar nicht bloß während der Akte auf die Bühne, sondern auch in den Zwischenakten nach den Logen sehen und hier, vorausgesezt, daß er freien Herzens und seines Herzens Herr ist, wahrhaft weibliche, mit Einem Worte, englische Schönheiten sehen will, die italienische Oper an den Tagen besuchen muß, an welchen die Königin ihr drawing-room hält. Beide Umstände, Lablache's Gunst und der Königin drawing-room, würden daher, da Lablache so klug gewesen war, einen Tag der leztern Art zu seiner Benefizvorstellung zu wählen, schon allein hingereicht haben, das Haus an dem dazu bestimmten Abende glänzend zu füllen. Lablache hatte jedoch, um des Erfolgs ganz gewiß zu seyn, noch einen dritten Hebel in Bewegung gesezt: er hatte sich vertragsmäßig von Laporte die erste Vorstellung von Donizetti's neuer Oper, Marino Faliero, zu seinem Benefiz ausbedungen, und so konnte es nicht fehlen, daß am Morgen jenes Tages kein Billet an der Kasse mehr zu bekommen, lange vor Oeffnen der Thüren jeder Eingang des Hauses belagert und, ehe der Vorhang aufging, das Haus in allen seinen Theilen, der Geräumigkeit ungeachtet, überfüllt war: eine für Lablache unstreitig um so angenehmere Sache, je gewisser die Geldeinnahme ein Hauptzweck der Benefizvorstellungen im Allgemeinen, und je gefährlicher insbesondere das Mißglücken einer Benefizvorstellung auf der hiesigen italienischen Oper für den Geldbeutel des betreffenden Künstlers ist. Bei stehenden Theatern in andern civilisirten Ländern, wo die Kunst aus der großen Tasche des Publikums bezahlt wird, läuft der Geber einer Benefizvorstellung im Fall geringen Billetabsazes höchstens Gefahr, unter der Erwartung wenig oder gar nichts zu gewinnen. Ich sage, höchstens, denn es gibt auch gutmüthige Hoftheaterdirektionen, welche den Ertrag einer Benefizvorstellung, anstatt ihn, wie Rechtens, von der öffentlichen Gunst abhängig und daher zur Richtschnur des eigenen Verhaltens zu machen, mit einer namhaften Summe assekuriren, dergestalt, daß das betreffende Individuum, mag das Urtheil der Theatergänger seyn, welches es wolle, wohl mehr, aber nie weniger als die zugesicherte Summe erhalten kann. Das ist zum Beispiel, und dieses eine Beispiel wird zur Erläuterung genügen, bei der Hofbühne in Dresden mit der Dame Schröder-Devrient der Fall: bei ihrer Benefizvorstellung sind ihr eintausend Thaler zugesichert. Von einem solchen Löwenkontrakte zwischen dem Engagirenden und den Engagirten weiß man in England deßhalb nichts, weil es hier keine Hofbühne gibt, hier jeder Unternehmer mit dem öffentlichen Beifalle steigt oder fällt, und deßhalb jeder Engagirte hinsichtlich der Extraeinnahme an das Publikum gewiesen wird. Nun mag er selbst dafür sorgen, sich in dessen Gunst und dadurch in pekuniären Vortheil zu bringen. Bei der italienischen Oper handelt es sich jedoch nicht bloß darum, bei ungünstigem Erfolge wenig oder nichts zu gewinnen, hier handelt es sich um die Gefahr effektiven Verlustes. Laporte bewilligt, indem er eine Benefizvorstellung zugesteht, nichts weiter, als die Benuzung des Hauses, und auch diese oft nicht einmal unentgeldlich, sondern gegen Bezahlung des betreffenden Miethzinses. Wo aber auf drei bis vier Monate siebzig- bis achtzigtausend Thaler Miethe entrichtet werden, da kommt schon auf jeden einzelnen Abend eine ganz hübsche Summe. Das ist indessen nur das kleinere Risiko; wer den Gewinn seiner Vorstellung haben will, muß alle damit verbundenen Kosten tragen, und weil daher die Fälle nicht selten gewesen sind, wo das Benefiz zum Malefiz geworden ist, so sezen viele Künstler sich dieser unangenehmen Chance lieber nicht aus, und verzichten um der Möglichkeit des Verlustes willen auf die Möglichkeit des Gewinns. Lablache wußte aus mehrjähriger Erfahrung, daß er die Chance wagen dürfe, wagte sie und war an dem Abende des Wagnisses glücklicher als Mancher, der für sein schweres Geld in einen unbequemen Winkel gedrängt wurde, und als Manche und Viele, die gekommen waren, um zu sehen und um gesehen zu werden, und, obgleich auf den bequemsten Pläzen und in den vordersten Reihenlogen sizend, doch das Eine wie das Andere nur mangelhaft zu bewerkstelligen vermochten.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Juli 1835.

Die Grotte der Korykia scheint mir unter allen, die ich gesehen, die herrlichste. — Sie ist auch grösser als alle andern, und man kann fast überall ohne Fackel umhergehen.

Pausanias.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 22/10 Septembers sollte nach Delphi aufgebrochen werden, welches auf dem nächsten Wege nur anderthalb Stunden von Arachova entfernt liegt. Der König war aber von dem gestrigen starken Marsche so wenig ermüdet, daß er den Weg über die korykische Grotte zu nehmen beschloß, zum leisen Verdrusse der griechischen Obersten, die sich diese neue Strapaze gern erspart hätten, aber doch den Spott fürchteten, wenn sie sich die Erlaubniß erbeten hätten, geradezu nach Delphi zu gehen. Es wurde also derselbe Weg, über den man gestern herabgekommen war, jedoch dies Mal zu Pferde, wieder eingeschlagen. Nach einem Stündchen war der obere Rand der steil aufsteigenden Bergwand erreicht, und der Ritt ging jezt über die Hochebene, in welcher die Kalybia von Arachova liegen, nach einem westlich über der Ebene sich erhebenden Felsgipfel. Die Wasser, welche sich im Winter in dieser Ebene sammeln, fließen durch ein paar, am südlichen Rande derselben gelegene Katavothren * ab, und kommen unterhalb Delphi wieder zum Vorschein, wo sie den Pleistos verstärken helfen. Am Fuße jenes Felsrückens, dessen oberer Theil mit Tannen bewaldet ist, wurde abgesessen und nach der Grotte emporgeklommen. Der Eingang derselben, sechs bis acht Schuh hoch und fast doppelt so breit, ist gegen Süden gerichtet. Neben demselben sieht man eine Nische, für eine Votivtafel oder ein anderes Weihgeschenk. Durch diesen Eingang tritt man in ein ungeheures Gewölbe ein, das gegen hundert Schritt Länge, fast eben so viel Breite und etwa achtzig Fuß Höhe hat. Das Auge muß sich erst an das hier herrschende Dämmerlicht gewöhnen, um den ganzen Raum übersehen zu können. Die Wände zunächst dem Eingange und zum Theil die Decke sind von Rauch schwärzlich angeflogen; denn dies Heiligthum der Nymphen war während des Kriegs, so oft der Feind in die Gegend kam, der Zufluchtsort von vielen hundert Familien, die hier Wochenlang auf dem harten Felsboden schliefen, von Kräutern und was sonst das Gebirge gewähren konnte, sich nährend. Damals soll auch eine Inschrift zerstört worden seyn, welche frühere Reisende hier sahen, * und welche ich sowohl jezt als auf einer frühern Reise vergebens suchte.

* ἡ καταβόθρα, bei den Alten βάραθρον, oder Arkadisch ζέρεθρον, ein Schlund, durch welchen Gebirgswasser einen unterirdischen Abfluß finden, wie sie vorzüglich in Arkadien häufig sind.

* Gell, Itiner. of Greece, p. 191.

Am innern Ende ist diese große Vorhalle durch eine etwa vierzig Fuß hohe Wand oder, wenn man will, einen Hügel von Tropfstein geschlossen, der zum Theil durch seltsam gestaltete Säulen und Pfeiler die Decke des Gewölbes zu stützen scheint. Um ihn zu übersteigen, wurden die mitgenommenen Kerzen angezündet, und nun nicht ohne Mühe und Gefahr die steile und von dem hier beständig herabtröpfelnden Wasser höchst schlüpfrige Wand erklommen. Das Hinabsteigen auf der andern Seite ist leichter, und nun befindet man sich in einer zweiten, weniger großen, aber mit seltsamen Tropfsteinbildungen abenteuerlich ausgeschmückten Kammer. Von dieser Kammer scheinen viele enge Gänge weiter in den Felsen zu führen; nach der Sage der Griechen sind ihrer vierzig, * und es sollen einst vierzig Priester mit Fackeln in dieselben gegangen seyn, um sie zu untersuchen, und sie sind bis heute nicht zurückgekehrt. Aber vierzig ist die von den Orientalen entlehnte poetische Uebertreibungszahl; gewiß ist, daß ich bei einem frühern Besuche, troß aller meiner Bemühungen, keinen einzigen praktikabel fand, es müßte denn der zur Rechten im obersten Winkel des Gewölbes seyn, zu dem man ohne eine Leiter nicht gelangen kann. — In dieser innern Kammer haben frühere Reisende antike Vasen gefunden; ich habe im vorigen Jahre, bei dem sorgsamsten Nachsuchen, nur ein Bruchstück einer allerdings großen und schönen Vase entdecken können. Knochen, die auf dem Boden liegen, rühren wohl aus späterer Zeit her.

Nachdem der König die merkwürdige Grotte genau besehen, wurde der Rückweg angetreten, zu dem die fast herabgebrannten Kerzen schon gebieterisch antrieben. Wenn man aus diesem dunkeln Gemache über die oben erwähnte Wand wieder herabsteigt, zeigt sich die vordere Halle, von dem durch den Eingang hereinbrechenden Tageslichte magisch beleuchtet, erst in ihrer ganzen Schönheit. Die Alten scheinen keine großartigere Grotte gekannt zu haben, als dies Heiligthum der korykischen Nymphen, und Pausanias spricht mit unbedingter Bewunderung davon; ** doch ist sie mit der Adelsberger Höhle nicht zu vergleichen. Vom Eingange der Höhle übersieht man deutlich den Rücken der Kirphis, und auf demselben das Dorf Diesphina, rechts davon den krissäischen Meerbusen mit dem Städtchen Galaridi, und über dem Meere bei heller Luft die gesammten Bergketten des nördlichen Peloponnes, von der Kyllene bis zum Erymanthos.

Am Fuße der Höhe wurde ein wenig gerastet, und da kein Frühstück mitgenommen worden war, so gewährten Brod und Milch, was einige Hirten bieten konnten, eine erwünschte Erquickung. Von hier führt ein rauher Pfad über den Rücken des Gebirgs in zwei Stunden nach Delphi; die lezte Strecke windet sich wieder, wie bei Arachooa, im Zickzack an einer steilen Felswand hinunter. Kaum war aufgesessen und ein Viertelstündchen fortgeritten, so erschienen der Nomarch, der Kreisoberst und viele andere Offiziere und Beamte von Amphissa (Salona), welche in Delphi erfahren hatten, daß der König über das Gebirge komme, und sich beeilt hatten, heraufzureiten, um Se. Majestät hier zu empfangen. Beim Eintritte in Delphi, in welches man auf diesem Wege oberhalb des Stadiums kommt, wurde der König wieder von den Frauen und Mädchen des Orts begrüßt, diesmal aber auf eine so nachdrückliche Weise, indem sie mit ungeheuren Sträußen von wohlriechenden Kräutern auf den König losschlugen (eine landesübliche Höflichkeitsbezeugung), daß wir uns genöthigt sahen, hinzuzuspringen, um den König vor den gar zu fühlbaren Freudenbezeugungen der pythischen Schönen zu beschirmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Daher Σαρανταύλαι (d. i. σαράντα αὐλαί), oder die vierzig Hallen genannt.

** Pausan. 10, 32. 5.

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Ich konnte es nicht lassen, dem herrlichen Alten meine innige Freude zu erkennen zu geben über diese wahre Lebensansicht, die im Erdendaseyn nur den Anfang des ewigen Seelenlebens gewahrt. Er drückte mir die Hand und sah mich dabei mit einer Zuversicht an, wie ich sie noch in keines Menschen Antlitz gelesen hatte, wie nur blaue deutsche Augen sie ausdrücken können. Dann fuhr er fort: „Den körperlichen Schmerz abgerechnet, junger Freund, betrachte ich den Gang hinüber wie einen Gang in's andere Zimmer — hier ein Kabinet, hinter der Thüre der Saal, hier die Erde, hinter dem Grabe der Himmel. Ja, wenn es nicht so wäre,“ sagte er wehmüthig, „was sollte uns dann für das in dieser Welt versäumte Glück entschädigen? dann thäte ja Goethe, einst mein Goethe, wohl daran, den Becher des Genusses zu leeren und die Freude für das höchste Lebensziel zu achten.“

Es that mir leid, auch von diesem Trefflichen das kleine Maaß des gewöhnlichen Lebens an den größten Dichter legen zu sehen; doch schien es mir besser, dies Gefühl nicht laut werden zu lassen, um seinen Gedankengang nicht störend zu durchkreuzen. Ich fragte nur: „So haben Sie Goethe früher gekannt?“ — „Sehr genau,“ erwiderte er; „lassen Sie sich erzählen, wie unsere Bekanntschaft anhub. Ich hatte Goethe noch nie gesehen, als sein Göz von Berlichingen erschien; aber dieses Werk begeisterte mich für den Dichter, und ich halte es noch jezt für sein größtes Meisterstück; in keiner andern seiner

Dichtungen feiert die Tugend einen Sieg über Laster und Erbärmlichkeit, wie in diesem. Sie unterliegt auf Erden, aber sie schwingt sich siegend in ihre Heimath zurück. Ich lebte damals in Kassel, und, Sie mögen mir's glauben, ich war ein ganzer Kerl, ein Vierziger, und so viel meine alte Bettenburg deutscher und stämmiger ist, als unsere jetzigen papiernen Häuser, um so viel mochte ich im Aeußern meinen Ahnen ähnlicher seyn, als es die Söhne unsrer Zeit gewöhnlich ihren Voreltern sind. Kurz, meine Freunde, mit denen ich an demselben Gasttische zu speisen pflegte, meinten, ich sähe aus wie der Götz, und gewöhnten sich bald, mich kurzweg so zu nennen. Es schmeichelte mir doch ein wenig, wenn ich schon weiß, daß ich kein Götz bin. Eines Tags nun kam Goethe nach Kassel und aß an demselben Tische zu Mittag, ohne von irgend einem der Gäste gekannt zu seyn. Da ruft sein Nachbar zu mir hinüber: „Götz! wann sitzest Du auf, um nach der Burg zu reiten?“ — „Heißt der Herr da Götz?“ fragte Goethe. „Nein,“ antwortete mein Freund, „er heißt nicht so, aber er sieht so aus, darum nennen wir ihn so.“ — „Wie so?“ — „Kennen Sie denn nicht Goethe's Götz von Berlichingen?“ — „Meinen Sie den!“ rief Goethe, „da haben Sie recht, so sah er wirklich aus.“ — „Sind Sie der Graf Saint-Germain,“ sagte mein Freund lachend, „daß Sie ihn persönlich gekannt haben?“ — „Wie sollte ich ihn nicht gekannt haben?“ sagte Goethe, „habe ich ihn doch gemacht.“ Mein Freund prallte ein wenig zurück, denn er hätte sich's eher einfallen lassen, daß es bei dem fremden Herrn rapple, als daß es Goethe selbst sey. Als es aber endlich an den Tag kam, da führte er ihn jubelnd zu mir und sagte: „Ihr beide müßt Euch lieben.“ — O hätten Sie Goethe damals gekannt! das frohe, frische Leben in schönster Form, unerstarrt vom Frost der Welt, hinreißend geistreich, nicht eingezwängt in die lähmenden Bande des Hoflebens, unbesudelt vom Schlamm der Gemeinheit!“

Dieser harte Tadel schmerzte mich zu tief, ich konnte mein Gefühl nicht länger unterdrücken. „Richten Sie nicht zu strenge,“ sagte ich; „ihm macht doch Keiner, seit Schillers Tode, die deutsche Dichterkrone streitig, und er gehört ganz und gar nicht in das gewöhnliche Maß.“ — „Lassen Sie uns darüber nicht streiten,“ sagte der Freiherr; „Ihnen, dem er ein Gott in unerreichbarer Ferne steht, ziemt es, so zu sprechen. Aber sehen Sie, ich habe ihn geliebt, und das ist ein Anderes.“ — Es flog bei diesen Worten ein Schleier über sein blaues Auge. — „Nun ja,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, „das ist nun aus, und mir ist noch viel geblieben, weil mir die Zuversicht auf ein Jenseits nicht genommen ist. Sonst bin ich wohl in mancher Hinsicht ärmer, als mein alter Tagelöhner, der dort vorbeigeht. Guten Morgen, Kunz!“ unterbrach er sich hier; „hast Du's versucht, den Blumenkohl auf frischen Kuhmist zu setzen?“ — „Ja, gnädiger Herr,“ sagte Kunz, „und er gedeiht herrlich.“ — „Nun, so lese nur die Raupen fleißig ab, und Du wirst einen artigen Groschen aus den Pflanzen lösen. — Dies war nur eine Parenthese,“ fuhr der Freiherr, zu mir gewendet, fort. „Der Kunz hat Weib und Kinder, ich stehe allein, ein kahler Stamm, und die alte Burg wird der Vetter erben.“

Ich sah ihn fragend an; er ließ mich nicht lange harren. „Ich will Ihnen sagen, wie das kam,“ sagte er. „Ich war in österreichischen Diensten, in kaiserlichen Diensten, und befand mich wohl dabei; es ist ein behagliches Gefühl, einem großen Staatskörper anzugehören, uns Deutschen wird es nicht oft so gut. Es waren auch damals schöne Tage in Wien; Maria Theresia war die wahre Isis unserer Zeit, an deren Brust ihr Volk wie am warmen Mutterbusen lag. Ihr Osiris war auch ein stattlicher Herr, unter dem ich gerne diente. Da wußte ein schönes Fräulein mein Herz zu fesseln, und ich glaube, daß sie mir auch von Herzen gut war; damals war ich dessen gewiß, und auf meiner Bettenburg hätte ich ihr einen schönen Wohnsitz bieten können. Aber der Krieg brach aus, da wollte ich mich nicht binden, wollte sie nicht binden, bis ich den Feldzug hinter mir hätte. Sie war mir auch dann noch gewiß, dachte ich; denn als die Stunde des Scheidens nahte, härmte sie sich ab und schenkte mir ein Angedenken, obgleich kein Wort von Liebe zwischen uns gewechselt ward. Ich ging in den Krieg, und glücklicher als Leonorens Wilhelm, kehrte ich mit Sing und Sang, mit Paukenschlag und Kling und Klang, geschmückt mit grünen Reisern, in meine Heimath zurück. Aber mein Schicksal war auch hier anders, als Wilhelms gewesen wäre: keine Leonore harrte meiner Heimkehr. Ach! die ganze Welt hätte mir den Rücken wenden mögen, ich hätte es eben hingenommen; von Einer, von meiner Einen that mir's weh. Ich fand sie für mich nicht wieder: sie war eines Andern geworden. Vielleicht habe ich's mir mehr zu Herzen genommen, als ich gesollt hätte; aber ich konnte nicht anders. Meine Linie stirbt mit mir aus, die Bettenburg, achthundert Jahre von Vater auf Sohn vererbt, geht an eine Seitenlinie über, weil der alte Truchseß ein Thor war.“ — Er wischte sich eine Thräne aus den Augen und schwieg. Nach kurzer Pause erhob er sich und sprach: „Kommen Sie weiter, Sie müssen noch meine Todtenkapelle sehen, wo ich jeden Morgen der Andacht und der Erinnerung ein Stündchen weihe.“ — Wir stiegen auf einem andern Weg von der Höhe hinab, immer tiefer zu Thal, immer tiefer in den Wald, und immer dichter wölbten sich die Zweige über uns, bis zuletzt im düstern Schatten einer engen

Bergschlucht eine kleine gothische Kapelle vor uns lag mit einem von vier einfachen Säulen getragenen Vorsprung. Hier war die Eingangsthür und zu jeder Seite derselben eine hohe schwarze Tafel, auf der einen ein weißgezeichnetes Todtengerippe, auf der andern aus Schillers Göttern Griechenlands die Verse:

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett der Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das lezte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt ein Genius ꝛc.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsezung.)

Marino Faliero von Donizetti.

Es war in der That, und ganz ernsthaft gesprochen, ein großes Unglück, das an jenem Abend den neugierigen Männeraugen und den schöngeschmückten Frauen widerfuhr. Das Haus, sonst eine Gluth von Licht, in welcher man von oben bis unten jede falsche Locke, jeden falschen Zahn und jede Sommersprosse erkennen würde, wenn die Engländerinnen nicht von all diesen Unzierlichkeiten ziemlich frei wären, dieses Haus war verhältnißmäßig dunkel. Der Kronleuchter hing unangezündet, statt der Gasflammen brannten vereinzelte Wachskerzen und düstere Oellampen, gerade nur so viel Licht verbreitend, um sehen zu lassen, wie Vieles unsichtbar war. Weiße Federn winkten aus den Logen, und hie und da blizte der Strahl eines Diamants auf. Von welchem Haupte aber die Federn wehten und durch welche Locken sich die Diamanten schlangen, das schärfste Auge konnte das nicht erkennen, wie viele Operngläser auch in Bewegung gesezt wurden, und wie viele Falken und Geier sich unter den Anwesenden befanden. Man fragte rechts und links nach der Ursache dieser störenden und unerhörten Dunkelheit. Niemand wußte sie, und weil jeder Besucher der italienischen Oper seinem guten Anzuge Ehre machen und sich als gebildeten Menschen beweisen will, lautes Lärmen aber in guter englischer Gesellschaft ebenso verpönt ist, wie dahin nicht gehörende Engländer den Leuten auf dem Kontinente einreden wollen, daß es nicht sey, so verging Minute auf Minute, ohne daß eine laute Frage erfolgte. Alles hat jedoch seine Grenze, auch die Geduld der anständigsten Menschen. Man erlebte dies an jenem Abend im hiesigen italienischen Opernhause. Man hatte sich den Mangel an Licht gefallen lassen, kaum war aber die lezte, zum Beginn der Oper bestimmte Minute vorüber und der Vorhang noch unbeweglich, so wollte Keiner solche Vernachläßigung ruhig hinnehmen, und unisono donnerte das lauteste Mißfallen. Da trat ein Mann vor und meldete den Ladies und Gentlemen, daß das Regenwasser sich ungebührlicherweise in die Gasröhren verlaufen habe, daß dies die Ursache der kaum moderirten Finsterniß und die Abstellung des Ungebührnisses der Grund des momentanen Verzugs sey. In einer Viertelstunde, meinte er, werde Alles beseitigt seyn. Das wurde jedoch nur theilweise wahr, denn nach einer Viertelstunde ging zwar der Vorhang, aber das Gaslicht ging erst zu Anfang des Ballets auf. Bis dahin blieb also die Versammlung in der moderirten Finsterniß. Von diesem Uebelstande abgesehen, gewährte der Abend den vollen Genuß, den Donizetti's Marino Faliero möglicherweise bieten kann. Der Leser weiß oder weiß vielleicht auch nicht, daß diese Oper für das italienische Theater in Paris komponirt worden ist, wo sie – wenn ich nicht irre – im lezten Februar zum ersten Male über die Bühne und durch das Orchester ging, daß Donizetti einigermaßen für einen Schüler Rossini's gilt, an dessen musikalische Schule er von seinem ersten Lehrer, dem ehrwürdigen Tonsezer Mayer, kurz vor dessen Tode abgegeben wurde, daß daher Donizetti's Styl etwas von dem in Mayers Kompositionen vorherrschenden melodramatischen Charakter und zugleich Rossinische Anklänge hat, daß er aber übrigens ein Anhänger des sogenannten neuen Systems ist, zu dessen Eigenthümlichkeiten die Weglassung der Ouvertüre gehört. Demnach fehlt eine solche auch dem Marino Faliero, denn die zwei oder drei Duzend dem Orchester als Introduktion vorgeschriebenen Noten können doch vernünftigerweise nicht eine Ouvertüre genannt werden. Die Pariser Kunstrichter erklärten sich in der Mehrzahl mit dieser Eigenthümlichkeit des neuen Systems unzufrieden. Sie verlangten die proscribirte Ouvertüre zurück, und ich meine, wie oft auch die Pariser unrecht haben mögen, in vorliegendem Falle haben sie recht. Die ganze Welt wird faul und träge, und ich gestehe aufrichtig, daß, wenn ich nicht in der Untüchtigkeit des Tonsezers den Grund für Weglassung der Ouvertüre finden soll, ich mir keinen andern zu erdenken vermag, als den der allgemein um sich greifenden Faulheit. Die Rollen waren trefflich vertheilt, auch darf man wohl behaupten, daß die gute Aufnahme der Oper lediglich dieser Rollenvertheilung und nebenbei den Verdiensten der Tragödie zuzuschreiben ist, aus welcher die dramatischen Momente entlehnt worden sind. Wer kennt nicht Byrons Marino Faliero? Donizetti mag es daher nicht übel nehmen, wenn wir die gute Aufnahme seiner Oper mehr in der nationalen Vorliebe für Byron, mehr in dem, dem Geschmacke der Zeit gefallenden Sujet und mehr in der guten Rollenbesezung finden, als in seiner Musik; denn als musikalisches Kunstwerk dürfte Marino Faliero mit dem kleinsten Lobe zufrieden seyn müssen. Das Orchester ist dem Gesange aufgeopfert, und der Gesang ist zu eng und ängstlich dem Drama angepaßt. Davon ist die natürliche Folge, daß in dieser Oper die Musik kaum die zweite Rolle spielt, und das Ganze mehr den Charakter eines Melodrama, als einer Oper hat. Die Fülle, ja, die Ueberfülle von Chören trägt dazu das Ihrige bei, und wenn nur diese Chöre schön wären; aber keiner zeichnet sich durch etwas Anderes, als durch ungeheuern Lärm aus. Da wird getrommelt und getrompetet, daß einem die Ohren gellen, und man noch am folgenden Morgen in Berlin oder München zu seyn glaubt. Mit Ausnahme der Arie, welche Fernando in der fünften Scene zu singen hat – in terra straniera – gibt es eigentlich in dem ganzen ersten Akte nicht ein einziges Sangstück, woran der Freund wahrer Melodie Freude finden könnte, und wer weiß, ob selbst jene Arie den geernteten Beifall gewonnen und ein Dacapo erlebt haben würde, wenn nicht Rubini durch die eigenthümliche, malgewandte Art seines Vortrags ihr einen eigenen Zauberreiz verliehen und dadurch sich einen Triumph bereitet hätte. Das Finale des ersten Akts ist ein Konglomerat von Lärm und Unfug; eine dem Anscheine nach keineswegs nervenschwache Dame, die mir zur Seite saß, hielt sich mit beiden Händen beide Ohren zu, und horribly strepiloso war der Ausruf, in welchem sie nach dem Verstummen der Trommeln und Trompeten ihr Urtheil niederlegte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. Juli 1835.

— Sanfterer Tage Sohn,
Und selbst als Greis noch liebetändelnd,
Wußt' er die mächtige Brust zu zähmen.

Platen.

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Ehe wir in die Kapelle eintraten, machte mich mein Führer auf diesen Vers besonders aufmerksam; er sollte gewissermaßen zur Entschuldigung dienen, daß in der gothischen Kapelle ein griechischer Todesengel stand. „Diesseits des Eingangs,“ sagte der Greis, „grinzt uns der Tod wohl so entgegen, wie er hier auf der Tafel steht, jenseits denke ich mir ihn so.“ Und mit diesem Worte zeigte er eintretend auf einen Altar in der Mitte der Kapelle, auf dem die Marmorstatue eines Jünglings, nicht mit gesenkter, verlöschender, sondern mit geschwungener, hochlodernder Fackel stand. „Jenseits wird sich die Flamme erst zur schönsten Klarheit läutern, deßhalb muß die Fackel des Lebens in der Hand des Todes himmelan streben.“ Hinter dem Altar waren in drei Nischen eben so viele schwarze Marmortafeln eingelassen, und in diese hatte der Freiherr der Reihe nach die Namen seiner verstorbenen Freunde eingegraben. Ich trat hinan und las: Ernst Wagner, und dicht darunter Bernhard Freund, Herzog zu Sachsen-Meinungen. „Halten Sie es nicht für Anmaßung,“ sagte der Alte, „daß ich den Namen eines Fürsten unter jenen anspruchsloseren gesezt habe. Wenn ich auch keine besondere Veranlassung dazu gehabt hätte, möchte ich mich wohl berechtigt halten, es zu thun, denn wenn man einen Fürsten menschlich geliebt hat, warum soll man es nicht auch menschlich an den Tag legen? Bernhard Freund ist einer von den Vielen, die mich dort erwarten und mir fröhlich entgegen kommen werden. Mit dem Namen hier verhält sich's aber so. Als der Edle gestorben war, begab ich mich zur Herzogin; ich fühlte, daß es ihr wohlthun müsse, einen wahrhaft Mitfühlenden und Mittrauernden zu sehen. Nachdem die Wellen ihres Herzens wieder ruhiger flossen, fragte ich, ob es mir vergönnt wäre, ihrem hochseligen Herrn ein Denkmal in meinem Garten zu errichten? — Sie reichte mir die Hand und sagte: „Ein Denkmal? — ja, schreiben Sie seinen Namen auf die Tafel in Ihrer Kapelle, zu den Freunden, die Ihrem Herzen am theuersten sind.“ Und so steht er denn hier, ein Andenken an den Freund, ein Pfand der Huld seiner edlen Wittwe.“

Mich erfüllten immer weichere Gefühle, je mehr ich in das innere Leben dieses seltnen Mannes einging. Mit ihm und den Wenigen, die sich seines Gleichen nennen dürfen, wird eine Zeit begraben, die viel Schönes an's Licht gerufen hat: die Zeit der Ideale, die ihre Gefühle in äußern Zeichen kund zu geben liebte, weil sie rein und schön waren. Unsere Söhne, dachte ich mir, werden keine Inschriften in ihre Gärten setzen, unsere Enkel werden vielleicht nicht mehr darauf achten, wo das Grab

ihrer Väter ist; und doch liegt etwas so Schönes in den sichtlichen Spuren eines liebend-sorgenden Daseyns. Aber das Einzelne geht immer mehr unter im ungeheuren Ganzen unserer Zukunft. Etwas Aehnliches mochte ich damals äußern, denn der alte Truchseß sagte auf dem Heimwege: „Sorgen Sie nicht, junger Mann, das Gemüth wird bei den Deutschen immer vorherrschend bleiben, es ist ihr eigentliches Element, und schlimm ist es für unsere Literatur, daß sie nicht mehr aus den Quellen schöpft, die feine Beobachtung eröffnet; denn der Deutsche bewundert den Witz, dringt ein in die tiefsten Spekulationen, aber warm wird er nur, wenn zu seinem Herzen gesprochen wird, dann ist er zu Hause. Ich sehe eben in dieser Zeit einen jungen Dichteradler recht oft bei mir, der schon flügge geworden ist, seinen höchsten Schwung aber wohl erst erreichen wird, wenn ich seine Worte nicht mehr vernehmen kann. Er heißt Friedrich Rückert und wird der Nachwelt manches schöne Lied singen, denn er glüht von den reinsten Gefühlen und echter Dichterweihe.“ Unter solchen und ähnlichen Gesprächen ging der schöne Tag zu Ende; ich nahm noch desselben Abends Abschied, schlief die Nacht in den Mauern der Bettenburg, die nicht fester stehen, als deutsche Treue und Gottesfurcht in der Brust des edlen, mir unvergeßlichen Freiherrn v. Truchseß, und trat mit Tagesanbruch den Rückweg an.

Nach einem kurzen Schweigen, das dem Schlusse meiner Erzählung folgte, sprach Leanora: „Der arme, herrliche alte Herr! daß er sich in der Liebe seiner Jugend doch so bitter getäuscht sehen mußte! Warum hat er auch nicht mit ihr gesprochen, ehe er in den Krieg zog, und so sein Glück an sich gekettet, das er ohne sie in seinen weiten, fruchtbaren Auen doch nicht finden konnte?“ — „Und was sollte er denn mit der Liebe eines Mädchens,“ fiel Wattson lebhaft ein, „das ihm ohne Schwur ihr Herz nicht zu bewahren verstand? — Wenn zwei Seelen sich gefunden haben, was sind dann sieben Jahre Trennung, was ist dann der Tod? gehören sie sich nicht für alle Ewigkeit? könnte der Ueberlebende einem andern Wesen sich hingeben, das ihm doch nie werden kann, was das erste geliebte Herz ihm war? — Nein, der alte Freiherr hat sehr wohl gethan; wenn mich das Schicksal von dem Weibe meiner Liebe hinweg riefe, ehe wir den Bund geschlossen, ich würde nie eilen, mir durch Zwang ihren Besitz zu sichern; Freiheit ist das Element der Liebe, ich würde fest an ihre Treue glauben, an ihre Liebe diesseits und jenseits des Grabes.“ — „O!“ rief Leanora, „da würden Sie thöricht handeln! Das Mädchen, dessen Seele der Ihren am nächsten wäre, dessen ganzes Herz Sie gewonnen hätten, könnte dennoch durch dieses kalte Verlassen von Ihnen entfernt werden, die Zeit könnte ihre Gefühle beruhigen, die Liebe eines Andern könnte sie rühren, sie könnte sich ihm hingeben, und dann vielleicht zu spät erfahren, wie glücklich sie hätte werden können. Wer wäre dann Schuld an dem verfehlten Daseyn zweier Menschen, an dem zerrissenen Lebensglück eines Dritten? Die Menschen sollten nie zu viel von ihrer Standhaftigkeit verlangen. Wir sind allesammt schwache Geschöpfe, unser Wille kann rein und gut, und unsere Handlungsweise doch grenzenlos schwach seyn. — Lieber,“ fuhr sie fort, indem sie beide Händchen inbrünstig faltete, „versprechen Sie mir in dieser trauten, freundschaftlichen Stunde, daß Sie nie ein Mädchen, welches Sie lieben, von dem Sie sich wieder geliebt glauben, in der peinlichen Ungewißheit über ihr Schicksal verlassen wollen. Sie freveln wahrlich, wenn Sie es thun.“ — Victoire sprach nicht ein Wort; sie saß im Sopha zurückgelehnt, die Augen geschlossen, als schlummere sie; aber der Wechsel der Farbe in ihrem Gesicht verrieth den fast schmerzlichen Antheil, den sie an dem Gespräche nahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Ueber Delphi erheben sich schroff und steil die zwei riesigen Felswände, die Phädriaden, welche zu einander einen Winkel von etwa siebzig Graden bilden, in dessen Spitze und am Fuße der Felsen der kastalische Quell entspringt, der dann in einer schmalen Schlucht nach dem Bette des Pleistos hinunterplätschert. Die Höhe der Phädriaden mag gegen siebenhundert Fuß betragen; ihre Wände, von der schönsten rothgrauen Farbe, sind ganz nackt; nur einzelne Sträucher und Kräuter haben in den Spalten der Felsen Wurzel fassen können. In den Klüften unter ihren unzugänglichen Gipfeln horsten Adler und Geier, die sich bisweilen mit Geschrei in die Luft erheben und wie schwarze Punkte über Delphi schweben. Vom Fuße dieser Felswände senkt sich ein gleichfalls sehr jäher Abhang gegen das Pleistosthal hinunter, zu steil, um menschliche Wohnungen zu tragen, wenn die Kunst hier nicht nachgeholfen hätte. Der Abhang ist vielleicht in mehr als dreißig Terrassen umgestaltet — ich vergaß sie zu zählen — welche, gestützt von sehr starken, antiken Mauern, meist von polygonaler Konstruktion, sich wie die Sitzreihen eines Theaters über einander erheben. Diese Terrassen sind in einem leichten Bogen nach Innen ausgeschweift, wodurch die ausgesprochene Aehnlichkeit mit einem Theater, die schon Strabon hervorhebt, noch vollkommener wird. Dem Abhange gegenüber erhebt sich auf der Südseite der Schlucht des Pleistos

die Kirphis mit steilen Wänden, und auch gegen Westen ist die Aussicht durch einen niedrigen Felsrücken größtentheils geschlossen, über den nur die Gipfel der ätolischen und lokrischen Berge hervorblicken. Diese abgeschlossene Lage inmitten einer großartigen Gebirgsumgebung gibt Delphi jenen eigenthümlichen, feierlich ernsten Charakter, von dem noch der heutige Besucher sich ergriffen fühlt, und der gewiß nicht wenig beitrug, die gläubigen Pilger in alter Zeit mit heiligem Schauer zu erfüllen.

Auf den obersten sechs oder acht der obenerwähnten Terrassen liegt das Dörfchen Kastri, das heutige Delphi, um den kassotischen Quell, der in der Mitte des Dorfs unter einem großen Felsen entspringt. Da der Tag sich schon zu Ende neigte, ging der König, ohne sich im Dorfe aufzuhalten, nach der Kastalia, und nahm die enge Kluft über derselben, in welche einige in den Felsen gehauene Stufen hinaufführen, so wie das gleichfalls in den Felsen gehauene Bassin, durch welches die Quelle fließt, und welches — schwerlich ganz mit Recht — das Bad der Pythia genannt wird, in Augenschein. Von hier ging es in das auf der Ostseite des Ravins, in welchem das Wasser der Kastalia hinunterfließt, gelegene Kloster, das auf alten Substruktionen, wahrscheinlich auf dem Platze des Gymnasiums * steht. Oberhalb des Klosters liegen am Fuße der Felswand, wo von dieser Seite der einzige Zugang nach Delphi führt, einige große Steinmassen, unter denen nach der Erzählung des Herodotos ** viele Perser erschlagen wurden, als der Gott sein von den Barbaren bedrohtes Heiligthum durch Wunder zu vertheidigen genöthigt war. Etwas weiter östlich vom Kloster sieht man einige erst vor wenigen Jahren zum Vorschein gekommene Reste eines Dorischen Tempels, sey es der Athene Pronäa oder eines andern der am Eingange der Stadt gelegenen Heiligthümer. *** Noch zehn Minuten weiter östlich ist zur Rechten unterhalb des Wegs nach Arachova eine ziemlich ebene Fläche, die Nekropolis von Delphi, wo die alten Delphier in kühlen Felsengräbern schlummern. Die Gräber sind theils mit dem Boden gleich, mit Felsplatten und Erde bedeckt, so daß man sie erst durch Nachgrabung findet, theils ist der Eingang zu ihnen mit Kammern aus großen Quadern überbaut. Nur sind die wenigen Monumente dieser Art, von denen das ansehnlichste hart am Wege nach Arachova steht, schon größtentheils zerstört. Viele der Gräber sind in früherer Zeit geöffnet und ihr Inhalt ist verschleppt worden. Ein zur Zeit des Grafen Kapodistrias gefundener, mit hübschen Reliefs verzierter Sarkophag, den aber rohe Hände barbarisch verstümmelt haben, steht noch am Platze. Ueberhaupt verspricht der Ort für Nachgrabungen eine reiche Ausbeute.

Bei der Rückkehr in's Dorf mußte, nach zehnstündiger ununterbrochener Bewegung, meistens zu Fuße, ein Stündchen der Erholung gewidmet werden, und unterdeß brach die Dämmerung ein, ehe der König das eigentliche Delphi durchwandert hatte. Da Chryso, noch eine Stunde von Delphi entfernt, zum Nachtlager bestimmt und das Gepäck dahin vorausgegangen war, so war es zu spät, eine Abänderung zu treffen. Es war bereits völlig finster, als der König zu Pferde stieg, und die merkwürdige Grabkammer in dem Felsrücken, welcher Delphi westlich abgrenzt, mußte bei Fackellicht besehen werden. Der Weg von hier nach Chryso führt über Klippen und Gestein beständig bergab, ein rauher, beschwerlicher Pfad, der in solcher Finsterniß, beim Scheine weniger Leuchten, sey es zu Pferde oder zu Fuß, nicht ohne Gefahr zu passiren war. Kaum aber war der Zug an die gefährlichen Stellen gekommen, als ein Pallikar von der Nationalgarde den glücklichen Einfall hatte, das am Wege stehende, von der Hitze des Sommers ausgedörrte Gestrüpp anzuzünden. Sein Beispiel wurde sogleich von Andern aus der begleitenden Volksmasse befolgt, und mit Blitzesschnelle war der Weg zu beiden Seiten von prasselnd emporlodernden Feuermassen erleuchtet, welche, an einem milden, windstillen Sommerabende, der die Rauchsäulen ruhig emporsteigen ließ, eine solche Helle verbreiteten, daß man wohl eine Viertelstunde weit die umgebenden Klippen und Felsmassen deutlich erkennen konnte. Mochte man hinunter in's Thal oder zurück die Höhe hinaufblicken, so war der Anblick großartig und unvergleichlich; ein Flammenstrom schien sich den Berg herabzuwälzen, und mitten in den Flammen schwammen hundert und aber hundert Gestalten von Reitern und Fußgängern, von Männern und Weibern in malerischen Trachten, die ihre Nationalgesänge dazu erschallen ließen. Inmitten dieser herrlichen Beleuchtung, an der nur das auszusetzen war, daß sie eine lästige Hitze verbreitete, gelangte der König Abends um acht Uhr nach Chryso.

Chryso ist ein ansehnliches, auf dem lezten Vorsprunge des Parnaß, nur einige hundert Fuß über der krissäischen Ebene, schön und günstig gelegenes Dorf, mit Orangen- und andern Fruchtbäumen geziert. Am Fuße des Felsen, auf dem es liegt, war im Thale des Pleistos der Platz, wo die pythischen Spiele gefeiert wurden, und über den herrlichen Oelwald, der die krissäische Ebene bedeckt, gleitet der Blick auf den gleichnamigen Meerbusen, und darüber hinaus auf die Nordküsten des Peloponneses hin. Daß Chryso Krissa sey, und daß dieses von Kirrha verschieden sey, ist ein ziemlich verbreiteter Irrthum, den nur der konfuse Kompilator

* Pausan. 10, 8. 4.
** Herod. 8. 37 und 39.
*** Herod. und Paus. a. a. O.

Strabon verschuldet hat, dessen Entwirrung aber hier zu weit führen würde.* Am folgenden Morgen wurde nach Amphissa aufgebrochen, wieder, wie in allen Ortschaften am Parnaß, unter einem Geleit tanzender und singender Mädchenchöre, die erst unten in der Ebene zurückkehrten. Ist dies nicht wie der Chor im alten Drama, der, ohne Theil an der Handlung, die Handlung begleitet, und in Tanz und Gesang die freudigen oder traurigen Eindrücke darstellt, welche die Handlung in ihm hervorbringt?

In drittehalb Stunden war Amphissa erreicht, das heutige Salona, das im obersten nördlichsten Winkel der Ebene, am Fuß der ätolisch-lokrischen Gebirgskette liegt, der wohl kein alter Name mit Sicherheit anzupassen ist, obgleich sie an Höhe dem Parnassos nicht nachsteht. Ueber der Stadt erhebt sich auf einem Felsen das verfallene mittelalterliche Schloß, dessen Thürme und Mauern auf ansehnlichen Resten der alten Mauern der Akropolis, von sehenswerther polygonaler Konstruktion, ruhen. Außer diesen Mauerresten aber sind von der alten Hauptstadt der hesperischen oder übelriechenden Lokrer kaum einige Spuren geblieben. Heute ist Amphissa die Hauptstadt des Kreises Phokis und Lokris, der auch Doris und das ganze Spercheiosthal mit einem Theile von Phthiotis einschließt.

(Schluß des dritten Briefs.)

* Vergl. meine Inscr. Gr. Ined., Fascic. 1. p. 27, 28.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Marino Faliero. Charles Mathews.

Der zweite Akt ist besser; da ist wirklich etwas von angenehmer Musik. Der Gondelführer singt aus der Entfernung eine Barcarole, und Iwanoff sang sie in schmelzender, zum Herzen dringender Weise. Ebenso lieblich ist Fernando's Arie, mi tornano presenti, und Rubini's Stimme zog im süßesten Wohllaut durch das lauschende Haus. Seine ganze Stärke entwickelte Lablache in der Schlußscene, wo er den Tod des im Kampfe mit Steno gefallenen Fernando beklagt und das Geschick verflucht, und wenn hiemit der zweite Akt endigt, so bedauert man nur, daß er ebenso kurz ist, wie der erste lang und langweilig. Fräulein Grisi hat in beiden Akten sehr wenig zu thun; ihre Aufgabe beginnt mit dem dritten, wo Elena der Rückkehr des Dogen harrt, und es ist nicht zu leugnen, Fräulein Grisi versteht, ihre Aufgabe zu lösen. Wie hinreißend und rührend sang sie in der fünften Scene das Dio clemente, oh mi perdona! Doch ist diese Arie auch unstreitig, in Bezug auf Melodie, das beste Sangstück der ganzen Oper. Daß die Grisi nicht bloß singen, sondern auch spielen kann, bewies sie in der Abschiedsscene vom Dogen. Hier war Kraft und Weichheit wunderbar vereint, und manches Auge vergaß, daß das Spiel der Grisi nur Spiel und die vorgeführte Dichtung keine Wirklichkeit war. Von Lablache zu bemerken, daß er im Gesange wie im Spiele Treffliches leistete, hieße, Bekanntes wiederholen, und wenn es daher nicht, im Ganzen genommen, eine abgedroschene Alfanzerei wäre, den Künstlern Blumenkränze zuzuwerfen, so könnte man wohl sagen, daß Lablache und Grisi die Immortellen verdienten, welche auf die stürmisch Gerufenen niederregneten. Ein dickes Bündel flog der Grisi sehr unartig an den Kopf; doch besaß sie die Geistesgegenwart, den ungeschickten Werfer für das Spottgelächter mit einem allerliebsten Blicke zu entschädigen. Daß Ihro Majestät die Königin im Theater gewesen war erfuhr ich, und wahrscheinlich ich nicht allein, erst am folgenden Morgen aus den Zeitungen. Es wurde da mit größter Umständlichkeit in den Worten gemeldet: the Queen was present.

Charles Mathews ist todt. Er starb, wie Shakespeare gestorben ist, an seinem Geburtstage, den sieben-und-zwanzigsten vorigen Monats, nur wenige Stunden, nachdem er das sechzigste Jahr angetreten hatte. Kein Freund des Theaters und kein Kenner der Bühnenkoryphäen wird fragen, wer Charles Mathews war, und wer ihn je gesehen, kann den Verlust berechnen, den sein Tod der englischen Bühne gebracht hat. Sein Name ist gekannt und sein Ruhm begründet, obgleich von Beidem im Brockhausischen Konversationslexikon nichts steht. Er begann seine künstlerische Laufbahn zu Richmond, und gleich Liston und vielen der besten Komiker, trat er zuerst in der Tragödie auf. Später spielte er in Dublin und York, und im Jahre 1803 debütirte er in London auf dem Haymarkettheater als Jubal in Cumberlands Juden. Viele Jahre lang war er sowohl hier, als in Coventgarden und Drurylane, die Freude und Lust des das Lustspiel liebenden Publikums. Er zeigte sich in einer ununterbrochenen Reihe komischer Charaktere, und in allen so gut, daß er bald der allgemeine Liebling wurde. Endlich vertrieben, wie er sich auszudrücken pflegte, vom gesetzmäßigen Drama — obschon er richtiger hätte sagen sollen, daß die Regie das gesetzmäßige Drama von ihm weggetrieben habe — und geleitet von seinem glücklichen Sterne, traf er ein Abkommen mit Arnold, dem Eigenthümer des englischen Opernhauses, und begann daselbst unter dem Titel, Herr Mathews zu Hause, seine unübertroffenen sogenannten Unterhaltungen. In ihnen entwickelte sich seine Beobachtungsgabe, seine schnelle Auffassungskraft und seine Bühnengewandheit in sich immer vergrößerndem Umfange, und daß der Quell sich nicht erschöpfte, war der schlagendste Beweis seiner Unerschöpflichkeit. Jezt begriffen die Bühnendirektionen, welchen Schaz sie sich hatten entgehen lassen; aber sie begriffen es zu spät. Mathews sammelte nun in seinen eigenen Seckel. Er konnte sicher seine Selbstständigkeit seinem innern Reichthume anvertrauen, und wenn je mit Recht von einer gestorbenen Zierde des Theaters gesagt werden durfte, sie wird nie wiederkommen, so läßt sich das wohl von Mathews behaupten. Sein Talent war eigenthümlich und einzig, und Mehrere haben geglänzt, weil sie sich ihm auf verschiedene Art näherten. Als ein abgeschlossenes Ganze gibt es Keinen, der ihm gleicht. In der Nachahmung war er Meister, vielleicht der größte Meister dieser Kunst; denn er ahmte nicht bloß das Gesicht, die Stimme, die Gesten, die Art sich auszudrücken, und andere Eigenthümlichkeiten der ihm sizenden Originale nach, sondern auch ihren Charakter, ihre Gesinnungen, ihre Ansichten, ihre Denkweise. Wie ein guter Dichter, anstatt die in seinen Stücken auftretenden Personen zu beschreiben, der Reihe nach selbst in der Rolle jedes Einzelnen auftritt, so verwandelte sich Mathews mit täuschender Aehnlichkeit in alle die verschiedenen Personen, deren Porträts er geben wollte; er war eine Polyglotte von Menschen. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Juli 1835.

Maria. — Das Aergste weiß die Welt von mir und ich
Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf;
Weh Euch, wenn sie von Euern Thaten einst
Den Ehrenmantel zieht.

Schiller.

Neuentdeckte Aktenstücke über den Prozeß der Maria Stuart.

Die Geschichte keines Volks kennt einen durch Jahrhunderte volksthümlicher getragenen Namen, als die Geschichte Englands in Königin Elisabeths Namen. Es mag in England arme Leute genug geben, die nie einen unter der jetzigen Regierung geprägten halben oder ganzen Sovereign gesehen haben, und daher auch nicht versucht worden sind, nach dem Namen des darauf in Gold glänzenden Kopfes zu fragen, denen beim Empfange eines Schillings die Zeit zur Betrachtung fehlt, und die deßhalb nur die Britannia auf den Kupferstücken, nicht aber den Namen des jetzigen Herrschers, des vierten Wilhelm, kennen. Allein der Aermste unter ihnen weiß gewiß von einer Königin Beß, die einmal über England regiert, eine spanische Flotte geschlagen und eine schottische Königin auf den Block gebracht hat, und der Aermste unter ihnen spricht mit eben so viel Stolz und mit besserem Rechte von seiner Königin Beß, als ein Schweizer von dem Schützen Tell. Gleichwohl, was hat die hochgefeierte, im Munde ihres Volks jugendlich fortlebende Elisabeth sich seit ihrem Tode gefallen lassen müssen! Gibt es wohl einen Fluch, der ihr nicht in die Gruft nachgeschleudert, eine Schmach, die nicht an ihr Andenken gehängt, einen Flecken, mit dem nicht ihre jungfräuliche Ehre besudelt, einen Schimpf, der nicht dem Glanze ihres Throns zugefügt worden ist? Zu ihrem wahren Glücke war das Für und Wider sie bis jezt noch immer so ziemlich getheilt. Weil eigentlich Niemand wußte, wer recht hatte, so lag es auf der Hand, daß Jeder recht haben konnte, und seit es nicht einmal Schiller gelungen war, die Königin Elisabeth in der allgemeinen Meinung völlig schwarz zu färben, so würde sie noch lange in ihrem weiß und schwarz schillernden Kleide einhergegangen seyn, ohne einen jüngst erstandenen Sir William Leigh aus Bandon in der Nähe von Taunton. Er hat den Stab über die jungfräuliche Königin gebrochen, und sobald der Setzer die lezte Sylbe der von Sir William aufgefundenen Urkunden gesezt, der Preßbengel den Satz gedruckt und der Verleger die Druckschrift versendet haben wird, muß es um den Ruhm der Königin gethan und es Jedem klar seyn, daß die gefeierte Beß nichts gewesen ist, als ein gewöhnliches Menschenkind, oder vielmehr etwas Schlimmeres. Ich würde allerdings verstummen, wenn mir die Frage vorgelegt würde, wer jener Entdecker sey. Allein darauf kommt ja das Wenigste, Alles auf seine neuentdeckten Urkunden an. Und von diesen behaupten mehrere englische öffentliche Blätter, sie enthalten Data, über welche Elisabeths Vertheidiger erschrecken, ihre Gegner sich freuen und alle Freunde der

englischen Geschichte in beträchtliches Staunen gerathen werden. Der Ausspruch der englischen Blätter gründet sich auf Mittheilungen derer, die persönlich anwesend waren, als Sir William Leigh, Esquire, vor ganz Kurzem in dem neuen London-Hotel zu Exeter seinen merkwürdigen Schatz der öffentlichen Prüfung vorlegte, und ich selbst habe einen Augen- und Ohrenzeugen gesprochen. Die vorgelegten Papiere bestanden aber erstens in beglaubigten Abschriften der meisten, im Prozesse gegen die Königin Maria von Schottland vorgekommenen Dokumente, und zweitens in sechs eigenhändigen Briefen des Lord Treasurer Burleigh an Sir Christopher Hatton.

Daß diese Papiere, wenn sie echt sind, ein helles Licht werfen müssen auf denjenigen Abschnitt in der Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth, der vorzugsweise ihren persönlichen Charakter, ihren Sinn für Aufrichtigkeit und Menschlichkeit bespricht, unterliegt keinem Zweifel. Denn gerade ihre Beweggründe zu dem Prozesse gegen die unglückliche Maria und der persönliche Antheil, den sie am Fortgange desselben und an der endlichen Vollstreckung des blutigen Urtheils genommen hat, gerade das sind die Punkte des Zweifels und Widerspruchs unter den Geschichtschreibern. Während einige behaupten, Maria habe wirklich einen Anschlag gegen Elisabeths Leben beabsichtigt oder mindestens unterstützt, um nach ihrem Tode sich mit der Krone von England zu schmücken, fehlt es nicht an Andern, und ich möchte fast glauben, daß sie die Mehrzahl ausmachen, welche in der Anklage gegen Maria nur einen geschickten Vorwand finden, sie aus dem Wege zu räumen, und nach deren Ansicht Maria's Haupt- und eigentliches Verbrechen darin bestanden hat, daß sie zur römisch-katholischen Kirche gehörte, daß Elisabeths Räthe befürchteten, ihre Thronbesteigung werde England unter die Botmäßigkeit des Pabstes zurückbringen, und daß Maria hübscher war als Elisabeth. Bis jezt waren die Meinungen hierüber, wie gesagt, getheilt, und troz ungleicher Theilung, konnte doch jede die richtige seyn. Nun aber — arme Elisabeth, oder besser, entschleierte, überführte Königin, entschleiert und überführt durch die von Sir William Leigh aufgefundenen Papiere, welche sich für die leztere Ansicht aussprechen und daher, wenn sie vollen Glauben verdienen, ein schweres Gewicht in die Schale der königlichen Schuld, der schuldigen Königin werfen! Es erhellt nämlich aus diesen Papieren, daß Elisabeth selbst die Anklage, auf deren Grund Maria zum Tode verurtheilt wurde, mit größter Sorgfalt durchlesen, erwogen und sogar stylisirt, und daß sie schon vor Anfang der Untersuchung ihren Willen kund gethan hat, welchen Inhalts das Urtheil seyn und in welcher Form es abgefaßt werden solle. Außerdem bestätigen Burleighs eigenhändige Briefe die bereits ziemlich allgemein geglaubte Thatsache von Elisabeths despotischer Herrschaft über ihre Minister; sie mußten thun, wie und was die Königin wollte. Der große Burleigh ist stets mit einer Artigkeit gegen die Person, stets mit einem Beweise blinder Ergebung in den Willen der Königin bei der Hand, so oft er ihren *Namen*, selbst in Bezug auf *dritte* Personen erwähnt. Spricht er von der Enthauptung der Königin von Schottland, so möchte man ihn beinahe witzig nennen, obgleich er es allem Anscheine nach ist, der Elisabeths Absicht, die arme Maria einer schmerzlichern Todesart zu unterwerfen, entgegen gewirkt hat. Und wenn das wahr ist, wenn Elisabeth wirklich die Absicht gehabt haben sollte, Marien, ihr, die das Leben so innig liebte, das Scheiden vom Leben, von dieser süßen Gewohnheit des Daseyns, schmerzlicher zu machen — welcher teuflische Zug im Charakter der jungfräulichen Königin! Dagegen werfen jene Briefe auf Burleigh keinen nachträglichen Schatten. Er scheint von Maria's Schuld, von ihrem Anschlage gegen das Leben seiner Gebieterin vollständig überzeugt gewesen zu seyn, und war er das, so mußte er Maria des Todes schuldig finden. Doch ich vergesse, daß Sir William Leigh im Begriffe steht, sämmtliche Aktenstücke durch den Druck bekannt zu machen, und daß über ein Kleines dem deutschen Publikum aus seinen Uebersetzungsfabriken gleichzeitig mit dem Original wenigstens drei Verdeutschungen werden vorgelegt werden. Dann lese man, prüfe und urtheile.

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

„Theuerste Frau," sagte Wattson, „ich kann Ihnen ein solches Versprechen nicht geben. Ich begehre nur das Mädchen, dem mein Bild und mein ganzes Wesen so fest im Herzen eingeprägt ist, daß nicht Trennung, nicht Tod es daraus verwischen kann. Sterbe ich fern von ihr, so ist unser Bund vertagt — und wird im Himmel um so seliger geschlossen. Lassen Sie mich die Erzählung, die ich Ihnen schuldig bin, mit Beziehung auf diese meine Herzensmeinung wählen. Sie werden in

Ingveldens Sage

ein Beispiel von Treue aufgestellt sehen, wie es keine Erzählung aus dem Süden aufzuweisen hat, obgleich dort die Liebe oft mit weit reizenderen Farben geschildert wird.

Ungeachtet der geringen Bevölkerung der Insel Island, haben doch mehr starke Herzen dort geschlagen, als in manchem großen Lande. Schon die Natur hat dieses Eiland auf sich selbst beschränkt, hat ihm die Freude der sanftern Lüfte versagt, aber es dafür auch

vor der Erschlaffung milderer Himmelsstriche bewahrt. Stark und groß, ja unbändig und riesenmäßig wuchsen seine Söhne heran, keusch und treu schmiegten sich die isländischen Jungfrauen an sie. — Als König Harald Harfager (Schönhaar) in Norwegen mit Eifer das Christenthum einzuführen strebte, ward manchem edlen Recken, dessen treues Gemüth noch an den alten Asen hing, der Aufenthalt dort verleidet, und eine Schaar kraftvoller, trefflicher Männer nahm ihre Zuflucht nach Island, wo ihnen zwar kein Ueberfluß an reichen Ernten, kein Bergwerk mit kostbaren Metallen winkte, aber die köstlicheren Schätze: Bürgerfreiheit, Religionsfreiheit und Sicherheit. Die Geschlechtsregister Islands sind bekanntlich bis zu einer gewissen Epoche mit großer Genauigkeit geführt, und ich glaube mit Bestimmtheit nachweisen zu können, daß Thorstein Svarfade, einer der kampftüchtigsten Helden jener Zeit, zu meinen Vorfahren gehört. Auch er zog, aus gleichen Ursachen, wie viele seiner Zeitgenossen, auf die Insel, die durch ihn das Vaterland meiner Familie geworden ist. Ehe er Norwegen verließ, stahl ihm Snäkol, ein Sohn Liot, des Bleichen, den er erschlagen hatte, seine Tochter Gudrune, und Thorstein Svarfade mußte ohne sie in Begleitung seines Sohnes, Karls des Rothen, in die Fremde wandern. Kaum angekommen, gerieth er mit Liotolf, einem reichen Manne, der vor ihm gelandet war, über einige Grundstücke in Streit. Diese Zwistigkeiten pflanzten sich von Jahr zu Jahr fort und waren der Ursprung der Begebenheiten, die ich erzählen will.

Liotolf feierte einige Zeit nach Thorsteins Niederlassung das Jahresfest der Geburt seiner einzigen Tochter, die den Namen Ingvelde, und, weil schon in der Wiege ihre kleine Wange so sammten wie eine reife Pfirsche anzufühlen war, den Beinamen Schönwange erhielt. Die lange, räuchrige Halle des Hauses faßte eine große Anzahl von Gästen, so wie deren Dienerschaft. An dem Sitze, der für das Kind bereitet war, stand Gest, ein achtjähriger Knabe, und wachte sorgsam über jede Bewegung der Kleinen, die der Mutter schon entbehrte, und wenn sie mit schwankenden Schritten unter den Gästen hin und her lief, breitete er die Arme um sie aus, daß sie nicht fallen konnte, und wenn sie des Gehens müde war, trug er sie zu ihrem Sitze zurück. Gest war schön und gelenkig von Wuchs; sein feuriges, großmüthiges Auge sprach von künftigen Thaten, aber zweierlei stand ihm im Wege: er war unfrei geboren, und eine Spalte entstellte seine Oberlippe, so daß sein Gesicht nur von der einen Seite ein Muster von Schönheit war. Wild und unbändig war er auf den nackten Felsen und schwarzgebrannten Lavafeldern umhergestreift, ehe die Geburt der kleinen Ingvelde seinen Sinn zähmte. Jetzt stand er wie angewurzelt, wenn er ihren Spielen zusah, und sie blickte ihn mit klugen Augen an, und sein Name war das erste Wort, das sie stammeln lernte. Je mehr Gest und Ingvelde heranwuchsen, desto mehr verschmolzen sich ihre Neigungen. Liotolf liebte ihn und sah es gern, wenn die Tochter ihn auf seinen Jagdzügen begleitete, und freute sich, daß sie bald den Wurfspieß eben so geschickt schwingen lernte, wie das Weberschiff. Gest war ein kühner Mann geworden, als Ingvelde zur Jungfrau heranreifte und schlank wie eine Tanne ward. Wohl fühlten Beide das Feuer gegenseitiger Liebe in der Brust, aber Gest bekämpfte es muthig, und Ingvelde verbarg die Gluth ihres Herzens unter dem Eise ihrer Blicke, daß sie, fast wie ihre eigene Insel, aus Eis und Feuer bestand. Indessen lehrte Gest seine Herrin schöne Sagen, und machte sie auch mit den vielen Unbilden bekannt, die ihr Vater Liotolf von Thorstein und dessen Sohn zu erdulden gehabt hatte, und entflammte durch seine schönen Lieder das Gefühl der Kriegslust und der Rache in ihrer Brust, die bei seinen Weisen erzitterte.

Thorsteins Sohn, Karl der Rothe, hatte sich zwar ein Weib genommen, war aber in See gegangen, um im Kampfe mit Elementen und Feinden Körper und Muth zu stählen. Des Vaters Haus war darum nicht verödet, denn ein Verwandter Liotolfs, Namens Gris, trat plötzlich als Bote seiner Tochter Gudrune zu ihm, die ihm zwei Kinder zur Pflege und Aufsicht schickte, weil sie sich sterbend fühlte. Ein hölzernes Stäbchen, auf dem nur ihm und ihr bekannte Runen eingegraben waren, verbürgte die Wahrheit der Botschaft. Thorstein aber war zu alt und zu rauh, um sich mit der Erziehung der Kleinen zu befassen, weßhalb er die Sorge dem Gris, auf dessen Vorschlag, überließ. Es war ein Mädchen und ein Knabe, Sigride und Klauffe mit Namen. Der Leztere wuchs rasch heran und ward ein gewaltiger, aber wilder Recke, der fünf Ellen hoch gewesen seyn soll; schon als Knabe schlug er unversehens mehrere Gespielen todt, was dem armen Gris schwere Geldbuße kostete. Doch die sanfte Pflegetochter Sigride entschädigte ihn für die Rauhheit des Bruders, und als dieser vollends eine Meerfahrt unternahm, kehrte der Friede in Grisens Haus ein. Nach mehreren Monaten kam Klauffe mit seinem Oheim, Karl dem Rothen, den er aus Feindes Hand errettet hatte, zurück, und gerade zeitig genug, um die Hochzeit seiner Schwester mit Gris feiern zu helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg. Juni.

Die Struve'schen Trink- und Badeanstalten.

Struve's Entdeckung oder Erfindung — wie soll man sagen? Beides möchte hier richtig seyn — Mineralwasser zu

bereiten, hat sich als eine wohlgelungene und wohlthätige bewährt; glücklich hat sie die Vorurtheile besiegt, die sich jedem neuen Unternehmen entgegenstellen, gegen das seinige aber oft noch aus besonderem materiellen Interesse genährt und gesteigert wurden. Daß sich die von ihm 1821 in Dresden, also gerade in der Nähe der besuchtesten Heilquellen, wie Karlsbad, Eger, Marienbad u. a., und zwar in der Badezeit angelegte Anstalt zum Trinken künstlicher Mineralwasser nicht nur halten konnte, sondern sich mit jedem Jahre einer größern Theilnahme erfreute, sprach für dieselbe, nicht weniger, daß auch in vielen andern, von Badeorten nicht fern gelegenen Städten, wie Berlin, Leipzig, Lauchstädt, Königsberg, ähnliche mit günstigem Erfolg errichtet wurden. Allmählich verhallten die mystischen Orakelsprüche, in denen sich einige Priester des Aeskulap gar sehr gefallen, wenn von Heilquellen und ihrer Beschaffenheit die Rede ist, mit denen sie aber vollends die künstlichen Heilwasser zu verschreien suchten, und sogar gegen diese von tiefverborgenen Lagerstätten einen eigenthümlichen Erdgeist als wahren Schutzgeist der natürlichen, von ihm durchdrungenen und belebten Mineralwasser hervorriefen. Vollwichtiger und entscheidender war dagegen das Fürwort namhafter praktischer Aerzte für die Struve'schen Mineralwasser, deren Heilkraft und Güte sie nach genauen Prüfungen und vielfachen, zum Theil an sich selbst gemachten Erfahrungen bezeugten. Ihrem Urtheil nach genügten dieselben den strengsten Anforderungen der Physik und Chemie und den kühnsten Erwartungen der Heilkunde. Wir nennen unter diesen Aerzten nur den Professor Horn zu Berlin und den königlichen Leibarzt Kreysig zu Dresden, und verweisen dabei noch den Leser auf Struve's Werk: „Ueber die Nachbildung der natürlichen Heilquellen. 1stes Heft. Dresden 1824. 2tes Heft. Dresden und Leipzig 1826.“ Kreysig hält es sogar für nicht unwahrscheinlich, daß die Kunst selbst noch wirksamere Mineralwasser liefern werde, als die Natur. Unterdessen haben Tausende die künstlichen Heilwasser gebraucht, unter ihnen Hunderte, die zum Oeftern schon von den natürlichen Gebrauch machten; diese haben von beiden die gleichen Wirkungen gefühlt, dieselben Vortheile und Erleichterungen, bisweilen dieselben Nachtheile und Beschwerden. Es liegen daher überzeugende Beweise, vielfache Thatsachen dafür vor, daß die Kunst durch Struve der Natur ihre Geheimnisse entlockt hat. Niemand wird es bestreiten, daß eine Anstalt höchst gemeinnützig und wohlthätig seyn muß, die dort künstliche Heilwasser bietet, wo die Natur die übrigen versagt, von gleicher Wirksamkeit, aber ohne Gefahr, daß durch weites Verführen mehr oder weniger von dieser verloren geht, wie es bei den echten Quellwassern der Fall ist, ja, wie man behauptet, in gleichbleibender Kälte, Wärme, Mischung, Frische, wie nur diese aus der verborgenen Werkstatt der Natur zunächst hervorgehen können, wohl noch gleichmäßiger. Man hat zwar solches bezweifeln, und gerade von dieser Seite die nachgebildeten Mineralwasser in Verruf bringen wollen; allein wo ist der Badeort, an welchem die Quelle ohne allen Einfluß der Witterung, ohne zufälliges Beimischen, ohne längeres oder kürzeres Erwärmen oder Abkühlen, ohne mehr oder weniger Zersetzen und Verändern — der von den Aerzten verordneten Zumischungen gar nicht zu gedenken — immer gleichmäßig und unverändert gebraucht wird? Man verlange hier nicht mehr von der Kunst, als die Natur zu leisten vermag, und doch wird sie auch das vielleicht noch können. Wie bedeutend ist aber nicht der Gewinn für den leidenden Theil der Menschheit, daß die Kunst an einer und derselben Stätte, gerade wo die Natur ihre Wohlthat entzieht, gleichsam mit einem Zauberschlage die verschiedenartigsten Quellen hervorruft, die des Taunus, wie des Kaukasus, die aus Böhmens Gebirgen und von den Ufern des Rheins. Hier eröffnet die Kunst den Kranken ein großes Magazin verschiedenartiger Arzneien, bei denen sie von einer zur andern nach Erfordern übergehen können, eine ganze Wasserapotheke. Reisen von einem Badeort zum andern, Kosten, Beschwerden werden ihnen dadurch erspart: sie haben Alles zur Stelle.

Der Struve'schen Trink- und Badeanstalten werden daher mit jedem Jahre immer mehr, und dadurch ist der Gebrauch der Mineralwasser allen Kranken, denen körperliche Leiden, Lebens- oder Vermögensverhältnisse weite, kostspielige Reisen nicht gestatten, insbesondere Beamten und Armen, gar sehr erleichtert, ja oft einzig und allein nur möglich gemacht, und dabei ihren Familien so manche schmerzhafte, Sorgen erregende Trennung erlassen. Fürwahr kein geringer Gewinn, zumal wenn wir noch die großen Summen in Anschlag bringen, welche der theure Aufenthalt der Kranken und Gesunden an den Badeorten des Auslandes zu Wasser werden läßt, und die nun im Inlande verbleiben. Aus allen diesen Gründen ist es daher erfreulich, daß auch bereits in Rußland mehrere Struve'sche Anstalten errichtet worden sind, zu Moskau, Odessa, Helsingfors, Warschau, seit 1834 auch zu St. Petersburg. In Riga tritt eben jezt für ein solches Unternehmen eine Actiengesellschaft zusammen, deßgleichen in Kiew.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 171:

Die Erde.

Räthsel.

Ein feiner Mann, in groben Rock
Verhüllt, man nennt ihn einen Stock;
Auch schläft er lang und rührt sich nicht,
Und macht ein grämliches Gesicht.

Doch wenn die Augen ihm aufgehn,
Schon ist er schöner anzusehn,
Sein grünes Wammes zieht er dann
Zur heißen Tagesarbeit an.

Er schafft und kocht den ganzen Tag,
So viel sein Feuer nur vermag,
Und daß er seine Frucht verspricht,
Man merkt es wohl, doch sieht man's nicht.

Denn zarte Geister in die Luft
Ausstreut er, sie verräth ihr Duft,
Und außen glüht und innen schafft
Der Sonne Strahl, die eigne Kraft.

Nun hat er sein Geschäft gethan,
Fängt seinen Feierabend an,
Verschenkt seiner Arbeit Frucht.
Wie schmeckt sie dem, der sie versucht!

Die Enkel noch erfreut ihr Geist,
Wenn du von Manchem nichts mehr weißt,
Der solche süße Frucht versäumt
Und von Unsterblichkeit geträumt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Juli 1835.

Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern'.

Hölderlin.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.
(Minnen utdrag af bref och dagböcker.)

(s. Nr. 151. 152.)

Die folgenden Auszüge aus Geijers „Minnen“ betreffen England. Einige Vorbemerkungen werden ihr Verständniß erleichtern. Wir haben besonders Deutsche und Franzosen über England gehört. Es ist natürlich, daß jeder Reisende seine Nationalität in der Beurtheilung einer andern Nation nicht verleugnen kann, wenigstens nicht in den Augenblicken des ersten, frischen Eindrucks vor der Reflexion. Und eben die Darstellung dieses ersten Eindrucks ist angenehm, und wir finden es ganz in der Ordnung, daß die Reisenden verschiedener Nationen bei den Fremden vorzugsweise die Abweichungen von dem, was bei ihnen Sitte und Herkommen ist, bemerken. Wenn man noch von philosophischen Beobachtern der Menschheit reden dürfte, so würde ich sagen, daß sich einem solchen Beobachter aus der Vergleichung dieser Verschiedenheiten das Bild des beschriebenen Volks deutlich herausstelle. Jedenfalls muß es besonders interessant seyn, einen Schweden über England zu hören, und die Gründe liegen nicht fern. Schweden und Engländer haben bei großer Verschiedenheit doch auch wieder manche Aehnlichkeit. Die Verschiedenheit liegt in der Kultur des Landes, in dem Betrieb der Gewerbe, im Handel, in der verschiedenen Richtung der Bildung, in dem Verhältnisse der Stände. Der Schwede kommt aus einem weit ausgedehnten Lande, in dem die Massen des Urgesteins die Kultur beschränken; eine kleine Anzahl von Menschen wohnt auf diesen weiten Strecken, die Kommunikationen sind spärlich, der eigentlichen Städte wenige, die Bildung der deutschen Bildung analog, die auch ihre Entwicklung meist bestimmt, und in der die Philosophie eine bedeutende Stelle einnimmt, der Handel auf wenige Produkte beschränkt; der Ton der Gesellschaft erinnert an französische Feinheit (die sich von Gustav III. datirt), eine besondere Vorliebe für geräumige Wohnungen und für werthvolles, silbernes oder goldenes Geräthe läßt sich überall bemerken. Für große Unternehmungen fehlt nicht der Sinn, aber oft das Kapital. Dem Schweden also muß die Beschränkung seines Vaterlands in den erwähnten Beziehungen besonders in den Sinn kommen, wenn er England sieht. Aber er findet doch eine verwandte Nation, germanische und normännische Elemente im Charakter; die seemännische Art und Weise ist einem Volke nicht fremd, das die trefflichsten Seeleute und Matrosen hat; er findet eine freie Verfassung, ein protestantisches Land mit einer bischöflichen Kirche; die nordische Tapferkeit hat sich hier wie dort erhalten, hier wie dort glüht ein vaterländisches Gefühl. Was er vermißt,

ist das Verständniß der Kunst. Der Schwede ist musikalisch und poetisch, er neigt sich zum Gefühl, er liebt das Romantische und das Sentimentale mit einem Zusatz von Geist, er liebt und übt die bildende Kunst; der Geschmack, der Ton, die Anmuth, die Gewandtheit des gesellschaftlichen Lebens gilt ihm viel; er ist ein leidenschaftlicher und vortrefflicher Tänzer. Von dem Allem vermißt er in England Manches, und viele seiner Urtheile werden sich daraus erklären, daß er ein Schwede ist, daß er Schwedisches als Maßstad anlegt.

Yarmouth, den 12ten Aug. 1809.

Wir sind am 6ten August von Gothenburg ausgelaufen, am schönsten Morgen. Ein schöner Morgen aber ist mir immer wie ein Frühling im Kleinen vorgekommen. Alles erwacht, regt sich und empfindet die ganze Frische des Lebens, das man neugeboren aus den Armen des Schlafs empfängt. Gegen Mittag ist das Leben wirklich schon etwas zu alt. Von der ganzen großen Menge von Fahrzeugen, die uns auf allen Seiten umgaben, hörte man das Geräusch frischer, arbeitender Menschen; Boote eilten an uns vorüber, eine Menge von Menschen bewegte sich am Ufer, alle beschäftigt, jeder in Eile, ein Stück Weges vor seinem Tode zurückzulegen. Elfsborg vorbei, erweitert sich die Aussicht und nimmt einen andern Charakter an, die Ufer ziehen sich zu beiden Seiten immer mehr zurück. Noch strecken sich Spitzen vor, man sieht Inseln in den Scheeren und zwischen ihnen die offene See, über welche die entferntesten blauen Felsen in der Luft zu hängen scheinen. Man kennt das Wasser nicht, bevor man dieses Element in seiner Macht und Herrlichkeit gesehen hat. Wir sind gewohnt, es in Ufer eingeschlossen zu sehen, gleichsam aus Gnaden von seinem Bruder, dem Lande, gehalten, gegen die Verpflichtung, den grünen Teppich des Landes bei frischer Farbe und Schönheit zu erhalten. Hier muß man es sehen, diese Ufer, diese Scheeren, die ich, da das Schiff anhielt, näher betrachten konnte. Ich stieg an's Land. Das Ufer besteht bloß aus ungeheuren kahlen Felsen; kein Baum ist zu sehen, so weit dein Auge reicht, ist die Erde weggespült. Bloß in den tiefern Schluchten wächst etwas Gras, und dorthin treiben die Uferbewohner ihr Vieh. Ich sah um Mittag weit von mir ein Pferd allein auf einem Felsen; es stand und sah nach dem Meere zu. Da ich nach einer Weile zurückkam, stand es noch da, es hatte sich bloß umgekehrt: es sah sonderbar aus. Vermuthlich sind seine Betrachtungen dahin gegangen, daß hier mehr Aussicht als Weide zu haben sey. — Häuser sieht man sehr selten, sie sind von Lootsen bewohnt; am Ufer standen ein paar ziemlich wohlgebaute, weiterhin aber sieht man erbärmliche Hütten, als hätte das Meer sich zurückgezogen und Wracke hinter sich gelassen. So ist diese Küste, und doch hat zwischen diesen Felsmauern Bohuslän weiter hinein schöne, grasreiche, fruchtbare Thäler. Am Ufer aber vermißt man nicht bloß Erde und Kultur; das furchtbare Element hat seine Spuren auch den Felsen selbst eingedrückt. Die Woge hat einmal über diesen Steinmassen gebraust, hat sie zerklüftet, durchpflügt und ihre Spur hinterlassen, ehe sie in die Tiefe zurücksank, aus welcher sie sich nun gegen des uralten Schwedens tiefste Grundfesten bricht. Stelle dir eine grenzenlose Wasserfläche vor, nach welcher das Land mit seinen Steinarmen vergebens greift, und diese Fläche von einem sanften Winde gekräuselt und fast besät mit Fahrzeugen groß und klein, dazu den Glanz eines reinen Himmels im herrlichsten Sonnenschein, und wir selbst in unserem kleinen Fahrzeuge langsam dahingleitend, von einigen angesprochen, mit andern uns unterhaltend, Briefe und Nachrichten empfangend, sprechend mit Engländern, Amerikanern, Deutschen, Holländern; hier die Menge von Fahrzeugen, die mit den Früchten der Industrie und des Friedens beladen sind, dort ein englisches Kriegsschiff, das eben aus dem Gefechte mit einem dänischen kommt und noch die Spuren der Kugeln in seinen Wänden hat. Seine Flagge ist gesenkt, zum Zeichen, daß sein Kapitän im Gefecht geblieben ist. — Stelle dir das Alles vor, und du hast eine Welt im Kleinen um dich, mit allen ihren Wechseln, und vor dir ein Bild der Unendlichkeit, in der alle Geschicke des schwachen Menschen verschwinden, und die er denn doch in seinem Herzen empfindet und mit seinem Geiste zu erforschen strebt. Mitten in dieser Scene warfen wir Anker. Die Dunkelheit bedeckte sie bald und die Sterne spiegelten ihre strahlenden Häupter in den Wellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Wieder waren in der Halle des Hauses viele Gäste versammelt, wie bei Ingveldens Geburtsfest; zu oberst an der langen Tafel saß die holdselige Braut, die mit kindlicher und bräutlicher Liebe zugleich nach ihrem Gemahle blickte. Klauffe und Karl der Rothe saßen ihr zur Seite. Als der aus Birkenholz geschnizte Humpen wieder und wieder den Kreis der Gäste durchlaufen hatte, schlug der wilde Karl vor, daß jeder am heutigen Tage das Gelübde einer gefahrvollen That ablegen sollte. — Weinend schmiegte sich seine Gemahlin an ihn und bat ihn, endlich an ihrer Seite der langentbehrten Ruhe zu genießen; aber ihre Einrede wurde von dem Beifallsruf

der Gäste übertäubt. — Von den Gelübden und Thaten der Meisten habe ich keine Kunde; Karl aber rief aus: „Ich mache mich anheischig, Liotolf, den hartnäckigen Widersacher meines alten Vaters, der Feigheit zu bezüchtigen.“ Gris sprach: „Mich verlangt es, meine Kraft mit der seines Knechts zu messen, der für den gewaltigsten Kämpfer der Insel gilt.“ Und Klauffe sagte: „Ich habe nur einmal Ingvelde Schönwange gesehen, aber ihre göttergleiche Schönheit nicht vergessen; die will ich mir zum Weibe holen, und sollte ich's mit allen Tingmännern ihres Vaters aufnehmen müssen.“

Gris, dem weder Karls noch Klauffes Vorschlag gefiel, weil er Liotolfs Verwandter war, beschloß, ihn von dem zu benachrichtigen, was gegen ihn im Werke war, und ließ sich von Schwager und Oheim das Versprechen geben, den heutigen Tag nur der Freude zu widmen. Als sie am andern Morgen zum Kampf auszogen, kam ihnen Liotolf mit seinen Tingmännern entgegen. Gris forderte, seinem Versprechen gemäß, Gest zum Zweikampf auf, und nachdem dieser solchergestalt außer dem Kampf war, warfen sich Karl der Rothe und Klauffe, kampfstark und gewaltig, wie sie waren, auf Liotolf und seine Mannen. Karl hatte hier schon Gelegenheit, sein Gelübde zu erfüllen, denn als der schon alternde Liotolf sich weigerte, den Zweikampf zu bestehen, zieh ihn Karl wiederholt der Feigheit. Sie nahten sich dann Ingveldens Gemach, die verzweifelnd um Hülfe schrie. Ihr Rufen zog Gest herbei, und Gris freute sich, auf diese Art den Kampf für sich beendigt zu sehen. Durch Gests Theilnahme an dem Kampfe nahm dieser bald eine andere Wendung. Bald fiel Klauffe leblos zu Boden, zugleich aber sank Gest schwerverwundet nieder. Vor Wuth schäumend, riß Karl der Rothe die unglückliche Ingvelde zu Klauffe's Leichnam, und zwang sie, dem Todten ihre Treue zu geloben. Kaum hatte sie die Worte über ihre Lippen gebracht, als Klauffe frisch und gesund aufsprang und sie in seinen Armen davon trug. Liotolf war gezwungen, dem Schauspiel mit gebundenen Händen zuzusehen, und blieb in trostlosem Schmerz zurück, als die Sieger heimzogen. Ingvelde aber, also gewaltsam von der Liebe ihrer Jugend gerissen, war dadurch zur Tigerin umgeschaffen. Sie lockte Klauffe nach kurzer Ehe, unter dem Vorwand der Versöhnung, in ihres Vaters Haus, und dieser erschlug den Gast mit seinem eigenen Schwert. Bleich, aber entschlossen sah Ingvelde diese Rache vollziehen. Karl der Rothe aber suchte wiederum seinen Neffen zu rächen, und Klauffe selbst erschreckte seine Mörder durch seine tägliche blutige Erscheinung; auch Karl erschien das Gespenst, so oft er in seinen Racheplänen nachließ. Einst stand er neben seinem greisen Vater und stierte in die kalte Luft. Plötzlich sah ihn Thorstein die Farbe verändern und fragte: „Was ist Dir, mein Sohn?“ — „Vater,“ erwiderte Karl, „mir war es, als sähe ich Klauffe auf einem grauen Pferde durch die Luft reiten und einen Schlitten nach sich ziehen, worin wir beide saßen.“ — Thorstein sprach: „Sieh, Deine Glieder sind stark und meine von Alter schwach; ich sah eben das, was Du sahst, aber hast Du bemerkt, daß ich die Farbe änderte?“ — Karl sammelte seines Vaters Tingmänner, um den Mörder auf seinem Hofe zu erschlagen, oder wenigstens sich seiner Tochter zu bemeistern; allein er traf weder ihn, noch Ingvelde. Nur Gest stand ruhig auf dem Hofe und gab vor, nichts vom Aufenthalt seines Herrn zu wissen. Keine Bestechung, keine Bitte, keine Drohung half. Zuletzt ließ Karl ein wildes Roß herbeiführen und band Gest daran; da sprach dieser: „Zwanzig Mann können den Einen wohl bezwingen, aber sie können die Zunge nicht lösen, die meine Treue bindet.“ — Solcher Edelmuth entwaffnete Karl den Rothen; er band ihn mit eigener Hand los und drückte ihn an sein Herz. Als die Feinde den Hof verlassen hatten, kamen Vater und Tochter aus ihrem Versteck hervor, und Liotolf sprach zu Gest: „Wo könnt' ich wohl auf der weiten Welt einen freien Mann finden, der Dir gleich wäre, o mein Knecht! So sey denn von heute an frei, und willst Du meine Tochter zum Weibe nehmen, so ehrst Du sie und mich.“ — Ingvelde aber sprach, als Gest sich ihr zu Füßen warf: „Ei, wie sollt' ich denn einen Mann mit einer gespaltenen Lippe heirathen? Aber Du hast mit Deiner Tapferkeit und Treue die Spalte verdeckt, und nur wenn Du aufhörtest, der kühne Mann zu seyn, den ich in Dir liebe, würde sie meinen Augen wieder sichtbar werden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder eines Autodidakten.

Grabbild.

Rauschend rollt der Sarg zu Grabe,
Trauernd steht der Leichenchor,
Und der Greis am Bettelstabe
Sitzet an des Kirchhofs Thor.

Hoch in blauen Himmelslüften
Singt die Lerche hell und frei,
Auf den Grabeshügeln düften
Süßer Blumen mancherlei.

Müde sinkt der Leib zur Erde,
In die stille Grabesruh',
Frei von Sorgen und Beschwerde,
Fliegt der Geist dem Himmel zu.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

(Beschluß.)

Die Struve'schen Trink- und Badeanstalten.

Die Errichtung einer Struve'schen Bade- und Trinkanstalt zu St. Petersburg auf Aktien ging 1833 von dem Finanzminister, Grafen Cancrin, aus. Der Kaiser genehmigte den Vorschlag, und nahm selbst hundert Aktien, deren Ertrag zur Kur mittelloser Kronbeamten in der Anstalt verwandt werden soll, verlieh ihr auch noch ein Schutzprivilegium auf zwanzig Jahre. Bis zum Mai waren gegen zwei Millionen Rubel B. unterzeichnet, allein nur der dritte Theil erforderlich, und so wurden 1400 Aktien zu 500 Rubel B. ausgegeben. Im August begann der Bau. Das Ganze, aus mehreren Gebäuden bestehend, liegt zwischen dem Strogonowschen Garten und Nowaja-Derewnja auf einem auf dreißig Jahre gepachteten Grundstück, nicht fern von den reizenden Inseln, zu Wasser und zu Lande zugänglich, theils von einem Garten und Wäldchen, theils von freundlichen Landhäusern umgeben. Das Kurhaus enthält einige mit Geschmack, aber in edler Einfachheit für die kaiserlichen Herrschaften eingerichtete Gemächer, einen bedeckten Spaziersaal von 1656 Quadratarschinen Flächeninhalt, mit einem Säulengang und vielen Blumenkasten an beiden Seiten, mit großen, lichten Fenstern in der Vorderwand, einem Springbrunnen in der Mitte, Musikchor und mehreren Nebenzimmern, unter denen Referent jedoch ein Lesezimmer mit Zeitschriften, wenn auch nicht für die der Körperbewegung bedürftigen Kranken, so doch für deren gesunde Begleiter vermißte. Die eigentliche Trinkhalle, gewölbt, von Säulen getragen, reich ausgemalt, hat 810 Quadratarschinen Flächeninhalt. Hier werden an einem weiß mit Gold verzierten Buffet von zwölf sauber gekleideten Knaben die beliebigen Mineralwasser verabreicht. Es stehen kalte und warme Quellen zu Gebot: von erstern schlesischer Obersalzbrunn, Eger Salz- und Franzensbrunn, Marienbader Kreuzbrunn, Ferdinandsbrunn, Kissinger Ragozy, Spaa, Pyrmont, Kudowa, kaukasischer Narsann, die Bitterwasser von Püllna und Saydschütz, Selters, Bilin, Sodawasser; von leztern, den warmen Quellen, Emser Krähnchen und Kesselbrunn, Karlsbader Theresienbrunn, Karlsbader Mühlenbrunn, Neubrunn, Sprudel, Wiesbadner Kochbrunn, die Aachner Kaiserquelle, kaukasische Alexanders- und Elisabethsquelle. Diese Wasser werden in einem durch die Buffetwand verdeckten und nur mit Erlaubniß zugänglichen Lokale von dem Dr. Fritzsche, einem von Dr. Struve selbst gebildeten Chemiker, und mit einem sehr künstlichen, unter Angabe und Aufsicht des Erfinders angefertigten Apparat bereitet. Bei jedem einzelnen Behälter ist ein Wärmemesser; nach dem Schenktisch zu steht über jedem Behälter der Name des Wassers, den er in sich schließt, auf einem eleganten Schilde; ein silberner Pfeil darüber deutet stets durch seine Stellung an, ob derselbe gefüllt oder leer ist. Kredenzt wird der Trank in schmalen Bechern von Porzellan; jeder Trinkgast hat seinen eigenen mit einer Nummer, und erhält ihn als Andenken. Monatlich zahlt die Person für das Trinken warmer Wasser hundert Rubel B., der kalten achtzig Rbl.; für jedes einzelne Mineralbad zehn Rbl. Dieses bekommt man in einem besondern Badehause. Es hat getrennte Eingänge für Männer und Frauen, für jene zehn, für diese sechs Badelokale. Jedes derselben besteht aus einem Vorzimmer, Badekabinet und Ruhegemach. Mehrere Zimmer sind zu Douchen, Dampfbädern und von den übrigen abgeschlossenen Schwefelbädern bestimmt. Die geräumigen Wannen sind von Granit, füllen und leeren sich von unten. Die Badewannen sind nach einer ganz neuen Methode eingerichtet, durch die es möglich wird, dem Bade alle Eigenschaften der natürlichen Heilquellen zu geben. Durch eine besondere Vorkehrung wird das mineralische Gemisch dergestalt in die Wanne geleitet, daß sich dort die Temperatur während des Gebrauchs immer gleich bleibt, aber auch nach Belieben gesteigert oder herabgesezt werden kann. Um sie mit Sicherheit zu bestimmen, ist dem Badenden stets ein Thermometer vor Augen. Ueberhaupt wurde für Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit auf alle und jede Weise gesorgt. Man fand im vorigen Jahre die künstlichen Mineralwasser dieser Anstalt kräftiger, herzhafter, als die natürlichen, und daher auch schon das nachgebildete Selterserwasser auf den Tafeln der Feinschmecker. Die Besorgniß, daß sie, schon durch ihre geringern Preise, die natürlichen mit der Zeit verdrängen und deren gewinnreichem Verkauf Abbruch thun werden, befehdete die Anstalt mit nachtheiligen Gerüchten. So hatte sich außer Manchem gegen die Wirkung dieser künstlichen Mineralwasser auch noch die Sage selbst bis in das Innere des Landes verbreitet, man könne wegen der allerhöchsten Anwesenden nur in vollem Staat wie bei Hofe erscheinen, man müsse zu jeder Zeit dort sehr kostbare Toilette machen, sich lästigen Zwang und dadurch der Genesung Fesseln anlegen; das Getränk werde von betreßten Hofdienern auf Silber und in Krystall, und zwar nach dem Range, den Gästen gereicht, also vielen spät und verdunstet, und dergleichen Unwahrheiten mehr. Nichts von allem dem! Die Humanität des erhabenen Kaiserpaares hatte die vollste Badefreiheit gestattet; auch in seinem Beiseyn erschien und that ein Jeder, wie und was er wollte. Beamte und Offiziere wandelten in Ueberröcken, sogar bedeckten Hauptes, in allen Salons so zwanglos auf und ab, wie an irgend einem Badeort des Auslandes. Die völlige Eröffnung der Anstalt hatte sich im vorigen Jahre verzögert; dennoch waren 244 Badegäste verzeichnet. Unter ihnen standen oben an der Kaiser, die Kaiserin, der Thronfolger, der Großfürst Michael und dessen Gemahlin. Auch der Kronprinz von Preußen und der Prinz Friedrich Wilhelm Heinrich der Niederlande beehrten mehrere Male die Anstalt mit ihrer Gegenwart. Um und neben diesen hohen Herrschaften sah man sehr dürftige Personen der niedern Stände; denn auch diesen wird, und zwar unentgeldlich, die Benutzung bewilligt. Wie gesagt, nirgends war der mindeste Zwang sichtbar. Zum Schluß hier noch das Ergebniß, das sich aus der Jahresrechenschaft vom 26sten Februar 1835 herausstellt. Eingenommen wurde für Mineralwasser in und außerhalb der Anstalt und für Bäder 43.208 Rbl. 91 Kop., an Zinsen für das Anfangskapital in Bankscheinen 10 693 Rbl. 56 Kop., in Allem 53.992 Rbl. 27 Kop. B. Dagegen verausgabt für das Material zur Bereitung der Wasser 23.587 Rbl. 63 Kop., für die Unterhaltung und Versicherung der Gebäude, die Besoldungen u. s. w., 50.434 Rbl. 13 Kop., in Allem 74.021 Rbl. 66 Kop. B.; dazu die Baukosten im Ganzen mit 352.361 Rbl. 71 Kop., und für das Inventarium und die Errichtung eines Laboratoriums 183.073 Rbl. 49 Kop. für die Anlegung eines Gartens und einer Orangerie 25 820 Rbl. 5 Kop., an einmaligen Verwendungen 43.600 Rbl. Man sieht, daß die Anlage wirklich großartig ist; um so mehr wollen wir ihr ein glückliches Gedeihen wünschen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Juli 1835.

— Wollust und Rache
Sind taubern Ohrs als Ottern.

Shakespeare.
Troilus und Cressida.

Skandinavische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Ingvelde ward nun Gest's liebendes, sanftes Weib; nur eine Wunde wollte nicht heilen, die Erinnerung an ihre schreckliche Vermählung mit Klauffe, und der Vollzieher jener ruchlosen That war der Gegenstand ihres blutigsten Hasses. Gest hätte sich gern mit ihm versöhnt, aber Ingvelde sagte: „Gieb Acht, daß sich die Spalte Deiner Lippe nicht vor meinen Augen aufthue.“ Der Kampf begann auf's Neue; Karl der Rothe ward von Gest überfallen und erschlagen. Als der alte Thorstein diese Nachricht erhielt, starb er jählings, die unglückliche Wittwe des Erschlagenen aber gebar nach seinem Tode noch einen Sohn, den sie nach ihm nannte. Dieser jüngere Karl war ein stiller Knabe und, wie es schien, einfältigen Gemüths; statt sich, wie seine Brüder, auf Land und Meer herumzutummeln, lag er vom Morgen bis zum Abend an den Pfeilern des Herdes, die Füße gegen den Aschenhaufen gekehrt, und stierte in die Flamme. Vergebens rüttelten ihn die Brüder auf; nur wenn vom erschlagenen Vater die Rede war, rollten seine Augen wild umher. Einmal ließ er sich dennoch bewegen, einen Zug in die entlegeneren Theile der Insel mitzumachen. In einem engen Hohlwege begegnete ihnen ein Wagen, von zwei milchweißen Zeltern gezogen; neben dem Wagen schritt ein starker, schöner Mann, den jedoch eine gespaltene Lippe entstellte; dieser leitete sorgsam die Pferde am Zügel, denn auf dem Wagen saß sein Theuerstes, ein Weib, nicht mehr in der ersten Jugend, aber dennoch von unbeschreiblicher Schönheit, und durch vier holde, spätgeborne Kinder, die sie umgaben, noch verklärter erscheinend. Das jüngste lag auf ihrem Arme, sie sprach sanft spielend mit dem Kleinen, der sie nicht verstand, aber zum Oeftern laut aufjauchzte. Als Karls des Rothen Söhne sichtbar wurden, zogen sich die Knechte, die bewaffnet den Wagen begleiteten, dichter zusammen und sahen drohend nach ihnen hin; der Herr grüßte sie wehmüthig und freundlich; das schöne Weib aber war wie verwandelt, als sie die fünf Brüder gewahrte; ihre hohe Stirn zog sich in Falten, die Augen blitzten und die Röthe des Zorns überflog ihr Gesicht; unwillig wandte sie den Kopf ab und drückte den Kleinen fester an sich. Der Wagen verschwand hinter einem Felsen, und die Brüder wollten weiter ziehen, aber Karl stand regungslos, mit starren Augen und offenem Munde da und schien zu einer Bildsäule verwandelt; sie mußten ihn gewaltsam aus seiner Betäubung rütteln. „Wer war sie?“ rief er wie ein Verzückter. „Ingvelde Schönwang,“ antworteten die Brüder, „noch jetzt die Schönste des Landes, aber falsch, wie schön, denn sie ist die Mörderin

unseres Vaters!“ Ein Blitz schien Karl zu durchzucken, es war ihm unmöglich, den Zug fortzusetzen, und seine Brüder, ob seiner sichtlichen Bewegung erstaunt, begleiteten ihn auf den Hof zurück.

Von Stund an war er nicht mehr derselbe; rastlos eilte er umher, als triebe ihn ein wichtiger Beruf, und wenn er über die Felsen stieg, des Vaters Tingmänner in ihren Häusern zu besuchen, starrte er trübe vor sich hin und sang Kriegslieder. Manchmal übermannte ihn auch eine unsägliche Rührung, heiße Thränen stürzten aus seinen Augen, und Viele meinten, ein Wahnsinn wolle sich seiner bemächtigen. Jetzt kam die Zeit, da des Vaters Schätze unter die Söhne vertheilt werden sollten. Sie legten Alles auseinander und fingen an, fünf gleiche Theile zu bilden; Karl sah ihnen eine Weile zu, dann stieß er stillschweigend die Sachen mit dem Fuße untereinander. Geduldig wiederholten sie ihr Werk, denn sie liebten den Jüngsten, Nachgebornen, der den Namen des Vaters trug, und hatten alle seine Sonderbarkeiten von Kindheit an mit Ruhe getragen. Doch abermals stieß er die Sachen untereinander, und als ihn nun die Brüder verwundert ansahen, brach er los: „In des Vaters Schätze wollt ihr euch theilen und seinen Tod ungerochen lassen? Nicht so! entweder behalte derjenige von euch das Ganze, der die Rache übernehmen will, oder gebt mir das Gut insgesammt und alle Gefahr der Rache dazu!“ Die Brüder hielten ihn für einen von den Göttern Begeisterten, und überließen ihm die Schätze und die That. Und noch desselben Tags erschienen achtzehn starke Tingmänner, die Karl schon im Voraus für achtzehn Mark Silber gedungen hatte, daß sie ihm einen Tag lang in Allem behülflich wären. Jetzt kündigte er ihnen an, daß hier von keiner Arbeit des Feldes, sondern von einem ernstern, blutigen Werke die Rede sey. Als die Nacht einbrach, überfiel er Gest's Haus und band ihn im Schlaf. Dann ließ er auch die Kinder binden und hinausführen auf ein nahgelegenes wüstes Feld. Er selbst aber ging in Ingvelden's Gemach und war nicht mehr der wilde Krieger, wie zuvor, da er mit seinen Mannen das Haus stürmte. Ingvelde lag stumm auf dem Boden, und bei seinem Eintritt zerraufte sie verzweifelnd ihr langes, blondes Haar. Er warf sich zu ihr nieder und konnte lange nicht sprechen, endlich hob er an: „Schönes Weib, ich habe Dich nur zweimal erblickt, einmal im Glück, und jetzt in Deinem Schmerz, aber dennoch habe ich fest beschlossen, Dich zu der Meinigen zu machen. Sage Dich los von Deinem alternden Manne, der von knechtischer Herkunft und noch dazu allen Menschen ein Grauen ist, weil ihn eine Spalte in der Lippe entstellt.“ — „Ich sehe keine Spalte in seiner Lippe,“ erwiderte Ingvelde; „für mich ist er ein Jüngling und der schönste Mann auf Erden.“ Da entbrannte Karls Zorn von Neuem; er führte sie auf das Feld, wo Gest und die vier schönen Kinder gebunden standen. Grimmig sah er die Gatten an, weil in beider Augen ein Strahl der Freude leuchtete, als sie sich wieder sahen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Yarmouth, den 18ten August.

Der erste Anblick der englischen Küste war einnehmend. Keine schwedischen Felsen mehr, ein Streif weißen Sandes und gleich darüber das herrlichste Grün. Sanft und flach hebt sich dieses gesegnete Eiland aus dem Schooße des Meers, so weit das Auge reicht von flaggenden Schiffen umgeben, welche des stolzen Albions Reichthum und Schutzmauern sind. Es war eben der Geburtstag des Prinzen von Wales; das Wetter war schön, am Ufer wimmelte es von wohlgekleideten Menschen. Die weißen, flatternden Kleider der Engländerinnen schimmerten im Sonnenschein, und wir konnten uns die Engländerinnen selbst so schön vorstellen, als wir wollten.

Yarmouth ist eine artige Stadt, alle Häuser nett von Backsteinen aufgebaut, keine großen, keine zierlichen darunter. Die Zierlichkeit, als solche, scheinen die Engländer nicht im Auge zu haben. Man hat im Allgemeinen bei Weitem nicht so viel Raum, als in Schweden, bloß was man nothwendig braucht, aber Alles im höchsten Grade bequem, nett, ordentlich, behaglich. Für diese Zwecke wird jeder Raum benutzt, und wenn sich ein paar Quadratellen freier Platz zwischen Haus und Thor finden, so kann man sicher seyn, auf diesem Platze so viele Blumen und so viele kleine, nette Gänge zwischen den Blumenbeeten zu sehen, als sich nur anbringen lassen. Viele Häuser sind von außen mit Epheu und ähnlichen Gewächsen geschmückt. Die Leute in Schweden haben zu viel Raum, und fragen nicht darnach, ob außer dem Thore eine Oede ist; diese ist an so vielen Orten der nächste Nachbar, daß man sich daran gewöhnt hat. — Ich habe keinen einzigen Bettler gesehen, mit einem Wort, Alles gibt den Begriff von Gedeihen und Wohlstand. Dem scheint auch das Aussehen der Leute zu entsprechen. Sie sind wohlgebildet und haben den Ausdruck eines behaglichen, etwas trotzigen Wohlbefindens. Die Frauenzimmer sehen aus, als müßten sie recht gute, artige Hausmütter in diesen kleinen, ordentlichen Häusern seyn. Ich habe keine schöne, aber nirgends so viele schmucke, nette Geschöpfe gesehen. Ihr Anzug ist mehr gut und fein, als geschmackvoll. Man sieht Mütter selbst von der sogenannten bessern Klasse mit dem

Kind auf dem Arme auf öffentlichen Spaziergängen. Mitten unter diesen idyllischen Betrachtungen werde ich an die Zerstörungen des Kriegs erinnert. Die Trümmer von dem Korps des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels sind zum Theil zugleich mit uns hier angekommen, schwarze, von Pulver und Rauch gefärbte Gesichter mit ungeheuren Schnurrbärten und großen Tabakspfeifen im Munde. So gehen sie herum und machen sich in den Wirthshäusern sehr laut. Die Leute betrachten sie mit Theilnahme; sie haben sich aus dem Innern von Deutschland wie aus einem brennenden Hause herausgeschlagen, kaum 1500 Mann, von Napoleons Schaaren verfolgt, und doch glückte es ihnen durch ihre eigene und ihres Anführers Unerschrockenheit, die Küste der Nordsee zu erreichen und von Helgoland aus nach England zu kommen.

London, den 19ten September.

Die Engländer sind sicherlich eines der verständigsten Völker auf der Erde. Das ist meine volle Ueberzeugung, und daß ich nach einem so kurzen Aufenthalte unter ihnen dies finden konnte, wäre kein kleines Kompliment für meinen eigenen Verstand, wenn ich nicht an deinem Lächeln merkte, was du meinst, nämlich, daß ich vielleicht den Verstand, wie gewisse Thiere ihre Feinde, durch den Instinkt entdecke. Es mag seyn; vielleicht lege ich überhaupt zu viel Werth auf den ersten Eindruck, obwohl hier der Eindruck der englischen Geschichte mitwirkt; aber mit der Sache selbst hat es ohne Zweifel seine Richtigkeit. Du siehst hier ein bewundernswürdiges Bild einer anhaltenden, glücklichen Industrie, die Alles, was zur Ordnung und Bequemlichkeit des Lebens gehört, auf's Höchste getrieben hat. Du findest Kaufleute ohne Ostentation und Rangsucht, reich und mächtig, wie Fürsten, und liberaler, überall mehr Gehalt, als Schein, Pracht nur in öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten. In Umgang und Lebensart findest du das Gefühl gegenseitiger Rechte, und dein Bedienter beträgt sich, als ob er Ansprüche auf deine Höflichkeit hätte. Endlich bemerkst du die höchste Freiheit und Ungezwungenheit in den Sitten, vereint mit einer fast pedantischen Verehrung vor Allem, was Gesetz oder auch Brauch ist. Dieses Volk ist so lange frei gewesen, daß das Gesetz sein Ansehen nicht von äußerer Hoheit oder Macht zu entlehnen nöthig hat. Es hat für den Verstand und für das Gefühl des echten Engländers seine eigene Majestät. Du siehst, ich bin nicht karg mit Lobeserhebungen, und, was mehr ist, sie gehen mir von Herzen. Mehr als irgend anderswo scheint sich hier das Bild einer wohlgeordneten Gesellschaft darzustellen, und ich will es ihr nicht zur Last legen, daß sie dem Fremden nicht behaglich ist. Es verhält sich überall so, wo Ursprünglichkeit in Sitten und Verfassung das Band der Gesellschaft fester geknüpft hat. Die Gesellschaft ist nicht für das Vergnügen des Fremden gemacht.

Da ich nun Gerechtigkeit geübt habe, kann ich auch mit gutem Gewissen meine Klagen vorbringen. Dies Volk, das in einem so hohen Grade das, was man das Reele, das Solide im Leben nennt, hat und schätzt, versteht nicht, es zu schmücken. Ja, ich will das harte Wort nur heraussagen, es ist ein Volk ohne Schönheitssinn, ohne Geschmack. Diese Ueberzeugung hat sich mir überall aufgedrängt, und ich könnte den Beweis dafür von den Gebäuden ihrer Hauptstadt an bis zu ihren Kleidern führen. Alles ist hier so ordentlich, wohlberechnet und nützlich, daß es jedes Opfer für den äußern Schein verschmäht; der Geschmack, der zu nichts zu brauchen ist, verdrängt vom Nutzen, unwerth geachtet vom Verstande, hat hier nicht einmal bei der Thorheit eine Freistätte gefunden. Nicht als ob die Thorheit selbst hier nicht zu finden wäre, aber sie ist ganz einfach ungereimt, und geht eben so nackt als Klugheit und Gewinn, Ausnahmen immer zugegeben, die verstehen sich überall von selbst. Ich habe Menschen gekannt mit noch ungebildetem Geschmacke; hier scheint das eigene feinere Organ dafür im Allgemeinen zu fehlen, und die herrschende Ungebildetheit in dieser Hinsicht sticht gegen die sonst hohe Bildung sehr ab. Doch schätzen sie die schöne Kunst und wiegen sie mit Gold auf; es ist eine Tradition unter ihnen, daß dergleichen auch Werth hat, oder durch den hohen Preis Werth erhält, wie sie denn auch eine fast abgöttische Verehrung für ihre alten großen Geister haben. Sie betrachten sie als das Eigenthum von Altengland, und alles Eigenthum ist hier heilig.

Einen schönen und hohen Eindruck haben nur zwei Gegenstände auf mich gemacht, die Paulskirche und das Hospital von Greenwich. Gehe in die Paulskirche, es war einer meiner ersten Gänge, und du bist in der tiefen Stille dieses majestätischen Gebäudes wirklich in einer andern Welt. Ich könnte dir die Weite und Höhe dieser Masse angeben, die erstaunlich sind; aber das würde dich das Gefühl nicht ahnen lassen, das einen unter dem kühnen Schwunge dieses feierlichen Gewölbes durchdringt. Mitten in der Kirche öffnet sich eine runde Kuppel. Du siehst sie doch über dir, und unter deinem Anschauen scheint sie höher und höher zu steigen. Es ist doch eigen, daß der in schönen und großen Proportionen begrenzte Raum, eine zusammengezogene Unendlichkeit gleichsam, diese Unendlichkeit auf eine viel wohlthätigere Weise zur Vorstellung bringt, als das bloß Grenzenlose. Mit Recht hat man auf das Grabmal des Baumeisters dieser Kirche, Sir Christopher Wren, der hier ruht, die Aufschrift gesezt: Monumentum quaeris, circumspice! In dieser Kirche hat die Dankbarkeit der

Nation den um sie Verdienten Denkmale gesezt, dem Menschenfreunde Howard, dem Dr. Johnson, dem Sir William Jones, mehreren Kriegern. Das ist, wenigstens hinsichtlich des Orts, etwas anderes, als der so berühmte Poetenwinkel (der Name ist bezeichnend) in der Westminsterabtei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der Maler Gros.

Wer hätte es erwarten sollen, daß ein so berühmter und talentvoller Künstler, wie der Baron Gros war, sein Leben mit einem Selbstmorde beschließen würde, er, dem Ehre, Vermögen, Ansehen, kurz Alles, was das Leben eines Künstlers in Paris angenehm machen kann, zugefallen war? Aber es greifen hier in das Leben eines durch seine Kunst berühmt gewordenen Mannes manche kleine Widerwärtigkeiten ein, die zulezt, wenn er sich ihnen zu sehr hingibt, sehr leicht völligen Ekel hervorbringen, und dieser kann, wenn man lange trübe Gedanken nährt, zu einem verzweifelten Entschlusse führen. Auf solche Art läßt sich auch das traurige Ende des Baron Gros, zwar nicht rechtfertigen, wohl aber erklären. Seine glänzendste Epoche war zur Zeit, da er die großen Schlachten Napoleons malte. Damals stand er mit David an der Spize der Maler Frankreichs, und man kann sagen, der vorzüglichsten Schlachtenmaler Europa's. Auch die Restaurationszeit, welche seinem Gefährten David seine Stellung und sein Vaterland raubte, war ihm günstig; denn obgleich er nun keine Schlachten mehr zu malen hatte, so blieb er doch an der Spize der französischen Geschichtsmaler, und bekam einen Auftrag, auf den er mit Recht stolz seyn konnte, nämlich das Innere der Kuppel des wieder zur Genovefenkirche umgeschaffenen Pantheons zu bemalen. Diese Kuppel war die einzige in Paris vorhandene, woran sich ein großer Maler einen dauernden Ruf erwerben konnte. Schwerlich hätte er irgendwo einen größern Raum zu bemalen finden können. Jahrhunderte lang konnte ein solches Werk die Bewunderung der Pariser und der Fremden erregen. Auch wurde er ganz von der Arbeit begeistert; aber ach! was hatte er darzustellen? die heilige Genovefa, den heiligen Ludwig, und daneben den dicken, schwerfälligen Ludwig XVIII. und die Herzogin von Angoulême! Dennoch gelang die ungeheure Arbeit sehr wohl, und Ludwig XVIII., der sich so schön oben an der Kuppel dargestellt sah, überreichte Gros das Baronsdiplom und legte den bedungenen 50,000 Franken noch eben so viel bei. Man sollte glauben, der Maler habe nun nichts mehr zu wünschen gehabt; allein wenn die Begeisterung einmal in den Künstler gefahren ist, so erregt sie in ihm auch hohe Erwartungen, und werden diese getäuscht, so fühlt sich sein Genius bitter gekränkt. Es trat etwas ein, was weder Ludwig XVIII., noch Baron Gros erwartet hatten — die Julirevolution, welche den Stamm der ältern Bourbonen aus Frankreich vertrieb und die Genovefenkirche wieder in ein Pantheon umschuf. Von nun an waren Ludwig XVIII. und die Herzogin von Angoulême an der Kuppel des herrlichen Gebäudes eine lächerliche Erscheinung, ein Widerspruch mit der Bestimmung des großen Denkmals. Einmal wurde im Beiseyn Ludwig Philipps eine Todtenfeier für diejenigen, welche im Kampfe wider die Bourbonen gefallen waren, unter dieser Kuppel gefeiert. Unten verherrlichte man die Volkshelden als Vertreiber des Stammes Ludwigs XVIII., und darüber schwebten die von Gros gemalten royalistischen Figuren; läßt sich ein größerer Spott denken? Gros konnte sich nun nicht verhehlen, daß sein großes, früher so gerühmtes und ausposauntes Meisterstück jezt nur noch eine lächerliche Bedeutung habe. Auch hatte der Geschmack des Publikums eine andere Richtung bekommen. Junge Maler wurden berühmt und die alten mußten zurücktreten. Es fand sich wieder eine schöne Gelegenheit, sich durch ein Meisterstück zu verewigen: das Innere der neuerrichteten Magdalenenkirche sollte bemalt werden. Man dachte nicht an Baron Gros, sondern übertrug die Arbeit dem sich schnell emporschwingenden Laroche. Sogar das, was noch im Pantheon zu bemalen übrig blieb, wurde einem Andern zugesagt. Gros wollte wahrscheinlich zeigen, daß sein Talent noch nicht abgestorben sey, und trat bei der lezten Ausstellung mit einem großen mythologischen Bilde auf, das allgemein als ein sehr mittelmäßiges Stück beurtheilt wurde. Diejenigen Kritiker in den Tageblättern, welche schonend gegen den Künstler verfahren wollten, halfen sich damit durch, daß sie seine ehemaligen großen und schönen Malereien besprachen. Der Künstler, sagten sie, hat ehemals Großes geleistet. Vielleicht war ihm jenes Produkt seines Alters das Liebste von Allem, was er hervorgebracht hatte, und Niemand wollte es für etwas Gutes anerkennen. Der arme Mann mußte dadurch ganz muthlos werden. Er wußte, daß sich bei Thiers, dem Minister des Innern, die jungen Künstler einander den Rang abliefen, und daß also für einen alten Maler keine große Arbeit mehr zu hoffen sey; für seinen Unterhalt hatte er zwar keine Arbeit nöthig; allein er mochte sie für seinen Ruhm nothwendig erachten, und die Zurücksezung mußte ihn schmerzen, noch mehr aber die anscheinende Gleichgültigkeit des Publikums. Nun hatte er zwar Beschäftigung in dem historischen Museum zu Versailles; diese Arbeit mußte ihm aber gering erscheinen im Vergleich mit den großartigen Arbeiten, welche er zuvor ausgeführt hatte. So wenigstens erkläre ich mir, was in der Seele des Künstlers vorgegangen ist und in ihm den Entschluß, in der Seine sein Leben zu endigen, zur Reife gebracht hat. Vielleicht hat er vormals nicht bedacht, daß der Künstler, welcher Ereignisse seiner Zeit schildert und auf dieselben seine ganze Kunst verwendet, sich der Unannehmlichkeit aussezt, wenn jene Ereignisse ihre Wichtigkeit verloren haben, auch seine Darstellungen etwas vernachlässigt zu sehen. Auch sollte er nicht alles Lob, was ihm Anfangs gespendet wird, für baare Münze annehmen, sondern bedenken, daß ein Theil davon auf Rechnung der mächtigen Personen kommt, die er dargestellt hat; in dem Künstler will man noch dem Fürsten schmeicheln, dem man schon außerdem genug geschmeichelt hat. Ferner hat sich Gros darin getäuscht, daß er sich eingebildet, das Publikum verkenne sein Talent; gewiß hat man ihn stets als einen der ersten Geschichts- und besonders Schlachtenmaler jeziger Zeit angesehen; aber man war auch überzeugt, daß die blühendste Epoche seiner Kunst vorüber sey, und natürlich wandte sich die Gunst des Publikums jungen, vielversprechenden Künstlern zu. Er hätte, wie seine klügern alten Kollegen in der Akademie, sich nicht mehr auf den Tummelplaz der öffentlichen Ausstellung begeben, sondern dieses Feld seinen Schülern und ihren Nebenbuhlern überlassen sollen. So hätte er seine Ruhe und vermuthlich auch sein Leben erhalten.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Juli 1835.

Du Land der Majestät und Sitz des Mars,
Du zweites Eden, halbes Paradies,
Du Kleinod, in die Silbersee gefaßt,
Die ihr den Dienst von einer Mauer leistet,
Von einem Graben, der das Haus vertheidigt
Vor weniger beglückter Länder Neid.

Shakespeare.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Zu den prächtigsten Hospitälern in der Welt gehört wohl das Hospital für invalide Seeleute in Greenwich. Es befindet sich in der Stadt Greenwich, etwa eine schwedische Meile von London. Von allen Gebäuden, die ich in England sah, ist dieses als Pallast das herrlichste, seinem Zwecke vollkommen entsprechend, würdig eines mächtigen und hochsinnigen Volks. Das Ganze besteht aus vier getrennten Gebäuden. Zwei derselben zeichnen sich durch gewölbte Säulengänge aus. Man hat eine schöne Aussicht auf die Themse und auf London. Die Kapelle und die Säle sind herrlich, die Invaliden wohnen vortrefflich, die vornehmsten und ältesten wirklich prächtig, in großen Sälen, wo jeder einen kleinen, abgesonderten Raum für sein Bett und seine Sachen hat. Diese Abtheilungen heißen Kajüten. Sie sind alle von Eichenholz, gebohnt und glänzend, daß man sich darin spiegeln kann. Es war feierlich und rührend, die alten Seeleute, welche die Spuren des Kriegs und der Anstrengungen tragen, unter den Gewölben dieser Säulengänge wandeln, oder plaudernd am Ufer des schiffbedeckten Flusses sitzen zu sehen, der ihnen ihres Vaterlands Reichthum und Ruhm zeigt. Es war Sonntag, alle hatten ihre Festkleider an. Viele Beine und Arme fehlten, viele Gesichter waren pulververbrannt, alle braun wie Mahagoni von der Luft aller Himmelsstriche. Behagen und eine trotzige Ehrlichkeit blickten aus ihren Augen. — Das Land, welches den tapfern Seemann auf diese Weise lohnt, verdient es, die erste Seemacht der Welt zu seyn, und hier würde ich von Herzen in das englische Nationallied mit seiner herrlichen Melodie, rule, Britannia, rule the waves, eingestimmt haben.

Stoke Newington, 1ten Nov.

Ich bin auf dem Lande eine halbe schwedische Meile von London und erfreue mich da eines etwas reinern, schönern Himmels. London ist eine nebligte, rauchigte Höhle, ein passender Aufenthaltsort für den Gott des Reichthums, der da, vor dem Tageslichte geschützt, beim Lampenschein seine Schätze zählt. Aber alle Arme seit Diogenes Zeit haben etwas Sonnenschein geliebt, und das ist auch der Fall bei mir. Wir sind vor einigen Wochen hieher gezogen. Es ist ein artiges Dorf, das man in Schweden eine Stadt nennen würde. Wir wohnen bei wackern Pfarrersleuten, die für zwanzig bis dreißig kleine Knaben Schule halten und auch erwachsene Ausländer aufnehmen, um sie zu anglisiren. Gegenwärtig befinden sich hier außer uns noch vier Spanier, die englisch reden lernen sollen, meistens aber auf

spanisch schweigen. Der Pfarrer, ein sogenannter dissenting minister, seinem Glaubensbekenntnisse nach ein Unitarier, steht hier einer kleinen Kapelle (meeting-house) vor, die seine Glaubensverwandten unterhalten, und ist ein ruhiger Engländer, wortkarg, Politik ausgenommen. Ueber diesen Punkt allein habe ich einige Lebhaftigkeit an ihm bemerkt, einen Zufall abgerechnet, da seine Frau einen Fisch nicht zu seiner Zufriedenheit zubereitet hatte. Die Frau ist liebenswürdig, wohlmeinend, gebildeter als ihr Mann und hat eine wirklich mütterliche Sorge für Alle, die ihr Brod essen, und die sie oft ihre Kinder nennt. Die Eintheilung des Tags ist hier ganz nach einfacher, schwedischer Weise gemacht. Um neun Uhr Morgens versammelt sich die Familie zum Frühstück, d. h. um den Theetisch. Nach dem Frühstück geht Jeder auf sein Zimmer. Wir beschäftigen uns da gewöhnlich mit Uebungen im englisch schreiben, die dann der Pfarrer nothdürftig korrigirt. Von eins bis zwei Uhr wird zu Mittag gegessen. Ein gewaltiger Rindsbraten thront majestätisch auf dem Tisch. Das ist ein Nationalgericht, das von den Augen eines Engländers nicht bloß mit Behagen, sondern auch mit einer Art Ehrfurcht betrachtet wird. Ein Engländer ist Patriot nicht bloß im Herzen, sondern im ganzen Leibe. Selbst der Magen scheint hier für das Vaterland zu fühlen, und ich habe Engländer mit ihrem Roastbeef in so stillem, hohen Behagen beschäftigt gesehen, als ob sie den ganzen Werth ihrer gesegneten Insel auf der Zunge schmeckten. Alles, was man mit Einem Worte Comfort heißt — es gibt kein Wort in den andern Sprachen, das den ganzen Sinn dieses Comfort erschöpfte, wenn nicht etwa das schwedische trefnad — ist hier etwas Heiliges. Nach der Politik gibt dies den reichsten Stoff für die Unterhaltung. Die Genauigkeit und Gründlichkeit, womit Alles dahin Gehörige abgehandelt wird, sind interessant. Gute Laune und anspruchloser Verstand herrscht in diesen kleinen Untersuchungen, zugleich aber Ernst. Es ist, wenn ich so sagen darf, eine Art Andacht in der Betrachtung des gesammten menschlichen Wohlstands bis in seine kleinsten Theile. Mit welcher wohlmeinenden Wichtigkeit erkundigt sich nicht die Wirthin darnach, welches Stück vom Braten jeder wünsche. Jemanden in seinem ruhigen Essen zu stören, ist die größte Sünde gegen englische Sitte und eine wahre Gewissenssache. Das Kamin, um das man sich an den Abenden versammelt, gehört gleichfalls unter die hochgeachtetsten Dinge. Man bietet sorgfältig einen Platz bei demselben an. Sich davor zu stellen und es zu verdecken, gilt für die größte Unhöflichkeit. Bloß der Wirth oder die Wirthin dürfen das Feuer besorgen, und nach einem englischen Sprüchworte muß man sieben Jahre in einem Hause gewesen seyn, ehe man das Recht erhält, an's Feuer zu rühren. Dann trinkt man wieder seinen Thee, und das ist die eigentliche Zeit für die Unterhaltung. Zulezt nimmt man ein frugales Abendessen ein, schüttelt sich die Hände — denn hier zu Lande küßt man nur des Königs und der Geliebten Hand, und beides ist Gnade — sagt sich gute Nacht, und um eilf Uhr geht Jeder auf sein Zimmer.

(Die Fortsezung folgt.)

Skandinavische Geschichten.

(Beschluß.)

Nach langem, furchtbarem Schweigen trat Karl Ingvelden näher und fragte: „Siehst Du eine Spalte in seiner Lippe?“ — „Nein!“ rief sie, „für mich hat er eine Lippe so ganz und schön wie die Deinige.“ — Karl erhob die Keule und — o Entsetzen! mit einem Schlage lag das älteste Kind todt auf dem Blachfelde. Jammernd stürzte die Mutter zur Erde, und Karl warf sich neben sie und fragte wieder mit herzzerschneidender Stimme: „Siehst Du eine Spalte in seiner Lippe?“ — „Ich sehe keine!“ rief Ingvelde und sprang in die Höhe. Ein zweiter gräßlicher Schlag zerschmetterte das zweite Kind. — Keine Bewegung im marmorbleichen Antliz, stierte die Mutter auf die kleine Leiche. Aber den armen, starken Gest hatte wohlthätige Betäubung befallen; er lag bewußtlos in den Armen der Tingmänner, die ihn hielten. Und mit wahnwitzigem Blicke fragte Karl zum dritten Mal: „Siehst Du eine Spalte in seiner Lippe?“ — „Keine!“ sprach Ingvelde und hielt beide Hände vor die starren Augen, die sie nicht schließen konnte. Da fiel das dritte Kind, und gleich darauf erscholl mit dumpfer Stimme zum vierten Mal dieselbe Frage, und Ingvelde stöhnte: „Keine!“ — Schon schwang der furchtbare Rächer die Keule über des vierten und lezten Kindes Haupt, da übermannte ihn ein menschliches Gefühl; er hob den Knaben auf und legte ihn in des Vaters Arm und ließ beide unverzüglich an Bord eines Schiffs bringen, das sie nach Irland trug. Ingvelde behielt er bei sich, und Tag und Nacht flehte und beschwor er sie um Liebe, aber sie antwortete nicht, sie sah ihn kaum, denn sie gedachte nur ihrer Kinder. Und bald fühlte Karl ein unnennbares Grauen, das Gespenst seiner eigenen That verfolgte ihn, wo er ging und stand, er konnte es in Island nicht länger aushalten. So verließ er Hab und Gut und ging zur See; Ingvelde mußte ihn begleiten. In Dänemark ward ihr die Kunde, daß das Schiff, worauf Gest und ihr Jüngster sich befunden hatten, gescheitert. Und von Neuem trat Karl mit der furchtbaren Frage

vor sie und drohte mit dem Schwerte, wenn sie noch widerstände; sie hing aber an dem Todten mit derselben Treue, wie an dem Lebenden. Karl, ihres Starrsinns müde, verkaufte sie als Sklavin auf offenem Markte, und Ingvelde stand ruhig, mit Stricken gebunden, da und ließ es geschehen. Als aber ihr neuer Herr sie zur Arbeit zwingen wollte, scheiterten alle seine Bemühungen, Drohungen und Versprechungen an ihrem unbeugsamen Willen; sie brauchte die Hände nur, um sie in Schmerzen wund zu ringen. Nach einigen Monden brachte der Käufer sie zurück an Karl, indem er sich über ihre Unbrauchbarkeit beschwerte. Und nochmals versuchte der junge Mann alle ihm zu Gebot stehenden Mittel, um ihr starkes Herz zu bezwingen; er kleidete sie wie eine Königin, daß sie schier wie ein Marmorbild vor ihm stand, denn Farbe kam nie mehr in ihre Wangen seit der schauerlichen Nacht, in der sie das Blut ihrer Kinder fließen sah. Aber Alles war vergebens, und Karl fühlte einen doppelten Stachel in seinem Herzen, den der bittern Reue und den der unbefriedigten Liebe. Denn, so gern er wollte, er konnte sie nicht hassen, ihr Heldenmuth ließ ihn immer heißer für sie entbrennen. Zwar loderte sein Zorn oft höher als seine Liebe, und einst, in einem Anfall von Raserei, verkaufte er sie zum zweiten Mal in Drontheim und verließ gleich darauf Norwegen mit dem festen Vorsatz, sich nicht mehr um sie zu bekümmern. Doch schon im nächsten Sommer rief ihn die Sorge um sie dahin zurück. Dem harten Manne, der sie gekauft hatte, war es trotz allen Mißhandlungen nicht möglich gewesen, etwas anderes als Thränen von ihr zu erlangen, und abgehärmt, kaum kenntlich, ward das schöne, unglückliche Weib dem ängstlich Fragenden vorgeführt. Der Anblick brach Karl das Herz, und nun war endlich das Maaß ihrer Leiden voll. Ehrerbietig stürzte er ihr zu Füßen und bat, ihm zu vergeben; zugleich gestand er ihr, daß Gest nicht todt, sondern frisch und gesund sey, und versprach, ein Schiff auszurüsten, um ihn zu ihr bringen zu lassen. „Auch für mich,“ sagte Karl, „ist nun die Spalte in seiner Lippe geheilt, denn der Mann, der so heiß und treu geliebt wird, vor dem müssen sich alle Andern beugen.“ — Gest und sein jüngster Sohn langten an, ehe der Winter wieder kehrte, und Karl ward sein wärmster Freund bis in den Tod.

*

Ich finde in Deiner Erzählung, sagte ich, den Charakter des Nordens treffend abgedrückt: seine eisige Härte und Barbarei, aber auch seine schönen Seiten: Treue, Standhaftigkeit und Kraft. Von den zarten Gefühlen des Südens ist freilich keine Spur darin; seine Weiber sind stämmige, grobknochige Heldinnen, achtungswerthe Ehefrauen, aber wie man es wagen kann, einen Liebeshandel mit einer von ihnen anzuspinnen, das verstehe ich nicht. — „Ergebensten Dank für Victoire und mich,“ lachte Lenanora, und sie war ordentlich ein wenig kokett, als sie wiederholte: „stämmige, grobknochige Heldinnen,“ und dabei auf ihre kleinen Mondscheinhändchen sah und ihre blonden, seidenen Locken aus dem Gesichte strich, als wollte sie mir mit ihrer Heroengestalt imponiren. Ich lachte über meinen Verstoß, und freute mich, daß er die beiden anwesenden Damen auf keine Weise verletzen konnte. Während dieses kleinen Zwiegesprächs nahm Wattson, verstohlen, wie er meinte, Victoirens Hand und küßte sie leise und innig. Sie ließ es still geschehen und wischte sich mit der andern eine Thräne aus den Augen.

An meinen Bruder Wilhelm.

Fühl', Geliebter, fühl' im Druck der Hand,
Lies in Blick und Ton der Brust Empfinden.
Ob es auch die Lippen nicht verkünden,
Wissen wir doch doppelt uns verwandt!

Treues Herz, mit männlichem Gefühl
Für das Große, für das Rechte schlagend,
Schlechte fliehend, Schwache leicht ertragend,
Wahr und fest im schwanken Zeitgewühl!

Wer einmal in's Inn're dir geschaut,
Deinen Sinn erkannt, dein edles Trachten,
Wenn er würdig fühlt, er muß dich achten,
Lieben muß dich, wer sich dir vertraut.

Einen Freund, der innig mich umfaßt,
Hab' in dir, im Bruder, ich gefunden,
Welcher mitfühlt meine heitern Stunden,
Welcher mitträgt meiner Tage Last.

Und nach dir, als einem hellen Stern,
Seh' ich aufwärts in des Lebens Irre;
Lösung bringst du mir in das Gewirre,
Deinem heitern Rufe folg' ich gern.

Heilig Band, das hier uns eng vereint —
Aber mag die Erde uns entschwinden,
Ewig muß es, ewig uns verbinden,
Durch Aeonen Bruder du und Freund!

Erlangen, im April 1835.

Gottl. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Die Antonsstadt. Der große Garten. Maulbeer- und Seidenkultur. Weinbau.

Die ungemeine Regsamkeit in Herstellung neuer Gebäude, welche fortdauernd wahrzunehmen ist, macht einen besonders erfreulichen Eindruck. Aus dem vor zwanzig Jahren nur noch mit wenigen ansehnlichen Häusern vor den Bautzner und Leipziger Thoren gelegenen, sogenannten neuen Anbau, vormals der Sand geheißen, ist allmählich eine, großentheils recht fein und zweckmäßig erbaute Stadt emporgewachsen, der, auf den allgemein ausgesprochenen Wunsch der Einwohner, König Anton die Führung seines Namens zugestanden hat. Am 13ten vorigen Monats, dem Antonstage, widmeten sie dem Ereignisse ein frohes Fest. Allenthalben in der neuen Antonsstadt Musik und Tanz; an einer beim Linke'schen Bade errichteten Ehrenpforte wurde der ehrwürdige Königsgreis auf seiner alle Sonnabende (jedoch sonst gewöhnlich auf dem jenseitigen Elbufer) erfolgenden Rückkehr von seinem Sommeraufenthalte Pillnitz nach der Residenz, nebst der Familie, durch eine besondere Deputation feierlich und unter herzlichem Zujauchzen des Volkes empfangen. Bis tief in die Nacht erscholl die Freude aus vielen Häusern, die insgesammt (und zwar ohne Geheiß oder auch nur Andeutung) durch helle Erleuchtung die Gesinnungen ihrer Bewohner freundlich aussprachen. Auch an der entgegengesetzten Seite von Dresden steigt ein neues Haus, ein neuer Garten nach dem andern empor. Vorzügliche Erwähnung verdient, daß so eben auch auf einer Anhöhe in der Nähe des Falkenschlages für das hiesige Blindeninstitut ein eigenes, ansehnliches Gebäude mit Garten im Werden begriffen ist. Zu einem besonders angenehmen Aufenthalte ist neuerlich der große Garten geworden. Vormals ein aus höchst langweiligen Alleen und unzugänglichem, zur Fasanenzucht ausschließend benutzten Buschwerk bestehendes Stück Land, ist er, seitdem die Fasanengeschlechter, in Folge des Krieges im Jahre 1813, daraus verschwunden, zu einem höchst anmuthigen, Jedermann allenthalben offen stehenden Park umgeschaffen, und die darin befindlichen, zum Theil ausgezeichnet schönen Bäume und Baumgruppen hier zu erquickenden, schattigen Ruhesitzen, dort zu heitern An- und Aussichten mit vielem Geschmacke benuzt worden. Unter der besondern Vorsorge des Straßenbaukommissärs von Carlowitz ist in einem Quartier des Gartens eine sehr ansehnliche Baumschule zu Stande gekommen, deren vielfacher Nutzen sich besonders auch dadurch bewährt, daß die Bäume, absichtlich in kargem Boden auferzogen, eine Festigkeit gewinnen, die ihnen bei der nachherigen Verpflanzung überall Fortkommen und Gedeihen verbürgt. Mehrere Jahre schon erstreckt v. Carlowitz seine für die Baumpflege seit langer Zeit bewiesene, gemeinnützige Thätigkeit vorzüglich auf die Maulbeerbaumkultur und den damit in Verbindung stehenden Seidenbau. Nach sorgfältigen Studien der neuerlich in Theorie und Praxis anderwärts gemachten Fortschritte, ist von ihm, unter Genehmigung und Mitwirkung der Regierung, eine Anstalt zu Abhaspelung und Zubereitung der Seide errichtet worden, worin jeder inländische Seidenbauer sich mit dem dabei zu beobachtenden Verfahren bekannt machen kann. Herr von Carlowitz, der bereits im vorigen Jahre mancherlei vorzügliche Fabrikate aus selbst gewonnener Seide zur hiesigen Gewerbausstellung brachte, soll sich hinsichtlich seiner verdienstvollen Bestrebungen im jezigen Jahre eines besonders günstigen Erfolges erfreuen. Nach vieljährigen nuzlosen Versuchen, in der Fabrikation seidener Waaren mit dem Auslande zu wetteifern, gelang es erst vor ungefähr zehn Jahren der zum Theil mit Unterstützung des Staats errichteten Thilo-Röhlingschen Seidenwaarenfabrik zu Annaberg, diesen Zweck vollkommen zu erreichen. Um so wünschenswerther daher, wenn die Kultur des dazu nöthigen Materials, welche ebenfalls gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, obschon durch Beihülfe der Regierung begünstigt, das beabsichtigte Ziel nicht zu erreichen vermochte, nunmehr auch demselben glücklich zugeführt würde. Die größte Wahrscheinlichkeit dazu ist vorhanden; denn erstens findet die durch Prämienaussetzung und unentgeldliche Austheilung von Maulbeerpflanzen vom Ministerium des Innern aufgemunterte Sache weit wärmere Theilnahme, als in früherer Zeit, und zweitens scheint sie auch mit größerer Intelligenz und Kenntniß als vormals geleitet zu werden.

Ein anderer Kulturzweig, zu dessen Vervollkommnung die Regierung ebenfalls schon vor mehreren Jahren durch Preisaufgaben zu wirken suchte, hat offenbar in Folge einiger, seitdem hinzugekommener Umstände größere Aufmerksamkeit als jemals auf sich gezogen. Es ist dies der hiesige Weinbau. Ich schlage beim Aussprechen des Worts die Augen nieder, keineswegs aber aus Mangel an gutem Gewissen; nur die sarkastischen Gesichter will ich nicht sehen, die mich in meiner Rede irre machen könnten. Ganz gelassen versichere ich aber, daß schon vor langer, langer Zeit anerkannt gute Weinkenner den Meißner weißen Wein, von günstigen Jahren herrührend, manchem weit berühmtern ausländischen Rebensafte gleichschätzten, und daß vielleicht noch bessere Kenner neuerlich anrathen, den weißen Wein künftig bei neuen Anpflanzungen weniger zu berücksichtigen, weil der hiesige Rothwein verhältnißmäßig von noch weit besserm Gehalte sey und daher seinen Platz in den Weinbergen vorzugsweise verdiene. Es sind auch schon dieserhalb vor vielen Jahrzehnten Pflanzen blauer Trauben aus Burgund verschrieben und ganze Weinberge, namentlich in der Loschwitzer Pflege, damit angefüllt worden. Eine vorzügliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit in Ansehung der Veredlung des hiesigen Rebensaftes überhaupt, hauptsächlich aber des Rothweins, verdankt man einem vor nicht langer Zeit verewigten Arzte, dem durch seine im Jahre 1832 zum zweiten Male aufgelegte Schrift: Versuch einer rationellen Anleitung zum Weinbau, auch der literarischen Welt empfohlenen Hofrathe Dr. Röber, so wie einem vormaligen Oberlandweinmeister, Namens Fleischmann, und später dem ebenfalls der Weinkultur sich mit größtem Eifer widmenden, im vorigen Jahre erst gestorbenen Oberforstmeister von Bredow. Die Weinbaugesellschaft, ein sehr altes Institut, welches unter des Leztern Vorsitze zu Verbesserung des inländischen Weingewächses wesentlich beitrug, fährt auch nach dessen Tode noch immer fort, sich der wahrhaft guten Sache mit lobenswerthem Eifer anzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Juli 1835.

Dem längst der Gram des Heimwehs ward geheilt,
Ihm gönnt es, über Delphis Höh'n zu wallen,
Die Flut zu sehn, wo Griech' und Perser einst gefallen.
Byron.
Childe Harold.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Vierter Brief.

In Amphissa wurde der König von einer Deputation Galaridioten erwartet, welche ihn im Namen ihrer Mitbürger um die Gnade ersuchten, auch ihrer Stadt einen Besuch zu schenken. Die Einladung wurde angenommen, und so am folgenden Tage frühmorgens wieder aufgesessen, um nach der Skala oder dem Hafen von Amphissa, σκάλα τῶν Σαλώνων genannt, hinunter zu reiten. Die Entfernung beträgt etwa drei Stunden; der Weg, der immer in der Ebene fortläuft, ist höchst anmuthig. Er führt über eine Stunde lang durch den reichen Oelwald von Amphissa, der größtentheils Staatseigenthum ist, und dessen Oliven, als Speise eingemacht, über ganz Griechenland das Lob der Vortrefflichkeit haben. Das vorgestrige Nachtlager Chryso blieb eine halbe Stunde zur Linken; über ihm thürmt sich der Parnaß empor, auf dessen Abhängen hoch über Chryso man die weiße Kirche von Arachova erblickt. Dann wendet sich der Weg mehr rechts nach der Skala hinunter, die nur durch wenige Häuser und Magazine bezeichnet ist. Eine halbe Stunde weiter links mündet sich das versandete Bett des Pleistos in das Meer; der Fluß selbst erreicht nur bei sehr starkem Regen im Winter seine Mündung. Gleich über dem Flußbette, zwischen demselben und dem Fuße der Kirphis, liegen am Strande die unscheinbaren Ruinen von Krissa oder Kirrha. Im Alterthum führte ein Kanal aus dem Pleistos durch die Stadt, * in deren Ruinen sich freilich hart am Gestade ein Brunnen ziemlich trinkbaren Wassers findet, der aber für die Bedürfnisse der gesammten Bevölkerung nicht genügen konnte.

Am Strande bei Skala harrten ein Dutzend Barken und Boote von Galaridi, hübsch mit Flaggen geziert und mit den besten Ruderern bemannt. Der König bestieg die größte, welche der Hafenkapitän führte, das Gefolge vertheilte sich in die übrigen. Die Entfernung von der Skala nach Galaridi beträgt bei gewöhnlicher Fahrt zwei Stunden; aber die rüstigen Galaridioten glaubten es ihrer Ehre schuldig zu seyn, sie in einer Stunde zurückzulegen. Das Wetter war günstig, die See spiegelglatt, die Aussicht auf das Meer und seine Küsten entzückend. Pfeilschnell glitten die Barken dahin, mit aller Anstrengung unter sich wetteifernd, indem sie dem königlichen Nachen den gebührenden, und vermittelst seiner stärkern

* Pausan. 10, 37, 5. — Polyänos drückt sich schlecht aus oder ist im Irrthum, wenn er den Fluß selbst durch die Stadt fließen läßt.

Bemannung leicht behaupteten Vorsprung ließen. Das Boot, in welchem ich mich mit dem Obersten Brandt und Oberstlieutenant Mamuris befand, war für seine vier Ruderer zu schwer; dennoch wollten sie nicht zurückbleiben und überboten ihre Kräfte in dem Maße, daß nach einer halben Stunde einer von ihnen bewußtlos zu Boden sank und uns, da er den Geist aufzugeben drohte, in die größte Bestürzung versezte. Mit Mühe konnten wir seine Gefährten bereden, ihren Eifer jezt etwas zu mäßigen. Wirklich war Galaridi in einer Stunde erreicht. Das Städtchen liegt am westlichen Ufer des krissäischen Busens auf einem niedrigen Vorgebirge und hat einen kleinen, aber guten Hafen, der durch eine mehr vortretende Felsspitze und ein paar Klippeninseln geschüzt ist. Der Hafen war mit Schiffen gefüllt, die sich mit Flaggen bedeckt hatten und Begrüßungssalven feuerten. Die betriebsame Bevölkerung des kleinen Orts empfing mit unbeschreiblichem Jubel den König am Ufer und geleitete ihn in die Kirche, dann in das recht wohlgebaute Haus eines der wohlhabenderen Schiffsrheder. Der König geruhte, die Einladung des Hausherrn und eines andern Kaufmanns anzunehmen, ein paar ihnen gehörige, neugebaute Schiffe vom Stapel laufen zu sehen und Taufzeuge dabei zu seyn. Leicht und sicher glitten die stattlichen Handelsbriggs in's Meer und wurden das eine Therese, das andere Mathilde getauft. Eine ganze Reihe anderer, die halbfertig auf dem Stapel lagen, gaben ein erfreuliches Zeugniß von dem wieder erblühenden Handel und der erfolgreichen Thätigkeit der Galaridioten.

Galaridi liegt auf dem Emplacement einer alten Stadt, von der aber wenige Reste übrig sind. Sie beschränken sich auf einige Mauerreste von guter hellenischer Konstruktion, einige durch die Stadt zerstreute Architekturstücke, und eine in einer Kirche eingemauerte Grabschrift,* die aber den Namen der Stadt nicht enthält. Das westliche Griechenland, von Amphissa an, ist so wenig bereist, und die Nachrichten der Alten über die Geographie desselben sind so dürftig, daß es schwer ist, vor genauerer Untersuchung des Landes hier etwas Bestimmtes auszusprechen. Gewöhnlich und nicht ohne Wahrscheinlichkeit wird Galaridi für Oeanthea gehalten.**

Nach einem Aufenthalte von einigen Stunden schiffte der König sich wieder ein, und ein günstiger Wind, der die Ruderer unterstüzte, führte die Barken schnell wieder nach dem Hafen von Amphissa. Auch unser Mann, der am Morgen dem Sterben nahe geschienen hatte, ließ es sich nicht nehmen, obgleich noch todtbleich, das Ruder wieder zu führen, und verdoppelte seine Anstrengungen, um, wie er meinte, die Schmach der Ohnmacht wieder auszuwetzen. Kaum waren die Pferde wieder bestiegen, als ein starker Gewitterregen sich zu ergießen anfing, so daß der König wie das Gefolge ganz durchnäßt in Amphissa ankamen. Eine lustige Figur machte dabei ein alter, fränkisch gekleideter Herr aus Amphissa, der sich dem Zuge angeschlossen hatte und mit der größten Beharrlichkeit im stärksten Trott einen ganz durchlöcherten Regenschirm über sich hielt, welcher ihn eben so naß werden ließ, wie jeden andern.

Am $^{25}/_{13}$ September wurde die Reise nach Norden fortgesezt. Die erste Tagreise ging nur bis Gravia, sechs Stunden von Amphissa. Der Weg führt durch eine reizende Gebirgsgegend, über die Höhen und Bergrücken, welche den Parnaß mit dem ätolischen Gebirge verbinden. Eine Menge ehemaliger Pallikarenchefs aus Amphissa begleiteten den König bis Amblena, unter ihnen Pappa Kostas, ein Geistlicher, der sich durch Tapferkeit, wie der berühmte Diakos, zu dem Range eines angesehenen Kapitanos aufgeschwungen. Er trug die gewöhnliche reiche Kriegertracht, dazu aber einen langen, schwarzen Bart, welchen die einmal geweihten Priester nie wieder ablegen. Amblena ist der Name eines Defilés auf dem höchsten Punkte dieses Wegs, wo im Jahre 1826 ein glückliches Gefecht gegen die Türken geliefert wurde. Hier wurde gelagert und dejeunirt, während Tzavellas, Pappa Kostas und andere der Offizier, die Helden jenes Tags, dem Könige die nähern Umstände des Gefechts erklärten. Beim Aufstehen wurde als ein glückliches Omen fröhlich bemerkt, daß der König zufällig gerade auf dem Grabe eines tapfern Beis, der in dem Gefechte gefallen war, gesessen hatte; nur einer der Kapitäns meinte murrend, daß dies noch zu viel Ehre für den alten Ungläubigen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Sie steht im C. J. Gr. I., 1764.

** Pausan. 10, 38, 5.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Stoke Newington, 20ten Nov.

Heute kommt mir die Lust, dir einige Worte über die englische Höflichkeit zu sagen. — Es gibt eine natürliche und eine erworbene Höflichkeit. Die erstere ist die Höflichkeit des Herzens, entspringt aus Wohlwollen, braucht nicht gelehrt zu werden und ist recht und gut, wenn sie auch nicht mit den angenommenen Formen stimmt. Sie verbindet die Menschen und hat das Gesellschaftsleben erst möglich gemacht. Da dieses Gesellschaftsleben aber immer verwickelter wird, so entsteht die Nothwendigkeit, von den Leuten loszukommen, ohne anzustoßen, und man macht aus der Höflichkeit eine Kunst. Es ist eine Art Scheidemünze im allgemeinen Zusammenleben, die man mit sich führt. In England ist die allgemeine Höflichkeit in hohem Grade defensiv.

Die englische Sitte steht um Jeden wie ein Ring, innerhalb dessen er gefeit ist. Mein Platz in einer Gesellschaft, meine Rede und Antwort, mein Schweigen, mit Einem Worte, mein Behagen, in so fern es Andern nicht zu nahe tritt, wird hier in demselben Grade geachtet, wie jedes andere Recht, und Niemand wundert sich, wenn ich mich dieses Rechts bediene, um zu reden oder zu schweigen. Deßhalb ist der englische Ausdruck für Behagen „sich selbst genießen" (to enjoy one's self.), wie langweilig ein solcher Genuß auch demjenigen vorkommen mag, für welchen das Gesellschaftsleben das Leben in Gesellschaft ist. Das allgemeine Losungswort bei dem gegenseitigen Zusammentreffen in englischen Cirkeln ist: how do you do? und das ist ungefähr Alles, was ich hier zu Lande zu sagen brauche, um für einen ordentlichen, artigen Mann zu gelten. Bei den Frauenzimmern habe ich hiebei keinen andern Unterschied bemerkt, als daß ihnen die Frage etwas zu kurz vorkommt, und daß sie sie deßhalb sechs, sieben Mal in einem Athem wiederholen. Will man ausführlicher seyn, so braucht man sich bloß zu erinnern, welche Tageszeit es ist, und sagt dann: how do you do this morning, this evening, tonight? Diese Fragen hört man hier, so oft man sich begegnet, zuweilen noch mit dem Zusatze: I am glad to see you. Die körperlichen Höflichkeitsbezeugungen sind eben so einfach. Nur vor Frauenzimmern bückt man sich und zieht den Hut. Männer grüßen sich mit Kopfnicken, oder einer Handbewegung, oder einem Handschlag. Der Handschlag wird hier heiliger gehalten, als anderwärts. Es gilt als Zeichen der Versöhnung, wenn man einem Feinde die Hand schüttelt.

Uebrigens hat diese zurückhaltende englische Höflichkeit ihre schöne Seite, und bei näherer Bekanntschaft verliert sich die Steifheit. Sie ist in vielen Hinsichten mit einer wirklichen Zartheit und Milde verbunden. Good nature, Wohlwollen, Treuherzigkeit werden von dem wahren Engländer an einem Manne am höchsten geachtet. Und da hier in der That weniger Affektation und mehr Selbstständigkeit als an vielen andern Orten gefunden wird, so ist diese Zurückhaltung hier seltener bloße Schwäche. Ueberhaupt herrscht in den Sitten der Mittelklasse eine Milde, die jeden Charakter ehren und alle löblichen menschlichen Gefühle schonen lehrt. Sie äußert sich auf rein menschliche Weise, ohne Rücksicht auf die Ungleichheit des Standes. Mit welchem Gefühle spricht meine Wirthin von ihrer Magd, die aus Kummer milzsüchtig geworden ist. Sie fürchtet, daß ihr Herz gebrochen seyn möge (a broken heart), einer von den vielen bezeichnenden Ausdrücken für Gefühle und Leidenschaften, an denen die englische Sprache so reich ist. Deßhalb gebrauchen sie auch das Wort kindness (Güte, Wohlwollen) im höhern Sinne für Höflichkeit. Deßhalb gehört auch, was man Malice nennt, nicht zum englischen Ton, eben so wenig, als der aus Malice und Koketterie zusammengesezte Jargon, der anderswo zwischen den beiden Geschlechtern üblich ist und sich auf Weiberverachtung gründet. Ich rede immer von dem, was ich für den Ton der Mittelklasse halte. Wie oft habe ich bei meinen kleinen bisherigen Ausflügen die Achtung zu bemerken Gelegenheit gehabt, die der Engländer, auch der ungebildete, im Allgemeinen den Frauen erweist! Diese Achtung zeigt sich nicht in Gesprächigkeit oder Komplimenten, sondern in mancherlei kleinen Diensten, die unbedeutend, aber doch wirkliche Dienste sind, z. B. den Frauenzimmern sorgfältig den nächsten Platz am Feuer anzubieten, ihnen einen Platz im Innern des Wagens zu geben u. s. w. Und diese Aufmerksamkeit beweisen sie bloß dem Geschlechte, ohne daß eine Bekanntschaft nöthig wäre, und mit weniger Rücksicht auf den Stand. Die geringste persönliche Gewaltthätigkeit, um die Zudringlichkeit jener niedrigen Geschöpfe abzuwehren, die durch die Straßen und Gassen von London schwärmen, ist schon deßhalb gefährlich, weil jeder Mann es für seine Schuldigkeit hält, die Partei eines mißhandelten Frauenzimmers zu nehmen.

Das Wort Gentleman begreift alle Eigenschaften englischer Bildung, und ist schwer zu übersetzen. Es ist ein Charakter, und zwar der höchste. Man hat das Wort eines Königs zum Beweise dafür. In dem Parlamente, welches dem sogenannten langen Parlamente voranging, versprach Karl der Erste dem Unterhause: „nicht bloß auf sein Fürstenwort, sondern auf Gentlemanswort," daß es seine Berathungen frei solle fortsetzen dürfen, wenn es nur Subsidien votiren wolle. — Johnson sagt, Gentleman bezeichne einen Mann von Geburt, obwohl nicht von hohem Adel (noble), einen durch seinen Charakter oder seine Stellung über die Menge erhabenen Mann. In dieser Definition ist schon einiges eigenthümlich Englische und macht eine Erklärung nothwendig, z. B., daß das Wort Edler, Edelmann (noble, nobleman) bloß vom höhern Adel gebraucht wird. Außerdem hat das Wort „Charakter" hier eine eigene Bedeutung. Es bezeichnet nicht bloß den innern Werth, sondern seinen Abdruck im Aeußern, in der Umgebung, der Meinung, dem Ansehen. Das Alles gehört zum Charakter eines Mannes. Ein Gentleman ist nicht bloß ein Mann, dem Vermögen oder gesellschaftliche Stellung Unabhängigkeit und einen gewissen Ueberfluß in seiner Lebensweise gewähren, sondern dieser Name begreift auch gute Erziehung, Selbstständigkeit und Freisinnigkeit in Sitten und Denkart, mit einem Worte, alle Vortheile, die eine höhere Bildung begleiten. Reichthum und Geburt geben diesen Titel nicht, aber sie verstärken ihn. Man sagt von einem reichen, ja sogar von einem vornehmen Mann, wenn er ungebildet

ist: er ist kein Gentleman (he is not a gentleman). Ein Muster von Lebensart ist ein vollkommener Gentleman. Von den Beschäftigungen und Gewerben in der Gesellschaft stempeln bloß diejenigen zum Gentleman, welche Erziehung und Bildung erfordern. Man gehört dann zur Klasse, kann aber persönlich eine Ausnahme machen, und umgekehrt. Der Kaufmann (merchant) gehört durch sein Geschäft dazu, der Krämer (tradesman) nicht; aber Erziehung und Sitten können in beiden Fällen Ausnahmen begründen. Ueberhaupt ist es leichter zu sagen, was ein Gentleman nicht ist, als was er ist. Es ist z. B. nicht ein Mann, der immer und überall die Wahrheit sagt, aber ein Mann, der sich nie zu einer Unwahrheit erniedrigt, nicht ein Mann, der jederzeit seine Ueberzeugung ausspricht, aber ein Mann, der sie nie verläugnet. Du weißt nicht, ob er ein warmer Freund ist, aber du kannst darauf rechnen, daß er ein edelmüthiger Feind seyn werde. Ja, Edelmuth gegen den Feind ist vorzugsweise gentlemanly, was wir ritterlich heißen. Uebrigens kenne ich keine Sprache, in welcher das bloße Wort „männlich" (manly) eine so schöne Bedeutung hätte. Es begreift nicht bloß Aufrichtigkeit, sondern alles Aufrichtige, Offene, Wohlwollende. Einen Fehler erkennen z. B. ist im Englischen männlich. Die Bedeutung dieses Wortes ist eine Ehre für den englischen Charakter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Beschluß.)

Weinbau. Theater.

Einer der Umstände, durch welche so eben die allgemeine Aufmerksamkeit der Weinbauer besonders angeregt worden, ist der jezt auf den französischen Weinen liegende hohe Zoll. Das zuvor größtentheils aus Frankreich befriedigte Bedürfniß rothen Weins wird durch ihn dergestalt belästigt, daß immer mehr Rothweintrinker veranlaßt werden, zur Fahne des in den Zollvereinsstaaten wachsenden trefflichen weißen Weins überzugehen. Es wird daher, wenn das mit Rothwein so ungemein gesegnete Frankreich den sehr ansehnlich gewesenen Vertrieb desselben nach Deutschland nicht großentheils verlieren, oder doch immer mehr vermindert sehen will, von seiner Seite hohe Zeit, dem, ohnehin mit den gerechten Forderungen des Tages in vollkommenem Widerspruche stehenden Geschrei der dortigen Fabrikanten gegen die Handelserleichterungen das Ohr besser als seither zu verschließen, und dagegen auf die gegründeten Klagen seiner nothleidenden Weinproducenten zu merken und einen zweckmäßigen Handelsvertrag mit den deutschen Zollvereinsstaaten zu bewirken, ehe man sich die rothen Weine ganz abgewöhnt, oder für solche andere Quellen eröffnet. Die bequemsten leztern sind ohne Zweifel der vermehrte Anbau dieser Weine in den Zollvereinsstaaten. Darum hat denn auch derselbe während der lezten Jahre in Sachsen außerordentlich zugenommen. Auch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß anderwärts, wo die nämlichen Gründe vorhanden sind, die nämliche Idee ebenfalls aufgestiegen und zur Ausführung gebracht worden. Einen neuen Antrieb dazu gewährt dem hiesigen Weingärtner die so überaus reichlich ausgefallene, köstliche Weinernte des vorigen Jahres. Besonders sein Rothwein ist von ausgezeichneter Stärke und Annehmlichkeit, und feuert um so mehr den Eifer zu neuen Anlagen rothen Weins an, da auch im jezigen Jahre die Berge eine seltene Fülle ungemein großer Trauben zur Schau legen, und, was Dresden und Meißen anlangt, die Blüthe durch ein sehr schönes, warmes Wetter befördert wurde, so daß der nächste Herbst bereits wieder zu gar erfreulichen Hoffnungen berechtigt.

Unsere Bühne fängt langsam an, von ihrer Sommermittagsruhe sich zu ermuntern. Immer mehrere ihrer reisenden Virtuosen kommen zurück, so daß wieder manches ersehnte Hauptstück flott geworden ist; zugleich flattern die leichten, lockern dramatischen Sommerscherze immer noch wohlgemuth über die Bretter, welche, wie überall, so auch im Linkeschen Bade, die Welt bedeuten. Ein neues dergleichen nach Art der Burleske: „Dresden in einem andern Welttheile," die im vergangenen Sommer Furore machte, ist bereits einige Mal viel beklatscht und noch mehr belacht worden. Es heißt: „das Gespenst auf der Terrasse." Das populäre Sprüchwort: wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen, findet auch bei den gerne Lachenden seine Anwendung. Unter lachlustigen Menschen kann allenfalls die Kunst, oder was höflicherweise so titulirt wird, sich dehnen, so lang und breit als sie will, sie darf doch immer auf Beifall rechnen. Ihr klarer, olympischer Nektar soll zwar auch in diesem Gespenste mitunter an einem starken Erdgeschmacke laboriren; der Freund des Scherzes sieht aber gerne darüber weg. Lokalwize, oder wenigstens Worte sind die besten Aufrechterhalter und Beförderer solcher Stücke, so wie Schauspieler, die in den oft etwas morastigen Tiefen, wo dergleichen Wize oder Worte „gerissen" zu werden pflegen, das Gleichgewicht, wie die hiesigen gemeiniglich, zu behaupten verstehen. Die Terrasse ist übrigens keine andere, als die Brühlsche, welche, ihres europäischen Rufes halber, dieser Lokalposse unstreitig auch viele Durchreisende zu Zuschauern gewinnt. Fremde Schauspieler beider Geschlechter überfluthen uns, nur ist, leider, Seydelmann noch immer nicht darunter gewesen. Zuweilen wird zu Befriedigung des Gelüstes reisender Bühnenheroen nach dieser und jener Rolle tief in dem Moder der Gräber gewühlt, wie denn noch neulich Babo's alter Kaisermörder Otto von Wittelsbach aus ihnen heraufgezogen wurde.

Neben Enslens, unter der Firma einer malerischen Reise auf dem Zimmer wieder der öffentlichen Schau dargebotenen schönen Prospekten, gewähren die ähnlichen mit der Aufschrift: malerische Reise um die Welt, von Suhr aus Hamburg, darum ein besonderes Interesse, weil sie, unter mehreren anziehenden Ansichten, den fortdauernden Gesprächen über Eisenbahnen durch die Darstellungen der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester und der Abfahrt auf der Eisenbahn von Liverpool zu neuem Stoffe verhelfen. — Den Zufluß von fremden Besuchern vermehrt jede Stunde. Die bereits erwähnte, seit einigen Jahren durch zwei Restaurants der eleganten Welt noch interessanter gewordene Brühlsche Terrasse ist, wie gewöhnlich, ihr Hauptversammlungsplaz.

Die mehrjährige Arbeit an einem artesischen Brunnen mitten auf dem mit ansehnlichen die neuen Kaufhallen enthaltenden Gebäuden umgebenen Plaze, dessen Gelingen von der Ungeduld des großen Publikums immer stärker bezweifelt zu werden anfing, soll nunmehr, dem Vernehmen nach, ihr Ziel glücklich erreicht haben, und der hervorspringende Wasserstrahl dem Auge der Schaulustigen nächstens zum Besten gegeben werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. Juli 1835.

Ennui ist britisch Kraut, das darf man sagen,
Wenn's auch der Sprach' am Worte fehlen muß.

Byron.
Don Juan.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Stot Newington. 16ten Dec.

Ich habe von Vielen, auch von Engländern, die lange auf dem Kontinente lebten, die Bemerkung gehört, daß das Leben da heiterer, lebhafter, die Vergnügungen mannichfaltiger seyen, als bei den Insulanern. Ich habe diese auf dem Festlande naturalisirten Engländer sich über Langeweile in ihrem eigenen Lande beklagen hören, und viele Ausländer haben die Bemerkung gemacht, daß sie ihre englischen Freunde, was Munterkeit und Geselligkeit betrifft, nicht wieder erkennen, wenn sie dieselben zu Hause unter den andern Engländern treffen. Diese Nation hat keine Erfindungsgabe für Vergnügungen und Lustbarkeiten. Der gewöhnliche Gang der englischen Art zu seyn macht dieses Land auch nicht zu einem Schauplatz der Societät, die in der alten französischen Bedeutung auch eine allgemeine Vergnügung war, allgemein nämlich im Gegensatz gegen den vertraulichen Umgang mit Einzelnen, der sein Behagen gerade darin findet, daß Jeder seiner individuellen Laune Freiheit läßt. In der Societät dagegen stellt man sich nicht selbst vor, sondern vielmehr eine allgemeine Person, die Mode im Anzug, den guten Ton in Manier und Sprache; man bildet sich nach einem Muster. Die höheren Kreise, die einander in Europa jezt überall gleichen, mögen eine ähnliche Societät auch hier haben. Ich kenne sie nicht, und die Nation scheint mir wenig Neigung für sie zu fühlen. Auch das zeugt für einen Mangel an Geschmack für Vergnügung und Erfindungsgabe in dieser Beziehung, daß man hier den Luxus in seiner rohesten Nacktheit sieht, wo er bloß darin besteht, Geld hinauszuwerfen, z. B. in Wetten, die man hier auch ein Nationalvergnügen heißen kann. Andere Nationen verstehen es, eine Art Maß in dem Unvernünftigen zu bewahren; für den geraden Verstand des Engländers ist dies ein Widerspruch. Sein entschiedener Charakter führt ihn überall auf dem Weg fort, den er einmal eingeschlagen hat, so weit er geht. Und in der That, wenn man über die Grenze des Maßes hinaus ist und nicht in dieselbe zurückkehren will, welche menschliche Vernunft kann Maß setzen in Maßlosigkeit, und Gereimtheit in Ungereimtheit? — Gerade darin aber besteht die allgemeinste Verbildung der Civilisation, und ihre Vernunft ist mir deßhalb noch widerwärtiger, als ihre Unvernunft.

Der Theil des Sommers und der Herbst, die ich hier verlebte, sind überdies in Hinsicht auf Vergnügungen eine unfruchtbare Jahrszeit. Der Winter, der

in allen nordischen Ländern die größern Städte zu Sammelplätzen für Vergnügungen, Pracht und Zerstreuungen macht, hat diese Wirkung viel zu spät in London. Die vornehme, reiche und undeschäftigte Welt bringt, sonderbar genug, den Herbst und Winter auf dem Lande zu. Daß dies die Jagdzeit ist, kann nur für die Männer ein Grund seyn; sonst fährt man da in den Bädern umher bis zum April, zum Mai. Erst wenn andere Leute froh seyn würden, das Land wieder zu sehen, erscheint die schöne Welt wieder in London, und erst wenn der natürliche Winter zu Ende ist, beginnt hier der Winter des guten Tons. Von diesem Tone, oder was man hier Fashion nennt, habe ich wenig Kunde, aber nach dem zu schließen, was Jeder finden muß, der einige Zeit hier lebt, ist diese Welt der Mode und der Caprice nirgends so abgeschlossen, so exklusiv, als hier. Sie scheint eine besondere Menschenklasse auszumachen. In der Mode zu seyn, ist ein Titel, der dem Namen anhängt. Man liest in den Zeitungen von dem und jenem Gentleman of fashion, von der und jener Lady of fashion, als ob das eine Profession wäre, und man weiß da gleich, daß dieser Gentleman, daß diese Lady in allen Einzelheiten ihres Anzugs mit den neuesten Modejournalen übereinstimmt; man weiß gleich, daß sie zu Mittag essen, kurz zuvor, ehe andere Leute zu Bette gehen, daß sie zu Bette gehen, kurz zuvor, ehe andere Leute aufstehen, daß es ihre Schuldigkeit ist, im Winter die Freuden des Landes, und im Sommer die der Stadt zu genießen, und daß sie von alle dem nicht abweichen können, ohne Gefahr zu laufen, ihre Reputation zu verlieren, oder so angesehen zu werden, als ob sie ihr Geschäft aufgegeben hätten. O, hier herrscht eine ausbündige Ordnung in allen Dingen! Man braucht nicht zu fürchten, daß man in einem Handwerker, oder einem Kaufmann, oder in irgend Jemanden, der ein Geschäft hat, einen petit-maître finde. Denn der petit-maître hat auf seinem Wege so viel zu berücksichtigen, so viele wichtige Pflichten zu erfüllen, daß er unmöglich an etwas anderes denken kann. Hier pfuscht man einander nicht in's Handwerk, wie in Schweden. Man ist, man thut nichts halb in England. Was nicht zusammen bestehen kann, ist hier auch wirklich geschieden. Das ist recht und gehört sich, und ich möchte à propos von Thorheit wiederholen, daß in den Sitten dieses Landes eine bewundernswürdige gesunde Vernunft herrscht. Uebrigens paßt der altfranzösische Begriff eines petit-maître nicht auf einen englischen Fashionable. Dieser ist so schwer und nonchalant, als man sich jenen lebhaft und fein denkt. Solch ein Fashionable sieht aus, als ob er schon alle sieben Wunder der Welt gesehen hätte, und nun in der Ueberzeugung, daß von menschlichen Dingen nichts seiner Aufmerksamkeit würdig sey, als eine lebendige Erklärung des Salomonischen Wortes herumwandelt: Alles ist eitel unter der Sonne. Kurz, auch die Mode, die eigentlich nichts anderes ist, als Methode in der Langeweile, gibt in England dem, der sich mit ihr befaßt, einen ausschließenden Charakter.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Die Lage von Amblena ist sehr schön, nur trübte das unfreundliche Wetter, das sich mit dem gestrigen Gewitter noch nicht wieder gesezt hatte, und mehrmals leichte Regenschauer sandte, die Freude an dem Genuß der Gegend. Links, gegen Westen, blickt man in eine tiefe Schlucht hinunter, an deren Abhängen einige kleine Dörfer liegen, und über welcher die ätolischen Gebirge emporsteigen; rechts, gegen Osten, thürmt sich der Parnaß empor, der hier mit Eichen und mächtigen Tannen stattlich bewaldet ist. Gegen Norden senkt sich von Amblena eine zwei Stunden lange Schlucht hinab, welche sich bei Gravià in das Kephissosthal mündet, und in welcher ein hier entspringendes Flüßchen, unterwegs durch mehrere Quellen verstärkt, dem Kephissos zufließt; riesige Platanen, von dem klaren Bergwasser üppig genährt, beschatten seinen Lauf. In dieser Schlucht, größtentheils auf der linken Seite des Flüßchens, läuft der Weg nach Gravià, das etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang erreicht ward. Das elende Dörfchen liegt rechts vom Ausgange des Wegs, am Fuße des Parnaß, unter den Ruinen eines alten, festen Orts, denen ich keinen Namen zu geben wage; links, schon in der Ebene, liegt ein Khan, und einige hundert Schritte weiter vor einer Kapelle und neben ihr die Ruinen eines früheren Khans. In diesem Gebäude hielt Odysseus mit hundert und siebenzehn Tapfern in den ersten Tagen des Aufstandes ein feindliches Heer einen ganzen Tag auf; die Türken, welche die kaum vierzig Schritte entfernte Kapelle besezt hatten, machten von hier aus wiederholte Stürme auf das nur mit einer elenden Mauer eingeschlossene Gehöfte, allein sie wurden jedesmal zurückgeschlagen; fast alle ihre Fahnenträger (Bairaktars) und mehrere hundert Türken blieben auf dem Platz. Als es Nacht geworden, schlugen sich die Griechen, Odysseus und Mamuris an der Spitze, glücklich durch die Belagerer durch, und gewannen das Gebirge; die eingeschüchterten Türken aber gaben den Versuch auf, durch das Defilé von Amblena zu dringen, und wandten sich östlich das Kephissosthal hinunter.

Die Nacht in Graviá war stürmisch, der Regen ergoß sich stromweise, und noch am folgenden Morgen hingen so schwere Wolken an den Gipfeln des Parnaß und des Oeta, daß die Aussicht auf eine lange und beschwerliche Tagreise über das Gebirge nach Neupatras oder Patradzik höchst unerfreulich war. Desto früher wurde aufgebrochen; der Gendarmeriehauptmann versprach einen nähern Weg nachzuweisen. Eine Viertelstunde nördlich von Graviá passirt man den Kephissos, der westlich im obersten Winkel der langen phokischen Ebene entspringt. Sein Bett ist mit Pappeln, Platanen und wildem Gesträuch eingefaßt, in welchem die Windhunde (λαγωνικά, d. i. Hasenhunde, nicht λακωνικά), die wesentlich zum Geleite eines griechischen Gentlemankapitäns gehören, einen Hasen aufjagten. Mit frohem Jagdruf sprengten die eifrigen Jäger hinterdrein; aber in wenigen Augenblicken hatten die Hunde den Unglücklichen ereilt und abgefangen. Die Hasenhetze ist ein Leibvergnügen der Pallikarenchefs, wie der Türken, aber sie erfordert gute Pferde und gewandte Reiter. Süb-Effenti, ein türkischer Reiteroberst, mit dem ich während meines ersten Aufenthalts in Athen befreundet war, brachte, wenn er glücklich war, wohl zehn Hasen von einer solchen Jagd nach Hause.

Die phokische Ebene ist hier kaum eine Stunde breit, und wird gegen Norden von verschiedenen Ketten mittlerer Höhe begrenzt, welche die über den Thermopylen gelegene Masse des Oeta mit dem ätolischen Gebirge und dem Hauptstamm des Oeta über Neupatras verbinden. Die nächstvorliegenden Hügel und Höhen, über welche der Weg jezt führte, sind auf eine weite Strecke mit junger Eichenwaldung bedeckt, die bei gehöriger Pflege der griechischen Flotte einst bedeutendes Material liefern kann. Nach etwa zwei Stunden senkte sich die Straße oder vielmehr der Pfad in ein enges Thal, nach dem Dörfchen Eleftherochori hinunter, über welchem links oder westlich auf einem hohen und schroffen, nur von einer Seite zugänglichen Felsen eine alte Ruine liegt. Diese rauhen und unwegsamen Thäler, oder vielmehr Klüfte, welche dies Zwischengebirge durchschneiden, sind das alte Doris, und ich zweifle nicht, daß jene Ruine die Lage einer der dorischen Vierstätte bezeichnet. Gern hätte ich dieselbe, die gewiß noch kein Reisender betrat, erstiegen und untersucht; aber ohne Verlust von einigen Stunden war nicht hinaufzukommen, und die Länge des heutigen Tagemarsches erlaubte solchen Aufenthalt nicht. — Unterdeß hatte sich das Wetter ein wenig erheitert, und die Wolken, die des Morgens schwer und drohend am Himmel hingen, sandten nur von Zeit zu Zeit einige leichte Tropfen; aber von dem nächtlichen Wolkenbruche war die Erde in den Thälern so erweicht, und die Bergpfade so schlüpfrig geworden, daß die Pferde kaum fortkonnten. Endlich, nach einem sechsstündigen Marsche, war der Rücken des lezten Höhenzuges erklommen, der Phokis und Doris vom Spercheiosthal scheidet; die weite Ebene lag zu unsern Füßen; nördlich, um ein paar Stunden entfernt, zeigte sich Lamia (Zeituni) und darüber die Kette des Othrys, weiter rechts der malische Meerbusen und die Nordspitze von Euböa. Die Aussicht war schön und überraschend; aber ein unangenehmer Irrthum des wegweisenden Offiziers hatte dazu geführt. Denn jezt fehlte, nach so langem, beschwerlichen Marsche, das Frühstück; es war, nebst dem sämmtlichen Gepäck, die rechte Straße vorausgegangen und nicht mehr einzuholen. In solcher Noth kam es erwünscht, daß einer der griechischen Obersten die gute alte Kriegsgewohnheit hatte, sein Handpferd immer mit ansehnlichen Mundvorräthen zu bepacken. Einem gewaltigen ledernen Quersacke entwand sich ein gebratener Truthahn, ein halbes Lamm, einige Brode und eine große Flasche Wein; und als auch der König geruhte, am Frühstücke Theil zu nehmen, war die Freude des alten Kriegers so groß, daß er schwur, nie wieder ohne solche Vorräthe auszureiten, wie viel man ihn auch damit verlachen möchte.

Nach diesem echt militärischen Imbiß wurde wieder aufgebrochen, und nach einer Stunde war ein kleines Dorf am Fuß der Höhe erreicht, wo der Eparch von Phthiotis und eine Anzahl Bürger von Lamia und Hypata den König empfingen. Der Weg lief von hier immer westlich am Fuß der Berge und am Rande des höchst fruchtbaren, aber verödeten und schlecht bebauten Thales hin; ein dunkler, grüner Streifen von Bäumen und Gebüsch in der Mitte der Ebene bezeichnet den Lauf des Spercheios. Bei einer Gruppe riesiger Platanen, neben einer Quelle, noch einige Stunden vor Hypata, erwarteten der Oberstlieutenant Christodulos Hadschi-Petru und eine Anzahl anderer Offiziere den König, schöne Männergestalten in prächtiger makedonischer Waffenkleidung und auf muthigen thessalischen Rennern, so daß hier auf thessalischem Boden die Erinnerung an jene altberühmten Reitergeschwader verwirklicht schien. Die Dämmerung brach schon herein, als der lange Zug Hypata (Patradzik) erreichte, wo eben Messe war; eine unübersehliche Volksmenge, unter ihr viele Türken, hatte die Seiten des Weges besezt, der sich im Zickzack an einer Höhe emporwindet, und die schöngeformten zackigten Gipfel des riesigen Oeta, der steil wie eine Wand über der Stadt emporsteigt, schienen neugierig zuzusehen, wie nach Jahrtausenden wieder der erste hellenische König unter dem Jubel des Volkes den Boden betrat, der die eigentliche Wiege des hellenischen Stammes und Namens war.

(Schluß des vierten Briefs.)

Vor meinem Ofen.

Und ich sitze vor dem Ofen
Schaue sinnend in die Glut,
Und ich seh' die muntre Flamme
Hüpfen, wie ein junges Blut.

Und sie küßt und herzt und tändelt
Lustig mit dem spröden Holz,
Und bezwingt die Kraft der Eiche,
Und zerknickt der Fichte Stolz.

Ach! so hast auch mich bezwungen,
Grausam-lust'ges Element,
Und es glüht in meinem Herzen,
Wie's in meinem Ofen brennt.

Adolph Zeising.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Preisschriften über die Mittel, dem Volkselend abzuhelfen.

Durch welche Mittel kann man dem Elende der arbeitenden Klassen abhelfen und ihren Wohlstand befördern? dies hatte die hiesige Gesellschaft zur Beförderung der christlichen Moral (société de la morale chrétienne) als Preisaufgabe gestellt. Am 3ten Mai wurde ein öffentlicher Bericht über die eingegangenen Preisschriften von H. Carnot im Namen einer Kommission abgestattet, und Emile Bères, bereits Verfasser einer von der Industriegesellschaft zu Mühlhausen gekrönten Abhandlung über die Ursachen des Uebelstandes der Gewerbs- und Handelsleute in Frankreich, der Preis zuerkannt. Dieser gehaltreiche Bericht ist so eben im Drucke erschienen. Daß die arbeitenden Klassen in ganz Europa unglücklich sind, sagt der Berichterstatter, ist leider nur zu sichtbar, die Journale, die Verhandlungen der Volksvertreter und einige Empörungen beweisen es zur Genüge. Wie furchtbar die Zahl der Armen in Paris angewachsen ist, erhellt aus wenigen authentischen Angaben: 144.500 Menschen haben Antheil an den milden Gaben der Bureaux de charité; außerdem gibt es noch 90.000 andere Arme; also in Summa 234.500 Hülfsbedürftige bei einer Bevölkerung von nicht völlig 800.000 Seelen. Von 24 bis 26.000 Sterbefällen kommen 13 bis 14.000 in den Hospitälern und Armenhäusern vor, und 6 bis 7000 in ihren Wohnungen sterbende Menschen hinterlassen kaum den Betrag der Begräbnißkosten. (Diese Kosten sind aber sehr beträchtlich in Paris.) Dann ist es erwiesen, daß mehr als $^2/_3$ der Pariser Bevölkerung außer Stande sind, sich länger als acht Tage ohne Arbeit zu ernähren. Das Elend ist also augenscheinlich; wie hilft man demselben ab? Die christliche Moralgesellschaft hat zehn Antworten erhalten, worunter zwei von Verfassern herrühren, die selbst zur arbeitenden Klasse gehören. Einer meint, die Arbeiter müssen Antheil an dem Gewinne nehmen, den der Kaufmann aus den von ihnen gelieferten Waaren zieht; ein Anderer wünscht eine Association zwischen Fabrikanten und Handelsleuten, welch leztere nach Ablieferung der Waare mit Papiergeld zahlen sollten, womit die Arbeiter ihre Lebensbedürfnisse bei den associirten Handelsleuten einkaufen könnten. Ein Dritter schlägt einen Wohlthätigkeitsverein vor, welcher die verschiedenen Armenhäuser und die Werkstätten zur Beschäftigung der arbeitslosen Menschen unter seiner Aufsicht haben sollte. Ein Vierter hat ebenfalls an Associationen gedacht (ein Mittel, das in jeziger Zeit natürlich sich sogleich dem Nachdenkenden darbietet); sie sollen große Unternehmungen, als Wegbau, Kanalgraben u. s. w., zum Zwecke haben, auch Werkstätten anlegen, um in Zeiten des Stillstandes des Handels die unbeschäftigten Arbeiter aufzunehmen. Zwei andere Konkurrenten machen den Regierungen den Vorwurf, daß sie, statt durch zweckmäßige, menschenfreundliche Mittel dem Elende zuvorzukommen, nur Gewalt gebrauchen, wenn endlich dies Elend in Verzweiflung ausbricht. Sie schlagen deßhalb die Anstellung von Magistratspersonen vor, deren einziger Beruf seyn soll, sich der Sache des Volks anzunehmen und seine Angelegenheiten im Staate zu verfechten; natürlich müßten sie Leute seyn, die mit dem Volke leben, seine Wünsche kennen und kein anderes Interesse haben, als das ihres Amts. Von all diesen Konkurrenten hat kein einziger das Elend in seinem ganzen Umfange aufgefaßt und dargestellt. Die gekrönte Abhandlung hat daher auch einen großen Vorzug vor denselben; denn sie betrachtet zuerst die Hülfsbedürftigen in den Städten und dann die auf dem Lande; leztere werden von den andern Konkurrenten übersehen. Der Verfasser, E. Bères, untersucht auch den Zustand der Volkserziehung, und weist auf die Nothwendigkeit hin, diese durchaus zu verbessern, und da die Gestraften in den Zuchthäusern oft schlimmer werden, statt sich zu bessern, so zeigt er die dringende Nothwendigkeit, diese Häuser zweckmäßiger einzurichten. Der Staat soll ernstlich auf die gewöhnlichen Volkslaster, Faulheit, Trunkenheit, Spielwuth, hinwirken, und den Leuten die Vorurtheile zu benehmen suchen, wodurch sich die Unwissenheit äußert (z. B. in dem Zerschlagen der Maschinen). Die Regierung soll die Steuern möglichst vermindern, um nicht die Aermern zu erdrücken, Ackerbaukolonien anlegen und zur Begründung von Sparkassen aufmuntern; die Fabrikanten sollen in einem wechselseitig vortheilhaften Verhältnisse zu ihren Arbeitern stehen, für die Gesundheit derselben sorgen u. s. w. Die Abhandlung ist zwar nicht vollkommen, hat aber der Gesellschaft des Preises werth geschienen. Der Berichterstatter wundert sich, daß keiner der Konkurrenten den Einfluß der Politik auf die Lage des Volks geschildert hat. Wird die Nation unzufrieden mit der Regierung und äußert sich diese Unzufriedenheit thätlich, so will die arbeitende Klasse Theil daran nehmen, verläßt ihre Werkstätten und verfällt in's Elend. Die heilige Pflicht der Regierung ist es, frühzeitig auf die Ursachen allgemeiner Unzufriedenheit aufmerksam zu werden, und statt eigensinnig und halsstarrig auf ihrem Willen zu beharren, dem Uebel abzuhelfen, wenn es wirklich gegründet ist. Um dies zu erfahren, muß sie aber nicht einige Hofleute zu Rathe ziehen, sondern diejenigen, welche die Bedürfnisse und Wünsche der Nation genau kennen und denen die Wahrheit ehrwürdig ist.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 177:

Der Weinstock.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 77 u. Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. August 1835.

Seine Feuermuse, die hinan
Den hellsten Himmel der Erfindung fliege!
Shakespeare.

Der Autor und die Musen.

Von A. v. Sternberg.

Beklagt den Dichter, schöne Frauen, er ist das unglücklichste Geschöpf unserer Zeit. Er kommt in eine Welt, die ihn nicht braucht, er ist da, man gibt ihm deutliche Zeichen, daß er gehen könne, aber er bleibt; er nimmt den Platz weg, man stolpert über ihn, und er wird Jedem herzlich langweilig. Wie kann man aber auch so eigensinnig seyn! wie kann man so wenig Stolz besitzen, und doch zugleich so eitel seyn! —

Diese Gedanken plagten mich, als ich, in die Ecke des Sophas gedrückt, unmuthig den Blick vor mich hin richtete, die zahlreichen Bände eines bekannten Schriftstellers ansah und zugleich hörte, wie der Herbstwind die Bäume des Parks schüttelte. Ich weiß nicht, welche Betrachtungen mir noch über den bändereichen Dichter durch den Kopf gingen, ich weiß nur, daß mein leztes Bewußtseyn ein ehrfurchtsvolles Staunen war über so viel Gelehrsamkeit, so viel Menschenkenntniß, so viel Studium — darüber schlummerte ich ein. Im Traume erschien mir jener menschenkenntnißreiche Dichter, er trat zornig auf mich zu und forderte mich auf, ihn in der Kunst des Erzählens zu übertreffen, wenn ich es wagen wollte, ihn zu tadeln. Ich erschrack heftig, plötzlich fühlte ich die volle Last einer grausamen Pflicht auf mir liegen; in der Eile rief ich mir die Muster verschiedener Zeiten in's Gedächtniß, ich bedachte, selbst ängstlich und bekümmert, was zerstreuen und erheitern könne, und rief endlich die Musen an, ohne den Glauben zu haben, daß sie wirklich erscheinen könnten. Da hörte ich ein leises Lachen neben mir; ich blickte auf und sah zu meiner Verwunderung, daß der Platz in der Ecke mir gegenüber nicht mehr unbesezt war. Eine junge Dame in einem wunderlichen Putze lag in nachlässiger Stellung da und las in einem Buche. Sie war in dem überladenen und kostbaren Geschmacke des Zeitalters Ludwig des Fünfzehnten gekleidet: eine hohe Frisur, darauf zwei schwankende Federn und eine Brillantrose, um die weißen, runden Schultern eine schwarze Spitzenmantille, die schlanke Taille in ein Korsett von Atlas geschnürt, ein Reifrock, und Schuhe mit hohen Absätzen. In ihrem Gesicht lag eine unendlich liebenswürdige Schalkheit, um die weichen Lippen übermüthiger Spott, auf der hohen Stirn vornehme Ueberlegenheit. Obgleich noch jung, fehlte ihr doch alle Jugendfrische, und auf den Wangen lag ein erkünsteltes Roth. Sie las in dem Buche fort und schien sich damit trefflich zu unterhalten, indeß ich nicht müde wurde, ihre reizende Gestalt zu betrachten, endlich rief sie ganz laut: „O, das ist köstlich, das macht Effekt! — das muß gefallen!“ Sie blickte auf und sah in

meine verwunderten Augen. „Nun!“ rief sie, „Du erstaunst, mich hier zu sehen, und doch hast Du mich gerufen? Erkennst Du mich nicht? Wenn Du wissen willst, was gefallen hat, wo der beste Geschmack zu finden ist, so frage nur mich. Ich hab' an einem frivolen und prächtigen Hofe geherrscht, ich habe das alte, verderbte Frankreich jung erhalten; mit einem Worte, ich bin die Muse des jüngern Crébillon; nenne mich Zeneis.

Der Dichter. Wie, schöne Zeneis —

Zeneis. Still, laß mich ungestört in diesem amusanten Buche weiter lesen.

Sie las, und ich konnte mit meinem Erstaunen nicht fertig werden, die Muse des Crébillon vor mir zu sehen. Jezt betrachtete ich das reizende Mädchen mit ganz anderem Auge. Himmel! rief ich bei mir selbst, kann man so schön, so jung, und schon so verdorben seyn? Ja, ja, in diesen dunkeln Augen ist keine Spur von Tugend, bis zu dieser schönen Stirn hat sich kein einziger strenger Grundsatz verirrt, und auf diesen Lippen liegt unendlich viel mehr, als eine schüchterne Feder zu beschreiben vermag.

Zeneis. Ich wünsche Dir Glück, mein Freund, wenn ihr Dichter habt, die so schreiben, wie dieser; was fehlt euch dann noch? — Sie zeigte mir das Buch, es war Thümmels Wilhelmine. —

Der Dichter. Schöne Muse, wie leid thut es mir, Dich eines Irrthums zu überführen. Der Autor dieses Werkchens ist kein Mann unserer Tage, er blühte im vorigen Jahrhundert.

Zeneis. Da beklage ich euch.

Der Dichter. Von seinem Kanapee herab richtete er spöttische Blicke auf die Welt. Gleichgültig gegen das Urtheil der Menge, schrieb er, um seiner Dame ein heiteres Lächeln zu entlocken, dieses war sein Lohn.

Zeneis. Er gefällt mir darum.

Der Dichter. Heitere Sarkasmen, feine Scherze, und die beste Laune eines Weltmanns, der den Philosophen spielt, machen seine Werke köstlich; doch wehe, wenn sie einer Frau, oder gar einem jungen Mädchen in die Hände fielen!

Zeneis. Und eben sagtest Du, dieses Gedicht sey für eine Dame geschrieben.

Der Dichter. Ganz recht, schöne Muse, allein für eine Dame aus jener Zeit.

Zeneis. Du spottest; wie, die Damen Deiner Zeit liebten also nicht den Scherz, die frische Laune, die graziöse Ungebundenheit? —

Der Dichter. Leider nicht. —

Zeneis. Du sagst mit Recht, leider!

Der Dichter. Mißversteh mich nicht. Jenes kleine Gedicht — es ist das schönste, das jener Autor geschaffen — zähle ich zwar zu meinen Lieblingen, doch möchte ich es nicht als Muster, wie man dichten soll, aufstellen. Es ist wahr, das schönste Juwel ist es aus jener prächtigen, eitlen Zeit, ein Meisterstück ist es, zusammengesezt aus unerschöpflicher Laune, eleganter Form und sprühendem Geiste, der vornehme Muthwille hat sich nirgends kecker und ausgelassener getummelt, die komische Muse nie feiner, aber auch nie verführender gescherzt. Es ist ein brausendes Champagnerglas, geschlürft von den begehrenden Lippen eines sechzehnjährigen verwöhnten Mädchens.

Zeneis. So dichtete auch mein Liebling. Ewig trunken von dem Glanze des Hofs, in späte Träume gewiegt von den Liebkosungen schöner Frauen, malte er erwachend die Säle des Louvre, die Baumgänge des Hirschparks, wie ein schwärmender Haufen von Damen und Herrn ihn durchzog, und tausend Liebesnetze den Unbefangenen umstellten.

Der Dichter. Ich will unsern Autor nicht den deutschen Crébillon nennen, er tritt in weit edlerer Gestalt auf. Doch auch das heutige Frankreich denkt anders, es verwirft jene weichlichen Motive, die damals die Welt zusammenhielten.

Zeneis. Laß Dir doch nichts weiß machen! Wann wäre denn die Welt jemals eine andere geworden?

Der Dichter. Schöne und leichtsinnige Muse, ach! Du bist leider unfähig, unsere Zeit zu beurtheilen.

Zeneis. Himmel, wie finster! wenn Du in dieser Laune Bücher schreibst, mein Freund, sie müßten zum Sterben langweilig seyn. Doch laß uns ernsthaft sprechen: was verlangt denn Deine Zeit von ihren Dichtern, wenn jene gefeierten Namen ihr nicht genügen? Ich will nicht von den großen, schwerfälligen und tiefsinnigen Dichtern sprechen, nein, von denen, die nach keinem andern Ruhm trachten, als ihre Zeit geistreich zu belustigen und zu beleben.

Der Dichter. In der That, es ist sehr schwer, dieses in der Kürze zu sagen; wir haben so verschiedene Weisen, so abweichende Manieren. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

Bath, Neujahrstag 1810.

Von London hieher sind es ungefähr 18 schwedische Meilen. Ich bin am Neujahrsabend hier angekommen. Wir fuhren in einer sogenannten Stage-coach mit vier Pferden. Der Wagen hatte innen bloß vier Plätze, und wir drei hatten sie alle bezahlt, um ungestört zu seyn. Ein Frauenzimmer, das deßhalb einen Sitz auf der Außenseite des Wagens hatte nehmen müssen, äußerte den Wunsch, den verfügbaren Platz im Wagen zu erhalten, welchem

Wunsche wir endlich nachgaben, nachdem wir unser Gepäck beseitigt hatten. Wir fanden in ihr eine sehr angenehme Reisegesellschafterin. Sie sagte uns, bei der Gesellschaft auf der Außenseite sey das Gespräch auf die Gesellschaft im Wagen gekommen; einer habe vermuthet, wir seyen Irländer; sie aber habe das für unmöglich erklärt, denn sie sey gewiß, daß, wenn auch fünf Irländer im Wagen gewesen wären, sie einem Frauenzimmer Platz gemacht hätten. Wir suchten auf alle Weise unsere Versäumniß gut zu machen. Sie nahm unsere Entschuldigung an und sprach mit Verstand und Lebhaftigkeit. Sie war auf dem Kontinente, auch viel zur See gewesen, woraus wir schlossen, daß sie die Frau eines Seeoffiziers seyn möchte. Mit Enthusiasmus sprach sie von Englands Seemacht. Sie war gerade an Bord, da eine englische Flotte auf der holländischen Küste sich zur Schlacht anschickte (es kam nicht dazu, weil die signalisirten Schiffe sich als befreundete auswiesen). In zehn Minuten, sagte sie, war Alles zum Gefechte geordnet, und ich habe mir nie eine solche Kampflust, einen solchen Muth vorstellen können, wie der ist, der in einem solchen Augenblick einen englischen Seemann belebt. Es ist erhebend, Zeuge einer Gesinnung zu seyn, die denkt, nichts sey unmöglich zu wagen und zu gewinnen, der Wahlspruch für alles Große. Wir fragten, ob sie sich nicht gefürchtet habe. Sie sagte, der Muth steckt eine Engländerin leicht an. Ihrer Lebhaftigkeit nach hielten wir sie für eine Irländerin; sie war es nicht, schien aber unsere Vermuthung für ein Kompliment anzusehen. Nichts kann angenehmer seyn, sagte sie, als ein wohlerzogener Irländer. Er vereinigt die Liberalität und Aufrichtigkeit des Engländers mit der Lebhaftigkeit des Franzosen, mit einer fast orientalischen Phantasie und einem eigenen nationalen Witze und Scherzhaftigkeit. Ueber die Schotten urtheilte sie nicht so vortheilhaft. Ihr Charakter scheint im Allgemeinen in dem Urtheile der Engländer niedriger zu stehen, als der der Irländer. Inzwischen machen sie in England Glück durch Raffinement, Sparsamkeit und Industrie. Man gibt ihnen Schuld, sie seyen listig. Die Laufbahn, die ein Schotte in England vom Knecht zum Herrn macht, sieht man oft in Karrikaturen vorgestellt.

Die Saison ist jezt auf ihrer Höhe; das Wetter ist ungewöhnlich mild (11° nach Celsius). Neujahr ist in England kein Feiertag, wenn es nicht auf einen Sonntag fällt. Deßhalb ist auch heute Ball, was an einem Sonntage nicht zugelassen würde. Er wird aber wenig besucht werden, weil Lady N. gerade heute einen Rout gibt. — Die Nationen des Festlands haben Religion und Vergnügen vereinigt, die größern Kirchenfeste sind Volksfeste; der Sonntag ist zugleich für die Andacht, die Ruhe und die Erholung bestimmt; hier ist das nicht so. In diesem Lande ist selbst die Freude eine Parteisache geworden. Karl I. erneuerte 1633 das Edikt seines Vaters, welches Spiele und Lustbarkeiten am Sonntag für alle die erlaubte, welche den Gottesdienst besucht hatten. Die puritanischen Geistlichen weigerten sich, das Edikt abzulesen, und wurden abgesezt. Diejenigen Geistlichen aber, die es abgelesen hatten, wurden später vom langen Parlamente abgesezt. So muß man sich an diesem Tage an die Bürgerkriege in England erinnern, und seine strenge äußerliche Feier ist für ein englisches Publikum noch das vorzugsweise bezeichnende Merkmal eines Christen. Nichts ist stiller und trauriger, als ein englischer Sonntag. Die erste tadelnde Erinnerung, die mir in diesem Lande gegeben wurde, war die, daß es sich nicht schicke, am Sonntag Klavier zu spielen. Der Besuch der Kirche und Spaziergänge füllen diesen Tag aus. Die Sprache der englischen Prediger ist ungekünstelt und durchaus abhandelnd und belehrend. Rhetorik in Styl und Vortrag wird für profan gehalten, vielleicht eben deßwegen, weil die Engländer wirklich eine weltliche Beredsamkeit haben, und durch eine größere Einfachheit die geistliche davon trennen wollen. Deßhalb liest der englische Prediger seine Predigt ab, was bei weltlichen Reden nicht erlaubt ist. Die verschiedenen Sekten in diesem Lande dagegen, nämlich die predigenden (denn man hat auch schweigende, wie die Quaker, bei deren Gottesdienst ich während zwei Stunden keinen andern Laut hörte, als ein Niesen), nähern sich in Wärme und Vortrag der weltlichen Redekunst.

Bath, den 9ten Januar.

Heute war Ball beim master of ceremonies, zu dem, wie man mir sagte, über zweitausend Billette verkauft worden sind. Er war höchst glänzend; denn der Glanz eines Balls, wie eines Rout, besteht darin, daß man sich vor Gedränge nicht rühren kann. Man geht bloß hin, um sich einige Male durch den Saal zu drängen, ein Dutzend Bekannte zu fragen, wie sie sich befinden, und ob sie ein Dutzend andere Bekannte gesehen haben, mit dem Zusatze: das ist eine furchtbare Hitze! welches fürchterliche Gedränge! Ich könnte eine Liste von dergleichen Fragen machen, die ich von hundert Frauenzimmern hörte. Und mit welcher affektirten Lebhaftigkeit, mit welchem importanten Accente werden diese unbedeutenden Worte ausgesprochen! Oft wendet man schnell den Schwanenhals, um sie zu wiederholen, als hätte man etwas vergessen; und wenn man das bezaubernde Lächeln sieht, das die schönen Zähne weist (einer der Reize der Engländerinnen), und den scharfen, lebhaften Blick, so könnte man denken, der geistreichste Einfall sey ausgesprochen worden. Das ganze Fest war eine Ausstellung; kaum habe ich je eine so unverschleierte Koketterie, eine so offene Affektation, eine solche Minauderie, solche

ausgeglättete Airsgesichter gesehen. Ich fand mich in meiner Idee von der englischen Ehrlichkeit bestärkt, die nicht anders kann, sie muß Eitelkeit als Eitelkeit, Thorheit rein als Thorheit geben; an dergleichen eine Apparence, einen Ton zu wenden, kann sie sich nicht entschließen. Die schönen Illusionen sind hier rein fort aus dem Leben. Ich kann mich nicht mit der Kleidung dieser Frauenzimmer, eben so wenig mit ihren langen Schritten befreunden. Meine schönen Landsmänninen verstehen mit unendlich geringerem Reichthum, sich besser zu putzen. Eine hübsche Schwedin zieht kein Stück an, das nicht dazu beiträgt, sie vortheilhaft aussehen zu machen. Keine läßt sich von der Mode so tyrannisiren, daß sie die Mode nicht nach eigenem Bedürfniß modificirte. Hier sieht man diese abgeschmackte Tyrannei auf ihrem Gipfel. Diese Fashion ist bloß ein Schnitt und überall derselbe Schnitt. Im Allgemeinen wird erstaunlich schlecht getanzt. Die jungen Engländer sind im Tanze wie junge Bären, Bilder einer wohlgelaunten Unbehülflichkeit. Ich höre, daß es sich für einen Gentleman nicht schickt, gut zu tanzen, weil das nach Profession schmeckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Die Expedition nach dem Euphrat.

Wir erfahren so eben einige Details über die neuerlich nach dem Euphrat abgesendete englische Expedition. Einige englische Journale haben es sich angelegen seyn lassen, bedeutende Besorgnisse in Betreff dieses Gegenstandes zu erwecken, und diese Besorgnisse haben wohl auch ihren Weg über den Kanal gefunden. Nach den neuesten Berichten hatte der Fortgang der Expedition in Folge neuer Mißverständnisse zwischen dem Pascha von Egypten und der hohen Pforte sehr große, von Ersterm herrührende Hemmungen erfahren, und selbst die besser Unterrichteten, welche die Gediegenheit dieses Grundes in Zweifel zogen, glaubten gerne, daß Mehemet Ali ihn zum Vorwande gebraucht haben könne, einer Expedition Schwierigkeiten entgegen zu werfen, die allerdings einen seiner Lieblingsplane mit der Gefahr der Vernichtung bedroht. Denn wie es ihr Zweck ist, Syrien mit Europa zu verknüpfen, so ist es bekanntlich seit lange sein Herzenswunsch, durch Wiedereröffnen der alten Kommunikationslinie zwischen der südlichen Levante und dem rothen Meer Egypten abermals zum Stapelplatze des europäischen und asiatischen Handels zu machen, und es begreift sich daher von selbst, daß er einem Unternehmen nicht hold seyn kann, welches die für Egypten beabsichtigten Vortheile auf Syrien überträgt. Um so willkommener müssen wir die Nachrichten heißen, durch welche jene Besorgnisse gehoben und die betreffenden Journalartikel widerlegt werden. Ich entnehme sie zum Theil der Maltaer Zeitung, zum Theil einem Privatschreiben. Jene wurde durch das dortige Einlaufen der Kolumbine in den Stand gesezt, genaue Details bis zum 5ten Mai zu liefern, und dieses, vom 23sten Mai datirt und von Kapitän Murphy an Kapitän Rode gerichtet, dürfte das Neueste und Lezte enthalten, was in Betreff der Expedition verlautet hat. Die Malta Gazette gibt Folgendes: „Durch Sr. Majestät Brigg, Kolumbine, kommandirt von Henderson und direkt vom Orontes kommend, haben wir Nachricht von der Euphrat-Expedition und ihren ersten Unternehmungen erhalten. Oberst Chesney, das ganze Offizierkorps und sämmtliche Mannschaft waren bis zum 5ten Mai vollkommen wohl. Sie hatten nahe an der Mündung des Flusses auf einer Stelle, welche sie Amalieninsel genannt, ein Lager bezogen. Fast den ganzen Weg von Malta bis nach der Bai am Orontes, wo die Expedition am 3ten April vor Anker ging, hat die Kolumbine den George Canning im Schlepptau gehabt. Am sechsten wurde in einer Entfernung von ungefähr dreitausend Fuß vom Ufer mit dem Landen des Gepäcks und der Vorräthe der Anfang gemacht. Gleichzeitig wurden Lieutenant Thompson und Herr Pritchard mit fünf-und-zwanzig Mann in das am Ufer geschlagene Lager postirt, und hierauf während der ersten Woche von den acht, zu beiden Schiffen gehörigen Booten ungefähr zwei Drittel der ganzen Ausrüstung au's Land geschafft. Alles ging vollkommen glücklich ab; denn obgleich eine, mit den Klappen und andern Theilen der Dampfmaschinen gefüllte Kiste in Folge des Reißens der Stricke in's Wasser fiel, so wurde sie doch, vorzüglich mittelst Anwendung der Taucherglocke, bald wieder herausgeholt. Die Aufmerksamkeit der Offiziere richtete sich nun auf andere Gegenstände. Kapitän Estcourt erhielt den Auftrag, die Straße nach dem Euphrat in Stand zu setzen; Lieutenant Murphy ging mit einer Abtheilung zu Untersuchung der Bucht des Issus, Lieutenant Cleaveland beaufsichtigte das fortdauernde Landen der Vorräthe und die Zurüstung der Karavanen, und Oberst Chesney und Lieutenant Lynch, Beide von der indischen Marine (Beide hatten seit einiger Zeit in Syrien auf die Expedition gewartet und Vorbereitungen für sie getroffen), übernahmen es, die Landesautoritäten zur Hülfleistung zu vermögen und mit den Arabern nahe bei Bir am Euphrat sich zu verständigen. Dorthin verfügte sich auch Lieutenant Lynch, um die erste Lieferung Feuermaterial in Empfang zu nehmen, welche ungefähr den siebzehnten daselbst angekommen seyn würde, wenn es möglich gewesen wäre, die benöthigten Kameele zu erlangen. In der zweiten Woche war das Wetter so stürmisch, daß dadurch das Landen bedeutend verzögert wurde. Dessenungeachtet war am ein-und-zwanzigsten Alles, bis auf einen kleinen Kohlenüberrest, ausgeschifft.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Wie heißt die Maske, überall
Im Brauch, nicht nur im Karneval,
Stets aufgeführt von Jung und Alt,
Bei Tag und Nacht, bei warm und kalt;
Bald rauh und rauch und derb und hart,
Bald schmeidig und ätherisch zart;
Nothwendig von Gewerk und Stand,
Oft nur vom Anstand so genannt;
Die plumpste Sorte, stahlumbeat,
Hat längst Kultur hinausgefegt;
Die feinste, Küsse drauf zu hauchen,
Wird nie im Strome untertauchen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. August 1835.

Hamlet. — Er gräbt ein Grab und singt dazu!

Shakespeare.

Lieder eines Autodidakten.

Frühlingslied des Todtengräbers.

Nun grünet Wald und Wiese,
Die Blumen alle sind erwacht,
Mein Todtengarten steht in Pracht
Gleich einem Paradiese;
Nur unten in der Erde Schoß
Da schlummern Alle, Klein und Groß,
In Dunkel noch geborgen,
Bis an den großen Morgen.

Wie freu' ich mich der Wonne,
Wann einst die Saat, die ich gesät,
Zu neuem Leben aufersteht
In ew'ger Frühlingssonne!
Bald sink' auch ich in's kühle Grab
Zu meinen Leichen all hinab;
Der Rasen grün mich decket,
Bis Gottes Ruf mich wecket.

Hier, diese Trauerweiden,
Mit jungem Grün belaubet zart,
Und lichte Blumen mancher Art,
Sie pflanzte zartes Leiden.
Die Bäume schwanken ohne Noth,
Die Blumen lächeln, weiß und roth,
Als wollten traut sie sagen:
O Mensch, du mußt nicht klagen!

Was sind das für Gefühle!
Ich schäufle Erde mir zu Hauf,
Und aus dem Boden tief herauf
Steigt neue, frische Kühle.
O Mensch, sey nicht zu sterben bang,
Hier kannst du dich erholen lang
In deiner engen Truhe,
Mit ungestörter Ruhe.

Das Grab ist nun gegraben;
Früh hab' ich mich zu Weg gemacht
Und meine Arbeit schon vollbracht,
Nun soll mich Ruhe laben.
O reine, blaue Himmelsluft!
O frischer Erd= und Blumenduft,
Mein Herz, von euch durchdrungen,
Hat schon dies Lied gesungen.

Abendlied.

Weit über alles Land erhoben,
Steh' ich auf hohem Berge droben,
Es zittert unter mir das Thal,
Durchglüht vom Mittagssonnenstrahl.

Ich lasse meine Blicke schweifen,
Bis an die Purpurwolkenstreifen,
Bis wo der fernsten Berge Grau
Zerfließet in des Himmels Blau.

Es schleicht des Stromes Silberschlange
Mit ruhigleisem Wellengange
Durch dorfbesäte Fluren dort,
Verzögernd nach dem Meere fort.

Die Sonne sinkt den Berg hinunter,
Die Lerche singt in Lüften munter,
Und aus der Tiefe steigt ein Drang
Von wirrem Summen, voll Gesang.

Geist, wo sind deines Liedes Schwingen,
Um deinem Schöpfer Lob zu singen?
„Die ganze Schöpfung singt ja Lob,
Mein Herz schweigt still und freut sich drob.“

Lieblingsplatz.

In des kühlen Baches Frische
Sitz' ich gern auf grünem Gras,
Wo die flinken Silberfische
Spielen in belebtem Glas;
Wo die Bachstelz auf dem Kiese
Nickend auf und nieder geht,
Und auf blumenreicher Wiese
Lauer Frühlingsodem weht.

Blumentrauer.

Ein Blümlein welkt im Garten
In stiller Traurigkeit,
Wer will ihm sorgsam warten
In dieser rauhen Zeit?

Komm, Blümlein, laß dich pflücken;
Eh' noch dein Glanz verdirbt,
Sollst du das Herz mir schmücken,
Das bald, wie Du, erstirbt.

Bald stirbt an unserm Leide
Die lezte Wurzel ab,
Dann leget man uns Beide
In ein gemeinsam Grab.

Waldgeheimniß.

Eschenbaum, dein scheues Wehen,
Wenn sich deine Blätter drehen,
Und dein furchtsam Flüstern
Kann ich nicht verstehen;
Lange sitz' ich schon im Düstern,
Deinen Sinn zu deuten lüstern.

Waldschauer.

Wie des fernen Stromes Brausen,
Hör' ich hier den Waldgeist sausen
Unter hohen Bäumen,
Und ein leises Grausen
Jagt mich aus den dunklen Räumen,
Wo die Tannen ängstlich träumen.

Nic. Müller.

Der Autor und die Musen.

(Fortsetzung.)

Zeneis. Es gibt nur Eine Weise, die Weise zu gefallen, die Manier dabei ist im Grunde gleichgültig.

Der Dichter. Nun denn, wir verlangen, daß, wenn uns ein Gegenstand gefallen soll, er eine gewisse Würde, einen Ernst an sich trage, den am besten geschichtliche Stoffe verleihen. Doch freilich ist diese Quelle schon getrübt worden, wir sind überschüttet worden mit nüchternen Erzählungen, welche mit großen Namen der Vorzeit prahlen, und uns dennoch völlig gleichgültig lassen. Darauf haben wir den Ernst in uns selbst und in unserer Zeit gesucht, und dabei sind wir, es ist nicht zu leugnen, übellaunig und zänkisch geworden.

Zeneis. Werdet ihr es denn nicht endlich müde, immerfort zu klagen, zu winseln, euch zu ärgern?

Der Dichter. Ja, wer nur den göttlichen Leichtsinn eurer Tage sich aneignen dürfte! Ihr habt geschmaust, und wir müssen die Zeche bezahlen. O, ihr hattet gut scherzen!

Zeneis. Thörichte Einbildungen! Es kostet euch nur ein Wort und die alte Zeit ist wieder neu. Freilich verstanden wir es zu leben; doch ist diese Kunst verloren gegangen, so sind die Dichter die ersten, die sie wieder aufsuchen müssen.

Sie erhob sich mit diesen Worten, rauschte vor den Spiegel, und schien Lust zu haben, sich weder mit mir noch meiner Zeit, sondern nur mit ihrer eigenen niedlichen Person zu beschäftigen. Indem ging die Thüre auf, und eine hohe Gestalt, in dreifache Schleier gehüllt, trat herein. Sie nahte sich mit feierlichem Schritte, grüßte auf eben die Weise und ließ sich dann mit untergeschlagenen Füßen auf den Teppich des Bodens nieder; die schöne Zeneis fixirte sie von oben herab und warf mir dann hinter ihrem Fächer muthwillige und spottende Blicke zu. Die Dame auf dem Teppich lösste unterdessen langsam ihre Schleier, und wir sahen ein schöngeformtes Antlitz erscheinen, in dem zwei orientalisch dunkle, ernste Augen glühten. „Kennst Du mich nicht?“ rief

sie mir zu. „Ich bin die Sultanin Scheherezade.“ — Dieselbe, fragte ich eilig, die die Geschichten der tausend und eine Nacht erzählte?

Sultanin. Dieselbe. (Auf Zeneis zeigend) Wer ist diese sonderbare Person? — unstreitig eine Tänzerin aus einem entlegenen Stadtviertel.

Der Dichter. Achtung, Frau Sultanin! es ist Frankreichs schöne Muse. — Die Sultanin blieb sitzen und machte nur eine leise, hochmüthige Begrüßung, die die Französin lachend und mit dem Fächer spielend erwiderte.

Sultanin. Mein Stolz hat sich so weit herabgelassen, bei Dir zu erscheinen. Du bist ein Autor, ich komme in der Eigenschaft einer Muse, Dich zu besuchen, und will so gütig seyn, Dich zu begeistern. Nun, Du antwortest nicht? sollte es möglich seyn, daß Du meine Erzählungen nicht gelesen hättest?

Der Dichter. Doch, Madame, allein vor langer Zeit.

Sultanin. Nun wohl, ich will Dir die Gabe mittheilen, Geschichten zu erzählen, ähnlich denen der tausend und eine Nacht. Komm, empfange die Begeisterung.

Der Dichter. Halten Sie ein, ich bitte; da ist eine Muse, die mich ebenfalls begeistern will.

Sultanin. Was kann sie Dir bieten wollen? (Zu Zeneis) Schöne Sklavin, hast Du unter dem Schatze Deiner Geschichten eine einzige, die dem Abenteuer mit den Pantoffeln des Abu-Kasem gleicht?

Die schöne Zeneis lachte wie toll; sie drehte sich auf dem hohen Absatz ihres Schuhes herum, so daß der majestätische Reifrock rauschte und die Federn der hohen Frisur wie im Sturmwind schwankten. Die Sultanin blickte sie an, wie man Jemanden anblickt, der plötzlich von Sinnen kommt; dann wandte sie sich zu mir.

Sultanin. Ohne Zweifel ist Dir die höchst merkwürdige Geschichte der Pantoffeln des Abu-Kasem nicht erinnerlich; ich will sie Dir erzählen.

Indeß sie sich in die gehörige Positur brachte, verwünschte ich sie heimlich. Was zum Teufel mußte mir gerade eine plauderhafte Sultanin in den Weg bringen, da ich so gerne mit einer jungen, schönen und muthwilligen Muse allein geblieben wäre! Doch mein Zorn half mir zu nichts; wohl oder übel, ich mußte die Geschichte der Pantoffeln des Abu-Kasem anhören. Als sie zu Ende war, rief ich: Beherrscherin der Gläubigen, Deine Geschichte ist vortrefflich; allein gestehe mir, daß es Leute geben kann, die in diesem Punkte anders denken.

Sultanin. Du bemerkst sehr richtig, man könnte es für unmöglich halten, daß die Pantoffeln wiedergefunden werden, nachdem sie zum sechsten Male verloren waren.

Der Dichter. Das meine ich nicht.

Sultanin. So ziehst Du vielleicht die Geschichte von den drei Vessiren vor?

Der Dichter. Sie sind mir alle gleich. So viel ich mich besinnen kann, trägt die ganze Sammlung so ziemlich einen und denselben Charakter an sich, und der ist es eben, fürchte ich, der unserer Zeit nicht zusagt.

Sultanin. Nimm mir's nicht übel, Fremdling, allein Du zeigst einen nur wenig gebildeten Geschmack. Bedenke, daß ich diese Geschichten dem mächtigsten Beherrscher der Erde erzählte, und daß sie sich seines gnädigsten Beifalls zu erfreuen hatten.

Der Dichter. Ach, Madame, das will wenig sagen. Ihr Sultan war ein harmloser Mann, ein Mann, der wenig oder gar nichts gelesen hatte, und dem daher, nach Weise der Kinder, jede wohl oder übelerfundene Geschichte gefiel. Sie hatten gut erzählen! —

Sultanin. Du irrst, ich erzählte in fortwährender Todesangst. Der nächste Morgen hätte mir den Kopf vor die Füße gelegt, wenn ich es nicht verstanden, die Neugierde des Tyrannen immer wieder zu spannen. Versuche es einmal bei euren Erzählern, drohe ihnen die Häupter abschlagen zu lassen, wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllen, und Du wirst sehen, wie ganz anders sie sich anstrengen werden, belustigend und unterhaltend zu seyn.

Zeneis (lachend). Ein allerliebstes Mittel, den Leuten Geist und Laune einzuflößen! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die Pflanzenausstellung.

Diesmal hat die Gesellschaft zur Vervollkommnung des Gartenbaus ihre öffentliche Pflanzenausstellung früher als in den vorigen Jahren veranstaltet. Ihre Absicht ist, mit der Ausstellungszeit jedes Jahr zu wechseln, damit die Gärtner nach und nach alle ihre Schätze in ihrer größten Pracht zur Schau stellen können. Diesen Frühling fand die Pflanzenschau in der ersten Woche des Juni statt und war sehr glänzend. Auf einen langen, aber gelinden Winter war ein sehr nasser, aber mit warmen, ja einigen heißen Tagen vermischter Frühling eingetreten. Die Blumen hatten sich frei und schön entfalten können, und auch die fremden Stauden, freilich meistens Treibhausprodukte, waren üppig emporgeschossen. Durch die häufigen Weltumseglungen und den vermehrten Verkehr mit fremden Erdstrichen ist die uns bekannte Zahl schöner, aber seltsamer Pflanzen so bedeutend vermehrt worden, daß ein Gärtner heutzutage schon sehr gelehrt seyn muß, wenn er sie alle kennen und botanisch benennen soll. Auch begnügt sich der üppige Stadtbewohner nicht mehr mit den Pflanzen und Blumen, welche ihm die einheimische Natur so reichlich spendet; diese überläßt er den

Minderbegüterten; für ihn müssen die fremden Welttheile ihre Produkte liefern; Rosen, Nelken, Tulpen sind allzugewöhnlich für seinen Garten und seine Gewächssammlung; er muß Dahlias, Geranien, Cactus haben, und wird eine fremde Blume zu gemein, wie es mit der Hortensia in Paris der Fall gewesen ist, so vernachlässigt er auch diese und hält sich an die seltenern. Die vorzüglichsten Blumengärtner in Paris beschäftigen sich daher auch ganz besonders mit dem Anbau und dem Klimatisiren fremder Pflanzen und Stauden, und überlassen die gewöhnlichen Pflanzengattungen denjenigen Gärtnern, die ihren Absatz auf dem Blumenmarkte haben. Da nun bei der Pflanzenausstellung in Paris hauptsächlich nur Gärtner von Profession etwas ausstellen, so bekommt man auf derselben auch vorzüglich nur fremde Pflanzen und Stauden zu sehen. Das Ganze hat daher ein fremdartiges, aber eben deßhalb höchst reizendes Ansehen. Ein eigenthümlicher Geruch erfüllt die Luft, man erblickt überall eine üppige Vegetation, sonderbare Gestalten, unbekannte Früchte; man sollte meinen, unter einen fremden Himmelsstrich versezt zu seyn, wenn das Kostüm der umherwandelnden Zuschauer nicht zu lebhaft an Paris erinnerte. Zu beiden Seiten blühten die schönsten Blumen aus Amerika, Asien, Australien; in der Mitte der großen Orangerie, in welcher die Ausstellung statt fand, erhob sich eine prächtige Strelitzia regia, im Hintergrunde erblickte man Fächerpalmen und einen kleinen Brodfenchtbaum, der Cactus war ohnehin eine Menge. Ein Gärtner hatte ein kleines Gebüsch von Orangenbäumen, mit Blüthen und Früchten prangend, ausgestellt. Von reifen Weintrauben, Birnen und Aepfeln war auch schon ein Vorrath zu schauen. Der bekannte Gärtner Cels hatte sich diesmal wieder durch die Mannichfaltigkeit seiner schönen Pflanzen hervorgethan; jedoch standen ihm einige andere wenig nach. Minder berühmte Gärtner hatten wenigstens durch sinnreiche oder geschmackvolle Anordnung der von ihnen gelieferten Sachen die Aufmerksamkeit des Publikums anzuziehen gewußt. So hatte einer eine Art von Mosaik von mehr als fünfzig Arten oder Abarten von Rosen auf einem runden Tische angebracht, was sich sehr schön ausnahm. Wahrscheinlich hatte er durch darunter gelegte feuchte Erde ein Mittel gefunden, diese gedrängt aneinander gereihten Rosen die ganze Woche hindurch frisch zu erhalten. Ein anderer hatte seine Blumen mitten um einen schön gearbeiteten Vogelbauer gepflanzt, der sich wie ein kleiner Thurm oder Pavillon erhob. Auch elegant gearbeitete Gartenstühle und Bänke waren da zu sehen, und allerlei sauber verfertigtes Gartengeräthe, wobei es auch nicht an neuen Erfindungen oder doch neuen Kombinationen fehlte. So hatte einer einen Schiebkarren gemacht, der, anders gedreht oder gestellt, als kleine Doppelleiter dienen konnte. In dergleichen sind die französischen Arbeiter sehr erfinderisch.

(Der Beschluß folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Die Expedition nach dem Euphrat.

„Jezt erhob sich für den Oberst Chesney ein Kampf mit ganz unerwarteten Hindernissen. Die Expedition hatte England in der vollsten Ueberzeugung verlassen, daß die der brittischen Regierung geschehenen Zusagen von Unterstützung und Mitwirkung von Seiten der höchsten Landesbehörden treu erfüllt werden würden. Man besaß ja einen von der hohen Pforte erlassenen Firman, welcher die Schifffahrt auf dem Euphrat autorisirte, und keinenfalls würde man ohne hinzugekommene Genehmigung des Pascha's von Egypten eine so kostspielige Unternehmung nach den Gestaden von Syrien abgesendet haben. Gleichwohl konnten die Eingebornen durch nichts, selbst nicht durch bedeutende Geldanerbietungen vermocht werden, hülfreiche Hand zu leisten oder Transportmittel zu gewähren. Es lag daher deutlich vor, daß die betreffenden Befehle nicht erfolgt waren, und Oberst Chesney sah sich dadurch zu einer Reise nach Tripolis genöthigt, woselbst Ibrahim Pascha eben aus Egypten angekommen war. Doch auch dieser konnte oder wollte ihm nicht helfen. Er erklärte sich außer Stand, bevor er nicht weitere Verhaltungsbefehle von Mehemet Ali erhalten, seinen Einfluß geltend zu machen. Als jedoch die Kolumbine die Küste von Syrien verließ, war Oberst Chesney bemüht, Stiere in hinreichender Zahl aufzukaufen, um die erste Abtheilung des Gepäcks nach dem Euphrat zu bringen. — Die Mündung des Orontes scheint zur Ausschiffung der Expedition glücklich gewählt zu seyn, und der gute Erfolg, mit welchem solche bewirkt worden ist, darf für den fernern Fortgang als ein günstiges Zeichen gelten. Die Amalieninsel soll der Beschreibung nach einen höchst interessanten Anblick gewähren. Die Einwohner der umliegenden Ortschaften kamen unaufhörlich in's Lager und staunten mit charakteristischer Bewunderung die Thätigkeit unserer Matrosen und die Wirkungen unserer Mechanik an. Als die Kessel und großen Stücke der eisernen Dampfboote und der dazu gehörigen Maschinen gelandet, und als vollends die schwere, in's Wasser gefallene Kiste vom Meeresgrunde heraufgebracht wurde, erreichte ihre Ueberraschung den höchsten Grad. Rechne man dazu die verschiedenen Kleidungen, das sonderbare Gemisch der Vorräthe, die stete Bewegung zwischen den Schiffen und dem Ufer, die wunderschöne Scenerie des Landes, mit dem im Hintergrunde zu einer Höhe von 5618 Fuß emporragenden Gipfel des Kassius, und man wird sich ungefähr einen Begriff von dem Gemälde auf Syriens alterthümlicher Küste machen können." — Der Brief des Kapitän Murphy lautet in der Uebersetzung folgendermaßen: „Orontes-Lager auf Amalieninsel, den 25sten Mai. Ich schrieb Ihnen unterm zweiten dieses durch Sr. Majestät Brigg Kolumbine. Wir haben seitdem den Tigris zusammengebaut. Wir fingen am sechsten damit an und konnten ihn am ein-und-zwanzigsten, folglich nach dreizehntägiger Arbeit, von Stapel lassen. Er ging mit all seinem Inhalte auf flachem Kiele sechs und einen halben Zoll tief. Die Ursache, warum wir ihn jezt zusammengebaut haben, ist die Hoffnung, daß wir auf ihm das andere Boot, die schweren Frachten u. s. w., den Orontes hinauf bis nach Antiochien, ungefähr zwanzig Meilen weit, werden bringen können. Wir würden dadurch eine Bergkette und folglich eine Landfahrt umgehen. Später gedenken wir ihn zum weitern Transporte nach Bir in acht Stücke zu zerlegen. Die ganze Mannschaft ist gesund und wohlauf." — Dies unterstüzt die aus Oberst Chesneys gemeldeter Anstalt zu Fortschaffung des Geräths sich rechtfertigende Vermuthung, daß Mehemet Ali's Befehle entweder in dem gewünschten Maße bereits eingetroffen, oder den Zwecken der Expedition günstig mit Gewißheit zu erwarten waren.

W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. August 1835.

— Wohl mag man bekennen,
Es sey nichts schrecklichers, als dieses Berges Brennen,
Das Schüttern weit und breit und heißer Schwefel Fluß.

Martin Opitz.

Der Aetna und der Montblanc.

Erster Artikel.

Man hat den Franzosen lange und gewiß nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß sie wenig reisen, um Menschen und Sitten außerhalb des Bannkreises ihrer Société zu erforschen, daß sie sich wenig um die Welt außer ihrer belle France bekümmern, das Ausland selten kennen lernen und es noch seltener mit ihrer Heimath vergleichen, daß sie daher eine Menge Vorurtheile über beide festhalten. Dem ist allerdings so. Haben doch die vielen tausend Franzosen, die in der Revolutions- und Napoleonschen Zeit Deutschland fast zwanzig Jahre lang nach allen Richtungen durchzogen, nur sehr dürftige, oft ganz schiefe und irrige Kenntniß dieses Landes mit in ihre Heimath gebracht, Irrthümer, an denen viele, sonst unterrichtete Franzosen noch laboriren. In Europa selbst, in den Frankreich am nächsten gelegenen Ländern, in Deutschland, Italien, Spanien und England, reisen noch immer viel weniger Franzosen, als Engländer, Deutsche, Russen und Nordamerikaner. Wir sprechen hier nicht von Reisenden in Geschäften, von wissenschaftlichen Forschern, Künstlern, Diplomaten, Kaufleuten und dergleichen, sondern von denen, die nur reisen, um Länder, Menschen, Sitten und Civilisation anzuschauen, kennen zu lernen, zu prüfen, zu vergleichen.

So ist es denn gekommen, daß wir auch unter den Reisenden in Sicilien und auf den Aetna nur sehr wenige Franzosen finden. Nicht etwa, als ob es ihnen an Muth gebräche — wer thäte es darin den Franzosen zuvor? — es fehlt ihnen nur am Interesse für Alles, was nicht französisch ist. Indessen gestaltet sich auch in dieser Hinsicht Manches besser und weniger abgeschlossen in Frankreich. Chateaubriand und neuerdings Lamartine sind darin beispielgebend vorangegangen.

Eine merkwürdige Ausnahme in dieser Beziehung ist auch der Graf Tilly aus der Vendée, ein Nachkomme des aus Lüttich stammenden Ligagenerals Graf Joh. Tzerklas Tilly. Wir sehen in ihm einen ehemaligen Dragoneroffizier und sehr warmen Anhänger der vertriebenen Bourbonen, einen Mann, den man wegen seines kräftigen Willens achten muß, wenn auch in seinen Aeußerungen französische Manier und Vorurtheile nicht zu verkennen sind.

In seiner nächstens zu Genf erscheinenden Beschreibung zweier merkwürdigen Ascensionen, den 23sten und 24sten Mai auf den Aetna, und den 8ten, 9ten und 10ten Oktober vorigen Jahrs auf den Montblanc, beginnt Graf Tilly mit einer Vergleichung beider Berge.

„Der Aetna ist leichter zu besteigen, ist öfter bestiegen worden, und daher bekannter als der Montblanc,

aber gewiß nicht nach Verdienst geschäzt. Ich habe nun beide bestiegen, aber es wäre mir schwer, einen über den andern zu stellen. Jeder ist reich an Eigenthümlichkeiten, an großartigen und herrlichen, wie an schrecklichen; indeß glaube ich, im Schrecklichen und Grausenhaften steht der Aetna oben an. Der Montblanc ist freilich der Bergkönig in Europa, herrlich allerdings, aber machtlos; der Aetna hingegen steht da wie ein furchtbarer Revolutionär, der weithin in die Runde Alles erschüttert und stürzt, Städte zertrümmert, wie Messina und Reggio, herrliche Landschaften unter Asche oder Lava begräbt, dieses Glutgestein aber nach Jahrhunderten wieder zu herrlicher, fruchtbarer Erde werden und gleichsam zum Scherz Inseln entstehen und verschwinden läßt, wie Stromboli und Sciacca. * Am Fuße dieses furchtbaren Bergs liegt das herrliche Catanea, die dreimal von ihm zerstörte Stadt, die immer schöner aus ihren Ruinen hervorging, und sich mit ihren eigenen Trümmern, mit alter Lava, wieder aufbaute; Catanea, dessen Straßen, Pläze und öffentliche Gebäude dem Herrlichsten in Italien an die Seite gesezt werden müssen; Catanea, das hier wie gebannt liegt unter dem Gluthauch eines bösen Geistes, wo alles glüht und sprüht in unbändigen Leidenschaften, wo Alles aus Lava gebaut ist, wo der Fuß auf Lava wandelt, und wo der Boden unter ihm brennt, wo kein kühles Lüftchen erfrischt, sondern nur heißer Scirocco noch heißer wird durch die dicken Schwefeldämpfe, die überall aus der Erde dringen; Catanea, dessen schönste, zum dritten Mal aufgebaute Straße gerade auf den Aetna gerichtet ist, als wolle sie ihrem alten Erzfeind trozen, der alles Gebild der Menschenhand haßt, oder als wolle sie sich an dem Anblick der Zerstörung weiden, wenn er sein altes Haupt mit der Feuermähne schüttelt, von furchtbaren innern Zuckungen geplagt ist und endlich in schrecklicher Angst und Zittern den Tod ausspeit. Da liegt Catanea am Fuß des Monte-Gibello und wartet, bis die Reihe der Zerstörung wieder an es komme, bis dahin aber sieht es seinen Feind keck an, wiewohl er nur zu schlafen scheint, und es läßt sich in seinen Vergnügungen und Genüssen nicht stören. Von Catanea geht man gewöhnlich aus, wenn man den Aetna besteigen will. Als ich hinauf wollte, herrschten oben Sturm, Schnee und Wetter. In diesen heißen Ländern hat der Schnee etwas Unheimliches, Entmuthigendes, und man fürchtet sich vor Kälte, Wind und Stürmen, ja, wenn der Himmel einmal nicht mehr tiefblau und sonnig ist, wenn Wolken heranziehen, so wird man schon unruhig. Es fehlte daher nicht an Leuten, die mir unter solchen Aspekten den Gang auf den Aetna abriethen. Ich ließ mich aber nicht irre machen und that wohl daran, denn ehe ich hinauf kam, hatten Wind und Sturm in der Höhe aufgehört, der Schnee war hart geworden und hinderte mich nicht.

Umsonst suchte ich auf dem Wege nach Nicolosi die so berühmte Vegetation des Aetna. Auf meinem Weg hat die schreckliche Eruption von 1669 Alles verwüstet und zerstört; ihre Lava aber ist noch lange nicht zu guter Erde geworden. Alle Kultur beschränkt sich hier auf einige schlecht besäte Felder, zwischen denen häufig schwarze Felsen stehen, Lava, die noch immer hart wie Glas ist. Um diese Felder ziehen sich niedrige Mauern, gleichfalls aus schwarzer Lava, die die traurige Landschaft in allen Richtungen mit schwarzen Linien durchschneiden. Nur hier und da standen einige Mandelbäume und melancholische Oliven, und zwischen ihnen hindurch sah ich mehrere schwarze, halb zerbrochene Dächer. Es war Nicolosi. Ich trat in diese elende, düstere, vulkanische Stadt, wo Alles an Zerstörung und Graus erinnert. Man geht da auf Asche, man tritt in Lavahäuser. Die Sicilianer haben sonst eine braune, gesunde Gesichtsfarbe, sprühende Augen, kräftige Muskeln und sind überaus geschwäzig. Hier aber in Nicolosi sehen die Leute so bleich aus, sind so abgestorben und stumm wie in einem fernen, fernen Lande. Trauriges Nicolosi! und nur wenige Miglien davon liegt das üppig blühende, geräuschvolle und wollüstige Catanea, das sich nichts aus der drohenden Nachbarschaft des Aetna macht.

(Die Fortsezung folgt.)

* Sciacca, die Insel, welche an der Südküste Siciliens entstanden war, verschwand vor ungefähr zwei Jahren wieder. Walter Scott war der lezte Mensch, der ihren Boden betreten hat, denn er stieg zulezt in das Boot, das ihn dahin geführt hatte. Schon nach einigen Tagen versank die Insel wieder acht bis zehn Fuß tief unter das Meer und vereitelte so die Besiznahme der Engländer, die sich eilig dieser vulkanischen Insel bemächtigt hatten.

Der Autor und die Musen.

(Fortsezung.)

Sultanin. Allah sey gedankt, ich habe mein Leben zu retten gewußt. Durch die Art, wie ich eine Geschichte geschickt in die andere einschachtelte, machte ich den erhabenen Beherrscher der Gläubigen immerdar begierig, das Ende zu vernehmen, welches ich jedoch stets weiter schob.

Der Dichter. Sie sezen mich in Verwunderung. Ich habe jene Einkleidung nur für einen ziemlich einförmigen Scherz späterer Sammler gehalten; überhaupt war ich nahe daran, Ihre ganze Person, Gnädige, für eine poetische Figur zu nehmen, die nie gelebt hat.

Zeneis (halblaut). Madame mußte wohl Geschichtchen erzählen, da ihre Schönheit allein den Sultan schwerlich bewogen hätte, ihr das Leben zu schenken.

Sultanin (zu mir). Was spricht die Sklavin?

Zeneis. Ich sage, daß Ihre Mährchen, Madame, sämmtlich vergessen seyn würden, wenn nicht mein Crébillon und Andere einige davon zugestuzt und genießbar gemacht hätten.

Sultanin (leise zu mir). Laß doch diese freche Tänzerin sich entfernen, sie ist mir durchaus zuwider. Wir können kein ruhiges Wort mit einander wechseln.

Diese Beschwerde sezte mich in Verlegenheit, ich mußte einen ernstlichen Streit zwischen den zwei Musen erwarten, und dennoch konnte ich nicht gebieten, daß eine von ihnen freiwillig das Feld räumte. Schon verwünschte ich meinen voreiligen Aufruf an die Musen, als zu meinem Glück die Thüre sich nochmals öffnete und ein neuer Gegenstand die Aufmerksamkeit fesselte. Es war eine Frauengestalt von ungewöhnlicher Größe. Das Haar hing ihr ziemlich nachlässig um die Schultern, sie trug ein bauschigtes Gewand, ihr Blick hatte etwas Wildes, doch die Züge ihres ernsten Antlitzes waren nicht ohne großartige Schönheit. Sie schritt auf mich zu mit tönenden Schritten; indem sie die Begrüßungen der Damen erwiderte, warf sie durch eine ungeschickte Wendung ein paar Vasen vom Kamin herab und trat der noch immer auf dem Boden sitzenden Sultanin auf den Fuß. Zeneis raunte mir in's Ohr: Sey nicht böse, allein ich muß Dir gestehen, Du hast seltsame Bekanntschaften; sieh nur, da tritt ein drittes, wunderliches Wesen herein; doch das ist, näher besehen, nicht so übel, ja es ist sogar ein recht niedliches Kind.

Ich wandte neugierig meine Blicke dorthin und sah hinter der kriegerischen Erscheinung ein artiges Bauermädchen hervortreten, in der zierlichen toskanischen Tracht. Ihre dunkeln Augen blizten Schalkheit, die vollen Lippen athmeten Frische, ein lebendiges Lächeln rundete die Wange. Sie besaß natürliche Anmuth, doch vermißte das Auge gefällige Form und feine Grazie.

Nach einer Pause trat jezt die kriegerische Erscheinung hervor und rief: Ich bin Chriemhild, die Muse des Mittelalters. Wundere Dich nicht, mich hier zu erblicken; von Zeit zu Zeit erscheine ich, um mir einen Liebling auszuersehen, den ich besonders in Schutz nehme. Ich könnte mich wohl willig finden, Dich dieser Gnade theilhaftig werden zu lassen.

Und in mir, nahm das schöne Landmädchen das Wort, meinst Du wohl kaum eine Muse zu sehen; dennoch bin ich eine, und zwar eine hochgefeierte. Oft hast Du bei den Erzählungen meines Lieblings die Langeweile unerträglicher Winterabende angenehm verträumt, oft die Zerrbilder moderner Unnatur über dem Zauber meiner frischen Schalkheit vergessen. Erräthst Du nun, wer ich bin?

Der Dichter. Ich errathe: die Tracht, die Deinen schlanken Körper ziert, das muthwillige Lächeln Deines Auges — ja, Du bist die Muse des alten Spötters und Schalks, die Muse des —

Muse. Boccacio! Du hast's getroffen. Nenne mich Fiametta, das Landmädchen. Ich komme, Dir einen Theil der Gaben mitzutheilen, mit denen ich einst in Italiens goldener Zeit meinen Liebling überschüttete; das heißt, wenn Du würdig bist, sie zu empfangen.

Zeneis. Das Mädchen ist nicht unintereßant, mein Crébillon hat mir oft und viel von ihr erzählt; er fand sie nur zu bäurisch.

Sie ging hin und machte der schönen Fiametta die elegante, nachlässige Verbeugung einer Weltdame, die jene mit einem bäurischen Lächeln erwiderte. Unterdessen wandte sich die Sultanin zur altdeutschen Muse, indem sie nach den ersten Begrüßungen Gelegenheit nahm, ihr die Geschichte der Pantoffeln des Abu-Kasem zu erzählen, worauf ihr jene in der Kürze den Uebergang Dietrichs des Langhaarigen über den Rhein mittheilte. Da Beide zugleich das Wort führen wollten, so sprachen sie zusammen, und Keine verstand die Andere. Zwischendurch hörte man die schöne Zeneis lachen und mit dem Fächer klatschen, indeß das Landmädchen eine komische Geschichte aus dem Dekamerone erzählte. Endlich entstand ein solcher Lärm, daß keine der vier Musen ihr eigenes Wort verstand, und alle wie auf ein gegebenes Zeichen sich plözlich zu mir wendeten und riefen: Nun, bist Du bereit, die Begeisterung zu empfangen? Ich erschrack heftig; vier Musen, und zwar jede von völlig verschiedener Eigenthümlichkeit, was mußte das für ein seltsames Gemisch werden, wenn ich von Allen etwas erhielt! Ach, meine Damen, rief ich, verschwenden Sie Ihre köstlichen Geschenke an keinen Unwürdigen; lassen Sie uns für's Erste wenigstens untersuchen, was wohl gerade für unsere Zeit passen möchte.

Zeneis (die bei dem Worte Untersuchung schon das Gähnen anwandelte). Nun so sprich denn, mein Freund.

Der Dichter. Was wäre also wohl das Haupterforderniß? Was verlangten Sie zuerst und vor allen Dingen von dem Manne Ihrer Wahl?

Alle vier Musen. Er muß zu unterhalten verstehen.

Der Dichter. Wohl, darüber sind wir einig; doch jede von Ihnen, meine Musen, würde diesen Zweck auf verschiedenem Wege verfolgen. Zum Beispiel Sie, strenge Scheherezade?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Die Pflanzenausstellung.

Der Chemiker Payen hatte einen überzeugenden Beweis von der Kraft seines neuen Düngers geliefert; denn auch in

Hinsicht der Zusammensetzung des Düngers hat man eine Menge von Erfindungen und gelehrten Namen. Payen macht aus dem abscheulichsten Kothe in wenigen Minuten eine schwarze Erde, die ganz reinlich anzufühlen und anzusehen ist, und das Wachsthum der Saat gewaltig befördern soll. Dies konnte man an dem buschigten Wesen des von ihm ausgestellten Klees erkennen. Freilich wuchs dieser Klee nur in einem Topfe, und auf dem Felde ist der Erfolg vielleicht nicht so bedeutend, wie in einem Topfe oder einem Kasten. Indeß heißt es doch, daß von diesem künstlichen Dünger, aus dessen Zubereitung der Erfinder gewissermaßen noch ein Geheimniß macht, viel in der Umgegend von Paris verbraucht wird, wenigstens in den Gärten. Auf den Feldern ist so etwas Künstliches vielleicht zu kostbar. Payen behauptet zwar das Gegentheil; hier müssen aber die Landleute entscheiden. Um Paris herum verstehen sie vortrefflich aus Allem Nutzen zu ziehen; ist also der neue Dünger eine gute Erfindung, so werden sie sicher nicht ermangeln, sich mit Payenscher Erde zu versehen und dieselbe zum Anbau der Vegetabilien anzuwenden, die sie auf den Pariser Märkten so leicht absetzen, und die wenigen Pariser, welche so glücklich sind, ein Gärtchen zu besitzen (freilich ein seltenes Glück, außer in den Vorstädten), werden sicher diese Payensche Erde allem andern Dünger vorziehen, so sauber und reinlich sieht sie aus. Einer der Kommissarien, welche von der Ackerbaugesellschaft hingesandt worden waren, um dem Verwandlungsprozesse des ärgsten Koths in Payensche schwarze Erde beizuwohnen, hat sogar die Selbstverleugnung so weit getrieben, daß er leztere, nach ihrer Metamorphose, gekostet hat, wie Desgenettes sich einmal in Egypten die Pest einimpfte. Ein Pariser Blumenliebhaber, wie man deren in den höhern Stockwerken eine Menge findet, und deren Blumisterei sich auf einige Töpfe, zuweilen nur auf einen beschränkt, wird sich den Payenschen Dünger auf einem Teller können präsentiren lassen, um damit seinen sechs Zoll im Durchmesser haltenden Garten zu düngen. Nach Verlauf der zur Pflanzenausstellung anberaumten Zeit wurde in derselben Orangerie eine öffentliche Sitzung gehalten, um die Berichte über die Arbeiten der Gärtnereigesellschaft abzustatten und Preise unter die Gärtner zu vertheilen. Die Reden einer Gärtnereigesellschaft sind aber immer etwas Unbedeutendes in Vergleich mit den schönen, von ihr gelieferten Pflanzen und Blumen, und der Theil der Orangerie, wo die Strelitzia prangt und der Pisangbaum seine breiten Blätter entfaltet, zeugt weit besser von dem Schaffen und Treiben der Gesellschaft, als die Phrasen des Sekretärs oder anderer Mitglieder, es wäre denn, daß sie über neuerfundene Methoden belehrenden Aufschluß gäben. In Paris kann übrigens eine Gärtnereigesellschaft nur ein Gegenstand des Luxus, nicht des Bedürfnisses seyn. Es fehlt hier an Gärten, folglich auch an Gärtnerei. Zwar gibt es in den Vorstädten und um die Stadt herum große Gemüsegärten, sie dienen aber bloß dazu, für die Pariser Märkte den täglichen Bedarf zu liefern, daher sie alles Ueberflüßige, alle Verzierung und Verschönerung ausschließen. Die Gärtner, welche sie bebauen, führen ein mühsames, beinahe elendes Leben; sie wohnen, meistens mit einer zahlreichen Familie, in elenden Hütten mitten in ihren Gemüsefeldern; denn was sie bebauen, ist viel mehr Feld, als Garten; selten gewährt ein Baum Schatten auf diesen weiten Flächen, weil der Schatten den Gemüspflanzen Abbruch thun würde. Die Obstzucht ist daher von dieser Gärtnerei beinahe ganz ausgeschlossen, die Blumenzucht noch viel mehr, ebenso die Waldbaumzucht. Dagegen gibt es Dörfer um Paris, deren Bewohner sich durch besondere Arten von Obstzucht einen großen Ruf erworben haben; so z. B. Montreuil, das wegen seiner Pfirschen weit und breit bekannt ist. Aber auch in diesen Obstgärten ist Alles nur auf den Gewinn berechnet; Angenehmes und Schönes ist dort nichts zu sehen, das Reizende hat dem Nützlichen weichen müssen. Am interessantesten sind noch die Gärten der jardiniers-fleuristes, das heißt, der eigentlichen Blumengärtner, die sich auch mit dem Pflanzen fremder Stauden und Bäume abgeben, aber vorzugsweise Blumenzucht betreiben, wobei einige noch in's Spezielle gehen und gewissen Blumengattungen, als Rosen, Tulpen, Dahlias, ihre Hauptaufmerksamkeit widmen. Wenn auch ihre Gärten nicht schön angelegt sind, so enthalten sie doch einen solchen Reichthum an Pflanzen und Abarten, daß sie nicht allein für Blumenfreunde, sondern auch für eigentliche Botaniker viel Anziehendes haben. Den Handel mit Sämereien betreibt wiederum eine andere Gattung von Professionisten, Leute, die keine Gärten haben und sich um Gärten wenig kümmern, die sogenannten Herboristes, deren einige bis an die Apotheker grenzen. Die einzigen Gärten in Paris, welche durch Schönheit der Anlage und Mannichfaltigkeit der Gewächse interessiren, sind die öffentlichen Gärten, nämlich der Tuilerien-, der Luxemburger Garten und dann der eigentliche Pflanzengarten; zu diesen gesellt sich jezt noch ein vierter, nämlich der Garten für medizinische Pflanzenzucht, der jedoch auf Schönheit keinen Anspruch machen kann. Es wäre vielleicht nützlich, wenn die Gärtnereigesellschaft einen Mustergarten anlegte, wie es die Londoner Gesellschaft gethan hat, obschon es nicht in dem Geschmacke wissenschaftlicher Gesellschaften des Kontinents liegt, kaufmännische Spekulationen zu betreiben. Allenfalls könnte auch der Garten des Sekretärs der Gärtnereigesellschaft, Soulange Bodin, zu Ris neben Versailles zum Muster dienen, wiewohl auch hier das Schöne dem Nützlichen zum Theil aufgeopfert ist. Ueberhaupt werden die Blumengärten in der Umgegend von Paris sehr kostspielig, wegen der beständigen Nothwendigkeit des Bewässerns. Die echten Gartenfreunde und Blumenerzieher muß man im nördlichen Frankreich suchen; dort haben sie Wasser und fürchten die versengende Sonne nicht so sehr, wie in Paris. Zu Lille, Valenciennes, Cambrai, Douay hat man Ausstellungen von Blumen und Pflanzen, die wohl nicht den Pariser Reichthum an fremden Gewächsen darbieten, aber dagegen reicher an europäischen Blumen und Pflanzen sind. — Es ist, als ob man in Paris lange nicht gewußt hätte, wie man sich vor der Sonnenhitze schützen solle, so arm ist man hier an Bäumen. Erst vor Kurzem hat der jetzige Seinepräfekt den klugen Einfall gehabt, längs der Seinekays eine Reihe von Bäumen pflanzen zu lassen. Dies ist eine gewaltige Neuerung; denn so lange die Kays vorhanden sind, das heißt, seit sechs Jahrhunderten, hat keine Magistratsperson einen ähnlichen Einfall gehabt, und wahrscheinlich würden auch die Boulevards keine Bäume haben, wenn sie nicht ehemals bloße Wälle gewesen wären, so daß die Häuser auf beiden Seiten erst nach den Bäumen erschienen sind. Der jetzige Präfekt, Graf von Rambuteau, muß wohl irgend eine holländische Stadt gesehen haben, um den Entschluß zu fassen, die Kays ein wenig zu beschatten, oder wenigstens die Nachkommenschaft beschatten zu lassen; denn vor der Hand sind die Bäume da, aber noch ohne Schatten. Vielleicht vergeht nun wieder ein Jahrhundert, ehe es einem andern Stadtbeamten in den Sinn kömmt, auch auf den öffentlichen Plätzen von Paris etwas Grünes keimen zu lassen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. August 1835.

Willst du dich als Dichter beweisen,
So mußt du nicht Helden, noch Hirten preisen.
Hier ist Rhodus! tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!
Goethe.

Der Autor und die Musen.

(Fortsetzung.)

Sultanin. Kann man hier noch fragen? Was die Menschen belustigt und unterhält, es bleibt sich ewig gleich und ist das Wunderbare.

Fiametta. O, keineswegs! gerade das Natürliche ist es, der Scherz, der Spott über jedes Wunder.

Zeneis. Ach pfui doch! da fielen wir ja in's Gemeine! Nein, im Gegentheil, Entfernung von allem sogenannten Natürlichen. Nur das Kunstschöne, das Raffinement muß gefallen.

Chriemhild. Wehe über eine so weichliche Entartung! Nur das Wirkliche kann begeistern und unterhalten, und hierin überflügelt das unbedeutendste Blatt aus den Büchern der Geschichte die reichsten und mannichfaltigsten Erfindungen eines müssigen Kopfs.

Sultanin. Du hast nicht Unrecht, kriegerische Sklavin; allein bedenke, daß eine Begebenheit, schlechthin erzählt, ohne dabei den Anforderungen der Phantasie ihre Rechte einzuräumen, nur sehr wenig interessiren kann.

Chriemhild. Entweihe nicht den heiligen Stoff der Geschichte.

Zeneis. Ich sehe hier nichts Heiliges. Die Geschichte ist nur eine große Klatscherei; mit Medisance und pikant zusammengestellt, kann sie viel Interesse gewähren, sonst bleibt sie ein Konvolut trockener Vorfälle, die in die Stube des Gelehrten gehören.

Chriemhild. Heilige Genofeva! denkt so das entartete Geschlecht eurer Tage?

Zeneis. So denken alle Leute, die nicht Pedanten heißen wollen. Der Zweck aller Geschichtserzählung ist, den Großen zu schmeicheln und die Kleinen zu amusiren; das Erste erreicht man, indem man die großen Helden citirt, das Zweite, indem man lustige Anekdoten zusammensezt, und ergötzliche neue dazu erfindet.

Chriemhild. Das ist nicht der Geist, der die großen romantischen Sagen meiner Lieblinge schuf! aus diesem Sinne wurden der Parcival, Titurel, die Genossenschaft der Nibelungen nicht geboren. Selbst mein leichtfertiger Sohn Ariost dachte ernster und würdiger.

Zeneis. Kennst du die Henriade?

Chriemhild. Nein, doch es ist unnütz, daß ich mich streite, Dein ganzes Wesen ist dem meinigen entgegen, auch fühle ich, daß Du troz Deiner Jugend veraltet bist; (sich zu mir wendend) sprich, hat man sich mir in der neuesten Zeit genähert?

Der Dichter. Das hat man, und mit bedeutendem Erfolg. Außer daß wir die alten, glänzenden Muster Deiner schönsten Zeit neu aus dem Staube hervorgezogen, sie erläutert, erklärt und unzählige Male

wieder aufgelegt haben, ist auch fast eine Legion selbstschöpferischer großer und kleiner Erzähler erstanden, die alle in Deinem Sinne dichten.

Chriemhild. Nenne mir sie.

Ich nannte einige der gefeiertsten Namen; Chriemhild kannte sie nicht; ich nannte noch einige, doch sie schüttelte abermals das Haupt; ich erwähnte der neuen französischen mittelalterlichen Schule, sie wandte sich ab. Nach einer Pause sagte sie: Freund, Du machst mir bange; es ist gut, daß ich Dich nicht begeistert habe, denn eure Zeit scheint mir fast unfähig, mich zu verstehen. Einige jener Dichter, die Du mir vorgeführt, sind mir allerdings flüchtig genannt worden. Jetzt besinne ich mich: der Eine, und er ist mir fast der Fremdeste, obgleich sein Name weit her über's Meer erschollen ist, gibt nur das Aeußere der alten Helden. Wir sehen aus ihm, wie die Schnallen an ihren Stiefeln saßen und welche Farben die Wappenherolde der verschiedenen Familien trugen.

Zeneis (lachend). Bei den Stiefeln komme ich auf die Strümpfe, und bei diesen fällt mir eine lustige Geschichte ein, die Ihr mir erlauben müßt, in Euern ernsthaften Dialog einzuschieben. Ein altes Mährchen erzählt, daß in der Picardie bei Gelegenheit eines großen Kirchenfestes der Teufel auf den Gedanken gerathen sey, zur Förderung seiner Zwecke eine in ganz Frankreich berühmte Klausnerin auftreten zu lassen; er vermochte seine Großmutter, die Rolle zu übernehmen, er selbst maskirte sich in den Esel, der sie trug, und mischte sich in feierlichem Schritte unter das Volk. Alles ging gut, das Volk lief in Schaaren herbei, Niemand zweifelte im Mindesten, daß es der hochgefeierten Barbara gefallen habe, die Stadt mit ihrer Gegenwart und ihren Wundern zu beglücken. Man kam, sich ihr zu Füßen zu werfen, aber bei dieser Gelegenheit ergab sich eine verdrießliche Entdeckung, man sah nämlich, daß nicht Alles richtig sey, daß die Gefeierte seidene Strümpfe anhabe. Wie war es denkbar, daß eine Klausnerin seidene Strümpfe trage? nothwendig mußte also ein Betrug, ein Blendwerk des Bösen dahinter stecken, und siehe da, man hatte richtig gerathen. Sogleich erhob sich ein beispielloser Lärm, der Teufel konnte dem Andrange nur entgehen, indem er eilig bei Seite schlüpfte und sich in einem Gehölze verbarg. Hier machte er nun der Großmutter die heftigsten Vorwürfe. Was zum Kuckuck, schrie er, habt Ihr da angerichtet mit Euren verdammten seidenen Strümpfen? — Monseigneur, erwiderte die Großmutter, das versteht Ihr nicht; wenn ich auch meine volle Toilette änderte, so konnte ich doch unmöglich die seidenen Strümpfe ablegen, denn ich bin eine geborne Prinzessin, und wo habt Ihr wohl jemals eine Prinzessin gesehen, die da wollene oder leinene Strümpfe trug? — So mißglückte des Teufels Anschlag, und so mißglücken auch wohl die Erzählungen eurer Historiendichter, wenn man nachweisen kann, daß eine Person im Roman seidene Strümpfe trägt, da sie doch in der Wirklichkeit wollene getragen hat.

Der Dichter. Es kommt beinahe so heraus.

Zeneis. Nun denn, seyd ihr nicht wahre Kinder? Es handelt sich also nur um ein paar Strümpfe oder Schuhe. Da ihr das Wesen, worauf es eigentlich ankommt, nicht erfassen könnt, so laßt nun auch das Uebrige fahren und verlegt den Schauplatz, wenn durchaus ein fremder nöthig ist, nach Ormus oder Samarcand, oder nach dem Reiche Scheschinan, oder nach dem Monde. Es ist ja gleichviel, wo etwas geschieht, wenn das, was geschieht, nur belustigend und anziehend ist.

Der Dichter. Doch beschäftigt nur eine große That, das Wirkliche, würdig den Geist der Menschen.

Zeneis. Ist das Spiel der Leidenschaften nichts Wirkliches? O, mein Freund, ihr könnt doch nicht über eure Zeit hinaus; die bunte Jacke, die ihr euren Figuren überzieht, ist nichts Wesentliches; es ist ja lächerlich, anzunehmen, daß sie gerade aus Stücken einer antiquarischen Rumpelkammer zusammengesezt seyn müsse. Ist nun euer Karl der Große, euer Genglschan weniger das Kind eurer Tage, weil er statt des Ueberrocks einen Panzerrock von Stahlmaschen, eine Feldbinde von rother Seide und einen Helm mit einem an der Spitze roth gefärbten Reiherbusch trägt? Oder glaubt ihr wirklich, eine heilige Genofeva schaffen zu können, die, wenn man sie bei Lichte besieht, auf's Haar jener Operntänzerin nachgebildet ist, die euch in einer decenten Attitüde besonders gefallen hat, wo sie mit wenig mehr als einer durchlöcherten Thierhaut bekleidet erscheint?

Der Dichter. Der Götz von Berlichingen trat nicht auf diese Weise in's Leben.

Chriemhild. Der Genius macht oft glückliche Würfe, doch wird auch ihm nicht selten sichtbar genug die Hand gelenkt. Von solchen Werken ist hier auch nicht die Rede.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Bei diesem traurigen, schwarzen Häuserhaufen, Stadt genannt, übersieht man die weite Ebene, die nördlich nur von der Basis des Kegels beschränkt wird und eine Ausdehnung von fünfzig Meilen in der Länge hat. Mehrere kleine Flüsse strömen hindurch. Auf der

äußersten Küste, wo hier, wie fast in ganz Sicilien, der Weg hinläuft, sieht man deutlich gegen Mittag die Halbinsel Agosta und weiterhin Epipoli di Siragosa, links das Meer.

Es war zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags, und ich hatte die zehn Miglien von Catanea, wiewohl immer steigend, in drei Stunden zurückgelegt. Hier in den Straßen von Nicolosi, zwischen den schwarzen Lavamauern, war eine entsetzliche Hitze; und doch hatte ich noch einige Zeit hier zu verweilen, denn ich konnte meine Zeit nicht, wie andere Aetnabesteiger, eintheilen, die gewöhnlich drei Tage dazu verwenden. Den ersten Tag gehen sie bis zum Haus der Engländer. Dieses war mir jedoch unzugänglich, denn jezt, im Mai, war es noch unter dem Schnee vergraben. Ich mußte also von der gewöhnlichen Reiseordnung abweichen und bei Nacht marschiren. Von Nicolosi sind aber noch achtzehn Miglien bis auf den Gipfel des Bergs, zu denen man wenigstens sieben Stunden braucht. — Gemellaro empfing mich mit vieler Höflichkeit und Herzlichkeit, und sprach gar freimüthig mit mir. Er wohnt immer in Nicolosi, in dieser Oede, wo er auf weit und breit der einzige gebildete und unterrichtete Mann ist. Das gründliche Studium seines Bergs verschafft ihm aber eine Menge immer neuer Genüsse. Er zeigte mir seine selbstgefertigte Karte des Aetna, auf der er mit verschiedenen Farben alle bisher bekannten Eruptionen und ihre Lavaströme, deßgleichen die vier Regionen des Berges bezeichnet hat, nämlich die angebaute Region, die bis Nicolosi geht, die waldige Region (del bosco), die Schneeregion und endlich die kleine Region des Feuers und der Asche. So zeigte mir der freundliche Mann auch den Plan des berühmten Kastanienbaums, der wahrscheinlich seines Gleichen nicht mehr auf der Erde hat. Dieser castagno di cento cavalli ist jezt fast ganz abgestorben, und es sind von ihm nur fünf Stücke übrig, auf denen einige Zweige mit etwas Laub wachsen. Sein ganzer Umfang ist hundert und achtzig Fuß. Nahe dabei stehen noch ähnliche Riesenbäume, der eine von siebenzig, der andere von sechzig Fuß Umfang. Ich habe keinen selbst gesehen, denn sie liegen auf der nordöstlichen Seite des Bergs, nach Aci-Reale hin. Gemellaro, dieser Alte des Bergs, zeigte mir, was ich schon zu Catanea in dem naturhistorischen Kabinet und im Museum des Fürsten Biscari bewundert hatte, eine Menge mineralogischer Curiosa. Es gibt nicht leicht etwas Merkwürdigeres, als diese so mannichfaltigen Produkte der Naturchemie, die ein inneres Feuer flüssig gemacht hat, oder die in den verschiedensten Formen erstarrt sind, die bei jedem Stücke wechseln, sich aber in seinen Theilen auf's Genaueste wiederholen. Gemellaro machte mich mit dem Berg bekannt, dessen Einsiedler er gleichsam ist. Die Basis des Aetna hat achtzig neapolitanische Meilen im Umfang und fünf-und-dreißig im Durchmesser; er ist demnach so groß, wie zwanzig Fürstenthümer Monaco. Gewöhnlich vergehen zwei bis fünf Jahre bei ihm ohne Eruption, und auch darin ist er ganz verschieden vom Vesuv, dessen engere und dünnere Wände keine so große Masse vulkanischer Materie in Fluß halten können, und daher das Ueberflüssige öfter auswerfen müssen. Wenn aber der Aetna einmal aus seiner Ruhe kommt, wüthet er furchtbar. Sein Schweigen ist immer der Vorläufer eines Ausdrucks. Kommt er einmal in's Wüthen, so droht er ganze Städte zu verschlingen, und seine entsetzlichen Flammen verbreiten über ganz Sicilien Hellung. Die dunkelste Nacht wird für Augenblicke zum Tag, so daß man in der Entfernung von einigen Meilen lesen kann. Ungeheure Blöcke glühender Lava schleudert er mehrere tausend Fuß hoch, und sie fallen als Feuerregen herab, wie die Funken einer ungeheuern Garbe von Raketen. Die Lavaströme verwüsten ganze Länder. Manche flossen schon eilf Miglien weit, z. B. die, welche sich gegen Taormina wälzte. Die einzelnen Stöße folgen schnell, aber so gleichförmig aufeinander, daß man sie genau angeben und vorausberechnen kann. Die Feuergarbe spiegelt sich unendlich weit über den Golf von Messina und das tyrrhenische Meer hin, über ganz Sicilien aber verbreitet sie eine bleiche Todtenfarbe. In dem Schauspiel, das der Aetna der Welt gibt, ist Alles bedeutend, groß und majestätisch, ja fast übernatürlich. Sein Feuerbruder Vesuv ist nur ein Zwerg gegen ihn.

Erst Abends um acht Uhr verließ ich Nicolosi, um meinen Weg weiter zu verfolgen. Bald trat ich in die Waldregion, in das Bosco, dessen dichtes Laub mich an die Wälder meiner Heimath erinnerte. Die Bewohner des Aetna auf der Seite nach Catanea hin haben einen Theil des Bosco ausgeschlagen, und sie rollen noch immer seine schönsten Bäume mit Hebeln den Berg hinunter; so pflegen sie auch die Bäume zu verstümmeln, die sie noch stehen lassen, denn sie hauen den obern Theil der Stämme ab. Aber doch sah ich da noch viele hundertjährige Eichen, Buchen, Ulmen und Espen. Durch die ausgeschlagenen Zwischenräume sah ich den Mond, dessen Silberstrahl sich weithin über's Meer zog. Die Hügel des Bosco waren in eine so weiche, balsamische Luft gehüllt, der Himmel war so azurblau und sternengedrängt, es athmete sich zwischen diesen Bäumen und wohlriechenden Pflanzen so leicht und woblig, und die Nachtigallen schlugen so sehnsüchtig ihr süßes Liebeslied, daß ich die ganze Nacht hätte hier bleiben mögen. So Vieles erinnerte mich hier an mein Vaterland, daß mich nur manchmal die Asche, auf der ich wandelte, oder ein schwarzer, wie ein Gespenst durch die Bäume

starrender Lavablock daran erinnerte, ich sey nicht in Frankreich, sondern in Sicilien, auf dem Aetna.

Man braucht gute zwei Stunden, um durch die Waldregion zu kommen. Auf ihrer obern Grenze, da, wo sie an die Schneeregion stößt, sind die Bäume selten und ihre Blätter waren noch nicht heraus; es fing an, kalt zu werden. Wie sich hier Alles schnell ändert! Bevor man auf den Schnee kommt, muß man über Berge von Lavablöcken, treffende Bilder der sich hier in allen Formen offenbarenden Zerstörung. Diese Lava hat die sonderbarsten, barocksten Gestalten: Königshäupter mit Kronen, Schiffe, Drachen, Zwerge u. s. w. Schreitet man nun auf diesem brüchigen, scharfen Gestein, so weicht und rollt es einem unter den Füßen und gibt einen hohlen Ton von sich, wie die nassen Kiesel, die die Meereswelle bei ihrem Zurücktreten rollt, oder wie hohle Gebeine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aachen, Juli.

Sonst und jezt.

Aachen, einst die Hauptstadt eines Weltreichs, versank im Laufe der Jahrhunderte unter dem Fluche einer eben so abgeschmackten, als kleinlichen Munizipalregierung so tief, daß sie zur Zeit der Eroberung durch die Franzosen 1794 ein wahres Bild der wildesten Barbarei darstellte. Die französische Regierung wurde sehr wohlthätig für Aachen; sie befreite es von seinen Mönchen, weckte die Industrie, führte die Autorität des Gesezes ein, die hier seit einem halben Jahrtausend unerhört gewesen war, und als es zum Siz des Präfekten des Roerdepartements und des Bischofs erhoben wurde, gewann es unendlich. Gleichwohl konnten alle diese Wohlthaten die Aachner nicht in Franzosen verwandeln. Die gewohnte Anhänglichkeit an die Priester, der Unterschied der Sprache, die Ungewohnheit des Kriegsdienstes hinderten die Popularität der Regierung, und selbst die höhern Klassen nahmen weder an der geistigen Erhebung und wissenschaftlichen Kultur der Franzosen rechten Antheil, noch hatte Deutschlands Fortschritt auf der Bahn geistiger Entwickelung hier, als im fremd gewordenen Lande, bedeutenden Einfluß. Die Siege von Leipzig, Paris und Waterloo machten Aachen zur äußersten Grenzstadt des preußischen Reichs, zwar insofern naturgemäß, als die deutsche Sprache, in ein unverständliches Gemisch von Flamändisch und Plattdeutsch verwandelt, hier wirklich aufhört, allein zugleich mit großer Erschütterung aller bisherigen Erwerbsquellen, da die Industrie von nun an eine der vorigen entgegengesezte Richtung nehmen mußte. Rechnet man hinzu, daß der Name Preußen weder vor, noch nach der französischen Eroberung hier einen guten Klang gehabt, daß es für den Centralpunkt der protestantischen Macht in Deutschland gegolten hatte, daß weder Einquartirung von Soldaten aus den alten Provinzen, noch ein Heer von eben daher kommenden Beamten geeignet waren, die Einwohner zu gewinnen, so wird die Frage unnöthig, ob diese Folgen der deutschen Siege hier willkommen waren.

Die preußische Regierung strebte nicht nach Popularität, aber sie wurde für Aachen noch viel wohlthätiger, als die französische je gewesen war. Sie ließ der Rheinprovinz mit großer Weisheit und Mäßigung die französischen Geseze und Gerichtsformen, die den Bewohnern um so theurer seyn mußten, je fürchterlicher vor der französischen Occupation hier der Mangel, oder, welches dasselbe ist, der Ueberfluß an Gesezen und die Willkühr der Advokaten gewesen war. Von den großen Summen, die sie auf Festungs- und Straßenbau verwandte, floß auch Vieles nach Aachen. Sie begünstigte die Industrie, so gut sie nur konnte, und es gelang ihr. Aber die Hauptwohlthat, welche sie der ganzen Provinz erwies, war ihre Sorge für die Erziehung und Bildung der Jugend; die überall eröffneten, trefflich eingerichteten Schulen verbreiteten nicht nur unmittelbar eine Menge nüzlicher Kenntnisse, sondern sie arbeiteten einer bessern Zukunft durch die Erhebung der heranwachsenden Generation vor. Bald wird in den preußischen Rheinprovinzen kein Mensch leben, der, wo nicht von der Natur selbst verabsäumt, nicht wenigstens lesen und schreiben kann.

Aachen besonders wurde immer blühender und reicher; die Regierung errichtete Prachtgebäude, die es sehr verschönern, noch mehr that der blühende Wohlstand der Einwohner. Neue Straßen entstanden, nicht mehr krumm und winkelig, eng und von abscheulicher Bauart, wie die in den alten Theilen der Stadt. Auch in den alten Straßen sanken die häßlichen Hütten und wurden durch schöne Gebäude ersezt. Wie in allen Fabrikstädten fand sich hier neben Wohlhabenheit, ja Reichthum, auch eine Menge von Armen; der Wechsel des Geschäftsbetriebs hatte die, hier wie überall, unvermeidliche Folge, daß zuweilen fleißige Arbeiter auf einige Zeit außer Erwerb kamen; allein im Ganzen blieb der Fall doch sehr selten, daß Menschen, die Arbeit suchten und zu fördern fähig und geneigt waren, ohne Arbeit blieben. Zwanzig verflossene Friedensjahre haben allmählich die preußische Regierung als wohlthätig ansehen gelehrt. Zweimal hat die Cholera, im vorigen Jahre das Wechselfieber die Gesundheit der Einwohner gefährdet und die väterliche Sorge der Regierung in ein schönes Licht gestellt. Die Julitage von Paris stürzten Belgien in ein Unheil, dessen Ende kein Palmerston herbeiführen kann: Englands Schuz droht dem unglücklichen Lande den Untergang seiner Erwerbsquellen, und Frankreichs Absichten müssen endlich die Schwere der Waffen Europa's auf dasselbe werfen; ein Versuch der Pariser Propaganda, Aachen und die Rheinprovinz in gleiches Verderben zu reißen, fand wenig Anklang, außer bei einem schwachen und verächtlichen Pöbelhaufen, und die Regierung war weise genug, diesen Pöbel für allein schuldig zu erkennen. Als Aachen 1794 in Frankreichs Hände fiel, hatte es 12,000 Einwohner, die Hälfte Bettler und ein Drittel der andern Hälfte Mönche. Jezt zählt es, mit Burtscheid, nahe an 50,000 Einwohner. Seine Umgebung ist ein Garten, seine neuen Straßen würden in Berlin selbst zu den schönern gehören, verfallene Ruinen sind entfernt, die Spuren der alten Barbarei verschwinden. Prachtgebäude stehen, wo einst ekelhafte Sümpfe waren, Fleiß und Ordnungsliebe finden Aufmunterung und Lohn. Die Geistlichkeit ist zwar in hohem Ansehen, aber auf ihre Pflichten beschränkt, und keine stolze Aristokratie tritt dem Verdienst und dem persönlichen Werth in den Weg.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. August 1835.

— Mir ist so wohl
Und leicht hier oben, wo den Feuerkelch,
Mit Geist gefüllt bis an den Rand, bekränzt
Mit Blumen, die er selber sich erzog,
Gastfreundlich mir der Vater Aetna beut.
Hölderlin.

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Wir mußten durch mehrere Schneethäler und ließen endlich unsere Maulesel am Fuß eines großen Steinhaufen, der in dieser Wüste zum Schutz dient. Hier lagen einige Gerippe von Pferden, die vor Kälte umgekommen waren. Hier begann der Schnee, den man nicht mehr verläßt bis zum Haus der Engländer. Diese Casa, die nahe am Fuß des eigentlichen Aschenkegels liegt, dient den Reisenden im Sommer zum Schutz. In der großen Hitze kommen die Maulesel bis hieher, wo dann die Reisenden nur noch anderthalb Stunden bis auf den Gipfel zu machen haben. In dieser Zeit ist der Schnee fast ganz geschmolzen; ich aber fand ihn gegen Ende Mai's noch vier bis sieben Fuß hoch mit wellenförmiger Oberfläche, wie die eines See's. Im Anfang waren mir diese Wellen sehr nützlich, denn sie erleichterten mir das Steigen, später aber wurden sie zu Wogen und hinderten mich sehr am Fortschreiten.

Gegen zwei Uhr Morgens kam ich bei den Buchi oder Löchern an. Diese Buchi, sieben an der Zahl, liegen am Fuß und an den Seiten des Aschenkegels, wahre Luftlöcher, aus denen die im Innern des großen Schmelzofens erzeugten Gase mit großem Geräusch wie bei einer mächtigen Feuersbrunst herausdringen. Wirft man einen Stein mit Gewalt hinein, so wird er sogleich wie die Kugel aus einer Kanone herausgeschleudert und erhebt sich ziemlich hoch. Ich machte diesen interessanten Versuch mehrmals und betrachtete diese Löcher so gut wie möglich, dann legte ich mich nahe dabei nieder auf der warmen Asche, aus der von Zeit zu Zeit heißer Dunst drang. Auf diesem weichen, warmen Bette schlief ich eine gute Stunde, unbekümmert um meine gefährlichen Nachbarn, oder um den furchtbaren Schmelzofen, von dem mich nur eine dünne, hohlklingende Wand schied. Nach meinem Erwachen nahm ich einige Nahrung zu mir und erfrischte mich mit Orangen, dann begann ich die steile Kegelwand hinauf zu steigen, hinter der der Krater liegt. Bald fand ich dies unsäglich mühsam und schwer; das Athmen war so beschleunigt und so beengt, daß ich deutlich mein Herz schlagen hörte; so schwer aufathmend, nach Luft schnappend, die Brust durch Hitze, Rauch, Schwefeldampf und dünne Luft furchtbar gereizt und angegriffen, mußte ich alle Augenblicke stille stehen, und wenn ich endlich wieder gehen konnte, kam ich doch nur wenig vorwärts, denn in der tiefen, beweglichen Asche sank ich fast immer wieder so weit zurück, als ich vorgeschritten war. Endlich, nach unendlicher Anstrengung, gelangte ich gegen vier Uhr auf den Gipfel des Aetna.

Saussure sagt, der Aetna liege 10,965′ über der Meeresfläche, Gemellaro aber gibt ihm nur 10,500′. Diese Verschiedenheit kommt wahrscheinlich von der immer wechselnden Gestaltung, von der Erhebung und Erniedrigung des Bergs. Er sinkt bedeutend ein, wenn im Innern nach mehreren starken Eruptionen die Höhlungen zu weit und die Wände zu dünn geworden sind. Zwischen der Höhe des Aetna über Catanea und der des Montblanc über Chamouni ist nur ein geringer Unterschied, denn lezterer Ort liegt schon 3,144′ über der Meeresfläche, und man gelangt zu dieser Höhe, ohne es zu merken. Erst von Chamouni an beginnt das Steigen 11,616′ hoch bis zum Gipfel. Der Aetna aber mit seiner Höhe von 10,965′ berührt bei Catanea das Meer, und es geht von da immer bergauf. Hiernach steigt man von Chamouni nur 651′ höher auf den Gipfel des Montblanc, als von Catanea auf den Gipfel des Aetna.

Hier glaubt Graf Tilly entschieden allen den Reisenden widersprechen zu müssen, die sich auf dem Gipfel des Aetna für ihre Mühe nicht belohnt gefunden und sich in diesem Sinne ausgesprochen haben. Das Gemüth, sagt er, muß ganz abgestumpft seyn, wenn es nicht vor Freude und Entzücken bebt bei dem Anblick des zauberischen Gemäldes, das hier vor den Augen liegt. Man verstummt vor Bewunderung über dies herrliche Bild voll Wechsel, Mannichfaltigkeit und Kontrast. — Auch ich, der ich dieses schreibe, bin zwei Mal auf dem Aetna gewesen, und gehörte das erste Mal zu denen, die sich gar nicht für die große Anstrengung belohnt fühlten, denn ein starkes Schneegestöber und ein heftiger Sturm machten es mir unmöglich, mich auf dem Gipfel zu halten, ich sah rein nichts. Bei der zweiten Ascension war ich zwar glücklicher, aber doch nicht so von heiterem Himmel und ruhiger Luft begünstigt, wie Tilly. Ich gehöre daher zu den Aetnaisten, die behaupten, es sey nur selten der großen Anstrengung werth, diesen Berg bis zum Gipfel zu besteigen.

Einige Augenblicke nach meiner Ankunft, fährt Tilly fort, erhob sich die Sonne ruckweise über den Horizont und stieg majestätisch in der Gegend der Küsten Griechenlands und Albaniens empor, erleuchtend das südöstliche Italien und den Aetnagipfel. Calabrien und die liparischen Inseln lagen noch in Dämmerung, die Spitze von Trapani aber gar in dunkler Nacht. Die Hellung rückte auf dem Meer ganz so vor, wie es bei der Rundung der Erde geschehen muß. Auf der andern Seite, gegen Westen, warf der Aetna einen langen, in eine Spitze ausgehenden Schatten bis gegen Marsala hin, fünfzig Lieues weit. Auf der andern Seite des Kraters, der zu meinen Füßen hinter mir lag, zeichnete sich mein und meines Führers Schattenbild an der innern Kraterwand, in der Richtung des Schattenkegels aber waren sie ganz unbestimmt. Nach und nach traten die höchsten Punkte Siciliens und des Königreichs Neapel aus der Dunkelheit. Dieser Lichteffekt zeigte deutlich ihre verschiedene Höhe, denn vorher schien mir alles Land flach und eben: so klein erschienen alle Berge neben dem Aetna. Endlich umfaßte ich mit einem Blick das ganze Dreieck Siciliens, von Messina nach Trapani, von Trapani nach dem Kap Passaro, den ganzen Stiefelfuß Italiens, den Golf von Tarent, den Archipel der liparischen Inseln und das vulkanische Stromboli, eines der Aetnakinder; endlich Malta, das am Rand des Horizonts auf dem Meer schwamm. Am Fuß des Berges lag Catanea, dessen Lichter ich in der Nacht wie ein zitterndes phosphorisches Leuchten gesehen hatte, fast wie Irrlichter, die in der Ebene hin und her laufen; dies Catanea glänzte nun herrlich im Purpurschein des Morgenroths zu mir herauf, aber alle Einzelnheiten verloren sich.

Ich wandte mich nun zu dem Krater, aus dem eine ungeheure Säule schwarzen und gelblichen Rauchs heraus kam; er war so dick, daß er mich kaum gewahren ließ, die innern Wände des Kraters seyen untergraben und der Krater habe nicht die gewöhnliche Gestalt, d. h. die eines Trichters oder umgestürzten Conus, sondern vielmehr die eines aufrechtstehenden, so daß ein vermehrter Druck auf das Aschengewölbe, wo ich ging, leicht dessen Einsturz hätte bewirken können. Die Rauchwirbel erhoben sich sehr hoch, und zwischen ihnen durch blickte manchmal der Mond, der mir weiter unten am Berg so hell, glänzend und silbern entgegen geleuchtet hatte; hier oben war er trüb, orangefarb, und als ob ein blutiger Schleier vor ihn gezogen wäre.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Autor und die Musen.

(Fortsezung.)

Der Dichter. Du bist zu strenge, romantische Muse. Erwecke das alte, kräftige Geschlecht, stelle es neu vor uns hin, und dann soll es an würdigen Schilderungen nicht fehlen. Bis jezt haben wir uns nur an gemaltem Feuer wärmen müssen. Ach, ich merke, die Französin hat gewissermaßen Recht: man kann keine Literatur erschaffen, wenn man nicht zugleich eine Zeit erschaffen kann. Ich muß Dich, strenge Muse, auf unsere Geschichtschreiber verweisen.

Zeneis. Und die gehören nicht hieher.

Ein Diener brachte Erfrischungen, auch Musen bedürfen deren. Die schöne Zeneis griff nach einem Gläschen Liqueur, indeß die strenge Chriemhild die Chokoladekanne ansezte, indem sie sie für einen alten Humpen

hielt. Die Sultanin, die unterdessen der kleinen Fiametta die Geschichte der Pantoffeln des Abu-Kasem erzählt hatte, griff nach einer Tasse Moccakaffee. Nun, rief sie mir mit einer triumphirenden Stimme zu, bist Du nun endlich überzeugt, daß Du mir allein folgen mußt?

Der Dichter. Noch nicht so ganz.

Sultanin. Wie? Du schwankst noch?

Der Dichter. Der Sultan, Verehrte, mit dem Sie zu thun hatten, ist, gegen den meinigen gehalten, ein höchst gefälliger, freisinniger Mann. O, wenn Sie wüßten, stolze Scheherezade, was mein Sultan, das Publikum, für Launen hat! Allein wir müssen billig seyn, im Grunde kann man sie ihm nicht übel nehmen. Er hat so viel zu thun, an so mancherlei ernste Dinge zu denken, der arme Sultan, und legt er sich dann am Abend müde auf's Kanapee, so will er unterhalten, belustigt seyn, und nimmt es gewaltig übel, wenn man ihm von einem Paar alten Pantoffeln erzählt, die auf eine elende Weise verunglückten, oder von einer verrosteten Lampe, die gerieben werden mußte, um ihren Eigenthümer in Besitz großer Schätze zu setzen.

Sultanin. Ich beklage euch; so fehlt es euch an dem wahren poetischen Sinn, der das Wunderbarste natürlich findet, und in ihm wie in seinem Elemente sich bewegt.

Der Dichter. Du thust uns Unrecht, wir haben die reizendsten Mährchen. Noch bis auf diese Stunde graben eine Menge geschickter Hände in den Fundgruben des Orients, in den alten Demantenhöhlen eurer Poesie; doch was sie finden, bleibt das Eigenthum einer geschlossenen Gesellschaft, die mit den gewonnenen Schätzen neue Arbeiter miethet und bezahlt.

Sultanin. So sollte man es diesen eigennützigen Bergleuten entreißen, ja es käme nur darauf an, daß ein tüchtiges Talent sich daran machte und diese Literatur zur herrschenden erhöbe.

Der Dichter. Es sind Versuche gemacht worden, doch zweifle ich, daß sie jemals gelingen werden. Bei euch ist das Wunderbare Sache der Religion, bei uns nur ein poetischer Schnörkel, eine Arabeske.

Zeneis. Schön, bleiben wir bei diesem Vergleich: wähle irgend eine zärtliche Intrigue aus der Gegenwart, verlege sie in eine ungewisse Zeit, befestige jene Arabesken herum, und ich will große Dinge verwetten, wenn Du nicht eine höchst amusante Geschichte zu Stande bringst. Ist nicht der Oberon von eurem Wieland so entstanden? hat nicht Voltaire in seiner Prinzessin von Babylon etwas Aehnliches gegeben? —

Der Dichter. Also zurück in jene Zeit willst Du uns führen, schöne Zeneis, die wir mit Recht einer erschlaffenden Weichlichkeit, eines charakterlosen, spielenden Witzes zeihen? Sind unser Wieland, Dein Voltaire und Crébillon Muster, denen wir folgen dürfen und sollen? Mich dünkt, es hat uns genugsam Mühe gekostet, uns von ihren Bahnen los zu machen.

Zeneis. Wohl, ich gebe es zu, jene Leute haben ihre Fehler; allein müßt ihr denn das Kind mit dem Bade ausschütten? und müßt ihr nicht zugeben, daß ihr nichts Besseres an die Stelle gesezt habt?

Ich wollte etwas erwidern, als wir ein lautes Gelächter hörten, das die altdeutsche Muse aufschlug. Sie stand am Bücherschranke und blätterte in einem Buche, das sie so lebhaft zu amüsiren schien. Wer ist dieser spaßhafte Mann? fragte sie mich, indem sie mir einen bekannten Autor vorhielt; gewiß eine Art von Schalksnarren, der sich über die alte Zeit und ihre Helden lustig macht.

Der Dichter. O, durchaus nicht; es ist der Baron de la Motte-Fouqué. Er hat eine große Anzahl Romane geschrieben, die sämmtlich das Ritterthum verherrlichen.

Chriemhild. Ich zweifle, daß ihm das gelungen ist. — Sie las mir jezt die Stelle aus dem Zauberring vor, wo der siegkühne Held Otto von Trautwangen sich an den finnischen Grenzmarken mit dem Recken Othur über eine mächtige Felsenspalte herüber in Zweikampf begibt, indeß Frau Minnetrost mit Mondscheinaugen von ihrer Warte herüberschaut. Kaum hatte sie die Schilderung dieses Kampfes gelesen, als sie von Neuem in ein Gelächter verfiel, das so stark war, daß die kleine Zeneis sich ängstlich in die Sophaecke warf und beide Ohren zuhielt, indeß sich die Sultanin und Fiametta scheue Blicke zuwarfen. Mit diesem Gelächter schritt sie zur Thüre hinaus, ohne uns weiter eines Blickes oder Grußes zu würdigen. Zeneis sprang vom Sopha auf, indem sie rief: Wie gut, daß sie endlich einmal geht, die Unerträgliche! sie ist mir äußerst zuwider mit ihrer plumpen Rohheit, ihrem lächerlichen Dünkel.

Der Dichter. Schilt sie nicht; sie ist vielleicht zu groß für unsere kleine Zeit.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

Das Institut für Stammelnde. Herbstaussichten.

Merkwürdig sind die Resultate, die unser Mitbürger Hellermann mit seiner Methode, Stammelnde und Stotternde zu heilen, erzielt; aber die Ausdauer ist auch bewundernswürdig, die derselbe bei diesen Heilungen an den Tag legt. Das hiebei zu verwendende Instrument (Zungenheber) thut bei weitem nicht Alles; es ist nur gegen das mechanische Hinderniß gerichtet, welches das unregelmäßige Muskelspiel der Zunge der Sprache entgegensezt.

Immer ist zur Kur eine systematische Redeübung erforderlich, bei welcher in der ersten Zeit die Sylben durch Scandiren und Taktschlag, dann später bloß durch Taktschlag, und endlich ohne Beides ausgesprochen werden. Der Kranke, welcher diese drei Uebungsgrade mit Fleiß und Aufmerksamkeit auf sich selbst durchgegangen hat, besizt dann aber auch den ungehinderten Gebrauch seiner Sprache, ja man findet dann oft in seiner Sprache mehr Ausdruck, als man vermöge seines intellektuellen Standpunktes erwarten sollte, und er, der früher nur mit Quaalen ein Wort herausstoßen konnte, ist nach der Heilung häufig ungemein beredt. Man sieht daraus, daß die Heilung in einigen Tagen keineswegs zu erzielen ist; vielmehr hat der Erwachsene, Verständige einen Monat, bis sechs Wochen nöthig; Individuen unter dreizehn Jahren bedürfen aber mehr Zeit, wohl vier bis sechs Monate, um ihre Sprache zu erlangen. Interessant ist auch das wohlthuende Gefühl von **Leichtigkeit** in der Brust, welches die geheilten Stammler empfinden, während, nach ihrer Aussage, vor der Heilung eine Schwere, ein Druck auf der Brust lag, ein Gefühl, das sie sehr unglücklich machte. — Hellermanns Institut ist nun bereits im Gang; derselbe hat ein prachtvolles Lokal nebst Garten dazu gemiethet, so daß die Kranken sich beständig unter seinen Augen befinden und bei ihm verköstigt werden. Dies hat den Vortheil, daß er selbst die Redeübungen leiten kann. Bisher hat der junge Mann Alles aus seinen eigenen Mitteln bestritten, und das Institut ist, wie seine Erfindung, so auch seine Schöpfung. Es wäre zu wünschen, daß der Staat dem Gedeihen dieses Instituts unter die Arme griffe, und es wenigstens in gleiche Kategorie mit den Blinden- und Taubstummeninstituten sezte, da es in der Zukunft nicht weniger wohlthätig auf die Menschheit einwirken dürfte, als diese. Bedenkt man, daß allein in Deutschland nach einer ungefähren Berechnung 30,000 Stammler sich befinden, so wird man leicht einsehen, daß eine Methode, welche so sichere Heilung erzielt, wohl jeder Beachtung werth ist.

Unser diesjähriger Sommer erregt hier und in der ganzen Rheinprovinz die schönsten Hoffnungen in Bezug auf die zu erwartende Weinernte. Man ist übereinstimmend, daß die Blüthe des Weinstocks glücklich von statten ging, daß die darauf eingetretene kühlere Witterung ohne Einfluß auf diese Blüthe war, und daß das Gerede von ungleicher Blüthe unwahr und nur durch Spekulanten entstanden ist, welche gar nicht gerne sehen, wenn das Jahr 1835 ein quantitativ und qualitativ glückliches Weinjahr würde, weil dann die Kapitalien, die für den vorjährigen, allerdings trefflichen Wein verwendet wurden, nicht die reichsten Zinsen tragen dürften. Wirklich sind bei uns die einzelnen Beeren bereits so dick, wie man es um diese Jahrszeit nicht erwarten sollte. Selbst das weite Auseinanderhängen der einzelnen Beeren, das anerkannte Zeichen eines qualitativ guten Weins, fehlt nicht. Das Einzige, was man befürchtet, ist, daß, in unserer Gegend wenigstens, die Fässer theurer werden dürften, als selbst der Wein; denn es fehlt außerordentlich an Faßholz, und dürfte auch bei dem gegenwärtigen Wasserstand des Rheins und des Mains noch lange daran fehlen. Somit kann es nicht wundern, daß hier und in der Umgegend die Weine der lezten Jahrgänge, selbst der des vorigen Jahres, in ihrem Preise sehr sinken. — Auch in anderer Beziehung steht unserer glückseligen Gegend ein vortrefflicher Herbst bevor; die Getreideernte ist vor der Thüre und läßt nichts zu wünschen übrig; Alles in reicher Fülle und Güte.

Noch einige Wochen, und Melpomene kehrt wieder in ihren schönen Tempel zurück. Der Mangel an Theater, den wir jedes Jahr drei Monate lang empfinden müssen, wird gegen das Ende dieser Frist doch jedesmal sehr fühlbar, und wir haben dann eine gewisse Sehnsucht nach unsern alten Bekannten in Wiesbaden. Neben einer reizenden Natur müssen wir uns daher in dieser Zeit mit Kunstausstellungen und Konzerten behelfen.

Aachen, Juli.

(Beschluß.)

Sonst und jezt.

So vielem Licht fehlt nicht der Schatten. Die Spuren der alten Barbarei sind noch nicht alle getilgt; die Jugend derer, die jezt noch wirken, fiel in eine Zeit, in welcher die Erziehung noch nicht so sorgfältig war, als sie jezt ist, in welcher Vorurtheile genährt und Kenntnisse gefürchtet wurden. Kann es da Wunder nehmen, wenn es nicht an Menschen fehlt, die nicht mehr als zweierlei Geist kennen, eine Sorte, von der die Geistlichkeit den Dispens hat, und eine zweite, die man auf Flaschen zieht? Daher die große Kühle für alle Genüsse, welche Literatur und Kunst bieten, allein die Musik ausgenommen. Zuverlässig gibt es keine zweite Stadt von ähnlichem Umfang in Deutschland, in welcher weniger literarischer Verkehr ist, als in Aachen. Diesem Mangel an Sinn für die Meisterstücke der Dichtkunst ist der spärliche Besuch des Theaters zuzuschreiben, das hier den Winter durch feiert und den Sommer durch von den Schauspielern und dem Orchester, zuweilen auch von einigen Zuschauern besucht wird. Der Theaterunternehmer hat Alles aufgeboten, zahlreichern Besuch anzulocken — vergeblich! Nicht weil das Publikum an bessere Kunstgenüsse gewöhnt war, wie vor Kurzem in einem öffentlichen Blatte (der Zeitung für die elegante Welt) behauptet wurde, sondern weil es sich aus Kunstgenüssen, die der Kochkunst und Tonkunst ausgenommen, nichts macht, bleibt das Haus leer.

Glücklicherweise war im Sommer 1834 die Zahl der die hiesigen Thermen benutzenden Fremden, die der Verfasser des oben erwähnten Berichts auf 1600 angibt, mehr als drei Mal so groß. Aachens Thermen sind ein Naturgeschenk von dem höchsten Werthe: sie sind die reichsten und kräftigsten Schwefelquellen auf dem Festlande von Europa, und die dicht daneben befindlichen Eisenquellen, die reichen Burtscheider Salzquellen, die noch weit heißer sind, als die Aachener Schwefelquellen, bieten einen Reichthum von verschiedenartigen Mineralwassern innerhalb eines so kleinen Raums dar, wie vielleicht die ganze Erde nicht aufzuweisen hat. Rechnet man hiezu die Annehmlichkeit einer herrlichen, fruchtbaren, an Abwechselung reichen Gegend, wie man sie fern von Stromufern nur höchst selten findet, so darf man mit Recht behaupten, daß Aachen ohne Widerspruch eine der ersten Heilquellen auf Erden sey. Diese große Wohlthat der Natur ist jedoch nicht ohne Nachtheil für die Einwohner geblieben; denn sie haben, wie alle Bewohner von Fremden häufig besuchter Orte, sich zum Princip gemacht, so viel von diesen zu gewinnen, als möglich, was nicht ohne schädliche Wirkung für die Sittlichkeit bleiben kann, zumal da manche Fremde nicht ohne ihre Laster und nicht ohne Geld hieher kommen. Ferner entsteht gewöhnlich bei den Einwohnern solcher Orte ein Dünkel, der das Aufstreben zum Bessern gewaltig hindert. Ueberschäzung des eigenen Werthes ist immer das sicherste Mittel, viel von demselben zu verlieren.

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. August 1835.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands pruntende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist,
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden. (?)

Schiller.

Der Autor und die Musen.

(Beschluß.)

Zeneis. Ich lasse mir ihre Erscheinung gefallen zur Zeit des Königs Arthur und seiner runden Tafel, heutzutage erscheinen dergleichen Bestrebungen nur als Grimasse. Nimm einzelne gelungene Schöpfungen aus der Menge heraus, das Uebrige ist wahrhaftig nicht werth, daß es die Laune eines Tags überdauert. Darum fort mit allem mittelalterlichen Spuk; verweiset die alten Helden wieder in ihre Gräber, aus denen ihr sie sehr zur Unzeit heraufbeschworen habt, und schließt euch wieder an die Interessen eurer Zeit an.

Der Dichter. Was sagst Du, schöne Fiametta? schon zu lange hast Du zu unsern Untersuchungen geschwiegen.

Fiametta. Ich muß Dir offen bekennen, das Philosophiren ist nicht meine Sache; überhaupt seyd ihr mir Alle viel zu ernst und zu weitläufig. Was gibt's hier viel zu fragen? Erzählt irgend ein lustiges Geschichtchen, oder ein ernstes, das Bedeutung hat, nur macht es kurz, raisonnirt nicht dabei in die Ewigkeit hinein, und ihr werdet gefallen.

Der Dichter. Und unsere mühsam erworbene Lebensweisheit, unser geistreiches Raisonnement, das sollen wir wieder fallen lassen?

Fiametta. Verarbeitet es für's Leben; handelt mehr, schreibt weniger, was ihr aber schreibt zur Belustigung Anderer, muß wirklich belustigen. Nehmt das Leben, wie ihr es lebt; ihr habt noch Thoren, schildert sie, ihr habt Weise, schildert auch diese, ihr habt Verliebte, sie begehen dumme und ergötzliche Streiche, schildert sie. Die Welt hört nie auf, an sich selber Gefallen zu finden.

Der Dichter. So stimmst Du also in die Meinung der schönen Zeneis? —

Fiametta. Mißversteh mich nicht. Die vornehme, raffinirte Literatur ist nicht meine Sache. Die Dichter jener Muse schreiben nur für einen unendlich verfeinerten Geschmack, der Alles schon gekostet hat. Mir dagegen ist Alles recht, ich halte es mit einer gesunden Küche und einem gesunden Magen. Schreibe für das Volk im edlern Sinn, das immerdar eine gewisse Gesundheit auch bei dem größtmöglichen herrschenden Luxus beibehält.

Zeneis. Die feine Gesellschaft ist die tonangebende; ihr Beifall ist allein der Zweck, weßhalb ein Dichter es der Mühe werth achtet, die Feder anzusetzen.

Der Dichter. Ach, wir leben nicht mehr in den Zeiten des vierzehnten und fünfzehnten Ludwigs! —

Zeneis. Es kommt nur auf die Dichter an, sie wieder hervorzurufen.

Fiametta. Nur das Volk, die Masse einer Zeit, bewahrt das wahre Leben der Dichter.

Zeneis. Fürwahr, das hieße einem Tauben die zarten Melodien eines Lulli, Pacchiarotti vortragen und ihn dann um sein Urtheil fragen.

Fiametta. So behalte Deinen Lulli und Pacchiarotti, ich behalte den Gesang des freien Waldvogels, das lustige Lied auf der Schalmei des Hirten, die alte Fidel des betrunkenen Spielmanns.

Mit diesen Worten ging sie zur Thüre hinaus, und Zeneis sah ihr spottend nach. Gottlob, sagte sie zu mir, da wären wir die zweite Ueberlästige los! Das Volk, das Volk, und immer wieder das Volk, was ist das für ein Gespenst, das heutzutage spuken geht? — Ihr Blick fiel, indem sie dieses sprach, zufällig auf ein Bild, das an der gegenüberstehenden Wand hing und die Hinrichtung Ludwigs XVI. darstellte; sie schrack zusammen, ich sah sie unter der Schminke erbleichen, und sie verstummte.

Durch die Stille, die hiedurch eintrat, erwachte die Sultanin aus den Träumen, denen sie sich überlassen hatte, und richtete sich langsam auf. Mein Geist, rief sie in einem prophetischen Ton, trug mich eben in die unermeßliche Wüste, ich befand mich zwischen den heiligen Städten Mecca und Medina, dort sah ich langsam eine Karavane dahinziehen, die Führer erzählten sich die merkwürdige Geschichte von dem Vessir, der in einen Papagai verwandelt worden; ich eile zu ihnen, um unsichtbar ihren gläubigen Erzählungen zu horchen. Ich verlasse euch, ihr Glaubenlosen, Zweifelsüchtigen, Zerrissenen, Frivolen.

Sie verdeckte sich wiederum mit ihrem dreifachen Schleier und schritt langsam hinaus. Das lezte Wort, das über ihre Lippen glitt, hatte die schöne Zeneis aus ihrer Erstarrung erweckt. Sie richtete sich auf, und mit bittendem, ängstlichem Ausdruck fragte sie: Meinte sie mich? — ist ihre Stimme die Stimme des entsetzlichen Volks? kommt sie, um uns zu würgen? — Ach, mir ist so weh, ich habe meinen Frohsinn, meinen Stolz verloren! Fort mit diesem leichtsinnigen Gedanken, diesem losen Putze, mit dieser Lüge und Falschheit! — Ja, ich will Buße thun, die Weiße dieser Haut soll sich verdunkeln, die Stimme rauh werden, der Glanz dieses Auges verlöschen! —

Schon hatte sie Hand an sich gelegt, die Federn vom Haupt gerissen, die Perlenschnüre auf dem Boden zerstreut, die Schminke von der Wange gestreift; jezt wollte sie auch die frischen Blumen am Busen fortschleudern, da fiel ich ihr in den Arm. Schöne Muse, rief ich, Du bist eben so grausam als ungerecht gegen Dich selbst. Weßhalb die geschonten und seltenen Reize feiner Kultur, die Dich schmücken, im Unmuth aufopfern? die frischen Blüthen zerstören, mit denen die Poesie selbst Dich geziert hat? Es ist genug, wenn wir den falschen Putz, die Uebertreibung, die Schminke entfernen, sie sind nur da, um die Schönheit zu verbergen, nicht sie in's Licht zu stellen. So, in diesem dunkeln, schönen Haar, das in einfachen Locken Deine hohe Stirne kränzt, in dem Glanze dieses geistreichen, dunkeln Auges, in dem stolzen, anmuthigen Lächeln dieser Lippen, stehst Du viel eigenthümlicher und reizender da — so verdienst Du die Muse unserer Zeit zu seyn.

Die schöne Zeneis wandte sich ab, in ihrem Auge glänzte eine Thräne, und diese Thräne schmückte sie mehr als das frühere Lächeln. — Aber zu welchen Untersuchungen, Streitigkeiten, Bekanntschaften und Träumereien hatte mich der bändereiche Schriftsteller veranlaßt!

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Ich umging den Krater und suchte mit günstigem Wind in ihn einzudringen. Nördlich fand ich einen Einschnitt, und er schien mir zum Hinabsteigen der rechte Weg. Hier litt ich gar nicht vom Rauch, denn der heftig durch den Einschnitt hereinwehende Nordwind jagte ihn weit weg. Dieser erste Krater war nur fünfzig Schritte breit, dann kamen lockerhängende Lavablöcke. Mein Führer wollte durchaus nicht in diese Casa del Diavolo hinabsteigen, ich ging also allein hinunter bis zum Aschenschlund eines zweiten Kraters, der mir unter allen am tiefsten schien; es waren ihrer fünf bis sechs, jeder mit besondern Naturerscheinungen.

In dem, wo ich hinuntergestiegen war, fand ich eine Schneebank, die wahrscheinlich auf einer dicken Schwefelschichte aufsaß und durch diese vor der starken Hitze geschützt wurde, an der untern Fläche aber immer mehr schmolz und ein Gewölbe bildete. Ich ging darüber hinweg und näherte mich einem mächtigen Lavablock, der wie eine Zwischenmauer in den Krater hineinragte. Dann kam ich an einen dritten Krater, wo auf Lavagrund Säulen natürlichen Schwefels standen. Sie waren fünf bis sechs Fuß hoch, sechs bis acht Zoll im Durchmesser. Ich hatte große Lust, eine abzubrechen und mitzunehmen, unterließ es aber doch, denn es war zu fürchten, daß die Erschütterung die poröse Lavamasse, aus der die Säulen gleichsam hervorwachsen, zum Einsturz bringen möchte. Links lag ein unermeßlicher Abgrund, aus dem eine dicke Säule von Feuer und schwefligem Rauch herausqualmte und recht gut zum Ganzen des furchtbaren Zaubers paßte. In diesem Krater ließ sich nichts

unterscheiden, ich sezte mich also neben die Schneebank, mit dem Rücken gegen den Lavafelsen, und zeichnete die sichtbaren Kraterabstufungen, so gut es die dichten Dämpfe erlaubten, die überall hervorqualmten und die Gegenstände mehr oder minder verhüllten. Hierauf sang ich ein Lied aus meinem Vaterlande, aus der Vendée.

Allermittelst stand mein Führer unbeweglich oben, wie ein zur Bewachung des Todtenreichs hingestelltes Gespenst. So war ich denn ungefähr zweihundert und fünfzig Fuß in die Tiefe des Aetna hinabgestiegen. Da bebte das Gewölbe von Asche und Lava, auf dem ich ruhte. Vier Stöße erschütterten den Vulkan bis in sein Innerstes, und es war, als wolle Alles unter mir einstürzen; aus dem innersten, tiefen Schlund brüllte es satanisch herauf. Es war der Aetnadämon, der, sich in seinem Schlaf regend oder sich umwendend, an seinen schweren Ketten rüttelte, aber doch nicht erwachte. Ich sammelte noch einige merkwürdige Steine hier, wo selten welche aufgelesen werden, dann stieg ich im Zickzack wieder hinauf und kam auf die Stelle, wo einmal sieben Engländer nach lang ausgestandener Todesangst doch umkamen. Nicht ein Mal hatte ich den Muth auch nur auf einen Augenblick verloren; als ich aber oben wieder am Rand des Ausschnitts ankam, als ich den vollen Tag wieder sah, und mich die belebende, strahlende Sonne wieder erfreute, so war es mir doch, als lebe ich ein neues Leben.

Noch einmal bewunderte ich die reizende Aussicht auf Land und Meer, da bemerkte ich, wie sich am Abhang des Berges Wolken bildeten und sich langsam heraufzogen; auf einer gewissen Höhe aber zerstreuten sie sich spurlos wieder, wahrscheinlich wegen der aus den Spalten des obern Berges herausströmenden Hitze. Nur mit Mühe riß ich mich von der bezaubernden Stelle, von dem Gipfel dieses hochpoetischen Berges los; ich mußte aber wieder hinab zu den Menschen, von denen nur Wenige die Magie hier oben begreifen.

So verließ ich denn den Aschenkegel und besuchte das Bovethal, eine gar sonderbare vulkanische Produktion. Dieses Thal gleicht einem länglichten Trichter, den hohe Lavamassen umgeben. Es enthält nichts als vulkanische Produkte. Von hier übersieht man die ganze Ostküste Siciliens. — Bevor ich wieder an die Waldregion kam, fiel mir ein balsamischer Blumengeruch auf. Die durch den geschmolzenen Schnee fortgeschwemmte Asche hatte kleine Hügel gebildet, auf denen eine Menge Veilchen wuchsen, die jezt mit Morgenthau bedeckt waren und herrlich dufteten. Während ich durch den Bosco hinabging, bildete sich schnell ein fürchterliches Wetter auf dem Gipfel des Aetna. Es war, als wolle er mir all seine Schönheiten zeigen. Gar wohl stand ihm diese Begleitung von Donner und Blitzen an, die wie goldene Schlangen sein Haupt bekränzten.

So lebe denn wohl, schrecklicher, wunderreicher, schöner Aetna, du Geber edler Gefühle und chimärischer Gedanken, du unerschöpflicher Gegenstand für alle Wissenschaft, du Vulkankönig inmitten von achtzig kleinen Vulkanen, die dich umgeben, wie den Vater zahlreiche Söhne. Als ich wieder durch Nicolosi kam, besuchte ich abermals Gemellaro, der mir sagte, seit langen Jahren sey Niemand in den Krater hinabgestiegen. Ich habe also den Neugierigen einen neuen Weg eröffnet, und dies macht mir Freude. Gegen drei Uhr Nachmittags kam ich wieder in Catanea an. Ich war sieben-und-zwanzig Stunden unterwegs und zwei-und-zwanzig auf den Beinen gewesen. Dies hinderte mich jedoch nicht, in der Nacht vom 24sten auf den 25sten August einem Balle des Intendanten in Catanea beizuwohnen. Ich habe also meine Zeit in Sicilien nicht verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder eines Autodidakten.

Die Nacht.

Der Tag mit gold'ner Leucht' ist schon entflohn
Wohl über Land und Meere weit davon,
Die Nacht eilt zitternd nach und rühret kaum
Noch seines blauen Mantels rothen Saum;
Die Abenddämm'rung weht um ihr Gesicht,
Auf ihren Armen glänzt ein falbes Licht.

Zu Füßen wallt ihr dunkeles Gewand,
Den Mond, als Leuchte, nimmt sie in die Hand,
Den Sternenschleier um das Haupt sie nimmt,
Auf Bergen wandelt und durch Meere schwimmt,
Dem Tag zu kommen auf die lichte Spur,
Doch unerreichbar ferner flieht er nur.

Doch Morgens früh, wenn sie ihn bald erreicht,
Erröthet sie und wieder schnell entweicht,
Von ihren Liebesthränen sind noch naß
Die Blumen in den Gärten und das Gras.
Der Tag erscheint; nichts wissend von der Pein,
Saugt seine Leuchte ihre Thränen ein.

Neue Lust.

Hinweg, du Ach, verschwinde, du Schmerzgestöhn,
Es blüht mir die Lust des Lebens wieder schön.
Auf, Herz, ermunt're dich zur seligen Lust,
Zieht ein, Gefühle, in die zitternde Brust.

Wie lächelt die Freude lieblich hold mir zu,
Der stürmende Busen wiegt sich ein in Ruh.
O stiller Hafen, ruhige Meeresbucht,
Wie hat das irrende Schifflein dich gesucht!

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Juli.

Der Hardtwald.

Eine der größten Zierden von Karlsruhe ist der Hardtwald. Vor zweihundert Jahren, wenn ein Wanderer, von der Bergstraße kommend, nach Rastadt reiste, oder als Markgraf Wilhelm aus seinem Schlosse von Baden nach Durlach zog, um seines Vetters Eigenthum, die Markgrafschaft Baden-Durlach, in Besitz zu nehmen, da lag ein großer Wald auf ihrem Wege, der sich vom Rhein bis gegen die Berge des Schwarzwalds ausdehnte; und wenn fünfzig Jahre später der Markgraf Friedrich Magnus, um sein Auge abzuwenden von den Brandstätten seiner getreuen Stadt Durlach, von den geschwärzten Mauern seiner Karlsburg und den Greuelthaten Melacs, zur Jagd ritt, so bot ihm dieser Forst ein reiches Revier dar. Markgraf Karl Wilhelm jagte viel im Hardtwald. Einstmals zog er im Unmuth aus, denn die Bürger von Durlach hatten ihm die Abtretung eines Stück Landes verweigert, das er zur Vergrößerung und Verschönerung seines Schlosses wünschte. Müde vom Jagen, sezte er sich auf einen Baumstamm, und mit der Unbilligkeit der Durlacher beschäftigt, schlief er ein. Als er erwachte, hatte seine Seele die alte Spannkraft wieder erhalten, er schüttelte Müdigkeit und Unmuth ab, rief: „Durlach muß es nicht seyn!“ und in raschem Entschlusse gelobte er, hier ein Schloß, hier eine Stadt zu bauen. Und weil Karl hier so erquicklich geruht hatte, sollte sie Karlsruhe heißen. Da lichtete die Axt den dichten Forst, die grüne Eiche wurde zum Bauholz, das Haus des Bürgers verdrängte das Lager des Hirsches, und aus dem Walde hervor wuchs eine Stadt. Der Markgraf hatte selbst den Plan dazu entworfen. Der Platz, wo er geruht, wurde der Mittelpunkt, der Thurm des Schlosses, und von ihm aus zogen sich nach der südlichen Hälfte die Straßen als Strahlen oder Radien nach dem Umkreis des Cirkels hinaus. Die Stadt erhielt dadurch die Gestalt eines Fächers. Nach der nördlichen Seite vollendeten von demselben Mittelpunkte ausgehende, in den Wald gehauene Alleen die Rundung des Cirkels und die Symmetrie seiner Radien. Dies geschah im Sommer vor 120 Jahren. Das Schloß machte den Anfang, viel Volk strömte herbei, um sich anzubauen und der versprochenen Vortheile oder der „sonderbaren Begnadigungen,“ wie das markgräfliche Ausschreiben sich ausdrückt, zu genießen, und bald stand die Idee des Fürsten verwirklicht da — eine waldgeborne Stadt.

Die alten Eichen des Hardtwaldes sind seitdem hundert Jahre älter geworden, das hölzerne Residenzschloß steht von Stein da, die kleinen, einstöckigen Häuser sind gewachsen, die Straßen haben sich geebnt, und immer noch ist der Hardtwald die größte Zierde der Stadt. Er ist das Nest, worin sie sich warm gebettet, der mütterliche Schooß, der sie getragen, seine friedliche, zur Ruhe einladende Stille legte den ersten Keim zu ihrer Begründung. Aber wenn der Vogel flück ist, vergißt er das Nest, wenn das Mädchen groß geworden, verläßt es die Mutter, und wer fest zu stehen glaubt, wirft die Leiter weg, die ihm in diese Stellung hinaufhalf. Die Doktrinärs schützen sich mit Sonnenschirmen gegen die Julivssonne, die sie ausgebrütet hat, und wärmen sich lieber an den alten Kaminen von Versailles — und Karlsruhe vernachlässigt den Hardtwald.

Was mein Lehrer oft als eine gütige Vorsehung Gottes rühmte, daß er an großen Städten auch meist große Ströme vorüberfließen lasse, trifft bei Karlsruhe nicht ein; Karlsruhe hat kein Wasser, es hat keine Berge, es hat nur Sand, Kartoffeln und Wald. Dieser Wald legt sich von Norden her unmittelbar an die Stadt an; der Schloßgarten und manche Gärten der Stadt sind jünger als die Bäume, die darin stehen, diese sind wie wilde Pferde aus der großen Heerde genommen und an's Haus gewöhnt worden. Seine Ausdehnung reicht gegen Nordosten vier Stunden weit mit einer Breite von zwei Stunden. Den Grundcharakter bildet die Eiche, hohe, alte, ehrwürdige Stämme, zwischendurch erquickt unser Auge das freundliche Grün der lieblich gestalteten Buche, dann kommen ganze Strecken eines hohen, balsamisch duftenden Tannenwaldes, ernster als die Eiche, doch weniger kräftig, und dichte Schläge, von niedrigem Gestrüpp durchzogen, setzen der Durchsicht Grenzen, und lassen oft nur von ferne den weißen Stamm einer geschmeidigen Birke durchblicken. Der rüstige Wanderer stößt alle zehn Minuten auf eine lichte Straße, die ihm die Aussicht auf den Schloßthurm eröffnet, nach dem sie alle strahlenförmig hingezogen sind. Zahllose kleinere Fußpfade durchkreuzen den Wald nach allen Richtungen, die sich der heimkehrende Landmann oder der regellose Spaziergänger gebildet. Gegen das westliche Ende zu liegt ein freier Platz von der Größe des Pariser Marsfeldes, mit derselben Bestimmung, wie dieses, zu Truppenmusterungen, Manövern und militärischen Uebungen, und wenn es Gelegenheit gibt, auch wohl zu einem Volksfeste.

Der Hardtwald hat eine vielfache Bedeutung für die Stadt und die verschiedenen Klassen ihrer Einwohner. In den Erinnerungen der Knabenjahre unserer jetzigen Generation spielt der Hardtwald eine Hauptrolle. Da war kein Samstag Nachmittag, der die Schüler des Lyceums nicht dort versammelte, sey es zu Ball- und andern Spielen, sey es, um den römischen Phalanx und seine Kampfesweise, wie wir ihn Morgens im Cäsar gelesen, praktisch auszuführen, oder sey es zu echt deutschen Schlachten nach eigenen Planen und freier Improvisation. Der Ernst und Eifer, womit diese Kraftübungen betrieben wurden, war noch ein ganz anderer, als der zum Griechischen. Der Schauplatz all dieser ernsten Spiele oder dieses spielenden Ernstes, den Mancher von uns vielleicht nicht in sein Geschäftsleben hinübergenommen, war stets die Hirschgrube, eine Vertiefung mit aufgeworfenem Rande, auf dem sich malerisch Eichen und Tannen gruppiren. Die Hirschgrube stand in bösem Rufe bei den Eltern, denn wenn der Junge eine Beule am Kopf, oder ein blaues Mal, oder eine zerrissene Hose nach Hause brachte, so war das Unglück gewiß in der Hirschgrube geschehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 8. August 1835.

— Es flogen ihre Mützen,
Als sollten sie am Horn des Mondes hängen,
Und Jubel brüllte nach.

Shakespeare.
Coriolan.

Eine Parlamentswahl.

Erzählung von W. Alexis.

Der Redner hatte geendet, der Sherif erhob sich und stellte die Fragen. Ein unermeßliches Meer von Händen erhob sich zu Gunsten des Whigkandidaten. So weit man den Markt übersehen konnte, nichts als ausgestreckte Arme. Einen Augenblick Todtenstille, dann wie aus Einem Munde ein Jubel, daß die Erde zu beben, die Luft zu zittern schien. Die Fensterflügel klirrten, die ausgehängten Gewerbsschilde flatterten von dem einen Namen: „Lord Bramfield für immer!“

Noch einmal, wie um sich selbst zu überzeugen, daß es keine Täuschung sey, reckten sich die Arme, die Finger spreizten sich; man stand auf den Zehen, sprang, und der stehende, körperliche Beweis, daß die Grafschaft sich für den liberalen Kandidaten entscheide, dauerte über eine Minute. „Haben die Torys keine Arme?“ flüsterte es erst noch bang; sie konnten noch aus einem Winkel hervorschießen, aus der Erde wachsen. Dann aber, als die Gegenprobe dargethan, daß die Besorgniß ohne Grund, und ihre Arme nicht mit ihren Zungen Schritt hielten, löste sich die Dröhnung in einen Guß und Strom, der, widerstandlos hinfluthend, zur Ausgelassenheit der Gefühle wurde. Die Mützen und Hüte flogen, die Tücher und Fahnen flatterten aus allen Fenstern, man sprang, tanzte, jauchzte. Auf allen erhabenen Orten blähten sich die Bänder, Farben, Standarten des Siegers; eine mächtige Fahne entfaltete sich vom Balkon des Hauses, wo das Whigkomité residirte, und Trompeten und Pauken schmetterten und wirbelten. Selbst die Zeichen der unterliegenden Partei, welche so stolz und drohend geprangt während der anscheinend erfolgreichen Reden ihrer Sprecher, mußten sich allmählich senken, oder ganz eingezogen werden, denn der Pöbel fing hie und da schon an, drohende Miene gegen die Häuser zu machen, wo man nicht in den Jubel einstimmte, und die Tücher der Damen dem Sieger auf den Hustings nicht beständig zuwehten.

Dieser, eine hohe Figur von feinem Anstande, konnte nicht genug Hände schütteln Allen, die zu ihm heraufkamen, um Glück zu wünschen. Der satirische Mund, die schlauen Augen in dem blassen, länglichen Gesichte verriethen indessen eine Freude, die von der des Volks verschieden war; etwa wie ein geschickter Theaterdirigent lächelt, wenn ein Schauspiel, auf das er kein volles Vertrauen gesezt, doch reussirt. Desto beredter ging es in den einzelnen Gruppen her. „Das ist das erste Mal, daß die Torys in unserer Grafschaft unterliegen. Der Tag wird für alle Zeiten ein Fest bleiben.“ — „Es leben

die wackern Freeholders!" — „Reform für immer!" — „So handgreiflich fiel noch keine Wahlschlacht aus!" — „Wie in die Erde versunken stehen die Großmäuler." — „Sie trauen noch ihren Augen und Ohren nicht." — „Wie stolz kamen sie angefahren, und wie demüthig werden sie abziehen!" — „Die Pferde schämen sich ihrer Herrn; man sollte sie ihnen ausspannen, damit die Aristokraten lernen, was zu Fuß gehen heißt."

Der dicke Wirth zur fliegenden Schnepfe, der thätig beim Komité an den Hustings gestanden, arbeitete sich jezt mächtig und mit schreiender Stimme durch die Massen. „Hussah, ihr Jungen, munter! — Seyd ihr Maulwürfe, oder freie Engländer? Reißt die Mäuler auf! die Stimme eines echten Reformers muß lauter klingen, als die Glocke auf der Kathedrale. Lord Bramfield für immer! Reform für immer! Nieder mit den Aristokraten! Nieder mit den Privilegien! Zum Kehraus mit den Hochkirchlern! — Die Pest auf Peel und Wellington! Trinkt, singt, springt! Altengland ist frei. Sara! Ale heraus, Porter, Branntwein! Schenk' Grog und Whisky den guten Leuten; im Himmel wird's angeschrieben. Lord Bramfield soll leben und die wahre Liberalität! Schnell! siehst Du nicht, die Gentlemen sind durstig und die Aristokratie steckt die Köpfe zusammen. Lauter, lauter geschrien, daß ihnen der Sitz wackelt; sie denken sonst, wir sind lau geworden."

Die Aufforderung blieb nicht ohne Erfolg. Sara schenkte ein, die Leute, die schon getrunken hatten, tranken noch immer mehr, und ein Dutzend Arbeitsleute, meist Irländer, erhoben ein Geschrei, daß der Wirth sein eigenes Wort nicht hörte und kaum sich mit dem wirklichen Gentleman, der sein zahlender Gast war, verständigen konnte. „Sollten sie wirklich noch überlegen können?" fragte ihn dieser. „Das rothe Gesicht des Baronet wurde ja beim Handaufheben blaß wie der leibhaftige Tod. Er wäre eingeknickt, wenn ihn seine Freunde nicht gehalten hätten. Sollte er noch auf dem Poll zu bestehen wagen?" — „Er wagt nichts," sprach ein anderer Gentleman; „Er besteht auf nichts, Er will nichts, und Er ist nichts. Aber eben darum ist er der brauchbarste Kandidat für die Torys." — „Zerschlagt ihnen ihre Fenster, ihre Kutschen und ihre Hirnschädel, und schreit mit tausendmal tausend Stimmen: wir wollen Brod und nicht Euch! was gilt's, sie hören: wir wollen Euch und kein Brod! Aber wenn ihnen ihr Lord Eldon in's Ohr salbadert: „Das Volk von England ist gut, und will lieber verhungern, als daß euch eine einzige Pfründe in Irland um ein einziges Pfund gekürzt wird," sie glauben's." — „Sie glauben's!" wiederholte der dicke Wirth die Worte des magern Schulmeisters, und drehte sich wie ein Kreisel umher, zum Beweise, daß seine Peripherie im rechten Schwerpunkt ruhte. „Keine Vernunft mit ihnen, keine Gründe! schreit, schreit! das ist die einzige Raison, die durchdringt."

Aber ein gellender Schrei anderer Art unterbrach den Wirth und seine Gäste. Er kam von den Hustings. Ehe man ein Wort verstand, wußten Alle, was es galt. Sie verlangen den Poll! die Gesichter der Reformer erblaßten auf einen Augenblick. Auch war für einen Augenblick ein, gegen den vorigen Lärm tiefes Schweigen eingetreten; denn die Ueberraschung, daß die Gegenpartei nach der so entschiedenen Wahlschlacht noch auf Stimmenzählen bestehen konnte, war größer noch, als die über den unerwarteten Sieg. Aber um so lauter tobte jezt die Wuth. Ein Zischen, Pfeifen, Heulen begrüßte die auf einen Fleck zusammengedrängte Aristokratie von Seiten ihrer nächsten Umgebung, die ihnen doch noch ein willkommener Schutz war gegen den dahinter rasenden Pöbel, der schon nicht mehr Mützen und Hüte in die Luft schleuderte, sondern mit Scherben und Koth warf. Die Toryredner hatten sich mit ihrem Kandidaten von den Gerüsten flüchten müssen, die einige betrunkene Irländer erkletterten, die blauschwarzen Fahnen des Baronet niederrissen, beschmutzten, mit Füßen traten, und die abgebrochnen Latten zu Waffen umschufen. „Nieder mit den Aristokraten!" — „Tod den verstockten Geldbeuteln!" tobte ein Keil wüthender Leute, von der Mitte des Marktes herdrängend. Besonders trafen ihre Drohungen den unglücklichen Kandidaten der Torys, den ehrenwerthen Sir Nathanael Butterblossom, der aber glücklicherweise nichts davon hörte. Denn sein Freunde hatten den halb Ohnmächtigen bereits durch ein Haus in eine andere Straße geleitet, von wo seine Equipage ihn aus dem Marktflecken und einem Lärmen, dem er nicht gewachsen war, entführt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

So weit Graf Tilly über den Aetna. „Als ich in der ersten Woche des Oktobers nach Chamouni kam," fährt er fort, „war ich noch gar nicht zur Ascension des Montblanc entschieden. Ich kannte die Gletscher noch nicht, und wußte nicht, ob ich die Furcht überwinden könnte, die oft nicht zu bewältigen ist; ich wußte auch nicht, ob ich in Chamouni in einer so vorgerückten Jahrszeit noch Führer zu dieser Ascension finden würde. Lauter Schwierigkeiten, an denen auch mein Ringen nach Ruhm und meine Begeisterung für große Naturscenen, für die Aussicht großer Meisterwerke der Natur hätten scheitern können.

Ich kam den 5ten Oktober in Chamouni an und stieg im Hotel de l'Union ab, das einen europäischen Ruf hat und verdient, den auch ich bekräftigen muß, besonders wegen der Sorge und Aufmerksamkeit, die man mir da nach meiner Rückkehr vom Montblanc erwiesen hat. Ich verlangte sogleich einen kühnen und kräftigen Führer, worauf Michel Desvouassons erschien. Am folgenden Tag war ich krank, unternahm aber doch den mühseligen Gang nach dem Jardin, oder dem kleinen duftenden Garten mitten im Gletschereis. Ich that es besonders, um zu erproben, was ich auf den Gletschern vermöchte. Als wir über das Mer de Glace und den Talèfre gingen, wo so schöne weiße Rebhühner nisten, fragte ich meinen Führer, der 1825 bei der glücklichen Ascension des Kapitäns Sherwill gewesen war, und er versicherte mich, wenn ich einmal auf den Couvercle gestiegen sey, ohne daß mich der Schwindel ergreife, so könne ich keck den Montblanc attakiren. Dies entschied mich. Der Couvercle ist ein fast perpendikulärer Felsen, den man hinan muß, wenn man von der Mer de Glace auf den Talèfre will. Er ist ungefähr tausend Fuß hoch.

Der 7te Oktober verging mit Vorbereitungen. Viele ermuthigten mich in meinem Unternehmen, Andere aber suchten mich davon abzubringen. Lezteres war jedoch umsonst, denn die Vorstellung der Schwierigkeiten schreckte mich nicht; ich war einmal fest entschlossen. Eine Ascension hat etwas Ernstes, Wichtiges, Feierliches. Alle diese Vorbereitungen, dies viele Geräthe aller Art, die Lebensmittel, Kohlen, Stricke und Leitern lassen auf eine bedeutende Unternehmung, auf lange Abwesenheit schließen. Alles dies ist aber unvermeidlich, denn ist man einmal da oben zwischen Schnee und Eis, so gibt es keine Berührung mehr mit der Welt im Thal, man kann nur auf das rechnen, was man selbst mitgebracht hat, man muß also in der Vorsicht eher zu weit gehen; besonders thut man wohl, auf das Verderben oder den Verlust von Lebensmitteln zu rechnen, da Unfälle fast ganz unvermeidlich sind. Welche entsetzliche Vorwürfe hätte man sich nicht in der Angst eines durch Nachlässigkeit oder Mangel an Vorsicht verursachten Todes zu machen! So ging es vor vierzig Jahren mehreren Personen, die über den Col du Bonhomme gehen wollten, sie wurden von Sturm und Gewitter da oben überfallen, konnten nicht herunter und starben Hungers, weil sie keine Nahrungsmittel mitgenommen hatten.

Mit mir waren sechs Führer: Franz Despland, 38 Jahre alt; er war schon bei fünf Ascensionen, und darunter drei Mal auf dem Gipfel des Montblanc gewesen, zulezt (am 16ten September 1834) mit dem Dr. Barry; Desplaud ist unstreitig einer der unerschrockensten Gemsjäger weit und breit. David Simon, 38 Jahre alt. Julien Desvouassons, 43 Jahre alt; er hatte drei Ascensionen gemacht, und darunter zwei Mal auf den Gipfel. Er war bei der traurigen Expedition des Dr. Hamel, bei der drei Führer um's Leben kamen; er und noch ein Guide retteten sich wie durch ein Wunder. Jean Michel Tairraz, 55 Jahre alt. Michel Desvouassons, 34 Jahre alt; er war 1825 auf dem Gipfel des Montblanc gewesen. Mathieu Simon, 38 Jahre alt. Alle verheirathet und glückliche Familienväter.

Ich hatte unsern Aufbruch auf sechs Uhr Morgens festgesezt, und um diese Zeit waren Alle fertig und bereit. Es gab weder Thränen, noch Seufzer, wie manche Reisende behaupten, allerdings aber war man wegen der vorgerückten Jahreszeit um uns besorgt. Ich aber dachte stets daran, daß die Einbildungskraft, wenn nicht immer, doch sehr häufig am meisten zu fürchten ist. Die Vorbereitungen und Zurüstungen zu dieser Bergreise, die Befürchtungen der Leute, die Erzählungen und Uebertreibungen drücken den Geist nieder und lähmen den Muth. Wer den Montblanc besteigen will, verwahre sich gegen alle diese Einflüsse; die Wahrheit bleibt unendlich unter der Vorstellung oder Befürchtung. Als wir abgingen, waren viele Leute vor dem Hotel versammelt, die uns alle glückliche Reise wünschten.

Wir marschirten in folgender Ordnung: zuerst kamen die Träger mit den Bedürfnissen, darauf ich, auf meinem Maulesel, mit dem Hauptführer des Zugs, zulezt die fünf andern Guides. In dieser Ordnung kamen wir zum Weiler des Pelerins, dem Wohnort Coutets, eines der berühmtesten Führer von Chamouni; er war aber nicht zu Hause. Dessenungeachtet trat ich bei ihm ein, um meine Instrumente mit den seinigen zu vergleichen. Da ich nicht mit dem bestimmten Entschluß zur Ascension nach Chamouni gekommen war, so hatte ich mich nicht vorher mit Instrumenten versehen, und an diesem Ort hatte ich mir nur mit großer Mühe einige verschaffen können, denn hier gab sich ein Mann alle Mühe, meine Reise zu vereiteln, und die wenigen Instrumente, die ich hatte, wurden zerbrochen, ehe ich noch zu den Grands-Mulets kam, so daß ich in dieser Beziehung mit den größten Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Juli.

(Beschluß.)

Der Hardtwald.

Der Hardtwald — ich sage es mit schmerzlichem Gefühle — ist nicht mehr, was er war. Er verliert Schönheit, Frische und Bedeutung; die Stadt wächst durch seinen Fall; ihre Behaglichkeit und Verschönerung lichtet den Wald und

drängt ihn immer weiter zurück; es sind die Urvölker von Amerika, die der vorschreitenden Civilisation weichen müssen bis zum stillen Ocean und zur Vernichtung; dann ist die neue Welt befreit von wilden Menschen und Thieren; Eisenbahnen und Yankee's, so weit das Auge reicht. Dann schreibt aber auch Irving keine Tour durch die Prairien mehr, und Cooper entbehrt der dunkeln Folie, auf der seine nationalen Gebilde sich hervorheben. Und Karlsruhe ohne den Hardtwald ist eine im Unmuth auf Sand gebaute Stadt, an der die Weisheit Gottes nicht einmal einen Fluß vorbeigeführt hat. Statt des üppigen Grüns, das sonst in weichem Moos und saftigem Grase unter dem Fuße hinglitt, ist der Boden öde, versandet, staubig, ohne Vegetation, der ganze Wald wird zur Straße. Wagen und Fußgänger ersticken die Pflanzenwelt. Kompagnien exerzirender Rekruten lassen keinen Halm aufkommen, und wenn ein grünes Plätzchen sich erhalten will, so wühlen es die Schweine um. Eine neu angelegte breite Chaussee hellt das Walddunkel mit einem Male. In gerader Richtung durchschneidet sie quer und unbarmherzig Strahlen und Alleen, und wird künftig vielleicht noch auf ihrer Eisenbahn einen Dampfwagen zum Dampfschiff an den Rhein führen. Die Dryaden fliehen in die dichtern Räume, dem Geräusch und Staub entlegen; die von ihren Göttinnen verlassenen Eichen sterben ab und strecken wehmüthig die kahlen Wipfel wie jammernde Arme in die Lüfte. Immer heller, gewühlvoller und pflanzenarmer wird der Wald. Der Städter zieht seine geradlinigten Spaziergänge schonungslos in das heilige Dunkel des Hains und verjagt die Eingeweihten. Hirsch, Reh und Wildschwein sind längst geflüchtet, erlegt oder im Parke eingehegt, einer großen Strecke des Waldes, die stundenlang mit hohen Planken eingezäunt ist. Selbst die Vögel sind im freien Walde verstummt, und höchstens läuft ein Hase dem Spaziergänger über den Weg. Sein Verfall ist gewiß, denn der Keim der künftigen Generation, die Schuljugend, hat ihn verlassen. Keine Spiele, keine Schlachten zwischen den Bäumen, keine schreienden Kehlen. Alles öde und stumm. Die Hirschgrube, voll von den Jugenderinnerungen und Knabenfreuden ganzer Geschlechter, steht wüste und leer; ein Brunnen ist in ihrer Tiefe gegraben, und ein liegender, ausgehöhlter Baumstamm bietet dem Vieh einen Trog zur Tränke; statt Moos nur Sand und Staub, und die losgewühlten Wurzeln halten die stolzen Tannen nicht mehr lange, die der nächste Windstoß in die versandete Grube werfen wird. O, die vernünftige Jugend, die jezt so viel zu lernen hat, sizt auf von Dinte geschwärzten Subsellien hinter einem Haufen von Büchern, und hat nicht Zeit, sich einen frischen Sinn für die Natur zu erhalten, den Körper zu stärken im Sprung und Schlag und sich das Gefühl der Kraft zu verschaffen zur spätern That. Statt griechisch zu leben, lernt sie griechisch, und wenn sie dann etwas weiß, hat sie nicht die Kraft, es anzuwenden. Unsere ganze Erziehung läuft auf das Wissen hinaus, und an das Können denken wir gar nicht; wir erziehen nur Männer der Wissenschaft und keine der That, und die Welt hat der That so nöthig. Die Turnstangen stehen verlassen, die Spielplätze sind still und öde. Drei Viertheile der konscriptionspflichtigen Städter werden jährlich vom Militärdienst als untauglich zurückgewiesen, aber in der Grammatik, da sind sie fest. Lese ich nicht das ganze System der Erziehung in diesen alten Eichen des Hardtwaldes? und wenn ich noch lange darin verweile, so handle ich am Ende noch alle socialen Verhältnisse bei Gelegenheit einer versäumten Forstkultur ab. — In einiger Entfernung von der Stadt zieht sich quer durch eine Strecke des Waldes, dem Nahenden lange versteckt, ein Laubgang. In dieser Stille durchwandelst du ihn, in ein magisches Halbdunkel eingehüllt, geschüzt vor den Strahlen der Sonne, die das Laubdach der lichtgrünen Buchen nur erhellen, ohne es zu durchdringen, wie sie auf den gemalten Scheiben des gothischen Doms aufliegen, nur um diese zu verschönern, nicht der Kirche ihr andächtiges Dunkel zu rauben. Dann wechselt die Einfassung, und du gehst zwischen hochgestreckten Tannen hin, die nur so viel über sich durchblicken lassen, um ihre finstern Nadeln durch das sanfte Blau des Himmels zu mildern; ein balsamischer, wohlthuender Geruch umfängt dich, bis du wieder heraustrittst in den offenen Wald. Das ist das Waldsträßchen, auch der Stallmeistersweg, oder in neuerer Zeit der Ministersweg genannt, weil es manchem Minister einen lieblichen Spaziergang bietet, um von dem Gewühl und der Hitze der Staatsgeschäfte sich zu erholen. Aber bisweilen wendet auch ein unbesternter und unberittener Spaziergänger seine Schritte diesem kühlen Laubgange zu und findet hier, was der Erbauer seiner Vaterstadt einst fand, Erquickung und Ruhe. Darum halten wir den Hardtwald in Ehren! Er bietet auch jezt noch jedem Stande das Seinige dar; dem Jäger hie und da einen Hasen, dem Soldaten kriegerische Spiele, der Arme stiehlt sich Holz und Laub darin, dem Wandelnden gibt er Raum und Kühlung, und wenn auch der Jugend keinen Platz zu Thaten mehr, doch den Kindern Erdbeeren und Christbäume.

Auflösung des Räthsels in Nr. 185:

Der Handschuh.

Räthsel.

Ein wogend Meer, deß grüne Wellen
Der Sonne warmer Strahl durchdringt,
Bis sie an Gold sich gleich zu stellen,
Ihm langsam, doch beinah' gelingt;
Ein Meer, das oft ein Sturm zernichtet,
Der seine Wogen wild durchwühlt,
Eh' seine Wellen, goldgelichtet,
Der Morgenthau noch abgekühlt.

Doch wenn im Golde seine Wogen
Erst prangen, leicht vom Wind bewegt,
So kommt ein Heer herbeigezogen,
Das scharfe Todeswaffe trägt;
Es läßt sie auf dem Grund des Meeres
Hinstreichen, wo sie tödtlich blinkt,
Bis vor der Wuth des wilden Heeres
Zu Tod hin jede Woge sinkt.

Das Heer kommt lustig heimgezogen,
Führt den errung'nen Schatz nach Haus,
Sie klopfen aus den todten Wogen
Des Meeres Perlen sich heraus;
Dann geben sie dem alten Grunde
Wohl manche Perle noch zurück,
Draus wächst für sie zur rechten Stunde
Das neue Meer, das neue Glück.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 10. August 1835.

Kalt weh'n des Grabes Schrecken,
Wo dräuend der Granit,
In kühn gethürmten Blöcken,
Den Abgrund übersieht.
Dumpf donnernd, wie die Hölle
In Aetnas Tiefen raß't,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispallast.

Matthisson.

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsezung.)

Hier meint Graf Tilly wahrscheinlich den Advokaten Ebenal und seinen Begleiter Viallet aus Savoyen, die am 19ten Juli eine wenig vom Wetter begünstigte Ascension auf den Montblanc unternommen hatten und auch bis zum Gipfel gelangt waren, ihn aber wegen anziehenden Sturms schnell wieder verlassen mußten. Tilly legt aber seiner eigenen Ascension eine viel zu große Wichtigkeit bei, wenn er glaubt, irgend Jemand habe sie hindern wollen. Und wer nur ein wenig die Verhältnisse und Einrichtungen in Chamouni kennt, weiß, daß es reiner Unsinn wäre, die dortigen Besitzer der Naturalienkabinette oder andere Personen hindern zu wollen, Jemanden Instrumente oder etwas dergleichen zu leihen oder zu verkaufen.

„Gleich nach Coutets Wohnung," fährt Tilly fort, „begannen wir die Südwestseite des Montanverts durch das Gehölz des Pélerins hinaufzusteigen. Ueberall Spuren der Zerstörung. Daran sind die oft in wenigen Stunden wüthend anschwellenden Waldströme Schuld, sie graben tiefe Schlünde und stürzen ungeheure Granitmassen hinein, die dann Jahrhunderte lang liegen bleiben, deßgleichen ungeheure Baumstämme. Alle Fichten, die noch aufrecht stehen, sind an den Wurzeln ganz von Erde entblößt und liegen fast ganz nackt da. Da, wo die Wasser nicht genug Kraft zum Zerstören haben, begnügen sie sich damit, die Bäume zu untergraben, dadurch zu schwächen und ihren Sturz vorzubereiten. Bei alle dem ist die Vegetation sehr kräftig. Sie nimmt aber immer mehr ab, je näher man an die Sennhütte la Para, den lezten bewohnten Ort auf diesem Abhange, kommt. Bei dieser malerischen Hütte ist die Quelle gleiches Namens, mit herrlichem Wasser. Hierauf kommt man durch ein kleines Gehölz, dessen Bäume schon die veränderte Vegetation zeigen. Hier stehen keine Fichten mehr, sondern nur Lärchen, und auch diese nur klein und kümmerlich. Gleichfalls stehen hier einige ärmliche Birken und zitternde Espen.

Weiter hinauf kommt noch eine Sennhütte, die aber nicht bewohnt ist. Sie lehnt sich an einen Felsen in gar romantischer Lage und dient den Hirten nur zur Zuflucht, wenn sie oben von Ungewittern und Stürmen überfallen werden. Gleich darauf wird der Boden unfruchtbar und felsig. Ein Fußpfad, den die Ziegen gebildet haben, führt zur Pierre pointue, wo man die Maulesel verlassen muß. Wer diese Thiere nicht kennt, glaubt kaum, daß sie bis hierher gehen und dabei eine bedeutende Last tragen könnten; denn sie mußten über

glatte, schlüpfrige und wankende Steine, deßgleichen über Stufen, die fast perpendikulär in den Felsen gehauen sind, und dies an einem so steilen Abhang, daß sein Grund das Chamounithal zu seyn scheint.

Wir stiegen hierauf an dem Waldbach Mimont hinan, der noch gefährlicher ist, als der Pras, von dem Sherwill in der Beschreibung seiner Ascension spricht; die geblätterten Felsen oberhalb dieses Waldstroms lassen kaum den nöthigen, einige Zoll breiten Raum, um den Fuß zu setzen, und für einen Schwindlichen wäre dies schon eine gefährliche Stelle. Die perpendikuläre Höhe ist unermeßlich, während bei dem Pras der Pfad bei Weitem nicht so steil ist, auch große Steine da liegen, die einen beim Fallen wohl aufhalten könnten. Dies habe ich selbst erfahren, denn der Fuß glitschte mir auf einem nassen Felsen aus und ich fiel, konnte mich aber anhalten und rollte nicht weiter. Kurz vor der Pierre de l'Echelle fanden wir einen großen Baumstamm, den meine Führer gleich mit ihren kleinen Aexten in Stücke zerhieben und sie unter sich zum Tragen vertheilten; ein überflüssiger Reichthum, denn die mitgenommenen Kohlen mußten hinreichen. Diese große Tanne, hier, wo schon lange alle Baumvegetation aufgehört hatte, schien mir ein Räthsel. Die Führer erklärten es mir. In den tiefen Schluchten der Aiguille du midi, wo einiges Erdreich vor Wind und Wetter geschützt ist, wachsen manchmal Tannen, diese werden aber von Lawinen ausgerissen und in die Tiefe geführt, wo sie dann wüthende Gebirgswasser ergreifen und noch tiefer hinabschwemmen. Hier sah ich die erste Lawine fallen, sie ging nahe an mir vorüber, denn nur der Waldstrom trennte uns von dem Gletscher, von dem sie niederging. Es war uns fast gegenüber, und der Staub hätte bis zu uns dringen können. Als sich das Krachen bei ihrem Losreißen hören ließ, stand unser ganzer Zug still, Niemand gab den leisesten Ton von sich, bis die Lawine ihren Lauf vollendet hatte; erst dann wurden die Leute wieder heiter."

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Die Lage der Torys wurde immer mißlicher. Eine Magistratsperson konferirte mit den Häuptern der Aristokratie, ob man Anstalt machen solle, die Aufruhrakte zu verlesen. Eine junge Dame zu Pferde, deren Blicke und Worte von Einfluß auf die Partei schienen, war dagegen. „Laßt sie doch toben; etwas Schmutz und Ziegelsteine lassen sich doch um Altengland ertragen." — „Die Aufruhrakte!" brüllte ein baumstarker Kerl aus dem Gedränge, der die Scene belauscht; „sie wollen die Aufruhrakte lesen. Heran, brave Burschen, daß wir auch davon was hören. Heran! heran!" — „Sie wollen gezählt seyn, Kopf für Kopf, wir wollen ihre vorher markiren, daß keiner doppelt zählt!" rief ein Anderer. „Sie möchten die Husaren von Manchester auf uns loslassen," haranguirte der Vorige, auf den Schultern von ein paar Kameraden emporgehoben, das Volk. „Sie weinen, daß die Zeiten von Lord Castlereagh vorüber sind; der aß sieben Schotten zum Frühstück, drei Englische zu Mittag, und unter einem Dutzend Irländer jeden Abend konnte er nicht ruhig einschlafen, aber bloß gemeines Volk, wie ihr und ich. Das thut nicht Noth für's Gemeinwohl, will nur essen, trinken und Luft schnappen. Die Luft ist für die Torys allein, Brod und Roastbeef für die Reichen, und Grog und Claret für die Kirche. Hört doch, wie ihnen die Zähne vor Wuth klappern, daß ihr davon was abhaben wollt."

Der tobende Haufen, der, seinem Redner Daniel folgend, mit Gewalt herandrängte, schien in dem berauschten Zustande, in dem die meisten sich befanden, zu allen Thätlichkeiten aufgelegt, und die blassen Gesichter der Gentry verriethen ihre diesmal wohlbegründete Furcht den hohnlachenden Gegnern. Aber eine andere Strömung brachte ihnen unerwartete Rettung. „Platz! Platz!" riefen kräftige englische Stimmen, von noch konsistentern Fäusten und Leibern unterstützt, und der wildanbrausende Bergstrom des aufgehetzten Pöbels prallte ab vor dem gewaltigen Strome der Bürger, welche im Triumphzug ihres Kandidaten sich zwischen Radikale und Torys schoben. Läufer, Reiter voran, bunt befiedert mit Fähnlein, die, in die Luft geschleudert, wieder gefangen wurden, Zunftgenossen schnell geordnet folgten, und ein vielfach verschlungenes Gespann wohlbeleibter zweibeiniger Rosse zog den Wagen des Triumphators. Wer nur einen Zipfel der Riemen und Stricke fassen konnte, schien glücklich, in ihrer Mitte aber an der Deichsel selbst war der Glücklichste, der Wirth zur fliegenden Schnepfe, dessen glutrothes Gesicht und glänzende Augen viel eher einem Triumphator angehörten, als das halb schüchterne, halb lächelnde Antlitz, und die feinen, runden, prüfenden Augen dessen, der auf dem Wagen stand. Und mit Recht, denn der Wirth zur fliegenden Schnepfe zog den Wagen, und der Lord wurde gezogen, und vom Wirthe war dieser hier ungewohnte Aufzug in raschem Impulse veranstaltet und siegreich durchgesezt worden, während der Lord sich nur ungern und auf die Vorstellung seiner Freunde, daß es nothwendig sey, den Seinigen Muth zu geben und den der Gegner niederzuschlagen, dazu hergegeben hatte.

Dem eleganten Nobleman, der sich mit aller Grazie auf getäfeltem Boden bewegen mochte, sah ein scharfes Auge das Unbehagliche seiner Stellung auf dem schwerfälligen Wagen an, welcher mit Blumen, Guirlanden, Bändern und Fahnen unförmlich überdeckt war. Mochte doch auch das Lächeln auf seiner blassen Lippe nur zur Hälfte der Siegesfreude, zur andern aber dem Vergleiche gelten, den er selbst zwischen sich und einem Pfingstochsen anstellte. „Wir bringen ihn!“ donnerten die Blicke des Wirths zur fliegenden Schnepfe die Aristokratie an, und die Musik und tausend trunkene Stimmen brüllten das rule Britannia dazu, während der Gefeierte, auf einen jüngern Mann gestützt, mit der andern Hand dankte, und zugleich mit feiner Sitte die Häupter seiner Gegner grüßte, eine Höflichkeit, die, angesehen ihre bedrängte Stellung, auch als Persifflage gelten konnte.

„Lord Bramfield für immer!“ in diesen Ruf löste sich Freude, Haß, Hohn und Wuth auf. Dem Zuge, dem zu widerstehen keine Möglichkeit war, schlossen sich Furcht und Wuth unwillkührlich an, nämlich der tobende Haufe sowohl, als die Meisten von der bedrohten Gegenpartei, die am sichersten auf diese Weise den Augen ihrer aufgeregten Feinde zu entgehen meinten. Noch einmal schien Alles, was auf dem Markte, in den Straßen, in den Fenstern und auf den Dächern athmete, eines Sinnes und ein und dasselbe Fest zu begehen. Fußgänger, Reiter, Equipagen, Trunkene und Nüchterne, Alles folgte in endlosem Gewühl dem Whigkandidaten und hörte, wo der Zug hielt, den Worten des Mannes jauchzend zu, der schwur, daß sein Herz, seit es geschlagen, das eines Whigs gewesen, daß es geblutet bei den Leiden des Volkes, daß er für die Reform zu leben und zu sterben entschlossen sey.

Nur die junge Reiterin, welche vorhin gegen das Einschreiten des Magistrats gestimmt, hatte sich dem Zuge nicht angeschlossen, sondern unerschrocken ihren Weg mitten durch das Volk in entgegengesetzter Richtung eingeschlagen. Auf ihrer stolzen Stirne stand ihr Glaubensbekenntniß, ja etwas von spöttischer Nichtachtung gegen die Menge schwebte unverkennbar über den Lippen, und doch flog weder ein Stein gegen diese stolze Stirne, noch griff eine rohe Faust ihr in die Zügel, obgleich kein schützender Ritter ihr zur Seite war, und die Jockeys nur mit Mühe der Gebieterin sich nachdrängten. Es war ihr siegendes Auge, welches im Zaum hielt. Ja, es schien, als suche sie muthwillig ihren Weg durch die dichtesten, todendsten Haufen, und ihr aristokratischer Blick schoß auf die lautesten Schreier, und brachte sie in der That zum Schweigen, so lange er traf. Als sie vor der Stadt rasch aus dem Sattel gesprungen und sich in den Rücksitz der vierspännigen Kutsche geworfen, die hier auf sie wartete, brach ein unwillkührliches Gelächter aus dem schönen Munde. „Dünkt Sie jezt der Auftritt lächerlich?“ fragte die verwunderte Begleiterin. „Ja, gewiß,“ sagte die Lady. — „Vorhin schien es mir doch nicht,“ erwiderte die Begleiterin. „Als die hunderttausend Hände aufschossen, wie eben so viel Feenköniginnen aus einem Aehrenfelde, und selbst das kupferrothe Gesicht des guten Sir Nathanael blaß wurde —“ — „Sahen Sie mich auch blaß werden,“ fiel die Dame ein; „das war nur das Unerwartete. Weßhalb erschrecken wir vor Gespenstern? Weil wir nicht an sie glauben. Die Gewohnheit thut Alles; da glauben die guten Bürger auch, sie seyen mit einem Male unabhängig von denen, die Jahrhunderte lang für sie dachten, sorgten, sprachen, wachten; ich glaubte es auch auf einen Augenblick, aber es sind die guten, alten Engländer, so abhängig, so fügsam, so gehorsam unter der Macht der Gewohnheit, als Sie, liebe Miß Wilson, und ich und wir Alle.“ — „Wahrhaftig, Mylady, darnach sah es nicht aus, als ihr Gebrüll uns den Tod schwor.“ — „Die guten Leute sind gewohnt, zu gehorchen, und sie thaten nichts, als was ihre neuen Herrn ihnen befohlen hatten.“ — „Aber diese neuen Herrn haben über uns gesiegt.“ — „Weil sie allen Trumpf auf einmal ausspielten. Um ein verlornes Spiel gibt man die Partie nicht hin. Erinnern Sie sich noch unserer Diana? Wenn sie sich auch noch so lange verlaufen hatte, sie kehrte immer wieder zurück, wenn mein Vater mit der Peitsche knallte; denn sie fand es nirgends so gut, oder sie hatte sich an uns gewöhnt, oder, wenn Sie wollen, an die Peitsche meines Vaters.“ — „Die gute Diana ist nun todt!“ — „Aber das gute Volk von England lebt noch und wird so zu uns zurückkehren, wie die gute Diana.“ — „Beim Himmel, Mylady, es ist gut, daß uns das gute Volk nicht zuhört, sondern nur das widerwärtige Schneegestöber.“ — „Sehen Sie, wie der Schnee in meiner warmen Hand schmilzt, so werden ihre Stimmen zusammenschmelzen, wenn wir mit rechter Wärme zugreifen.“ — „Ach, Mylady, wie viel Schnee bleibt außer Ihrer Hand liegen! Außerdem, was wollen Sie thun, wenn nun unser guter Sir Nathanael absolut nicht mehr will?“ — „Er muß.“ — „Nein, nein! Der Friedensrichter und der Major Warburton sagten vorhin, er habe hoch und theuer geschworen, kein Teufel solle ihn mehr in die Wahlschlacht bringen, und wenn das Parlament darüber untergehen sollte. Er ist nach Butterblossom-Hall zurück. Mylady, was wollen Sie thun?“ — „Wenn es kein Teufel soll, so wird ihn ein Engel wieder in's Gefecht führen, wie er mich nennt,“ antwortete die Lady, an der Schnur ziehend, und befahl dem Kutscher, auf der Stelle umzuwenden und nach dem Landsitze des Baronets zu fahren. „Mylady! jezt — in der Nacht — im Schneetreiben

— es sind an zwanzig Meilen!“ — „Und wären es hundert. Wir haben nur Einen Sir Nathanael, und keinen Kandidaten mehr, der so viel Aussicht hätte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der späte Flug.

Vöglein, das auf matten Schwingen
Noch am späten Himmel zieht,
Nach den Abendwolken flieht,
Wirst die Heimath nicht erringen.

Oft ist mir's wie dir ergangen:
Wann erlosch der Sonne Schein,
Und das Dunkel brach herein,
Faßt' auch mich ein tief Verlangen.

Nach der Heimath trachtet' ich,
Und begann noch spät den Flug,
Abendroth sah froh ich winken.

Doch die Nacht kam über mich,
Und vom Land, zu dem mich's trug,
Ferne mußt' ich niedersinken.

E. Rapp.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bad Ischel, Juli.

Das Bad und die Natur.

Wenn der Reisende ein paar Stunden am südwestlichen Ufer des idyllischen Wolfgangssees zurückgelegt hat, gelangt er zur Stelle, wo dessen besonders im Frühjahr überströmende Wassermasse sich einen Ausfluß aus dem rings geschlossenen Alpenkessel gebahnt hat; noch heute heißt der Punkt des einstigen Durchbruchs der Strobel, und das so entstandene Flüßchen, Ischel genannt, zieht sich durch eine Thalschlucht, die eben nur noch für die Straße Raum läßt, und an deren Wänden im Juli noch Schneepartien haften, nach dem Orte gleichen Namens, wo es in die Traun fällt. Man hatte uns mit Recht vor der Theuerung in Ischel bange gemacht; zum Glücke fanden wir noch leidliche Unterkunft in einem Wirthshause zweiten Ranges.

Ischel, in einem sehr engen Alpenkessel gelegen, ursprünglich ein gewöhnlicher Gebirgsmarktflecken, durch den Betrieb eines Salzwerkes belebt, zeigt noch eine Mischung dieses alten Gepräges mit dem eines Badeortes für die elegante Welt. Mehrere neue, geschmackvolle Bauten sind entstanden, und viele der ältern Häuser an der Außenseite auf das Thunlichste erneuert und aufgeputzt. Er wird von der schnellen Traun durchströmt, in deren linkes Ufer die Ischel, in deren rechtes, am Ende des Fleckens, der Floßbach Rettelbach sich ergießt. Ueber den mittelst seines Durchgangs durch einen See glasrein gewaschenen Fluß führt eine schöne hölzerne Brücke, und eine Promenade ist längs desselben angelegt, welche schön zu werden verspricht. Das große Badhaus für die hier üblichen Solenbäder ist ein hölzernes, steinartig angestrichenes Gebäude in gutem Geschmacke, ein Oktogonum, rings umher von einer Kolonnade umgeben, welche einen schönen Spaziergang bildet; das Innere enthält außer den Bädern, zu welchen der Eingang von der Kolonnade aus führt, einen Saal für Musik und einen für Spiel. Es hat 26,000 Kaisergulden zu bauen gekostet. Außerdem gibt es noch ein einfacher gebautes Badehaus zu geringern Preisen, dem es aber auch nicht an Reinlichkeit und Gemächlichkeit gebricht. Die Post, zugleich das erste Gasthaus, ist ein imposantes, großes Gebäude im neuesten Styl, die Wirthstafel theuer und nicht sonderlich preiswürdig; gegenüber ein elegantes Kaffeehaus mit anstoßendem schönen Garten, auf Spekulation gebaut und verpachtet; doch kann sich kein Pächter halten, da es von Herrschaften nicht besucht wird und für die Dienerschaft zu theuer ist. Auch geht diese lieber in die kleinern Kneipen, wo sie ungenirt ist, wobei indessen die Sittlichkeit der Bewohner eben nicht gewinnen soll. Wo man geht und steht oder zum Fenster hinaussieht, hat man eine Aussicht auf nahestehende hohe Felsenzacken, mit Schneeresten bedeckt, oder auf eine Alpenschlucht, deren Durchsicht auf andere Alpenkegel in der Entfernung von etlichen Stunden hinweist. So ragen in dem engen, einzig vom Flusse und der Chaussee ausgefüllten Traunthale abwärts einige Kolossen aus der Nachbarschaft des Grunner Sees hervor; im Hintergrunde der Schlucht, aus welcher der Rettelbach bricht, zeigt sich der Hohenstein und der Gschwend, deren südliche Seite man, wenn man auf der Poststraße nach Rottenmann zu von Ischel sich zwei Stationen entfernt hat, als Hinterwand des Altmanusees und des Grundlsees erblickt; gegen Süden, die Traun aufwärts, sieht man einen Theil des hohen Ramsaugebirgs am Hallstattersee und einen Theil des riesigen Thor- oder Dachsteins mit seinem ewigen Schneefelde, so daß man also bei städtischer Bequemlichkeit sich der erhabenen Alpennatur ganz in der Nähe freuen kann. In der nächsten Umgebung des Fleckens, auf den ersten sanften Anhöhen, oft auch etwas weiter, sind auf passenden Punkten Ruheplätzchen bei schönen Aussichten angelegt, die den Namen ihrer Stifter tragen, als: Karolinens Panorama, Sophiens Lust, Malfatti's Himmel, Gustavs Ruhe, und weiß Gott, wessen Ruhe noch mehr; es sind deren über zwanzig. Der schönste Fleck ist meines Dünkens die Bank unter einem großen Birnbaume, die Traun abwärts an einer mäßigen Anhöhe gelegen, am Fuße eines ungeheuern Felszacken; sie trägt die Aufschrift: Antoinettens und Elisens Ruhe. Hier überschaut man die Schlucht den Rettelbach aufwärts mit den Alpenkegeln im Hintergrunde, den östlichen Theil des Fleckens mit den Bergen dahinter, gegen Süden ragt der Kirchthurm des Dorfes Laufen aus verschlungenen, waldbedeckten Bergschluchten, und im Hintergrunde ruht der Blick auf dem Schneefelde des Thorsteins. Indessen erblickte ich während vieler Tage nur ein einziges Mal Jemanden auf einem dieser schönen Plätzchen; die Wiener hohe Welt, aus der die Mehrzahl der hiesigen Badegäste besteht, scheint, in ihre Zimmer eingeschlossen, die alten Koterien fortzusetzen; man sieht sie nur Morgens neun Uhr, wenn sie aus dem Bade kommt, die Damen in den großgeblümten Modestoffen prangend, als gingen sie zu den Michaelern in die Zwölfuhrmesse, die geschnürten Herren nebenhertrippelnd. Der Zufluß von Badegästen ist bereits sehr stark, und mehrere noch wurden in den bestellten Quartieren erwartet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. August 1835.

Wald, Hügel, Flächen, Wiesen, Feld,
Zum Garten prächtig umbestellt;
Cascadensturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Wasserstrahlen aller Art;
Ehrwürdig steigt es dort, doch an den Seiten,
Da zischt's und pischt's in tausend Kleinigkeiten.

Goethe.

Aus dem Schwetzinger Garten.

Der Garten.

Leis und lind
Weht der Wind
Um den Sitz am Tannenhaine,
Schattenkühl im Sonnenscheine.

Frischen Duft
Haucht die Luft
Von des Seees grünem Strande,
Mit dem bunten Blumenrande.

Schmuck und leicht
Hingeneigt,
Ist der schlanke Brückenbogen
Ueber'n Arm des Sees gezogen.

Schattig, feucht
Hingebeugt
Zu dem Kuß der feuchten Wangen,
Strebt der Trauerweiden Hangen.

Dort im Kreis,
Roth und weiß,
Blühen reich Springenbäume
Und Jasmin und Rosensäume.

Wo zum See,
Als Allee,
Hohe Lindenhallen grenzen
Prangt der Götterbilder Glänzen.

Ruhmgewöhnt,
Weingekrönt,
Ruht Gott Rhein mit seinen Gaben,
Neben sich den Neckarknaben.

Im Bedacht
Seiner Macht
Liegt der Schutzgott der Danube,
Ihm zur Seite Inn, der Bube.

Neben schwankt,
Wiegt und wankt
Eine Gondel an dem Strande,
Möchte fliehen von dem Lande.

Wo im See
Die Moschee
Ihre schlanken Minarete
Spiegelt auf der Silberglätte,

Ragen stolz
Aus dem Holz
Hoher Pappeln schmucke Wipfel,
Schwankend mit dem luft'gen Gipfel.

Tief getaucht,
Wie gehaucht,
Spiegeln sich die Wolkenbilder
Und die Himmelsbläue milder.

So erscheint,
Rings vereint,
Dies in mannichfachem Glanze
Als das malerische Ganze.

Am Apollotempel.

Es ragt der Tempel
Im Hain hervor;
Durch Felsen steigen
Die Stufen empor;
Mit schlanken Säulen schwingt er sich auf,
Die Kuppel, gestützt auf der Säulen Knauf,
Hoch wölbt sie den glänzenden Bogen.

Und innen waltet
In strahlender Pracht
Des Pythonbezwingers
Gefeierte Macht;
Die Lyra, gespannt von der Meisterhand,
Er hält sie, der Musen Beschützer genannt,
Sie klingt den Sieger Apollo.

Einst stand der Herrscher,
So männlich und schön,
In griechischen Hainen,
An griechischen Höhn,
Des Göttervaters gepriesener Sohn,
Und völkergebietend vom Strahlenthron,
Umwand er die Schläfe mit Lorbeer. —

Am Fuß des Tempels
Entsprudelt es hell,
Da gießen die Nymphen
Den silbernen Quell;
Er rieselt und rauscht mit freundlichem Schall,
Er plätschert und braust im schäumenden Fall
Herab vom moosigen Felsen.

Tief unten in's Becken
Entrauscht er mit Lust,
Da küßt er den Sphinxen
Die Löwenbrust,
Und rings um des Beckens moosigen Rand
Umwölbt der Hain die zierliche Wand,
Und winden sich schattige Pfade.

Was sah ich verwundert
Im Tannengebüsch?
Dort lockt die Ruhbank,
So kühlend und frisch,
Und innen, im heimlich dämmernden Licht,
Erblickt' ich ein Mädchen, ein Schaugedicht,
So hatt' ich noch keines gesehen.

Ein schelmisches Röschen,
Vom Zephyr gewiegt,
War sanft an das Hütchen
Von Seide geschmiegt.
Hier quoll das dunkle, lockige Haar
Und milderte schattig dem Blick die Gefahr
Der schwarzen, blitzenden Augen.

Vom zarten Schleier,
Erschimmernd in Grün,
Schien mitten im Winter
Ein Mai zu erblühn;
So lenzig vermählte sein Grün sich dem Schnee
Des Busengewandes der lieblichen Fee,
So floß er herab von dem Hütchen.

Und hell umglänzte
Die niedliche Hand
In leuchtendem Golde
Der edle Demant;
Vom Gürtel entwallte das Purpurkleid;
Auf schattigem Boden leuchtet es weit,
Er küßt ihm die wallende Säumung.

Und tausend Blumen,
In freundlichem Gruß,
Die schienen zu sprossen
Um ihren Fuß,
Die schienen zu blühen um ihre Gestalt:
So mächtig ist immer der Schönheit Gewalt,
Wenn Anmuth und Würde sie adelt.

Ja, wär' ich ein Grieche
In griechischem Hain,
Ich schwüre, es müßte
Die Artemis seyn,
Jungfräulich die Schwester im göttlichen Paar,
Das Letho, die sterbliche Mutter, gebar,
Und baute den Artemistempel.

G. Schulz.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschafterin und die Dienerschaft kannten zu gut den Charakter der Lady, um noch eine Vorstellung

zu wagen. Der Schnee war beim Umwenden des Wagens dermaßen durch das offen gelassene Fenster eingedrungen, daß sie ihre Kleider abschütteln mußten. Selbst die Pelze, in die sie sich jezt erst zur Nachtfahrt einhüllten, waren feucht, und der Boden so naß geworden, daß sie in unbequemer Stellung sitzen mußten. Die Lady lachte über die Anstrengungen ihrer schaudernden Gefährtin, es sich bequemer zu machen, ohne die warme Verhüllung aufzuopfern. „Sie bedenken nicht, Mylady," entgegnete diese, „daß mich kein patriotisches Feuer, wie Sie, erwärmt, und die Aussicht auf die geistreiche Unterhaltung morgen früh am Kamin in der Butterblossom-Halle nicht eben trösten kann für eine schlaflose Winternacht auf der Landstraße. Wäre es noch ein galanter Lord Bramfield, um den zwei Damen sich Mühe geben; aber um einen podagraischen Sir Nathanael, der, wie ich glaube, in seinem Leben keiner Dame ein artiges Wort gesagt hat! Es ist ordentlich lächerlich, daß die Torys keinen bessern Kandidaten austreiben können, und der noch dazu um Gotteswillen gebeten werden muß." — „Ist der eitle, alte Fat drüben nicht noch viel lächerlicher," entgegnete die Lady, „der von Pariser Wassern duftet, und nichts weiß, als den Damen Süßes zu sagen? dieser mit Einemmale ein Held der Freiheit und Vertreter der Volksrechte! Sahen Sie nicht, wie es ihn schmerzte, als die guten Leute ihm die zarte Hand so herzhaft drückten?" — „Ich begreife auch nicht," sagte die Gesellschafterin, „weßhalb die Whigs nicht lieber seinen jungen, hübschen Neffen, den Sir Edward, wählten. Ich gäbe ihm viel lieber meine Stimme." — „Ich nicht," fiel die Lady scharf und rasch ein. „Ueberdies sahen Sie ja, daß der junge, hübsche Neffe lieber Figurantenrollen spielt. Er nahm sich sehr hübsch aus als Wappenhalter, oder Herold, oder was er da auf dem Triumphkarren vorstellen sollte." — „Mylady haben ihn ja nicht angesehen. Sie wandten ihm so rasch den Rücken, daß Sie nicht einmal seinen Gruß bemerkten." — „Abgewandt, ich? — Mir ist er ganz gleichgültig; er kann gehen, kommen, da seyn, oder fort seyn. Meinethalben können sie ihn auch zum Parlamentsgliede wählen. Er wird so gut als ein Anderer auf den leeren Bänken schlafen. Aber das will ich jezt auch. Gute Nacht!" Die Gesellschafterin drückte sich lächelnd in ihre Ecke und versuchte dem Beispiel ihrer Lady zu folgen.

Indessen war es im Städtchen munter hergegangen. Die Wahlschlacht hatte sich in eine patriotische Mahlzeit verwandelt, von der man jezt viele schwer Getroffene über die Rudera der Wahlstatt, zerschlagenes Geschirr, Bänke, Flaschen und Gläser, stolpern und auf dem Heimwege den unsichtbaren Sternen am Horizont, oder den sichtbaren, die sich in Form von Schneeflocken zur Erde herabließen, patriotische Toasts zurufen sah. Der Wirth zur fliegenden Schnepfe leuchtete in seiner Begeisterung eigenhändig den lezten Gästen mit der großen Stalllaterne bis auf die Mitte des Marktes. Ralph Digby galt für einen stolzen Mann, und einen, den zwei, drei, auch mehr Flaschen in seinen Prinzipien nicht wankend machen konnten. Heute waren Stolz, Grundsätze, Festigkeit und Charakter hin mit der Uebermacht der Torys. Auf sein baares Haupt, den kahlen Scheitel, die Vollmondswangen und das Doppelkinn träufte, lindernd die innere Glut, der kalte Schnee, und lockte, was sonst nur der Rauch aus seinem Kamin vermochte, Thränen in seine Augen. „Da standen sie," lallte seine gerührte Stimme, und er zeigte mit der Laterne nach dem Ort, „da standen sie, Roß und Wagen, Wagen und Rosse, und unter ihren Füßen wollten sie uns zertreten. Und wo sind sie nun hin, die uns untertreten wollten, Wagen und Rosse? und wir, meine Freunde, stehen und wanken nicht."

Aber schon im nächsten Augenblick war das nicht mehr der Fall, denn er lag, indem ihm zwar nicht die Torys, aber Einer, der aus seinem eigenen Keller für dieselbe Sache Begeisterung getrunken, heimlich ein Bein unterschlagen hatte. Noch zwei Gäste, an denen er sich halten wollte, lagen mit ihm, und der lange Daniel, der Volksredner, lamentirte hinter ihm: „Da standen sie, und wo liegen sie nun!" Und dabei wußte er geschickt, indem er um Beistand für die Gefallenen rief, die Herantaumelnden auch fallen zu machen, und die da versuchten, sich aufzurichten, auf's Neue in den Schnee zu stoßen, ohne daß einer der Trunkenen seine Bosheit merkte. „Einer muß den Andern halten, ohne Einigkeit fallen wir Alle!" rief er, mit ausgebreiteten Armen auf einen schwerfälligen Aldermann fallend, und schlug, statt ihn zu halten, mit ihm nieder, doch so, daß der Aldermann unten, und er über ihm zu liegen kam. Der Aldermann fand, daß er unbequem lag; aber seine Stöße trafen nicht den langen Daniel, sondern fuhren einem Dritten in die Rippen. Ein Vierter, der etwas von der Erwiderung des Dritten abbekam, stieß ärgerlich rechts und links um sich, und selbst der Wirth zur fliegenden Schnepfe erwachte aus seiner sentimentalen Stimmung, um die Equipagen der Aristokratie, die nicht mehr vor seinem Hause standen, über den Fäusten der Commoners, die über seinem Kopfe schwirrten, zu vergessen. „Licht her!" schrie er, als mit Einemmale die große Laterne klirrend gegen die Pflastersteine schlug. „Licht her!" wiederholte der Irländer; „zu Hülfe guten Engländern, die untergehen in Finsterniß und Aberglauben!" — Es war ein allgemeines Stoßen und Schlagen geworden, ein Handgemenge, in das die Ersten, welche Hülfe zu leisten herbei kamen, unwillkührlich mit hinein geriethen, und der immer dichter fallende Schnee verdeckte und beleuchtete die wüthenden Gruppen

der Kämpfer, die verwirrten Knäuel der Liegenden, Ringenden, Anprallenden. Außer Perrücken, Hüten Stöcken, die weit umher flogen, ging in diesem Gefechte, von dem nachher Niemand die Ursache und den Zweck wußte, noch Vieles verloren, was sich nie wieder fand, und die halbe Bevölkerung des Marktes und die ganze an den Fenstern mußte mit Licht, Geschrei und Armen beispringen, um dem Tumult ein Ende zu machen. Dem sehr zerschlagenen Wirth zur fliegenden Schnepfe half der dienstfertige Daniel endlich nach Haus, und er versicherte ihn, kein Anderer als die heimlichen Torys haben das angestiftet, um Uneinigkeit unter die Whigs zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Luftschifffahrt.

Man nimmt jezt kein hiesiges Zeitungsblatt in die Hand, ohne auf eine Bekanntmachung folgenden Inhalts zu treffen: „Europäisch-äronautische Gesellschaft. Das erste Luftschiff, der Adler, 160 Fuß lang, 50 Fuß hoch und 40 Fuß weit, auf 17 Personen eingerichtet und zu dem Zwecke erbaut, zwischen den verschiedenen Hauptstädten Europa's eine direkte Verbindung zu eröffnen. Der erste Versuch dieses neuen Systems der Luftschifffahrt soll von London nach Paris und zurück stattfinden. Täglich, Sonntag nach dem Gottesdienste nicht ausgenommen, von früh sechs Uhr bis zur Dämmerung zu sehen. Eintritt ein Schilling die Person u. s. w.“ Nun frage ich, wer sollte seinen lezten Schilling so lieb haben, daß er ihn nicht mit Freuden in die Gegend von Kensington-Garten trüge, wo dieses Wunderwerk von Schiff, diese Realisirung eines der kühnsten Plane zu schauen ist? Auch mich trieb die Neugierde in das „Arsenal,“ wie man den Ort getauft hat, wo der künftige Rival des fliegenden Holländers vor Anker liegt, und hier das Resultat meines Schauens mit einem kurzen, unumgänglich nöthigen Vorworte. Fliegversuche sind ziemlich von gleichem Alter mit dem Menschengeschlechte, und obwohl die lezten sechzig oder siebzig Jahre Mittel haben auffinden lassen, durch welche der Mensch in die Luft steigen kann, so ist man doch noch nicht weiter, und namentlich noch nicht dahin gelangt, einen Ballon nach einer bestimmten Richtung mit Sicherheit zu steuern. Dieses Ziel aber muß unstreitig erreicht werden, wenn die Luftschifffahrt nicht eine Spielerei und ihr praktischer Nuzen nicht ein todter Buchstabe bleiben soll. Bis jezt ist man an zwei Klippen gescheitert; die eine ist die, daß man einen von der Luft getragenen Ballon mit einem vom Wasser getragenen Schiffe verglich, und demgemäß versuchte, den Ballon nach denselben Grundsäzen zu steuern, wie ein Schiff, die andere die, daß der Ballon einer beständigen Kreiselbewegung von Seiten der Luft ausgesezt ist. Die erste Klippe hat man offenbar um deßwillen nicht gesehen, weil man außer Acht ließ, daß das Schiff sich gleichzeitig in zwei Elementen bewegt, im Wasser und in der Luft, und die zweite hat man nicht zu sprengen vermocht, eben weil man bei der ersten vorbeisah. Es ist kaum zu begreifen, wie das möglich war, denn gewiß sieht jeder Mensch ein, daß auf die Segel, welche das Schiff fortdrücken, nicht das Wasser, sondern die Luft, und auf das Ruder, welches das Schiff lenkt, nicht die Luft, sondern das Wasser einwirkt, und daß folglich ein in der Luft schwimmender Ballon nicht von einem auf das Wasser berechneten Ruder gesteuert werden kann. Dieser Gesichtspunkt ist nun bei dem neuen Luftschiffe festgehalten, beim Baue desselben zum Grunde gelegt worden. Die Unternehmer vergleichen ihr, nur im Elemente der Luft treibendes Schiff mit einem, nur im Elemente des Wassers schwimmenden Fische, und haben sich daher bemüht, die Eigenthümlichkeit des leztern so viel als möglich nachzuahmen. Demgemäß haben sie, um die erforderliche Schwimmkraft zu erhalten, ihrem Ballon die Form eines horizontalen, an jeder Seite in einen Kegel auslaufenden Cylinders gegeben, dessen Dimension wohl im Stande ist, 200,000 Kubikfuß Gas zu fassen. Der Ballon gleicht hiedurch ziemlich einem großen Wallfisch. An dem Ballon hängt die Gondel; diese ist zwar noch nicht ganz, jedoch bereits so weit fertig, um darüber urtheilen zu können. Sie ist 75 Fuß lang, hat vollkommen die Gestalt eines aus einem Kartenblatte gebogenen Schiffchens, und trägt in der Mitte eine mit getheerter Leinwand überspannte Kajüte, in welcher zwanzig Personen bequem stehen oder sizen können. Wie nun der Fisch mittelst eines ihm eigenen Organs, der Luft- oder Schwimmblase, die er zusammendrückt oder gefüllt läßt, je nachdem er abwärts oder aufwärts steigen will, sich in seinem heimischen Elemente herauf oder hinunter bewegt, so hat das Schiff eine Vorrichtung erhalten, durch welche ein Theil des Gases dem Cylinder entzogen und in zwei eiserne Röhren verschlossen wird, die außen um die Gondel laufen. Die auf solche Art vermehrte spezifische Schwere des Ballons macht das Ganze fallen. Wird dagegen die eingeschlossene Kraft frei gelassen, so dehnt sich das Gas aus, tritt in den Ballon und das Ganze steigt. Somit kann man nach Belieben steigen und fallen. Dies gewonnen, galt es die Ermöglichung horizontaler Fortbewegung, und diese glauben die Unternehmer durch die Nachbildung des Schwanzes, so wie der Brust- und Bauchflossen eines Fisches bewirken zu können, weßhalb sie vier Paare, zwei auf jeder Seite, an ein mit der Gondel verbundenes Räderwerk angebracht haben, welches durch eine von den Matrosen gedrehte Winde in Bewegung gesezt werden soll. Dem zweiten Hinderniße, der erwähnten Rotation der Luft, will man durch die Gestalt der Maschine begegnet seyn, indem man diese so eingerichtet zu haben versichert, daß ihre Spize sich stets dem Winde zukehre: eines von den Dingen, die ich bezweifle. Die Unternehmer sind bescheiden genug, einzugestehen, daß sie keinen Kampf mit der Natur versuchen, nicht gegen den Wind steuern und gleich dem Seemanne immer auf günstiges Wetter warten wollen. Aber jeder Mensch, sagen sie, muß die einander oft geradezu entgegenlaufenden Luftströmungen wahrnehmen, wie der Wind auf der Oberfläche der Erde in der einen Richtung weht und die Wolken nach einer andern ziehen. Haben wir daher Grund zu vermuthen, fahren sie fort, daß, wenn wir im Begriff sind, nach Paris abzugehen, der Wind in einer gewissen Höhe aus Norden bläst, so werden wir, weil dies der uns nöthige Wind ist, dadurch, daß er weiter unten aus Süden weht, uns vom Aufsteigen nicht abhalten lassen. So weit nimmt sich das Alles im Arsenale und allenfalls auch in Worten ganz gut aus; wie wird es sich aber in der Praxis ausnehmen?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. August 1835.

> Wie das Sonnenlicht erst am planetarisch Leiblichen sichtbar, das Bewegen des Sturmwinds erst am starren Felsen hörbar wird: so das Sausen des von obenher den Leib durchwehenden Lebensstroms erst am Ausgeschiedenen, Starren, am Knochen.
>
> Schubert.

Ueber das Hören vermittelst des Tastsinns.

Von Dr. Friedrich Fischer, Professor der Philosophie an der Universität Basel.

Daß noch andere Körpertheile, außer dem Ohr, welche sonst bloße Tastwahrnehmungen geben, für den Schall zugänglich sind, ist eine längst und oft beobachtete Thatsache, welche jedoch noch lange nicht gehörig gewürdigt und erklärt zu seyn scheint. Sie ist indessen eben so allgemein interessant, als physiologisch wichtig. Es dürfte sich darin auch für die ärztliche Kunst ein noch lange nicht genug benützter Weg eröffnen, um der Taubheit und Schwerhörigkeit zu Hülfe zu kommen; was um so wohlthätiger wäre, da für die Taubheit ungleich weniger geschieht, als für die Blindheit und Schwachsichtigkeit, ungeachtet das Gehör, als der Hauptweg der Gedankenmittheilung, ein ebenso edler und werthvoller Sinn ist, als das Gesicht, auch der Unglücklichen, welche für das Gehör Hülfe bedürfen, nicht weniger sind, als der Augenkranken. Diese verhältnißmäßige Vernachlässigung der Taubheit kommt wohl daher, daß die unmittelbaren und direkten Hülfsmittel, welche angewendet werden können, viel unwirksamer sind, als bei der Blindheit; denn die Perforation des Trommelfells hilft viel seltener, als der Staarstich, und Hörröhren sind viel unpraktikabler als Brillen. Nun scheint aber wirklich die Natur bei der Taubheit noch für einen Nebenweg gesorgt zu haben, worauf, wenn der Hauptweg verschlossen ist, Hülfe gebracht werden kann, nämlich durch andere, dem Schalle zugängliche Organe.

In wissenschaftlicher Beziehung wäre ein Hören vermittelst des Tastsinns eine um so interessantere Erscheinung, als sie ganz isolirt und einzig in ihrer Art dastände; denn sonst vernimmt kein Sinnorgan die Wahrnehmungen des andern ganz auf die gleiche Weise. Es können wohl zwei Sinne dasselbe wahrnehmen, aber es geschieht immer auf ganz verschiedene Weise. So nehmen z. B. das Gesicht und der Tastsinn die Ausdehnung und die Figur gemeinsam wahr, allein das Sehen der Ausdehnung bleibt nichts desto weniger etwas ganz anderes, als das Tasten derselben. Diese Sinne können vermöge ihrer gemeinschaftlichen Wahrnehmungen einander ersetzen: der Blinde findet vermittelst Hand und Stock Wege und Stege; allein es ist durchaus nur ein Surrogat, es geht ihm nie durch den Tastsinn das Reich des Lichtes auf, wie dem Tauben in und durch den Tastsinn das Reich der Töne sich zu eröffnen scheint. Nur Geruch und Geschmack reichen so nahe an einander, daß mancher Geschmack zugleich Geruch zu seyn scheint, und mancher Geruch nicht bloß an einen Geschmack erinnert, sondern in Geschmack übergeht, was sich jedoch

vielleicht durch die Nachbarschaft und offene Kommunikation der Organe erklärt. Auf den oberflächlichen Anblick hin sollte man freilich Tasten und Hören nicht für so besonders verwandt halten, daß gerade sie in einander übergehen und das Hören in den Tastsinn hinunter reichen sollte. Denn es scheint doch z. B. das zitternde Gefühl von einem erschütterten Stocke noch himmelweit von einem musikalischen Ohrenschmauße entfernt zu seyn, und doch kann jenes sich in dieses verwandeln, wenn man den Stock, der auf einem Resonanzboden aufsteht, zwischen die Zähne nimmt.

Ein wirkliches Hören vermittelst des Tastsinns, wenn es uns gelänge, ein solches außer Zweifel zu setzen, müßte die bisherige Theorie der Sinnenwahrnehmung wesentlich modificiren. Diese geht, wie sie überhaupt das Geheimniß der Sinnenwahrnehmung nicht in den äußern Organen, sondern in den Nerven und dem Gehirn sucht, allgemein darauf aus, die Verschiedenheit der fünf Sinne aus einer verschiedenen Organisation, oder wenigstens aus einer verschiedenen Funktion der Sinnnerven zu erklären, ungeachtet die Anatomie sehr wenig Unterschied in der Textur und Materie der verschiedenen Sinnnerven zu entdecken vermag. Ein Hören durch Tastnerven würde dagegen beweisen, daß die Verschiedenheit der Sinnenwahrnehmung nicht von einer verschiedenen Natur der Nerven abhängt, sondern von der Eigenthümlichkeit der äußern, nichtnervösen Sinnorgane, welche nur gewisse Eindrücke und Einwirkungen der Außenwelt zulassen, alle übrigen dagegen ausschließen; so daß am Ende vielleicht alle Nerven zu allen Sinnenwahrnehmungen taugten, wenn sie nicht in Folge der besondern Einrichtung der äußern Sinnorgane nur für gewisse Einwirkungen zugänglich wären.

Ehe wir die Thatsachen vorlegen, müssen wir auf einen Hauptpunkt aufmerksam machen, von welchem die größere oder geringere Wunderbarkeit, wie der richtige Begriff der Erscheinung abhängt. Daß taube, oder auch hörende Personen mit hermetisch verschlossenen Ohren Töne und Klänge, welche an die Zähne, auf den Scheitel, an die Stirne und andere nichtfleischigte Punkte des Kopfes geleitet werden, hören, ist allgemein bekannt, und es findet somit, da diese Körpertheile sonst nur zu Tastwahrnehmungen dienen, immerhin ein Hören vermittelst des Tastsinns Statt. Allein es fragt sich, ob in jenen Fällen mit oder ohne Beihülfe des eigentlichen Gehörnervens gehört wird? Es sind nämlich zwei Wege denkbar, auf welchen jene Schallschwingungen der festen Schädeltheile gehört werden: entweder unmittelbar vermittelst des Gehirns und der an jene festen Theile verzweigten Nerven, wobei also anderweitige Nerven die Funktion des Gehörnerven übernähmen; oder aber läßt sich denken, jene festen Schädeltheile pflanzen die Schallschwingungen zu dem Gehörnerven fort, und das Hören selbst geschehe an dem gewöhnlichen Orte und durch das wesentliche Organ. Bei dem erstern Prozesse fände eine eigentliche Stellvertretung des Tastsinns für das Gehör Statt, und es würde ganz eigentlich durch den Tastsinn gehört, in dem leztern Falle dagegen würden die Tastorgane nicht eigentlich zum Hören, sondern bloß zur Leitung der Schallschwingungen dienen, und der Tastsinn würde nicht das ganze Gehör, sondern bloß den Gehörgang und die Trommelhöhle, mit einem Worte, die Schallleiter des Ohrs vertreten.

Daß man durch Mund und Nase hört, ist sprichwörtlich geworden, und man glaubte mannichfach, in der eustachischen Röhre, durch welche die Luft der Trommelhöhle mit der Mundhöhle kommunizirt, eine leichte Erklärung dieser Erscheinung gefunden zu haben. Die schon im vorigen Jahrhundert vom Franzosen Perolle angestellten Versuche haben jedoch den völligen Ungrund dieser Erklärung erwiesen. Er brachte eine Taschenuhr in den Mund, hörte aber durchaus nichts von ihrem Schlage, so lange dieselbe keine feste Partie der Mundhöhle berührte; so wie er sie dagegen zwischen die Zähne nahm, so hörte er ihren Schlag bei verstopften Ohren deutlicher, als wenn er sie, ohne indeß das Ohr zu berühren, vor das offene Ohr gehalten hätte. Ganz eben so deutlich finde ich die Schläge nicht; Perolle zog vielleicht die Tastempfindung des Anschlagens mit zur Gehörwahrnehmung. Man hört hiebei deutlich durch die Zähne und in den Zähnen, so jedoch, daß sich der Schall bis in's innere Ohr fortzupflanzen scheint. Ohne die Ohren zu verstopfen, finde ich, hört man schwächere Schälle nicht; auch dauert es nach Verstopfung der Ohren einige Sekunden, bis man in den Zähnen zu hören beginnt. Verstopft man bloß ein Ohr, so hört man nur auf dieser Seite der Zähne, so wie nach dem Innern jenes Ohrs. Unter den Theilen des Mundes geben die Zähne die deutlichste Gehörwahrnehmung, besonders die Schneidezähne; indessen auch der Gaumen scheint empfindlich zu seyn, die Zunge aber nicht. Stärkere, durchdringende Schälle hört man nicht selten bei offenen Ohren durch die Zähne, wenn man z. B. auf ein Sandkorn beißt, oder Glas mit den Zähnen zermalmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Sara empfing den zerschlagenen Sieger mit einem Donnerwetter, und man sagt, daß es sich späterhin in

der Schlafkammer noch thätlicher entladen habe, dermaßen, daß der Wirth zur fliegenden Schnepfe noch in derselben Nacht zur Besinnung und Ueberzeugung gekommen, daß es nicht die Torys, sondern der schäbige Irländer gewesen, der ihn zu Fall gebracht. Diesen selbst aber jagte Sara, als er um eine Erkenntlichkeit für den christlichen Liebesdienst, den angetrunkenen Gatten nach Hause geführt zu haben, anhielt, mit einer Ladung Schimpfworte, denen sie die Feuerzange und selbst die Pantoffeln nachzuschleudern entschlossen schien, von der Schwelle: Gentlemen, die bezahlen, könnten in ihrem Hause so whigistisch und reformistisch seyn und schreien, als es ihnen Vergnügen machte; aber wenn solch ein bettelnder Hungerleider aus Irland liberal seyn und mit seiner Katzenstimme die Gentry, Noblemen und Ladys von ihrer Thüre fortscheuche, so wolle sie keine ehrliche Landlady seyn, die ihr Stuhl in der Kathedrale jährlich siebzehn Schillinge koste, oder ihm solle auf sein blatternarbiges Gesicht mit siedender Lauge geschrieben werden, was Ordnung in Altengland sey. Damit flog die Thüre hinter ihm zu, daß selbst das zahlende Whigkomité, das sie in ihrer Eckstube duldete, die Wirkungen spürte.

In diesem Komité, wo sehr ansehnliche Mitglieder zu Gericht und Tisch saßen, war man über die eine Frage, ob die Torys noch die Möglichkeit eines Erfolgs hätten, längst einig. Aber so oft sich auch das Votum einstimmig dahin aussprach, es sey unmöglich, wiederholte sich der Zweifel: weßhalb fordern sie noch das Stimmenzählen? Ein Redner erhob sich: „Gentlemen, wenn ein Geschäftsmann am Bankerott ist, so gibt er Gelage und Bälle, um seine Gläubiger zu täuschen und seinen Kredit zu erhalten. Darin ist Vernunft. In der Religion eines Hochtory ist nur Unvernunft, deren Kennzeichen ist, daß sie sich selbst betrügt. Andere können sie nicht mehr täuschen, darum täuschen sie sich, und lügen sich vor, was außer ihnen Niemand glauben kann, nämlich, daß sie noch fest stehen, nachdem sie keinen Boden mehr haben. Gegen den Sturm drücken sie die Augen, gegen den Donner die Ohren zu. Die Hände, die man ihnen entgegenstreckte, haben sie zurückgestoßen. Nun, da ihr Schiff vom Anker gerissen, freuen sie sich noch, wenn es auf der Spitze einer Welle schwebt, weil sie einen Augenblick hoch stehen, ehe sie im nächsten in den Abgrund schießen. Ehe sie von ihrem Hochmuth lassen und zu uns herabsteigen, halten sie sich an Spinnweben, Wolken, Schatten. Was wundern wir uns denn, daß sie in dieser unserer Grafschaft das Nothwendige noch für unmöglich, und das Unmögliche noch für ausführbar halten, wo sie noch ehegestern durch ganz England schrien: die Reform ist unmöglich? Was wundern wir uns, daß sie Stimmenzählen fordern, wo alle Stimmen gegen sie sind? Mir ist es lieb, Gentlemen, daß sie den Poll fordern, sonst würden sie nachher zischeln, sie hätten aus Liebe zur Ruhe dem Ungestüm nachgegeben; es sey noch gar nicht ausgemacht, ob die Grafschaft uns wolle, und wenn der Sturm der Leidenschaften sich gelegt, werde die alte Anhänglichkeit wieder vortreten, und wie ihre Ammenlieder lauten, mit denen sie ein freies, verständiges Volk einlullen. Gentlemen! es sind nicht mehr die alten Zeiten, wo zwei Parteien um die Herrschaft kabalirten. Das neue, seiner Kraft und seines Werthes bewußte England fordert von jedem Bürger, daß er sich entscheide: für Palliative gegen das alte Uebel, oder für eine rasche Radikalkur. Dank ihnen, daß sie selbst die Frage auf die Messerschneide brachten. Wenn Menschen Vernunft beizubringen ist, die von der Verstocktheit geboren, vom Aberglauben gesäugt, von der Blindheit unterrichtet wurden und vom Vorurtheile leben, dann wird die nächste Wahlschlacht wie ein Blitz aus heiterm Himmel ihnen den Abgrund ihrer Unvernunft zeigen, und wenn sie heute schon verlassen standen, wo nur die Hände aufgehoben wurden, werden sie dastehen wie Ausgestoßene und Abgestorbene, wo die Köpfe zählen."

Obgleich die Anwesenden Master Murphy's Rede Beifall zollten, sah man doch Andere emsig auf einer langen Namensliste nachrechnen, auf welche Stimmen man beim Poll zählen könne, und wo es unbestimmt bleibe. „Die Vernunft ist so klar," nickte ein dicker Mann mit blinzelnden Augen, die breiten Hände auf sein Goldrohr gestützt und das breite Kinn auf den breiten Händen, dem jüngern Manne zu, der ihn in die Gesellschaft geführt, „daß ich eigentlich nicht begreife, wozu noch Stimmen nöthig sind. Nach dem Vortrag des ehrenwerthen Herrn macht sich ja die Sache von selbst." — „Meint Ihr, Sir Jedediah?" erhob sich ein stattlicher Mann mit gebogener Nase und militärischem Blicke; „ich meine, wenn die Whigs sich auf die Vernunft verlassen und nicht auf ihre Geschicklichkeit, so schickt die Grafschaft noch dreihundert Jahre die Butterblossoms in's Parlament, und wenn sie mit jeder Generation noch alberner werden, als sie jezt sind. Die Vernunft ist eine freie Waare, die aber erst Werth bekommt, wie der Wein im Faß und das Getreide im Sack, wenn man sie zu seinen Zwecken verarbeitet. Und doch bleibt sie nur ein Schreckschuß, womit man Gimpel verscheucht. Diese Rhinocerosse, die Eure Reisfelder abweiden und Euch dabei Thränen der Rührung vorweinen, daß man ihr altes Recht stören will und sie von denselben Feldern fortjagen, auf denen ihre herrlichen Väter und Großväter die Früchte zertraten und zerstampften, sie wollt Ihr mit Vernunft scheuchen? Nur die Gewalt thut's. Wodurch ertrozte England die

Reform? Etwa durch den sonnenhellen Beweis der schreienden Ungerechtigkeit? Der Schein prallte von der dicken Haut ab, ihre Krokodillaugen trieften und ihre Uhustimme krächzte: „Unsere Väter waren beim Alten glücklich, warum wollen wir es nicht seyn!“ Allein die geschickte Drohung, unser wohlangebrachtes Geschrei sezte es durch; nicht aus Vernunft, aus Furcht sagten sie endlich ja. Und nach diesem Beispiel glaubt Ihr von unsern Torys, den blindesten vom Lands-End bis zum Tweed, daß sie nachgeben, daß es sich von selbst machen wird? So lange drei Hände sich für sie erheben, sage ich Euch, werden sie intriguiren. und wenn der Poll für uns dreitausend und für sie drei steht, werden sie noch hoffen und auf einen Umschlag rechnen. Keinen Augenblick dürfen wir die Hände in den Schooß legen, keinen Moment verstummen. Unsere Feuerwerke müssen prasseln und ihre Augen blenden, unser Geschrei sie keine Minute schlafen lassen; imponiren müssen wir ihnen bis zum lezten Augenblicke, und triumphiren erst, wenn die lezte Stimme abgegeben ist.“

Tumultuarischer Beifall belohnte den Obristen. Ein Advokat von den Freunden des Kandidaten ergänzte die Rede, indem er, die Genealogie der Bramfields und ihre Thaten für die Freiheit seit der glorwürdigen Revolution vorausschickend, andeutete, daß jenes vom Obristen anempfohlene Einschüchterungsmanöver nur durch den Einfluß dieser Familie, und indem sich Whigs und Radikale eng an sie anschlössen, durchgeführt werden könne. Nur die Macht der Bramfields könne den Butterbloßsoms das Gegengewicht halten. Während alle Freunde des wankenden Gegners jezt sich bemühten, ihn muthig zu erhalten, werde es Pflicht aller Freunde der Reform, durch eine Adresse ihre volle Anhänglichkeit und ihr unbegrenztes Vertrauen dem Lord zu erkennen zu geben. Der Antrag wurde unterstüzt und angenommen, obgleich die Beistimmung lauer ausfiel, als bei der vorigen Rede.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Luftschifffahrt.

Ich hatte gehört, die Luftschifffahrt solle nächsten Monat August vor sich gehen, und nicht übel Willens, die Partie mitzumachen, fragte ich, welcher Tag vorläufig bestimmt sey. Darauf bekam ich jedoch eine dergestalt complicirte Antwort, daß ich nicht bloß den anberaumten Tag nicht weiß, sondern überhaupt vermuthe, die Herren Unternehmer beabsichtigen lediglich eine Fahrt mit der „Luftkutsche.“ Meine Gründe sind folgende. Der Eintrittspreis von einem Schilling die Person, um dafür ein Ballonungethüm zu sehen und die Eigenthümlichkeiten desselben sich erklären zu lassen, ist offenbar billig. Was meinen aber die Unternehmer mit dem Offert einer Eintrittskarte auf ein ganzes Jahr für zwei Guineen? Scheint das nicht anzudeuten, daß der Ballon wenigstens noch zwölf volle Monate vor Anker liegen soll? Verträgt sich das mit der Erklärung eines baldigen Aufsteigens, in unsern Tagen, wo bald nicht über zwölf Stunden heißt? Demnächst ist es bekannt, daß die Gebrüder Montgolfier Ballons bauten, fähig, 1200 Personen zu tragen; aber sie stiegen nie, und doch waren die Gebrüder Montgolfier tüchtige Luftfahrer. Ferner haben die Herren Unternehmer mit der Geschichte vom Winde sich ein allerliebstes, bequemes Hinterthürchen geöffnet. Ist der Wind auf der Oberfläche der Erde günstig, so behaupten sie, er sey weiter hinauf ungünstig, und stellen die Fahrt ein; ist er unten ungünstig, so muthet ihnen Niemand das Aufsteigen zu; bläst er von der Seite, dann räumt man unbedingt die Unmöglichkeit der Auffahrt ein, und ist er sehr heftig — in einem Augenblicke würde ja ein Sturm das seidene Gebäude zertrümmern, da muß man hübsch auf sicherm Boden bleiben. Endlich steht ihrem Unternehmen eine an ihm selbst vor Jahresfrist in Paris gemachte Erfahrung entgegen. Der Vorfall erregte damals bekanntlich viel Aufsehen. Ein außerordentlich großer, auf siebzehn Personen angeblich berechneter Ballon sollte von Paris nach London fliegen, und daselbst gerade an einem schönen Sonntagnachmittage sich in Hydepark niederlassen. Die Entrepreneurs nannten sich Mitglieder der äronautischen Gesellschaft, und alle Badauds in Paris hielten es für eine ausgemachte Sache, daß man künftig, um nach England zu kommen, die Seekrankheit werde vermeiden und den Weg von Paris nach London in wenigen Stunden zurücklegen können. Tausende wollten mitfahren, die siebzehn, die das Glück gehabt hatten, Pläze zu erhalten, waren Gegenstand des allgemeinen Neides; sie hätten den bezahlten Preis von hundert Franken für den Plaz hundertfach gewinnen können; aber welcher Franzose achtet auf Geld, wenn l'honneur et la gloire im Spiele sind! Endlich brach der schöne Sonntag an; mehr als fünfzigtausend Menschen füllten das Marsfeld und jeder hatte einen Frank erlegt. Die Stunde der Abfahrt schlug, die kühnen Glücklichen stiegen ein, der Ballon hob sich und Jubelruf zerriß die Luft. Aber hundert Ellen hoch hemmte der Ballon seinen Flug, stand still und sank. Ein um einen Frank geprellter Franzose ist die personifizirte Wuth, und hier waren mindestens fünfzigtausend geprellt. Also galt keine Entschuldigung, keine Erklärung, kein Versprechen. Die Unternehmer ergriffen die Flucht, der Ballon blieb zurück, wenige Augenblicke, und er war vernichtet. Jene Unternehmer aber sind dieselben, welche jezt in London das äronautische Schiff zeigen. Dürften sie nicht die Absicht haben, für den Verlust in Paris sich an John Bull zu erholen? — Sollten meine Zweifel ungegründet seyn, so datire ich meinen nächsten Bericht aus den Wolken.

W. S.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. August 1835.

Die Namen herrschen in der Welt,
Wie sehr man auch gering sie hält.
Moore.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Advokat mit einem Theile der Versammlung sich entfernt, und nur ein kleineres Komité von größtentheils jüngern Leuten zurück geblieben war, die munter der Flasche zusprachen, sagte jener erste Redner, der die Vernunft angerufen, um die Torys zu besiegen: „Was das wieder für eine Rede war, von whigistischem Dünkel duftend! Als ob das wiedergeborne England noch wie zu den Zeiten von Fox und Pitt sich einreden ließe, sein Wohl hänge von ein paar Familien ab, welche die Gefälligkeit haben, für uns das große Wort zu führen, und, weil sie's thun und gethan, der Meinung sind, ein Privilegium darauf zu besitzen!“ — „Sünde und Schande,“ fuhr ein Dritter auf, „daß wir uns abermals die Frucht, die wir abschlugen, vom Munde sollen wegreißen lassen!“ — „Und wir sollen ihnen noch dafür danken!“ sagte Master Murphy. „Da wird schon wieder,“ fuhr der Vernunftredner fort, „das herrliche alte Lied intonirt von den Russels und Sidneys und Hambdens, als ob wir's den verbleichten Bildern der Vorzeit, und nicht unsern kräftigen Stimmen und Armen verdankten. Bange möchten sie uns machen, wenn wir uns nicht an ihre Rockzipfel klammern und ihre hochtönenden Namen ausschreien.“

Der Oberst lachte laut auf. „Und ist es etwa anders? Glaubt Ihr, daß die Grafschaft Euch, Master Limestone, weil Ihr die liberale Fistel eine Oktave höher singt, zum Parlament schicken wird, oder weil Eure Fabriken fünftausend Menschen ernähren? Eure Stahlwaaren klingen gut, Euer Geld noch besser, Euer Name hat in allen Handelsstädten und Häfen einen wunderschönen Klang; aber dem Volke klingt der Name Bramfield gegen den Namen Limestone wie eine Sturmglocke gegen eine Armesünderschelle. — Verzieht nur nicht zu sehr das Gesicht! Ein Feldherr muß profitiren von jeder Gelegenheit und seine Soldaten nicht nach ihrem Glauben katechisiren. Wenn Euch gerade der Name Bramfield wie Hecheln und Hülsen in der Kehle sticht, denkt doch, die drüben müssen auch schlucken. Den Wollenwebersohn Peel zum Premierminister — glaubt mir, das ist eine Pille für einen aristokratischen Magen.“ — „Es ist betrübend,“ rief Sir William Murphy, „einen Repräsentanten zu haben, dessen Charakter nicht voller Achtung genießt. Aber gerade durch seinen Sieg beweisen wir, wie unerschütterlich unsere Sache ist und wie die Person gegen sie nichts bedeutet. Ich habe manchen Wortwechsel darüber mit meinem ehrenwerthen Verwandten hier gehabt, der, so lange abwesend, noch immer an jene alten Zeiten

denkt, wo es nur große Whigs und Torys gab, und die Grundsätze Spielbälle in ihren Händen waren.“

Sir Jedediah drückte freundlich die Hand des Sir William und hörte mit großer Aufmerksamkeit jenem ersten Redner zu, der mit einem vornehmen Lächeln auf den alten Herrn es wiederholte, jene Zeit sey nun vorbei, der Mensch, als solcher, gelte, der Name sey ein Schall; aber auch der ausgezeichnetste Mensch verliere seine Bedeutung im Konflikt mit den Verhältnissen, wenn er sich von dem Marsche der Intelligenz entferne. Während Sir Jedediah zu alle dem aufmerksam nickte, ergriff der Oberst mit spöttischer Miene Hut und Stock und empfahl sich mit den Worten: „Wenn die Herrn meinen, ein Parlament aus Grundsätzen machen zu können, ohne Menschen nöthig zu haben, gelingt es ihnen auch vielleicht, Wähler ohne Geld zu schaffen, eine Marine ohne Matrosen, und eine Armee ohne Knochen und Blut; nur bitte ich, nicht auf mich zu rechnen.“ Man rügte die militärische Schärfe, die immer etwas voraus haben wolle. „Dennoch darf man ihn nicht erzürnen,“ sagte der Fabrikbesitzer; „durch sein altes Liebesverhältniß mit Mistreß Baverly hat er auf die reiche Familie der Haveden Einfluß.“ — „Und die Freeholders aus dem Cumberdale sind von seiner Tante abhängig,“ sagte Sir William.

Die Anwesenden waren einig, daß ihre gefährlichste Gegnerin die wüthende Lady Judith sey, gefährlicher als die Butterblossoms, die Brightenel, die Ermingfield, die Almonburys. „In ihrer Schwärmerei für das Alte,“ hieß es, „wird sie Alles daran setzen, Alles bieten.“ — „Bei Gott! für ihr Alles,“ lachte der junge Lord Allborough, „hat sie meine Stimme!“ Die jungen Männer stimmten jubelnd bei. Selbst der verdrießliche Murphy mußte mitlächeln, hielt es aber für besser, wenn Einer von denen, die noch Milch und Blut auf den Wangen hätten, statt sich von der Zauberin verführen zu lassen, es sich zum Geschäft machte, sie selbst zu sich zu verführen. Einige erklärten das für unmöglich, Andere, man griffe dadurch in die Rechte des Sir Edward, Lord Bramfields Neffen. „Was Rechte, wo es eine solche Eroberung gilt, und dazu die gute Sache!“ rief Jemand, und ein Anderer bestritt, daß Murphy recht habe; „sie führt ihn am Narrenseil.“ Ein Dritter meinte, sie habe es längst abgeschnitten und ihn laufen lassen. „Desto besser,“ sprach Murphy, „so gehört er uns ganz an.“ Sir William nickte dabei seinem wohlbeleibten Vetter, Sir Jedediah, zu, und man erinnerte sich, daß der Ritter in enger Freundschaft mit Sir Edward gestanden. Aber er weigerte sich mit ängstlicher Bescheidenheit, etwas davon zu wissen; er sey ein zu alter Mann, zu sehr zurückgeblieben, besonders seit seinen Reisen nach Canada, um noch mit seinen eingerosteten Empfindungen Anspruch auf das Vertrauen der Jugend zu haben. In dem neuen England, wo seitdem so Außerordentliches geschehen, komme ihm alten Manne von Ehedem nichts zu, als aufmerksam zuzuhören und sich im Stillen mitzufreuen über den außerordentlichen Umschwung der Zeit. Man wollte das nicht gelten lassen, und Master Murphy erklärte, ein Herz unter weißem Haare, das für die junge Zeit schlage, solle doppelt willkommen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Hören vermittelst des Tastsinns.

(Fortsetzung.)

Die Beobachtung über die Empfindlichkeit der Zähne für Schälle ist übrigens schon älter. Schon Boerhave hat ihrer erwähnt, und Jorissen und Winkler haben eigens Versuche darüber angestellt. Jorissens Vater, ein Kaufmann in Wesel, ward schwerhörend; Hörröhren waren von wenig Nutzen, da fand er, daß er die Töne eines Klaviers durch einen an den Resonanzboden gestemmten und zwischen den Zähnen gehaltenen thönernen Tabakspfeifenstiel vernehmen konnte. Hierauf versuchte er, ob er nicht vermittelst der Zähne auch Worte vernehmen könnte; auch hiezu leistete ihm eine thönerne Tabakspfeife treffliche Dienste. Auch vermittelst eines Trinkglases bezog er Mittheilungen, indem er den Rand des Glases an die Zähne hielt und in das Glas hineinsprechen ließ. Diese Versuche wurden auf hölzerne Stäbe (einen Zoll breit, Messerrücken dick, sechs Fuß lang) ausgedehnt, vermittelst deren er, indem mehrere mit einander verbunden wurden, auf beträchtliche Weite die Worte verstand, indem er den Stab, woran sie gesprochen wurden, leicht an die obern Zähne anstemmte. Durch die obern Zähne hörte er besser, als durch die untern, und durch feststehende besser, als durch lockere. Jenen Unterschied zwischen obern und untern Zähnen fand Winkler bei seinen Versuchen nicht.

Ein Musiklehrer Vidron in Paris, welcher im Jahr 1800 die Methode, durch Stahlstäbe, welche auf dem Resonanzboden eines Instruments aufgesezt und zwischen die Zähne genommen wurden, Tauben Musik hörbar zu machen, neu erfunden haben wollte, gab Veranlassung, daß von Seiten des Nationalinstituts eine Kommission aus Hauy, Lacépède und Cuvier niedergesezt wurde. Sie selbst hörten, indem sie sich die Ohren verstopften, mittelst des Stahlstabes völlig deutlich, und es schienen die Töne aus dem Stabe heraus und nicht von der wahren Stelle zu kommen. Auf wirkliche Taube wirkte das Mittel auf mannichfache Weise. Einige hörten dadurch offenbar, die meisten aber schienen nur ein Zittern zu empfinden. Was artikulirte Töne und Sprache

betrifft, so gab die Kommission alle Hoffnung auf, daß es möglich seyn möchte, sie Tauben auf solche Art mitzutheilen. Jenen Unterschied, daß nur einige Taube durch die Zähne hörten, andere nicht, erklärte die Kommission dahin, daß, um durch die Zähne zu hören, der Gehörnerve und das innere Ohr gesund seyn und die Taubheit nur in Verstopfung der äußern Gehörgänge bestehen müsse.

Bei dem Hören durch die Zähne scheint, wie aus den Untersuchungen der Kommission des Nationalinstituts hervorgeht, der Gehörnerve wesentlich mitzuwirken; denn es zeigte sich bei allen Versuchen, daß, während innerlich gesunde und bloß äußerlich verstopfte Ohren nicht bloß Musik, sondern auch Worte deutlich hörten, von den Taubstummen die Mehrzahl nichts hörte, sondern bloß Erschütterungen vernahm, oder höchstens ganz undeutlich hörte. Diese Erfahrung wurde durch Versuche, welche auf meine Veranlassung an tauben Kindern in Beuggen angestellt wurden, vollkommen bestätigt. Durch die Zähne, vermittelst eines hölzernen Stabes, hörten sie nichts deutlich, während dieselben Kinder durch den Scheitel und die Halswirbel die Vokale ganz deutlich vernahmen.

Ohne Zweifel rührt in allen den Fällen, wo der Taube durch die Zähne nichts oder nur undeutlich hört, der Gehörmangel von Krankheit des innern Gehörorgans, und namentlich des Gehörnervens her, und es könnte in dieser Beziehung der Versuch von Wichtigkeit werden, um die wahre Ursache und den speziellen Sitz der Taubheit zu ermitteln und die Kur darnach zu modifiziren. Hört der Taube durch die Zähne, so dürfte geschlossen werden, daß seine Krankheit in Verstopfung oder Untauglichkeit der äußern Gehörorgane besteht, wobei denn noch Hülfe möglich ist, sey's durch Perforation des Trommelfells, sey's durch anderweitige Entfernung der hemmenden Umstände; hört der Taube dagegen durch die Zähne nichts, oder undeutlich, so müßte wohl auf Wiederherstellung des Gehörs verzichtet werden.

Die wesentliche Mitwirkung des Gehörnervens zu dem Hören durch die Zähne beweist der Umstand, daß bei offenen Ohren schwächere Schälle nicht durch die Zähne gehört werden, indem die Mitwirkung des anderweitig beschäftigten Gehörnervens fehlt. Auch daß durch die obern Zähne besser gehört wird, als durch die untern, spricht für jene Annahme, denn jene stehen dem innern Ohr näher und in unmittelbarerer fester Verbindung. Uebrigens möchte ich nicht annehmen, daß ausschließlich nur durch den Gehörnerven und nicht auch zugleich unmittelbar durch die Zahnnerven und das Gehirn gehört werde; denn man hört deutlich an Ort und Stelle in den Zähnen, wobei sich der Schall allerdings zugleich bis in's Ohr fortzupflanzen scheint. Diese ausgesprochene Oertlichkeit der Schallempfindung hat auch Winkler beobachtet; denn es erschien ihm der Schlag einer an einem sieben Fuß langen Stabe angebrachten Taschenuhr so, als ob er an dem Ende des Stabes hervorgebracht würde. Auch Chladni fand die Empfindung so, als ob der Schall aus dem Stabe käme.

Perolle hatte den glücklichen Gedanken, seine Versuche auf andere Theile des Kopfes auszudehnen: er führte mit verschlossenen Ohren die Uhr über das ganze Gesicht und fand, daß die fleischigten Theile immer verhältnißmäßig unempfindlicher waren für die Schallempfindung, als diejenigen, wo die Knochen weniger tief liegen. Indessen gab nur der fleischigte und knorpligte Theil der Nase gar keine Spur von Gehörempfindung. Am empfindlichsten erschien ihm der vordere und untere Winkel des Vorderhauptbeins; auch das Stirnbein, das Hinterhaupt und die Schläfe gaben deutliche Schläge. Nun führte er die Uhr hinten an dem Halse hinab bis zum vierten oder fünften Halswirbel, und hörte auch da noch immer, doch je weiter er abwärts fuhr, desto undeutlicher.

Auch diese Thatsache der Empfindlichkeit jener Kopftheile für den Schall war schon längere Zeit bekannt. Schon im Corpus juris (Codd. Lib. 6. Tit. 22. const. 10) wird auf die Autorität eines Juventius Celsus hin bemerkt: es gebe keinen Tauben, der gar nichts höre, wenn man gegen sein Gehirn spreche (si quis supra cerebrum loquatur). Samuel Stryck (in seinem tractatus de jure sensuum, diss. 4) führt, nach dem Zeugniß Kaspar Schotts, das Sprechen gegen den Scheitel als ein Mittel an, dessen ein Priester sich bediente, um noch zu Sterbenden, denen bereits das Gehör vergangen, zu reden. Aegidius Menage bemerkt zu jener Stelle des Corpus juris: ich kenne einen Pariser Kanonikus, Leonhard Labardius, welcher schwerhörig ist, aber viel leichter hört, wenn man über dem Scheitel zu ihm spricht. Ja, fügt er bei, ich habe von einem glaubwürdigen Manne gehört, er habe einen Tauben gekannt, welcher, so lange man nicht so (über den Scheitel) zu ihm spricht, gar nicht hört. — J. J. Scheuchzer, der Aeltere, der sich durch jene Stelle des Corpus juris veranlaßt fand, eine Dissertatio de surdo audiente, Utrecht 1694, zu schreiben, erzählt den Fall von einem Knaben, der, obgleich in Folge kranker Gehörgänge so taub, daß er gar nichts von dem neben ihm Gesprochenen verstand, sogleich Alles hörte und beantwortete, wenn es ihm oben auf den Kopf gesprochen wurde. Scheuchzer beruft sich ferner auf Versuche, welche Guthörende mit verstopften Ohren anstellen können, und versichert, man vernehme das gegen den Scheitel Gesprochene. Chladni will bei fest verstopften Ohren stärkere Schälle selbst in einiger Entfernung durch den Schädel hören, z. B. das Anschlagen einer Uhrglocke, das laute Sprechen.

In viel höherem Grade wird der Schädel für Gehöreindrücke zugänglich, wenn die Kopfhaut **durchgehende Narben** hat. Diese Erfahrung wurde in dem Invalidenspital zu Paris von Penier in Verbindung mit Savart in Larreys Klinik an einigen Soldaten gemacht, welche Narben von Trepanwunden hatten. Unter den Folgewirkungen der Trepanation beobachtete nämlich Penier eine Empfindung von ungewöhnlichem Geräusch an der Stelle der Narben. Diese Beobachtung gab ihm Veranlassung, akustische Versuche anzustellen. Wenn auch die Ohren hermetisch verschlossen waren, aber der Umkreis des Schädels frei, so vernahm der Kranke die Töne, und zwar um so besser, je perpendikulärer die Schallwellen auf die Trepannarbe auffielen. Vermittelst dieser Narbe hörte der Kranke die Stimme ganz rein, so daß innerhalb gewisser Grenzen zwischen ihm und dem Experimentator ein Gespräch geführt werden konnte. Ebenso hörte der Kranke das Schlagen einer Taschenuhr, welche mehrere Zolle weit von ihm gehalten wurde. Wenn man dagegen bei verschlossenen Ohren die Handfläche stark auf die Narbe drückte, so daß diese ganz damit verdeckt wurde, so hörte der Kranke nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

Oeffentliches Leben. Theater.

Wer Handelsstädte im ganzen Zusammenhange des geistigen, artistischen und materiellen Lebens genauer kennen lernen will, darf sie ja nicht im Frühling, Sommer oder Herbst besuchen; in diesen drei Jahreszeiten ist der innere Connex gewaltsam zerrissen und zerstückelt, jedes Element des socialen Lebens tritt aus dem Ganzen heraus und sucht sich seine eigene Bahn; man wird solchen Phasen stets wohl eine oder die andere einzelne anmuthige Erinnerung abgewinnen, nie aber den Eindruck und die Erkenntniß eines vollständigen, plastischen Charakters davon nach Hause tragen, wofür natürlich nicht die Ansicht dieses oder jenes Profils allein genügt. So geht es mir denn auch mit Frankfurt, dessen Leben und Treiben ich zu lange mit ansah, als daß es für mich noch den Reiz des Neuen und Fremdartigen hätte, und doch wieder nicht lange genug, als daß ich geradezu ein Buch darüber zu schreiben wagte, wie z. B. die „Frankfurter Bilder," welche weniger durch die vielen einzelnen Bizarrerien und durch das vorherrschende Talent des Verfassers für Satire hier Sensation machten, als vorzugsweise deßhalb, weil sich Mancher darin getroffen fühlte, und das Theil, das er abbekam, seinem Nachbar zuschob, der seinerseits wieder dagegen protestirte. — Sie werden sonach von mir nicht erwarten, daß ich Ihnen ein Register der Frankfurter Sommerfreuden entwerfe, sonst müßte ich die Wallfahrten nach Ober- und Niederrad, Königstein, Kronberg und Soden, die Mode, nach Homburg in's Bad zu reisen, die Scenen beim nationalen Apfelwein in Bockenheim, Ginnheim, Hausen und auf den verschiedenen Höfen vor der Stadt, und Skizzen zu Genrebildern entwerfen, welche, ohne den Beischmack des Frankfurter und Sachsenhauser Dialekts, die auffallendste Familienähnlichkeit mit hundert ähnlichen süddeutschen haben; und wenden wir uns von den Vergnügungsorten eines gemischten Publikums ab, um uns in die der höhern Gesellschaft zu begeben, so gerathen wir eben in das unvermeidliche Centrum der Mainlust, welche einen Wiener, freilich nur in sehr verjüngtem Maßstabe, an das öffentliche Leben in der Kaiserstadt, namentlich an das sogenannte „Wasserglacis vor dem Karolinenthore" erinnern kann, weil es auch auf der Mainlust eine dichte Menge fröhlicher Menschen, erleuchtete Alleen und ein, übrigens höchst mittelmäßiges Orchester gibt, welches die Reminiscenz an Wien jezuweilen durch einen Straußschen Walzer lebhafter auffrischt. Die Mainlust ist nun aber auch so ziemlich der einzige Ort in Frankfurt, wo man während der Sommermonate einem öffentlichen Leben begegnet, und dies hat jeden Tag so ganz und gar dieselbe Farbe, denselben Klang, dreht sich jeden Tag so ganz in derselben Spirale, daß es nicht schwer fällt und nicht lange braucht, um zu dem Resultate zu gelangen: Frankfurt ist die Stadt des Individualismus, denn es ist der Markt der Spekulation. Das öffentliche Leben ist hier also nur insofern ein solches, als Jeder darin noch seinen besondern Kreis ziehen kann, in welchen ihm Niemand kommt, als wen er selbst hineinruft. Es lebt sich hier allerdings ein öffentliches Leben, aber in den reizenden, geschlossenen Privatgärten, wo man seinen eigenen Comfort genießen kann unter freiem Himmel, mit der Aussicht auf die Straße, auf die Promenade, auf die Menschen draußen.

Man sollte meinen, das Theater würde für jenen von Vielen oder Wenigen gefühlten Mangel gewissermaßen Ersaz leisten und müßte es auch, weil auch das Museum, welches im Winter den Sammelplatz der gebildeten Welt darstellt, im Sommer geschlossen ist. Mit dem Theater hat es nun aber eine eigene Bewandtniß. Es befindet sich in einem Zustande, wie man ihn in Frankfurt kaum erwarten sollte. Die Tragödie, das Drama, das Lustspiel haben bloß den Veteranen Weidner, den rüstigen Meck, die klassische Lindner; die Oper besizt bloß die Fischer-Achten und Schmezer als Künstler, welche diesen Namen verdienen; alle übrigen Mitglieder sind theils invalid, wie Leißring, oder Anfänger, oder noch weniger als mittelmäßig. Die Regie des Schauspiels besorgt ein alter Mann, Fuchs, der weder Energie, noch Autorität besizt, um die wenigen vorhandenen Kräfte zusammenzuhalten; daher das Herrschenwollen der Einzelnen, Begabteren und Verdienstvollen, wie Unbedeutenden, daher die gänzliche Zerstörung aller Poesie, daher das sogenannte bloße Komödienspielen. In der Oper hat der treffliche Guhr zu walten, der jedoch auch nicht gegen den Strom schwimmen kann. Das Hauptgebrechen, der eigentliche Grund des Siechthums, woran die hiesige Bühne leidet, ist jedoch der Umstand, daß die artistische Leitung allzusehr in die kommerzielle hineinverwickelt ist, und daß weder an der Spize der einen, noch der andern ein Mann steht, der die Anforderungen der Zeit, des Geschmacks, des Publikums und der Schauspieler in Einklang zu bringen versteht. Grüner ist Intendant, hat aber nichts zu intendiren. Die vielen Aktionäre, welche jährlich ihre bedeutenden Zuschüsse leisten, wollen dafür doch mindestens das Vergnügen einer Art von Bühnenherrschaft genießen, und so kommt es, daß man am Ende kaum mehr weiß, wer in Sachen des guten Geschmacks und der Kasse zu sprechen, zu schaffen und zu walten hat. Die neuere dramatische Literatur vollends existirt für die Frankfurter Bühne nur als Tradition.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. August 1835.

Die Wirksamkeit der Elastizität in der unorganischen Natur ist mit den Tönen nahe verwandt; sie kann unter günstigen Umständen als Ton hörbar, so wie andere Male bloß als ein Gegen- und Nebeneinanderbewegen der Theile sichtbar werden.

Schubert.

Ueber das Hören vermittelst des Tastsinns.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel wird die vernarbte Haut elastischer und leitet daher die Schallwellen leichter und vollständiger an das Schädelgewölbe. Sollte nicht einer hartnäckigen Taubheit durch Einschneidung von Kopfnarben geholfen werden können? Die eigentliche Trepanation, welche Penier vorschlägt, scheint überflüssig zu seyn. Daß in allen aufgezählten Fällen vermittelst der bis zum Schädelknochen eindringenden Schallschwingungen gehört wird, ist klar; eben darum darf auch nur eine der wenigst fleischigen Stellen gewählt werden. Ob hingegen unmittelbar durch das Gehirn, oder aber vermittelst des Gehörnervens, bis zu welchem die einmal auf den Schädelknochen eingedrungenen Schallschwingungen leicht fortgeleitet werden können, gehört wird, verdient nähere Untersuchung.

Hierüber geben vielleicht die Versuche an den Taubstummen von Beuggen einigen Aufschluß. Diese Versuche wurden im August 1834 an drei völlig tauben Knaben angestellt, und zwar so, daß die Töne der Reihe nach an vier Punkte geleitet wurden: an die Zähne, den Scheitel, die Halswirbel und den Ellenbogen. Die Versuche wurden mit einzelnen Buchstaben oder Lauten angestellt, weil bei Tauben, welche noch keine Ahnung von einem Worte hatten, nicht zu erwarten war, daß sie ganze Worte hätten reproduciren, oder auch nur vernehmen können. Denn um ein Wort auch nur zu hören, ist viele Uebung und nach und nach erworbenes Verständniß erforderlich, weßwegen überhaupt taub Gewordene, oder Guthörende mit verstopften Ohren viel leichter und mehr durch den Tastsinn zu hören scheinen. Der erste Knabe vernahm wohl zuweilen durch den Ellenbogen, Nacken und Scheitel einen Laut, aber so undeutlich, daß er immer nur einen fast unartikulirten Ton von sich gab, der sich dem i am meisten näherte. Der zweite Knabe vernahm durch den Ellenbogen wenig und gab, wenn er etwas vernahm, nur ein i von sich, namentlich bei dem R-Laute; durch die Halswirbel hingegen und durch den Scheitel vernahm er alle Vokale, das r aber erschien ihm auch hier wie ein i. Der dritte Knabe vernahm durch den Ellenbogen etwas mehr, als der vorige, deutlich jedoch auch nur durch die Halswirbel und den Scheitel die Vokale und das r, und zwar so, daß ihm im Gegensatze zu dem vorigen auch das i wie ein r erschien. — Die Versuche wurden öfters und zu verschiedenen Zeiten angestellt und ergaben immer dasselbe Resultat, ausgenommen namentlich bei dem dritten Knaben, wenn er nach starkem Laufen erhitzt war, in welchem Zustande er nichts hörte.

Merkwürdig besonders für die oben aufgeworfene Frage, ob die Töne unmittelbar durch's Gehirn, oder mittelbar durch den Gehörnerven vernommen werden, ist der Umstand, daß alle drei Knaben durch die Zähne, vermittelst eines Stabes, durchaus nichts deutlich vernahmen. Nun aber hört man, wie Perolle gefunden und angemerkt, so lange der Gehörnerve noch mithilft, durch die Zähne bei Weitem am deutlichsten, und es darf die Unempfindlichkeit der Zähne gegen den Schall als ein sicheres Zeichen von der Abgestorbenheit oder Untauglichkeit des innern Ohrs betrachtet werden. Die Taubheit der drei Knaben von Beuggen scheint also auf Unfähigkeit des innern Ohrs und des Gehörnervens beruht zu haben, und dennoch hörten zwei von ihn sämmtliche Vokale so deutlich, daß sie dieselben nachsprechen konnten. Es scheint somit, daß sie die Schallschwingung in den Knochen unmittelbar durch das Gehirn und andere daran verzweigte Nerven vernommen. Daß diese Tauben bloß die Vokale und nicht auch Konsonanten gehört, liegt in der Natur der Konsonanten.

Merkwürdiger noch als die Gehörempfindung der Schädeltheile und Halswirbel scheint das Hören vermittelst des Arms oder anderer entfernterer Körpertheile, wovon ich jedoch nur wenige Beispiele gefunden habe. Einer der Beuggener Knaben vernahm etwas durch den Ellenbogen, jedoch nur undeutlich. Einige Thatsachen sind von Muncke in dem Gehlerschen Lexikon angeführt. Nach Bouviers-des-Mortiers (Mémoire sur les sourds-muets, Paris, an 8.) sollen völlig taube Personen nicht selten in der Gegend der Herzgrube empfindlich seyn gegen starkes Geräusch. Nach Pfingsten (vieljährige Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubstummen, Kiel, 1802) soll der Fall von einer Frau genügend konstatirt seyn, welche bei völliger Taubheit sich mit ihrer Magd recht gut unterhalten konnte, und Alles verstand, wenn sie derselben die Hand auf die Brust legte. Reimarus, über die Triebe der Thiere, erzählt von dem Oberhofarzt Kersting zu Hannover, welcher in Folge einer Gehirnerschütterung taub geworden war, daß er, was gegen seine Hand gesprochen worden, empfunden, ja sogar im Stande gewesen, Buchstaben und Sylben zu unterscheiden. Seine Empfindungen hiebei verglich er mit Bebungen und Stößen, welche ihm besonders bei dem Buchstaben r bis zur Beängstigung empfindlich gewesen, so daß seine Frau, wenn sie sich durch die Hand oder den Ellenbogen mit ihm unterhielt, das r möglichst vermied. Eine angebliche Empfindlichkeit der Herzgrube für Musik trug vor einigen Jahren ein herumziehender tauber Guitarrespieler in Basel zur Schau. Es war in der Messe von 1832. Er nannte sich Sylvain Dubois von Fort Louis, gab sich für taubstumm aus, zog aber dennoch mit einer Guitarre umher, die er nicht übel spielte, und mit einem, indeß völlig unartikulirten Gesange begleitete. Der Verdacht eines Gelddiebstahls, wovon er jedoch später freigesprochen wurde, gab Veranlassung, auch seine Taubstummheit in Verdacht zu ziehen und ihn überhaupt für einen Betrüger zu halten; er wurde demnach eingezogen, da er sehr gut französisch und deutsch schrieb, verhört und Erkundigung über ihn eingeholt. Diese fiel dahin aus: Dubois ist ein Soldatenkind, wurde 1813 in der Schlacht bei Leipzig von den Russen gefangen und nach Astrachan geschleppt, kehrte von dort mit andern Kriegsgefangenen wieder zurück und hielt sich bis 1831 in einem Militärspitale auf. Seit seiner Rückkehr aus Rußland war er allerdings stumm und harthörig. Er selbst schrieb solches dem Umstand zu, daß in gedachter Schlacht zwei Kugeln vor ihm aneinander geprallt seyen, wovon er ohnmächtig niedergefallen und Gehör und Sprache verloren habe. Dubois wurde von dem Physikate in Basel mehrmals untersucht und gefunden, daß seine Zunge ungewöhnlich klein, gleichsam zusammengefallen sey, wie bei den an Zungenlähmung Leidenden. Auch wurden mehrere Versuche angestellt, aus denen sich zu ergeben schien, daß er wirklich auch das Gehör verloren. Artikulirte Töne wußte er durchaus nicht von sich zu geben, wohl aber seine Guitarre mit einem Gesumme, das nicht unangenehm war, zu begleiten. Er hielt beim Spielen sein Instrument auf die Herzgrube und behauptete, daß er durch die Vibrationen desselben, welche sich seinen Eingeweiden bis zu den Kopfnerven mittheilen, die verschiedenen Töne empfinde, und zwar so deutlich, daß er z. B. beurtheilen könne, ob sein Instrument recht gestimmt sey oder nicht. Nachrichten über diesen tauben Guitarrespieler findet man in dem Spectateur, einer Pariser Zeitschrift, vom Jahrgang 1828.

Indessen ist nach meiner eigenen Erfahrung das Hören durch Extremitäten und andere Körpertheile ungleich häufiger, als man bei dem gewöhnlich einzig auf das Ohr achtenden Gehörsinn weiß. Ich höre z. B. den Ton einer stark vibrirenden Saite, wenn ich den Finger auflege, deutlich den ganzen Arm entlang, ich empfinde das Kritzeln auf Schiefertafeln, auf Glas ꝛc. ganz als den angreifenden Ton in den Nerven des Arms; besonders empfindlich für Geräusch und Getöse scheint mir der Brustkasten zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

„Vom Haare ist nicht mehr viel da," lächelte Sir Jedediah, indem er über seinen kahlen Scheitel strich;

„und was das Herz anlangt, so war das sonst ein ganz eigenes Ding, nämlich unser sogenanntes altbrittisches. Was saß das von Vorurtheilen voll! Das Blut hatte nicht Platz, durch alle Kämmerchen und Abschläge zu strömen, und während das Herz jetzt für die ganze Menschheit fühlt, so waren es damals zehn, zwanzig Menschen, höchstens die paar Millionen, welche zwischen dem Kanal und dem Granplans wohnen, für die es schlagen durfte. — Da bin ich kaum zehn Jahre fort, aber seit ich wiedergekehrt bin, kommt es mir vor, als sey ich ein Jahrhundert entfernt gewesen. Reform war damals ein Wort, wofür man in anständiger Gesellschaft hinausgeworfen wurde, und heute schwärmen die Torys dafür. An Dissenterrechte hätte kein Mensch gedacht, und heute sind unsere Neger freie Gentlemen, und die Katholiken geben uns im Parlament Gesetze. Wenn sich die Welt so auf den Kopf stellt, und sich das Alles so rein aus sich selbst macht, da vergeht einem alten Kopfe, wenn ihn die neue Herrlichkeit ordentlich schwindlig macht." — „Die Personen sind Ameisen geworden gegen den Elephanten Grundsatz," sprach Master Murphy. — „Hört es sich doch ordentlich schauerlich an," sagte der Ritter, bedenklich den Kopf wiegend, „für uns, die wir uns aus der alten, abgelebten Zeit die Menschen nicht anders denken, als mit Leidenschaften und Grillen, junge Leute auflodernd um ein rasches Wort, oder ein hübsches Gesicht, Alte habsüchtig, raffinirend und kabalirend, und erst an sich denkend, dann an andere, daß es nun nichts gilt, reich zu seyn, beredt, gewandt, Familieneinfluß zu haben, Verwandte, Kunden, die für einen etwas durchsetzen, nichts als die Sache selbst!" — „Der ehrenwerthe Ritter wird noch größere Wunder erfahren," sagte wohlgefällig der Vorige. — „Wenn man's nur noch der Mühe werth hält, mich zu unterrichten," sagte Sir Jedediah, ihm freundlich zunickend. „In jener alten Zeit, wo ich jung war, waren die Leute so närrisch, auf alter Leute Meinung etwas zu geben; sie nannten's Respekt vor der Erfahrung, und man horchte auf einen Alten, als ob der einen jungen Menschen etwas lehren könnte. Und jetzt kann mir, wenn ich nur anfange zu reden und mich mir selbst noch nicht explicirt habe, jeder Engländer, der kaum ausgewachsen ist, in's Wort fallen, und weiß voraus, was ich hatte sagen wollen." — „Das könnte klingen, als wolltet Ihr Euch über das zum Bewußtseyn gekommene England lustig machen." — „Ich, und mich lustig machen!" rief der Ritter. „Ei, liebe, junge Leute, 's ist nur, daß der alte Kopf nicht so viel jungen Wein verträgt. Ein junger Magen leert das mit dem Bodensatz aus und bleibt nüchtern, während wir alten Leute schon vom Nippen — Ei, Sir William, mein lieber Vetter, Ihr schenkt zu viel ein." — „Es gilt dem jungen England, als dessen Bürger wir den ehrenwerthen Sir Jedediah Cleishbothem aufnehmen!" sprach der junge Lord und nickte seinem Nachbar zu: „der Alte lallt schon; laßt starken Punsch bringen." — „Es wäre ein köstlicher Schluß, wenn wir das alte England unter den Tisch brächten," setzte ein Anderer hinzu. „Liebe, junge Leute!" sprach Sir Jedediah gerührt, „erlaubt mir schon, euch so zu tituliren; denn was ist jetzt ein schöneres Lob, als jung seyn! so berufen, die Welt zur Vollkommenheit zu bringen! Wenn der alte Jedediah vorhin still schwieg, Gott, dachte ich, wie war dein ganzes, langes Leben doch nichts, als eine wüste Straße, wo du rechts und links nichts sahest, als was deine Väter schon kannten, und wie bist du selbst nun in dieser jungen Frühlingszeit nichts, als ein morscher Rumpelkasten mit abgelegten Ideen, deren Albernheit jeder Schuljunge einsieht. Es ist eigentlich hübsch von euch, daß ihr solchen Krüppel von ehemals unter euch duldet und auch ein Wort schwätzen laßt. Gebt mir Eure Hände."

Man gab die Hände, man schüttelte sie, lachte, winkte sich und trank dem Ritter zu. Als schon bei der dritten dampfenden Bowle mancher Knopf gesprungen und manches Wort entfallen war, das mehr zur Politik der Nacht, als des Tages gehörte, erhob Sir Jedediah sein Glas gegen den Vollmond, welcher über die beschneiten Dächer von dem jetzt heitern Nachthimmel durch die Fenster schien. „Was! der alten, verschimmelten Laterne ein frisches Glas!" rief Einer, der schon mit den Beinen auf drei Stühlen lag. — „Ein Vollmond bringt's dem andern!" lachte der Zweite.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die unterbrochene Juliusfeier.

Wer hätte vorhersehen können, daß die fünfte Jahresfeier der drei merkwürdigen Julitage auf eine so traurige Weise unterbrochen werden würde? Freilich, daß sie ganz so fröhlich werde begangen werden, wie in den ersten Jahren, durfte man nicht erwarten. Es ist so Manches vorgefallen, was einen Theil der Nation zum Unmuthe stimmt, und dann der langwierige Kriminalprozeß vor der Pairskammer, mit dem man Anfangs so großen Lärm machte, und der zuletzt nur Langeweile und Mißmuth erregte u. s. w. Indessen sehen die Pariser doch immer gern die drei Tage wiederkommen, die ihnen so wichtige, folgenreiche Thaten wieder lebhaft in's Gedächtniß rufen. Die Regierung hatte mit ziemlichem Aufwande die Vorbereitungen zu den Festen getroffen. In den architektonischen Verzierungen war diesmal der orientalische Styl vorherrschend, wahrscheinlich weil der junge Minister Thiers und seine jungen Architekten es für

gut befunden hatten, den Parisern etwas Neues zu geben. So nahm sich der zur Orchestermusik in dem Tuileriengarten bestimmte Pavillon in chinesischem Geschmacke sonderbar aus; in dem vergoldeten Geländer umher waren rothe und gelbe Kugeln angebracht, und Guirlanden von Papierlampen zogen sich oben rund um den Pavillon herum. Das Ganze sah phantastisch aus, wie wenn es zu einer Spielerei bestimmt wäre. In einem ähnlichen Geschmacke war ein großes Gerüste mitten auf dem Platze Ludwigs XV. errichtet, auf welchem bekanntlich Ludwig XVI. den Tod erlitten hat. Weder der Pavillon, noch das große Gerüste sollten diesmal zu etwas dienen. Die frömmelnde Gazette de France behauptet, die Vorsehung habe nicht dulden können, daß man auf eben dem Platze, wo ein König unschuldigerweise sein Blut habe vergießen müssen, ein Lustfeuer abbrenne und über die Vertreibung der Nachfolger dieses Königs frohlocke. Allein schon lange brennt man die Feuerwerke, zwar nicht auf dem Platze, aber doch daneben, am Eingange der elysäischen Gefilde, oder auf der Brücke Ludwigs XVI. ab. Doch so viel ist gewiß, daß das Feuerwerk nie mitten auf dem Platze, wo das Blutgerüste Ludwigs XVI. stand, abgebrannt worden ist, und auch diesmal hat dies nicht stattgefunden, obschon Alles dazu vorbereitet war. Es sollte nun einmal nicht so seyn. Am ersten Tage, dem Trauertage für die im Jahr 1830 Gefallenen, waren, wie bei den frühern Jahresfeiern, die Gräber derselben reichlich verziert, aber diesmal kostbarer und nach andern Planen, als in den vorigen Jahren; besonders bemerkte man auf den Gräbern vor dem Louvre, wo die meisten Getödteten liegen, ein Castrum doloris, welches inwendig mit vielen Wachskerzen erleuchtet war, woran man die vorigen Male nicht gedacht hatte. In den Kirchen wurde ein Seelenamt gehalten; übrigens wurde dieser Tag wenig gefeiert. Die Laden und Werkstätten waren alle offen, und am Abend wurde auch in einigen Theatern gespielt. Diese Feier könnte wegfallen, denn je mehr man sich von dem verhängnißvollen Jahr 1830 entfernt, desto geringere Theilnahme erregt das Schicksal der damals Umgekommenen, da die Regierung nichts zu dieser Feier veranstaltet, als einige Trauerverzierungen. Ich habe mich im vorigen Jahre über die Art geäußert, wie ein solcher Tag nach meiner Meinung zu einer Nationaltrauer hätte umgeschaffen werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Juli.

(Beschluß.)

Kunst. Literarisches Leben.

Ungemeine Sensation erregte in der musikalischen Welt der Violinspieler Haumann aus Paris, welcher einmal im Theater, und ein zweites Mal im Saale des Weidenbusches bei einem Deklamatorium, welches Herr Kiesewetter gab, nicht bloß eine bewundernswerthe Geschicklichkeit, sondern auch die poetische Bedeutung seiner Virtuosität so glänzend entwickelte, daß Musikverständige, und zwar solche, die mit ihrem Enthusiasmus sonst ziemlich haushalten, keinen Anstand nahmen, ihn neben Paganini zu stellen. — Seit die außerordentliche Ausstellung, die erste, welche der hiesige Kunstverein veranstaltet hatte, und wobei zu bemerken, daß kein einziges Bild von Privaten gekauft wurde, vorüber ist, gab es im Gebiet der bildenden Kunst wenig Neues von Belang zu beschauen und zu beurtheilen. Das Erheblichste waren zwei im Lokale des Kunstvereins aufgestellte Zeichnungen des genialen Lessing: Huß vor dem Concil in Kostniz, und: die Predigt eines Hussitenanführers, welche ich jedoch, so enthusiastisch ich auch für Lessing eingenommen bin, dessen „Räubernest" und „Viatikum" auf der Ausstellung Jung und Alt mit vollem Fug und Recht entzückten, nicht zu seinen reinst gesungenen und absolut trefflichen Arbeiten zählen möchte, da ich mit einer gewissen Manier, die mehr oder weniger in beiden anklingt, und fast an eine höhere poetische Ausbildung des historischen Styls niederländischer Meister erinnert, mich nicht befreunden kann. Interessant war eine Reihe von Handzeichnungen aus dem Nachlaß eines in diesem Monat verstorbenen, von hier gebürtigen, sehr talentvollen Malers, Peter Vogel, welcher erst spät Gelegenheit gefunden hatte, die Kunst zur Lebensfrage zu machen und sich dann derselben mit so vieler Kraft und Herzinnigkeit hingab, daß er im eigentlichsten Sinne an den Folgen übermäßigen, andauernden Kunsteifers starb. Nächstens finde ich Gelegenheit, über die neuen Fresken Veits und vielleicht auch schon über dessen neue Cartons ausführlicher zu berichten. Der treffliche Kupferstecher Eduard Schäffer, beim Städelschen Institut angestellt, beschäftigt sich mit dem Stich einer in der Kunstwelt bisher noch unbekannten Raphaelschen Madonna. Unter den hier lebenden Porträtmalern nimmt Joseph Binder (jezt gleichfalls am Städelschen Institut angestellt) den ersten Platz ein. Unter den neuen Ankäufen des Städelschen Instituts, dessen Direktor bekanntlich Phil. Veit ist, sind ein großes Bild von Moretto und ein Bild aus Raphaels erster Epoche höchst bemerkenswerth.

Ueber das literarische Leben in Frankfurt lassen Sie mich lieber schweigen. Hier äußert sich, obwohl die hier lebenden Schriftsteller meistens Fremde sind, der Individualismus beinahe noch stärker, als sonst im Allgemeinen; jeder lebt in seinem eigenen, enggezogenen Kreise, keiner kümmert sich um den andern, keiner sucht den andern, es ist keine Freude, keine Erquickung. Fast möchte man auch hier, wo die Grenzen doch so kleinmeisterlich gezogen sind, einen Kastengeist, eine ältere und jüngste Literaturaristokratie einerseits, eine gewisse Unbeugsamkeit und Meinungsstörrigkeit anderseits voraussezen, welche freundlichen Berührungen hemmend in den Weg treten. Hofrath Rousseau hat sich ganz in die katholische Büchermacherei versenkt, der geistreiche Carové steht der jüngern Literatur ferne. Hofrath Berly schreibt unverdrossen seine leading articles für die Ober-Post-Amts-Zeitung. Die Redaktionen der Didaskalia und des Frankfurter Konversationsblattes bekämpfen sich wechselseits mit so großer Erbitterung, als Ormuzd und Ahriman, daß die Sache wirklich bis zum Aergerniß herabsinkt. Den Stoff gab der wechselseitige Vorwurf des Nachdrucks, den ersten Anlaß eine Kontroverse zwischen Gutzkow und Professor Jakob in Schulpforta, von denen der Erstere dem Leztern vorgeworfen hatte, dieser habe im literarischen Zodiakus an seinen (Gutzkows) Napoleoniden ein Plagiat begangen. — Seit einiger Zeit ist auch Wienbarg hier, ist aber bis jezt für Jedermann unsichtbar. Er soll sich damit beschäftigen, eine „belgische Reise" zu beschreiben. — Zu Anfang dieses Monats nahm die Feier des Dienstjubiläums Sr. Excellenz des Freiherrn v. Brints-Berberich, eines allgemein geachteten und verehrten Mannes, die Konversation der Stadt in Anspruch; zwei Festmahle wurden veranstaltet, eine herrliche Medaille, ein Meisterstück der Prägekunst, ein halbes Duzend Gedichte und Musik verherrlichten den Tag.

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. August 1835.

Bacchus, feister Fürst des Weins,
Komm' mit Aeuglein muntern Scheins!
Alle Sorge scheucht dein Spund;
Füll' uns, bis die Welt geht rund!

Shakespeare.
Antonius und Cleopatra.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

„Unsere Mitbürger, unsere Mitmenschen da oben!“ rief ein junger Mann; „wenn das Herz einem für die allgemeinen Leiden springt, warum soll's denn bei unserer miserabeln Erde stehen bleiben! — Meint ihr, daß sie da oben nicht unterm Druck stehen, keinen Zehnten zahlen müssen an die Kirche, die dafür Maulaffen feil hat, keine Armensteuern von den Armen einfordern, wißt ihr, ob die Mondquäker Baccalaureen und Doktoren werden können an den Monduniversitäten, und die Mondsoldaten keine Peitsche kriegen?“ — „Und die blassen Neger emancipirt sind!“ jauchzte Lord Allborough. „Auf die Freiheit der Mondneger!“ schrie Sir William. „Schenkt ihm ein, dem alten Herrn!“ winkte der Fabrikherr, und die Kelle füllte die übervollen Gläser, während der Tisch bereits troff vom Ueberfluß. „Alle Mondbürger sind Leidensbrüder!“ — „Auf ihre Emancipation!“ — „Alle Leidenschaften, die uns Fesseln anlegen, abgestreift, was uns hindert am Fluge!“ trumpfte der Lord, und der Fabrikherr lallte: „Mehr eingeschenkt dem alten Ritter, immer mehr!“ — „Es wird zu viel!“ sprach Master Murphy, der sich erhoben, um wieder in den Stuhl zurückzusinken; „das erinnert an die alten Whiggelage.“ — „Umgekehrt!“ schrie Sir Jedediah, „wir können nicht genug trinken. Beweisen müssen wir, daß die Zeit vorüber ist, wo liberale Männer sich betranken. Wir müssen trinken, um zu zeigen, daß wir immer nüchtern bleiben! Eine neue Bowie! — Auf das seiner selbst bewußte junge England!“

Der neuen Bowie war noch eine neuere gefolgt, die aber jezt, ein umgeworfenes Wrack, auf dem Tische lag, während ihr halber Inhalt sich quer durch das Zimmer nach der Thür einen Ausweg bahnte unter Hüten, Perrücken und Röcken weg, einzelne Füße, die nicht mehr Kraft hatten, sich auf einen Stuhl zu heben, umspülend. Aus dem allgemeinen Schiffbruch, wo nur noch Master Murphy, mit der Punschkelle in der Hand, der Wand vordocirte, daß reformiren nicht destruiren sey, rettete sich Sir Jedediah mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Er stand vollkommen aufrecht, als er draußen seine schiefe Weste gerade zog, und als er dem rothbackigen Küchenmädchen, das er beim Lauschen am Schlüsselloch überrascht, zur Strafe in die Wangen kniff, daß sie laut kicherte, hätte ihm Niemand die Jahre angesehen, über die er vorhin klagte. Die Wirthin, die ihn fragte, was denn daraus werden sollte, bat er, für seinen jungen Verwandten, Sir William, zu sorgen, daß er in ein Bett gebracht werde, das andere junge England aber dem lieben Gott zu überlassen und dem heiligen

Georg, welche über das alte, wie über das neue England Wacht hielten. „Ach, Sir Jedediah," sagte Sara, „was soll das mit unserer Jugend werden! die Gentlemen sonst vertrugen mehr und tranken doch ganz anders. Das wird jezt Alles recht armselig." — „Meine werthe Mistreß Digby," entgegnete der Ritter, „alle echte Betrunkenheit kommt entweder von der Beschaffenheit des Getränkes, oder des Trinkers her. Entweder ist der Wein jung, oder die Köpfe sind jung. Angenommen nun, daß dies hier mit Beidem der Fall ist, so wird sich das Beides mit jedem Jahre bessern, und wenn dieser junge, gährende Wein eine alte, abgestandene Sache ist, so versichere ich euch, werden diese jungen Leute auch alt und abgestanden seyn."

„Ein charmanter Ritter aus der alten Zeit, der einen Spaß versteht und seine Worte zu setzen weiß," sprach Sara an der Thürschwelle, als Sir Jedediah mit seinem Diener langsam über den Markt ritt, nicht ohne zuvor noch vom Pferde herab vor der Dame des Hauses den Hut gezogen zu haben. „Mit Jedem weiß er zu reden und verträgt was, wie es eines Gentlemans Pflicht ist, derweil das junge Volk, das von Egalität redet, Zeug schwazt, was keiner versteht, und sich Wunders was dünkt, wenn es einem auf seine Rede Antwort gibt. Den hätten sie sollen in's Parlament schicken, damit die Andern von ihm lernen, was feine Sitte ist." Aus der Dunkelheit schallte noch eine Weile Sir Jedediahs Stimme zu ihrer Freude:

Altengland ist ein Edelstein
Inmitten Meereswogen,
Die Sonne scheinet nicht so rein
Am blauen Himmelsbogen.

Erhalt' uns nur in Einigkeit,
Schirm uns vor bösen Lüsten,
Und alle gute Christenheit
Vor'm Wüthen des Papisten.

Schenk unsern Schiffen guten Wind,
Daß sie den Lauf nicht ändern.
Wenn Korn und Vieh gerathen sind,
Was fehlt noch den Engländern!

Wie Mistreß Digby ihre Gäste nach Hause geschafft, hat der Chronicle von Turningtime nicht berichtet. Aber noch am selbigen Morgen, wo die Whigs ihren Sieg oder ihren Rausch ausschliefen, hat man die glänzende Equipage der Lady Judith vor dem Wirthshaus zur fliegenden Schnepfe wieder halten und die Lady selbst im eifrigsten Gespräch mit der Wirthin gesehen. Ob die liebliche Judith, der man die schlaflos zugebrachte Nacht kaum ansah, bei Sara angesprochen, um die Niederlage ihrer Feinde zu betrachten, wurde eben so wenig bekannt, als worüber die Lady mit der Wirthin einig geworden, als Leztere jener die Hand drückte und sprach: „Auf mich können Mylady sich wie auf Gold verlassen!" Darauf gingen beide, Mylady zu Fuß und ohne Bedienten, durch die Hinterthüre weg, und wieder durch Hinterthüren und Gartenpforten traten sie in dieses und jenes Bürgerhaus. Auch was hier vorgefallen, verschweigt der Chronicle. Aus der Art aber, wie fast an jeder Thüre der ehrenwerthe Hausbesitzer und Bürger von der Dame Abschied nahm, wollen ehrenwerthe Zeugen schließen, daß beide Theile mit dem abgeschlossenen Geschäft zufrieden waren. Hier betrachtete nachher ein Familienvater mit Stolz den Platz auf dem Sopha, wo die Lady gesessen, und ein Anderer sezte das Glas, aus dem sie genippt, in den Schrank, damit die Stelle, die ihre Lippen berührt, nie gewaschen würde. Eine Mutter hielt es sogar für Unrecht, ihrem ungezogenen und nicht übermäßig reinen Jungen mit dem Säuberungstuche zu Hülfe zu kommen, weil die Lady vorhin ihn auf dem Schoße gewiegt und geküßt und versichert, das sey das artigste Kind, das sie je gesehen.

Als die Lady in der Beedle-Bowdle-Halle am späten Nachmittage vorfuhr, erschrack der wohlbeleibte Portier nicht sowohl über die verspätete Rückkehr, als über die Unmasse von Spielzeug, Stoffen und Geräthschaften, welche aus dem Wagen ihm entgegen flogen. Er meinte bei sich, die Lady müsse alle Ladenhüter des Marktfleckens aufgekauft haben, obgleich Miß Wilson einem Vertrauten verrieth, daß Judith in ihrer übermüthigen Laune schon unterwegs einen guten Theil den Bettlern auf der Straße zugeworfen habe. Dennoch mußte sie mit dem Kauf zufrieden seyn, denn nie hatte sie der Portier so frohen Muths aus dem Wagen springen sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Hören vermittelst des Tastsinns.

(Beschluß.)

Versuche mit solchen, vom Kopfe entferntern Theilen wären aus dem Grunde um so interessanter und instruktiver, da sich bei größerer Entfernung von dem Ohre deutlicher unterscheiden läßt, ob man unmittelbar in jenen Gliedern, also vermittelst der Tastnerven, oder aber im Ohre und vermittelst des Gehörnervens hört. Noch entscheidender aber sind Versuche mit Tauben, deren Gehörnerve sich durch die geringe Schallempfindung in den Zähnen als abgestorben erweist, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß genaue Beobachtungen mit solchen angestellt würden.

Ein Hören vermittelst des Tastsinns ist übrigens so wunderbar und unerklärlich nicht, denn so verschieden auch die Gehör- und Tastempfindung erscheint, so

verwandt sind die durch beide Sinne vernommenen Einwirkungen der Außenwelt, beiderseits nämlich mechanischer Eindruck, Stoßbewegung. Der Unterschied ist bloß graduell und beruht auf der verschiedenen Geschwindigkeit, indem die mechanischen Eindrücke eine Geschwindigkeit von wenigstens 32 Schwingungen in der Sekunde erreichen müssen, wenn sie als Schälle vernommen werden sollen, während sie unter diesem Grade von Geschwindigkeit bloß als zitternde Bewegungen, bei noch geringerer Geschwindigkeit als Stöße, und endlich bei dem Minimum von Geschwindigkeit als bloßer Druck getastet werden. Das Gehör steht in dieser (der objektiven) Beziehung dem Tasten viel näher, als jedem andern Sinne, denn während es mit ihm dieselbe Art der äußern Einwirkung theilt, ist das Auge auf die dynamische Einwirkung des Lichts, der Geruch und Geschmack auf die chemischen Einwirkungen der auflöslichen Stoffe angewiesen. Das Gehör steht ungefähr in demselben Verhältnisse zum Tastsinn, wie der Geruch zum Geschmack; es ist ein feineres Tasten, wie dieser ein feineres Schmecken ist.

Da zwischen den hörbaren und den tastbaren mechanischen Einwirkungen ein bloßer Gradunterschied der Geschwindigkeit stattfindet, so ist zum Voraus keine scharf abgeschnittene Grenzlinie zwischen beiderlei Sinnwahrnehmungen zu erwarten. Diese Erwartung von Uebergängen zwischen beiden Sinnen wird sich indessen durch die Ansicht der beiderseitigen Sinnorgane noch mehr steigern. Die wesentliche Einrichtung des Ohrs besteht darin, daß ein Nerve den feinern und geschwindern mechanischen Eindrücken, den Vibrationen, auf unverletzliche Weise bloßgelegt ist; dieser Zweck wurde durch elastische Bedeckungen, hinter welchen der Gehörnerve geschützt liegt, erreicht. Die Luft des äußern Gehörgangs und der Trommelhöhle, das Trommelfell und die Membranen des runden und ovalen Fensters, das Wasser des innern Ohrs, sammt dem knöchernen Gehäuse leiten die feinern vibrirenden Einwirkungen der Außenwelt, die schwächeren selbst verstärkt, an den Gehörnerven, während die gröbern mechanischen Impulse abgehalten sind und die zu starken Schallschwingungen gedämpft werden. Die Tastnerven, welche den hörbaren Vibrationen verschlossen werden sollten, verzweigen sich dagegen an der innern Fläche weicher, unelastischer Häute, und pflanzen darum nur die gröberen, tastbaren mechanischen Impulse bis zu den Nerven fort. In der Regel ersticken nun in diesen unelastischen, die Tastnerven bedeckenden Häuten die feineren, hörbaren Vibrationen, oder sinken wenigstens unter den zum Tone erforderlichen Grad der Geschwindigkeit herunter. Allein es ist begreiflich, daß dies nicht immer und überall geschieht. Namentlich werden an Stellen, wo die Haut dünner und durch keine fleischigte Unterlage von dem Knochen geschieden ist, die Schallvibrationen immer noch mit der zum Tone erforderlichen Geschwindigkeit auf die Nerven einzudringen vermögen und Gehörempfindungen hervorbringen. Insbesondere werden die Zähne, da sie selbst aus elastischer Substanz bestehen und mit dem Knochensysteme des Kopfes in fester Verbindung sind, am besten zu dieser außerordentlichen Schallleitung sich eignen.

Vermöge dieser, den voranstehenden Erscheinungen angemessenen Erklärung, reducirt sich der wesentliche Unterschied zwischen dem Gehör- und Tastorgan darauf, daß dort Nerven unter elastischen, hier unter unelastischen Hüllen sich verbreiten. Der Unterschied liegt also nicht in den Nerven, sondern in dem äußern Organe. Jeder Tastnerve könnte vielmehr auch zum Hören dienen, wenn und so weit sein äußeres Organ, namentlich die ihn bedeckende Haut, elastisch und den geschwinderen Vibrationen zugänglich ist.

Ueberhaupt dürfte wohl der wesentliche Unterschied zwischen den verschiedenen Sinnen mit Unrecht in den Nerven und einer verschiedenen Organisation und Funktion derselben, wovon die anatomische Ansicht so wenig zu entdecken vermag, gesucht werden. Ohne Zweifel tritt das Bewußtseyn durch alle Nerven gleichmäßig und gleich geschickt zu allen möglichen Wahrnehmungen an die äußern Sinnorgane heraus, und der Unterschied der fünf Sinne entsteht erst dadurch, daß durch das äußere Sinnorgan bloß gewisse Einwirkungen der Außenwelt zugeleitet, alle übrigen dagegen ausgeschlossen werden. So ist das Auge der einzige Punkt des Körpers, wo ein Nerve unter durchsichtigen Hüllen der unmittelbaren Einwirkung des Lichtes bloßgelegt ist, und es erklärt sich wohl die dem Auge eigenthümliche Empfindung der Helligkeit vollständig aus obigem Umstand, ohne daß noch eine eigenthümliche Organisation des Sehnervens zu Hülfe zu rufen wäre. Der Geruch- und Geschmacksinn unterscheiden sich von dem Tastsinn wesentlich dadurch, daß ihre Nerven sich unter Schleimhäuten verbreiten, welche durch die von ihnen ausgeschiedenen Flüssigkeiten die schmeckbaren und riechbaren Stoffe auflösen und sich mit ihnen in chemische Wechselwirkung setzen. Der Unterschied reducirt sich so sehr nur auf diese Funktion der Schleimhäute, daß die Geruchs- und Geschmacksorgane bei einer Störung derselben bloß noch zum Tasten dienen. — Indessen mögen diese Bemerkungen, welche keineswegs auf den Titel einer erschöpfenden Erklärung Anspruch machen, bloß dazu dienen, den Schein des Wunderbaren, welcher vielleicht der genauern Beobachtung der akustischen Nebenfunktion des Tastsinns im Wege steht, zu zerstören.

———

Philosophische Studien.

Der Philosophie Systeme
Sind mir alle nun bekannt;
Keines findet mein Verstand,
Dem er gänzlich sich bequeme.

Zwar die neuesten Ideen
Schienen mir vor allen faktisch,
Doch ich fand auch sie nicht praktisch,
Als mein Kind ich angesehen.

Eines leben wir im Andern,
Und so kommt es gar nun, daß
Ich, wie einst Pythagoras,
Glaube, daß die Seelen wandern.

E. Rapp.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Die unterbrochene Juliusfeier.

Der zweite Tag sollte feierlicher werden, und der dritte noch mehr; es war aber im Verhängnisse bestimmt, daß diesmal kein dritter Tag kommen sollte. Am zweiten hatte die große Revue auf den Boulevards statt, eine Feierlichkeit, an welcher, weil sie nur einmal im Jahre stattfindet, fast ganz Paris Theil zu nehmen pflegt, entweder als Nationalgarde, oder als Zuschauer, weßhalb denn auch die Alleen der Boulevards und alle Häuser zu beiden Seiten gedrängt voll sind. Bis um zwölf Uhr ging Alles still und ruhig ab, und der königliche Zug war bis zu dem Boulevard du Temple gelangt; aber hier entlud sich die abscheuliche Mordmaschine des Gérard, oder vielmehr des Korsen Fieschi; ich glaube, in den ersten Minuten wußte Niemand, daß sie eine so schreckliche Verheerung angerichtet hatte, denn da der Boulevard sehr breit ist und der Menschen so viele waren, so konnte man die Wirkungen der Maschine nicht übersehen; erst als der Zug vorübergezogen war und man nun überall verwundete oder getödtete Menschen und auch einige Reitpferde liegen sah, hatte man einen Begriff von dem abscheulichen Unternehmen jenes Korsen, und von der Gefahr, welcher der König mit seinen Söhnen auf fast unbegreifliche Weise entgangen war. Der Anblick dieser Leichenstätte soll fürchterlich gewesen seyn. Nun konnte von keiner Lustbarkeit zur Feier der Julitage mehr die Rede seyn. In Paris hat aber oft eine Gegend ein ganz ruhiges Ansehen, während in einer andern Trauer und Verwirrung herrscht. So gingen um vier Uhr die Leute ganz ruhig im Tuileriengarten und in den elysäischen Gefilden spazieren, und man war im erstern noch damit beschäftigt, die papiernen Lampen im chinesischen Pavillon einzuhängen, als ob um Mittag nicht der schreckliche Auftritt auf dem Boulevard du Temple vorgefallen wäre; ja, manche Leute wußten gar nichts davon. Erst am andern Tage erfuhr die Hälfte von Paris durch die Zeitungen, wie viele Familien durch das Verbrechen eines Einzigen unglücklich geworden waren. Die Regierung hatte alsbald beschlossen, alle diejenigen, welche durch die Höllenmaschine (denn so wurde sie in den ministeriellen Blättern genannt) umgekommen waren, auf Kosten des Staats feierlich begraben zu lassen, und hatte, sonderbar genug, die unterirdischen Gewölbe der Kirche des Invalidenhotels, wo sonst nur ausgezeichnete Krieger beigesezt werden, zu ihrer Begräbnißstätte gewählt. Heute fand diese feierliche Beisetzung mit einem Pompe statt, wie er kaum bei dem Leichenbegängnisse der Könige Frankreichs gesehen wird. Diese Pracht, dieser Aufwand hatte nichts Rührendes, ja nicht einmal etwas Erbauliches; aber jammervoll war der Anblick der vierzehn Leichenwagen, mit erschossenen Kindern, Frauen, Bürgern, Offizieren und einem der Marschälle Napoleons. Wenn mit diesem Leichenbegängnisse nur nicht auch die öffentliche Freiheit zu Grabe getragen wird! denn leider folgt auf so schreckliche Verbrechen stets eine Einschränkung der erworbenen Rechte, und die ganze Nation muß für die Verschwörung Weniger büßen. Für die Familien der Getödteten wäre eine stille Trauer angemessener gewesen; aber die Regierung hielt es nicht allein für billig, sondern auch für staatsklug, das prunkende Leichenbegängniß von 80,000 Bewaffneten begleiten zu lassen und die Schlachtopfer des Korsen allen Parisern zu zeigen. Wenn dieses herzzerreißende Schauspiel nur nicht zur Rache entflammt und die Herzen gegen Menschen oder Parteien empört, die vielleicht nicht den mindesten Antheil an der Verschwörung gehabt haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 189:
Das Saatfeld.

Räthsel.

Das Klösterlein.

(Vergl. die beiden Räthsel in Nr. 249 von 1829.)

Ich weiß ein drittes Klösterlein,
's hat mehr als hundert Brüder,
Die Brüder gehen aus und ein
Und plündern hin und wieder;
Zum Fasten haben sie nicht Muth,
Ihr Tisch ist reich besezt und gut,
Doch sind sie sonst ein fleißiger Chor,
Die Frau Aebtissin steht ihm vor,
Ein großes, königliches Weib,
Doch nicht mit unfruchtbarem Leib;
Ja, daß es nie an Kindern fehle,
Dafür sorgt sie mit Leib und Seele,
Und mancher tücht'ge Kavalier
Macht ihr den Hof und weiht sich ihr,
Und büßt die Liebe mit dem Tode:
Das ist im Klösterlein so Mode. —
Die Klosterbrüder schickt sie aus,
Erst Abends kommen sie nach Haus,
Und suchen nach der Blumenuhr
Die enge, zierliche Klausur.
Die Wohnungs- und die Speisezellen,
Gar fein gemauert ohne Kellen,
Mit selbstgemachtem, feinem Leim,
Und bringen frische Speise heim.
Das Kloster haben sie gemacht,
Doch nicht verhürt, nicht überdacht:
Nun rathet auf, und rathet nieder,
Bewehrt mit Dolchen sind die Brüder.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. August 1835.

Wenn ich mich nicht meiner Soldaten schäme, so bin ich ein Stockfisch.
Kein menschlich Auge hat solche Vogelscheuchen gesehen.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Eine sibirische Bärenjagd.

Die Cholera-Quarantäne des Gouvernements Perm verhinderte mich, auf die große Tobolsker Straße zu kommen, da ich mich zulezt im Orenburger Gouvernement aufgehalten hatte, und ich war genöthigt, auf einem einzelnen Grubengebäude, Soyminowsky Rudnik (Grube), zu bleiben, um wenigstens meine schwere Bagage so verpacken zu können, daß sie nach den Vorschriften der Quarantäne die Grenze passiren konnte, und ich sie also nicht tiefer nach Sibirien mitzunehmen brauchte. Soyminowsky Rudnik liegt in einer wilden, waldigen Gegend; die hiesigen Goldwäschereien waren bald besehen, so wie ein kleiner Kupferbergbau, der, als die Sohle der Alluvion frei gemacht war, entdeckt wurde. Meine Bagage war auch bald geordnet, gleichwohl mußte ich auf die Ankunft eines Verwalters, der sie übernehmen sollte, einige Tage warten; wie war daher die Zeit am besten zu benutzen? Den ersten Tag sorgte ich für meine Küche, und schoß so viel Birkhühner, daß ich mich und meine Leute nicht nur auf mehrere Tage versorgt sah, sondern auch zulezt keine Lust mehr hatte, immer dasselbe zu schießen. Den zweiten Tag besuchte ich in der Nähe wohnende Baschkiren, ließ sie mit Bogen schießen, sah das Wenige, was sie noch Eigenthümliches beibehalten haben, und wurde mit Pferdefleisch regalirt. Da erzählte mir der, welcher unter ihnen am meisten in Ansehen stand, Kazim Basch, daß er in der Gegend Bären wisse; Schnee sey kürzlich gefallen, jezt sey die beste Zeit, sie im Winterlager aufzusuchen, jezt seyen sie am fettesten und das Fell am schönsten. Ich bekam Lust zu einer solchen Jagd und bestellte Kazim Basch nebst seinen besten Jägern. Den nächsten Tag erschienen sechs Baschkiren in wunderlichem Aufzug: spitze Filtrirmützen von Filz oder Dachshaut, kurze Schafpelze, mit farbigem Shawl gegürtet, ein großes Messer in hölzerner Scheide an der Seite, auf dem Rücken eine ziemlich lange Büchse (Windowke) mit einer Gabel, deren zwei Spitzen noch über den aufwärtsstehenden Kolben wie Stacheln emporstarrten. Ueber den Kolben und bis über das Schloß herunterreichend, hatten sie wasserdicht zusammengenähte Dachshäute als Futteral gestreift, um das Schloß trocken zu erhalten. Die spitzen Mützen auf den braunen, breiten Gesichtern, mit lang geschlizten, nach den Schläfen hinaufgezogenen Augen, die im Rücken emporstehenden Gabelspitzen, die langen Futterale von Dachsfell, die wilde Pelzkleidung mit dem darum hängenden Jagdapparat, die dürren Pferde mit langgestrecktem Halse und fast niedergesenktem Kopfe — eine originelle Gruppe, und diese Bursche waren jezt mein Jägerkorps. Mein Bedienter war leider seit ein paar Tagen so geistvoll, daß er mich auch diesmal nicht begleiten konnte; um daher nicht

allein mit diesen Asiaten zu seyn, von denen ich im Fall der Noth keinen großen Beistand zu erwarten hatte, ließ ich mich von einem russischen Jäger, der gerade in den Goldwäschereien arbeitete, begleiten; er hatte schon drei Bären geschossen, und bat mich um ein gutes Gewehr und ein großes Messer.

Ich muß hier Einiges über das Feuergewehr der Baschkiren sagen, weil es manches Eigenthümliche hat. Ihre Büchsen sind gezogen und schießen ein kleines Blei, theils wie eine gewöhnliche Erbse, theils wie eine Zuckererbse groß; die Röhren werden in der Gewehrfabrik zu Tula vorzüglich gut gefertigt. Eine ganze solche Büchse kostet mit Schaft und Schloß fünf Rubel B.A. Die Landbewohner kaufen sie, nehmen Schloß und Schaft ab und machen sich beides selbst nach ihrer Weise; der Schaft ist flach und unzweckmäßig, das Schloß zeigt seinen ganzen Mechanismus auswärts, und ein großer Hahn beschreibt beinahe einen Halbzirkel gegen eine gut verstählte Batterie, die selten versagen wird. Das Pulver fällt aus der schlecht schließenden Pfanne leicht heraus, daher legen sie ein Stückchen Hasenfell, von welchem die Haare kurz abgeschnitten sind, so daß nur ein leichter Flaum sitzen bleibt, über das Pulver, von welchem es dann natürlich, ehe man schießen will, abgenommen wird. Etwa unter dem zweiten Dritttheil der Länge des Laufes befestigen sie eine hölzerne Gabel, welche oft noch mit eisernen Spitzen versehen wird; sie spannt ein paar Schuhe auseinander, ist um einen Bolzen beweglich und wird senkrecht auf die Erde aufgesezt; der Schütze kniet nieder und zielt ein paar Minuten lang, schießt aber auch dann auf 100, ja auf 150 Schritte ein Haselhuhn herab, oder das auf den Gipfel der höchsten Fichten vor den kleinen Spürhunden geflüchtete graue Eichhorn (Beeh), aber stets nur durch den Kopf, um den Balg nicht zu verderben. Aus freier Hand oder gar im Fluge zu schließen, sind sie nicht geübt, und halten es für Unrecht, Pulver und Blei zu riskiren, da sie aufgelegt selten ihr Ziel fehlen. Viele Jäger haben keine Kugelform zu ihren Büchsen, sondern sie gießen das Blei als ein langes, dünnes Stäbchen, wovon sie, wenn sie es brauchen, ein Stückchen abbeißen und schnell zwischen den Backzähnen rundlich kauen. Der Jäger legt es ohne Pflaster auf die Mündung, sezt einen hölzernen Stampfer auf, schlägt es mit einem kleinen hölzernen Hammer in den Lauf und stößt es mit dem eisernen Ladstock auf das Pulver nieder. Ein kleines ledernes Säckchen für Blei oder Kugeln, der hölzerne Stampfer und Hammer, ein eisernes Pulvermaaß wie eine kleine Düte, ein rundes, flaches, hölzernes Pulverhorn mit kupferner Spitze, nebst einer leinwandnen Tasche und einem Messer in hölzerner Scheide machen den Jagdapparat eines sibirischen Jägers aus, hängen an Schnüren und Riemen um ihn herum und geben demselben ein abenteuerliches Ansehen. Außer dem Vortheil, daß eine solche Büchse (Windowke, bei uns Auerhahnsbüchse, Teschinken) wenig des oft seltenen Pulvers braucht, hat sie den noch größern, wenig Lärm zu machen; ist der Jäger gut versteckt und er schießt von einem Baume, auf welchem mehrere Stück Federwild sitzen, das unterste weg, so machen die darüber sitzenden einen langen Hals und schauen herab, was da vorgefallen sey. Der Jäger muß trachten, unbemerkt wieder zu laden, und schießt von demselben Baum ein zweites Stück, ja es behaupten Jäger, man könne so den ganzen Baum leeren. So viel ist gewiß, daß, wenn er das erste geschossen hat, die andern nicht weit fliegen, und er mit einiger Vorsicht sicher zum zweiten Male zum Schuß kommt, während der Schall meines Jagdgewehrs, gleich einer Lärmkanone, den ganzen Flug, der aus 50 bis 100 Stück besteht, verscheuchte. Ich erlaube mir hier eine Eigenheit des sibirischen Federwildes anzuführen: in Deutschland sind nur zur Falzzeit mehrere Hähne beisammen, in Sibirien kann man oft mehrere Meilen Waldung durchstreifen, ohne ein lebendes Wesen zu finden, weil es an Nahrung fehlt, und dann findet man plötzlich ganze Heerden von 100 und mehr Stück beisammen, und zwar sind dann bei dem einen Fluge fast lauter Hähne, bei dem andern fast lauter Hennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

War schon vor der ersten Wahl in dem so einsam gelegenen Herrenhause ein ungewöhnlicher Verkehr, so war jezt von den alten Thürmen bis zu dem griechischen Portal kein Fleckchen, wo nicht der Staub ausgekehrt wurde durch die Zugluft der auf- und zuschlagenden Thüren. Denn die Briefe und Boten stürmten an den Klingeln, und das Pflaster des Vorhofs kam nicht aus dem Dröhnen von den Hufschlägen der Kutschen- und Reitpferde. Die gefühlvolle Miß Wilson beklagte die armen Spinnen, die aus ihren geheiligten hundertjährigen Sitzen fortkrochen, die Lady aber meinte, wer jezt seinen alten Platz erhalten wolle, müsse sich aus seinem Schlafe regen. Noch unzufriedener als die Spinnen schien der alte Haushofmeister, der, während die Lady mit vollen Händen die Banknoten weggab und Päckchen mit Sovereigns selbst einsiegelte, ihr nie Geld genug anschaffen konnte. Auch schüttelte eine gewichtige Person, welche mit den Gästen zu dem großen Banket,

das heute gegeben werden sollte, eintraf, Judiths gewesener Vormund, bedenklich den Kopf, als er die Rechnungen und Briefschaften durchblätterte, welche in ihrer Arbeitsstube, die zu einer großen Registratur geworden, umherlagen. „Meine theure Lady, Sie setzen mehr als eine Jahreseinnahme auf einen zweifelhaften Erfolg.“ Aber Judith entgegnete: „Und wäre die Einnahme eines ganzen Lebens zu viel, wo Jahrhunderte auf dem Spiele stehen?“ Der Oberst lächelte und meinte, man könne durch Drohungen wohlfeiler dazu kommen, und wenn man den Pächtern kündige, so wirke das wenigstens eben so viel, als wenn man ihnen für ihre Stimme die große Wiese von Heathenbroke, um deren Nutzung die Beedle-Bowdles mit den Earls von Allmonbury blutige Fehden geführt, für einen Schilling verpachte. „Und der Thor drüben,“ rief die Lady ärgerlich, „will doch noch nicht! Er trozt darauf, daß seine erste Frau meine Amme war. Aber er soll es büßen —“ und ein rascher Federzug sezte ihren Namen unter ein Papier. Und wie sie aufsah, stand derselbe Mann, den ihr Federzug aus Haus und Hof treiben sollte, vor ihr. Sie erröthete, wie er sie aus seinem gescheitelten Haar mit den großen, blauen Augen ansah.

„Jenkinson, Ihr trozt noch immer?“ — „Es steht geschrieben, Mylady, daß die Wahlen frei seyn sollen in England, und Jeder, der Bestechung nimmt, der Strafe verfällt.“ — „Es steht aber auch geschrieben, und Ihr wißt es besser, als ich, daß unsere Familie ihre Pächter gut hielt, daß wir die Pacht seit einem Jahrhundert nicht erhöhten, und daß es den Freeholdern nie in den Sinn kam, anders zu stimmen, als ihre Herrschaft. Wodurch habt Ihr Euch bestechen lassen für die Feinde unsers Vaterlandes?“ — „Ich könnte fragen, Mylady, wodurch ließen Sie sich bestechen, gegen das zu stimmen, was dem Lande noth thut?“ — „Seit wann seyd Ihr ein Reformer?“ — „Seit ich einsah, daß Reform nothwendig ist und kommen muß, hielt ich auch dafür, daß es besser sey, zeitig anzufangen, als nachher über Hals und Kopf das Versäumte nachzuholen.“ — „Ich scherze nicht, Jenkinson, es gilt hier keinen Spaß.“ — „Das weiß ich, Mylady, denn gält' es das nicht, was es gilt, so wüßte ich nicht, warum ich nicht meiner gnädigen Lady zu Gefallen lieber für den alten, tauben Baronet, als für den spitzen Lord stimmen sollte.“ — „Ihr pocht auf unsere Güte, auf unsere lange Nachsicht, aber wahrhaftig, die Geduld hat ein Ende. Jenkinson, Ihr habt eine junge Frau, sechs Kinder. Wie hübsch das Haus dort steht, mit dem Erker, der auf meine Fenster sieht; mein Vater ließ es Euch auf Euern Wunsch schmuck ausbauen. Wird es Euch so leicht, dem den Rücken zu kehren?“ — „Gewiß nicht, Mylady. Es ruht Gottes Segen auf dem Haus, in dem, wie wir aus unserer Bibel wissen, schon unser Urgroßvater geboren wurde. Aber auch Euer Haus steht nicht fest, wenn der Boden wankt. — Ich komme, Abschied zu nehmen, Mylady, und will Ihnen recht herzlich danken für das Gute, was ich, wir Alle, von Ihnen und Ihren Vätern genossen.“ — „So eilig? — Wo findet Ihr wieder einen Pacht?“ — „Lord Bramfield hat uns Hoffnung gemacht.“ — „Hoffnung! Und von Lord Bramfield! Und das nennt Ihr nicht Bestechung? Glaubt Ihr dem glattzüngigen Lord, der für keine Seele auf der Welt ein Herz hat, der in seinem Hause ein widerwärtiger Tyrann ist?“ — „Mylady, wenn ich zu wählen hätte zwischen Ihnen und dem Lord, so traute ich Ihrem Worte mehr, als seinen verbrieften Dokumenten; aber darauf kommt es nun hier nicht an. Ueberdem habe ich die Zusicherung seines Neffen, und der junge Sir Edward ist ein Edelmann, der noch keinen Menschen betrog. Wollte Gott, es gäbe Viele in unserer Grafschaft, die es so redlich meinen, und ihr Alles, was sie haben und hoffen, hingeben für's allgemeine Beste. Ja, gnädigste Lady, es thut nicht um Almosen Noth, sondern um die Sorge dafür, daß ihrer nicht immer mehr werden, die Almosen bedürfen; derer, die Almosen gerne geben, sind noch genug in Altengland; aber es thut um die Noth, die dem Armen aufhelfen, daß er nicht mehr zu betteln braucht. Wenn es mir schlimm gehen sollte — das weiß ich, ich könnte hier wieder um einen Schilling anklopfen, und Sie schenkten mir wohl ein Pfund, auch wenn ich für Lord Bramfield stimme; aber es sind Hunderttausende, die die Aussicht haben, Bettler zu werden, wenn wir nur Butterblossoms in's Parlament schicken, und um deßhalb, Lady, und wenn Sie mir tausend Guineen böten, kann ich nicht für Sie stimmen. Gott erhalte Ihr Haus; meine Frau und meine sechs Kinder lassen sich Ihnen unterthänig empfehlen, und sie werden, wo uns auch das Schicksal hin verschlägt, für Ihr Wohlergehen beten.“

Als der Pachter fort war, zerriß die Lady den Bogen, auf den sie vorhin ihren Namen geschrieben, in viele kleine Stücke. Der Obrist schloß sie unwillkührlich in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Sie sagte, sich sanft losmachend: „Das eben ist unser Unglück, daß wir schwach sind, wenn es zu handeln gilt!“

Seit lange war im Herrenhause kein so belebtes Fest gefeiert worden, und doch war es nur der Deckmantel eines großen Geschäftverkehrs. Auf der einen Seite galt es, einem Feldherrn, der verzagte, Muth einzuflößen, was durch Liebkosungen, Ströme duftenden Weins aus Portugals und Spaniens Reben, und Pauken und Trompetenstöße geschah, welche den ehrenwerthen Baronet aus Butterblossom empfingen, und bei jedem seiner Worte, als wären es Orakelsprüche, begleiteten; auf der andern Seite handelte es sich darum, noch mehr

Beisteuern zum großen Wahlgeschäft den Gästen zu entlocken, und Judith, erklärten die alten Herren, sey diesmal unwiderstehlich in ihren Bitten um ein paar Guineen gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Kriminalprozesse.

Wenn wir, von den unmittelbaren Tagesbegebenheiten uns abwendend, in der Zeit rückwärts blicken, so brauchen wir uns leider nicht lange nach Gegenständen umzusehen, welche mit dem Entsetzen, das so eben die Stadt und Frankreich erfüllte, keinen zu grellen Kontrast bilden. Der Juli war sehr fruchtbar an merkwürdigen Kriminalprozessen. Zuerst der nun schon Monate lang dauernde und mit vornehmer Behaglichkeit langsam fortgeführte Prozeß wegen des Aufruhrs zu Lyon, Paris und andern Orten, den die Herren Pairs, die den schönen Sommer gar nicht haben genießen können, zuletzt doch in mehrere Theile haben schneiden müssen, um wenigstens irgend ein Ende davon zu sehen. Glücklicherweise für sie ist ein Theil der Angeklagten seitdem entwischt, und dadurch wird das harte Tages- und Monatswerk der Pairs bedeutend abgekürzt werden. Dazwischen kam nun der Kriminalprozeß am Assisenhofe wider den Lieutenant la Roncière, wegen grausamer, an der Tochter des Generals Morel bei nächtlichem Einbruche verübten Gewaltthätigkeiten; ein Prozeß, welcher die Damen nicht weniger als die Männer in den Gerichtssaal zog, und den Advokaten Odilon Barrot, Berryer und Chaix d'Estange zu rührenden Reden Anlaß gab. Zudem hatte dieser Prozeß manche Nebenumstände, welche ganz dazu geeignet waren, den Sitzungen des Assisenhofs ein besonderes Ansehen zu geben, z. B. die Anwesenheit zweier angesehenen Generalsfamilien, von denen die eine der klagenden Parthei, die andere der angeklagten angehörte; dann das nächtliche Verhör des jungen Mädchens, das nur zur Nachtzeit wieder zur Vernunft kommt, seitdem sie das Opfer jener Gewaltthätigkeiten geworden ist; dann alle die bedenklichen Fragen, welche bei diesem Prozesse zur Sprache kommen mußten, und wovon manche das weibliche Geschlecht, besonders den zartfühlenden Theil desselben, eigentlich hätten bewegen sollen, den Verhören nicht beizuwohnen. Die Entscheidung des Geschwornengerichts war sonderbar. Es erkannte den Lieutenant la Roncière für schuldig, fügte aber hinzu, es seyen mildernde Umstände vorhanden, und deßhalb wurde er zu keiner sogenannten infamirenden Strafe, sondern bloß zu zehnjährigem Verhafte verurtheilt. Es ist zu bedauern, daß das Geschwornengericht nicht verpflichtet ist, solche „mildernde Umstände" näher anzugeben. Hier hätte Niemand dergleichen erwartet; alle Umstände waren im Gegentheil höchst empörend, und sobald die Geschwornen den Beklagten für schuldig hielten, so mußten sie ihm auch alle die grausamen und kaltblütig ersonnenen Handlungen beimessen, welche in der Anklageakte vorkamen. Wahrscheinlich ist es, daß diese „mildernden Umstände" bloß angegeben wurden, um die ehrwürdige Familie des Beklagten vor der Schande zu bewahren, einen nichtswürdigen Sohn auf den Galeeren zu haben. Jedoch ist noch nicht Jedermann von der Schuld des Verurtheilten überzeugt, und der rührige und vielschreibende Charles Nodier hat in einer Zeitschrift an die sonderbaren Erscheinungen erinnert, welche die weibliche Einbildungskraft hervorzubringen im Stande sey, womit er zu verstehen gab, das Mädchen könne alle Gewaltthätigkeiten, weßhalb sie den Lieutenant anklage, selbst an sich begangen haben, ohne es zu wissen und auch nur zu ahnen. Dies war auch ungefähr die Behauptung, worauf sich die Vertheidigung des Anwalts des Beklagten stützte: Alles rühre von dem Mädchen her, sogar die schrecklichen anonymen Drohbriefe, womit die Familie so lange beunruhigt worden war. Dieser Kriminalprozeß war kaum vorüber, als ein nicht weniger merkwürdiger vor Gericht kam, nämlich der des Marinewundarztes Bancal, welcher seiner Geliebten, einer verheiratheten Frau, mit der er den gemeinschaftlichen Tod beschlossen, den Todesstoß gegeben hatte, worauf er versucht, sich selbst zu entleiben. Er hatte ihr Anfangs die Ader geöffnet, dann hatten Beide Gift genommen, und als auch dieses nicht sogleich wirken wollte, hatte er, auf ihr Bitten, ihr ein chirurgisches Instrument in's Herz gestoßen und dann sich selbst einen tödtlichen Stoß zu versetzen gesucht, was ihm aber nicht geglückt war, so daß man am andern Morgen die junge Frau todt, ihn aber noch lebend fand. Der königliche Anwalt stellte ihn, nachdem er geheilt war, vor Gericht, unter der Beschuldigung, den Tod der jungen Frau verursacht zu haben, wobei er denn die Behauptung aufstellte, Niemand habe das Recht, über das Leben seines Nebenmenschen zu verfügen und ihm den Tod zu geben, auch wenn dieser einwilligte. In moralischer Hinsicht ist dieses nun allerdings wahr, aber die Gesetze verfügen über einen so seltsamen Fall nichts. Daher bemühte sich sein Anwalt auch nur zu zeigen, daß die Frau wirklich den Tod verlange habe, und daß der Beklagte selbst fest entschlossen gewesen sey, mit ihr zu sterben. Nun suchte zwar der königliche Anwalt den Geschwornen darzuthun, der Beklagte sey insofern strafbar, als er die junge Frau verführt und sie um ihre Vernunft und Fassung gebracht habe. Dies wollte der Beklagte aber nicht gelten lassen, und zeigte oder behauptete wenigstens, der Gedanke des Selbstmordes sey von der jungen Frau, nicht von ihm ausgegangen. Die Geschwornen hatten mit ja oder nein auf die Frage zu antworten, ob der Angeklagte wirklich mit Recht der Tödtung eines menschlichen Wesens beschuldigt werden könne. Im Französischen heißt das Vergehen homicide im Gegensatze von meurtre oder assassinat, indem ein homicide auch durch Unvorsichtigkeit, der Mord aber nur vorsätzlich geschehen kann. Sie antworteten verneinend, und alsbald wurde der Beschuldigte in Freiheit gesetzt. Es ist möglich, daß, wenn sie sich an den Buchstaben des Gesetzes gehalten haben, ihr Urtheil recht ausgefallen ist; aber in den Geist des Gesetzes und in die Untersuchung der Umstände können sie unmöglich tief eingedrungen seyn. Der Angeklagte war der Stärkere, der Unbefangenere von Beiden. Warum wollte seine Geliebte den Tod? weil sie, von ehelichen Banden zurückgehalten, als Gattin und Mutter, nimmer die Seinige werden konnte; es war die Verzweiflung einer verirrten Liebe. Bancal, ihr Geliebter, hätte sie von dem Abgrunde, in den sie sich stürzen wollte, zurückhalten sollen; er that es nicht und willigte bloß ein, mit ihr zu sterben, wodurch er sie noch mehr in ihrem schrecklichen Vorsatze bestärkte. Er half zu allen Vorbereitungen des entsetzlichen Selbstmordes, ja er sollte ihn eigentlich vollenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. August 1835.

— Nisi quae terris semota suisque
Temporibus defuncta videt, fastidit et odit.
Horat.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Die Freudenthränen perlten in Aller Augen, als der Baronet dem Toaste auf König Wilhelms Wohl den hochherzigen Nationalwunsch folgen ließ: „Keine Theorien in England!“ Der Jubel scheuchte die Krähen auf dem Hofe auf. Keine Theorien in England! hallte, schallte und lallte es minutenlang wider von altbrittischen Stimmen und altbrittischen Pauken, die Schneewolken durchschütternd, daß es zweifelhaft wurde, ob der Wonnerausch, der zu den Zeiten der guten Königin Elisabeth Londons Straßen durchtobte, als die katholische Armada gesunken, stärker gewesen. Sir Jedediah Cleishbothem, den wir auch hier unter den Gästen finden, ließ noch einmal den Toast in stillem Entzücken über die Lippen gleiten, gleich wie man von einem Glase feinern Weins den wohlthuenden Nachgeschmack festhält, als schon ein Zweiter den Wunsch kommentirte: „Untergang allen Theoretikern!“ und ein Dritter: „Tod allen Neuerern am alten England!“ Wie man nun aber unbarmherzig berühmte Namen schlachtete, steigerte sich nur das blutige Verlangen, und als ein Gentleman das Glas auf Robert Peels Wohl erhob, forderte schon ein anderer Paladin den gefeierten Namen für die Proscriptionsliste: „Denn wer kann es rein mit der guten Sache meinen, und den Feinden zugeben, daß Aenderungen zuläßig sind?“ — „Nichts zugegeben!“ rief ein erhitzter Chorus. „Was auch erwarten vom Sohn eines Wollenwebers!“ rief Sir Jedediah dazwischen. „Von Leuten, die Industrie treiben, ist im Leben nichts als Neuerung abzusehen. Als wir noch ungeschoren gingen, nämlich in Bärten, wurden **wir** auch nicht geschoren.“ — „Ei, Sie wollen uns doch nicht in die Eichenwälder unserer sächsischen Vorfahren zurückführen?“ sagte lächelnd die Lady, über deren Gesicht bei der Wendung des Gesprächs einige Schatten geflogen; „ich halte es mit dem guten und klugen Sir Robert.“ — „Warum nicht in die Eichenwälder?“ entgegnete der Ritter. „Robin Hood verstand sich besser auf die englische Verfassung, als Robert Peel. Als die Schäfer und Schweinehirten noch eiserne Ringe um den Hals trugen, blieben ihnen die revolutionären Gedanken, buchstäblich leibeigen, im Magen sitzen. Da wurde nicht raisonnirt, ob Stallfütterung besser ist, oder freie Weide, ob die Schweine auf freie Mastung gehen, oder im Koben eingeschlossen seyn sollen. Herr und Knecht, und Knecht und Thier lebten zusammen; die Ställe, wie sie waren, gingen vom Vater auf den Sohn über, und man riß nützliche, erprobte Schweinställe nicht ein, wie hier, um einer freundlichen Aussicht willen, oder was es sonst für moderne Motive sind.“ Die Lady

drohte ihm mit dem Finger. „Das dünkt unserer schönen Wirthin geringfügig," fuhr er fort, „und ist doch im Grunde eine so ernste Sache. Wer auch nur am Kleinsten rückt, verliert sein Recht gegen die großen Agitatoren." — „Man muß aber doch auch etwas mit der Zeit gehen, Sir Jedediah," sagte die Lady. „Meine Gäste fanden den Anblick anstößig." — „Das ist ein häßlich Wort, Mylady, und hat keinen englischen Klang. Haben nicht Ihre Väter und Großväter den Anblick geduldet, und fanden keinen Anstoß daran? War es etwa ein Uebelstand, der die Straße unsicher machte? — Gott bewahre! friedliche, nützliche Hausthiere, die dort seit Jahrhunderten gefüttert wurden; und Ihre großen, ehrenfesten Ahnen, die sie fütterten und dann schlachteten und Würste daraus machten und Schinken, saßen darum nicht weniger im Parlamente und sangen nicht schwächer ihr God save the king, und aßen nicht weniger Plumpudding, und tranken nicht weniger Porter, zum Besten der allgemeinen Konsumtion. Als ich auf dem Kontinent war, hielten sich die Leute, die dort von Theorien leben, über die Perrücken unserer Richter auf. Ich fragte: Schaden uns die Perrücken? Antwort: Nein. Also warum die Perrücken abschaffen, unter denen sich's warm sitzt, und an die sich unser gutes Volk gewöhnt hat? Was schaden nun die armen Schweine am Wege? Wenn ich vorüber ritt und von fern das Grunzen und Treiben hörte, und dann so ein borstiger Kopf mit einem Male aus dem Koben vorschoß und mich gemüthlich anschnopperte, und dann wieder zurückschoß, weil er merkte, daß es nichts für ihn war — ich konnte mich einer wehmüthigen Stimmung nicht erwehren. So hat Alles seinen fixen Stand und seine besondern Rechte im glücklichen England, dachte ich, Schweine, Hunde, Menschen, und es möchte keiner mit dem andern tauschen. Der Mensch wohnt in großen Steinhäusern, der Hund im Freien, und sie sind zufrieden, und keiner wollte in das schmutzige, enge Bretterhaus kriechen, wo es doch wiederum den Schweinen, vermöge ihrer Eigenthümlichkeit, so, was man nennt, kannibalisch wohl ist, daß sie nicht mit vergoldeten Marmorsälen tauschten. Was würde nun daraus werden, wenn gleiche Rechte proklamirt würden zwischen diesen, mit verschiedenartigen Interessen ausgestatteten Gattungen, die Alle am Gemeinwohl Theil nehmen? das dachte ich jedesmal, wenn ich an der Stelle vorbei ritt, lüftete dann meinen Hut, faltete meine Hände und betete, daß die Neuerer nicht Alles zusammen schmeißen möchten, was auseinander gehört. Sehen Sie, Mylady, das kann ich nun nicht mehr, seit Sie den Koben abbrechen ließen, und ich fühle jetzt an der Stelle eine gewisse Leere in mir, und die Rasenbank, die Sie statt dessen für Jedermann anlegen ließen, spricht noch immer zu mir: hier wohnten ehedem friedliche Thiere, glücklich seit Jahrhunderten. Ob sie jetzt glücklich sind, weiß man nicht; aber ich, die Bank, fühle mich unglücklich, weil ich die Bestimmung, meinen Mitmenschen zu dienen, verfehle; denn voll Staub und von der Sonne verbrannt, setzt sich kein reputirlicher Mensch auf mich."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine sibirische Bärenjagd.

(Fortsetzung.)

Wir vertieften uns nordwestlich in die Wälder des Urals, ritten Mittags über einen gefrornen, ziemlich großen See, spürten einen Vielfraß (Ursus Gulo), und viele Wölfe und Füchse, ohne jedoch irgend ein lebendes Wesen zu erblicken; die Natur schien erstarrt, die Luft war klar und ganz still, kein Laut zu hören, der schwarze Wald hing voll Schnee. Jenseits des Sees wurde die Gegend wilder und wilder, enge Schluchten, Granitblöcke, dichter Wald, umgestürzte Baumstämme machten das Reiten sehr schwierig; ich hatte bis jetzt geglaubt, ich könne im Wald reiten, aber hier sah ich, daß ich noch von meinen baschkirischen Jägern lernen mußte; hätten sie fortreiten wollen, ich hätte ihnen nicht folgen können und sie bald aus dem Gesicht verloren. Wir ritten z. B. auf einer Anhöhe eine Strecke weit in jungem Stangenholze, das so dicht stand, daß das Pferd nicht mit der Brust durch konnte; der Reiter bog mit der einen oder der andern Hand den jungen Stamm zur Seite, das Pferd schritt hindurch, man mußte nun bald das eine, bald das andere Bein heben, mit dem Gewehr den Baumstämmen, mit dem Kopfe den Aesten ausweichen, so daß es großer Aufmerksamkeit bedurfte, sonst kam die Strafe gleich, und von allen Seiten gab es Stöße. Gesprochen durfte die ganze Zeit hindurch nicht werden, um die Stille der Wildniß nicht zu brechen und kein Wild zu verscheuchen.

Plötzlich hielt die lautlose Jägertruppe still, man machte Zeichen, sich ein wenig zurückzuziehen, nur Einer näherte sich ein Paar großen Granitblöcken mit der größten Vorsicht, schlich näher und näher, aber der Schwarze war nicht zu Hause. Die Bärenhöhle (perlok) ging zwischen zwei Felsblöcken etwa ein Klafter tief schräg zur Seite hinein; sie war innen schön glatt und so geräumig, daß man sich ziemlich gut darin bewegen konnte. So suchten wir diesen Tag, mit demselben Erfolg, noch drei andere Höhlen auf, welche die Jäger mit großer Lokalkenntniß aufzufinden wußten. Der Abend trat ein, wir fanden eine gute Stelle zum Uebernachten.

Alsbald suchten ein paar Baschkiren sorgfältig unter einem alten, umgefallenen Baumstamme trockene, verfaulte Holzerde zum Feueranmachen, schlugen Feuer hinein und wickelten das glimmende, faule Holz in feines, trockenes Gras, wie es das Wasser der Bäche, wenn es angeschwollen war, an den Büschen hängen läßt. Dies reibt man zwischen den Händen, so wird es weich wie Werg und fängt leicht Feuer, wenn das Büschel in der Luft geschwungen wird. Auf diese Weise wird sorgfältig aller Schwefel zum Feueranzünden vermieden, weil sie behaupten, daß durch ihn das Wild auf den Umkreis einer Stunde vertrieben werde. Ich wollte ihnen Feuer geben, als sie aber sahen, daß an den Zündhölzchen Schwefel war, baten sie mich sehr, ja keines anzuzünden. Die dürren zusammengesuchten Aeste stellten sie an dem alten Baumstamme wie in ihren Oefen aufrecht, und hockten dicht um das Feuer herum, wunderten sich aber sehr, als ich einige gipfeldürre Bäume durch meinen Jäger fällen ließ, der sie mit großer Fertigkeit schnell in Klafter lange Stücke trennte; dann ließ ich ein Feuer nach meiner Weise aus diesen Holzstücken machen, das Mannshoch flammte und allgemeinen Beifall fand.

Das Abendessen war fertig, und ich trank, wie es vor jeder Mahlzeit üblich ist, einen kleinen Becher Branntwein, gab meinem Jäger, und wollte den Baschkiren ebenfalls zu trinken reichen, aber Kazim Bash erklärte, sie dürften als Mahometaner nicht aus dem Gefäß eines Christen trinken; ich erzählte ihnen, wie der Mufti bei einer tatarischen Hochzeit gleich nach mir getrunken und die Schale dann im Kreise herumgegeben habe, aber vergebens; endlich besann sich einer, daß er einen alten ledernen Handschuh bei sich habe; dieser wurde wie ein Düte zusammengebrochen, und nun tranken alle mit Vergnügen von dem beliebten Feuerwasser. Wir brachten die Nacht warm und bequem zu, und brachen, als der Morgen graute, wieder auf. Die Pferde, für welche die Asiaten niemals Heu machen, scharrten verdorrtes Gras unter dem Schnee hervor. In der weitern Gegend waren die Jäger weniger bekannt, und zerstreuten sich daher in den Schluchten, um Alles durchzuspüren, und ein dumpfes Huh Huh, in die hohlen Hände gerufen, brachte uns von Zeit zu Zeit zusammen.

So ritten wir am Abhange eines mit Felsblöcken besäten Hügels dahin, da bellten die Hunde heftig zwischen ein paar Felsstücken, im Nu stäubte mein Jägertroß auseinander, ein dumpfes Gebrumm erscholl aus der Schlucht wenige Schritte vor mir; ich sah mich allein, verlassen, zum Fliehen war es zu spät, es rieselte mir kalt durch die Adern, ich sprang vom Pferd, um sichern Schuß zu haben; schon bewegte sich durch die Kluft ein schwarzer Kopf mit zornig blinkenden kleinen Augen, zwei große Tatzen krallten hervor, und das Thier zwängte die Brust heraus. Ich schoß, ein furchtbares Gebrüll war die Antwort, und der gräßliche Höhlenbewohner war beinahe der Spalte entstiegen, als mein zweiter Schuß sein Hervorbrechen hemmte; er stürzte in der Spalte zusammen, die zum Glück für mich sehr eng war. Die innere Höhle dagegen war geräumig und voll trockenen Gestrüpps, womit er den Eingang zu verstopfen pflegt. Jetzt erst konnte ich um mich blicken; etwa vierzig Schritte von mir kniete der älteste der Baschkiren, mit auf die Gabel gestellter Büchse; er war nur da geblieben, weil er mit dem Pferde gestürzt und dieses ihm weggelaufen war; die andern waren verschwunden. Mein russischer Jäger war zurückgeblieben, um den zerrissenen Bauchgurt seines Pferdes wieder zu befestigen; er eilte mir zu Hülfe, als er den ersten Schuß hörte. Bald wurden im Dickicht wieder Jäger sichtbar und kamen heran, um sich zu freuen; ich konnte mir aber nicht helfen, den Glückwunsch des Ersten mit dem Kolben zu erwidern. Der Bär lebte noch; es brauchte noch ein paar starke Schläge auf die Schnautze, um ihm ein Ende zu machen; nun erst konnte man ihn vollends hervorziehen. Die erste Kugel hatte den Brustknochen zerschmettert und war neben dem Rückgrat durchgegangen, und doch fiel er nicht; die zweite Kugel hatte den Lungenflügel durchbohrt und war bei der schrägen Lage des Körpers bis in die Eingeweide gedrungen; dies erst war hinreichend. Die Tatzen wurden Abends in glühend heiße Asche gelegt, mit dem ganzen Fell; als sie wieder hervorgezogen wurden, sah man einen Klumpen Kohle; ich war ärgerlich, daß man sie mir so verdorben habe, der alte Baschkir nahm aber sein spitziges Messer, stieß es hinein, schlizte die verkohlte Kruste auf und legte sie vorsichtig zur Seite; da lag die Tatze darin, herrlich in eigener Kruste gedünstet; etwas Salz hineingestreut, gibt dies eine Mahlzeit, die für die Mühe, einen Bären zu schießen, reichlich lohnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonnenaufgang.

Die Sonne schien in eine Zelle,
Ein Reicher lag zu Bett noch hier.
Dem reichen Mann mißfiel die Helle,
Er schloß die Laden zu vor ihr.

Nun schien sie Lazarus in's Zimmer,
Da gingen froh die Fenster auf.
O Sonne! willst du Dank, nimm immer
In's Lazareth den ersten Lauf!

A. Hoch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Kriminalprozesse und Duelle.

Schon frühzeitig hatte sich Bancal mit Gift versehen; er öffnete kaltblütig die Adern an den Füßen seiner Geliebten, und als zwar starke Erschöpfung, aber kein Tod eintrat, gab er ihr das in Bereitschaft gehaltene Gift, oder theilte es mit ihr. Auch auf diese Art wollte der Tod nicht kommen; die Geliebte, welche zuvor jedes Mordwerkzeug verschmäht hatte, bittet ihn nun, sein chirurgisches Messer zu nehmen, wovon er ihr bereits gesprochen; und dieser Mensch, anstatt von der Verirrung einer Unglücklichen und von ihren Qualen gerührt zu werden, anstatt dem unglücklichen Weibe zu Füßen zu fallen und sie zu beschwören, von ihrem Vorsatze abzustehen, ergreift sein Messer, durchbohrt das Herz derjenigen, die er seine Geliebte nennt, die ihm Alles aufgeopfert hat, Ehre, Ruhe und Gewissen, und die nun auch noch ihr Leben aufopfern will; dann, nachdem seine Geliebte durch seine Hand ermordet worden ist, wendet er das Messer gegen sein eigenes Herz und sucht sich das Leben zu nehmen, was ihm aber nicht gelingt. Und solch ein Mensch sollte vor dem Gerichte nicht strafbar seyn? Wie viele zu harter Arbeit verurtheilte Verbrecher haben sich weit weniger vorzuwerfen, als er, der es über sich vermocht hat, einem Gatten seine Frau, einem Kinde seine Mutter zu rauben? Gewiß haben die Geschwornen den Geist des Kriminalgesetzbuchs nicht verstanden. Freilich könnte man einwenden, daß Duelle, die doch auch ein mit Einwilligung geschehener Mord sind, ebenfalls von dem französischen Gesetzbuche nicht bestraft werden; sie werden geduldet, gleichsam um den herrschenden Vorurtheilen hinsichtlich der Ehre und des guten Rufs nachzugeben. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen diesem allerdings frevelhaften Aufsspielsetzen seines Lebens und der martervollen Art, wie jener Bancal ein schwaches und verirrtes Weib um's Leben gebracht hat. Glücklicherweise sind dergleichen schreckliche Vorfälle selten; jedoch hat sich ein ähnlicher vor wenigen Jahren zu Montmorency ereignet, wie ich damals berichtet habe. Hier war der Mann verheirathet, und da die Geliebte nicht die seinige werden konnte, so hatten sie Beide beschlossen, durch einen Selbstmord ihr Leben zu endigen. Er tödtete seine Geliebte zuerst und sich hernach; jedoch scheint es, daß er sie einige Stunden überlebt und wahrscheinlich ein qualvolles Ende gehabt hat. Am andern Morgen fand man sie Beide todt. Die Geschichte dieses Selbstmordes soll der Geliebten des Wundarztes vor dem Gedächtnisse geschwebt und ihr den entsetzlichen Vorsatz eingegeben haben, jenem Beispiele zu folgen; so leicht finden verirrte und exaltirte Menschen Nachahmer ihrer verzweifelten Handlungen. Bald ist es ein eben vorgekommener Fall, bald ein schreckliches Schauspiel, bald ein Roman, bald irgend eine andere Schilderung, die sie verleitet, in einem Ausbruche wilder Leidenschaft etwas Schreckliches zu unternehmen. Daraus schließen einige ängstliche Leute, man sollte alle solche grausende Bilder wegschaffen, damit sie den Leuten keine tollen Ideen in den Kopf setzen. Wie ist dies aber möglich? Man müßte Geschichte, Chroniken, Biographien, Malerei und Dichtkunst abschaffen, und auch dann würde man noch nicht sicher seyn, ob nicht durch irgend eine äußere Veranlassung der Gedanke einer gewaltsamen Selbstzerstörung in der Seele eines lebhaft aufgeregten, geistesschwachen Menschen aufgekeimt sey. Freilich kann dieser Gedanke leichter entstehen, wenn Vieles von außen auf das Gemüth einwirkt. Leider sind grausende Schauspiele, Romane, Gemälde u. dgl. gerade das, was ein großer Theil des Publikums vorzüglich sucht und liebt. Diese Vorliebe wird daher stets eine Aufmunterung für Dichter und Künstler seyn, dergleichen Gegenstände zu behandeln, besonders wenn es ihnen darum zu thun ist, Volksgunst zu erwerben, und die vielen Ausfälle wider die verderbliche Tendenz der Boulevardsmelodramen und der Romane werden wenig fruchten. Man suche dagegen dem Kunstsinne des Volkes eine bessere Richtung zu geben und seinen ästhetischen Geschmack zu vervollkommnen. — Man erzählte in diesen Tagen eine Geschichte, die sich neulich zu Paris oder in der Umgebung zugetragen hat, und beweisen kann, welch fürchterliche Folgen die Duellwuth in jetziger Zeit nach sich zieht. Ein junger Mensch hatte die Liebe der Tochter eines angesehenen Mannes sich zu erwerben oder zu erschleichen gewußt, und da der Vater, wahrscheinlich aus guten Gründen, sich geweigert, sie ihm zur Ehe zu geben, hatte er das Mädchen beredet, mit ihm zu entfliehen. An einem bestimmten Abend wollte er mit einem leichten Wagen in der Nähe ihrer Wohnung halten; sie sollte dann in seine Arme fliegen. Da jedoch, wie es scheint, einige materielle Hindernisse zu beseitigen waren, so fühlte der Verführer, daß er einen Gehülfen nöthig habe. Er vertraute sich daher einem innigen Freunde, Namens Mal*, an, und bat ihn, bei der Entführung behülflich zu seyn. Dieser fand das Unternehmen unerlaubt, und schlug seine Hülfe aus. Nun bat ihn der Verführer inständig, er möchte ihm doch wenigstens den Gefallen thun und in einiger Entfernung den angespannten Wagen bewachen. Der junge Freund glaubte diesen sogenannten Liebesdienst nicht abschlagen zu dürfen, und versprach es, ohne zu bedenken, welch ernsthafte Folgen dieser anscheinend unbedeutende Schritt für ihn haben würde. Unterdessen war der wachsame Vater von dem feindseligen Vorhaben des Verführers, ich weiß nicht wie, benachrichtigt worden und hatte seine Maßregeln getroffen. Als daher an dem bestimmten Abend der Liebhaber erschien, in der Ueberzeugung, seine Geliebte werde ihm in die Arme fliegen, fand er unversehens den Vater und dessen Sohn vor sich. Beide mit Knitteln bewaffnet, und wurde von denselben so derb begrüßt, daß er es für's Beste hielt, schleunig die Flucht zu ergreifen. Vater und Sohn verfolgten ihn bis auf die Landstraße, und da sie hier den Wagen still halten sahen, fielen sie auch über den Freund her, welcher in demselben saß, und behandelten ihn nicht besser, als den Verführer. Dieser verhielt sich seitdem ganz still, und von ihm ist keine Rede mehr gewesen, so daß man nicht einmal seinen Namen erfahren hat. Der junge Mal* aber war auf's Aeußerste über die erlittene schimpfliche Behandlung entrüstet, die er nicht verdient zu haben glaubte, und forderte daher den Sohn der beleidigten Familie. Dieser nahm die Herausforderung an, sie schlugen sich, und der Sohn fiel, vom Pistolenschusse seines Gegners getroffen, und starb. Der über diesen Verlust erbitterte Vater schrieb sogleich an seinen andern Sohn, der in einem entfernten Regimente diente, er solle kommen und den Tod seines Bruders rächen. Der Offizier gehorchte; er kam nach Paris und forderte seinerseits den jungen Mal* heraus. Es sollte ein Kampf auf Leben und Tod seyn, wie es in der Duellsprache heißt; es wurden daher zwei Pistolen genommen, eine geladene und eine ungeladene, man loosste darum und trat dann vier Schritte auseinander. Auch diesmal begünstigte das Schicksal den jungen Mal*, die geladene Pistole fiel ihm zu, und sein Gegner ward erschossen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. August 1835.

Braun, wie steht es? — Rüstevlel kommt und will Euch bewirthen.

Reineke Fuchs.

Eine sibirische Bärenjagd.

(Fortsetzung.)

Ich will nun die Art beschreiben, wie die Baschkiren den Bären in seinem Winterlager bekämpfen. Sie suchen seine Höhle auf und spüren aus, ob er drinnen ist; denn wenn der erste Schnee fällt, begibt er sich zwar in seine Höhle, geht aber, wenn der Schnee nicht hoch fiel und die Witterung mild ist (d. h. hier 16 bis 20° R.) meist noch einmal aus, und sucht sich zuweilen sogar noch eine andere Höhle, wenn ihm etwas in der Nachbarschaft der ersten verdächtig scheint; ist er aber einmal zum Winterschlaf gegangen, so verschließt er den Eingang mit trockenem Gestrüpp; auf dieses fällt der Schnee, und so liegt er warm und ruhig, bis mildere Luft ihn aus dem Schlafe weckt. Der rauhe, harte Winter ist dann still und unbemerkt verflossen, und er geht nun einer bessern Zeit, einem frohen Waldleben entgegen. Haben nun die Baschkiren ausgemittelt, daß sich der Bär im Winterlager befindet, so ist dies die beste Zeit, ihn zu erlegen; er ist dann am fettesten und sein Fell am schönsten, er hat dann eben seinen neuen Winterpelz angethan. Sie hauen ein paar Holzstämme von sechs bis acht Zoll Durchmesser, gehen mit dem Stammende voraus auf die Höhle los und verrammeln plötzlich den Eingang; der Bär, der zu dieser Zeit noch leise schläft, kommt sogleich und will heraus, und würde Alles niederreißen, was er vor seiner Höhle fände. Er sucht sich durch die eingespreizten Stämme zu arbeiten, doch man begrüßt ihn mit der Axt auf den Schädel, oder noch besser, auf die Schnauze, oder schießt ihn mit der Büchse hinter das Ohr. Oft aber geht der Bär sogleich zurück; er kennt eine schwache Seite seiner Höhle, wo er sich durch die Erde ungemein schnell durcharbeitet, und man muß dann genau aufmerken, wo er erscheint, denn sein Austritt ist sehr rasch. Stellt man sich ihm da nicht entgegen, oder hat er noch keinen schmerzlichen Schlag bekommen, oder ist er noch gar nicht verwundet, so sucht er sich meist bloß zu retten, und entflieht so schnell als möglich; ist er aber schon in voller Ruhe gewesen, oder gar verwundet, so fällt er wüthend über die Ruhestörer her, und eine Partie muß dann unterliegen, denn der Bär ist ein Kämpe, der keine Furcht kennt und bis zum letzten Athemzug kämpft.

Zwei Baschkiren hatten einem Bären seine Höhle gut verrammelt, er kroch zurück und brach plötzlich auf einer Seite heraus; der Eine wollte ihn mit der Schärfe der Axt schlagen, der Andere bemerkte es und schrie, das Fell werde verdorben, und hieß ihn mit dem Rücken der Axt schlagen; jener aber hielt die Axt nach wie vor, und paßte seinen Schlag ab; der andere fiel ihm in den Arm,

da brach der Bär fast unter ihren Füßen hervor, warf sie etwas unsanft auf die Seite und entfloh; sie rafften sich auf und sahen ihre sichere Beute entwischen, und werden noch heute von den andern Jägern ausgelacht, daß sie ihm das Fell gar nicht beschädigt haben.

Es gibt noch manche andere Arten, die Bären zu fangen und zu erlegen, und mehrere dieser Methoden sind ganz artig in den Naturgeschichten beschrieben, in welchen sich jedoch folgende Geschichten nicht finden, die mir interessant scheinen, und die ich daher der Beschreibung meines eigenen Abenteuers folgen lasse:

Der musikalische Bär. Südlich von Jekatherinburg ging im Walde der russische Forstmeister, ein wackerer Weidmann; er hatte ein Doppelgewehr, mit Hühnerschrot geladen, um Birk- oder Haselhühner zu schießen. Die Gegend war wild, Alles still, da hört er auf einmal eine eigene Musik: zwei Töne wiederholen sich im Accord in kurzen Pausen; verwundert geht er dem Schalle nach, und gewahrt einen Bären, der einen vom Wind abgebrochenen Lerchenstamm mit einer Tatze umfaßt hält, und mit der andern bald einen langen, bald den daneben befindlichen kurzen Span des zersplitterten Holzes anzieht und wieder abschnellen läßt. Nachdem der Jäger eine Weile zugesehen, zog er sich behutsam zurück, weil es doch wohl der schwarze Musikant mit Grobheiten erwidert haben würde, wenn man ihn in seinem Spiel gestört hätte.

Der treue Bär. Es wunderte mich anfänglich, in Gegenden, wo die Bären zu Hause sind, Bären herumführen und in den Dörfern tanzen zu sehen; ich sah dergleichen bei Jekatherinburg, bei Werchoturie und Beresowsk. Die Bauern hatten überall viel Spaß daran, und Jeder spendete gern ein paar Kupferstücke. In der Gegend von Schatrinks wurde ein Bärenführer, der sich in den Dörfern mit seinem Bären etwas Geld erworben hatte, im Walde, wo er übernachtet, erschlagen gefunden; der Bär war daneben angekettet. Der Dorfrichter nahm ihn mit in's benachbarte Dorf, und der Bär führte sich so manierlich auf, daß der Richter ihn mit sich im Dorfe herumlaufen ließ. So begleitete er ihn auch an dem Tage, wo die Gemeine zusammen berufen war, um zu sehen, ob man über den Mord keine Nachrichten einziehen könne. Auf einmal richtet sich der bisher ruhige Bär auf, packt einen Bauern und wirft ihn nieder. Der Richter war gewandt genug, den Niedergeworfenen gleich anzurufen: „Du hast also den Mann ermordet!" Erschrocken bekannte er es und bat nur, ihn von dem fürchterlichen Gensdarmen los zu machen. Der Bär wurde forthin im Dorfe mit ganz besonderem Respekt behandelt.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Die Lady lachte so hell auf, daß auch einige aus der Gesellschaft Argwohn gegen die ehrbare Miene des Ritters schöpften. Ein Gentleman aus der Nachbarschaft vertheidigte die Lady, denn der Koben sey längst baufällig gewesen. „Muß man Alles niederreißen, was baufällig ist!" sprach Sir Jedediah, ohne aus seinem Ernst zu weichen. „Ich will übrigens damit gar nicht behaupten, daß dieser Koben absolut stehen bleiben mußte. Mag seyn, daß höhere Nothwendigkeit seinen Abbruch forderte; aber dann tadle ich die willkührliche, plötzliche Handlungsweise. Hätte man nicht seine historische Auflösung abwarten können?" Alle, die es hörten, stimmten diesmal in das Gelächter der Lady ein. „Es war die erste Handlung ihrer Selbstherrschaft," sagte der Obrist. „So lange ich als treuer Vormund meines Mündels Güter verwaltete, habe ich nichts in den Einrichtungen verrückt. Der ehrenwerthe Ritter wird es also mit seiner Galanterie auszumachen haben, wenn er die Handlungen der Lady angreift." „Behüte der Himmel," sagte Sir Jedediah, „daß ich in Eigenthumsrechte eingreife. Das Eigenthum ist etwas so ehrenwerthes, daß mir sogar der Nagel heilig ist, den vor mir ein Eigenthümer einschlug. Welche Gedanken mag er in seinem Unmuth, in seiner Freude mit hinein gehämmert haben, und ich sollte das Alles leichtsinnig, wenn mir in einer Stunde in den Sinn kommt, daß der Nagel nicht da stecken sollte, herausreißen! Gesezt auch, daß er mich wirklich genirt, zum Exempel, ich habe mir ein Loch in den Kopf daran gestoßen, gibt mir das ein Recht, gegen die unbekannten Ideen meines Vorgängers mich zu versündigen, der doch wohl wissen mußte, was er that, als er den Nagel einschlug? Darum erlaube ich mir, das Glas zu erheben zu Ehren aller derer, die in England einen Nagel auf den Kopf getroffen haben, und vor Allem zu Ehren des ehrenwerthen Gentleman, der zuerst den hochherzigen, herzlabenden Wunsch ausbrachte: „Keine Theorien in England!"

Der ehrenwerthe Gentleman, den dies betraf, sah sich gezwungen, den stürmischen Jubel, der ihn von allen Seiten umrauschte, durch einige Worte des Dankes zu erwidern. Der Baronet aus Butterblossom-Hall war kein Redner, auch der Xeressaft machte ihn nicht dazu; aber der Himmel wollte, daß er in einer gerührten Stimmung war, und er gab Brocken preis von dem goldnen alten England, wo Jeder gelebt, wie seine Väter gelebt, und diese Väter wieder, wie ihre Väter, und dabei sich immer zufrieden befunden haben. Wo er in's

Stocken gerieth, halfen ihm die Acclamationen der Freunde, bis er unglücklicherweise bei einem Uebergange durchaus stecken blieb und seinem oft wiederholten: „woraus folgt,“ nichts als Thränen folgten. Der Ritter half ihm: „Woraus, Gentlemen und Ladys, klar folgt, daß unsere Väter sich immer nur nach ihren Vätern richteten, und nicht nach ihren Müttern. Damit will unser würdiger Baronet erklären, daß in jener goldnen Zeit die Frauen nichts mit der Politik zu thun hatten. Sehen wir sie dagegen heutzutage Zeitungen lesen, von Menschenrechten schwatzen, industrielle Novellen schreiben und Stimmen sammeln für Parlamentskandidaten, so erregt dies auf's Neue unsere Sehnsucht nach der alten Zeit, wo sie am Bratspieß saßen, oder bei der Spindel, oder beim Webestuhl, oder bei der Wiege, höchstens zuhörend einem fahrenden Minstrel, der ihnen von den Thaten ihrer Männer vorsang, welche ihnen die Männer selbst nicht erzählen mochten. Darum erkläre ich mir den frommen Wunsch unseres Baronet, den er mit jenem ersten verbindet, nämlich: keine Theorien und keine Frauen in der Politik! und deßhalb sehe ich ihn jezt sein Glas erheben auf das Wohlseyn unserer liebenswürdigen Wirthin, welche nichts so heiß wünscht, als vollkommene Rückkehr der guten, alten Zeit, und deßhalb erlaube ich mir, diesem Wunsche den hinzuzufügen, daß sie uns sobald als möglich in der Person eines ehrenwerthen Gentleman von altem Schrot und Korn denjenigen Mann vorstelle, der ihr das lästige Geschäft abnimmt, für Altenglands Wohl zu denken.“ — „Und deßhalb,“ sagte Judith, rasch aufstehend, „will ich die Herren nach alter Sitte ihrer angenehmen Gesellschaft und dem noch liebenswürdigern Witze des ehrenwerthen Sir Jedediah Cleishbothom überlassen.“

Die Gesellschaft war nicht mehr in der Stimmung, um Spitzen zu verstehen. Die Damen waren, fast unbemerkt von den Herrn, der Lady gefolgt, und auf der Höhe des Gesprächs erhielt sich nur noch der Hochtorpismus, der in den zerknüllten Tischtüchern seine Gegner zerdrückte. Der Schnee fiel in dichten Flocken vom Himmel, als die Equipagen vorfuhren und die Gäste sich im Theezimmer von den Damen beurlaubten. — „Und Sie zu Pferde, Sir Jedediah,“ sagte Judith, indem sie dem Ritter die Hand schüttelte, „in Nacht und Schnee hinein?“ Sir Jedediah erwiderte:

„In Nacht und Schnee, durch Sturm und Wind,
Viel tausend Meilen weit,
Wo Feuer nicht brennt, und Wasser nicht rinnt,
Bis in die Ewigkeit.“

„Könnte ich Ihnen zu der weiten Reise nicht meine Kutsche anspannen lassen?“ antwortete Judith.

„Die Kutsche mit den Rappen nicht,
Die spanne mir nicht vor,
O Rosenwange, Lilienlicht,
Siehst du des Kirchhofs Thor?

Die Rappen rauschen durch die Nacht,
Der Wagen hinterdrein:
Weißt du, für wen der Uhu wacht,
Und wen sie scharren ein?“

„Sie wollen mich doch nicht über Nacht ermorden?“ lachte Judith. — „Wenn ich ein Whig wäre, verlassen Sie sich darauf!“ rief der Ritter, Abschied nehmend.

„Wie diese Originale allmählich ausgehen!“ seufzte Judith zu ihrer Gesellschafterin, es wird eine recht matte Männerwelt. Keiner wagt mehr etwas. Was unternähme nicht dieser alte Ritter noch jezt, wenn er für eine Sache glühte, wie unsere Paladine es vorgeben!“ — „Wenn er glühte,“ entgegnete Miß Wilson. „Darin, dünkt mich, liegt eben der Unterschied.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, August.

Großes Musik- und Sängerfest.

Unser großes Musik- und Sängerfest ist nun zu Ende, und wir können jezt wohl mit nüchternem Blicke auf den Verlauf zweier Tage zurückblicken, die unvergeßlich bleiben werden im Andenken aller derjenigen, welche noch Sinn haben für die Interessen der Kunst. Eine solche andächtige Feier der Tonkunst thut um so wohler in Zeiten, wo die großen Namen Händel, Gluck, Haydn, Mozart von sinnekitzelnden französischem Geklingel übertäubt werden. Das Fest galt dem Denkmale Guttenbergs, unsers unsterblichen Landsmannes, und hatte somit auch ein patriotisches Gepräge; es galt aber auch der ächten Weihe eines Kunstinstituts; denn unsere Liedertafel, bisher ein Dilettantenverein, kann bei Leistungen, wie sie das Musikfest dokumentirte, auf jenen Namen vollen Anspruch machen. Das Fest fand den 8ten und 9ten August statt, den ersten Tag in freier Natur auf dem Plateau unserer so herrlichen neuen Anlage, welches Plateau die Natur allerdings zum Konzertsaale bestimmt zu haben scheint, den andern Tag in unserm prachtvoll ausgeschmückten Theater. Eine ungeheure Menschenmenge war herbeigeströmt aus Nah und Fern, und es war allerdings der Mühe werth, diese imposante, von fünfhundert wohleingeübten Sängern erzeugte Stimmenmasse zu hören. Die Gegenstände, welche zur Aufführung kamen, waren: große Symphonie von Beethoven in Cmoll; Priesterchor, Ddur, und die Arie „O Isis und Osiris“ mit Schlußchor aus Mozarts Zauberflöte; die eherne Schlange, großes Vokaloratorium vom Musikdirektor Dr. Loeve in Stettin; Ouvertüre zur Leonore von Beethoven; Festgesang zur Ehre Guttenbergs, der Mainzer Liedertafel gewidmet von Meyerbeer; Chor der Gefangenen, aus dem Kerker von Edinburgh, von

Caraffa. Von Beethovens beiden unsterblichen Instrumentalstücken und von den eben so bekannten Mozartischen Gesängen sage ich kein Wort, und nur Einiges über zwei Stücke, nämlich Loeve's eherne Schlange und Meyerbeers Festgesang zur Ehre Guttenbergs. Dr. Loeve in Stettin hat dieses Oratorium für das große Musikfest zu Jena komponirt, und Professor Giesebrecht den biblischen Stoff dazu poetisch bearbeitet. Das Thema ist die bekannte Aufruhrscene des jüdischen Volks. Loeve hat es verstanden, seiner Komposition das Kirchlich-orientalische aufzuprägen, und sich dadurch einen Platz neben den ersten deutschen Musikern erworben. Der Meister dirigirte beim Feste selbst seine Schöpfung; wie das begeisternd auf die Sänger wirkte, haben wir mit Freuden wahrgenommen. Meyerbeers Festgesang huldigt in drei Strophen dem Verdienste Guttenbergs. Wir erkennen in dieser Komposition den genialen Meister wieder, der uns im Robert fesselt. Der Gesang ist für vier Männerstimmen mit abwechselndem Chore äußerst charaktervoll in Musik gesezt. Nie sah ich einen Gesang mit mehr Begeisterung vortragen und aufnehmen, als diesen. Guttenberg ist der Ruhm und der Stolz von Mainz, ihm war das Fest geweiht, bei seinem Namen schlagen hier alle Herzen, sein Denkmal, das nun bald hier prangen wird, ist ein Idol; was ist da natürlicher, als daß ein so munterer, lieblicher, sinnvoller Gesang die Gemüther enthusiasmirte? Meyerbeer hat unserer Liedertafel, deren Mitglied er ist, mit diesem unvergleichlichen Gesang ein würdiges Geschenk gemacht. — Dieselben Stücke wurden Tags darauf noch einmal im Theater aufgeführt, und daran that das Festkomité sehr wohl; denn mancher schöne, himmlische Ton ist im Freien, wo sich mehr als zehntausend Menschen versammelt hatten, verloren gegangen; die amphitheatralische Bühne, worin die Kapelle und die Sänger sich befanden, konnte in akustischer Beziehung nicht genügen, und ohnehin hatten wir gerade trüben Himmel und der Wind verwehte uns die lieblichsten Ideen Beethovens. Im geschlossenen Raume des Theaters aber war der Genuß ein vollendeter; kein einziger Ton ging hier verloren, und mit wahrer Begeisterung wurde das gestern schon Gehörte von einem auserwählten, kunstsinnigen Publikum verschlungen. — Auch noch andere Festivitäten fanden bei dieser Gelegenheit statt. Mainz wollte die ungeheure Menge fremder Gäste, die Liedertafel die Musikvereine ehren, die aus den Nachbarstädten sich versammelt hatten, um unser Fest auf das Uneigennützigste zu unterstützen. Darum wurde für die Fremden ein Festball veranstaltet, wie Mainz an Pracht und Glanz noch keinen gesehen hat. Auf dem Rheine wurden in herrlich dekorirten Schiffen, die Abends illuminirt waren, Wettfahrten und Wettklettern mit ausgesezten bedeutenden Preisen veranstaltet; Volksbelustigungen aller Art fanden statt, die zahlreichen mitwirkenden Künstler wurden überall auf das Gastfreundlichste empfangen und bewirthet: kurz, es bewährte sich die alte Hospitalität von Mainz. Es wird nun dieses Fest jedes Jahr dahier stattfinden, und der 8te August ist im Mainzer Kalender hinfort ein Feiertag.

Paris, August.

(Beschluß.)

Folgen der Duellwuth. Der schlaue Herzog.

Der Schmerz und die Erbitterung des Vaters über den Verlust seines zweiten Sohnes stiegen auf's Höchste; nun wollte er sich selbst mit demjenigen schlagen, der ihn seiner zwei Söhne beraubt hatte; der junge Mal° aber weigerte sich, mit dem Vater zu kämpfen; er habe das Unglück gehabt, zwei Brüder um's Leben zu bringen, daß er nicht feig sey, habe er hinlänglich bewiesen, folglich glaube er, ohne Nachtheil für seine Ehre, den Kampf ausschlagen zu können. Dadurch ließ sich der aufgebrachte Vater keineswegs besänftigen; wenn sein junger Gegner sich nicht mit ihm schlagen wolle, so werde er ihn überall verfolgen, und nicht eher ruhen, bis er den Tod seiner beiden Söhne gerächt habe. Diese Drohung schien dem Mal° bedenklich; er ging zur Polizei und bat sich die Erlaubniß aus, ein verborgenes Stilet in seinem Stocke tragen zu dürfen, um sich im Nothfalle gegen einen mörderischen Anfall zu vertheidigen. Eines Abends, als er eben in seine etwas einsam liegende Wohnung treten wollte, wurde er in der That von zwei Menschen angefallen, er sezte sich aber tapfer zur Wehr, verwundete den einen und zwang alle beide zur Flucht. Er ging wieder zur Polizei; man rieth ihm ernstlich, sich eine Zeitlang aus Paris zu entfernen. Er sah selbst ein, daß dieß das Klügste sey, und er soll sich nach dem Rathe verständiger Männer eingeschifft haben, um eine Zeitlang in Amerika zuzubringen. — Eine, glücklicherweise nicht tragische Geschichte hat sich vorige Woche in der vornehmen Welt zugetragen. Ein junger Herzog, dessen Vater unter der Napoleonschen Herrschaft und auch zu Anfang der Restauration eine wichtige Rolle im Staate gespielt hat, und welcher seit ungefähr zehn Jahren mit einer schönen und jungen Frau verheirathet ist, aber, wie es scheint, in dieser Heirath keineswegs sein Glück gefunden hat, war schon seit einiger Zeit fest entschlossen, die unangenehmen Verhältnisse, worin er sich befand, mit Einemmale zu zerreißen und sich selbst in Freiheit zu setzen. Da aber die Frau und die Schwiegermutter sehr schlau sind, so war er genöthigt, ihrer Schlauheit die seinige entgegenzusetzen. Sein Entschluß war, all seine Habe, die sich auf 100,000 Franken jährlichen Einkommens belief, mobil zu machen und damit anderswo ein glücklicheres Loos zu suchen. Es war keine Kleinigkeit, ein so beträchtliches Vermögen in der Stille in der Gestalt von Papier und Gold zusammenzuziehen, ohne daß die Familie seiner Frau Unrath merkte. Alles wurde aber mit solcher Klugheit angelegt, daß, als die junge Frau vorigen Mittwoch oder Donnerstag aufstand, und hörte, daß ihr Mann verreist sey, sie sehr erstaunte. Es entstand nun folgendes Zwiegespräch zwischen ihr und dem Haushofmeister: „Ist es wahr, daß mein Mann verreist ist?“ — „Zu dienen, Frau Herzogin.“ — „Doch nicht auf lange Zeit?“ — „Man sagt, auf immer.“ — „Gott im Himmel! (der Herzogin ging ein furchtbares Licht auf.) Hat er sich denn mit Geld versehen?“ — „Man sagt, er habe Alles mitgenommen.“ — „O Himmel! Dieses Hotel —“ — „Ist verkauft.“ — „Die kostbare Sammlung von Edelsteinen, die der Herzog sich angeschafft?“ — „Ist nicht mehr da.“ — „O Himmel! unsere Equipage —“ — „Hat jezt einen andern Herrn.“ — „So werde ich also zu meinen Eltern ziehen müssen.“ — „Ich glaube, die Frau Herzogin haben kein anderes Mittel.“ — Glücklicherweise ist die Familie der Frau Herzogin sehr begütert. Die vornehme Welt beklagt sie nicht sehr und lacht über die Gewandtheit des unzufriedenen Ehegemahls, der sich mit einigen Millionen davon gemacht, ohne daß seine Ehehälfte das Geringste davon geahnt hat.

Dg.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 84. und Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. August 1835.

— Nun ja!
Mit einer Leiter, wohl gefügt aus Stricken,
Erklimmt man leicht der zweiten Hero Thurm,
Sobald Leander es nur wagen will.

Shakespeare.
Die beiden Veroneser.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Während die Wagen fortrollten, klopfte es unten mit drei Schlägen an die Hinterthüre des Pächterhauses. Edward legte das Buch weg und horchte, indem er die Lampe verdunkelte. Eine bekannte Stimme intonirte:

Auf auf! auf auf! Northumberland!
Jezt ist es Zeit zu reiten.
Laß klingen den Sporn, den Speer in die Hand,
Das gute Schwert zur Seiten.

Die Königin spielt mit Männerblut,
Wir wollen sie belehren.
Für Weiber thut es nimmer gut,
Mit Kronen zu verkehren.

Verdrießlich zog der Horcher an der Schnur über dem Sopha und legte sich wieder mit übergeschlagenen Armen und Beinen zurück, bis mit weinglänzendem Gesichte Sir Jedediah eintrat, nicht ohne einiges Geräusch, wie Edward denn schon von der Treppe das ziemlich laute, scherzhafte Zwiegespräch zwischen ihm und der Pächterin, die geöffnet, hatte hören können. „Sie ist noch eine allerliebste Dreißigerin," entgegnete der Ritter auf Edwards Vorwurf; „die Milch und Kirschblüthe von Kent prangt noch auf ihren Wangen, daß es eine Sünde wäre, ihr nicht im Vorbeigehen eine Artigkeit zu sagen, um so mehr, als ich es für Dich thue." — „Possen!" — „Verfluchte Schuldigkeit!" fuhr der Andere fort. „Denkst Du, junger Mensch, von zwanzig und etlichen, weil Du bis über die Ohren in eine Andere verliebt bist, daß Du keine Verpflichtung hast, gegen ein hübsches Weib galant zu seyn, und noch dazu gegen eines, das Dich auf Gefahr, aus ihrer Pacht gejagt zu werden, unter ihre Schürze steckt? Denkst Du, daß sie dazu gleichgültig ist, wenn Du mit Deinem blassen Mondscheinantlitz, den Hut tief in's Gesicht, an ihr vorbei gehst wie ein Gespenst, ohne sie zu bemerken? denkst Du, daß sie's Dir dankt, daß Du ihr nicht dankst, wenn sie eigenhändig den Thee heraufträgt und fragt, wie Du geschlafen hast?" — „Hast Du mir nichts weiter zu sagen?" entgegnete Edward, das Buch wieder aufschlagend. „Noch außerordentlich viel," sagte der Andere, es ihm wegnehmend, „worauf Du Acht geben sollst."

Aber als er einen Blick in das Buch geworfen, ließ er es lachend fallen, und die ansehnlichen Hände auf die vollen Knie stützend, blickte er schelmisch den Freund an: „O Corydon von England! denke ich nicht, Du betest über Philipp Sidneys Arkadien, oder Sonetten, die verliebte Italiener, Spanier und Engländer, oder der

deutsche Werther aushauchten, und es sind Burke's Reden! Willst Du mit seinen Phrasen Bresche schießen in die Steinmauern des verzauberten Torykastels drüben, willst Du mit Burke's Basiliskenblicken gegen den armen Lord North das Herz Deiner Judith treffen? — Liest da, siech, wund, abgeblaßt, von Liebesschmerz verzehrt, auf der Lauer liegend, wie Ritter Toggenburg am Rheine, zu seinem Troste verschimmelte Parlamentsreden! Schäme Dich, Junge! was man seyn will, muß man recht seyn. Gehe in den Wald und schneide ihren Namen in die Bäume, seufze ihn in's Schilf und in die murmelnde Welle; meinethalben gehe zu einer alten Kartenlegerin, aber lies nicht die Reden, die uns Amerika gekostet haben, derweil Du verliebt bist.“

Sir Edward hatte sich aufgerichtet und reichte dem Ritter ein erbrochenes Billet: „Da lies, alte Ballade!“ Sir Jedediah brachte den Inhalt für sich halblaut singend in die Weise eines alten Liedes, und schloß dann mit einem „Prächtig!“ — „Was ist da prächtig?“ — „Daß sie Dich absolut nicht will. Nun muß sie wollen:

„O Lady Judith, spröder Schatz,
Drückt dich zu fest mein Arm?
Je zwei zu Pferd' haben schlechten Platz,
Und Winternacht weht nicht warm.“

„Die Zeit der Entführungen ist vorüber.“ — „In dem modernen England, aber Deine Judith lebt im alten. So eine Strickleiter, was meinst Du? drüben angelegt, dann hinausgeklettert, mit Sporen an den Füßen, wenn's auch unnöthig ist, damit es nur klirrt; dann seufzend ihre Knie umschlungen, eine Hand nach dem Monde, die andere nach dem sterbenden Herzen, von Deinem großen Ahnherrn etwas gesprochen, der um eine Beedle-Bowble von Bramfield-Castle nach Jerusalem pilgerte — was gilt's, es wirkt? — Erst wird sie sprechen von Albernheit und sehr zornig seyn; denn das ist eben das Merkwürdige bei dieser interessanten Person, daß sich die Vernunft noch gar nicht ausrotten lassen will. Darauf, schon weicher, wird sie meinen, wozu denn überhaupt eine Entführung? oder, eine Scala tiefer, wenn's doch einmal entführt seyn soll, warum mit einer Strickleiter? die Treppe sey ja bequem, und es hindere euch Niemand. Alsdann aber, mein Edward, sprichst Du: So, oder gar nicht! Wenn alsdann der Rappe unten schaudert vor Lust, mit euch Beiden durch die Nacht zu fliegen, die Wolken über den Mond ziehen, die Raben krächzen in den dürren Aesten — ha! die Luft durchzittert auch sie, mit Dir auf der Strickleiter zu zittern. Oder fürchtest Du Dich vielleicht? Ich will unten fest halten.“ — „Gieb Dir keine Mühe, mich lachen zu machen.“ — „Es ist mein Ernst.“ — „Meiner auch.“ — „Hu, wie das blonde Haar Dir zu Berge steigt! Ein paar solche Ritterriesenschritte mit dem Blicke, und sie wirft sich Dir in die Arme. Wirklich, Edward, Du bist zum Verlieben.“ — „Es soll sich aber Niemand in mich verlieben, denn wie ich finde, daß es Momente gibt, wo man aufhören muß, ein Narr zu seyn, so gibt es auch deren, wo man aufhören muß, zu lieben.“ — „Herrlich!“ fiel der Ritter ein, „nun wirst Du sie hassen; das gibt erst eine Ballade.“ — „Zwischen uns wird weder Haß, noch Liebe regieren, seit die Lady, indem sie mir ihre Pflicht vorhielt, mich an meine erinnerte. Sie hat Recht, und ich habe es auch, wenn ich diese unwürdigen Fesseln, die ich schon zu lange duldete, sprenge, und von nun an nicht ihr, sondern mit Allem, was an mir, der einen gerechten, großen, heiligen Sache angehöre, und das will ich.“ — „Leibhaftig Charles Fox!“ rief der Ritter; „so schmiß der auch mit einem Male, als ihm das Licht des Patriotismus aufging, Spiel, Putz, Wein, Liebschaft über Bord, und war über Nacht aus einem Lüderjan ein Volksheld geworden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine sibirische Bärenjagd.

(Beschluß.)

Der tanzende Bär. Obgleich sich schon in John Cochranes sogenannter Fußreise durch Sibirien und die Tartarei nach Kamtschatka das folgende Faktum, wenn auch nicht ausführlich, erzählt findet, so führe ich es doch, der Vollständigkeit wegen, und weil jenes Buch nicht viel bekannt ist, hier an, um so mehr, da es mir ebenfalls von dem, der es erlebte, selbst erzählt wurde. Vorausgeschickt muß werden, daß unter den Jakuten eine eigene Art von Geisteskrankheit herrscht, die man Imerachismus nennt; wenn nämlich dem damit Befallenen, dem Imerach, etwas zustößt, was seine Nerven plötzlich erschüttert, wie Furcht, Schreck, Aerger, so ergreift ihn eine Wuth, Alles nachzuahmen, was er sieht und hört. So befand sich z. B. der oberste Hundeführer des Kapitäns Wrangel in dessen Vorzimmer und sprach ganz ruhig mit einem von dessen Leuten; auf einmal pocht Jemand sehr ungestüm an die Thüre, sein Imerachismus bricht aus, und er fängt eben so ungestüm an, auf den Andern loszuschlagen, so daß dieser nicht wußte, wie er zu Prügeln kam. — Zwei Frauen in Jakutzk waren mit dem Imerachismus behaftet. Sie saßen des Abends beim Thee; ein Verwandter setzt sich hinter sie, so daß er Beide erreichen kann, legt die Hand um ihren Nacken und läßt die eine gegen die andere eine Verneigung machen; die andere stutzt, und er kommt ihrem ausbrechenden Imerachismus zu Hülfe, indem er

auch sie einen Bückling machen läßt; nun kommt das gegenseitige Komplimentiren in Gang, sie verschütten ihren Thee und werfen sich am Ende die Tassen an den Kopf. Jezt wird das Folgende verständlicher seyn. — Bei der Expedition nach dem Eismeere, wo Hedenström einige Inseln entdeckte (Neu Sibirien ꝛc.), führte seinen vordersten Schlitten ein Jakute, der mit dem Imerachismus behaftet war. Er begegnet unterwegs einem Eisbären, die Hunde, ohne sich aufhalten zu lassen, machen Jagd auf ihn, das Geschirr kommt in Unordnung und wird unbrauchbar, der Führer springt in dieser gefährlichen Lage aus dem Schlitten mit seinem Ostol (ein starker, vorne mit Eisen beschlagener, hinten mit Schellen behangener Stab, welcher dazu dient, den Schlitten aufzuhalten) und sucht ihn zur Flucht zu bringen. Der Bär sezt sich auf die Hinterfüße und fängt an zu heulen und zu brüllen; nun bricht des Jakuten Imerachismus aus, er brüllt den Bären wieder an, dieser brüllt noch fürchterlicher, der Jakute seinerseits bemüht sich, es ihm gleich zu thun; endlich geräth er in Wuth und will den Bären mit der eisernen Spitze niederstoßen; dieser hebt sich auf die Hinterfüße und sucht den Stößen auszuweichen, und beide tanzen nun brüllend im Kreise herum, bis der Schlitten Hedenströms anlangt, der sogleich abspringt und mit la Perouse's Doppelgewehr durch einen glücklichen Schuß dem Gebrüll und dem Tanz ein Ende machte. So erzählte mir Hedenström in Tomsk selbst.

Der Bär am Wachtfeuer. Fünf Jäger hatten sich um ein Wachtfeuer gelagert, sorglos weder Holz nachgelegt noch Wache gehalten. Nun liebt der Bär die Wärme sehr, und wenn auch die Hitze im Sommer in Sibirien sehr groß ist, so sind doch stets die Nächte kalt; kann er daher ein erloschenes Jägerfeuer finden, so legt er sich an die glühenden Kohlen und rückt immer näher, wenn die Wärme abnimmt, so daß er sich oft wie eine Katze noch in die heiße Asche legen soll. Alle schliefen sanft, da fühlt sich der eine kräftig zur Seite geschoben, er erwacht und will seinem Nachbar Vorwürfe machen, sieht aber beim Auflodern der lezten Flamme einen großen Bären, der gleich einem der Jäger sich an's Feuer drängt. Der Jäger bleibt ganz ruhig liegen, zupft aber leise den nächsten und raunt ihm in's Ohr: der Bär ist da. Der sagt es dem Dritten und so fort bis zum Fünften. Alle bleiben ruhig liegen; als der Tag graut, erhebt sich der Bär langsam und trollt seinen Weg fort in den Wald.

Ein Bär bringt Glück. Ein siebenbürgischer Jäger streifte in den Gebirgen im Bannat an der servischen Grenze zwischen Neu Maldawa und Mehadia. Es war ein leichter Schnee gefallen, da bemerkt er auf einmal von einer Anhöhe herab Fußtritte, die Allem nach einem versprengten Räuber angehörten. Was soll er thun? der Schnee war eben erst gefallen, also war der, von dem die Spuren herrührten, vor wenigen Stunden vorbeigegangen. Es wurde Abend; geht er in der Richtung, wo jener herkam, so ist er wenigstens sicher, ihm nicht zu begegnen; er befestigt seine Schuhe umgekehrt unter die Füße und tritt sorgfältig in die Fußstapfen des Andern. Er kommt auf die Anhöhe und bemerkt eine kleine Baracke von Zweigen und ein erloschenes Feuer; er sieht vorsichtig in die Hütte, es ist Niemand darin, aber eine hölzerne Flasche und eine Jagdtasche beweisen, daß der Besitzer wiederkommen wird. Geht er denselben Weg zurück, so läuft er ihm wahrscheinlich in die Hände, entflieht er auf einer andern Seite, so sieht der Besitzer der Hütte sich verrathen und verfolgt ihn. Der Abend ist angebrochen, sein Entschluß muß schnell gefaßt werden. Dicht an der Feuerstelle steht ein starker, dicht belaubter Baum, auf den man unbemerkt gelangen kann. Kaum hat er sich in den Zweigen versteckt, so sieht er einen Mann herbeischleichen. Sorgfältig betrachtet dieser die Fußstapfen, geht mit gespanntem Gewehr zu seiner Hütte, betrachtet rundum Alles, und scheint beruhigt; er zündet sein Feuer an, holt eine Schafkeule hervor, bratet sie, ißt mit gutem Appetit und trinkt noch besser servischen Wein aus der hölzernen Flasche dazu. Die Knochen seines Braten wirft er den steilen Abhang hinunter. Er traut aber doch nicht in der Hütte zu schlafen, sondern bereitet sich auf der andern Seite des großen Baumes ein Nachtlager; noch wird ein derber Schluck aus der Flasche gethan, nun legt er sein langes türkisches Gewehr neben sich, seine vier Pistolen, seinen Yattagan, seinen Dolch und Messer, er schnallt seinen Leibgürtel ab (es war ein servischer Räuber) und schläft bald ein. Bei dem Siebenbürgen auf dem Baum hatten unterdessen mancherlei Entschlüsse gewechselt; schon hatte er ein paar Mal sein Gewehr auf ihn gerichtet, aber er fürchtete, es möchte versagen; jener kannte solches Geräusch gar zu gut, und dann war er verloren; auf der andern Seite schien es ihm auch nicht recht, den Räuber bei seinem ruhigen Mahle zu erschießen; er beschloß daher, ruhig zu warten, bis der Räuber den andern Tag weggehen würde, und dann erst zu entfliehen. Als er aber den Räuber so fest schlafen sah, bekam er Lust, jezt schon sich davonzumachen. Schon wollte er herabsteigen, als er am Abhange des Hügels ein knackendes Geräusch hörte, welches er sich sogleich dahin erklärte, daß ein Thier die Schafknochen zermalme, welche der Räuber den Abhang hinuntergeworfen hatte. Bald darauf kam behutsam ein großer Bär herbeigeschlichen. Sollte er versuchen, den Bären zu tödten, und so sich und den Räuber zu retten? denn der Bär konnte eben so gut Lust bekommen, auf den Baum zu klettern. Der Bär schlich zu dem Baume, schnupperte am Stamm

hinauf; jezt sträubte sich dem Jäger das Haar, und das mit gehacktem Blei geladene Gewehr war schon auf ihn gerichtet; aber der Bär wandte sich vom Baumstamme weg und ging wohl dem Geruch des blutigen Braten nach, den der Räuber mit den Händen zerrissen hatte; er stellte sich leise über den Räuber, faßte ihn dann plözlich bei der Brust und schleppte ihn den Abhang hinunter, wahrscheinlich nach der nahen Höhle. Weit noch hörte er das Klaggeschrei des Räubers. Der Jäger stieg den andern Morgen von seinem Baume herab, und nahm die Waffen und den Leibgurt des Räubers mit, ohne Jemand etwas davon zu sagen. Er kaufte sich bald nachher ein kleines Bauergut, verheirathete sich und lebte mit starker Familie in seiner Art recht gut. Der Leibgurt soll manchen Dukaten enthalten haben. Nie kümmerte er sich auf der Jagd um Bären, und ließ sie passiren, wenn er schießen konnte. Wohl erst zehn Jahre später erzählte er meinem Freunde sein Abenteuer.

Dr. Karl Gustav Fiedler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Furcht vor der Cholera.

Wir leben hier jezt in einer nicht geringen Furcht vor der Cholera. So lange sie sich nur im südlichen Frankreich, in der Provence, zeigte, beachtete man sie hier gar nicht, obwohl der ähnliche Himmelsstrich und die Verheerungen, welche sie dort anrichtete, zu Vorsichtsmaßregeln auffordern konnten. Man war unsinnig genug, immer noch den schönen Himmel Italiens hervorzuheben, zu behaupten, hier verliere das Uebel seine Kraft, und werde von der argen Sommerhize erstickt werden. Verständigen Erwiderungen pflegte man ferner mit türkischer Ruhe jenes sara quel che dio vuol (was Gott will, wird geschehen) zu entgegnen. Als nun die Nachricht kam, daß das Uebel angefangen habe, in Nizza seine Geißel zu schwingen, war die Bestürzung nicht gering; doch tröstete man sich mit den wenigen Todesfällen. Und wirklich hat dort die Krankheit auf sehr gelinde Weise begonnen. Man erwartete hier nun den geographischen Fortschritt der Seuche, meinte, sie müsse zuerst doch nach Genua, dann nach Livorno, und so endlich auch nach Florenz kommen, und fing nun wieder an, sich in die gewöhnliche Gleichgültigkeit hineinzulullen, um die unangenehme Furcht sich, so gut es gehen wollte, vom Halse zu schaffen. Da kamen aber zwei Schiffe, das eine aus Bona, das andere aus Marseille, beide mit Cholerakranken, in die Quarantäne von Livorno, nachdem sie in Savoyen und in Korsika selbst abgewiesen worden waren. Dort mußte man sie nach dem Reglement aufnehmen, so sehr auch das niedere Volk dagegen schrie und, wie es schon andere Male die Wildheit eines haltungslosen Pöbels verrathen hat, thätlich dagegen zu protestiren geneigt war. Die lezten Nachrichten lauten glücklicherweise, daß von 156 Personen, welche beide Schiffe als Passagiere an Bord hatten, nur zwei gestorben, die übrigen alle im besten Wohlbefinden seyen. Seitdem ist aber die Furcht stärker als früher zurückgekehrt; man konnte sich nicht verhehlen, daß das Uebel, einmal in Livorno, auch unmittelbar in Florenz seyn würde. Man hat den Vorsteher des hiesigen Spitals Maria Nuova, den Dr. Betti, nach Livorno geschickt, weil dort, merkwürdig genug, die Stelle des ersten Sanitätsarztes seit einiger Zeit unbesezt war. Sonst sind noch nirgends besondere Vorsichtsmaßregeln sichtbar; man scheint in dem guten Glauben, daß Florenz eine der saubersten Städte sey, sich um größere Reinlichkeit nicht zu bekümmern, obwohl jedem Unbefangenen das baare Gegentheil jenes patriotischen Vorurtheils unangenehm genug in die Augen fällt. Wer aber das Terrain hier etwas kennt, und weiß, was die Enthüllung des Heiligenbildes in der Santissima Annunziata zu bedeuten hat, wird sich vorstellen, bis zu welchem Grade die Furcht der Bevölkerung gestiegen ist. Dieses alte Heiligthum ist das Palladium von Florenz, das nie und Niemanden gezeigt wird. Auf höchste Verwendung haben die vornehmsten Personen Erlaubniß erhalten, es enthüllen zu dürfen. Sonst bleibt es selbst an dem Festtage der Verkündigung unentschleiert, und nur bei großen Unglücks- oder Freudenfällen (z. B. neulich bei der Geburt des Kronprinzen) wird es den Augen und Küssen des verehrenden Volks auf einige Zeit bloßgestellt. Es ist ein Freskobild, das die Verkündigung darstellt und in vielen Kopien aller Art über Italien verbreitet ist. Kundige Leute haben es in's dreizehnte Jahrhundert hinaufrücken wollen, die hübsche Legende aber erzählt, der Maler Bartolomeo habe eines Abends sein Werk bis auf den Madonnenkopf vollendet gehabt, und diesen der Müdigkeit wegen bis auf den folgenden Tag verschoben. Als er nun früh Morgens wiederkehrte, um sich an seine Arbeit zu machen, hatten unterdessen unsichtbare Hände der Engel den Kopf hineingemalt. An die Annunziate wendet man sich nach dem Glauben der Florentiner nie vergebens, und gewiß ist, daß im vorigen Jahr, als anhaltender Dürre wegen die Madonna entschleiert werden mußte, der Regen unmittelbar erfolgte.

Während so das Volk, die frommen Brüderschaften und die Orden der Mönche in die Kirche der Servi wallfahrten, suchen die Jugend und die gebildeten Florentiner Trost in den Vorlesungen Buffalini's. Es ist noch keiner seiner Vorträge, selbst nicht die allerersten, so von Leuten jedes Alters und jedes Ranges besucht gewesen, als die, welche er vor einigen Tagen über die Cholera hielt. Solcher Erwartung ist stets und unter allen Umständen schwer zu entsprechen; Buffalini mochte überdieß seine Gründe haben, auf die direkte Lösung seiner Aufgabe erst gegen das Ende seiner Vorlesung einzugehen. Er behauptete nun, daß im italienischen Volk schon seit dem Jahr 1817 eine fortwährend sich steigernde Disposition zu dieser Krankheit fühlbar gewesen, diese aber jezt, durch Naturbegebenheiten aller Art weiter ausgebildet, auf eine Höhe gesteigert sey, daß das Uebel nothwendig ausbrechen müsse. Er hält die Cholera durchaus für epidemisch, ohne zu leugnen, daß sie in einzelnen Fällen contagiös werden könne; das Radikalmittel gegen dieselbe, seinem Urtheile nach sicher existirend, sey bis dahin noch nicht gefunden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. August 1835.

— O bords toujours nouveaux,
Que baigne et pare de ses eaux
La Seine à regret fugitive!
Gresset.

Die Umgebungen von Paris.

Es gibt wohl keine Hauptstadt eines großen Reichs, welche so freundliche und zugleich so glänzende Umgebungen aufzuweisen hätte, als Paris. An beiden Ufern der Seine begegnet das Auge blühenden Ortschaften, und in der Ferne begrenzt die sanftgeschwungene Linie einer Hügelreihe den Gesichtskreis, welche sich halbkreisförmig um die Hauptstadt lagert, und mit prachtvollen Schlössern und schönen Landhäusern bedeckt ist. Die Gehölze von Vincennes, von Boulogne, von Meudon, Romainville und Saint-Germain, überall von schönen, angenehmen Wegen durchschnitten, laden zum einsamen Spaziergang ein. Das ist es eben, was Paris zu einer Stadt macht, wie es wohl keine zweite der Art gibt: man hat hier Alles, was man nur wünschen mag; Alles von einer großen, Manches von einer kleinen Stadt; reiche Kunstschätze, Bibliotheken, Lärm, Luxus, Tumult, Einsamkeit, schöne Natur, und ein Stück der Weltgeschichte, das an Interesse und Bedeutung mit jedem Jahre gewinnt.

Fast so lange Paris steht, spielen seine schönen Umbungen eine Rolle in der Geschichte. Schon die frühesten Könige von Frankreich pflegten ihre Residenzen in weiterer oder geringerer Entfernung von der Hauptstadt aufzuschlagen, und brachten mit ihrem Hofstaat nur den kleinsten Theil des Jahrs darin zu. Die beiden Könige, welche am längsten auf dem Thron von Frankreich gesessen haben, Ludwig XIV. und Ludwig XV., erschienen nur selten und jedesmal nur kurze Zeit in Paris, um sofort diesen turbulenten Aufenthalt wieder mit der Einsamkeit von Saint-Germain, Fontainebleau, Compiegne und Versailles zu vertauschen. Die zahlreichen Hofleute, stets geneigt, sich in der Nähe des Kanals, aus dem die Gunst- und Gnadenbezeugungen fließen, zu halten, verließen gleichfalls die Hauptstadt, wo ihre prächtigen Hotels fast immer leer und verlassen standen. Während des Mittelalters erhob sich eine Menge reicher, prachtvoller Klöster, Kapitel und Abteien um die Hauptstadt herum; die Geistlichkeit stand in der Blüthe ihrer Macht und ihres Reichthums; sie besaß die fruchtbarsten Ländereien in der Umgegend von Paris, und mehrere ihrer weitläuftigen Domänen konnten für wahre Fürstenthümer gelten. In den folgenden Jahrhunderten änderte sich die Lage der Dinge. Unter der Herrschaft der Weiber regieren die Männer, sagt Montesquieu irgendwo, und schließt daraus, daß die Völker glücklicher sind, wo das Scepter in die Hände der Weiber gegeben ist. Die französische Geschichte aber wimmelt von Beispielen, welche das Gegentheil darthun; denn es sind doch in der That die Weiber, welche unter den lezten Valois die Herrschaft ausgeübt haben. Sie waren allerdings dem Einfluß von Männern unterworfen, aber diese Männer

gehörten einem ausschließlichen Stande an, kannten kein Volk und Vaterland, und dachten nur daran, ihrer Familie Reichthümer und Ehrenstellen zuzuwenden. So verfügte Diana von Poitiers über die öffentliche Staatsverwaltung unter Heinrich II.; Catharina von Medicis folgte ihr in der Ausübung ihrer unumschränkten Machtvollkommenheit, und ein Mann, der Kardinal von Lothringen, leitete Dianen und Catharinen; Mazarin schaltete und waltete, wie er wollte, unter der andern Medicis, und Mätressen niedern Rangs und niederer Geburt vergaben alle Stellen unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. Die Residenzschlösser waren jezt keine nothwendigen Festungen mehr, sondern wurden bloße Lustschlösser, und die königlichen Wohnungen zu Saint-Germain, Versailles und in andern umliegenden Dörfern erhielten eine diesem Zweck entsprechende Einrichtung und Verschönerung. Die Umgebungen von Paris gewannen ein ganz neues Aussehen. Die Leute vom Hofe und von der hohen Finanz wetteiferten gegenseitig in Luxus und Pomp; die Erzbischöfe von Paris, die Aebte von Saint-Germain-des-Prés und Saint-Martin-des-Champs ließen sich in der Umgegend der Hauptstadt schöne Palläste bauen, und überall sah man prächtige Lustschlösser sich erheben. Die Prinzen von Geblüt ahmten das Beispiel Ludwigs XIV. nach; die Minister, die ersten Magistrate wollten ebenfalls ihre Landhäuser mit reichmeublirten, kostbaren Zimmern, mit Park und Garten haben, und so erstanden bald Chantilly, Saint-Cloud, Mousseaux, Sceaux, Chanteloup, Brunoi und andere Ortschaften; nichts kam jedoch der Pracht und dem Umfang des Schlosses zu Versailles gleich, für dessen Parkanlagen Ludwig XIV. den berühmten Le Notre eigens nach Italien schickte, um dort die Plane jener famösen Villen der Kirchenfürsten zu studiren.

Die französische Revolution von 1789 verbitterte den großen, privilegirten Park- und Landhausbesitzern die Freude, und zügelte plötzlich die Manie der prächtigen Schloß- und Gartenanlagen. Sie änderte den Anblick der Umgebungen von Paris zum Nutzen des Handels und Ackerbaus. Das privilegirte große Eigenthum ging in andere, industrielle Hände über, und indem man nur Nutzen daraus zu ziehen suchte, fand man doch zugleich die Annehmlichkeiten desselben. Der Boden hat sich seitdem mit einer Menge ausländischer Bäume und Pflanzen bereichert, bisher vernachlässigte oder unbekannte Fruchtarten sind einheimisch gemacht worden, größere und reichere Grundbesitzer haben mannichfache Versuche zur Verbesserung des Landbaus angestellt, wovon die kleinern Ackerbauer Nutzen ziehen konnten, und die Landwirthschaft ist so in jeder Rücksicht weit vorgeschritten. Nie haben die umliegenden Ortschaften der Hauptstadt ein so glänzendes, reiches und mannichfaltiges Gemälde dargeboten. Die heutigen Umgebungen von Paris kündigen das Daseyn, den Luxus und Betrieb einer großen Hauptstadt an. Die Dörfer an den lachenden Ufern der Seine und dem blühenden Gestade der Marne, die Hügelketten des Montmartre, von Saint-Cloud, Belleville, Meudon u. s. f., die von ferne die Stadt beherrschen, sind mit herrlichen Schlössern und freundlichen Landhäusern besät. Die alten, unnütz gewordenen Klöster sind in Fabriken umgewandelt, und in einem Umkreise von mehr als zehn Lieues beschäftigt Paris Tausende von Fabrikarbeitern aller Art; denn aus einer reinen Verbrauchsstadt, wie es noch vor 30 Jahren war, ist es gegenwärtig einer der ersten Manufakturplätze und eine der größten Werkstätten Europas geworden. Zahllose Anstalten verfertigen in und um Paris die kostbarsten Waaren in jeder nur ersinnlichen Art, welche nach allen Erdtheilen versandt werden; denn keine Nation weiß durch Schönheit, geschmackvolles Aeußere und stets neu ersonnene Formen ihren Arbeiten solch eigenthümlichen Glanz und Reiz zu geben, wie die Franzosen, und besonders die Pariser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

„Ich begreife Dich nicht," sagte Sir Edward. „Wer über gewisse Dinge nicht von Sinnen kommt, hat keine. Diese unbesonnene, heillose, frevelhafte Entlassung der Minister, diese Auflösung des Parlaments ohne Grund, Vernunft, Umsicht, ohne daß sie nur eine einzige Schlacht verloren, aus rein persönlichem Kitzel, und das in einem Augenblick, wo die alte Verfassung zwischen Seyn und Nichtseyn schwebt, wo ein Haar den Ausschlag gibt, wo wilde Leidenschaften lauern, kaum halbgebändigte Dämonen an den Fesseln der Ordnung rütteln — wen das nicht außer sich bringt!" — „Mich nicht; aber es ist sehr schön gesagt." — „Herr Gott über England! Was ist es denn, was wir lieben, wofür wir glühten, seit wir Knaben wurden, seit wir das Wort lallten: Freiheit, Vaterland? es ist dieses Ebenmaß herrlicher, freigegebener Kräfte, die in sich selbst die Schranke finden gegen das Uebermaß. Dieser Fluß der Gedanken, der Thaten, der damals in's Stocken gerieth beim ehrenwerthen, aber einseitigen Widerstand unserer Väter gegen Frankreichs Umwälzung, diesen wieder in Gang zu bringen, den Austausch der Kräfte zu fördern, den Lebensbaum Englands zu begießen, das wollen wir. Und da schreien diese unbegreiflich Blinden, weil die Vernunft die Kanäle reinigen, den Schutt fortschaffen, das Unkraut ausrotten will, Zeter und Wehe, Tod, Untergang, Verderben! Wodurch kam es dahin? weil sie fünfzig Jahre lang faul waren, und tausend Jahre ungerecht; weil über ihrer Faulheit der Kehricht anwuchs

zu der entsetzlichen Höhe, weil über ihrer schlaffen, despotischen Trägheit gegen die Klagen eines Brudervolks diese Klagen anschwollen zu einem Todesschrei der Rache. Wenn Italiens Blut in den Adern der Whigs glühte, es gäbe gezückte Dolche, triefende Schaffotte und brennende Schlösser; aber wir sind Engländer. Nach solcher Unbill üben sie eine Mäßigung, die die Engel im Himmel beschämt. Und dafür — dafür allein, nachdem sie in drei Jahren im Schweiß ihres Angesichts der Hydra-Dummheit einen Kopf nach dem andern abgehauen, dafür, im Augenblick, wo sie, müde von der ungeheuern Anstrengung, einen Augenblick ausruhen, gibt man ihnen einen Fußtritt, und die Unvernunft jauchzt, daß sie vom Sitz fallen, und schaukelt sich, mit kindischer Lust auf dem schwankenden Stuhle. Die Presse ist viel zu langmüthig, die Stimme des Unwillens zu sanft. Mit Posaunenklängen, mit Donnerstimmen des jüngsten Gerichts müßte es ihnen in's Ohr geschrien werden, bis ihr Trommelfell plazt, daß nicht die Gegner, daß ihre Unvernunft England zum Falle bringt.“ — „Da hast Du einen Bonbon, Edward,“ sagte der Ritter; „Du bist heiser. Nachher werde ich Dir meine Meinung sagen. Die Exposition ist sehr hübsch, denn sie kehrt das Ende zum Anfang, wie's bei solchen Dingen seyn muß.“ — „Ich bin kein Redner.“ — „Da hast Du wieder Recht. Wer das Volk bewegen will, muß immer nur vom Essen und Trinken reden. Rechnest Du ihnen vor, wie viel arme Leute von dem leben können, was ein Tory verzehrt, so schlägt das in den Magen, alle die Posaunenworte vom englischen Lebensbaum treffen nur das Ohr.“

Edward hatte sich wieder auf's Sopha gesezt und stüzte nachdenkend den Kopf in der Hand. Er sprach fast bewegt: „Liebe ich denn nicht etwa auch, was ehrenwerth ist an unserer alten Verfassung! Klingen mir die herrlichen Namen unserer Geschichte nicht auch wie Trompetenstöße und Orgelklänge! Berauscht mich nicht der Gedanke, auch ein Nachkomme großer Männer zu seyn! Aber eben weil mir die aristokratischen Säulen unserer Konstitution, diese Riesenbäume, unter denen unsere junge Freiheit in jenen Stürmen Zuflucht fand, so an's Herz wuchsen, möchte ich blutige Thränen weinen über die dumpfe Verstocktheit, die das Wesen hinopfert, um Lumpen und Fetzen zu retten. Um einen Doktorhut, der ihr nichts nüzt, um einen Zehnten, den sie nicht eintreiben kann, um leere Namen, leere Titel, eitle Formen, um schnöden Eigennutz auf's Spiel gesezt, was Jahrhunderte mühsam erschufen! Oder fördert das die Anhänglichkeit, daß sie sagen, wir gewähren euch nichts aus freien Stücken, aber wenn ihr uns zwingt, dann thun wir's? Wenn ich denke, daß es damals mit einem Brosamen geschehen wäre, und das Volk hätte gejauchzt! Statt dessen hezten sie den edlen Canning, der den Brosamen für das Volk begehrte, zu Tode, und die großen Whigs hezten mit, weil er zu weit gehe, und jezt würde man den Minister auslachen, der nicht mehr verspräche, und derselbe Lord Grey, der mithezte, gab hundertmal mehr aus freien Stücken, und gab doch noch nicht genug. Ihn jagten sie auch fort, und Peel wird noch mehr geben, und wer nach ihm kommt, immer mehr. So wird Moment um Moment verscherzt, wo Versöhnung möglich wäre, und mit Lawinenschnelligkeit naht die Krisis, wo die ungeheuersten Opfer nicht ausreichen, und in einem Augenblick Alles im Strudel verschlungen ist.“

Der Ritter, der sich während dem unmuthig auf seinem Sessel hin und her gedreht hatte, verzog jezt das Gesicht, als wolle er weinen. „Um Alles in der Welt bitte ich Dich, mein Pathe, presse mir keine Thränen aus! Schimpf' alle Engländer zu Tode, aber mach' sie nicht weinen.“ — „Wer kann lachen, wo das Herz brennt?“ sagte Edward. — „Ich bin immer der Meinung gewesen, daß sich das englische Temperament wie ein guter Punsch verhält,“ hob der Ritter an. „Ein guter Punsch besteht nämlich aus der richtigen Mischung von Arack, Zucker, Wasser und sehr wenig Citronen. Ob man ein Bischen mehr Zucker, oder mehr Rum nimmt, darauf kommt's so wenig an, als auf das alte Streiten zwischen Torys und Whigs, die Reformer gießen Wasser zu. Mag seyn, daß wir nicht mehr stark genug sind für das alte Gebräu; aber um's Himmelswillen nur nicht mehr Citronen! wenn die Säure der Sentimentalität und Empfindlichkeit hinein kommt, ist es mit England aus. Wünsche meinethalben alle Conservativen in die Hölle, aber greine nicht!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Anfangs August.

Schönbrunn. Hizing. Ahmed Pascha. Strauß. Fernsichten. Journalistik. Schickh. Neueste literarische Erscheinungen.

Noch befinden sich Ihre Majestäten in Schönbrunn; die Reise des Kaisers nach Oberösterreich wurde contremandirt, und selbst die nach Böhmen im September, wozu bereits alle Anstalten getroffen werden, ist noch ungewiß; man sagt, für den Fall, daß Se. Majestät in Wien bliebe, dürfte der Kaiser Nikolaus hier zu erwarten seyn. Die Anwesenheit des Hofes belebt den heurigen Sommer; der hohe Adel, zahlreiche Fremde, Jung und Alt aus dem wohlhabenden Mittelstande drängen sich um das herrliche Schönbrunn, in dessen Anbau die Staatskanzlei ihren Sitz genommen. Das dicht daran sich ausbreitende, lachende Hizing mit seinen reichen Villen und dem eleganten Salon, worin Strauß Donnerstags und Sonntags geigt, ist dadurch der Brennpunkt der Unterhaltung, und in der That läßt sich ein bunteres Leben kaum denken. Die Anwesenheit Feryk Ahmed Fethi Pascha's mit seinem phantastisch kostümirten Gefolge erhöht diesen Reiz natürlich, wenn auch das Auge der Wiener an orientalische Gestalt und Tracht

durch die vielen türkischen und griechischen Familien, die hier leben, gewöhnt ist. Der Botschafter der Pforte hat sich bereits seines Auftrags in herkömmlicher Form entledigt, und genießt nun, in Erstaunen, wie man sieht, über die gefällige Freiheit unsers öffentlichen Lebens, das durch das populäre sich Anschließen des Adels von jedem andern Residenzleben sich vortheilhaft unterscheidet, aller Vergnügungen, die sich in den zahllosen points de réunion darbieten. So fand er sich vorgestern um Mitternacht in dem, mit einem prächtigen Salon geschmückten, großen Gasthausgarten zur Birne ein, umwogt von mehr als fünftausend Menschen aus allen Ständen, die das, zum Benefiz unseres oben genannten Walzervirtuosen veranstaltete, glänzende Ballfest zusammenführte. Gestern speiste derselbe bei Sr. k. Hoheit Erzherzog Karl in der Weilburg bei Baden; Artillerie- und andere Waffenübungen werden gleichfalls ihm zu Ehren veranlaßt werden. — So spielen durch die schwere Wetterwolke am politischen Horizonte fort und fort freundliche Sonnen- und Mondstrahlen socialer Freude und Ruhe; man stellt das Schicksal der Zukunft und der Vorsehung anheim, und fühlt sich vollkommen befriedigt durch den Entschluß der drei großen Mächte, den Weltfrieden ungestört zu erhalten. Das Lager bei Kalisch ist eine große historische Komposition, und die dritte der größern Demonstrationen, von Oesterreichs Seite begonnen und fortgesezt von Preußen. — Von einem Anschluß Oesterreichs an den deutschen Zollverein ist hier nicht mehr die Rede.

Stiller, als unser öffentliches Leben, ist, wie immer, das literarische. Vor wenigen Tagen starb zu Gastein in ziemlich vorgerücktem Alter der würdige Herausgeber und Redakteur der Wiener Zeitschrift, Johann Schickh. Sein ernstes, redliches Bestreben, nach besten Kräften literarisch-artistisch nüzlich zu wirken, sein loyaler Charakter, wie seine nicht geringen Kenntnisse sicherten ihm allgemeine Hochachtung; dies und der Dank vieler Kunstjünger, die er unterstüzt, folgen ihm in's Grab. Seine Wittwe sezt die Zeitschrift wahrscheinlich unter Redaktion des derzeitigen Hoftheater-Referenten Friedrich Witthauer fort. Die österreichische Zeitschrift für Geschichte ꝛc. (Fortsezung des Archivs) unter Kaltenbaeck hebt sich allmählig; alle bedeutenderen Literatoren Wiens unterstüzen das vielversprechende Journal, dem nur eine konsequentere Farbe zu wünschen wäre; bis jezt schwankt es noch zwischen Extremen. Mehrere seiner Nummern verheißen eine neue, schöne Zeit der Kunst, besonders der Poesie; ich glaube daran. Wir haben hier keine Schule, wie die schwäbische, aber eine reiche Natur und ein nicht armes Naturell. An ein Zusammenwirken der poetischen Kräfte ist freilich bei der Leidenschaftlichkeit des Wiener Charakters nicht zu denken; jede strebt für sich, excentrisch von der Natur aus. Grillparzer, aufgefrischt durch den Erfolg seines Stückes „der Traum ein Leben,“ wird hoffentlich nicht wieder in seine Apathie zurücksinken; von Zedlitz erwartet man zwei neue Werke; Lenau, halb Ihr Mitbürger, wird, bei seiner außergewöhnlichen Bildnerkraft, gewiß bald einen schönen Stoff finden; Bauernfeld wird bald im Hoftheater die Scharte auswezen, die seiner guten Feder das Schicksal seines „Fortunat“ in der Josephstadt geschlagen hat; von Braun von Braunthals „Faust,“ Tragödie, ist die erste Auflage vergriffen; Castelli sammelte seine poetischen Spiele in sechs Heften; ein liebenswürdiger Charakter voll glücklicher Laune und gefälligen Wizes; Herr von Hammer, der Unermüdete, beschenkt uns, während er sein großes Werk verfolgt, zeitweise mit Blumen und Geschmeide aus dem reichen Schooße des Orients; L. A. Frankl schrieb ein romantisches Epos, „Colombo;“ J. G. Seidls angenehmes Talent scheint in seinem Cilli nicht Anregung genug zu finden, seine neuern Verse sind sehr schwach. Der junge Linguist Chr. Huber, dem Morgenblatte bekannt, Baron Feuchtersleben, nur zu befangen in Goethe's Manier, Manfred, Straube als Novellist, Löwenthal, Baron Schlechta, Weigl u. m. A. berechtigen zu bedeutenden Hoffnungen.

Florenz, August.

(Fortsezung.)

Der Kupferstecher Garavaglia.

Italien hat in diesem Augenblicke den Verlust zweier ausgezeichneter Männer zu betrauern. Vor wenigen Monaten starb hier am Schlagfluß der bekannte Kupferstecher Giovita Garavaglia. Es war nicht allein seine liebenswürdige und unbescholtene Persönlichkeit, welche sein Hinscheiden seiner nächsten Umgebung schmerzlich machte, es war namentlich seine Geschicklichkeit und der Gedanke an die jezt verhältnißmäßig geringe Anzahl bedeutender Männer in diesem Fach, was ganz Italien diesen Todesfall als einen allgemeinen Verlust hart empfinden ließ. Garavaglia, um 1790 in Pavia geboren, verdankte den ersten Unterricht in der Kupferstecherkunst dem Professor Faustino Anderloni, seine höhere Ausbildung dem verstorbenen Longhi in Mailand, dessen Schule er sich im Allgemeinen anschloß. Unter seinen frühern Werken, die sogleich viel versprachen, wurden zwei von der Mailänder Akademie gekrönt. In diese Zeit gehören mehrere Porträts, die er auf besondere Veranlassung, und namentlich wohl, um sich eine unabhängige Existenz zu sichern, übernommen zu haben scheint. Zu seinen größern Arbeiten der damaligen Zeit wird der David von Guercino gezählt und der Jakob von Appiani, an den er im Alter von zwei-und-dreißig Jahren die Hand legte. Von Vielen wird der leztgenannte Stich für sein bestes Werk gehalten, und wohl mit Recht über die Madonna della Sedia gestellt, welche er etwas später unternahm. Es war vorzüglich diese Arbeit, welche ihm nach dem Tode Raf. Morghens die Professur der Kupferstecherkunst an der hiesigen Akademie verschaffte. Er füllte seit zwei Jahren diesen Posten mit Ehren aus und stach gerade die Himmelfahrt der Madonna von Guido (in Genua), als der erste Schlagfluß ihn lähmte, und ein bald darauf nachfolgender sein Leben endigte. Garavaglia lebte glücklich mit der Schwester seines geliebten Lehrers, Giulia Anderloni, die er als Mutter von mehreren Kindern hinterläßt. Was die Führung des Grabstichels (das tagliaro) betrifft, so dürfte Garavaglia den Besten seiner Zeit würdig zur Seite stehen, ja mehreren unter ihnen durch größere Sicherheit der Hand überlegen seyn. Man muß eingestehen, daß er, um den Ton des Ganzen nicht zu verlezen, um der Harmonie nicht zu schaden, manche Striche schwächer gehalten, und Details weniger entschieden bezeichnet hat, als er ohne Gefahr hätte thun können. Dies fällt namentlich auf, wenn man eines seiner Werke gegen ein Blatt von Toschi hält; jenes verschwindet bis zur Unscheinbarkeit, während in Toschi's Arbeiten der kräftige Ton fast grell in die Augen springt. In der Wahl seiner Gegenstände die doch keineswegs immer der Zufall oder das Bedürfniß bestimmte, hat Garavaglia wenig Geschmack bewiesen; außer seiner Madonna della Sedia gibt es kaum ein anderes Blatt, das seines Originals wegen auf allgemeinen Beifall rechnen dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage; Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. August 1835.

Schau, was dir dient, ist recht; du liebst einmal,
Ei nun, für solche Leiden schaff' ich Rath.

Shakespeare.
Viel Lärmens um nichts.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Edward antwortete nicht; der Ritter war aufgestanden und faßte ihn beim Kinn: „Auch empfindlich!“ — „Wir verstehen uns nicht mehr,“ entgegnete Sir Edward. — „Himmel und Hölle, das fehlte noch! Pathe, wenn ich das voraus gewußt, wie ich Dich da hielt in der Kathedrale, und Du schriest so ungeberdig, ich hätte Dir ja lieber das ganze Taufbecken über den Kopf gegossen und Dich in den Windeln ersäuft. — Sieh einmal, Pathe,“ hob er nach einer Pause wieder an, das Band durch das Rohr ziehend, „ich hab's mir nun einmal absolut in den Kopf gesezt, Du sollst sie kriegen.“ — „Willst Du mich zwingen?“ — „Allerdings.“ — „Und sie?“ — „Eben so. — Spricht nicht die Grafschaft seit drei Jahren davon? Hoffen nicht eure beiden Familien darauf? Liegen nicht eure Besitzungen so durcheinander, daß nur ein hundertjähriger Prozeß oder eine Heirath die seit dreihundert Jahren aufgethürmten Streitfragen löst? Galtet ihr nicht als Braut und Bräutigam, seit ihr als Kinder euch mit Schneebällen warft? ist sie nicht hübsch, und bist Du's nicht auch? seyd ihr nicht beide jung, reich, kapriciös, und sollen Deine Pferde umsonst ihre Krippen zerbissen haben aus Verzweiflung über ihren phlegmatischen Herrn, und der Storch hier oben aus dem Neste fortgeflogen seyn, aus Angst vor Deinen schneidenden Liebesseufzern, die durch den Rauchfang aufstiegen, und, was das Schlimmste, soll ich umsonst so lange ausgestanden haben unter Deiner verliebten Langweiligkeit? Zehn Flaschen Sherry gegen eine Kanne Dünnbier, ehe dreimal die Sonne aufgeht, hast Du sie!“

Edward lächelte; der Ritter führte ihn an's Fenster, er zeigte auf das Licht, das aus den Fenstern des Herrenhauses auf den Schnee dämmerte, und fühlte dabei an das Herz des jungen Mannes: „Siehst Du, das ist ihr Schatten.“ — „Ich verlasse morgen diese Hütte,“ entgegnete Edward. — „Das sollst Du auch nach meinem Plan.“ — „Aber ich entführe sie nicht.“ — „Doch wenn sie entführt wird, wirst Du Ritters genug seyn, Dein Schwert zu ziehen gegen die niederträchtigen Schurken, die sich unterstehen, zu jetziger Zeit, als wären wir in der Barbarei bei den Pamelas und Lovelace, eine feine, junge Dame zu knebeln — mit Stricken knebeln, sage ich Dir — “ — „Sprichst Du im Ernst!“ rief zornfunkelnd der junge Mann. — „Es thut mir sehr leid, lieber Edward, aber es wird schon geschehen müssen. Ich lasse sie entführen.“ — „Es wird nicht geschehen!“ rief Edward; „denn noch rinnt etwas vom alten Ritterblut mir durch die Adern. Knebeln! das liebenswürdige

Geschöpf! Auf der Stelle laufe ich hinüber.“ — „Aber Du wirst doch vorher die Stiefeln anziehen?“ sagte der Ritter, als Edward den Hut ergriff. „Wenn Du in Pantoffeln und wollenen Strümpfen vor sie trätest, das gäbe doch einen unauslöschlichen Skandal.“

Aber während Edward dieser Weisung folgte, deren Nothwendigkeit, troz seinem Zorn, ihm einleuchtete, hatte sich der beleibte Ritter mit Behendigkeit aus der Stube geschlichen, die Thür hinter sich zugedrückt, und das Schloß rasselte. Als Edward fragte, was das solle, öffnete sich der kleine Schieber, und Sir Jedediahs Gesicht nickte ihm freundlich zu: „Unartige Kinder, die keine Vernunft annehmen, schließt man ein, bis das Spiel vorüber ist, das sie verderben können.“ — „Nun wird's mir zu arg!“ rief Edward, an der Thür rüttelnd. — „Ei, jezt schon, Pathe? das ist ein Bischen zu früh. Wenn's Zeit ist zum Retten, wirst Du schon losgelassen werden, aber bis dahin kannst Du immer noch ein paar Reden von Burke auswendig lernen.“ — „Ich sprenge die Thür!“ — „Recht so; Du kannst Dich in edler Wuth üben, damit es nachher desto natürlicher läßt. Uebrigens gieb Dir nicht unnöthige Mühe, denn im Hause ist Alles fort, oder mit mir einverstanden, und den Skandal wirst Du Dir doch selbst nicht machen, so in die stille Nacht zu lärmen, daß sie's drüben im Herrenhause hören, und die Lady sich erkundigt: wer schreit denn da drüben so jämmerlich? Und wenn man ihr sagt: der junge Sir Edward ist da eingesperrt! so hat sie wohl noch so viel Liebe zu Dir und befiehlt ihren Leuten: Ach Gott, kommt doch dem armen Menschen mit einer Leiter zu Hülfe. Bedenke, Pathe, was Du durch das Ridikule verlörest! denn wenn's Dir auch nicht um die Liebe, so ist's Dir doch um das reformirte England zu thun, das unausbleiblich in dem prostituirten Rufe seines Sir Edward Bramfield einen seiner besten Ritter verlöre. Nicht wahr, Edward, Du thust es, wenn auch nicht mir, doch England zu Liebe, und bist still?“

Sir Edward sprengte nicht die Thür, sondern legte sich, nachdem er einige Mal die kleine Erkerstube durchmessen, mit den Stiefeln auf das Kanapé und ergriff wieder den Burke und las. Als er aber nach einer Stunde die erste Seite umschlug, mußte er wieder zurückschlagen, denn er schien Alles vergessen zu haben, was er gelesen hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Umgebungen von Paris.

(Fortsezung.)

Die prächtigen Monumente in dem Zeitalter Ludwigs XIV. waren weniger geeignet, die öffentliche Wohlfahrt zu befördern, als der Eitelkeit des Fürsten zu schmeicheln. In dem kurzen Zeitraum von einigen wenigen Jahren hat die gegenwärtige französische Regierung mehr für die Reinigung und Verschönerung der Hauptstadt gethan, als während der ganzen Dauer jenes hochgefeierten Jahrhunderts geschehen ist. Für Ausbildung der Sprache und der schönen Künste in Frankreich wurde unter Ludwig XIV. bekanntlich sehr viel gethan; die Wissenschaften und nüzlichen Künste dagegen haben keine besondere Aufmerksamkeit gefunden, und daher erst in unsern Tagen die heilsame Richtung und den raschen Aufschwung genommen, welche sie auszeichnen. Die Verbindung der beiden Meere, welche Frankreichs Süd- und Westküste bespülen, ist, so viel ich weiß, das einzige große Denkmal, welches unter der Regierung Ludwigs XIV. im Sinne des allgemeinen Besten ausgeführt worden ist, und wer weiß nicht, mit wie viel Schwierigkeiten dabei der Monarch zu kämpfen, wie viel Hindernisse er dabei aus dem Wege zu räumen hatte? Unter Napoleon wurden andere nicht minder große und kostspielige Kanalbauten vorgeschlagen, und binnen weniger Monate fanden sich sogleich Aktiengesellschaften, welche die zur Ausführung nöthigen Fonds herzuschießen sich erboten. Der Ourcqkanal in Paris wurde in eben so viel Zeit vollendet, als man ehemals brauchte, um über den Plan Ludwigs XIV. zu berathschlagen.

Das heutige Frankreich gleicht eben so wenig dem Frankreich von ehemals, als die neuesten Pariser Kleidermoden denen des fünfzehnten Jahrhunderts gleichen. Bedeutende Verbesserung in Sitten, Gewohnheiten und der Lebensweise tritt überall sichtlich hervor. Es herrscht mehr Wohlstand in den Familien, die Kapitalien haben sich durch den Betrieb verzehnfacht, die Reichen häufen keine todten Schäze mehr auf, sie spekuliren; das Volk ist im Allgemeinen unterrichteter, und die Geißel jener schrecklichen Kriege, wovon die Religion weniger Ursache, als Vorwand war, ist wohl für immer in den Staub getreten. Die Dörfer sind von der Masse jener Klöster, Kapellen und reichdotirten Bettelorden befreit, welche ihre Privilegien besonders bei dem Landvolk ausübten, und ihre Tributpflichtigen in der armseligsten Hütte zählten, und das Auge stößt nicht mehr auf das peinliche Schauspiel des prahlenden, reichen Müssiggangs und der demüthigen, darbenden Arbeitsamkeit. Der religiöse Charakter des neunzehnten Jahrhunderts kann mit den Worten: „Arbeiten heißt beten!“ beschrieben werden.

Alles erhält und stüzt sich in dem allgemeinen Gange und Fortschritt der Civilisation, der Wissenschaften und Künste aller Art. Die erhabenen Schöpfungen des Genies, und die bescheidenen Arbeiten einer häuslichen Thätigkeit treten in Folge derselben Ursachen in's Leben, und stocken durch dieselben Hindernisse. Die Fortschritte

der Industrie können gegenwärtig eben so wenig weggeleugnet werden, als ihre wohlthätigen Folgen, und nur diejenigen, welche sich starr und steif an alte verwitterte Formen klammern, schreien über das Wohlleben des Kleinbürgers und Plebejers in den Städten und auf dem Lande. Zwei Generationen und darüber sind seit der Revolution erstanden, mit neuen Gewohnheiten, neuen Sitten und Ideen. Die Wohlfahrt Aller beruht auf der Sicherheit jedes Einzelnen, und dieser Zustand der Dinge wird dauern, so lange Industrie, Handel und Ackerbau ihre glückliche Unabhängigkeit zu bewahren wissen. Alles hat sich gegenwärtig geändert. Die Gerichte, die Weine und Liqueurs, welche der Pariser Restaurant heute seinen Gästen auftischt, sind ohne Zweifel eben so gut und schmackhaft, als der Gewürz- und Kräuterwein, womit die alten Ritter und Knappen sich regalirten, und die eleganten Gespanne und die glänzenden, leichtgebauten Equipagen, welche die Avenuen von Neuilly und die Straßen des Bois de Boulogne windschnell durchfliegen, sind doch wohl jenem alten Fuhrwerke vorzuziehen, welches, mit vier Ochsen bespannt, langsamen Schritts den König der Franken in Paris herumschleppte.

Vor Zeiten waren mehrere um Paris liegende Ortschaften, unter andern Surêsne und Argenteuil, wegen ihrer guten Weine berühmt, und heutiges Tags stehen sie unter dem Grünberger. Die Ursache davon ist wohl in der Aenderung des politischen Zustands von Frankreich zu suchen. Früher war jede Provinz einer besondern Verwaltung unterworfen, und hatte, besonders was den Austausch der Produkte des Land- und Feldbaus betraf, wenig oder gar keinen Verkehr mit den übrigen Provinzen. Die Burgunderweine waren damals nur in Burgund gesucht, und die von Argenteuil in Paris; man weiß ja, daß sich Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, duc des bons vins nennen ließ. Die Weine waren überhaupt kein Handelsartikel der damaligen Zeit. Die besten Weinberge in Burgund und der Champagne gehörten den geistlichen Stiften und Orden, die zu reich waren, um genöthigt zu seyn, sie in den Handel zu bringen, und zu feine Schmecker, um sich den Genuß derselben zu schmälern. Jezt sind alle Schranken beseitigt, und die Folgen der politischen Ereignisse in Frankreich haben unter seinen Bewohnern eine fortdauernde Gemeinschaft von Wünschen, Gerechtsamen und Interessen begründet, so daß die Einwohner von Dünkirchen und Perpignan sich heute nicht so fremd einander gegenüber stehen, als ehemals die Bewohner der Picardie und Normandie. Durch diesen fortdauernden gegenseitigen Wechsel und Austausch der Produkte in den verschiedenen Landestheilen von Frankreich sind die Weine von Surêsne und Argenteuil in Mißkredit gerathen, und die medicinische Fakultät von Paris wird schwerlich zum zweiten Male die Preisaufgabe stellen: ob die Weine von Surêsne und Argenteuil nicht denen von Burgund und aus der Champagne vorzuziehen seyen?

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Hampstead.

Wer könnte in London, und nicht in Hampstead gewesen seyn? Er dürfte dann wenigstens nicht hoffen, von den Londoner Cockneys (Stadtkindern) für einen Menschen gehalten zu werden, dem Mutter Natur auch nur einigen Sinn für ihre Schönheiten in die Brust gepflanzt. Ich muß immer noch lachen, wenn ich meiner ersten Fahrt dahin gedenke. Um von der Trunkenheit — denn anders kann ich den Zustand nicht nennen, in welchen die ersten Tage meines Aufenthalts in London durch den ewigen Wechsel von Bildern und das Großartige aller Erscheinungen mich versezten, und wie ich auch Andere in ähnlichem Falle ihren Zustand habe bezeichnen hören — mich einigermaßen zu erholen, nahm ich einen Plaz in einem der öffentlichen Wagen, welche wenigstens jede Viertelstunde von Tottenham-Court-Road nach Hampstead fahren. Obgleich Hampstead von London, d. h. von dem Theile Londons, welcher nach dieser Richtung hin zulezt den Namen der Weltstadt trägt, eine starke Wegstunde entfernt ist, so zeigt sich doch zwischen beiden Orten ebensowenig ein trennender Raum, wie zwischen Hamburg und Altona. Häuser ketten sich an Häuser, und wer seine Augen nicht dazu anwendet, die aufgeschriebenen Namen der sich hinziehenden Straßen zu lesen, der wird kaum einen Unterschied bemerken, ob er von der Bank nach Tottenham-Court-Road, oder von Tottenham-Court-Road nach Hampstead fährt. Hätte daher mein Nachbar, ein ganz stattlicher Mann, die Güte gehabt, zu bemerken, daß meine Augen sich mit ganz andern Dingen, als mit den leblosen Namen beschäftigten, so hätte meine Frage, die ich nach einiger Zeit an ihn that, die Frage, ob wir bereits in Hampstead, oder noch in London seyen, ihn unmöglich überraschen können. Die Ueberraschung malte sich aber in allen seinen Zügen. Nachdem er meine Unwissenheit sehr mangelhaft durch die Antwort berichtigt hatte, daß wir uns on the way to — auf dem Wege nach Hampstead befänden, fuhr er fort, und nichts hätte seine innerste Ergriffenheit schlagender beweisen können, als daß seine englische Natur sich zum Weitersprechen mit einem Unbekannten fortreißen ließ: „Ich vermuthe, Sie waren noch nicht in Hampstead?“ — Ich bejahte die Vermuthung. — „Dann wissen Sie nicht, was schöne Scenerie ist.“ erwiderte er, „Wer Hampstead nicht gesehen hat, kann das nicht wissen. Nichts in der Welt, was dem gleich kommt.“ — „Sie sind unstreitig viel gereist.“ warf ich ein, „und sprechen aus eigener Anschauung?“ — „Das nicht.“ versezte er, „ich war nie aus England.“ — Er hätte noch beschränkter reden und sagen können: nie über drei Meilen von London, denn der gute Mann war ein effektiver Cockney. Er zeigte das in der nun folgenden, erst durch das Anhalten des Wagens und unser Aussteigen unterbrochenen Tirade über die wundervolle Scenerie Hampsteads. Nun ja, das Dorf Hampstead — es heißt ein Dorf, wiewohl es eine Stadt ist —

muß Jedem, den das Schicksal in ein enges Gäßchen der City eingepfercht hat, mindestens ein Paradies erscheinen; der Hügel, auf welchen es sich hinauf- und über welchen es sich hinabzieht, die frische Luft, die grünen Wiesen, die zerstreuten Baumgruppen mit ihrem saftigen Grün, der einporragende Thurm des benachbarten Highgate, die durch Kentish-Town und Camden-Town sich nach London schlängelnden Straßen, die in der Nähe über die Landschaft zerstreuten Häuser und Häuschen, und die in der Ferne aus der, London überhängenden Wolke hervorscheinenden Kuppeln der neuen Universität und des alten St. Paul — wer, der nichts Anderes gesehen, kann das anders, als mit Entzücken schauen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Florenz, August.

(Beschluß.)

Romagnosi.

Romagnosi's Name — dies ist der zweite Mann, den wir betrauern — schließt sich den Italienern von europäischem Ruf, den Vico, Filangieri und Beccaria, mit Ehren an. Er war, wie Garavaglia, Lombarde von Geburt, und in der Nähe von Piacenza 1761 geboren. Unter seine ersten Werke, die er vor dem dreißigsten Jahre bekannt machte, gehört die Genesis des peinlichen Rechts, welche fortwährend als eine seiner bedeutendsten Schöpfungen bezeichnet wird. Im Jahr 1791 ward er Governatore von Trient, und darauf im Jahr 1803 nach Parma berufen, um dort das öffentliche Recht zu lehren. 1805 machte er seine Einleitung in's öffentliche allgemeine Recht bekannt, und ward darauf Professor in Pavia. Hier verweilte er nur ein Jahr, um einem Ruf nach Mailand zu folgen und dort die Professur der höhern Gesetzgebung zu übernehmen. Mit demselben Beifall, den er anderswo gefunden, lehrte er hier, bis 1817 die Regierung für gut fand, die Stelle ganz eingehen zu lassen. Romagnosi lebte seitdem gewöhnlich in Mailand, mit wissenschaftlichen Arbeiten aller Art beschäftigt, und die Begebenheiten seiner Zeit mit aufmerksamem Auge verfolgend. Er blieb bis an sein Lebensende, und bei einem doch sehr vorgerückten Alter fortwährend im vollsten Besitz seiner Geisteskräfte, und ihn führte der Italiener im Gespräch mit Nordländern oft als Beispiel an, daß auch bei ihnen nicht Alles aufblühe, um schnell zu verwelken. Wie oft hörte man hier den bewundernden Ausdruck: a chi regge la testa come a Romagnosi? (wem steht der Kopf noch wie Romagnosi?) Ohne eine feste Anstellung, war die ökonomische Lage des Mannes nichts weniger als glänzend; doch ließ sein beschäftigter Geist ihn glücklicherweise das Drückende derselben kaum empfinden. Es wäre möglich, daß diese Verhältnisse, und ein in den äußern Umständen begründeter Mangel an einer ganz auf ein Fach konzentrirten Thätigkeit ihn in späterer Zeit Einzelnes schreiben ließen, das seinen frühern Werken an Tiefe und Gehalt weniger entsprechen dürfte. — Es ist mir erfreulich, in dem Charakter Romagnosi's einen Zug hervorheben zu können, der diejenigen Reisenden, welche ihre Kenntniß dieses Landes nicht in den Hotels und Wirthshäusern suchen, und das langweilige Geschwätz von der Gaunerei des italienischen Volks nicht ewig wieder auftragen wollen, der Unbefangene, meine ich, über die Gebildeten wenigstens eines Bessern belehren kann. Trotz der drückenden Lage, in welcher Romagnosi sich oft befand, durfte doch keiner seiner zahlreichen und begüterten Freunde es wagen, ihm eine Unterstützung anzubieten. Man wußte, wie wenig seine bis auf's Aeußerste getriebene Delikatesse dies zuließ, und wie er keine Arbeiten scheute, um nur seine Freunde nicht über seine Lage aufklären und ihnen in seinen Augen lästig werden zu dürfen. Es war der edle Stolz, nichts als Geschenk besitzen zu wollen, und eigener Kraft Alles, sey es auch nur das Dürftigste, zu verdanken. Der wohlwollendste von seinen Freunden verstand sich daher mit einem alten Diener, der seinem Herrn treu ergeben war und die harten Tage der Verfolgung mit ihm ausgehalten hatte, und vermochte diesen, von Zeit zu Zeit so wenig in die Kasse seines Herrn fließen zu lassen, daß dieser, um seine äußere Lage überhaupt sehr unbekümmert, fortwährend in der Meinung blieb, es sey die Frucht seiner eigenen Arbeiten. — Diesem Beispiele ließen sich noch manche andere anreihen, welche eben so sehr von Zartgefühl auf der einen, als von Vertrauen und Edelmuth auf der andern Seite zeugen könnten. Man kennt hier einen sehr gebildeten Mann aus einer vornehmen Familie, der durch die politischen Zustände Italiens sein Vermögen verlor, und hier nach und nach so in Noth gerieth, daß er bis zur äußersten Entbehrung getrieben wurde. Es war aber einem alten Soldaten Napoleons unmöglich, dies seinen Freunden zu klagen, bis einer von ihnen sein wirkliches Elend merkte, ihm seine Delikatesse verwies, und seine Freude schilderte, ihm bei dieser Gelegenheit nützlich seyn zu können. Er wies dies aber entschieden mit den Worten von der Hand, daß er Alles mit Freuden thun wolle, abschreiben, Unterricht geben in fremden Sprachen u. dgl., nur daß er nicht ein unverdientes Geschenk anzunehmen brauche. Der Freund versprach ihm Beschäftigung, und gab ihm seine Frau als erste Schülerin.

Auflösung des Räthsels in Nr. 195:
Der Bienenkorb.

Charade.

(Homonymisch.)

Hinter'm Haus nur Trödelwaaren
Sind es; hinter Hof und Kammer
Hilft's dem gnäd'gen Herren sparen,
Oft zu armer Bauern Jammer.

Hinter'm Berg erforscht's Metalle
In der Erde tiefsten Gründen;
Im Gefolg des Freundes Alle
Wird es wohl zu Dank verbinden.

Hinter'm Wall ist's feines Fett;
Im Verband mit Zier so nett;
Lust'ger todt, am End' des Staats
Glied des weisesten Senats,
Ob der Staatsmaschine Trieb
Ihm auch oft ein Räthsel blieb.

Leser, wär'st es gern auch du?
Hier ernenn' Ich dich dazu
Mit dem feierlichsten Ton.
Rathe nur, so bist du's schon!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. August 1835.

— Laudo ruris amoeni
Rivos et musco circumlita saxa nemusque.
Horat:

Die Umgebungen von Paris.

(Fortsetzung.)

Dieser freien Konkurrenz im Handel und Wandel verdankt der bequeme Pariser, der nicht gerne zu Fuße, und Sonntags doch gerne auf's Land geht, jene zahlreichen und bequemen Gesellschaftswagen, die ihm den Besuch der Umgebungen von Paris, so wie seine Sonntagserholungen bedeutend erleichtert und wohlfeiler gemacht haben. Denn außer dem doppelten Vortheil der Bequemlichkeit und Eleganz, bieten diese Omnibusentreprisen auch noch den eines äußerst mäßigen, festgesetzten Preises dar; während früher, da der Reisenden nur wenige waren, das Fuhrlohn nach Willkühr der Kutscher hoch oder niedrig gestellt wurde. Jene Wagen, welche man damals, mehr der Wahrheit, als dem Anstand gemäß, Pots-de-Chambre nannte, und heutiges Tags Coucous nennt, kosteten doppelt so viel als die heutigen Gesellschaftswagen, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrt. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl derselben auf mehr als 250, und man schäzt ihre Einnahme im Laufe des Jahrs auf eilf Millionen Franken. Diese Cirkulation von so zahlreichen öffentlichen Wagen belebt die Hauptstadt und die Banlieue, und man findet vor den Barrièren von Paris eben so elegante Restaurans und gebildete Unterhaltung, als in der Hauptstadt selbst.

Wer Paris besucht, versäume ja nicht, seine Umgebungen, wenigstens in einzelnen Theilen, kennen zu lernen. In den heißen Sommermonaten thut überdies der Fremde, wenn er es machen kann, am besten, sich auf dem Lande eine Wohnung zu miethen. Es möchte aber schwer zu bestimmen seyn, wo der angenehmste Ort für eine Villeggiatur in den Sommermonaten seyn mochte. Man kann darauf nur antworten: es hat ihn Jeder nach seinem individuellen Geschmack, seinem Hang für Gesellschaft oder für Einsamkeit, für heitere oder ernste Natur zu wählen, und je nachdem er den Pariser Bequemlichkeiten und Freuden entsagen kann, oder nicht. Für eine Familie von Stand eignet sich besonders Montmorency, Auteuil, Passy und Bellevue. Am liebsten gehen die Vornehmen nach den beiden erstgenannten Orten. Auteuil, fast nur aus Landhäusern bestehend, trägt selbst den Charakter der vornehmen Welt, und paßt weniger für den einfachen Naturfreund, als für die Dandys vom Boulevard de Gand. Die gesunde, sehr reine Luft, die schöne Aussicht in ein lachendes Thal, und die Bequemlichkeiten des kleinstädtischen Lebens, d. h. im Vergleich mit Paris, machen Montmorency vor allen zur Villeggiatur empfehlenswerth. Wer Gesellschaft liebt, sezt sich hier fest. Es liegt nur 3½ Lieues von Paris entfernt,

auf einer mäßigen Anhöhe, in der Nähe einer fruchtbaren Ebene, die unter dem Namen des Thals von Montmorency allgemein bekannt ist. Hier kann man leben wie in einer großen deutschen Stadt; man hat die Reize des Landlebens, und Wohnung und Tisch wie in der Stadt. In der Umgegend von Montmorency sind daher auch die meisten Fremden und Pariser, und Montmorency selbst gleicht einem deutschen Bade. Kaum steigt man in dem berühmten Gasthofe au cheval blanc, dessen Schild von dem Maler Gerard gemalt ist, ab, so eilen sogleich die Pferdevermiether aus ihren Schuppen herbei, und jeder preist redselig die guten Eigenschaften seines Thiers an. Während der Woche zahlt man in der Regel dreißig Sous für die Stunde, und reitet dafür in dem Schatten eines herrlichen Kastanienwaldes. Es wimmelt hier an schönen Tagen von Besuchern; ganze Schaaren von lachenden Pariserinnen begegnen einem zu Esel, und Sonntags Abends trifft man die schöne Welt auf dem Tanzplatze unter den Kastanien.

J. J. Rousseau's Einsiedelei ist noch zu sehen. Hier in dieser schönen, freien Natur hat der große Philosoph seinen Emil geschrieben, und in dem abgelegenen Ermenonville, bei seinem Freunde Girardin, hat er, der Menschen und des Lebens überdrüssig, zum lezten Male das Licht der Sonne erblickt. In einem Theile des Parks von Ermenonville, le désert genannt, bewohnte Rousseau eine kleine, ärmliche Hütte, welche man gegenwärtig noch sehen kann. Sie trägt die Inschrift: Celui-là est véritablement libre, qui n'a pas besoin de mettre les bras d'un autre au bout des siens, pour faire sa volonté. In einem andern Theile desselben Parks sieht man den Tempel der modernen Philosophie, dessen Bau unvollendet geblieben ist. Auf jeder der sechs Säulen der Façade liest man den Namen eines Philosophen: Jean-Jacques Rousseau — naturam, Montesquieu — justitiam, William Penn — humanitatem, Voltaire — ridiculum, Descartes — nil in rebus inane, Newton — lucem. Ueber der Eingangsthür dieses dem Montaigne geweihten Tempels steht: Rerum cognoscere causas, und der Sockel der zertrümmerten Säule trägt die doppelte Inschrift: Quis hoc perficiet? — Falsum stare non potest. Wenn man auf dem Vorsprung des Tempels steht, entrollt sich vor unsern Blicken ein weites, ländliches Panorama, eine Gruppe von verschiedenen kleinen Inseln, unter denen die merkwürdigste die Isle des peupliers ist, worauf sich das Grab Rousseau's befindet. Wem fallen hier nicht unsers Schillers gefühlvolle und treffende Gedanken über Rousseau ein?

Der Rückweg von Montmorency nach Paris führt über die Ebene von Saint-Denis, den Schauplatz der mörderischen Schlachten der Ligue. In Saint-Denis kann man die Kirche der alten Abtei, die den Königen von Frankreich seit Dagobert zur Begräbnißstätte dient, besehen. Das Kellergewölbe, wo diese Leichname liegen, ist ganz wieder hergestellt und mit einer Thür von vergoldeter Bronze versehen worden. Die Kirche selbst gilt für eines der schönsten gothischen Monumente Frankreichs, und wird gegenwärtig von den Verwüstungen der Revolution ausgebessert. Die Gebeine Ludwigs XVI. und Maria Antoinettens sind unter der Restauration hier beigesezt worden; auch der Herzog von Berry liegt hier begraben. Der Hauptaltar der Kirche ist überreich geschmückt, und in der Sakristei hängen schöne Gemälde. In den alten Gebäuden der Abtei wohnen jezt Töchter unbemittelter Mitglieder der Ehrenlegion, welche hier auf Kosten des Staats erzogen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft war fort; in der weiten Halle des Herrenhauses saßen beide Damen allein, die fröstelnde Gesellschafterin näher dem Kamin, Judith an dem mit Zeitungen bedeckten Tische. Auf der schönen Stirn leuchtete Freude, Spannung und doch auch schon Abmattung von den Kämpfen des Tags. Ihre weiße Hand ordnete die Briefschaften, und das schlaue Auge sagte, daß Dinge vorgegangen, von denen nicht allein die Philosophie, sondern auch die triumphirenden Gegner sich nichts träumen ließen. Die Gesellschafterin, die mit schweigender Verwunderung das liebliche Gesicht der Lady zu betrachten schien, fragte, ob sie nicht die offene Thür nach der Bibliothek schließen solle, da die Zugluft der Erhizten schaden könne. Judith aber schüttelte den Kopf: „Gerade der Luftzug erquickt. Hören Sie's nicht rauschen unter den alten Folianten und Bildern, als freuten sie sich mit uns, daß Altengland gerettet wird? Solche Momente, wenn die großen Stimmen der Vorwelt zu uns sprechen, soll man nicht verscheuchen.“

Die Gesellschafterin fragte lächelnd, ob diese großen Vorfahren aus der goldnen Zeit auch so viel Gold aufgehen lassen, um ihre Kandidaten in's Parlament zu bringen? Judith antwortete, die Zeiten ändern sich, worin die Freundin lachend einstimmte. „Zum Exempel wette ich, daß Ihr großer Ahnherr, Sir Thomas Beedle-Bowdle, dessen Rüstung dort am Pfeiler schimmert, entsezt seinen grimmen Bart gestrichen und Brand und Schwefel dem ganzen Marktflecken geschworen hätte, dessen Gewürzkrämer sich unterstand, einen Kuß auf die Rosenlippen seiner Enkelin zu drücken. Und um was?“ —

„Ist denn das nun so was Arges?“ entgegnete Judith etwas erröthend. „Er wollte einen Kuß von mir, und ich seine Stimme; wir tauschten, England ist ein Handelsstaat.“ — „Und ich kenne einen jungen Mann, der mehr als eine Stimme hat, und sie alle gäbe für einen einzigen Kuß von diesen Rosenlippen. Und Sie würden ihm nicht einmal die Hand gerne schütteln, was Sie doch dem fremdesten Gaste thun.“ Judith blickte sinnend vor sich nieder: „Meinen Sie, daß er darum seine Partei verließe?“ Die Miß nickte schelmisch. „Desto besser,“ sagte Judith, den Lockenkopf auf ihre kleine Hand gestüzt, „daß es kam, wie es gekommen ist. Pfui! wenn ich ihn so liebte, wie er mich zu lieben vorgibt, und mich dadurch bewegen ließe, meiner Sache untreu zu werden! Die Vorstellung ist empörend. Und noch dazu ein Mann! nein, Sie thun ihm unrecht; ich glaube wirklich nicht, daß er das könnte. Er hat sich einmal so verirrt, daß er nicht mehr frei ist. O, es ist Schade, wenn ein edler Sinn sich so fängt in einem unglücklichen Wahne, daß er nicht mehr über sich selbst Herr ist, wenn ihm, was ihm das Nächste, Natürlichste seyn sollte, fremd wird.“ — „Es gibt am Ende doch noch Zauberkräfte, denen wir wider unsern Willen gehorchen,“ sagte die Gesellschafterin. „Wer hätte das nur gedacht! während Sie rechts laufen, läuft er links, und sonst hatten Sie nur ein Ziel bei ihren Wettläufen als Kinder.“ — „Die Erde ist rund, und man kommt am Ende doch auf denselben Punkt. Aber ich wünschte wahrhaftig nicht, daß es ihm auch nur in den Sinn käme, um mich —“ — „Altengland retten zu wollen? Ei, was sind Sie für eine Patriotin!“ fiel die Miß ein; „ich sehe doch wahrhaftig nicht ab, was jene Krämer im Städtchen vor ihm voraus haben, warum Sie da so verschwenderisch mit Ihrer Gunst waren, und hier so karg sind. Gesezt, daß er Ihnen auch ganz zuwider würde, wenn er schwach wäre, so ist es doch nur ein Mensch, höchstens ein alter Jugendbekannter, den man verliert, und hier ist es eine Sache, die gewonnen werden kann. Wenn er in die Schlinge fällt, um so leichter können Sie den Inkonsequenten vergessen.“ — „Was uns einmal lieb gewesen, sollten wir nie vergessen,“ sagte die Lady mit Nachdruck. „Ist das nicht das Einzige, was uns aufrecht erhält, daß wir an die großen Menschen vor uns glauben, wenn uns die Kritik auch beweisen will, daß sie es nicht waren? Ich möchte ihn nie wieder sehen, ich wünschte ihn glücklich verheirathet, aber — verachten möchte ich ihn auch nicht. — Was horchen Sie so ängstlich nach der Thür?“ — „Weil es so still in der Bibliothek ist,“ antwortete die Andere; „Ihnen rauscht die große Vorwelt, mir nur die Einsamkeit heraus. Und die Einsamkeit in einer Winternacht, in einem verschneiten, abgelegenen Herrenhause, und noch dazu, wenn vorher Schmauß und Tanz war, ist nicht erquicklich. Kommen Sie her an den Kamin, sprechen wir von den Legenden Ihrer Familie; fürchte ich mich auch, so höre ich's doch lieber aus Ihrem Munde, als wenn es ohne Worte rauscht.“

Die Lady hatte sich neben sie gesezt. In das Gespräch von der alten Zeit mischte sich aber nur zu oft das eben Erlebte. Judith erzählte von namhaften Charakteren aus ihrer Familie, ihrem eigennutzlosen Wirken, ihrer Treue und Ausdauer; sie wiederholte mit Stolz das Motto ihrer Familie:

Die Meereswelle wankt her und hin,
Fest ist der Beedle-Bowble Sinn.

Aber immer trübte das Bild ein Blick auf die eigennützige Gegenwart, auf verwandte Begebenheiten von gestern, und das Bild ward nicht fertig. Es fiel auch wohl ein zweifelhafter Schatten hie und da auf das Wirken jener historischen Charaktere. „Darum fort aus der Geschichte!“ rief die Lady; „reine Tugend ist nur im Mährchen.“ — „Aber jener Ihr gewaltiger Ahnherr,“ fragte die Miß, „der Herkules seiner Zeit, war doch ganz makellos?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Orion Julius.

Der wöchentliche Todtenanzeiger nannte vor Kurzem als in der Charité gestorben: Orion Julius, Schriftsteller. In der Charité sterben, heißt hier so viel, als: im Elend, in der Verlassenheit sterben. Man denke aber deßhalb nicht an das Ende eines Camoens im Spital, oder das eines Otway auf verfaultem Stroh. Unsere Charité ist ein anderes Institut, als ein Lissaboner Hospital oder eine Londoner Dachstube; und wer nur einmal im Leben Gelegenheit hatte, mit Orion Julius zusammenzukommen, wird, wenigstens zu Ehren Camoens, und auch wohl des unglücklichen Otway, die Vergleichung unterlassen. Mag seyn, daß in Paris ein Talent wirklich Hungers sterben kann, in Berlin glaube ich wenigstens jezt nicht, daß es ohne eigene Schuld möglich ist. Ein gewisses Talent war diesem verkommenen Unglücklichen nicht abzusprechen, es liegt aber nicht an der Welt, daß es nicht aufkam. Mit dem Gedanken: der wahre Bettler sey der wahre König, sich ausstaffirend, bestrebte er sich, nicht mehr als ein Bettler zu seyn, und sank deßhalb wohl noch um eine Stufe tiefer. Er wollte Dichter, Schriftsteller, Schauspieler, Philosoph, und ich weiß nicht was noch, seyn, hat es aber in keinem dieser Fächer zu etwas gebracht, weil jener Bettlerstolz, wenn wir es mild ausdrücken, ihn an allem Tüchtigen hinderte. Er liebte es, herum zu vagabundiren und bei den Theatern und in den Schriftstellerkreisen um Unterstützung anzusprechen. Es geschah aber mit einer Art Impertinenz, als sey Jeder ihm diese Hülfe schuldig, weil das Schicksal sich so ungerecht gegen ihn erwiesen; und man weiß, daß diese Unterstützung,

statt ihn zum Dank zu verpflichten, ihn nur zu neuen, unverschämteren Forderungen anspornte, und fast jeder seiner Wohlthäter hat von seinem groben Undank zu erzählen. Das Widerwärtige war, daß er dabei den Schein großartiger Gesinnung herauskehrte. Ein berühmter Schauspieler hatte ihn gekleidet und unterstüzt, und das Nächste war, daß er ihn in einer Kritik scharf mitnahm. Nun soll zwar eine Wohlthat die Kritik nicht ausschließen; es war aber kein Grund vorhanden, daß gerade Orion Julius sich berufen fühlte, nachdem er Hosen und Rock von dem Künstler erhalten, ihm durch den Druck zu beweisen, daß er als Schauspieler in einem falschen Kleide stecke, und noch empörender klang es, wenn er sich mit dieser Wahrheitsliebe brüstete. Einem Dichter und Gutsbesizer, der ihn lange gepflegt und mit aller Humanität eines edlen Charakters behandelt hatte, warf er auf die insolenteste Weise seinen aristokratischen Titel vor, als man fand, daß er sich genug pflegen lassen und nun selbst etwas für sich thun könne. Gewöhnlich erklärte er es unter seiner Würde, wenn ihn seine Wohlthäter aufforderten, zu arbeiten, und mit denen, welche ihn beschäftigten, kam er meist nicht ohne Prozeß auseinander. Das klingt, ohne Namen zu nennen und in die Details einzugehen, kaum des Wiedererzählens werth; aber die Erscheinung war originell in unserer Zeit, und es wäre nicht unmöglich, daß bei dem krankhaften Verhätscheln alles dessen, was originell klingt, der oder jener sich doch berufen fühlte, eine ähnliche Originalität aufzustellen. Darum hatte ich es für recht, wenn auch der Mann todt ist, das Verkehrte, das er zur Schau trug, als Warnungszeichen aus seiner Verlassenschaft an's Licht zu stellen; denn während die falsche Humanität schweigt, wird es dem bösen Willen leicht, ein Märtyrthum herauszufinden, wo nur verwerfliche Absurdität war. Der lebende Orion konnte Niemand zur Nachfolge verführen; ich wollte es aber nach zwanzig Jahren, wenn die, welche ihn von Person kannten, stumm geworden, übernehmen, ein Buch über ihn zu schreiben, worin er in dem Heiligenschein männlicher Selbstständigkeit erschiene, der Zeit, die ihn verkommen ließ, ein Vorwurf, ein leuchtendes Beispiel für die, welche Lust haben, in der gesellschaftlichen Ordnung nur Zerwürfnisse, in sich allein die Ordnung der Natur zu erblicken. Als äußere Erscheinung war er merkwürdig genug, und in seinem schmuzigen und finstern Mulattengesicht, wie er sich auf Berlins Straßen und Kaffeehäusern zeigte, lieferte er doch, wenn auch kein anziehendes, doch ein eigenthümliches Bild. Man wich ihm gerne aus; er soll zuweilen sein Nachtquartier in einem offenstehenden Leichenwagen auf der Straße genommen haben. Dies, und daß er einst mit stolzen Floskeln in den Zeitungen Abschied nahm, um nach dem auferstandenen Griechenland als ein Orion Julius Paläologos zurückzukehren, möchte der auffallendste Zug unter denen seyn, die von ihm bekannt geworden; nicht so ist es seine Uebersezung des polnischen Trauerspiels Barbara Radziwill, die er mit Bettelbriefen umhersandte, und von dem Ertrage in den lezten Jahren lebte. Möchte Niemand dem Schreiber dieses einen persönlichen Groll gegen den an sich unbedeutenden Verstorbenen anmuthen. Er ist nie in persönlichen Conflict mit ihm gekommen; es ist nur die Sache, die ihn in der Erscheinung anwidert, der faule Dünkel und die Unverschämtheit, die sich mit Hintansezung aller ethischen Geseze geltend machen wollte. So, mit Lumpen und Schmuz, macht ein Mensch der Art freilich heute kein Glück, ein wenig geschmackvoller gekleidet aber, und die Thüren aller derer stehen ihm offen, die in jedem Irrwisch ein Meteor sehen, das die alte Welt erleuchten oder verbrennen soll.

(Der Beschluß folgt.)

London, August.

(Fortsezung.)

Das Frühstück des Grafen Mansfield.

Weil es in London Hunderttausende gibt, die auf ihrem Wege von der Wiege zum Sarge nicht über den innersten Raum ihrer Geburtsstadt hinauskommen, so gibt es daselbst natürlich andere Hunderttausende, denen Hampstead und Highgate die Centralpunkte aller Naturschönheit sind. Deßhalb ziehen Sonntags, der Himmel mag lachen oder weinen, Schaaren guter Bürger mit Weib und Kind, meist mit vielen Kindern, nach beiden Orten, ergözen sich, sobald der Gottesdienst vorüber ist, während dessen selbst die Schenken geschlossen sind, die doch das Oeffnen am Sonntage als Privilegium genießen, an Porter und Kaffee, an Ale und Thee, an Käse, Brod und Branntwein, und wogen dann bei untergehender Sonne heim, des Guten und der geschauten Naturschönheiten voll. Seit langer Zeit aber haben die Wirthshäuser von Hampstead nicht so viele Gäste gesehen, als am 23sten Juli, einem Donnerstage, und an den drei Tagen, die ihm vorhergingen, und an den dreien, die ihm folgten. Die guten Londoner haben nämlich mit den Bewohnern aller großen und kleinen Städte eine Eigenschaft gemein, die Neugier, und es war daher ganz in der Ordnung, daß die durch die Presse verbreitete Nachricht eines vom Grafen Mansfield auf seiner schönen, unmittelbar bei Hampstead gelegenen und Caen-Wood genannten Besizung an dem bemerkten Tage den königlichen Majestäten, den durchlauchtigsten Prinzen und Prinzessinnen und sieben- bis achthundert andern eingeladenen Damen und Herren der hohen Aristokratie zu reichenden Frühstücks schon allein eine namhafte Menge Menschen nach Hampstead locken mußte. Aber zwei andere Lockungen wirkten dabei mit noch stärkerer Anziehungskraft: Hampstead erbaute einen Triumphbogen und Hampstead faßte den Entschluß, sich zu illuminiren. Ich habe das Mahl, auf welches Graf und Gräfin Mansfield ihre hohen Gäste eingeladen, ein Frühstück, ein déjeûné genannt, und zu einem Frühstücke illuminirt man allerdings, besonders im Monat Juli, in der Regel weder Zimmer, noch Straßen; in der Regel allerdings, aber in London lebt man außer der Regel. Das Frühstück sollte nicht vor vier Uhr Nachmittags anfangen, und man erwartete, daß die Gäste es sich dabei wenigstens bis Mitternacht gefallen lassen würden. Also war, wenn auch nicht das Frühstück, doch gewiß die Illumination an der Zeit. Demgemäß zogen Schaaren von Menschen nach Hampstead, drei Tage vor dem drei-und-zwanzigsten, um die Stelle, auf welcher der Triumphbogen erbaut werden sollte, und den Akt seines Erbauens, am drei-und-zwanzigsten, um die Herrlichkeit des Schauspiels prächtiger Wagen, stolzer Rosse, reicher Livreen, stattlicher Herren, mit Juwelen geschmückter Damen, eines in Lichtmeer schwimmenden Dorfes und eines in Strahlenglanz leuchtenden Triumphbogens, und drei Tage nach dem drei-und-zwanzigsten, um die Stelle zu sehen, wo der Triumphbogen gestanden hatte. Gedanke und Plan der örtlichen Feierlichkeit wären in Deutschland von den betreffenden Magistratspersonen ausgegangen und die Kosten aus dem öffentlichen Seckel entnommen worden. In England hat ein hochedler und hochweiser Magistrat zu dergleichen Veranstaltungen weder ein Verfügungsrecht, noch eine Kasse. Daher war in Hampstead alles dies Privatunternehmen, in einer öffentlichen Versammlung besprochen, durch ein Komité geregelt und durch eine Subscription bezahlt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. August 1835.

Der Himmel weiß! der Junker gibt prächtige Narrenstreiche an.

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Die Lady sagte, den Arm traulich um den Nacken der Gesellschafterin geschlungen: „Nicht so ganz, Liebe. Zwar war er der stärkste und tapferste Ritter in den Kriegen der Rosen, aber die Sage will, daß er so oft umgesprungen, als das Glück der Parteien wechselte. Heute York und morgen Lancaster, fiel er durch Mörderhand im Augenblicke, wo er sich für die Partei erklären wollte, die sie gedungen hatte.“ — „Und seitdem spukt er? das ist ein fatales Wintermährchen.“ — „Er warnt nur sein Geschlecht vor dem einzigen Fehler, dem seine Tugend im Leben erlag.“ — „Herr Gott!“ rief die Miß, „ich stürbe vor Schreck, wenn ich in einer Nacht, wie diese, die alte Rüstung klingen hörte, oder gar, wenn sie herunter fiele von dem alten Pfeiler.“ — „Dafür ist durch starke Nägel gesorgt. Und doch weiß ich es bestimmt,“ fuhr die Lady mit ernstem Tone fort, „daß noch mein Großvater von ihrem polternden Sturze erschreckt wurde, und er überlebte es nicht lange, obgleich er es nicht Wort hatte. Es soll an dem Tage geschehen seyn, wo Burke sich von Fox trennte, und mein Großvater jenem folgte.“ — „Mylady, so hätten die Geister whigistische Gesinnungen!“ — „Den Geist schmerzt jeder drohende Treubruch.“ — „Welche aufgeklärten Gesinnungen von einem Geiste! Gott sey Dank, so sind wir jezt sicher, daß er ruhig am Nagel hängen bleibt; denn Sie werden doch Ihre Sache nicht verlassen?“

In dem Augenblick klang etwas aus dem Bibliotheksale, wie wenn Stahl gegen Stahl schlägt. Der Ton vibrirte lange nach; Beide sahen sich geisterblaß an, die Hand der Miß hatte unwillkührlich die Hand der Lady gefaßt, und sie war kalt, wie ihre. Judiths Auge schien die Finsterniß durchdringen zu wollen. Die Miß bat sie, nicht hinzusehen: „Es mag Täuschung gewesen seyn.“ — „Oder Betrug.“ — „Nur der Sinne; es kann Niemand von dort herein. Die Pforte am Thurme ist seit Jahren verschlossen und verquollen.“

Es dröhnte zum zweiten Male deutlich, unzweifelhaft, die Glieder eines Eisenharnisches rasselten. „Nun fällt er!“ bebte die Gesellschafterin und blickte entsezt auf die Lady, als diese den Armleuchter ergriff: „Das müssen wir doch ansehen.“ — „Um Jesu willen, gehen Sie nicht hinein! Ich wecke zuvor die Leute.“ Judith riß sich fast gewaltsam von der Freundin los, welche mit krampfhafter Angst ihren Arm gefaßt hielt, und sagte: „Dazu ist nicht mehr Zeit. Folgen Sie mir, Liebe, mit dem andern Leuchter — oder besser, Sie bleiben.“

Miß Wilson hatte den andern Leuchter gefaßt, noch aber stand der schwere Metallfuß auf der Mahagoniplatte,

als wäre er fest eingewurzelt, so dünkte es sie — da tönte ein gellender Schrei; es war die Stimme der Lady. Sie wollte zuspringen, als die Flügelthüren nach der Bibliothek krachend in's Schloß flogen. Sie war von ihr getrennt, sie glaubte mehrere Tritte, einen Hülferuf zu hören, oder es war nur ihre aufgeregte Phantasie; sie rief auch um Hülfe, aber die Stimme versagte ihr. Sie stürzte athemlos, mit zugedrückten Augen nach der Klingelschnur, sie riß, aber kein Laut. Sie schlug die Augen auf, es war finster, sie selbst oder der Luftzug hatte das Licht verlöscht. Da fühlte sie sich von einem starken Arm umfaßt, und eine wohlbekannte Stimme flüsterte ihr zu: „Keinen Laut, bitte ich." — „Mein Gott, sind Sie es?" — „Allerdings bin ich es." — „Was soll das heißen?" — „Das zu erklären, wäre in diesem Augenblick zu weitläufig. Aber wenn Sie sich, Ihre Lady, mich und den jungen Sir Edward Bramfield, außerdem das alte und junge England lieben, und den Wunsch hegen, daß unter diesen verschiedenen Individuen, statt Haß und Fehde, Liebe und Freundschaft, und anstatt Mord und Todtschlag, eine christliche Hochzeit eintrete, so schweigen Sie mäuschenstill, fürchten nichts, und wenn Sie nachher Licht angezündet, bereiten Sie mir mit Ihrer allerliebsten Hand eine halbe Pinte guten Sherrypunsch, wobei ich dann versuchen will, Ihnen aus alten Büchern zu erklären, weßhalb in England keine gute Liebesgeschichte ausspielen kann ohne eine honette Entführung, wie kein Roman ohne ausgetauschte Kinder."

Es ist nicht mehr als billig, daß der Berichterstatter in einer so neuen Begebenheit, ja einer, die gewissermaßen unter unsern Augen sich ereignet, mit einer mehr als gewöhnlichen Diskretion zu Werke geht. Deßhalb läßt er mit einem dunkeln romantischen Schleier dasjenige umhüllt, was sich in jener Nacht ferner ereignet hat, und gibt nur die Versicherung, daß nichts geschehen ist, was die Moral beleidigen kann. Im Gegentheil herrschte bei allen theilnehmenden Individuen der vollkommenste Anstand, wie sich dies in einem Lande, wie England, von selbst versteht. Um die Vorfallenheiten dieser dokumentirten Geschichte jedoch in einigem Zusammenhange zu erhalten, erzählt er, was aus dem verschwiegenen, bescheldenen Geflüster der Dienerschaft zu Tage gekommen ist.

In eine Kutsche, mit vier Rappen bespannt, ist ungefähr um Mitternacht die Lady gehoben worden. Sie war tief verschleiert. Denen, die meinen, daß es eine Entführung gegolten, für welche Annahme allerdings Mehreres spricht, steht doch die spätere Aussage der Lady selbst entgegen, welche versichert, es sey ihr plötzlich ein nothwendiger Besuch bei einem entfernten Wähler eingefallen, dessen Gesinnung zweifelhaft geworden; und was thut man nicht um eine Stimme! — Von einem Zeugen, der aber nicht genannt seyn will, erfährt man, daß die Lady, unterwegs in Schlaf versunken, durch eine Erschütterung erweckt wurde. Sie fuhr auf und sah sich beim ersten Morgengrauen in einer unfreundlichen Schneegegend. Der Wagen, halb umgestürzt, lehnte sich an die eine Seite eines Hohlwegs. Die entgegengesezte Kutschenthüre war geöffnet, und die Begleiter der Nacht waren fort. Sie fragte in die naßkalte Morgenluft hinaus, was denn das werden solle, erhielt aber keine Antwort. Sie wollte sich selbst aus ihren dichten Pelzhüllen, in die man sie geschlungen, los machen, als ein oder zwei Pistolenschüsse sie erschreckten. Ein einzelner Reiter kam heran gesprengt, und sie wiederholte an ihn die Frage. Er zog, in einiger Entfernung haltend, den Hut und sagte: „Vor Allem ersuche ich Mylady, nicht zu erschrecken, denn die Sache hat nichts auf sich." — „Verdanke ich Ihnen meine Befreiung, Sir Edward?" fragte Judith. — „Nichts weniger als das," entgegnete dieser. „Auch wenn ich nicht dazugekommen wäre, hätte man doch Ihren Wagen hier umstürzen lassen." — „Aber was bedeuten die Pistolenschüsse?" — „Nichts als ein unwürdiges Possenspiel, und mein einziges Verdienst besteht darin, daß, da ich es nicht hindern können, ich es wenigstens schneller zu Ende gebracht habe, und wenn Mylady nichts weiter zu befehlen haben, so erlauben Sie, daß ich mich nach dieser nöthigen Aufklärung empfehle."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Umgebungen von Paris.

(Beschluß.)

Freunde vom Badeleben, von Städterton und guter Mahlzeit, von hübschen Weibern, aber auch Liebhaber von freundlicher, anmuthiger Natur wählen sich getrost Passy, Auteuil, Meudon, Menilmontant oder Bellevue zu ihrem Sommeraufenthalte. Denen übrigens, die zu sparen haben, sey gesagt, daß sie in Paris wohlfeiler leben, als an allen genannten Orten. Wer aber die Einsamkeit und Stille in einer ländlichen Natur sucht, gehe nach Saint-Maur, Villeneuve-Saint-Georges, Fontenay aux Roses. Dort muß man sich schon mit einem ländlichen Mahle begnügen und kann den Tag über allein seyn und ungestört seinen Gedanken leben. — Doch wir würden die Grenzen unseres vorgesteckten Ziels überschreiten, wollten wir dem Leser alle Einzelnheiten, Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Umgebungen von Paris erzählen; wir schließen daher mit nachstehender Skizze.

An den Ufern der Seine, zwei Stunden von Paris, liegt Argenteuil, wo die gefühlvolle Heloise ihren Schmerz

in den Mauern eines Klosters vergrub, ehemals berühmt durch seine guten Weine, heutzutage durch seine Feigen, Linsen, Spargel und andere Gartenfrüchte. Gleich hinter dem Faubourg Saint-Antoine sehen wir Charonne, auf dessen Höhen der große Türenne gegen die Fronde und ihren Feldherrn, den großen Condé, kämpfte, und wo Ludwig XIV. während seiner Minderjährigkeit verweilte, als die Montpensier die Kanonen der Bastille lösen ließ. Nicht weit davon liegt Vincennes, in dessen Walde man noch heute die Eiche sieht, wo der heilige Ludwig unter freiem Himmel seinem Volke Recht sprach, ohne daß ihn je ein Huissier daran hinderte, wie der naive Joinville bemerkt. Das Schloß von Vincennes war der Lieblingsaufenthalt der schlüpfrigen Isabeau von Bayern, Gemahlin Karls VI., welche ihre Frauenehre, den Thron ihres Gatten und Sohnes, ihre Tochter und Frankreich an einen Engländer verkaufte, weil ihr Gemahl einen ihrer Liebhaber hatte in die Seine werfen und in einen ledernen Sack einnähen lassen, worauf geschrieben stand: Laissez passer la justice du roi. Unter Ludwig XV. wurde Vincennes zu einem Staatsgefängniß umgewandelt, wo während der Unruhen der Fronde der Herzog von Beaufort und der Prinz von Condé, und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Diderot und Mirabeau gefangen saßen. Unter Napoleon wurde in den Gräben der Festung der Herzog von Enghien erschossen, und man liest heutiges Tags auf der Stelle, wo er fiel, die Worte: hic cecidit. Die lezten berühmten Staatsgefangenen in Vincennes waren die Minister Karls X.

Gegen Norden von Paris, vor der Barrière Montmartre, liegt ein ziemlich großes Dorf gleiches Namens auf einem Berge, der an die Vorstadt stößt, und von wo man einen großen Theil von Paris übersieht. In der Nähe sind viele angenehme Landhäuser und Gärten, und dieser Berg versieht die Hauptstadt mit dem größten Theile ihres Bedarfs an Gyps. Heinrich IV. hatte hier in einem Nonnenkloster sein Hauptquartier, als er Paris belagerte, und seine aufrührerischen Unterthanen, die der Hunger aus der belagerten Hauptstadt trieb, liebreich aufnahm und speiste. Nach der Westseite zu beherrscht das Schloß von Meudon ein kleines, enges Thal, worin das Dorf gleiches Namens liegt, welches durch seinen Arzt und Pfarrer Rabelais so berühmt geworden ist. Auf demselben Seineufer liegt Saint-Maur, nicht weit von der Stelle, wo die Marne in die Seine mündet. Hier schrieb der unsterbliche Rabelais seinen Pantagruel, und die Confrères de la Passion gaben in Saint-Maur die ersten Vorstellungen der Mysterien, welche Karl V. so sehr erbauten, daß er den Erfindern ein königliches Patent ertheilte, welches ihnen erlaubte, auch nach Paris zu kommen und dort ihre Mysterien zu spielen, von welcher Erlaubniß sie sofort Gebrauch machten, denn die Pariser waren schon damals, im fünfzehnten Jahrhundert, nicht weniger schaulustig und neugierig, als heutiges Tages, wie man aus dem Anfang des Victor Hugo'schen Romans, Notre-Dame de Paris, und aus den Urkunden ersehen kann.

Unmittelbar an der Seine liegt das anmuthige Malmaison, der einsame Aufenthalt Josephinens nach ihrer Ehescheidung, wo sie im Jahre 1814, vier Tage vor ihrem Tode, den Besuch des Kaisers Alexander empfing, und wo Delille Virgils Georgica übersezte. Wenden wir uns nach der Seite von Meaux, so treffen wir auf Fresnes, wo der gerechte d'Aguesseau den Abend seines Lebens unter den Blumen seines einfachen Gartens beschloß; ferner auf Livry, welches Malherbes und die geistreiche Sevigné lange bewohnten, wo die Leztere, im einsamen Schatten der Wälder irrend, ihre besten Briefe über Erziehung an ihre Tochter schrieb, und wo in lezter Zeit ganz Europa unter Waffen vor Frankreichs Hauptstadt stand. Nicht weit davon erblicken wir den Wald von Bondi, die Höhen von Belleville, Montmartre, Menilmontant, in den Jahren 1813 und 1815 vom Blute der Streiter geröthet, welche das beleidigte Nationalgefühl bis von den fernen Bergen des Kaukasus und den beeisten Ufern der Newa her auf dieses Feld des Todes gerufen hatte, um unter den Mauern der erstaunten Hauptstadt im lezten Kampfe das Schicksal der Welt zu entscheiden.

Die Poesie des Lebens.

Du sagst, allein in Liedern
Sey reinen Glückes Lust;
Es läßt sich drauf erwidern:
Allein in unsrer Brust.

Ich sag' es nicht prophetisch,
Ich sag' es, wie es ist:
Das Leben ist poetisch,
Wenn du poetisch bist.

G. Schulz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Langbeins Denkmal. Architektur.

Karl Mächler fordert hier zu Beiträgen auf, um dem Dichter Langbein ein Denkmal zu sezen. Die ehrenwerthe Neigung, die geschiedenen Dichter und Künstler durch Denkmäler zu feiern, wird leider auch schon zur Modesucht. Wo Göthe noch keines gesezt ist, und selbst das für Schiller, troz der allgemeinen Theilnahme und den großen Anstrengungen, noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, bleibt es problematisch, ob ein zerstreutes Publikum sich so lebendig dafür interessiren wird, daß Langbeins Grab mit seiner

Büste geschmückt werde. Ist es doch schon außer der Zeit, jezt zu dem gleichen Zwecke für Jean Pauls Grab zu sammeln. Traurig freilich, wenn man sich denkt, daß man nach fünfzig Jahren vergebens nach Langbeins Grabe suchen wird; aber wo ist Lessings Grab, Ramlers, oder gar, wo ist Raphaels und Shakespeare's? Cicero suchte nach dem des Archimedes, weil es vergessen war; aber von Archimedes war etwas Besseres übrig geblieben, als sein Grab, und die Erde gehört den Lebendigen. Nur die Auserwähltesten haben ein Recht auf Erbgrüfte. Damit sey übrigens nichts gegen die Ehre des wackern Langbein gesagt, und ich will mich sehr freuen, wenn das Unternehmen zu Stande kommt. Vorläufig wünsche ich indessen, zum Besten seiner hinterbliebenen Wittwe, seinen gesammelten Werken noch mehr Succeß, als der Sammlung zu seinem Denkmal.

Die künftige architektonische Zierde Berlins, die neue Bauschule, entledigt sich allmählich ihrer Hüllen. Im Mittelpunkt der Stadt, von vielen Seiten sichtbar, wird sie ein Ehrendenkmal seyn, das Schinkel sich und dem Geschmack unserer Zeit gesezt hat. Jedes Auge, insofern es nicht durchaus nur streng antike Formen will, verweilt mit Vergnügen auf dem kolossalen, und doch so zierlichen Bau, der uns gewissermaßen an die Phantasie der bauenden Araber erinnert. In seinem rothen Ziegelbau repräsentirt er das Material, auf welches unsere Gegenden angewiesen sind; noch aber gelang es bei keinem Gebäude, dieses Roth dem Auge so wohlthätig zu behandeln und zu schattiren. Seitdem erheben sich Stimmen dafür, überhaupt der Monotonie unserer modernen Häuserfronten durch bunteren Anstrich und mehr Zierrath die mangelnde Wärme zu geben. Es läßt sich da viel wünschen, und wird vielleicht auch noch viel geschehen. Feilner, der berühmte Ofenfabrikant — eine Charakteristik des Mannes und seiner industriellen Thätigkeit findet sich im Freimüthigen — hat durch seine trefflichen Thonformen viele Mittel an die Hand gegeben, etwas, was noch nicht da war, darzustellen, und man muß abwarten, ob die Partikuliers, welche es jezt an der Zeit finden, ihr Geld aus den Papieren zu ziehen und der Industrie anzuvertrauen, auch, was freilich keine unmittelbaren Interessen trägt, es zu einer wohlthätigen Verschönerung der Stadt anwenden werden. Leider ist ein längst projektirter, großartiger Plan vor der Hand zurückgesezt. Es galt eine neue Hauptstraße Berlins durch Verlängerung der französischen Straße. Die Kommunikation hätte dadurch gewonnen, eine sehr schöne neue Straße wäre entstanden, viele häßliche Winkelgebäude wären abgerissen worden und die Bauschule hätte eine würdige Avenue erhalten. Indessen soll jezt nicht der Augenblick für solch große Verbesserungsplane seyn. Auch das Projekt der Eisenbahnen, insofern es uns zunächst angeht, ist beseitigt. Die vier neuen Kirchen in den neuen Berliner Vorstädten sind dagegen fertig und feierlich eingeweiht. Kenner halten dafür, daß auch sie Meisterwerke des Schinkelschen Genius seyen. Er habe mit den geringsten Mitteln das Zweckmäßigste und Schönste erreicht. Das Publikum, das am nächsten dabei betheiligt ist, urtheilt anders. Es will nichts von Basiliken wissen, sondern meint, zu einer Kirche gehöre ein Thurm mit Glocken und hohen Fenstern, und diese kleinen und doch geräumigen Gebäude eigneten sich besser zu Tanzsälen, als zu Gotteshäusern.

Vom Nationalmuseum ist es still; die Kunstwelt erfreut sich inzwischen eines trefflichen Murillo, den das königliche Museum gewonnen hat. Kritiker in den hiesigen Zeitungen wünschen, daß jenes mit einem ausgezeichneten Gemälde, welches unser Begas eben vollendet, die Curiety auf dem Felsen, begründet werde.

London, August.

(Fortsetzung.)

Das Frühstück des Grafen Mansfield.

Eine ziemliche Strecke den königlichen Wagen voraus, den Zug zu eröffnen, fuhr der Herzog von Cumberland; vier Rosse flogen vor seinem Wagen. Seit sechzehn Minuten hatte es auf dem Hampsteader Kirchthurme vier Uhr geschlagen, da verkündete der immer neu rollende Donner einer furchtbaren Kanonade aus fünf bis sechs zwölflöthigen Böllern die Ankunft der königlichen Gäste. Beflügelte Vorreiter verkündeten dasselbe denen, die der Kanonade nicht nahe genug standen, sie zu hören. Jezt kamen in sechs vierspännigen Wagen die allerhöchsten und höchsten Herrschaften, König und Königin im lezten. So ziemlich ganz Hampstead hatte sich mit Blumen, grünem Laubwerk und bunten Lampen behangen. Da es aber ungewiß war, ob die Majestäten lange genug verweilen würden, um den Lampen zu vergönnen, ihnen das Dunkel der Nacht zu erhellen, so hatten die vorsichtigen Hampsteader das Gewisseste gewählt und bereits um drei Uhr die Lampen angezündet. Bei dem von keiner Wolke unterbrochenen Sonnenschein nahm sich das ganz possierlich aus. Auch die Inschriften waren bereits unter Licht gesezt, und die versammelten Massen bedauerten bloß, daß, um sie lesbar zu machen, der Himmel nicht den glücklichen Einfall gehabt hatte, eine komplete Sonnenfinsterniß zu veranstalten. Langsam bewegte sich der Wagenzug durch die zahllosen Haufen bis an den Fuß des Hügels, wo die Schulkinder von St. Mary-le-Strand in malerischer Ordnung aufgestellt waren, die Majestäten zu begrüßen. Die Weisung des Schulmeisters bestand in dem Befehle, die Müzen zu schwenken und zu schreien. Wer jedoch nie Augen- und Ohrenzeuge gewesen ist von dem Müzenschwenken und Schreien englischer Jungen, kann von beidem und vom Schreien überhaupt sich keinen Begriff machen. Der Lärm englischer Schuljungen, wenn ihnen Schweigen auferlegt ist, grenzt an das Unerträgliche; er ist ohrzerreißend, wenn der Schulmeister sagt: Jungen, nun schreit! Die Müzen der Jugend von St. Mary-le-Strand flogen saußend über den königlichen Wagen; aber die darin Sizenden geruhten huldreich zu lächeln. Weiter bewegte sich der Zug den Hügel hinauf nach der sogenannten Haide. Hier war es, wo der besprochene Triumphbogen sich erhob, ein mächtiges, aus Balken, Brettern und Latten zusammengenageltes Gebäu, wenig höher, als der berühmte Temple-bar, der die City vom Westende und die Macht des englischen Königs von der des Citykönigs scheidet, und in der Form ihm zwar gleich, aber in äußerm Schmucke ihn weit übertreffend. Warum man jenes ehrwürdige Thor zum Vorbilde gewählt, würde schwer zu sagen seyn, wenn England seinen Fürsten viele Triumphbogen gebaut hätte, das hat es aber der Geschichte überlassen. Während die Buchstaben W. A. in kolossaler Zeichnung, und darüber eine Krone von einer Größe, als sollte sie alle Kronen der Erde bedecken, im Mittelpunkte standen, entfaltete der Wind die stolzen Farben Englands in aufgesteckten Flaggen und Fahnen. Auf Stufen blühte hier, was Hampstead an weiblicher Schönheit besizt, und durch das Wort blühen ist hinreichend angedeutet, von welchem Alter die Blüthen waren. Ich bleibe dabei und sage es wieder, obschon ich es schon oft gesagt habe, der Inbegriff weiblicher Schönheit ist eine englische.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. August 1835.

„Wir vollbrachten den beschwerlichen Weg, und kamen zu der Stadt Hypata in Thessalien... Mich verlangte sehr hier zu bleiben und eines der Weiber zu finden, die sich auf die Magie verstanden. Auch erwartete ich immer irgend ein Wunder zu sehen: einen fliegenden Menschen, oder einen versteinerten, oder so etwas. So schleuderte ich in der Stadt herum."

Lucian.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Fünfter Brief.

Patradzik oder Neuratra liegt, wie durch Ruinen und Inschriften bezeugt wird, auf der Stelle des alten Hypata, auf einer Höhe am Fuß des Oeta, und überblickt von dieser Lage aus das ganze Spercheiosthal, von dem spitzigen Tymphreston (Veluchi) an, der es gegen Westen begrenzt, bis an die Gestade des Malischen Meerbusens im Osten. Hypata, verrufen im Alterthume, gleich Lamia und andern Orten Thessaliens, durch seine bösen Zauberinnen, und verewigt durch Lucians geistreiches Mährchen vom verwandelten Esel, ist jezt ein kleines Städtchen mit meistens türkischen Häusern; denn viele der türkischen Beis und Agas, welche Achills gesegnete Fluren geerbt hatten, wohnten lieber hier, als in Lamia, wegen des gesunderen, kühleren Klimas und der reichlichen Fülle köstlicher Bergwasser, die die Stadt durchfließen. Es war hier eben Messe, vorzüglich Pferdemarkt, wozu sich Tausende von Verkäufern aus Epirus, Thessalien und Macedonien, aus Bulgarien und der Wallachei eingefunden hatten. In buntem Gemisch mannichfaltiger Trachten wogten sie auf der Ebene unterhalb der Stadt durch einander, und mit Staunen und Ehrfurcht begrüßten die Türken den König, als er die Reihen durchschritt, während die türkischen Griechen ihn theils mit lautem Freudenruf empfingen, theils mit Thränen der Rührung im Auge andächtig ihre Brust bekreuzten, als sie den Herrscher erblickten, in dem ein unerschütterlicher, frommer Glaube sie auch ihren künftigen Befreier und König erkennen läßt. Nun sind sie in ihre Heimath jenseits der Berge zurückgekehrt, und wenn sie an den Quellen des Peneios, in den Thälern des Olymp und Ossa sich wieder dem Joche der Paschas beugen, dann erzählen sie mit Trost und Hoffnung ihren Brüdern und Söhnen von der Anmuth, von der Leutseligkeit des Königs ihrer freien Glaubensgenossen, und harren vertrauensvoll der Stunde, die auch für sie kommen wird.

Mittags wurde wieder von Hypata aufgebrochen und die Reise nach dem vier Stunden entfernten Lamia fortgesezt. Eine halbe Stunde unterhalb Hypata, in der Ebene, sind starke, von keinem alten Schriftsteller erwähnte warme Quellen, die in einem geräumigen Bassin emporstrudeln, dessen Rand unablässig durch das lockere, gelbliche Gestein, welches das Wasser absezt, erhöht wird. Die Kranken der Umgegend benutzen diese Quelle, deren Heilkraft sehr gerühmt wird, zum Bade. Hierauf

passirte der Zug den Spercheios, der in einem breiten, zur Sommerszeit größtentheils trockenen Bette fließt, und ritt auf dem linken Ufer desselben längs dem Fuße der Othryskette gen Osten. Die Ebene ist durchaus fruchtbar, aber spärlich bewohnt und verödet; die Türken hatten sich bis zu Ende des Kriegs auf dem nördlichen Ufer des Flusses behauptet, die Griechen auf dem südlichen. Daher sind die Güter auf der Südseite des Spercheios zwischen beiden Regierungen streitig; die Türken nehmen das Verkaufsrecht derselben in Anspruch, weil Zeituni, von welchem, wie sie sagen, diese Güter eigentlich dependiren, bis zur Ankunft des Königs in ihren Händen geblieben; die griechische Regierung erkennt dies nicht an, weil sie das südliche Ufer schon seit Jahren durch Kriegsrecht in Besitz gehabt. Daß solcher Streit der Wiederbelebung der Kultur in diesem gesegneten Landstrich nicht günstig seyn könne, ist leicht zu ermessen.

Lamia liegt an dem Ausgange des Hauptpasses, der aus dem Spercheiosthale durch den Othrys in das nördlichere Thessalien führt; auf einem Felshügel, der jedoch von den benachbarten Höhen beherrscht wird, liegt die kleine Festung, und am Fuße dieses Hügels, vorzüglich aber an dem ihm westlich gegenüber gelegenen Abhange zieht sich die heutige, nach orientalischer Weise zerstreut und unregelmäßig gebaute Stadt hin. Durch diese Lage, welche die Stadt zu einem der Schlüssel des eigentlichen Griechenlands machte, und mehr noch durch den von ihr benannten lamischen Krieg, ist Lamia in der alten Geschichte bekannt und berühmt. Allein wenige antike Orte sind so vollständig zu Grunde gegangen, wie dieser. Keine Inschrift, keinen Skulpturrest vermochte ich zu entdecken; kaum dienen noch einige zerstreute, alte Quader und ein kleiner Rest der antiken Mauer unter den modernen Werken auf der Nordostseite der Festung zum äußern Beweise, daß Lamia auf dieser Stelle stand. Was an alten Marmorn vorhanden war, ist ohne Zweifel in den Pallästen und Moscheen der Türken und in ihren zahlreichen Grabmonumenten untergegangen. Dagegen sind in wenigen Städten des Königreichs, Chalkis ausgenommen, die türkischen Gebäude so gut erhalten, wie hier, obgleich sie auch hier ihrem Untergange schnell entgegen gehen. Ein hoch und lustig gelegener, ehemals prächtiger Pallast, einst einem Schwiegersohne Ali Paschas von Joannina zuständig, mit weiten Korridors und mit springenden Wassern versehen und mit buntem Farbenschmuck geziert, diente jezt dem sechsten Bataillon zur Kaserne. In einem andern, von geringerem Umfang, stieg der König bei dem Eparchen, jetzigen Obersten Perrhäbos ab.

Nachdem der König am folgenden Morgen die Stadt und Festung besehen, wurde gegen Mittag ein Spazierritt an die Küste des Malischen Meerbusens unternommen. Der Ritt ging östlich längs dem Fuße des Othrys nach Hagia Marina, * einem etwa drittehalb Stunden von Lamia gelegenen Dorfe und Landungsplatze, bekannt durch ein zu Anfang des Kriegs hier den Türken geliefertes Gefecht. Der Doktor Drosos Mansolas, einst in Jena Schiller's Zuhörer, der sich noch mit Begeisterung erinnert, wie der unsterbliche Sänger seine griechischen Zuhörer zur Befreiung ihres Vaterlandes in feurigen Worten ermahnte, und der selbst hier mitgefochten, zeigte den Ort, wo unter andern Philhellenen Waldemar Qualen, aus edlem holsteinischen Geschlechte, an seiner Seite gefallen war. Nach mehrtägigem Widerstande wichen die Griechen der Uebermacht und zogen sich über das Wasser zurück. Der Ritt wurde noch eine Stunde längs der Küste fortgesezt nach Stelida, ** einem neu erblühenden Hafenplatze, der die eigentliche Skala von Lamia und des ganzen Thales ist, da zunächst den Mündungen des Spercheios bis über die Thermopylen hinaus die Sümpfe, welche die Küste einfassen, keine Landung gestatten. Der Othrys tritt bei Stelida nahe an's Ufer hinan, welches von hier bis an die Mündung des Busens von Volo einen der schönsten Landstriche Griechenlands bildet, das alte Reich des Achilleus und seiner Schaaren. — Erst mit Einbruch der Nacht wurde Lamia wieder erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bei Hagia Marina finden sich nur wenige alte Quader, die hieher verschleppt zu seyn scheinen. Weiter rechts, gegen die Mündung des Spercheios hin, sind an der Küste bei Sideroskala alte Ruinen, wahrscheinlich von Antikyra.

** Stelida scheint das alte Phalara zu seyn. Zwischen dem Gebüsch, auf der Ostseite des Dorfs, findet man bedeutende alte Fundamente, und im Meere Ueberreste eines Hafendamms.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Die Lady hatte, nachdem sie den Schlaf vollkommen aus den Augen gerieben und mit Verwunderung erkannt, daß sie in ihrer eigenen Kutsche gefahren war, noch etwas zu bitten, was der Reiter, der sehr pressirt schien, ihr doch nicht füglich abschlagen konnte. Sie erklärte nämlich, keine Lust zu spüren, im Schnee liegen zu bleiben, und wenn es ihr frei stehe, nach Hause zu fahren, so wäre vorerst dazu nöthig, daß der Wagen wieder aufgerichtet würde. Das sah der Reiter ein und stieg ab. Wiewohl der vermummte Kutscher mithalf, meinte doch auch die Lady, die indeß ausgestiegen war, es sey besser, wenn sie selbst Hand anlege. „Das hat man nun von der verfluchten Geschichte,“ sagte der Kutscher, und

die Lady hatte wirklich etwas Theer an ihren weißen Händen. „Haben wir, Sir Edward, doch ein Mal für etwas zusammen gearbeitet,“ sagte sie, lächelnd zu dem Reiter gewendet, als er ihr mit ritterlichem Anstande wieder in den Wagen half. Sie fragte ihn, ob er nicht auch einsteigen wolle, denn der Morgen sey kalt. Als er es aber ablehnte, weil er sein Pferd nicht verlassen dürfe, lächelte sie: „Das freilich geht vor.“ Doch drückte sie die Hoffnung aus, daß er ihr beim Nachhausekommen die Auskunft über ein so seltsames Abenteuer und den Grad der Dankbarkeit, oder Nichtdankbarkeit, den sie ihm schuldig geworden, nicht vorenthalten wolle. Nun verbeugte sich der Ritter; sie hörte ihn sein Pferd besteigen und, bis die Kutschenräder über die gepflasterte Straße rollten, den Hufschlag hinter dem Wagen. Mehrmals soll sie sich vorsichtig umgesehen, ihn aber nie selbst gesehen haben.

Gewiß ließe sich diese Entführungsgeschichte mit ihren Schrecknissen romantischer vortragen, als es hier geschehen ist. Die vermummten Gestalten, ihr dumpfes Schweigen, die Herzensangst der Verhüllten, die nächtliche Fahrt auf dem Knüppeldamm, der Sturz im Hohlweg, der sie aus fürchterlichen Träumen aufschreckt, und dazu die Schüsse beim ersten Hahnenkrähen würden ein Nachtbild liefern, wie es die Phantasie nur wünschen kann, wenn nicht, auch im Gemüth durchaus romantischer Engländerinnen, zur Zeit einer Parlamentswahl ganz andere Elemente der Seele sich bemeisterten, und alle nächtlichen Gespenster vor den beredten des hellen Marktes weichen müßten. Was in der Seele der schönen Judith während der langen Rückkehr vorgegangen, ist nicht bekannt, aber ausgemacht das, daß sie es für gerathener hielt, den romantischen Schleier über der Nachtbegebenheit ruhen zu lassen. Ja, sie sprang so eilig aus dem Wagen, daß sie nicht einmal einen Blick nach dem verhüllten Kutscher zurückwarf, der sie hergeführt hatte.

Und doch war ungeheuer viel in ihr vorgegangen, nicht weniger als eine Revolution und eine Contrerevolution. Sie hatte zwei Stunden im Armsessel in der Bibliothek gesessen, die umwölkte Stirn auf die Hand gestützt, welche noch immer Spuren des Wagenrads trug, und war aus ihren Gedanken erst aufgeschreckt, als Sir Edward Bramfield vor ihr stand. Das konnte Miß Wilson durch die Thürspalte sehen; aber auch das scharfe Ohr des Sir Jedediah, welcher in einiger Entfernung an die Wand gelehnt saß und ihr dann und wann zunickte, konnte von dem langen, eifrigen Gespräch zwischen Beiden nur Brocken hören. „Nähern sie sich nicht?“ — „Im Gegentheil,“ antwortete die Dame, „sie bleibt sitzen, und er macht Miene aufzustehen.“ — „Verdammt!“ rief der Ritter, und stampfte auf den Boden; „wenn kein romantischer Sprung die Brücke über den Riß baut, Gründe machen ihn nur immer breiter.“ — „O weh, sie wird heftig!“ — „Ich höre Robert Peel's Namen.“ — „Sie schimpft auf Lord Russel.“ — „Er zerdrückt im Zorn seinen Hut.“ — „Sie gehen Beide auf und ab.“ — „Sie überschreien sich.“ Sie stampft mit dem kleinen Fuß.“ — „Sie wischt eine Thräne des Aergers aus dem Auge.“

Judith sah Edward aus ihrem großen, feuchten Auge an; dann reichte sie ihm schnell die Hand. „Leben Sie wohl, Edward. Wir wollen doch nicht in Unfrieden scheiden, wo es scheiden heißt für's Leben!“ — „Das Leben kann noch fürchterlich lang seyn,“ sagte er, den Druck erwidernd; „vielleicht lächelt man aber dann über die Kämpfe, die uns trennen,“ setzte er leise hinzu. — „Nimmermehr!“ rief sie heftig; „sehen Sie denn nicht den Willen des Schicksals, der, ein eisernes Gespenst, zwischen uns tritt? Das ist nur Zufall, daß er Tory- und Whigfarben annimmt. Nein, nein! wir sollen nicht zusammen kommen! Wie die Deutschen von Wahlverwandtschaften sprechen, so gibt es geborne Feindschaften. Daß uns die Verhältnisse so oft und so nahe aneinander führten, war nur ein böses Spiel, eine Versuchung, um uns nur immer wieder und immer deutlicher zu zeigen, daß wir nicht für einander gehören. Ich glaube es Ihnen, Sie wollten mich nicht entführen, Sie wollten keine Gewalt brauchen; auch waren Sie wirklich empört über das Possenspiel des Ritters, und eilten, mich zu enttäuschen. Aber indem Sie es thaten, in respektvoller Entfernung, regte sich nicht da ein kleiner Kitzel, eine angenehme Hoffnung, durch dieses feine Benehmen mich anders zu stimmen?“ — „Nun, und wenn das wäre?“ — „Wenn es wäre!“ rief sie. „Und darum sollte ich aufhören zu lieben, was ich liebe, oder wollten Sie aufhören? Oder sollte der Lebensbund ein Krieg werden über das, was uns Beiden das Heiligste, Theuerste, am Tiefsten, Innigsten an's Herz gewachsen ist? Wenn Sie mich so geliebt hätten, so unwiderstehlich, warum steckten Sie denn das Haus nicht in Brand, warum drangen Sie nicht bewaffnet ein, warum rissen Sie mich nicht bei den Haaren fort? Sie thaten es nicht, weil Sie ein wohlgezogener Gentleman, weil die Entführungen aus der Mode sind, weil man darüber gelächelt hätte, weil der Anstand, die Vernunft in Ihrem Innersten sich dagegen auflehnte. Nun sehen Sie wohl, Edward, und ich soll glauben, daß die Liebe so mächtig ist, um das vergessen zu lassen, was uns Beiden das Werthvollste ist?“ — „Sie könnten wünschen, Judith —“ — „Daß Sie handelten, ja so handelten, daß ich vor Bewunderung und Staunen nicht Zeit hätte, mich zu fragen, ob wir uns je gut waren.“ — „O, daß meine Worte ein flammender

Feuerstrom würden," rief er, „das liebenswürdigste Geschöpf zu überzeugen! Ich liebe auch dies schöne England, dies alte England; seine tausendjährigen Erinnerungen sind mir so heilig, als Ihnen. Es soll wachsen, gedeihen; ich möchte, damit es wachse, mein Herzblut ausspritzen; aber es ist jezt der Moment, der einzige noch gesche'te, der allerallerlezte. Judith, o womit reiße ich den lezten dünnen Schleier von diesen hellen blauen Augen, aus denen Licht Allen, die hineinblicken, herausstrahlt, und es selbst sollte umdüstert bleiben für die Wahrheit! Und diese edlen Männer, meine Freunde, Sie sollten nicht ihre Aufopferung verstehen? sie, die freiwillig dem Vaterland Einfluß opfern, Reichthum, Macht, die des Eigennutzes beschuldigen, der Eitelkeit! Stürzt man sich denn in's Feuer, damit der Flammenschein einen Augenblick die Wange schminkt? Macht ist eine liebäugelnde Schönheit; buhlt man mit ihr, während man weiß, daß sie uns morgen verräth, um unserm Feinde in die Arme zu fallen, wenn nicht ein heiligeres Feuer die Brust durchglüht? Nein, Macht, wie Volksgunst, hier sind sie nichts, in diesem großen, heiligen Kampfe sind andere Magnete, an die die edelste Kraft sich hängt. Das Unabwendliche ist es; und hoffen wir Beide, daß sein Antlitz freundlich sey, wenn es kommt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Beschluß.)

Das Frühstück des Grafen Mansfield.

Der königliche Wagen hielt, der Präsident des Komités, Obrist Bourgoyne, trat vor, der Tritt wurde niedergeschlagen, der Obrist öffnete die Thüre, bat um Erlaubniß, die Majestäten einige Augenblicke verzögern zu dürfen, um im Namen und Auftrag der Bewohner des Dorfs und der Nachbarschaft die treuen und loyalen Gesinnungen derselben auszusprechen, entfaltete dann das Papier, welches die vom Komité vorher einstimmig genehmigte Adresse enthielt, und las: „Mögen Ew. Majestät geruhen zu erlauben. Wir, die Kirchenvorsteher, Oberaufseher und sämmtliche Bewohner des Kirchspiels und Dorfes Hampstead benutzen mit eifrigem Verlangen den Besuch, welcher Ew. Majestät und Ihro Majestät die Königin in unsere Nähe führt, um durch jedes in unsere Macht gegebene Zeichen unsere loyale Anhänglichkeit und Verehrung für Ew. Majestät und Ihre königliche Gemahlin zu bekunden. Es ist nur Ein Gefühl, nur Ein Wunsch, was bei dieser Gelegenheit die ganze Gemeine beseelt — das Gefühl der Liebe und Treue für Ew. Majestäten, dasselbe, welches ohne Ausnahme jedes Plätzchen in Ewr. Majestät Reichen durchdringt, und der innigste, warm gehegte Wunsch, daß der Allmächtige Ew. Majestäten noch lange erhalten möge, um über Ihre treuen Völker zu herrschen. Darf hieran eine Bitte sich schließen, so ist es die, daß Ew. Majestäten diesen einfachen Zoll unserer Anhänglichkeit mit jenem gnädigen Wohlwollen anzunehmen geruhen mögen, welches stets Ew. Majestäten begleitete, so oft Sie Ihren treuen Unterthanen sich zeigten." Der König schien von dieser Adresse tief ergriffen, und langte unverzüglich aus der Tasche ein Papier hervor, dessen abgelesener Inhalt in der Uebersetzung ungefähr so lauten dürfte: „Ich empfange mit großer Zufriedenheit für mich und die Königin den loyalen Ausdruck der Gefühle von Anhänglichkeit und Ergebenheit von Seiten der Kirchenvorsteher, Oberaufseher und sämmtlichen Bewohner des Kirchspiels und schönen Dorfes Hampstead, und ich danke ihnen im Namen der Königin und meinem eigenen für die herzlichen und angenehmen, uns heute gegebenen Beweise von Gesinnungen, welche zu nähren, unser ernstlicher und angelegener Wunsch ist." Den deutschen Lesern dürfte hiebei etwas auffallen, ich meine, daß in einem Lande, wo die Fertigkeit, öffentlich zu sprechen, ziemlich jedem Menschen angeboren ist, erst der Obrist seine Adresse und dann der König seine Antwort ablasen. Beiden Dokumenten war gewiß das schwächste Gedächtniß gewachsen. In der Länge kann also der Grund des Ablesens auf keinen Fall liegen. In England ist es aber einmal Sitte, alle von einer Versammlung berathenen Adressen bei Uebergabe derselben wenigstens scheinbar abzulesen, als eine Art von Beweis, daß der Ueberbringer genau die von der Versammlung beschlossenen Worte gebraucht, und es ist Vorschrift der Etikette, in derselben Form zu antworten, in welcher man angeredet wurde. Gerechtfertigt, wie hiemit das Verfahren erscheint, ist doch nicht zu leugnen, daß ein abgelesener Dank sich schlecht ausnimmt. Unter lautem Lebehoch und dem von der Musik der Leibwache tapfer aufgespielten God save the king sezte der königliche Wagen seine Fahrt nach dem Landsitze des Grafen Mansfield fort. Hier sah es ganz stattlich aus; die Zurüstungen zum Empfange von ungefähr achthundert Gästen waren im glänzendsten Styl. Das Haupttafelzimmer enthielt gewiß alle Arten leckerer Erfrischungen; aber selbst der größte Gutschmecker hätte, ehe er zugelangt, nicht umhin gekonnt, der Pracht des aufgestellten Silbergeschirrs einige Augenblicke zu widmen. Hier sollten die Majestäten frühstücken; Thronsessel waren für sie errichtet, und vier-und-dreißig andere Sitzmittel bezeichneten die Zahl der zu ihrer unmittelbaren Gesellschaft Zugelassenen. Den übrigen Gästen waren die dreizehn Zimmer des Erdgeschosses geöffnet, und in der Bibliothek, im Musiksaale und in den gewöhnlichen Wohnzimmern stand ein so reiches Dejeuné, daß nur ein Blick auf das Heer der Diener die Möglichkeit ahnen ließ, wie Alles aufgezehrt werden könne. Nach beendigtem Mahle ging es zu, wie es überall bei ähnlichen Gelegenheiten in gebildeten Kreisen zuzugehen pflegt; denn es ist anerkannt, daß man in solchen Gesellschaften sich zu Paris nicht anders bewegt, wie in St. Petersburg, in Berlin nicht anders, wie in London, und in München nicht anders, wie in Wien. Habe ich daher noch erwähnt, daß bunt geschmückte Schiffchen auf dem See vor dem Hause hin und her ruderten, daß in verschiedenen Theilen des Parks größere und kleinere Zelte zum Ausruhen einluden, daß überall, wo eine schöne Aussicht sich bot, bequeme Ottomanen für die Majestäten aufgestellt waren, und daß bunte Lampen zu Tausenden in den Zweigen der Bäume hingen, so glaube ich der Phantasie des Lesers zur Ausführung des Gemäldes Stoff genug geliefert zu haben.

W. S.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. August 1835.

Geduld! noch ist es nicht mißglückt!
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!

Goethe.
Faust 2ter Theil.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

Edward hatte noch einmal gewagt, Judiths Hand zu ergreifen. Sie ließ sie ihm, aber mit abgewandtem Blicke schüttelte sie den Kopf und zeigte auf den Wahlspruch ihrer Familie über dem Portal:

Die Meereswelle wankt her und hin,
Fest ist der Beedle-Bowble Sinn.

„Sie ziehen mich nicht hinüber, Edward. Ich wünsche auch Sie nicht zu uns herüber zu ziehen. Genüge Ihnen das!“ — „Es ist kein so harter Fels im Meer,“ rief er, „den nicht die Welle allmählig ausspült, und ein Weib wollte fester seyn?“ — „Leben Sie wohl!“ — „Nein!“ rief er, „einen Trumph, eine Möglichkeit setzen Sie doch! So gehört sich's für's Mährchen — denn nur im Mährchen kommt solcher Eigensinn vor — etwas, was ich nicht erfüllen kann —“ — „Wohlan!“ rief sie, ihn unterbrechend, „wenn durch Ihre Bemühung mein Vetter, der Baronet, gewählt wird!“

Er warf ihr einen Blick des Zornes und der Entrüstung zu, verneigte sich und ging. Ja er war so rasch gegangen, daß er im Gehen an etwas anprallte, so rasch, daß Judith, welche, die Farbe wechselnd, ihn im nächsten Augenblick zurückrufen zu wollen schien, nichts mehr von ihm sah. Der Klang der durch den Zugwind zugeworfenen Eichenthüre schreckte sie aus ihrer Betäubung auf. Ja es war ihr nachher, als habe sie ihm nachstürzen wollen, als ein entsetzliches Ereigniß dazwischen trat, ein Sturz, von dem die festen Bohlen erbebten und die runden Fensterscheiben klirrten.

Als Sir Jedediah, der Oberst und Miß Wilson eintraten, qualmte ein ungeheurer Staub durch den Bibliotheksaal, und man konnte auf den ersten Blick kaum die unten liegende, durch den Sturz aus ihren Fugen gegangene Eisenrüstung des mannbaren Sir Tobias Beedie-Bowble erkennen, welche das ganze Unglück veranlaßt hatte. Neben ihr lag halb aufgerichtet die Lady. „Um Gotteswillen! verwundet? Sie bluten?“ — Die Lady, sehr blaß, schüttelte den Kopf, und ihr stierer Blick auf die eiserne Hülle hätte ebensogut einem Todten gelten können. „Meine theure Lady, sprechen Sie! wir hoffen, daß Sie mit einer Quetschung davon gekommen sind.“ — „Vielleicht auch nur mit dem Schreck,“ sagte Sir Jedediah. — „Sie hat die Sprache verloren,“ klagte die Miß, „was bedeutet das?“ — „Es bedeutet, meine Freundin,“ entgegnete sie mit matter Stimme, „eine Irrung der Natur.“

Sie lag auf dem Sopha, und die Miß bereitete den Thee. Kräftiger, meinte der Ritter, werde die Nachricht auf die Kranke wirken, daß die Freeholder

aus dem Linedale sich für den Torykandidaten erklärten; aber sie wandte sich um und sagte ärgerlich: „Was geht das mich an!“ Viel besser wirkte eine Ballade auf ihre gereizte Stimmung, die er vor sich murmelte; denn sie lachte beim Schluß derselben hell auf, wollte aber dann Niemand mehr Rede stehen, und hieß Alle gehen, denn sie seyen Alle im Bunde gegen sie.

Sie liebte ihn, er liebte sie,
Sie liebten sich Beide erstaunlich.
Im ganzen England gab es nie
Eine Liebe, so treu und erbaulich.

Doch gilt in England von Alters ein Satz —
Ich weiß nicht, ob noch wo anders —
Und wer auch noch so liebt seinen Schatz,
Darf lieben daneben noch Andres.

Sie liebte die Rübe, den Rettig Er,
Der Streit drüber wollte nie end'gen:
Ueber derlei hält es in England schwer,
Sich unter einander verständ'gen.

Da gab es in England böse Zeit,
Man schlug sich um Rettig und Rübe,
Und um den Rettig- und Rübenstreit
Zerging die süßeste Liebe.

Ja, lebten Beide, wo du und ich,
Und die Kultur viel weiter,
Sie liebten nur Beide den Rüberettig,
Und liebten und lebten noch weiter.

*

Von den Hustings flatterten abermals schöne bunte Bänder, es rauschte von Fahnen allerlei Farben von den Thürmen, Giebeln und aus den Fenstern, Musikstücke begleiteten die Reden, die von Erkern und Balkonen, hier in einzelnen Gruppen, dort an das ganze Volk gehalten wurden, und Pöbelmassen wogten neugierig, schreiend, tobend, nüchtern und betrunken durch die Straßen. Aber die Yeomanry sorgte für freie Passage, denn was von Rossen und Wagen in der Grafschaft war, schien requirirt, um die entferntер wohnenden Wähler herbei zu holen, und mit jeder Minute flog im Trab und Gallop ein Hochzeitwagen mit einem Gaste heran, der sich lange bitten lassen, empfangen entweder vom Gezisch, oder vom Jubel der Menge; die verhängnißvolle Stunde, wo der Poll geschlossen werden mußte, nahte.

Dort an der Ecke ersuchte ein Mann mit ernstem Gesichte die um ihn Stehenden, wohl zu erwägen, was es helfe, den Whigs jezt zujauchzen, die den Katholiken zujauchzten, während die Katholiken dem Pabst in Rom zujauchzten. Mit Leib und Seele erklärte er sich für einen Reformer, aber Leib und Seele schaudern beim Gedanken: Rom und Pabst in England! Er erzählte fürchterliche Greuelgeschichten von der Inquisition, von Ketzerverfolgungen und Scheiterhaufen, von den Katakomben mit Gerippen von Märtyrern, die man erst jezt unter der alten Stadt Rom aufgefunden; wie es ihm nicht gefalle, daß Jahr aus, Jahr ein so viel englische Lords und Gentlemen nach Rom reisten und den unsaubern Gottesdienst in den Kirchen anhörten, ja viele selbst beim Pabst Audienz erhielten. Der Antichrist schleiche gleißend, wie eine Schlange, so lange er der schwächere, aber wie ein Löwe erhebe er sich, wenn er stark geworden, und England sey allein dadurch frei, groß und glücklich, daß es der Schlange den Kopf zertreten. Darum müsse für immerdar jedes freien Engländers Wahlspruch bleiben: Kein Pabstthum! — und „kein Pabstthum!“ brüllte es aus den fortströmenden Haufen wie Unkenruf aus einem Sumpfe. Der Dechant nickte freundlich an seinem verhangenen Fenster der Dechantin zu: „Es wirkt.“ — „Kein Pabstthum! — keine Päbstler!“ unterbrach schon dann und wann der Ruf auf dem Markte den auf den Hustings eine schön ausgearbeitete Rede haltenden Lord Bramfield. „Er kommt aus dem Texte — er wird blaß,“ zischelte hier ein gleichfalls blasses Gesicht dem Nebenmanne zu, während der tobende Haufe jezt gerade vor die Halle sich wälzte, aus der die Häupter der Whigs das Schauspiel dirigirten.

„Rede, fliegende Schnepfe!“ schrie ein Irländer, der, unfähig selbst zu gehen, sich von zwei andern schleppen ließ. „Wenn Du Dich bekehrt hast, will ich mich auch bekehren lassen. Umsonst ist der Tod; kein Pabstthum meinethalben, aber Grog in Ewigkeit!“ — „Umsonst ist der Tod!“ rief der Wirth zur fliegenden Schnepfe; „und eine wohlfeile Regierung ist gut, aber Filze wollen wir nicht im Regiment haben. Was nutzen uns Filze? Sie geben nichts aus, und wir nehmen nichts ein. Wer die Steuern einnimmt, der soll sie wieder drauf gehen lassen. Grundsätze bleiben Grundsätze, und Menschen sind gleichgültig. Ich bin kein Whig, ich bin kein Tory, ich bin ein Reformer; aber wenn der Whig sagt: ich spanne meine Pferde nicht mehr bei Dir aus, ich füttere sie selbst und trinke keinen Porter bei Dir, weil ich sparen und den katholischen Irländern zu trinken geben will, so soll der Teufel den Whig holen und die Stimme dazu, die ich ihm gebe. Wenn sie der Kirche ihr Geld nehmen wollen, schön! aber, wenn der Rektor und der Dechant kein Geld kriegen, wie sollen sie wieder den Schneider und den Schuhmacher bezahlen, den Stellmacher und Sattler, den Fleischer und Bäcker? — Verkehr soll in England seyn und Reichthum, der darauf geht; Lumpen brauchen wir nicht, und die Knicker können zu ihren lieben Irländern gehen.“ — „Die Weisheit kommt ihm von seiner Frau!“ rief einer in's tobende Gebrüll hinein; „sie hat ihn in's Gebet genommen.“ — „Willst Du gegen die Frauen reden?“ schrie der Wirth, „gegen die Ehe, die in der Bibel steht? willst Du, daß wir statt Frauen uns Köchinnen halten sollen? Ei, Du Heide, Du Papist! dahin läuft's hinaus, wenn wir uns

nicht vorsehen, hat der Herr Dechant gesagt, uns zu Papisten zu machen, ehe wir uns umdrehen, zu Hungerleidern, zu irländischen Bettlern!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Es war unmöglich, Lamia zu verlassen, ohne wenigstens einen Blick über die Gebirge auf Thessaliens Fluren geworfen zu haben. Es wurde daher am nächsten Tage, den $^{29}/_{17}$. September, Morgens um sieben Uhr aufgebrochen und der Weg in's Gebirge eingeschlagen. Nach dreistündigem Steigen erreichte man ein noch auf griechischem Gebiet sehr schön gelegenes Kloster, wo ein kurzer Halt gemacht wurde. Oestlich über diesem Kloster, gegen den Busen von Volo hin, erhebt sich der höchste Rücken des Othrys; die Fortsetzung der Kette, die sich westlich an den Knoten des Tymphreston und Pindus anschließt, ist von geringerer Höhe. Die ganze Kette hat sanfte Formen und besteht aus über einander aufgethürmten, mit Gestrüpp und Waldung bedeckten Hügeln, zwischen denen nur selten der nackte Fels hervortritt. Daher gibt der Othrys auch einer Menge von Quellen und kleinen Bächen Entstehen, deren zu beiden Seiten in die Ebenen sich hinabsenkenden Ravinen, mit Platanen und andern Bäumen bewachsen, eben so viele versteckte Pfade bilden, um unbemerkt über das Gebirge zu kommen. Längs dem Rücken des Gebirges aber läuft die Grenze des Reichs. Wie ist es da möglich, zumal so lange Thessalien türkische Verwaltung hat, diese Grenze gehörig zu bewachen? Wenn in Thessalien ein Haufe schlechten Gesindels Lust hat, einen Raubzug auf griechisches Gebiet zu machen, so dürfen sie nur auf die bemerkte Weise den Othrys überschleichen, und dann die Stunden der Nacht wahrnehmen, um die zwei Stunden breite Ebene und den meistens durchwatbaren Spercheios zu passiren, und sie finden sich wieder unter sicherem Schutze in den Klüften und Wäldern des Oeta, im Herzen von Griechenland. Gelingt es der Gensdarmerie oder den Truppen einmal, eine Bande anzugreifen und zu zerstören, so kann der Eindruck davon auf einige Monate Ruhe schaffen; aber es werden sich immer wieder neue Banden einfinden, zumal im Frühling, wo die Verbreitung der Hirten über alle Gebirge, bis zu den höchsten Gipfeln hinauf, den Räubern Gelegenheit gibt, sich überall Milch und Brod zu verschaffen. Daher darf man in Europa Nachrichten von einzelnen Räubereien in Nordgriechenland durchaus nicht als beunruhigende Zeichen ansehen; es ist dies ein unvermeidliches Uebel, bis Griechenland, wie es gleich gesollt hätte, eine bessere Nordgrenze erhält.

Vom Kloster waren nur noch wenige Minuten bis auf einen Gipfel, der eine gute Aussicht nach Thessalien gewährte. Das Auge erreichte hier, über der weitgestreckten Ebene, welche die Mitte dieses gesegneten Landes ausmacht, links die hohe Kette des Pindus, rechts den Pelion und Ossa, und nördlich, in leichte Wolken gehüllt, den Berg der Götter, den vielgipflichten Vater Olymp, der, stolz im Gefühl seiner Erhabenheit und Freiheit, auf den niedrigern Ossa herabzublicken und ihm mit den Worten des Volksliedes zuzurufen schien:

> Vergleich' dich mir nicht, Kissavos,
> Von Türken stets betreten! *

Denn an die Stelle der alten Götter sind als seine Bewohner die Klephten und Armatolen getreten, und der schönste Ruhm des Olympos ist in unsern Tagen, daß kein Türke seinen Höhen und Schluchten sich zu nahen wagt, weil jene Tapfern jezt auf ihm hausen, deren Thun und Treiben das angezogene Volkslied weiter in naiven Bildern schildert. Mögen sie fortfahren, die olympische Burg rein vom Fußtritt der Muselmänner zu bewahren, bis die Schlachtdrommete sie wieder zum Kampf in der Ebene herabruft!

Die Rückkehr von der Höhe des Othrys nach Lamia gewährte eine nicht weniger erinnerungsreiche und noch schönere Aussicht südwärts auf das weite Thal, von dem silbern blinkenden Flusse — in Griechenland ein seltener Anblick — durchschlängelt, auf die Gipfel des Oeta, wo sich Herakles in den Scheiterhaufen stürzte, und über ihnen die Kuppen des Parnassos, von wo Deukalion herabstieg, ein neues Menschengeschlecht zu gründen, auf die Thermopylen, wo Leonidas im Kampfe gegen die Hunderttausende unbesiegt fiel, auf das purpurne Meer mit seinen weitgestreckten, schöngeschlungenen Buchten, und darüber auf das artemisische Gestade Euböa's, wo, wie Pindar sang, „wo die Söhne der Athenäer den glänzenden Grundstein der Freiheit legten.“ Welch ein Zauber der Erinnerungen, vermählt mit der entzückenden Gegenwart einer unvergleichlich schönen Natur!

Am $^{30}/_{18}$. September, am Namenstage des Königs, wurde um acht Uhr aufgebrochen. Der Weg durchschneidet die Ebene in gerader, südöstlicher Richtung, und läuft in der Mitte derselben, wo die Sümpfe anfangen, die sich gegen die Mündung des Spercheios hin immer weiter ausdehnen, auf einem künstlich erhöhten Damm.

---

* Μὴ μὲ μαλόνῃς, κίσσαβε,
Κουνιαροπατημένε!

Kuniaren werden die Türken von Koniah oder Ikonion in Kleinasien genannt. — Das ganze herrliche Lied findet sich in der Fauriel-Müllerschen Sammlung.

Ueber den Fluß führt hier eine schlecht gewölbte, größtentheils zerstörte Brücke, bis zu welcher man von Lamia fast zwei Stunden rechnet. Von der Brücke bis an den Fuß des Oeta ist nur ein halbes Stündchen; aber diese Fläche ist durch zahlreiche Wasserläufe und zum Theil lauwarme Quellen so versumpft, und der ehemalige Straßendamm so verfallen, daß man sich nur schwer durchwand. Diese Wasserwirre macht es unmöglich, über die hier zu suchenden Flüßchen oder Bäche Dyras und Melas * in's Reine zu kommen. Da, wo man den Fuß des Oeta erreicht, liegt rechts, ziemlich hoch am Berge hinauf, das Dorf Damasta, und unweit desselben eine Ruine, wahrscheinlich Heraklea. Leicht erkennt man die Schlucht Anogäa, welche sich hier den Oeta hinauf und hinter dem zunächst über den Thermopylen gelegenen Gipfel herumzieht, und durch welche die Perser, von Ephialtes geführt, die Spartaner umgingen. ** Der Weg läuft von hier südöstlich längs dem Fuße des Berges hin, und kreuzt nach einer Viertelstunde das geräumige Bett eines vom Gebirge kommenden Bächleins. *** Links zieht sich die sumpfige Küste von der Mündung des Spercheios her in sanfter Biegung immer weiter landeinwärts, und läßt fünfzehn Minuten jenseits des erwähnten Bächleins nur einen schmalen Streifen Landes zwischen der jäh emporsteigenden Bergwand und dem Meere. Dies ist der berühmte Paß der Thermopylen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Herodot. 7, 198. Strabon. 9. S. 292 Tchn.
** Herodot. 7, 216.
*** Dies ist wahrscheinlich der Asopos. Herodot. 7, 199.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Der Wallfischfang im Seinekanal.

Von den Luftschiffen, welche im vorigen Jahre die Reisenden nach England hinübersetzen sollten, aber bei dem ersten Versuche an einem Baume auf dem Marsfelde in Fetzen gerissen wurden, ist diesen Sommer keine Rede mehr. Wiewohl die Unternehmer nach jenem Unfalle sich sehr muthig bezeigten und rüstig neue Versuche ankündigten, so haben sie doch seitdem nichts mehr von sich hören lassen, und von den Transportschiffen in der Luft ist jezt so wenig die Rede, als von den Omnibus restaurans, welche schon mit Anfang dieses Jahrs den Parisern ihr Mittagessen vor die Thüre bringen sollten, bis jezt aber noch nicht zum Vorschein gekommen, also wohl mit den äerostatischen Transportschiffen in Nichts zurückgesunken sind. Dagegen hat ein erfinderischer Kopf für diesen Sommer etwas Neues zur Belustigung der Pariser erdacht und, da die Versuche in der Luft fehlgeschlagen, sich zum Wasser gewendet. Hier fehlt es freilich auch nicht an Mißgeschick, und der Bankerott des Théâtre nautique ist noch in frischem Angedenken; allein was der neue Erfinder den Parisern darbietet, hat mit dem Théâtre nautique nichts gemein. Nicht zu einem Theater ladet er sie ein, nicht zu einem Wasserbecken bei Lampenschein führt er sie hin, nein, an die Ufer des Seinekanals neben der Barrière von Clichy bittet er in großen Anschlagzetteln sich zu verfügen, und hier will er für zehn, fünf und drei Franken per Kopf nichts Geringeres zum Besten geben, als — einen Wallfischfang. Ohne nach entfernten Meeren zu reisen und sich dort großen Gefahren auszusetzen, brauchen die Pariser sich nur die Mühe zu geben, aus der Stadt herauszugehen und die Beutel zu ziehen, um dem gefährlichen Wallfischfang beizuwohnen, als ob sie sich im Eismeere befänden. Auch beschreibt ihnen der Erfinder schon im Voraus die einzelnen Scenen des großen Fanges; die kleinen Schiffe werden nämlich erstlich, wohl bemannt, nach dem Wallfische ausgehen, und sobald sie seiner ansichtig werden, ihre Harpunen nach ihm auswerfen. Er aber wird untertauchen, zwei Wasserstrahlen ausspritzen und sich im Meere, das heißt im Kanale, gewaltig umtummeln. Dann wird sich das Wasser von seinem Blute roth färben; zulezt wird er ganz entkräftet wieder zum Vorschein kommen und leicht zu fangen seyn. Aber anstatt Speck und Thran aus ihm zu ziehen, werden die Schiffer den Genius der See aus ihm hervortreten sehen (der Wallfisch wird sich nämlich von selbst öffnen), und dieser wird zulezt die Schiffer zu schönen Evolutionen und Manövers kommandiren. So lautet die Ankündigung. Ich setze nur dieses hinzu, daß der Wallfisch von Holz seyn wird, und daß das Ganze dahin abzielen soll, die Erfindung eines gewissen Willerot in's klare Licht zu setzen, welcher Schiffe unter Wasser leiten will. Schon Fulton und mehrere Andere haben Versuche mit verschlossenen Booten gemacht, die unter der Meeresfläche wegschiffen können; ich glaube aber nicht, daß es bisher Jemanden geglückt ist, eine solche Erfindung, die im Kriege Wichtigkeit haben könnte, gemeinnützlich zu machen. Zu einer Spielerei, wie der angekündigte Wallfischfang, mag nun die Erfindung Willerots wohl gut seyn; ob sein Wallfisch aber auf der See irgend einen Dienst leisten könne, ist eine andere Frage. Bereits vor eilf Jahren kündigte der Schiffskapitän Montgery in den Pariser Zeitschriften seine sogenannten Unsichtbaren (invisibles) an, das heißt Boote, die untertauchen und zur Kriegszeit die feindlichen Schiffe sprengen sollten. Er wünschte, man möchte mit diesen Booten einen Versuch in Griechenland wider die türkische Flotte machen. Glücklicherweise gelang es damals, die türkischen Schiffe auch ohne Hülfe der Unsichtbaren zu zerstreuen. Was seitdem aus ihnen geworden ist, ich meine aus den Unsichtbaren, ist nicht bekannt; wahrscheinlich sind sie von keiner Seemacht aufgenommen worden; da sie jezt in Frieden leben, so brauchen sie einstweilen diese furchtbare Hülfe auch nicht, und dabei haben sie zu fürchten, wie auch Kapitän Montgery selbst bemerkt, daß ihre Feinde sich desselben Mittels bedienen, wodurch denn eine schreckliche Verheerung im Seewesen entstehen könnte; denn wie Montgery behauptet, können die Boote unter Wasser, wenn sie auch nur eine einzige starke Kanone haben, den Kiel eines Kriegsschiffes plötzlich einschlagen und auf einmal 1000 bis 1200 Mann den Tod bringen. Gott behüte uns vor so schrecklichen Unsichtbaren! So weit war Fulton mit seinem Mute oder Stummen noch nicht gekommen, der an der Oberfläche der See schwimmen und in der Nacht die feindlichen Schiffe angreifen sollte. Besser ist es, die Seemächte leben beständig in Frieden und lassen die stummen und unsichtbaren Verheerer in den Magazinen, oder auf dem Papiere, oder machen es, wie der Unternehmer des hölzernen Wallfischfanges, und lassen auf einem Kanale oder andern Wasserbehälter damit spielen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. August 1835.

> Kränzt mit ewigem Laub, ihr Lorbeerwälder, die Hügel
> Eurer großen Todten umher; dort singet von Oetas
> Gipfeln das Schicksalslied, ihr wandelnden Wasser, herunter!
>
> Hölderlin.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Die warmen Wasser, denen die Thermopylen ihren Namen verdanken, sprudeln am Fuße der Bergwand in reicher Fülle hervor. Man zählt zwei Hauptquellen und mehrere kleinere. Das Wasser hat einen beträchtlichen Wärmegrad und einen lästig starken Schwefelgeruch; es sezt so viel Gestein ab, daß es den ganzen, jezt wenigstens mehrere hundert Schritte breiten Küstenstreif, über welchen es dem Meere zurieselt, mit einer porösen Steinkruste überzogen hat, die unter dem Hufschlag der Pferde dumpf erdonnert und bisweilen auch einbricht. Es ist nicht zu verkennen, daß der Paß auf diese Weise immer an Breite zunimmt; doch ist die eigentlich schmalste Stelle desselben gleich südlich über den Quellen, und außer dem Bereiche ihrer Petrifikationskraft. Diese leztere ist so groß, daß einige Dämme, über welche man das Wasser geleitet hatte, um Mühlen zu treiben, und die daran stehen gebliebenen hölzernen Entonnoirs, durch welche nach der Bauart der griechischen Mühlen das Wasser auf das horizontal liegende Rad fällt, vollkommen mit einer dicken Steinkruste überzogen sind; und es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn die Räder wären liegen geblieben, man die europäischen Naturalienkabinette von hier aus mit versteinerten Mühlrädern versehen könnte. Den Raum ausgenommen, den die von den Quellen gebildete Steinkruste überdeckt, ist der ganze Paß mit grünem Gebüsch bewachsen, und an der schönen Felswand des Oeta kleben Eichen, Myrten, Tannen und Fichten. Aber wo sind die Bäder des Herakles, wo die Heiligthümer der Götter, wo die Denkmäler der gefallenen Helden, mit Simonides leuchtenden Gedächtnißsprüchen bezeichnet? Vielleicht verbergen das Dickicht und der Sumpf noch einige Reste von ihnen, vielleicht liegen ihre Trümmer unter der Steinrinde begraben. Ein kurzer Aufenthalt von einer Stunde erlaubte nicht, ihnen nachzuforschen. Nur die Anhöhe erkennt man, auf welche die Dreihundert aus Sparta, ermüdet vom Gefechte, sich zum lezten Kampfe zurückzogen, einen kleinen, etwa dreißig Schuh hohen Hügel, gleich südlich über den Quellen. Hier ruhte der König der Griechen unter einem Laubdache aus Eichenzweigen, über der Asche der gefallenen Helden.

Wenn man die Beschreibung des Herodotos mit der Oertlichkeit vergleicht, so ist es klar, daß das persische Heer an und um den nordöstlichen Fuß des Oeta gelagert war, und daß seine Stellung wenigstens bis zu dem oben erwähnten Bache, den ich als den Asoros bezeichnet habe, sich erstreckte; wahrscheinlich aber reichte sie noch

weiter südlich, bis in die Nähe der warmen Quellen, da wir aus Herodotos sehen, daß Xerxes von seinem Thronsessel aus das Gefecht übersehen konnte, * um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß er, wie der Geschichtschreiber sich trefflich ausdrückt, zwar viele Menschen habe, aber wenige Männer. Die Hellenen hatten die Enge des Passes besezt, und erhielten ihre Zufuhr aus dem im Rücken ihrer Stellung gelegenen Städtchen Alpanoi. An den ersten Tagen kämpften sie, die Brustwehr, welche sie zu ihrem Schutze errichtet, hinter sich lassend, auf dem weitern Raume nordwärts der Quellen; an dem Tage ihres Untergangs aber zogen sie sich, nachdem schon alle ihre Speere zerbrochen oder unbrauchbar geworden, in die Enge des Passes zurück, und suchten und fanden hier im erbittertsten Handgemenge den Tod, ** aber zugleich ewiges Leben im ehrenden Gedächtniß der Guten und Edlen aller Länder und Zeiten. Die Thermopylen sind das heilige Grab edler Tapferkeit und begeisterter Aufopferung, und werden es bleiben für alle kommenden Geschlechter, und wenn auch tausend blutigere Schlachten noch gekämpft werden sollten, wie sie schon gekämpft worden sind; denn nicht die Menge des vergossenen Bluts, sondern die Wichtigkeit der Sache, um die gefochten wird, und die freiwillige Hingebung der Tapfern, welche für einen großen Zweck sich opfern, adeln einen Kampf.

Hinter den Thermopylen bleibt der Weg noch eine geraume Strecke eng und schmal, indem der Sumpf bis nahe an die Straße heranreicht; dann erweitert sich das Ufer, indem rechts der Oeta, links das Meer allmählig zurücktritt, zu einer ansehnlichen und fruchtbaren Ebene. Hier liegt, drittehalb Stunden von den Thermopylen, das Dorf Moio, *** wo heute übernachtet wurde. Aus Myrtenzweigen, die längs dieser ganzen Küste in üppiger Fülle wachsen, war in der Mitte des Dorfes ein geräumiger, viereckiger Saal errichtet, und unter diesem Wohlgerüche duftenden Obdach wurde die Abendtafel gehalten. Tänze der Pallikaren um das Wachtfeuer beschlossen die Feier des königlichen Namenstags, der durch den Besuch der Thermopylen am würdigsten war gefeiert worden.

Von Moio aus wurde in zwei Tagen, einen Abstecher nach dem Passe Vasilika, der über die Höhen zwischen dem Oeta und Knemisgebirge nach der obern phokischen Ebene führt, mit eingerechnet, Atalante oder Talanti erreicht. Diese ganze Küste von Lokris ist reich an Naturschönheiten; der Weg zieht sich beständig längs

* Herodot. 7, 212.
** Ders. 7, 225.
*** Es hat seinen Namen von dem unterhalb des Dorfes an der Küste erhaltenen Hafendämmen (Molos) des alten Nikäa.

dem Fuße des Knemis und über die von diesem ausgehenden Vorgebirge an der Küste hin. Das Gebirge ist von sanften, lieblichen Formen, und größtentheils bewaldet; ebenso sind die Niederungen und Hügel des Küstenstriches mit Pinien, Platanen, Myrten, Lentiskus und andern Baum- und Straucharten bedeckt, die durch zahlreiche Quellen getränkt werden, und wenn das Auge von diesem Vordergrunde abschweift, so begegnet es jenseits des blauen Meeresarms der Insel Euböa mit ihren Buchten und ihren hochragenden Bergketten. Dies ist das Gebiet der epiknemidischen Lokrer, einst reich an Städten; aber die Ruinen der meisten sind verschwunden, oder doch in dem Gebüsche schwer aufzufinden. — Bei dem Dorfe Longo liegt, eine halbe Stunde landeinwärts gegen das Gebirge hin, eine kleine Ruine, τὸ κάστρο genannt; sie ist aber byzantinisch. Da wo der Weg die südöstliche Ecke des Gebirgs erreicht, und die gesegnete Ebene * von Opus oder Talanti beginnt, tritt links ein niedriges Vorgebirge in den Kanal vor, welches den opuntischen Busen gegen Norden begrenzt. Auf diesem Vorgebirge und auf der dahin führenden Landzunge liegen die Ruinen von Kynos, ** der Hafenstadt von Opus. Reste der Befestigungsmauern, aus einer Art Sandstein, umgeben den Rand der stumpfen Höhe; auf dem höchsten Punkte steht ein verfallener Thurm aus dem Mittelalter, und die ganze Fläche des Hügels ist mit Scherben von alten Vasen bedeckt. Die Menge solcher Scherben, durchgehends von sauberer, zierlicher Arbeit, in allen antiken Ruinen ist erstaunlich; man begreift nicht, wie die Alten so viel Töpfergeschirr besitzen, zerbrechen und über die Straßen ihrer Städte zerstreuen konnten. — Weiter westlich, auf der Landzunge, zeigen sich ansehnliche Fundamente und zerstreute Quader; über einem in den Felsen gehauenen Gewölbe, das einen Brunnen enthält und in das man auf einigen Stufen hinabsteigt, steht jezt eine Kapelle.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Τὸ εὔδαιμον πεδίον, Strabon, 9, S. 287. Tchn.
** Ders. ebendas.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

„Keinen Papismus! keinen Papismus!“ schrie die sich fortwälzende Menge, und „keinen Papismus!“ wiederholte der Markt, gerade im Augenblicke, als der Lord, die Hand auf's Herz, betheuerte, das solle ihm der schönste Moment seines Lebens seyn, wo der Aberglaube todt sey, und kein Mensch in den drei vereinigten Reichen einen Biedermann frage: weß Glaubens er sey?

Ein allgemeines Zischen, Pfeifen, Heulen sauste durch die Lüfte, die über Turningtime wehen. Ein Tory, auf einem Eckthürmchen stehend, nahm den Moment wahr, und mit einem Tuch in der Hand wehend, schrie er: „Hört ihr's, seht ihr's, glaubt ihr's? das spricht ein Engländer, ein Protestant, ein freier Edelmann, zu Protestanten, zu freien Engländern! Ihr habt keine Laute in eurer Brust für den ungeheuren Unwillen; aber der Himmel selbst hat Thränen dafür: es regnet. Die Lüfte, die in den Fahnen rauschten, sind stumm; seht, wie sie matt niederhängen vor Scham; der Rauch selbst aus euren Küchen schlägt zu Boden. Sie haben sich verrathen, die von Freiheit und Menschenrechten uns vorerzählten, die Kapuze ist abgefallen, die Jesuitenmaske blickt vor, der Pabst lacht, daß das Volk der Engländer, das drei Jahrhunderte mit Wort und Blut den Antichrist bekämpfte, sich jezt beschwatzen läßt."

„Ja," erhob sich ein anderer Redner, „hört ihr ihn lachen, den alten Mann, dort im Lande, wo die Skorpionen nisten! Sein Blick ist sanft, wie einer Taube, er fröstelt und streicht über sein greises Haar, wie ein müder Mann, der der Welt überdrüssig, und gern Friede mit ihr hätte. Aber traut ihm nicht! seine Augen sind eines Geiers, seine Hände sind Krallen, sein Rachen ist eines Tigers. Drei Jahrhunderte sizt er so und lächelt; aber er bebt vor Lust, uns in Ketten zu schlagen und seinen Pantoffel unserer stolzen Kirche auf die Stirn zu drücken. O, sie werden euch sagen: Rom ist nicht mehr das Rom aus den Zeiten Calvins und Luthers und Jakob Stuarts, und der Pabst ist zufrieden, wenn man ihn zufrieden läßt. Glaubt es nur, laßt euch einlullen! Ich sage euch, Rom bleibt immer Rom, und der Pabst der Pabst. — Meint ihr, daß er es vergessen kann, daß man ihm England, seine reichste Pfründe, den Augapfel des Antichrists, entriß, von wo so viel Gold Jahr aus, Jahr ein zu ihm strömte, daß alle Maulesel der Kardinäle aus goldnen Krippen fraßen? Meint ihr, daß er diesen Edelstein, diese Perle, diese Schatzgrube je vergißt? Ich sage euch, so lange die Welt steht, und Rom darin, wird der Pabst herüberschielen nach England. — Drei Jahrhunderte liegt er schon auf der Lauer, drei Jahrhunderte hat er versucht, England wieder zu gewinnen durch Bannstrahlen und Bullen, durch Drohungen und Bestechungen, durch Pulververschwörungen und Armadas. Jezt ist er klüger geworden; er hezt nicht mehr Fürsten und Völker gegen uns, denn er weiß, wir fürchten uns nicht. Wie ist er jezt freundlich gegen alle Engländer! er erlaubt ihnen ihren Gottesdienst und läßt sie ihre Todten in Rom begraben; er ladet unsere Lords und Bischöfe und Prälaten zu sich und spricht wie ein Liberaler; er schenkt ihnen, nicht Reliquien und Heiligenbilder, nein, alte Marmorstückchen, geschnittene bunte Steine aus dem Heidenthume, und unsere Landsleute nehmen sie hin und merken nicht, daß der Antichrist darin steckt. Habt Ihr solchen Lord, der aus Rom kam, sprechen hören? O, er redet Euch viel vor von der Freiheit dort, daß ihm der Pabst erlaubt, Freitags Fleisch zu essen, daß es ein artiger, aufgeklärter Mann sey, daß wir in England voller Vorurtheile stecken. Freilich ist dies wahr, denn wir glauben nicht, daß der Pabst in Rom sich mehr freut, als Whigs und Radikale, über unsere Reform. Nun hofft er, durch das reformirte Parlament zu erhalten, was Flotten und Heere ihm nicht verschafft. Nicht wie ein stolzer Triumphator, nein, allmählich, den Hut in der Hand, zieht er in England ein, erst bescheiden, dann kühn, erst mild und dann stolz. Fünfzig Katholische und mehr sitzen schon im Parlament; fragt einmal nach, wenn das ganze Parlament aus Papisten besteht; wißt Ihr, wie er dann sprechen wird? Fragt doch bei unsern Märtyrern in Irland, Schottland, unter der katholischen Maria, wie eingekerkert, lebendig vergraben und verbrannt wurde! Wird er dann anders handeln? Er wird lächeln vor Lust, daß die Kinder derselben Engländer, die ihn fortgejagt, ihn wieder rufen, die er geißeln und verbrennen ließ, ihn lobpreisen und jubiliren. Ich sage Euch, der Pabst bleibt Pabst in alle Ewigkeit, und wer ihn noch nicht sieht, der laufe hin und gebe den Whigs seine Stimme, denn das ist der beste Weg, ihn in's Land zu rufen."

Es ging Lord Bramfield, wie neulich seinem Gegner. Er versuchte, hier bittend, dort drohend, sich wieder Gehör zu verschaffen, beides am unrechten Orte. Er versuchte mit unterschlagenen Armen sich während des Tumultes den Schein der Ruhe zu geben, auch das umsonst; man bemerkte, wie er zitterte, und der Tumult, der ihn weder zum Worte, noch vom Gerüste kommen ließ, wuchs mit jedem Augenblick. „Das haben wir davon," rief Master Murphy im Whigkomité, „daß wir einen Nobleman aufstellten, der in einem Tanzsaal für Damen, und in einem Erbsenfelde für Sperlinge vortreffliche Dienste thun mag. Auf den Hustings bedurfte es keiner Vogelscheuche und keines albernen Gecks, sondern eines Mannes von moralischem Charakter, eines Mannes, der Achtung besizt." — Der Obrist warf ärgerlich seinen Hut auf den Tisch. „Das haben wir davon, daß wir Theoretiker anhörten, daß wir meinten, es werde von selbst gehen, daß wir Siegeslieder sangen, statt auf dem Platze zu stehen." — „Spart Euer Feuer," unterbrach man ihn; „oben, oben, auf den Hustings gießt Eure Galle aus, oben ist Euer Platz!"

Sir Jedediah, den wir wieder unter den Whigs sehen, sagte, ihm scheine, die Torys hätten diesmal die Waare, welche die Whigs als unnütz fortgeworfen,

die Vernunft nämlich, aufgegriffen und puzten damit den Rost von ihren alten Schilden. Der Obrist verließ den Saal, um den Lord abzulösen; aber auch ihn begrüßte nur ein zweifelhafter Beifall, und ein Heulen erhob sich, als er an seine protestantische Brust schlug und, gut zu machen suchend, was der Lord verdorben, betheuerte, gerade durch den Sieg der Liberalen werde die protestantische Sache gefördert, und statt daß die Reformirten zu Katholischen, werden die Katholischen zu Reformirten bekehrt werden. Diesen Augenblick des ersten Mißfallens benuzte abermals der Tory auf dem Erkerthürmchen. Er schlug ein Buch auf und bewies, daß in Nordamerika, wo unbedingte Glaubensfreiheit herrsche, die Zahl der Katholiken sich um das Doppelte vermehrt habe. Dieses Argument mit dürren, schrecklich langen Zahlen schien wie ein Heer von Knochengerippen zwischen den Wählern hin zu marschiren, daß die Blutwärme erstarrte, und ein heulender Ruf aus tausend und aber tausend Kehlen durchschütterte die Luft: „Kein Pabstthum!“ — „Eine Lüge, eine niederträchtige Lüge!“ fuhr Master Limestone im Komité auf; „die Zahlen sind richtig, allein auch der Protestanten sind zehnmal mehr geworden. Die große Zahl der Katholiken kommt ganz natürlich von den Hunderttausenden eingewanderter Irländer, von den zur Union gekommenen Katholiken in Florida und Louisiana. Sie fechten mit Lügen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stralsund, August.

Das Seebad.

Stralsund, dessen historisches, vom Zahne der Zeit unberührt gebliebenes Denkmal der jezigen und kommenden Generation die goldenen Buchstaben zur Bürgschaft darbietet: daß weiser Rath, hochherziger Bürgersinn und Eintracht in der Stunde allgemeiner Noth und Gefahr von Knechtschaft und Untergange retten können, wofür alljährlich dem König aller Könige in hochgeweihten Tempeln Preis, Dank und Ehre gesungen wird, diese, von 16,000 Einwohnern, Militär und königliche Regierung belebte, durch selbstständige Verfassung bis zur Stunde das Gepräge vergangener, thatenreicher Zeiten beurkundende alte und berühmte Hafenstadt verdiente auch wohl in Betreff ihrer, seit etwa sechzehn Jahren bestehenden Seebadanstalt von Auswärtigen mehr, als es bisher geschehen, gewürdigt zu werden, wo dicht am Gestade der Ostsee, der Insel Rügen gegenüber, dieselben Vortheile * gegeben sind, die der Vornehme und Wohlhabende nur in besuchteren Nord- und Ostseebädern zu finden wähnt, wo aber oft zur Plage des Badegastes, neben manchen andern Kollisionen, der Bademantel leicht, der Mantel der Konvenienz aber minder leicht abgelegt werden kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Seebadanstalt, die den Badenden nach etwa hundert von seiner Wohnung zurückgelegten Schritten zum Badezelte, und ebenso auch zum Badehause für warme Bäder führt, einen Vortheil und Vorzug gewährt, dessen die wenigsten dergleichen Anstalten sich rühmen dürfen. Der Kranke, Schwache ist zu Wagen oder zu Fuß in einem Nu am Ziele, wo ihn Meeresluft und etwa vierzig mit aller Bequemlichkeit eingerichtete Badezelte empfangen, von wo ihn anmuthige Anlagen nahe am Gestade zum Spaziergange einladen, und von wo er sich in seine bequem eingerichtete Wohnung in Privathäusern der Stadt oder in einem der hiesigen ersten Gasthöfe (im „goldenen Löwen“ bei Meyler, oder im „Hotel de Brandebourg“ bei Claussen) zurückbegibt. Hier lebt der Gast wie er will, ganz unabhängig von den in manchem glänzenden Seebadorte nicht gut zu vermeidenden Saisonverbindlichkeiten und Coterien. Hier theilt der Fremde alle Vortheile und Annehmlichkeiten des Städters, sieht belebte Straßen, besucht nicht gewöhnliche Merkwürdigkeiten des Orts, bildet vielleicht auch am 21sten Juni ein Glied in der diamantenen Kette, die den Erdkreis umschließt, besucht und benuzt die hiesige, an historischen Werken besonders reiche Rathsbibliothek, hat demnächst in zwei hiesigen musterhaften Buchhandlungen (Hausschildt und Löffler) Gelegenheit, den literarischen und belletristischen Faden weiter fortzuspinnen, trifft hier einen Gesangverein (Liedertafel), knüpft bei der Noblesse, den Rathsverwandten, welchen Karl XII. die Prärogative des Adels verlieh, und einigen andern nicht minder gediegenen Ständen ein befreundetes Band, findet beiläufig hier die Küche des Apicius, hat ärztlichen thätigen Beistand in der Stunde der Gefahr, und sieht die öffentliche Sicherheit durch gute Polizei gehandhabt. Tritt der Badegast in die Natur, so winkt ihm vor Allem ein am Wasser freundlich gelegener Ressourcegarten, anmuthige Promenaden laden ihn zur Brunnenkur ein, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß die Herren Weinholz und Karnin hiesigen Ortes ansehnliche Lager von natürlichen und auch einigen künstlichen Mineralwassern halten, und Stadt und Umgegend seit vielen Jahren damit versehen. Der Brunnen- und Badegast wird nach abgehaltenem hiesigen Wollmarkte, dem Wallensteinsfeste und einem eng damit verknüpften, acht Tage dauernden, von vielen tausend Menschen besuchten Vogelschießen, auch noch Theilnehmer eines im August des verflossenen Jahres über alle Erwartung gelungenen, in öffentlichen Blättern genügend beschriebenen Pferderennens, und tritt am ersten Abend des abgehaltenen Wettlaufs in's neu erbaute Schauspielhaus, worin die Bethmannsche Gesellschaft vom Rostocker Stadttheater den Cyklus ihrer Leistungen auf volle drei Monate, wie im vorigen Jahre, beginnen wird. Hat der Gast während dieser Zeit noch Gefallen daran, das Landstaubleben mit dem Seele und Körper erquickenden Meerleben zu vertauschen, so bietet sich ihm die Gelegenheit zu kleinen Seereisen nach und um Rügen und mehreren kleinen Inseln (Hiddensee, Dänholm, Ruden) und Städten (Barth, Greifswald, Wolgast) hinreichend dar, um endlich bei seinem Scheiden und in dankbarem Rückblick auf wiederhergestellte Gesundheit und alle ihm hier zu Theil gewordenen, mannichfachen, reuelosen Genüsse, es sich selbst zu gestehen, daß Stralsunds Seebadanstalt, die nach sechzehn Jahre langem stillen und ersprießlichen Fortbestehen auch einmal die Aufmerksamkeit des fern Wohnenden auf die Gesammtheit ihrer wesentlichen Vorzüge hinlenkt, große Ursache dazu hatte.

* Der vielfach beliebte Wellenschlag nicht ausgenommen, der gar nicht selten die Badenden im Badezelte zurückhält.

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. August 1835.

— Klug ist das Bemühen,
Aus jedem Umstand seinen Vortheil ziehen:
Man paßt, man merkt auf jedes günstige Nu.
Goethe.

Eine Parlamentswahl.

(Fortsetzung.)

„Natürlich ist's eine Lüge, und eine handgreifliche dazu,“ rief der alte Ritter; „warum habt ihr keine andere Lüge, und eine noch handgreiflichere parat? Mit Lügen kann man beim Volke erstaunlich viel machen; sie müssen aber nicht fein seyn: so recht in's Enorme gehend, daß die Masse gepackt wird. Die Wahrscheinlichkeit aufzuflicken, dazu ist nachher noch immer Zeit, wie zum Anwurf an ein Haus; nur muß im ersten Augenblick Alles zittern und beben. Was war das für eine superbe Lüge unterm zweiten Karl, vom großen papistischen Komplot! wie grob war sie, daß sie ein Dummkopf durchschaute, und wie fraß sie in's Fleisch, wie wuchs sie täglich, wie umspannte sie ganz England wie ein ungeheures Spinnengewebe, trank edles Blut, und ihr verdanken wir ein gutes Theil unserer Freiheit. Eine solche müßtet ihr aussinnen. Die Lüge der Torys ist nur ein schwacher Ableger von jener alten. Ihr müßtet ausschreien etwa, die Torys seyen schon alle insgesammt selbst Papisten, oder Menschenfresser, sie wollen das englische Volk umbringen. Könntet ihr's nicht plausibel machen durch einen krepirten Hund, daß sie das Wasser vergiftet haben, oder daß der Regen, der jezt auf die guten Wähler herab rieselt, durch eine große Dampfmaschine mit Arsenik versezt ist? So ein derber Keil hilft allein noch nach dem dicken Pfropfen.“ — „Es hilft nichts mehr!“ rief muthlos ein Anderer.“

In Schaaren drängten die Wähler, ihre Stimme für den guten protestantischen Baronet abzugeben. Von den Gesichtern der Torys leuchtete die Freude wieder. Der Oberst wurde ausgelacht, es flogen Scherben und Steine gegen ihn; er stolperte unter ungeheurem Jubel der Gegenpartei vom Gerüste. „Alles verloren!“ rief es durch die Halle, und die Blicke richteten sich zweifelhaft auf Einen, der bisher stumm dagesessen, die Arme über einander geschlagen, als ginge ihn das Schauspiel nichts an, würde ein gewöhnlicher Zuschauer gemeint haben. Aber die zusammengebissenen Lippen, die stieren Blicke auf die Wand vor ihm, der tief über die gerunzelten Brauen gedrückte Hut und das blasse Gesicht sagten für schärfere Beobachter, daß gerade in ihm Kämpfe vorgingen, gegen welche die der Andern nur leichte Scharmützel waren. — „Er allein kann die Schlacht retten,“ sagte Lord Allmonbury, als Sir Edward aufgesprungen war und die Halle verlassen hatte. „Wird er's?“ sprach Murphy. „Er kann es,“ entgegnete ein Dritter. „Er ist bei Bürger und Landmann eben so beliebt, als der Lord, sein Oheim, es nicht ist. Wählten Frauen gar, so wäre der Sieg ohne Zweifel.“ — „Wenn nur noch

Wähler da wären!" rief spöttisch der Vorige. Man stritt und rechnete und entschied, daß die Freeholder aus zwei Dörfern, die man erwartete, noch den Ausschlag geben könnten.

Mit Edward war Sir Jedediah hinaus gegangen; was sie zusammen sprachen, weiß man nicht, aber ein trunkener Pöbelhaufe, den irgend ein Etwas im Blicke des jungen Gentleman zurückgeschreckt, fand sich in der Laune, den Ritter, der aus dem Whigkomité kam, seines Whigismus wegen zur Rede zu stellen. „Willst Du uns den Papisten verkaufen?" — „Er trägt schon die Tonsur auf der Glatze!" schrie lachend ein Zweiter; „gieb uns Rechenschaft!" ein Dritter: „was hältst Du vom Pabst?" — „Was hältst Du vom Pabst?" brüllte der ganze Chor. Der unerschrockene Ritter öffnete den Mund und intonirte das alte Lied:

„Der Pabst, der ist an Allem Schuld,
Was auf der Welt ist Böses;
O England, habe nur Geduld,
Man wird auch dich erlösen.

Er lockt mit Gold, er droht mit Bann,
Gar fein sind seine Schlingen,
In England trifft er seinen Mann,
Es soll ihm nicht gelingen.

Das Parlament, das Parlament,
Das ist noch unsre Stütze,
Ja, wer das Parlament nicht kennt,
Da scheitern seine Blitze u. s. w.

„Wollt ihr aber nun auch wissen, wer ihr seyd? das steht auch in einem alten Liede:

„Wie ein Maulwurf so blind,
Wie eine Ratze so kahl,
So treu wie der Wind,
Und so fest wie ein Aal,
Dazu ohne Einsehn und ohne Verstand,
Das ist das gute Volk von Engelland."

„Um des Himmels willen, was will Sir Edward auf den Hustings?" rief ängstlich Judith dem Ritter entgegen, der sich zu ihr durchgearbeitet und unter den Torys vor der Katechisation des Pöbels Schutz suchte. „Ist er von Sinnen, jezt noch zum Volke reden zu wollen? er ist fürchterlich erhizt; seine Glieder fliegen ordentlich. Bei seiner Aufgeregtheit — es gährt unten — es könnte schlimm werden. Rufen Sie ihn zurück, reden Sie ihm ab! — Was sprachen Sie vorhin so eifrig mit ihm?" — „Ich habe ihm eine Strafrede gehalten, Mylady; denn denken Sie, der Junge hat papistische Gesinnungen. Ich stehe nicht dafür, wenn er in Desparation geräth, daß er sich umtaufen läßt und ein Papist wird. Pfui, das kommt von solchen abgöttischen Verehrungen! Aber ich habe ihm ernstlich in's Gewissen geredet: bleibe Protestant, Edward, oder —" — „Still, still!" rief es von allen Seiten, denn Sir Edward Bramfield öffnete den Mund, und das Gesicht der Whigs erheiterte sich, während die Torys mit ängstlicher Miene das lezte Treffen ihrer Gegner in den Kampf rücken sahen. Judiths Sorge kam zu spät.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsezung.)

Eine Viertelstunde von Kynos liegt das Dorf Levanades, und von hier ist noch eine starke Stunde nach Talanti, welche, da die Nacht schon einbrach, in scharfem Trott zurückgelegt wurde. In Talanti wurde am folgenden Tag ein Rasttag gehalten. Der Name des Orts ist, wie auch andere Ortsnamen in Griechenland, wunderbar gewandert; von der im innersten Winkel des opuntischen Golfs gelegenen Insel Atalante, welche Thukydides und andere Schriftsteller erwähnen, hat er sich anderthalb Stunden weit landeinwärts gezogen. Das heutige Atalante ist ein kleines Städtchen, welches am südlichen Rande der opuntischen Ebene am Fuße des Gebirges liegt, das diese Ebene von dem kopaischen See scheidet, und dessen alter Name von keinem Schriftsteller aufbehalten ist. In der Stadt finden sich viele zerstreute antike Reste, namentlich in den Kirchen Säulen und Kornichen von verschiedener Art und Größe; und wenn man auch annehmen wollte, daß diese aus Opus oder Kynos hieher geschleppt worden wären, so zeigt doch ein in den Felsen gehauener Brunnen von althellenischer Arbeit, daß hier eine Ortschaft gelegen hat. Könnte dies vielleicht Narykos oder Arykа seyn, ein Ort, von dem wir weiter keine Kunde haben, als daß Ajax hier geboren war * und daß vor Agesilaos Rückkehr aus Asien die Phokeer hier von den Böoten geschlagen wurden? ** Die Stadt wird freilich von Diodor zu den epiknemidischen Lokrern gezählt, aber der Zusammenhang der Begebenheiten berechtigt uns vielmehr, sie in der Nähe von Abä, also nach dem heutigen Atalante zu setzen. *** Eine hier gefundene Inschrift enthält leider den Namen der Stadt nicht, sondern bezeugt höchstens, daß sie noch in römischer Zeit ein Gymnasium hatte. Es ist folgende:

Λεύκιον Ἄλλιον Ταῦρον
τὸν γυμνασίαρχον οἱ ἐγχει-
θέντες ἐπ' αὐτοῦ ἀρετῆς
ἕνεκεν καὶ εὐεργεσίας
τῆς εἰς ἑαυτοὺς Ἑρμῇ
Ἡρακλεῖ.

---

* Strabon, 9, S. 288. Tchn.
** Diodor, 14, 82.
*** Ders. 15, 58.

Am 4ten Oktober n. St. wurde die Reise fortgesezt; das Ziel der Tagfahrt waren die Katavothren des Sees Kopais. Der Weg läuft Anfangs ostwärts längs dem Fuße des Gebirgs, welches die Ebene auf der Südseite begrenzt. Vor der Stadt stehen bei einer Fontäne zwei einfache Sarkophage, und nach zehn Minuten liegt rechts eine ansehnliche alte Kirche von guter byzantinischer Bauart. Weiterhin passirt man die Weingärten von Talanti, welche das Eigenthum der Bürger sind; denn da den Türken der Genuß des Weins untersagt ist, so wollten sie auch keine Rebenpflanzungen auf ihrem Grund und Boden dulden, sondern zogen es vor, ihren Pächtern zu diesem Behufe einige Stücke Land als freien Besitz zu schenken. — Eine Stunde von der Stadt kommt man über einen erhöhten Damm, der sich vom Fuß der Höhen zur Rechten durch die Ebene an die Küste zur Linken hinabzieht, und in einem Abstande von zehn Minuten nach einander über zwei ähnliche. Hier liegt rechts auf einem hohen Felsgipfel eine Akropolis, und am Fuße des Berges sind ebenfalls Quader und Trümmer, ohne Zweifel von Opus. * Wozu die Dämme gedient, weiß ich nicht anzugeben; wenn sich nur Einer fände, möchte man ihn für eine Kunststraße halten.

Der Weg nähert sich hier der Küste, welche mit einem vorliegenden Vorgebirge, Gaidaronisi genannt, eine gut geschlossene Bucht bildet, die einen trefflichen Hafen abgeben würde, wenn der Grund nicht zu niedrig wäre. Dies ist wahrscheinlich auch die Ursache, weßhalb Opus seinen Hafen wenigstens zwei Stunden entfernt bei Kynos hatte. Auf der niedrigen, zum Theil vom Meere bespülten Zunge, durch welche Gaidaronisi mit dem Lande zusammenhängt, ist jezt ein Salzwerk (ἁλικὴ). Am innersten Winkel der Bucht traten unter einem Felsen mehrere sehr starke Quellen hervor, von brakischem Wasser; vielleicht schon einer der unterirdischen Abflüsse des Kopais. Der Platz heißt Armyro, d. i. ἁλμυρόν. Dann erweitert sich die Küste wieder zu einem kleinen Thale, in welchem wahrscheinlich Halá oder Halos ** lag, und der Weg steigt endlich über niedrige Felshügel nach Proskyná, einem Dorfe, viertehalb Stunden von Atalante.

Die Grenze zwischen Lokris und Böotien auf dieser Seite wird von den Alten nicht genau angegeben, und überdies schwankten auch die geschichtlichen Verhältnisse, indem dieser ganze Distrikt bis Larymná erst zu dem einen, dann zu dem andern dieser Länder gehörte. Die Gegend von Proskyna bis Martini (anderthalb Stunden) ist monoton; niedrige Felshöhen, spärlich mit Pinien bewachsen; noch vor zwanzig Jahren soll hier zusammenhängende Waldung gewesen seyn, und hoffentlich erzeugt sie sich unter schützender Pflege wieder. In Martini beginnt wieder die albanesische Bevölkerung Böotiens. Hinter dem Dorfe, auf der Südostseite, fand ich auf einer kaum sechzig Fuß hohen Felshöhe ausgedehnte Spuren eines festen Städtchens; am Rande der Höhe Fundamente der Einfassungsmauer, im Innern bearbeitete Blöcke, auch antike Grabsteine, aber nur Namen enthaltend, wie *ΣΦΟΔΡΙΑΣ*, *ΕΥΦΡΑΝΩΡ*, *ΑΘΑΝΙΑΣ* und andere in Böotien häufige Namen. Der ganze Küstenstrich von Chalkis bis Opus und der Gebirgsrücken zwischen der Kopais und der opuntischen Ebene sind noch zu wenig untersucht, als daß man hier mehr als vermuthen kann. Ich gebe es daher nur als eine auf Pausanias ziemlich unklarem Berichte * ruhende Vermuthung, daß dies Städtchen Kyrtones oder Korseia sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die von den Alten angegebenen Entfernungen passen nur auf diese Ruinen. Livius, 28, 6: urbs Opuntiorum, mille passuum a mari sita. Strabon, 9, S. 287 sezt fünfzehn Stadien. Es ist unbegreiflich, wie man dennoch Talanti für Opus hat halten können.

** Strabon, 9, S. 254, 287. — Pausan. 9, 24, 5.

* Pausan. 9, 24, 4 und 5.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Leistungen der Gesellschaft der christlichen Moral.

Ich habe neulich einen Auszug aus einem der in der öffentlichen Sitzung der Gesellschaft der christlichen Moral abgestatteten Berichte geliefert; dieser Bericht war aber nicht der einzige; noch einige eben so wichtige wurden in derselben Sitzung verlesen, und da sie seitdem zusammen im Drucke erschienen sind, so verlohnt es sich der Mühe, die Leistungen jenes merkwürdigen Vereins durchzugehen, da sie sich auf einige der wichtigsten Interessen der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates beziehen. Bekanntlich gehörten früher mehrere seitdem zu Staatsministern emporgekommene Männer, wie Broglie und Guizot, zu der Gesellschaft der christlichen Moral; sie gehören vielleicht noch zu derselben, erscheinen aber nicht mehr in den Sitzungen, vermuthlich, weil es ihnen die Amtsgeschäfte nicht gestatten. Nachdem der Präsident der Gesellschaft, Marquis v. Larochefoucauld-Liancourt, eine Einleitungsrede gehalten, stattete der Generalsekretär Appert, welcher sich bekanntlich unter der Regierung der ältern Bourbonen durch seinen Eifer für Verbesserung der Gefängnisse und der Behandlung der Gefangenen rühmlich ausgezeichnet hatte, einen Bericht über Alles ab, womit sich die verschiedenen Komité's der Gesellschaft der christlichen Moral im Laufe des lezten Jahres beschäftigt haben. Leider mußte er bald eine Klage laut werden lassen. „Mehrere jezt angesehene Männer gründeten ihren Ruf vermittelst der Unterstützung, die ihnen unsere

Gesellschaft gewährte, und dennoch (es schmerzt uns, es gestehen zu müssen) haben die Meisten, seitdem die Gunst der Minister sie zur Macht erhoben hat, das Tagewerk verlassen. Andere wohlthätige Gesellschaften machen ähnliche Erfahrungen. Wer weiß z. B. nicht, daß, troz des Verlangens einer erhabenen Person, die königliche Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse, welche beträchtliche Gelder besizt, von den verschiedenen aufeinander folgenden Ministern des Innern seit 1830 nicht wieder konstituirt worden ist? Einer dieser Minister war doch sonst ein Mitglied der Gesellschaft, und machte sich eine Ehre daraus, genaue Berichte über die Einrichtung der Gefängnisse abzustatten, wobei er stets auf der unumgänglichen Nothwendigkeit dieses Vereins bestand. Wie viele Beispiele könnte man anführen von der Vergeßlichkeit derjenigen, die sich als die Stützen der Philanthropie darstellten, und, seitdem sie zu hohen Posten gelangt sind, ihr nicht einmal die Duldung und die schwache Hülfleistung angedeihen lassen, die sie sonst erhielt! Muß man denn nicht im Amte stehen, wenn man sich der Unglücklichen annehmen will? muß man denn gar nichts seyn, um ein gutes Herz zu haben? Gott bewahre uns bei dieser Gelegenheit vor allem Oppositionsgeiste; wir vergäßen dann ja, daß wir im Namen der Gesellschaft der christlichen Moral sprechen, welche stets gegen die Fehler des Nächsten nachsichtig ist; wir glauben aber, daß eben dies uns verpflichtet, mit unabhängigem Geiste und redlichem Gemüthe zu Gunsten der Unglücklichen zu sprechen." — Aus dieser Stelle des Berichts der Gesellschaft geht eine traurige Thatsache hervor: diejenigen Liberalen nämlich, welche durch die Julirevolution emporgekommen sind, haben die Bedürfnisse der Humanität aus den Augen verloren, seitdem sie zu Macht und Ansehen gelangt sind, und die Gefangenen haben jezt nicht einmal den Schuz eines Vereins, der vor jener Revolution bestand. Nun ist freilich der Charakter der Regierung weit humaner, als zuvor, auch ist von derselben zur Verbesserung des Zustandes der Gefangenen schon viel geschehen. Zudem ist die Preßfreiheit ein Schutz für diese; aber dennoch sollten diejenigen, welche vorher sich so eifrig der Sache der Menschheit annahmen, nicht so schnell ihres Eifers vergessen haben, sondern einem, gewiß von edeln Gesinnungen beseelten Vereine ihren Schuz und ihre Unterstützung angedeihen lassen. Eine Gesellschaft, welche darüber wacht, daß das harte Schicksal der Gefangenen durch Mißbrauch sich nicht noch verschlimmere, und welche dahin zielt, daß das Gefängniß wirklich ein Besserungsort werde, ist ein zu wichtiges Institut, als daß nicht eine wohlwollende Regierung dasselbe so viel als möglich unterstüzen sollte. In einem großen Staate wie Frankreich hat das Beisammenleben der gestraften Verbrecher etwas Schauderhaftes, und wer es mit angesehen hat, ist überzeugt, daß das wachsame Auge einer humanen Gesellschaft nicht anders als höchst nüzlich seyn könne. Im vorigen Monate zog die sogenannte Chaine der zu den Galeeren Verurtheilten vom Bicêtre nach Toulon ab; ein jammervoller Anblick, zu welchem sich dennoch Tausende von Menschen hinzudrängten. Hat sich doch der Polizeipräfekt genöthigt gesehen, den Neugierigen und Müßigen eine Lehre zu geben, und ihnen auf ihre eingesandten Briefe durch die Zeitungen zu antworten, er könne ihnen keine Einlaßkarten geben, um das Anschmieden der Verbrecher an Ketten vor ihrer Abreise mit anzusehen, indem dies kein Schauspiel, sondern leider eine unumgängliche Sicherheitsmaßregel sey, bei welcher Niemand einen müßigen Zuschauer abgeben könne und solle. Zuvor war das Zuschauen, wie es scheint, etwas Gewöhnliches. Die Polizei hat sich aber endlich geschämt, diesen Unfug länger zu dulden. Da nun die Leute nicht nach Bicêire konnten, so haben sie sich auf die Landstraße begeben, um den Zug der über hundert Köpfe starken Truppe der zu den Galeeren Verurtheilten vorüberziehen zu sehen. Soll dieser Anblick sie dafür entschädigen, daß sie fast gar kein Todesurtheil mehr in Paris vollstrecken sehen? Der Berichterstatter äußerte in der Sizung der Gesellschaft der christlichen Moral, der jezige Zustand der Gefängnisse sey so schlecht, daß, wenn dieselben etwa 1000 Gefangene bessern, 40,000 darin schlimmer werden. Ein Gefängniß müsse als ein Hospital und als ein Erziehungshaus betrachtet werden, in welches der Verurtheilte seelenkrank und unwissend komme. Deßhalb solle man ihn vor schädlicher Gesellschaft hüten, Werkstätten und Schulen in den Gefängnissen anlegen, den Gefangenen religiöse Grundsäze und Gefühle beizubringen suchen u. s. w. Ein besonderer Bericht wurde noch im Namen des Gefängnißkomité's von de Santeuil abgestattet, worin die vom Generalsekretär geäußerten Gedanken, Vorschläge und Thatsachen umständlicher erörtert wurden. Besonders wurde darin erwähnt, daß die Gesellschaft der christlichen Moral in Erwägung gezogen habe, daß die in Anklagestand Versezten oft alles Rathes entbehren, weßhalb sie sich entschlossen hat, ihnen ihren Beistand in dieser Hinsicht zukommen zu lassen, und ihnen Vertheidiger zuzusenden, falls sie deren bedürfen. Ferner nimmt sich die Gesellschaft ihrer an, wenn sie freigesprochen worden sind, damit sie aus Mangel an Hülfsmitteln und aus bloßer Noth nicht zu wirklichen Verbrechern werden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 201:

R a t h.

Logogriph. *

6. 2. 3. 4. | 3. 7. 12. | 2. 1. 5. 6. 4. 2. | 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. |,
N e i d | i s t |
4. 3. 2. | 10. 1. 1. 2. 6. | 11. 2. 3. 6. 4. | 3. 7. 12 |, 7. 8. 9. 10. 4. 5. 6. | 7. 5. 6. 4. 2. 12 |;
4. 3. 2. | 7. 3. 8. 9. | 7. 12. 2. 12. 7. | 6. 3. 8. 9. 12. 7. | 10. 1. 7. | 1. 2. 3. 4. 5. 6. | 7. 8. 9. 10. 11. 11. 12. |
4. 3. 2. | 10. 1. 1. 2. | 2. 4. 5. 1. 6. | 7. 5. 12. 12. 5. 6. | 5. 6. 4. 2. 12. |.

J. G. M.

* Wem es gelingt, das Wort 1. bis 12. zu errathen, von welchem die Buchstaben 2. 3. 4. 6. 7. und 12. aus den beiden ersten Worten bekannt sind, der kann sich aus demselben den Sinn des Logogriphs zusammensetzen, welcher ganz aus jenem Worte entlehnt ist.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 31. August 1835.

Spiel ist unser Leben und Schauspiel.
Griechische Anthologie.

Die Gladiatoren.

Oft beklagt' ich es als Knabe,
Daß ich nicht gelebet habe
Zu der tapfern Römer Zeit;
Da zum weitgesteckten Ziele
Pferde mit den Wagen rannten,
Und zum edlen Kampfesspiele
Kühne Fechter hoch entbrannten;

Da dem Kaiser Elephanten
Ferne Unterthanen sandten,
Löwen, die nach blut'gem Streit
Und nach Rache stets verlangen;
Da die kampfgewohnten Sklaven,
Schon von Todesnoth umfangen,
Noch den wilden Gegner trafen.

Und der Kaiser saß hoch oben,
Und er dachte kaum an's Spiel,
Und ob oft der Beste fiel,
Selten mocht' er einen loben.

Das, wovon den Knaben träumet,
Wird den Männern eingeräumet;
Mir auch ging der Kampfplatz auf:
Meiner Wünsche ziellos Rennen
Sah ich, und in wildem Kampfe
Meiner Seele Schmerzen brennen,
Haltend sich im Todeskrampfe.

Ich, der Kaiser, sehe zu
Den von mir gegebnen Spielen,
Und obschon die Besten fielen,
Harr' ich aus in düstrer Ruh.

E. Rapp.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Fortsetzung.)

Der Weg führt hinter Martini wieder über ähnliche niedrige Felshöhen, und übersteigt nach etwa fünf Viertelstunden einen etwas höhern Rücken. In der kleinen Ebene, welche man dann durchreitet, liegt zehn Minuten links vom Wege die Mündung des ersten, aus der Kopais abfließenden unterirdischen Stroms. In einer etwa zwanzig Schritt breiten, in den felsigen Boden der Ebene eingeschnittenen Schlucht tritt zwischen Steingeröll eine ansehnliche Wassermenge hervor, die im Frühjahr zu einem bedeutenden Flusse anwächst, und

fließt von hier in einem Bette von gleicher Breite in das etwa drei Viertelstunden entfernte Meer ab. Der Weg steigt dann wieder sanft hinan, über den lezten diesen Fluß von dem See trennenden Rücken. Hier finden sich neben der Straße die von vielen Reisenden besprochenen, perpendikulär in den Felsen getriebenen viereckigen Schachte, zwölf oder noch mehr an der Zahl, und in ziemlich gleichem Abstande von einander. Die ersten derselben mögen nicht über dreißig bis vierzig Schuh Tiefe haben, und man kann bis auf den Boden hinunter sehen; die folgenden werden, so wie die Höhe mehr steigt, weit tiefer. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies die Arbeiten sind, welche Krates, ein Bergmann aus Chalkis, zur Zeit Alexanders und, wie es scheint, auf sein Geheiß unternommen hatte, um den See, der durch Verstopfung seiner Abzugskanäle auf eine ungewöhnliche Höhe gestiegen war, wieder auf seinen gewöhnlichen Wasserstand herunter zu bringen, ja vielleicht ganz trocken zu legen. Wenigstens rühmte er sich in einem Schreiben an den makedonischen König, mit seinen Arbeiten schon so weit gekommen zu seyn, daß die nach alten Sagen einst durch den See verschlungenen Städte, nach einer Meinung das frühere Orchomenos, nach einer andern die mit Athen und Eleusis gleichnamigen Orte, wieder zum Vorschein gekommen waren, als ihn ein Aufstand der Böoten in seinem Unternehmen störte. * Krates Versuche scheinen sich demnach auf diesen kürzesten und am leichtesten zugänglichen Kanal beschränkt zu haben; wenigstens sind über den andern, mehr südlich, und in viel größerer Länge unter einem Theile des Ptoongebirges sich hinziehenden und bei Larymná sich mündenden Katavothren keine solche Schachte bekannt.

Von dem lezten Schachte steigt man über das felsige Ufer in das Bett des Sees hinunter, welches jezt zu Ende der dürren Sommerzeit an diesem Ende fast ganz trocken liegt und große, mit Gras bedeckte Wiesen bildet, auf welchen zahlreiche Heerden von Pferden und Rindvieh weideten. Nur schmale Wasserläufe, wie Bäche, ziehen sich aus der Mitte des Sees, wo ein mit Wasser gefülltes Bassin bleibt, durch die Wiesen nach den Katavothren, und fließen in dieselben ab. Die erste Katavothre, welche eben jenen oben beschriebenen Fluß bildet, hat eine ansehnliche Mündung, deren Boden mit Felsblöcken und Steingerölle bedeckt ist. Zwischen diese Felstrümmer tritt das Wasser ein und verschwindet bald unter ihnen, so daß man auf dem Geschiede trockenen Fußes eine ansehnliche Strecke in die Katavothre hineingehen kann, ohne den Fluß auch nur rauschen zu hören. Die Wanderung hätte noch weiter fortgesezt

* Strabon, 9, S. 258. Tchn.

werden können, wenn nicht der Mangel an Licht und die drühwarme, aus der Fäulung der vom Wasser hereingeschwemmten Kräuter entstehende Stickluft es räthlich gemacht hätten, umzukehren. Diese Beschaffenheit des Bodens der Katavothre erklärt es aber, warum in den oben erwähnten Schachten kein Wasser zu sehen oder zu hören ist, indem es unter dem auch ihren Boden bedeckenden Gerölle hinfließt. Es dürfte nur dieser kürzeste Kanal von den Felstrümmern gereinigt, und der aus der Mitte des Sees zu demselben führenden Wasserlauf tiefer und breiter gegraben werden, um einen Versuch zu machen, wie weit man den See trocken legen oder abzapfen könne. Wenn gleichzeitig von der Mündung der in die Südseite der Kopais bei Haliartos, beim tilphossischen Felsen, bei Koroneia u. s. w. sich mündenden Flüsse ausgehend, durch das an dieser Seite so hohe und dichtverschlungene Schilf Abzugsgräben geschnitten würden, so würde sich ohne Zweifel viel Land gewinnen und das Klima des ganzen Kopaisthals verbessern lassen. Allein zu solchen Unternehmungen ist Griechenland vor der Hand noch zu menschenarm; wer möchte mit dem Sumpfe kämpfen, so lange noch so viel urbares Land unbebaut liegt?

(Schluß des fünften Briefs.)

Eine Parlamentswahl.

(Beschluß.)

„Um Eines bitte ich euch," hob Sir Edward Bramfield an; „ich bitte euch um weiter nichts, als um das Eine; der Himmel soll mich strafen, wenn ich mehr von euch will und hoffe. Aber anhören könnt ihr mich, ehe eure Hände in den Koth greifen. Das ist's, warum ich euch bitte. Und ihr könnt's mir zugestehen, denn, was ich euch sagen will, hat euch noch Keiner gesagt, und ihr hört etwas Neues. Wenn es euch nicht behagt, so habt ihr noch immer Zeit, denn die Pflastersteine laufen euch nicht weg, und der Koth unter euren Füßen bleibt euch gewiß. Soll ich euch aber rathen zu eurem und meinem Besten zugleich, so greift nicht nach Steinen und Scherben, denn Ziegel und Kiesel machen Löcher, und aus Blut und Wunden wachsen Untersuchungen. Der Schnee ist fest genug, und dort sind Früchte und Kohlstrünke in Fülle, um eurem Unwillen einen Stempel in die Hand zu geben. Den Schaden mache ich mich anheischig, selbst zu bezahlen. — Nun zur Sache. Wenn ihr denkt, daß ich euch umstimmen will, irrt ihr; weder mit Gründen, noch mit Bitten. Vernunft hilft bei euch so wenig, als im Hause der Lords, und das Schmeichelwort steche mich als Viper, mit dem ich euch bewegen wollte für die

Sache, die ihr verlassen habt. Nur sagen will ich euch, wofür ich euch halte. Wenn ich zusammen rechne, was eure Freunde für euch gethan, seit das Wort Reform über eine englische Lippe kam, wenn ich erstaune über ihre Leiden, ihren Todesschweiß, ihren nicht zu bewältigenden Muth, wenn ich ihre für die Ewigkeit leuchtenden Namen lese und dann euch betrachte, für die sie das Alles gethan, so weiß ich nicht, ob ich sie lieber Thoren nenne, oder euch die Namen gebe, die ich noch nicht zusammenfassen kann. Wenn ich nur bedenke, was der einzige Brougham ein halbes Jahrhundert lang für euch gearbeitet, und wie ihr's ihm jezt lohnt — ich meine alle Engländer — so ist mir's, als wären wir Alle Thoren, die wir Gutes zu thun meinen, indem wir für's Gute wirken. Euch aber insbesondere auszudrücken, wofür ich euch halte, da fehlen mir noch die Worte. Denn solch ein vollgerüttelt Maaß von Undankbarkeit, Treubruch, Dummheit, Niederträchtigkeit faßt gar keine englische Messung. Euch, nachdem euch sonnenklar dargethan ist, was die Torys mit euch wollen, und was eure Freunde für euch wollen, euch noch beschwatzen zu lassen durch ein albernes, altes Mährchen, euch noch schrecken zu lassen durch eine Popanz, den wir uns schämen, den Kindern vorzuhalten, euch im Jahr 1835 mit der Furcht vor dem Pabste abhalten zu lassen, eure Schuldigkeit zu thun, das übersteigt menschlichen Glauben. Seyd ihr so dumm, daß ihr die Lüge nicht faßt, so seyd ihr auch nicht werth, freier zu geben, als die Zugochsen, und höher zu bauen, als die Maulwürfe. Seyd ihr's aber nicht, und ihr habt euch bestechen lassen von den Torys — ja bestechen, sage ich, von euren Feinden gegen euch selbst — so soll das Wort, das einem freien Manne für euch über die Lippen geht, verflucht —"

Weiter ließ ihn der Tumult nicht reden. Er war plötzlich nach einer Todtenstille gegen das Ende seiner Rede ausgebrochen, aber in einer Stärke, wie die ältesten Einwohner der Grafschaft sich keines ähnlichen entsinnen. Nichts halfen die Ausrufe von Freunden und Gegnern: „Er ist rasend, krank, im Fieber!" — Das Schnalzen, Grunzen, Kreischen: „Nieder mit ihm!" hätte auch eine Kanone übertäubt. Die Kohlstrünke, Aepfel, Schneebälle flogen schwirrend durch die Luft, den Schuldigen wie den Unschuldigen treffend. Man stürmte die Hustings, aber ihn, die Ursache des Aufruhrs, konnte man nicht mehr zur Rede stellen, denn er wurde besinnungslos, blutend hinabgetragen. Ein scharfer Stein hatte ihn an die Stirn getroffen. Die Führer der Torys drängten sich, ihn beschützend, vor. Er wurde in einen Wagen gebracht, welcher zufällig der der Lady war, und es war gewiß nur Zufall, daß Judith den Blutenden, Ohnmächtigen, seinen Kopf in ihrem Arm haltend, aus der Stadt führte.

„Er hat uns ohne Zweifel den Sieg gebracht," sagte andern Tages der Obrist, denn der Baronet von Butterblossomhall wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Parlamentsgliede gewählt. Die gerade im Augenblick, wo der Fieberkranke auf den Hustings stand, hinzugekommenen Wähler aus den Dörfern hatten, empört über die Anrede, fast Mann für Mann für den Torykandidaten gestimmt. „Meinen Sie nicht auch," sagte Judith zum Obristen, „daß unser Jugendfreund wieder Neigung zu konservativen Grundsätzen verrieth? Je unbewußter es geschah, um so deutlicher spricht es für sein Herz."

Es ging sehr still die folgenden Tage in Beedle-Bowdle-Halle zu, aber sie waren von größerm Erfolg, als die geräuschvollen vorher. Sachkundige meinten, obgleich diesmal ein Bramfield unterlegen, dürfte doch in Zukunft für die Grafschaft kein Kandidat auf Succeß hoffen, wenn er nicht die Unterstützung der Bramfields habe, sey er nun ein Tory, Whig, oder hange gar den radikalen Grundsätzen an.

Sir Edward Bramfield und Lady Judith Beedle-Bowdle feierten ihre Hochzeit gerade an dem Tage, als die Nachricht von Peels Resignation eintraf. Die Lady sagte zwar, es betrübe sie sehr tief, doch merkte man ihr's nicht an. Sir Jedediah, der sehr glücklich war, lobte die Speisen bei Tafel und sagte, der beste Koch sey der, der die Gerichte, die ihm aufgetragen, zu kochen verstehe, und was ihm nicht aufgetragen, Andere auskochen lasse. Er sang sein Lieblingslied beim Desert etwas variirt:

Altengland ist ein Edelstein
 Inmitten Meereswogen;
Die Sonne scheinet nicht so rein
 Am blauen Himmelsbogen.

Schenk' unsern Schiffen guten Wind,
 Daß sie den Lauf nicht ändern;
Wenn Korn und Vieh gerathen sind,
 Was fehlt noch den Engländern?

Erhalt' uns auch in Einigkeit,
 Wenn zwei einander lieben,
Und schicke keinen bösen Streit
 Um Rettig und um Rüben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Leistungen der Gesellschaft der christlichen Moral.

Ein anderes Komité der Gesellschaft der christlichen Moral gibt sich mit dem Zustande der verlassenen Waisen ab. Im Namen dieses Komité verlas ein Herr Thayer einen Bericht. Schon seit mehreren Jahren nimmt sich die Gesellschaft, so viel als es ihre Geldmittel erlauben, hülfloser Waisen an, und sucht sie bei Professionisten unterzubringen. Im lezten Jahre hat sie die ersten von ihr versorgten

Waisen sich häuslich niederlassen und verheirathen sehen, wozu sie ihnen auch behülflich gewesen ist. Man leitet die Waisen dazu an, ihr erworbenes Geld in Sparkassen anzulegen, wo denn auch die Meisten von ihnen bereits eine kleine Summe besizen. Am 1sten Januar dieses Jahres belief sich die Zahl der von der Gesellschaft unterstüzten Waisen auf sechzig. Früher nahm sie nur eilfjährige Kinder an; allein seit einiger Zeit hat sie einen Verein von Handwerkern veranlaßt, welcher seinerseits zur Unterstüzung der Waisen beiträgt, und dadurch ist sie in Stand gesezt worden, auch Kinder unter jenem Alter aufzunehmen, erziehen und unterrichten zu lassen. Es scheint jedoch, daß die Gesellschaft bei der Aufnahme der Waisen nicht immer glücklich ist, und daß sie manche wegen ihrer Widerspenstigkeit und schlechten Aufführung hat verlassen müssen. Vermuthlich ist dies ein Grund mehr gewesen, um die Kinder in früherem Alter aufzunehmen, damit sie auch die erste Erziehung leiten könne, und nicht bereits verderbten Kindern ihren Schuz angedeihen lasse. Der Präsident that zulezt auch noch die von der Gesellschaft der christlichen Moral gestellten Preisaufgaben kund. Es waren folgende: eine von Rogues zu Montauban gestiftete Sumine von 1000 Franken für die beste Abhandlung über die wirksamsten Mittel, um den Zustand armer Blinden zu verbessern. Die Königin und des Königs Schwester Adelaide haben die Kosten von silbernen Medaillen bestritten, für diejenigen, welchen das Accessit wird zuerkannt werden; ferner ein Preis von 500 Franken für die beste Beweisführung darüber, daß es die Pflicht Jedermanns sey, eine religiöse Ueberzeugung zu haben und dieselbe zu äußern. Diese Aufgabe war schon einmal gestellt worden; da jedoch keine befriedigende Antwort eingelaufen ist, so wird sie hiemit wiederholt. Nach dem Programme sollen die Konkurrenten, ohne sich in Theorien einzulassen, vor Allem darthun, daß Jeder die unerläßliche Verbindlichkeit habe, über seine Bestimmung, über seine Verhältnisse zur Gottheit, über die Fortdauer oder das Aufhören eines persönlichen Daseyns nach dem Tode nicht in Ungewißheit und Zweifel zu verbleiben. Ferner sollen sie die von vielen Rechtsgelehrten und Theologen Deutschlands aufgestellte Behauptung erörtern, daß der Staat verbunden sey, in den auf seine Kosten unterhaltenen Anstalten den religiösen Unterricht mit dem wissenschaftlichen zu verbinden, so wie auch die entgegengesezte Meinung, daß die weltliche Obrigkeit keine Befugniß habe, sich in Glaubenssachen zu mischen. Jedoch sollen die Konkurrenten vermeiden, ehrwürdige Stände im Staate zu beleidigen und erworbene Rechte anzugreifen. Man sieht aus dem eben Angeführten, welch wichtige Stellung der Verein der christlichen Moral sich im Staate zu verschaffen gewußt. Seine Absicht ist, die Bildung von Filialvereinen in den Provinzen zu befördern. Zu Nismes ist bereits ein solcher Verein entstanden. Der Präfekt hat sich demselben angeschlossen, und es wird in dem Berichte bemerkt, er habe nicht die Anmaßung gehabt, wie es sonst wohl der Fall zu seyn scheint, als erste Obrigkeit sich die Stelle eines Vorstandes des Vereins zuzueignen. In Frankreich ist man aber noch allzusehr gewohnt, anstatt frei zu handeln, sich zuerst nach dem Wohlgefallen der Regierung zu erkundigen. Begünstigt diese nun die Gründung der Filialvereine nicht, so werden sie sich schwerlich sehr vermehren; zudem kann, zufolge des Gesezes über die Associationen, das Ministerium jene Vereine aufheben, wenn es ihm beliebt. Gibt es denselben also nicht seine ausdrückliche Beistimmung, so werden die Anstalten immer in Gefahr schweben, aufgehoben zu werden, und daher nimmer hinlängliches Ansehen gewinnen, um viel Gutes stiften zu können. Mit dem Hauptvereine zu Paris ist es etwas Anderes. Die Doktrinärs haben denselben begründen helfen; sie können ihn unmöglich stürzen, ohne ihr früheres Handeln damit zu verurtheilen. War der Verein gut und nüzlich, ja moralisch und religiös zur Zeit, als sie in demselben redeten und handelten, so ist er es auch noch jezt; denn der Verein weicht nicht im Geringsten von der Regel ab, die er sich gleich Anfangs vorgezeichnet; was er damals wollte, das will er noch jezt. Er bekennt keine andern Grundsäze, als diejenigen, welche die Stifter der Anstalt leiteten; er wirkt auf denselben Zweck hin, den sie damals ihm vorgesteckt hatten, und thut nichts Anderes, als was sie thaten, als sie noch nicht zu Macht und Ansehen gelangt waren. Er besteht jezt beinahe seit zehn Jahren, und man kann aus den von ihm öffentlich abgestatteten jährlichen Berichten sehen, daß er in dieser Frist sehr viel geleistet hat. Nur ist es zu bedauern, daß die katholische Geistlichkeit, welche so viel auf's Volk wirkt, besonders in der Provinz, sich fast gar nicht an diesen Verein angeschlossen hat. Meistens sind es protestantische Geistliche, welche in Paris in jener Gesellschaft wirken; von einem katholischen Geistlichen ist kaum die Rede. Eine Menge Gelegenheiten haben sich dargeboten, um der französischen Klerisei Popularität zu verschaffen; aber sie sieht immer mißtrauisch zu, wagt keinen ungewöhnlichen Schritt, aus Furcht, in gefährliche Neuerungen zu gerathen, und läßt in dieser kindischen Furcht die Mittel entschlüpfen, Gutes zu stiften und mit den Freunden der Menschheit vereint zu wirken. So bleibt sie den meisten wohlthätigen Unternehmungen fremd und isolirt sich immer mehr. Welche Abneigung hat sie nicht lange Zeit gegen die wechselseitige Lehrmethode gezeigt! wie furchtbar schilderte sie eine Unterrichtsweise, in welcher sie den Keim von allem möglichen Uebel sah! Wie ungeschickt hat sie sich mehrmals gegen die Forderungen des Zeitgeistes benommen, und dadurch die öffentliche Meinung wider sich aufgebracht! — Unter die nüzlichen Vereine in Paris verdienen auch noch die vielen Hülfsvereine der Handwerker und auch der Künstler gezählt zu werden. Fast gibt es keine Profession, die nicht einen solchen Hülfsverein hätte; für einige Professionen bestehen sogar mehrere. Um so mehr ist es zu verwundern, daß so viele Handwerker in Krankheitsfällen genöthigt sind, in den Hospitälern sich pflegen zu lassen. Ich glaube, die Schuld liegt zum Theil an der fehlerhaften Berechnung, welche den Statuten der Hülfsgesellschaften zum Grunde liegt. Man hat die Krankheitsfälle der Interessenten nicht hoch genug angeschlagen, und daher fehlt es an Mitteln, die Kranken zu unterstüzen. Eine der Pariser Akademien hat daher sehr wohl gethan, wohlberechnete Statuten für Hülfsvereine zu einer Preisaufgabe zu machen. In England sowohl, als in Frankreich haben die Begründer der Hülfsvereine sich oft geirrt, und dadurch die Vereine in große Verlegenheit gebracht. Das beste Mittel, um künftighin ähnlichen Irrthümern vorzubeugen, wäre, eine lange Reihe von Tabellen über die von solchen Vereinen gemachten Erfahrungen mitzutheilen, damit man bestimmte Grundsäze abstrahiren könne, vorausgesezt, daß nicht oft Jahre wie 1832 kommen, und durch Cholera oder sonstige Verheerungen alle Erfahrung über den Haufen werfen.

Dg.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 207:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.

L e i d e n s c h a f t.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 88. u. Monatsreg. August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. September 1835.

Was wird schmerzlicher und länger gesucht als ein Herz? Und wer nie eines sucht, ist tausendmal ärmer, als wer eines verlor.

Jean Paul.

Die Begegnung.

Von A. T. Beer.

Ich war krank, „furchtbar krank an Neutralität;“ das ist eine schreckliche Krankheit, ein Zustand von Apathie, ohne Fieber, ohne Erfrischung, ohne Schmerzen, ohne Wonne, eine Krankheit, die sich sehr schwer kuriren läßt, am wenigsten durch Homöopathie. Ich hatte gar nichts, worauf mein Herz hoffte, gar nichts, woran es hing; die Menschen waren mir Alle so gleichgültig, wie dem Blinden die Schönheiten der Natur. Von den Schönheiten der Natur konnte ich nichts genießen, denn ich lebte in einer Stadt, welche die Menschen in ihrer Thorheit in eine Sandwüste gebaut haben, was ich immer für ein schweres Vergehen gegen die kommenden Generationen gehalten habe, die ihr armes Leben in solch einer Stadt beginnen und bis zum Tode fortschmachten müssen, ohne je einen Trunk aus dem Meere zu thun, in welches der Wiesenduft, das Rieseln des Quells, das Gezwitscher der Vögel in laubigen Hainen, die würzige Blüthe des Weins sich ergießen, und das sich so geheimnißvoll nur um anmuthige Gegenden zieht, während die Atmosphäre einer sandigen Stadt schwül, schwer und unerfreulich über der Fläche liegt. Die Atmosphäre der Schönheit ist ein süßer Hauch, der nur den holden Lippen Bewegung gibt, die der Häßlichkeit eine schwerfällige Bedingung des Lebens. Auch auf die Menschen hat das Klima Einfluß, aber nicht bloß in seinen Kontrasten, in welchen es die innere und äußere Gestaltung des Negers und des Samojeden bewirkt und bedingt, sondern auch in den weniger auffallenden Verschiedenheiten. So glaube ich bemerkt zu haben, daß alle in sandreichen Provinzen gebornen Kinder kleine Augen haben, und ich habe das immer dem Umstande zugeschrieben, daß die Mütter während ihrer Schwangerschaft, bei jedem Spaziergange, den sie ihrer Gesundheit wegen machen, durch den unaufhörlichen Staub gezwungen werden, die Augen zuzudrücken, was auf die werdende Frucht nicht ohne Einfluß bleiben kann. Aber welch eine Schönheit ist ein großes Auge, ein Auge, durch das man bequem in eine offene Seele schauen kann, in dem sich der Himmel weit und klar abspiegelt, das große Thränen der Freude und des Schmerzes weint, und wieder wie eine Sonne über den eigenen Thränen schwebt! Ach, mir lächelte kein solches Auge den Blick der Liebe in die Seele, nicht einmal ein kleines sah mich so recht innig, freundlich an; denn ich mochte wohl ein alter Grisgram seyn. Das Bischen Gutes, was ich that, begleitete ich mit einem verdrießlichen Gesicht, schmollte über Alles, mochte selten Jemand um mich haben; und doch lag gerade der Grund meiner ganzen Krankheit darin, daß Niemand da war, für den ich

sorgen und den ich lieben konnte. Die Menschen suchen für Alles einen Grund in der Leber, in den Nieren oder in den Lungen; mein Arzt sagte, ich müsse nach Karlsbad. Das war mir ein fürchterlicher Gedanke, indeß -- ich fand mich darein, um ihn los zu werden.

Ich ließ mir einen neuen Wagen recht bequem einrichten, mit einer Vorkehrung zum Liegen, nebst Luftbetten, Kaffeemaschinen und Allem, was der Verstorbene für nöthig erachtet, und machte mich mit eigenen Pferden auf den Weg, über Leipzig nach Karlsbad. — Im Wagen rief ich mir meine ganze trostlose Lebensgeschichte in's Gedächtniß zurück, was ein großes Glück ist, denn sonst würde der Leser sie nie erfahren.

Von zwei Söhnen, die meinen Eltern geblieben waren, war ich der ältere; mit mehr Fähigkeit zu den Wissenschaften begabt, als mein viel jüngerer Bruder, hatte ich von der Natur auch eine beträchtliche Dosis Herrschsucht und nicht weniger Eigensinn erhalten. Eigentlich war ich ein gutmüthiger Knabe, wenn Alles nach meinem Sinne ging, aber Widerspruch konnte ich nicht ertragen. Später suchte und fand ich eine Civilanstellung im Vaterlande; mein Bruder trat bei einer auswärtigen Macht in Militärdienste, ich sah ihn nie wieder. Bald nach seiner Trennung vom väterlichen Hause starben unsere Eltern; ein paar Jahre darauf kündigte er mir an, daß er gesonnen sey, sich mit einem liebenswürdigen Mädchen aus einer vornehmen Familie ehelich zu verbinden. Ich antwortete ihm, ein Soldat müsse sich nicht vermählen, worauf er mir etwas spitz erwiderte, ob ich denn lieber ein Bastard seyn wolle, als ein ehelich Kind (der Vater war auch in Militärdiensten gewesen); übrigens sey er bereits im gehörigen Alter, um einen solchen Gegenstand selbst zu überlegen und abzumachen; ich schrieb wieder, und aus dieser unglückseligen Korrespondenz entstand ein förmlicher Bruch, der mich auf immer von meinem so innig geliebten Bruder trennte. Fünf Jahre später starb er; seine Wittwe zeigte mir den Trauerfall an, der mich tief erschütterte; ich antwortete gleich, da ich aber meinen Kummer nicht zur Schau tragen wollte, mußte ihr mein Brief wohl gefühllos erscheinen; sie schrieb mir nie eine Zeile mehr. So kam es denn, daß ich in meinem vier- und fünfzigsten Lebensjahre ganz allein auf Erden stand. Das Gefühl dieser Einsamkeit wuchs wie eine Lawine, hängte sich an jede Freude und hinderte sie am Aufkommen; ich war ein elender Mensch. — Peter, mein Kutscher, Franz, mein Bedienter, Catharina, meine Köchin, und noch eine Magd waren die einzigen Menschen, mit denen ich in irgend näherer Beziehung stand, und den beiden Leztern die Sorge für das Haus überlassend, fuhr ich nun mit den beiden Erstern gen Karlsbad, wie ich glaubte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

Aufgezeichnet von Dr. L. Roß.

Sechster und lezter Brief.

Von der ersten Katavothre ritt der König durch das trockene Bett der Kopaïs nach der zweiten größeren, deren weites, mit Gebüsch und Schlingpflanzen umwachsenes Felsenthor eine schöne, malerische Ansicht gewährt. Einige hundert Schritt oberhalb dieser Mündung ist das Gewölbe der Katavothre eingestürzt, und man kann hier in ihr Bett hinuntersteigen und sehen, wie der mächtige Wasserstrom sich unter einer niedrigen Felsdecke fortzwängt. Allein hier brach schon die Nacht ein, und da das zum Nachtlager bestimmte Dörfchen noch eine Stunde entfernt war, so konnten die übrigen Schlünde nicht mehr besehen werden. Indeß ist ihre Anzahl lange nicht so groß, wie einige Reisende sie angegeben haben, und die beiden beschriebenen sind bei weitem die bedeutendsten.

Was die Frage betrifft, ob diese Katavothren künstlich oder natürlich gebildet sind, so trage ich kein Bedenken, sie für Werke der Natur zu halten. Dafür spricht ihr ganzes Ansehen, so wie die Analogie so vieler ähnlichen Naturbildungen in Griechenland, vorzüglich in Arkadien. Auch die Alten hielten sie für natürliche Oeffnungen, wie der Ausdruck χάσμα (Schlund) bei Strabon * beweist. Dies schließt jedoch die Möglichkeit nicht aus, daß sie, wie ähnliche Werke in Arkadien, schon vor Krates, und vielleicht schon in vorgeschichtlicher Zeit die Nachhülfe der Menschenhand erfahren haben.

Das schlechte, und durch kalten Wind und Regen noch unfreundlicher gemachte Nachtlager Kokkino wurde in völliger Finsterniß auf unwegsamen Pfaden nicht ohne Gefahr erreicht und am folgenden Tage früh Morgens wieder verlassen. Kokkino liegt am nördlichen Abhange des Ptoongebirges, welches sich von dem östlichen Ufer des kopaïschen Sees ostwärts bis an den Kanal von Euböa erstreckt. Der Weg nach Akräphnion (Kartiħa) läuft um das westliche Ende des Gebirgs; rechts sieht man auf einer Insel in der Kopaïs beträchtliche alte Festungsmauern, aber ohne eine Spur von Ruinen im Innern, so daß diese Insel nur der Zufluchtsort in Kriegszeiten für die benachbarten Städte gewesen zu seyn scheint. Gewöhnlich hält man die Insel für das alte Kopä, allein ich vermuthe, daß dieses der Insel gegenüber am nördlichen Ufer des Sees lag. Kartiħa ist nur ein schlechtes Dorf, über welchem südlich auf einer Felshöhe die Ruinen von Akräphnion liegen. Man sieht nur Reste der Festungsmauern, Fundamente, und in einer Kirche einige Grabsteine mit Inschriften.

* Strabon, 9. S. 257.

Von Akräphnion aus wurde ein Seitenweg eingeschlagen, der über stelle, niedrige Höhen, die den Sphinxberg zur Rechten mit dem Ptoongebirge zur Linken verbinden, in meistens östlicher Richtung nach dem Dorfe Moriki führt. Zur Rechten hat man zwischen den Höhen den See Hylike, jezt See von Theben (λίμνη τῆς Θήβας) genannt, einen tiefen Bergkessel mit klarem Wasser gefüllt. Nachdem man ihn verlassen, hat man zur Linken den See von Moriki, den Einige für den von Aelian Harma * genannten See halten, und der sich lang und schmal zwischen dem Ptoongebirge im Norden, und den Bergen Hypaton und Messagion im Süden hinzieht. Unweit dieses Sees und am westlichen Fuße des Hypaton liegt Moriki. Ich bin mehr geneigt, zu glauben, daß dieser See der Schönus des Strabon sey, ** aber die Sache erfordert eine längere Untersuchung, als der Raum hier vergönnt.

Da der König Theben auf der Herreise besucht hatte, so wurde es, obgleich nur anderthalb Stunden zur Rechten entfernt, diesmal umgangen. Nach kurzem Aufenthalte wurde von Moriki wieder aufgebrochen und rechts um den Fuß des Hypaton nach Sirdschi geritten, das auf der Südseite dieses Gebirgs eine halbe Stunde von der großen Straße zwischen Theben und Chalkis liegt. Auf dem Gipfel des Bergs stand ein Tempel des Zeus Hypatos, dessen Stelle jezt ein Kloster einnimmt, wo ich auf einer frühern Reise einige Reste des Tempels fand. Sirdschi selbst nimmt, glaube ich, die Stelle des alten Glisas ein, *** und ist diese Annahme richtig, so ist ein vor dem Dorfe gelegener Tumulus der Grabhügel der im Kriege der Epigonen gefallenen Argeier. † Eine Viertelstunde weiter östlich kommt der Thermodon, ein den größten Theil des Jahrs trockener Bergbach, vom Hypaton herunter.

Von Glisas ritt man wieder querfeldein, den Felshügel von Teumessos zur Rechten lassend, über die thebäische Ebene und über die nach Chalkis führende Straße, nach Dritza, einem Dorfe zwischen Theben und Tanagra. Es liegt auf der Hügelreihe, welche sich von Thespiä aus, die Grenzscheide zwischen dem Asoposthal und der thebäischen Ebene bildend, ostwärts bis an's Meer hinzieht, und von welcher die Kadmeia selbst einen Theil ausmacht. Hier hatten die mit der Ausnahme Griechenlands beschäftigten französischen Geographen die Ruinen einer hellenischen Stadt entdeckt, welche, obgleich der großen Straße so nahe gelegen, bisher allen Reisenden entgangen war: ein merkwürdiger Beweis, wie viel in Griechenland noch zu finden ist, und zugleich, wie schwer es ist, durch bloße Erkundigungen von den Bauern die Existenz von Ruinen zu erfahren. Ich selbst hatte auf früheren wiederholten Reisen durch diese Gegend mich vielfältig nach Ruinen erkundigt, und war auf diese Weise zur Auffindung von Glisas und dem Tempel des Zeus gelangt; zufällig kam ich nicht durch Dritza, und Niemand wußte mir zu sagen, daß hier ein Paläokastron sey. Von Nordwesten kommend, passirt man zuerst einige alte Fundamente, und gelangt dann zu einer Fontaine und etlichen Kapellen, die fast ganz aus alten Werkstücken und Fragmenten gebaut sind. Ueber diesen Resten erhebt sich die Akropolis: ein fünfzig bis sechzig Fuß hoher, von West nach Ost gestreckter Felsrücken, dessen Rand einst mit stattlichen Mauern von polygonaler Konstruktion gekrönt war, von denen vorzüglich am südöstlichen Ende der Akropolis, wo eine natürliche Abflachung des Felsens die Anlage des Hauptthores vorschrieb, ansehnliche Reste erhalten sind. Hier zeichnet sich besonders eine halbrunde Biegung der Mauer aus, wahrscheinlich der Unterbau eines Thurms, der den Zugang zum Thore zu decken bestimmt war. Ich wüßte unter den vielen ähnlichen Werken in Griechenland nicht leicht eines zu nennen, das dieses überträfe, sowohl was die imposante Größe der polygonen Werkstücke, als die Glätte und Vortrefflichkeit der Fügung betrifft. Das Innere der Akropolis ist wieder, wie gewöhnlich, mit Scherben von Vasen übersät, und auf der Mitte ihres Rückens steht ein verfallener mittelalterlicher Wartthurm, dessen doppelt gezackte Spitze auf dem Wege von Theben nach Chalkis weithin sichtbar, und an dem die Ruine leicht zu erkennen und aufzufinden ist. Von Inschriften fand ich in den an die Akropolis stoßenden Kapellen nur zwei, in höchst alterthümlichen Schriftzügen; die erste, ΦΟΡΑΞ, ist, wie man aus der Beschaffenheit des Steines sieht, ein vollständiges Wort, die zweite, ΥΑΤΜΑ, ein Fragment. Ich kann diese Ruine nur für Harma halten, das von den Alten als ein Ort im Gebiete von Tanagra bezeichnet wird. * Dieser Umstand spricht gegen Gell, der Harma links von der Straße nach Chalkis, also am Fuße des Hypaton ansezt. Die Form des langgestreckten, scharf abgeschnittenen Felsrückens, welche der Form der ebenfalls Harma genannten Felskuppe auf dem attischen Grenzgebirge Parnas entspricht, und nicht übel der Gestalt eines antiken Wagens gleicht, kommt auch mit in Betracht; die Sage, daß der Wagen (ἅρμα) des Amphiaraos hier von der Erde verschlungen worden sey, bedurfte eines solchen äußern Anhaltpunkts. Der Hauptgrund ist aber, daß der Name keiner andern böotischen Stadt sich füglich auf diese Ruine anwenden läßt.

(Der Beschluß folgt.)

* Aelian. Mannigf. Geschicht. 3. 45.

** Strabon, 9, S. 260. Tchn.

*** Pausan. 9, 19, 2.

† Ders. ebend.; vergl. 9, 5, 7.

* Pausan, 9, 19, 4. Strabon, 9, S. 258 Tchn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Sturm. Kunstausstellung.

Ein Hagelwetter des vorigen Monats, welches mit Eis von der Größe der Taubeneier um sich warf, und die sehr seltene Eigenthümlichkeit hatte, schon vor Sonnenaufgang einzutreffen, brachte einen ziemlichen Theil der nahen Umgegend um die Hoffnung auf eine recht reichliche Getreideernte. Auch ein großer Strich der benachbarten Weingebirge ist dadurch um die glückliche Aussicht einer noch ergiebigern Lese, als sogar im lezten Herbste, gekommen. Bei solchen Gelegenheiten leiden in der Regel gerade die ärmern Feldbesitzer am meisten, weil sie, in Folge der nun schon so lange herrschenden niedrigen Getreidepreise zurückgekommen in ihren Umständen, die sehr anzurathende Vorsicht, ihre Felder gegen Hagelschlag zu assekuriren, nicht beobachten, während die wohlhabendern Gutsbesitzer und Pächter durch diese Assekuranz gedeckt zu seyn pflegen. Unter den vielen bejahrten, aber noch sehr gesunden und kräftigen Baumstämmen, welche der mit dem Hagel vergesellschaftete Sturm theils mitten entzweibrach, theils tief aus dem Boden herausriß, beklagt man besonders einige Linden im **großen Garten**, welche ihrer Schönheit wegen seit langen Jahren den meisten hiesigen jungen Landschaftern zu Studien dienten, und daher durch manches liebliche Tableau noch nach ihrem Tode zu langem Leben berufen sind.

Die jährlich wiederkehrende Kunstausstellung hat mit dem zweiten dieses Monats begonnen; aber freilich sind manche der 555 Nummern, welche ihr gedruckter Katalog aufführt, noch im Rückstande. Wenn allerdings in Herbeischaffung der Kunstwerke zur gehörigen Zeit zuweilen unbegründete Versäumnisse mit unterlaufen, so wird doch nicht selten auch der Künstler durch entschuldigende Umstände an der pünktlichen Einlieferung verhindert. Dahin gehört bei Oelgemälden das Nichttrockenwerden; ein Grund, der besonders darum Berücksichtigung von Seiten des Publikums verdient, da er oft gerade bei den sorgfältigsten und gewissenhaftesten Künstlern am leichtesten eintreten kann, weil diese, mit ihrer Darstellung der gefaßten Idee gewöhnlich unzufrieden, den Wunsch einer Verbesserung der bereits zur Vollendung gebrachten Gemälde zuweilen nicht bezwingen können. Immer besser, wenn sie ein tüchtiges Kunstwerk etwas später zur Ausstellung bringen, als gar nicht. Bekanntlich gibt es bei den meisten jezigen Ausstellungen drei vorherrschende Kunstfächer: **das Porträt**, **die Landschaft** und **das Genrebild**. Die Zeit ist vorüber, wo es Kunstkenner gab, die mit vornehmer Geringschätzung selbst an trefflichen Porträts vorübergingen. Das Antliz eines, in Rücksicht auf Schönheit von der Natur ganz verwahrlosten, lebenden Alltagsmenschen, durch Nachbildung wie durch einen treuen Spiegel wiedergegeben, ist ein weit seelenvolleres und folglich weit schäzbareres Werk, als die verwickeltste historische oder mythologische Komposition, aus flachen, hohlen, charakterlosen Gestalten bestehend, die häufig Ideale genannt werden. Gegen jenes Antliz verhalten sich diese Ideale gerade wie der Schatten zum Lichte, wie der Tod zum Leben. **Vandyk** war auch ein **Porträtmaler**. Daß aber sehr wenige Porträtmaler der Vergangenheit und Gegenwart sich mit Vandyk vergleichen lassen, daß vielmehr ihre große Mehrheit theils über dem Brode, das ihnen den Pinsel gebieterisch in die Hand drückt, die Kunst vergessen, theils gar keinen Sinn für diese überhaupt haben, das kann wahrlich nicht als Beweis gegen die anerkannte Würde der wahrhaft edeln Bildnißmalerei gelten, sondern nur den ungeheuern Unterschied zwischen Porträt und Porträt, oder mit andern Worten, zwischen Gut und Schlecht herausstellen. Auch unserer hiesigen Kunstexposition mangelt es nicht an kräftiger Hindeutung auf diesen Unterschied, und wenn allerdings die Mehrheit der großen Zahl von Porträts zu viel zu wünschen übrig lassen mag, so leuchten die mehr und weniger gelungenen Beiträge von **Rößler**, **Arnhold**, **Dittmar** und Andern desto willkommener hervor. Von Rößler namentlich ist das Bildniß des Königs Anton, in ganzer Figur, wegen der großen Aehnlichkeit sowohl, als wegen der ganzen gelungenen Behandlung sehr zu rühmen. In der **Landschaft** hat sich einheimisches und auswärtiges Talent vielfach, zum Theil sehr erfreulich, bewährt. Die Namen **Dahl**, **Oehme**, **Wagner**, **Sparmann**, **Kirchner**, **Leupold** und andere thun auch bei dieser Ausstellung ihren innern Beruf zur Sache hinreichend dar. Unter allen Kunstleistungen der Ausstellung gewährt vielleicht das **Genrebild** die meisten ausgezeichneten. Die komische Nachäffung des Dorfschulmeisterthums, mit dessen unentbehrlichem Attribute, den zusammengebundenen Birkenreisern, wodurch zum Fenster heraus der Muthwille eines der hoffnungsvollen Schulzöglinge, des imitirten Meisters Brille auf der kleinen Nase, den Muthwillen mehrerer, außen um das Fenster versammelten Mitstudirenden recht glücklich aufzureizen weiß, ist von dem im Genrestücke vielfach erprobten hiesigen Künstler **Hanzsch** mit ergözlicher Laune erfunden und ausgeführt. Auch die Nebendinge sind recht geschickt angebracht, so daß das Ganze von gar angenehmer Wirkung ist. Das **Wahrsagen** haben zufällig drei Künstler zu ihren Schöpfungen benuzt. Von **Rentsch** sind die, in der Regel auf sentimentalere Objekte gerichteten Leistungen diesmal einer Alten zugewendet worden, die einer mit jugendlicher Anmuth ausgestatteten Frauengestalt die Zukunft aus den Linien ihrer Hand verkündigt. Das Gemälde ist mit der an dem Künstler gewohnten Eleganz ausgeführt, und die Aufmerksamkeit im feingebildeten Gesichte der dem Orakelspruche Lauschenden gibt tiefen Antheil an diesem zu erkennen. Mit ungemein ansprechender Leichtigkeit behandelte Moritz **Müller** die Darstellung einer **Kartenschlägerin**, welche einem recht hübschen Mädchen vom künftigen Geschicke Notiz ertheilt. Die Gestalt und der Anpuz der jugendlichen Wißbegierigen scheinen mit besonderer Liebe wiedergegeben. Ein dritter Künstler, dessen Oelgemälde nicht durch den Katalog angezeigt worden, auch, weil es eben erst angelangt seyn mochte, noch keine Auskunft über den Namen gab, läßt die ähnliche Prophezeiung durch eine Zigeunerin bewirken, auf deren schwarzbraunem, wohlmarkirten, mit stechendem Blick versehenen Gesichte der Charakter in seltener Vollständigkeit geschrieben steht. Höchst einfach, aber von ergreifender Wahrheit ist von **Niemann** eine Frau dargestellt, die so eben ihrer kleinen Tochter das Einfädeln einer Nähnadel praktisch vordocirt. Mutter und Kind legen die bezweckte Handlung durch Stellung und Miene mit überraschender Klarheit vor Augen. Das Kind scheint über der Fertigkeit der geliebten Mutter in dieser Kunst sogar die Puppe auf einen Moment zu vergessen, welche sein linker Arm an's Herz drückt. Die von **Tischbein** in **Bückeburg** in Oel ausgeführte Darstellung der **Hausruinen** aus dem Schaumburgischen gereicht durch humoristische Auffassung, Nettigkeit und Farbenschmuck Auge und Verstand zu wahrhaftem Vergnügen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. September 1835.

In dieser holden Feuchte,
Was ich auch hier beleuchte,
Ist Alles reizend schön.

Goethe.

Sandlieder.

Von Ferdinand Freiligrath.

1.

Ich meine nicht den Wüstensand,
Den Tummelplatz des wilden Hirschen;
Die Körner mein' ich, die am Strand
Des Meeres unter mir erknirschen.

Denn jener ist ein weh'nder Fluch,
Der Wüste rastlos irrende Seele.
Er legt, ein brennend Leichentuch,
Sich über Reiter und Kameele.

Der Sand des Meers ist kühl und frisch,
Und feucht von Furchen und von Gleisen,
Ein allezeit gedeckter Tisch,
Auf dem die Möven Fische speisen.

2.

Vom Meere fährt heran der Wind;
Die Körner wehn, Meergräser schwanken.
Auf flücht'gem Meeressande sind
Unstet und flüchtig die Gedanken.

Wie dieser Sand vor Wind und Fluth
Sich jagt in wirbelnden Gestalten,
So fährt und schweift mein irrer Muth,
Und keine Stätte kann ihn halten.

3.

O, welch' ein wunderbarer Grund!
Ich kann sein Treiben nicht verstehen:
Er lässet Schiffe scheitern, und
Er lässet sie vor Anker gehen.

Dem Raben ist er ewig frisch,
Und dürr des Seegewürmes Zungen;
Verschmachten lässet er den Fisch,
Und äzt die Möv' und ihre Jungen.

Auch hab' ich einen Mann gesehn,
Der wandt' ihm satt und kalt den Rücken;
Ich aber blieb im Sande stehn,
Und baute Schiffe mir und Brücken.

4.

Der Dünen schwach begraster Wall
Behindert landwärts meine Blicke.
Gleichviel! rundspähend auf dem Schwall
Der Wasser, schau' ich nicht zurücke.

Ich weiß nicht, daß noch Land besteht.
Die Wellen hier sprühn Schaum und Funken,
Doch Berg und Wald und Wiese — geht!
Das Alles ist im Meer versunken.

Nur dieser schmale, gelbe Streif
Ist übrig von der Welt geblieben.
Drauf irr' ich, wie ohn' Stab und Reif
Ein König, welchen man vertrieben.

Ich kann es nicht begreifen, daß
Ich einst durch Wälder bin geschritten,
Daß ich auf Bergesgipfeln saß,
Und über Haiden bin geritten.

Sie ruhn im Meer; — im Meere ruht
Meine Lied', mein Hoffen und mein Sehnen;
Und wie heran jezt schießt die Fluth,
So schießen mir in's Auge Thränen.

Erinnerungen an die Reise des Königs Otto durch Ostgriechenland.

(Beschluß.)

Die Nacht in Dritza war, wie die vorige, ebenfalls kalt und rauh, und am folgenden Morgen zeigten sich die Gipfel des Parnassos schon mit einer leichten, weißlichen Decke von Schnee oder Reif überflogen. Die Reise wurde in östlicher Richtung fortgesezt, und nach anderthalb Stunden war Tanagra erreicht, dessen Ruinen an einem Hügel südlich von dem Dorfe Skimatari und über dem Bette des Asopos liegen. Die Stelle heißt jezt Gremaba, und ist gänzlich unbewohnt. Tanagra war zur Zeit der römischen Herrschaft eine der blühendsten Städte Böotiens. Dennoch sind die Ruinen weder ansehnlich, noch von beträchtlichem Umfang. Man erkennt den ganzen Verlauf der in Trümmern liegenden Ringmauer, und im Innern der Stadt das Theater und die Fundamente eines Tempels oder andern öffentlichen Gebäudes. Südöstlich über dem Asopos, dessen Bett jezt trocken war, steht zwischen mächtigen Eichen ein Thurm aus dem Mittelalter, dessen unteres Stockwerk später in eine Kapelle verwandelt worden ist. Von hier an nimmt die Gegend einen mannichfaltigeren Charakter an, der gegen die nackte Monotonie des nordöstlichen und mittleren Böotiens erfreulich absticht. Rechts erhebt der Parnaß seine mächtigen, zum Theil dunkel bewaldeten Felsmassen, links sezt sich die thebäische Hügelkette bis an das Meer fort. Der Weg lag theils in dem Asoposthale, theils am nördlichen Rande desselben, und führte über sanftgeformte, mit Eichen und Pinien bewachsene Anhöhen in einigen Stunden nach Sykamino, das am innersten Winkel der freundlichen Ebene liegt, durch die der Asopos sich in's Meer ergießt, und von dort in einer halben Stunde nach Oropos. Das nette Dörfchen hat den Namen, und in seinen Kirchen mehrere Skulpturen und Inschriften der alten Stadt Oropos bewahrt, die lange ein Zankapfel zwischen Athen und Böotien war, bis Philipp III. von Makedonien sie bleibend dem ersten Staate zutheilte. *

Nach kurzem Aufenthalte in Oropos brach der König wieder auf, um nach dem fast drei Viertelstunden entfernten Hafen hinunter zu reiten, von wo sich eine herrliche Aussicht über den Sund von Euböa auf die langgestreckte Insel öffnet. Gerade gegenüber liegt Eretria, wo die betriebsamen, durch die Ereignisse des Kriegs ihrer Geburtsinsel beraubten Ipsarioten jezt unter Ottos Auspicien sich ein neues Vaterland zu gründen angefangen haben, und diese schöne Meeresbucht bald mit ihren Schiffen beleben werden. Der Hafen oder die Skala von Oropos besteht nur aus wenigen Häusern; die Küste ist noch mit Verschanzungen aus dem lezten Kriege bedeckt. Von hier steigt der Weg auf die Hügelkette, welche vom Parnaß östlich nach Rhamnus und Marathon an das Meer ausläuft, und, größtentheils mit Gebüsch bedeckt, eine sehr anmuthige Gegend bildet, von deren höchsten Punkten man wieder Aussichten auf die Meerenge von Euböa hat. In dem Dorfe Markopulos wurde übernachtet.

Am folgenden Tage wurde die Reise über das oben beschriebene Hügelland zwischen dem Parnaß zur Rechten und dem Pentelikon zur Linken nach Kephissia fortgesezt, welches am Fuß des leztgenannten Gebirgs und am obern Rande der athenäischen Ebene an den Quellen eines Arms des Kephissos liegt; ein sehr anmuthiger Ort und die Perle von Attika. Das Dorf, an einem Hügel gelegen, übersieht den größten Theil von Attika mit seinen drei Hauptbergen, darüber den saronischen Busen mit Aegina und dahinter die bergige Küste von Argolis. Es hat wohlgehaltene schattige Gärten und Oelbaumpflanzungen, welche die Wasser des Kephissos nähren. Darum hatte auch der reiche Marathonier Herodes, genannt Attikus, im zweiten Jahrhundert nach Christus, hier seinen Landsitz aufgeschlagen, dessen Reize Gellius als Augenzeuge beschreibt; ** und auch jezt ist Kephissia wegen seiner frischen Kühle im Sommer der Lieblingsort der Athenäer. Nach einem Aufenthalt von einigen Stunden brach der König wieder auf, und erreichte über Marusi, das alte Athmonon, dessen heutiger Name aus der Benennung des Tempels der Artemis Amarysia korrumpirt ist, und über Ampelokipes am Fuß des Lykabettus gegen Abend

* Pausan. 1, 34. 1.
** Gellius, 1, 2 und 18, 20.

Athen, dessen stolze Akropolis im Glanz der Abendsonne ihn schon von Ferne nach seiner erkorenen Hauptstadt einzuladen schien. Somit war in fünf-und-zwanzig Tagen die Umreise des östlichen Griechenlands beendigt worden, und der König hatte sich, indem er den historisch berühmten Orten dieser klassischen Gegenden den Zoll der Erinnerung zahlte, zugleich von dem heutigen Zustande des Volkes und Landes, über welches zu herrschen die Vorsehung ihn berufen, eine unschätzbare, auf eigener Anschauung ruhende Kenntniß erworben. Hatte diese Kenntniß gleich mit großen Beschwerlichkeiten erkauft werden müssen, so gab doch die Leichtigkeit, mit welcher der König alle Strapazen, bis zum Bivouac unter leichtem Zeltdach bei rauhem Sturm und Regenwetter, ertrug und überwand, das erfreulichste Zeugniß von der unerschütterlichen Festigkeit seiner Gesundheit, und die unzähligen Beweise von begeisterter Anhänglichkeit, von Liebe und Vertrauen, womit er überall empfangen wurde, konnten sein königliches Herz dem Volke nur noch inniger und fester zuwenden. Allen aber, welche den König auf dieser Reise zu begleiten die Ehre hatten, wird die Erinnerung an die merkwürdigen Momente derselben, aber noch mehr an die ununterbrochene Huld des Königs, ewig theuer und unvergeßlich bleiben.

Athen, im Mai 1835.

Die Begegnung.

(Fortsetzung.)

Es war ein regnerischer Julimorgen, ein Morgen, der vollkommen zu meiner Laune paßte, aber eben deßhalb ein recht fataler Morgen; mein Wagen war eben im langsamsten Schritt über die schöne Muldebrücke bei Wurzen gefahren, eine vielversprechende Vorrede zu einem langweiligen Städtchen. Schon der Name Wurzen — ist das nicht die Prosa in vollkommenster Gestalt? Ich dachte darüber nach und grollte mit unserer Sprache: es kommt Alles von der deutschen Endung „en“; sonst ist ja der Unterschied nicht so groß vom Namen Sforza, der wie Poesie klingt. Der Wagen hielt am Wirthshause, ich nestelte mich aus meinen Hüllen los und setzte träge die Füße auf das Pflaster, um in die Schenkstube zu treten. Was soll ich frühstücken bei dem unangenehmen, naßkalten Wetter? — Kaffee? nein, der erhizt. Thee? Der Bediente suchte darnach; es war gerade das Einzige, was vergessen war. Schon mißvergnügt, fragte ich die Wirthin, ob sie mir eine Tasse Chokolade schaffen könne? Sie sah mich ungewiß an; Chokolade! wiederholte ich. Sie versicherte, daß dergleichen nie verlangt werde. Ich drehte mich ungeduldig um und brummte: „schon gut, geht nur!“ — „Abscheuliches Nest,“ monologisirte ich dann, „nicht einmal Chokolade zu bekommen!“ verschränkte die Arme, schlug meinen Mantel fest um mich, als ob's Winter wäre, und ging auf und ab. In meinem Aerger merkte ich nichts von der Ankunft eines Wagens, bis eine Frau mit zwei kleinen Mädchen von zehn bis zwölf Jahren in's Zimmer trat. Sie sagte mir freundlich guten Morgen, nicht höflich, nein freundlich, worin die Höflichkeit immer mitbegriffen ist als untergeordnete Dienerin der Grazie, welche der wahrhaften Freundlichkeit immer beiwohnt. „Frau Wirthin,“ sagte sie ohne Zögern, „geben Sie mir ein paar Tassen warm Bier.“ Wie ein Zauber berührte mich das Wort; das war's, wonach mein Magen an dem Regenmorgen verlangte. „Mir auch!“ rief ich ganz erregt; „warum haben Sie mir nicht schon längst welches gebracht?“ — „Sie verlangten ja Chokolade.“ — „Ja, ja! aber ich meinte warm Bier.“

Die Kinder lächelten ein wenig, die Dame aber warf den leichten Sommermantel ab und sezte sich mit ihnen an den Tisch. Unwillkührlich fing ich an, auch meinen Mantel aufzuknöpfen, und wollte sie verstohlen dabei ansehen; aber das war gar nicht nöthig, sie machte mir's leicht, blickte mir gerade in's Gesicht und sagte mitleidig: „Sie sind krank, nicht wahr? und reisen wohl in's Bad?“ — „Der Arzt meint es, meine Gnädige,“ gab ich zur Antwort. Ich konnte sie nun ungenirt betrachten, und fand zu meinem Erstaunen, daß sie gar nicht hübsch war. Nun, nun, das ist wieder zu viel gesagt, ich meine, wenn man einen sehr hohen Maßstab anlegt, hatte sie Fehler. Sie war schlank, untadelhaft gebaut, hatte feine Hände mit Türkißringen, ein kleines Gesicht mit ganz gewöhnlichen Zügen und ein Paar Augen, die weder überwältigend schwarz, noch himmelblau waren, aber ihre Züge wunderbar belebten. Die Kinder hingegen waren kleine Modelle von Schönheit, und natürlich wie die Engel. Das Warmbier kam und schmeckte köstlich; ich sagte zu der Fremden: „Ihnen verdanke ich mein Frühstück, denn ich wußte durchaus nicht, was ich nehmen sollte, bis Sie mir den guten Gedanken eingaben.“ — „Nun, so wünsche ich, daß es Ihnen auch recht gut bekomme,“ sagte sie, nahm ihren Mantel um, die Kinder bei der Hand, schlüpfte hinaus und rollte in der fatalen Kalesche davon. Ich blieb zurück, als hätte ich eine Erscheinung gehabt. Ich fragte die eintretende Wirthin, wer die Dame sey? sie wußte es nicht; „der Kutscher ist aus Leipzig,“ sagte sie, „aber die Dame ist weiter her.“ — „Angespannt!“ donnerte ich meinem Peter zu, und hieß ihn fahren, was er konnte, bis wir an der Kalesche vorbei waren. Nun war ich doch sicher, daß sie mir nicht wie eine Sternschnuppe entschlüpfen konnte. In dem größten Wirthshause des Dorfes Luppe, wo ich vermuthen

konnte, daß ihr Kutscher ebenfalls halten würde, bestellte ich ein Zimmer und Mittagsessen für sie und mich.

Eine halbe Stunde darauf kam sie an; ich ging ihr etwas verlegen an der Hausthüre entgegen und fragte, ob sie hier zu Mittag speisen werde? „Ich muß wohl,“ antwortete sie; „meine kleinen Raben verlangen Futter.“ — Nun kam ich erst damit heraus, daß Zimmer und Essen für uns bestellt seyen. Sie lächelte und meinte, allein wäre es wohl zu traurig für mich gewesen. Während dem war sie mit den Kindern ausgestiegen, und wir sahen Beide einer Heerde Schafe nach, die durch das Dorf ging und troß dem Regen den Staub in Wolken vor sich hertrieb. Hintendrein ging ein Hirtenmädchen, in Apathie versunken; nur der Hund bellte lebhaft, wenn eines von der Heerde aus der Richtung kam, und war eine vortreffliche, aber lärmende Polizeibehörde, die jeden Seitensprung mit lautem Gekläff rügte. So gewinnen die geringfügigsten Sachen Bedeutsamkeit, wenn man sie unter interessanten Umständen betrachtet; ich werde die Schafheerde von Luppe nie vergessen. „Welch ein Loos, ein Schafhirt zu seyn!“ sagte meine Fremde; „aber die Menschen gebrauchen ihre Nebenmenschen zu noch weit seltsameren Maschinen. Ich wohnte jezt eben bei einer Freundin auf dem Lande, und wurde des Morgens durch ein fortwährendes lautes Rufen geweckt, das nicht aufhörte, bis die Sonne unterging. Die Kinder und ich zerbrachen uns die Köpfe, was das Geschrei bedeuten möge, und es dauerte lange, bis wir uns überzeugten, daß ein Mensch für drei Groschen die Verpflichtung übernommen habe, den ganzen Tag auf dem Felde zu schreien, um den armen Tauben und Spatzen ihr Mahl zu verbittern.“ — „Bei Ihnen ist das also nicht der Fall?“ fragte ich ausforschend, denn ich mochte gar zu gern wissen, woher sie komme. — „O nein,“ sagte sie, „unser Land scheint mir in manchen Dingen weiter zu seyn, als Sachsen.“ — „Es ist wohl noch recht weit hinter Leipzig?“ fragte ich plump. — „Außerordentlich weit,“ erwiderte sie schelmisch. „Aber das Essen ist gewiß bald fertig.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Noch gar manches, seines Platzes durch besondere Vorzüge recht würdiges Genregemälde von den bereits genannten und auch andern Künstlern würde sich zu rühmlicher Erwähnung eignen, wenn es der Raum gestatten wollte. Eines Bildes dieser Art von größter Auszeichnung muß jedoch noch mit einigen Worten gedacht werden. Sein Gegenstand sind römische Pilger, welche sich theils erst anschicken, einen Bach zu durchwaten, theils schon im Durchgange selbst begriffen sind, meistens Frauen, von Lindau in Rom. Der anerkannt treffliche Künstler hat mit dieser Leistung seine Meisterschaft in einem hohen und seltenen Grade bewährt. Die anmuthige Wahrheit und das Mannichfaltige der lebensvollen Gruppen, die dabei beobachtete gründliche Verschiedenheit in der Individualisirung, auf den tiefsten Studien der Nationalität und Eigenthümlichkeit beruhend, Alles dies könnte kaum sinnvoller wiedergegeben, kaum zarter und ausführlicher behandelt werden. Ohne Zweifel gehört dieses Tableau zu den ersten Kleinoden der Ausstellung vom jetzigen Jahre. Als ein wirklicher Schatz erscheint besonders auch die an Gehalt und Zahl so bedeutende Reihe der Kunstgebilde, welche die Gräfin Julie v. Egloffstein der Ausstellung widmete. Der Katalog nennt sie zwar, aber nicht unter den 555 Nummern. Sie bestehen in 2 ausgeführten Oelgemälden, 45 in Oel gemalten Skizzen und 15 Zeichnungen, und würden eine der Abtheilungen, worin der große Saal zu Gewinnung mehreren Raumes und bessern Lichtes sich scheidet, allein ausfüllen, wenn nicht außerdem noch Rößlers Porträt des Königs darin aufgenommen wäre. Es sind die anziehenden Resultate des mannichfachsten, meist aus Italien stammenden Studiums, bald eigentliche Genrestücke, bald Scenen der Art mit landschaftlicher Natur verschmolzen darstellend, bald nur reizende Gegenden oder architektonische und andere Merkwürdigkeiten auf das Geistvollste wiedergebend. Den Skizzen ist mehrere oder mindere Ausführung gewidmet worden. Mitunter sind sie gleichsam nur auf die Leinwand hingehaucht, hier den vollen Erguß eines schönen Herzens in Nachbildung traulicher Lebensverhältnisse und Familiensituationen, dort die liebe, seelenvolle Natur, hauptsächlich auch in Kindergestalten aus dem Volke Italiens, in einem ihrer lebendigsten Momente frisch und freudig darlegend. Das Auge des Beschauers fühlt sich Anfangs ohne Aufhören hin- und hergezogen, von dem Forum Pompeji's nach Raphaels Villa, von den aus dem Bade heimkehrenden Kindern, einem kleinen Knaben und einem erwachsenern Mädchen, zu Ansichten aus Sorrent u. s. w. Spielende Knaben, ein kleiner Fischerbube, der, auf einem Felsen sitzend, nach den stürmischen Wogen hinausschaut, die den sehnsuchtsvoll erwarteten Vater auch wohl verschlingen könnten, sind köstliche Blätter, von der Kunst aus dem großen Buche der Natur abgelöst, ohne Leben und Eigenthümlichkeit im Mindesten zu verletzen. Der Zauber der Wahrheit ergreift unter andern besonders in der mächtigen Wärme des gelben Farbenglanzes, welcher die erhabene Peterskirche zu Rom beim Sonnenuntergange umschwimmt. Uebrigens muß es Verwunderung erregen, daß eine so zart und tief fühlende Frauennatur, wie die Gräfin sich in so vielen dieser Kunstschöpfungen erweist, zugleich, besonders in der Mehrzahl ihrer Zeichnungen, welche unter andern Lazzaroni und Zigeunerbuben vorführen, eine ganz ungemeine Fähigkeit darthut, sich des Komischen zu bemächtigen und es mit sicherer Hand auf das Ergötzlichste hinzustellen. An historischen Gemälden und Zeichnungen ist, mit Ausnahme mehrerer, zum Theil wohlgelungener aus der biblischen Geschichte, aus den bekannten Ursachen diesmal ein auffallender Mangel. Desto freudiger wird man das im Katalog verheißene, aber noch rückständige Bild von F. Hartmann begrüßen, die Lucretia darstellend, noch bei Lampenscheine mit Prüfung der von ihren Dienerinnen gefertigten Arbeiten beschäftigt, wie eben ihr Gemahl mit dem Tarquin in's Zimmer tritt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. September 1835.

Elisabeth. — Ein gesittet, fröhlich Volk,
Das sich, so oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt,
Dies ist das Schauspiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann.

Schiller.

Die Wasserfahrt des Königs von England nach Greenwich, am Jahrestag der Schlacht von Abukir.

Wie hoch oder niedrig auch der Werth der französischen Nation, wie er sich in ihren innern politischen Zuständen ausspricht, berechnet und angeschlagen werden möge, es wäre ein schreiendes Unrecht, der Gesammtmasse eines Volks, ob groß oder klein, das hinterlistige, fluchwürdige Verbrechen eines Einzigen zur Last zu legen, sey er Franzose von Geburt oder Korse, heiße er Gerard oder Fieschi. Wie entrüstet man daher auch in London gegen den Mann ist, der meuchelmörderisch seine Geschosse auf den König und des Königs Söhne richtete, ohne daß der Gedanke, schuldlose Opfer müßten mit dem Königshaupte fallen, ihm die Hand lähmte, so schleudert man deßhalb kein Anathem gegen das Volk, in dessen Mitte das Gräßliche geschah, und obgleich es wahr ist, daß der Haß, der nationale Haß, welchen, so lange Napoleon herrschte, fast jeder Engländer wider Alles, was Franzose war und hieß, in der innersten Brust und auf der Spitze seiner Zunge trug, mit Napoleon gefallen und seitdem einer andern Nation zugewendet worden ist, so dürfte doch jenes allgemeine Gefühl weniger in dem erstorbenen Hasse, als in der Gerechtigkeit des Engländers seinen Grund haben. Ist es indessen mehr als Zufall, daß bisher die französische Nation, wie in ihren blutigsten Greueln, so in der Sicherung ihrer heiligsten Interessen, dem englischen Volke Schritt für Schritt nachgetreten, so dürfte man auch der Hoffnung Raum geben, daß den Franzosen die Zeit nahe ist, wo sie ihrem **erwählten** Könige die Achtung erzeigen, welche die Engländer, mit seltenen Ausnahmen, ihrem **angeborenen** Könige darzubringen pflegen. Nie aber ist die Huldigung von Tausenden, ihrem Fürsten gezollt, mir **würdiger** erschienen, als bei Gelegenheit der vom König und der Königin am ersten August nach Greenwich unternommenen Wasserfahrt. Die Betrachtung, welche ich bei diesem Schauspiele anstellte, mag vielleicht Einiges zu jenem Gefühle beigetragen, mich empfänglicher für den Ausdruck von Loyalität gestimmt haben, welcher dem Fürsten entgegenkam; denn ich stellte die Masse der Einwohner Londons, die ihre Königin noch weniger, als ihren König liebt, neben die Masse der Pariser, welche der Anblick ihres Königs zu Pferde elektrisirt, und ich konnte mir nicht bergen, daß der Ausdruck der englischen Nationalität besser, als der der französischen dem von Oesterreichs Joseph und von Preußens Friedrich anerkannten Grundsatze entspreche, daß der Zweck aller Regierungen die Beförderung der Wohlfahrt der Regierten,

und die sorglose Bequemlichkeit des Herrschers nicht Grundbedingung der Volksexistenz sey.

König Wilhelm ist ein besonderer Freund des Standes, welchem England seinen innern Reichthum und seine äußere Größe, durch Beides seine innere Freiheit und seine äußere Unabhängigkeit schuldet, dem biedern, wageherzigen Stande der Seeleute. Er hält sich deßhalb selten einige Zeit in London auf, ohne die, der englischen Nation in jeder Beziehung würdige Versorgungsanstalt ausgedienter Seeleute in Greenwich — fünf englische Meilen von London — zu besuchen. Allein ein glücklicher Gedanke von ihm war es, zu seinem diesjährigen Besuche den ersten August, und zum Mittel des Fortkommens eine Barke auf der Themse zu wählen. Für den Franzosen haben die Namen: Austerlitz, Jena, Moskau einen Zauberklang, welchen selbst die Erinnerung an Leipzig, Waterloo und den Verlust von Paris kaum zu mindern vermag. Aber ungleich reiner klingen dem Engländer die Namen Abukir und Trafalgar. Auf der Rhede von Abukir war es, wo Nelson, der Liebling seiner Zeit, nach langem, mühsamen Suchen am ersten August 1798 die französische Flotte fand. So wie er sie erblickte, gab er das Zeichen zum Angriff. Er zählte nicht die Zahl der feindlichen Schiffe, ihm genügte, daß sie feindlich waren, und wenn Napoleon vor der Schlacht bei den Pyramiden zu seinen Legionen die französische Floskel sagte: drei Jahrtausende sehen von jenen Spitzen auf euch nieder, so sprach Nelson einfach-englisch zu den Männern seiner Flotte: England erwartet, daß Jeder seine Schuldigkeit thue. Die bei Nelsons Erscheinen auf dem Schiffe ihres Admirals Brueys versammelten französischen Kapitäns hatten sich kaum auf ihre Posten begeben, als die ersten englischen Kugeln auf sie einschlugen. In eine krumme Linie gestellt, schloß die französische Flotte sich möglichst nahe an eine kleine, durch eine Batterie von Kanonen und Mörsern gedeckte Insel. Aber mit einer Verwegenheit, wie die Annalen der Seeschlachten keine ähnliche kennen, ließ Nelson die Hälfte seiner Flotte zwischen der Insel und der französischen Schlachtlinie durchbrechen und an der Landseite im Rücken derselben hinuntersegeln, während die andere sich auf ihre Fronte zog und einen Pistolenschuß weit davon vor Anker legte. Mit Sonnenuntergang begann die fürchterliche Schlacht, vernichtend für die Franzosen, die nun von beiden Borden und vom Spiegel her angegriffen wurden. Nur eine Stunde hatte sie gedonnert, und schon waren fünf französische Schiffe entmastet und genommen. Das prächtige Admiralschiff, l'Orient, 120 Kanonen und tausend Mann tragend, flog in die Luft. Dennoch wüthete die Schlacht die ganze Nacht hindurch, bis der Morgen den Triumph Englands entschied; neun Linienschiffe waren genommen, eins war in die Luft geflogen, ein anderes nebst einer Fregatte von den Franzosen selbst verbrannt und eine Fregatte in den Grund gebohrt worden; zum zweiten Male lag Frankreichs Seemacht im mittelländischen Meer vernichtet, und siegreich wehte Britanniens Flagge von Gibraltar bis Alexandrien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Begegnung.

(Fortsetzung.)

Die Fremde ging in das Gastzimmer, und nach einem Viertelstündchen folgte ich, als ich die Magd mit der Suppe gehen sah. Bei Tische fragte ich: „Wo ist denn das Ziel Ihrer Reise, meine Gnädige?“ — „Zunächst ein wenig in der Irre umher, in die Lausitz, nach Schlesien, oder wo mich der Geist hintreibt; dann vielleicht nach Dresden. Irgendwo will ich mich niederlassen, weiß aber selbst noch nicht wo.“ — „Und der Herr Gemahl?“ fragte ich schüchtern. „Ach, der ist lange todt,“ sagte sie in einem tief aus dem Herzen kommenden Tone. „Hören Sie,“ nahm ich nach einer kleinen Pause zögernd das Wort. „Z. ist zwar kein schöner Ort, aber voll geselllschaftlicher Ressourcen, voll Sinn für Kunst und Natur und Liebenswürdigkeit, und Jemand würde sich gewiß freuen, wenn Sie Ihren Wohnort dort aufschlügen.“ — „Z. ist eine Sandbüchse,“ sagte sie. „Ja,“ erwiderte ich, „aber manchmal ist auch Goldsand darin.“

Sie sah mich zutraulich an und sagte nach kurzem Schweigen: „Sie sind ein guter, freundlicher Herr, und wer weiß, was geschieht.“ — „Uebernachten Sie in Meißen?“ fragte ich, vor Freude und Beschämung roth werdend, was mir, glaube ich, seit zehn Jahren nicht begegnet war. „Ja,“ sagte sie. „Sie kehren doch wohl in der Sonne ein?“ — „Es ist mir einerlei; wenn Sie das Haus empfehlen — ja.“

Der Kutscher klatschte mit der Peitsche, und der meinige war noch nicht fertig. Sie bezahlte ihre kleine Rechnung, sagte: „Adieu, auf Wiedersehen,“ und fuhr davon. Kaum war sie fort, als die Magd des Gasthauses hereinkam und schmunzelnd sagte: „Die Dame hat sich recht nach Ihnen erkundigt.“ — „Nun, mein Kind, kennst Du sie denn?“ — „Nein, aber sie fragte mich: wer ist der Herr? — Ich weiß nicht, sagte ich. Nun, so geh und frage, sagte sie. Ich kam zurück und sagte: Er ist aus Z. — Ach, wie er heißt, will ich wissen, sagte sie ungeduldig, und sie hatte keine Ruhe, bis ich des Herrn Kutscher fragte, der mir's vertraute. Und als ich ihr dann Ihren Namen sagte, faßte sie die beiden

Kinder an der Hand und redete heimlich mit ihnen und war ganz unruhig.“ — „Hast Du den Kutscher nicht nach ihr gefragt?“ — „Ja doch, aber er wußte nichts; eine Leipziger Dame hat ihn angenommen, aber nicht die, die er führt. — Wo wollen Sie in Meißen einkehren, Herr Präsident?“ — „In der Sonne.“ — „Ich rathe Ihnen zum Hirsch,“ sagte das Mädchen, „da ist's viel besser.“ — „Wir wollen sehen,“ sagte ich, war aber sehr entschlossen, wenn ich meine Fremde nicht etwa noch einholte, bei der Sonne zu bleiben. Doch ich holte sie ein, der träge Fuhrmann fütterte schon wieder in Oschatz, und sie stand vor der Thüre wie eine Charitas, an jeder Hand ein Kind. Ich ließ halten.

„Meine Gnädigste!“ rief ich ihr zu, „ich erfahre eben, daß man in Meißen im Hirsch viel besser ist; wäre es Ihnen einerlei?“ — „Ganz einerlei,“ sagte sie wieder mit ihrer unwiderstehlich freundlichen Art, die einen immer glauben machte, jedes Wort aus ihrem Munde sey ein charakteristischer Zug. — Ich fuhr rasch vorwärts, um Quartier zu bestellen. Unterwegs begegnete mir ein zurückkehrender Postillon. Da ich ganz ausschließlich mit meiner Bestellung beschäftigt, und diese mir überaus wichtig war, hielt ich ihn an und fragte: „Freund, welches ist das beste Wirthshaus in Meißen?“ — „Die Sonne,“ sagte er. — „Ich habe eben gehört, der Hirsch.“ — „Ach, das hat Ihnen gewiß das Stubenmädchen in Luppe aufgebunden; ihr Liebhaber ist dort Hausknecht; aber die Sonne ist besser.“ — „Höre einmal, Freund, Du wirst bald einer Kalesche mit einem Leipziger Fuhrmann und zwei Braunen begegnen, der eine hübsche Dame mit zwei kleinen Mädchen führt. Willst Du den Wagen anhalten und der Dame sagen, der Präsident lasse sie bitten, in die Sonne zu fahren, so will ich Dir einen harten Thaler geben.“ Der Postillon versprach's auszurichten, nahm das Geld, dankte und ritt davon; ich aber lehnte mich in meinen Wagen zurück und versank in Nachdenken und allerhand sonderbare Träumereien. — Wenn sie nun jezt zur Sonne kommt, sagte ich zu mir selbst, ist sie dann nicht ein wahrer Engel an Willenlosigkeit in Kleinigkeiten? desto mehr Charakter wird sie in großen Dingen haben. Ach Gott! wer solch ein Wesen immer um sich hätte, und die lieben Kinder so mühelos dazu! und überdies zwei Mädchen, keine lärmenden Buben, zwei allerliebste Mädchen, die einem nichts als Freude machen. Ich habe ein schönes, ganz unabhängiges Vermögen, worauf kein Mensch Anspruch machen kann, als die Kinder meines Bruders, die selbst reich genug sind. Das war die Lichtseite meiner Gedanken. Die Schattenseite war — meine fünfzigjährige Unabhängigkeit; doch die drückte mich wahrlich mehr, als sie mich entzückte. Aber eine Frau, die ich auf der Landstraße finde! Und warum sollte man nicht eben so gut etwas Treffliches auf der Landstraße finden können, als anderswo? Aber wird sie mich alten, kränklichen und mürrischen Mann nehmen? Sie ist ja so freundlich mit mir, so nachgiebig, und hat sich so angelegentlich nach mir erkundigt! Kurz, ich hatte ein Gefühl wie ein Sieger, dem sich die Thore einer eroberten Provinz öffnen. Dazu kam noch die entzückende Gegend und die Elbe, die erst von der Anhöhe wie ein Streif zu sehen war, zu dem man sich gleichsam durch steile Felsen immer näher herandrängt. Die Sonne stand schon niedrig am Horizont, der heiße Tag kühlte seine Gluthen in der abendlichen Thalluft. Die Vögel kreischten lauter und flogen zu ihren Nestern in den Felsen, wo die Kleinen sie erwarteten, um ihr leztes Abendbrod und die warme Decke ihres Gefieders zu erlangen. Willst du dir auch ein Nestchen bauen, dachte ich, und sorgen und streben, daß die Deinen weich und warm sitzen? Der warme Ton der Luft nahm immer zu, und schien selbst die kühle Elbe zu durchglühen, aus der die Fische emporsprangen, um sich in der Abendgluth zu baden. Zur rechten Seite des Weges drängte sich dichtes Gebüsch aus den Spalten des Felsgesteins hervor, dann erhoben sich einzelne Häuser aus den Steinbrüchen; endlich erreichten wir die alte Stadt mit ihrem alten Dome, der hoch oben die Schloßgebäude überragt, die jezt zur Porzellanfabrik eingerichtet sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rottenburg am Neckar, August.

Römische Alterthümer.

In der neuesten Zeit hat mancher Fund die frühern, zu beschränkten Ansichten von der Bedeutung und der Dauer der römischen Niederlassungen in unserm Striche Schwabens berichtigt und unsere Sammlungen bereichert. Aber auch in allgemein antiquarischer Hinsicht ergibt sich dabei manches Interessante, wie die nachfolgende Beschreibung des neuesten Funds beweist. Längst hatte ich von einem Januskopfe gehört, der in Horb, einer den Neckar aufwärts drei Meilen von hier gelegenen Stadt, befindlich seyn sollte. Wir forschten bei einem antiquarischen Streifzug auf der großen römischen, nach Freudenstadt weisenden Heerstraße, der uns auch nach Horb führte, diesem Denkmale nach, anfänglich jedoch vergebens; der Gott mit seinen zwei Angesichten verbarg sich uns, bis ihn eine freundliche Fee aus seiner Verborgenheit hervorzog und ihn uns an einem Gartenhaus, nicht fern der Burg, eingemauert zeigte. Jubelnd begrüßten wir die ernst auf uns niederblickenden beiden Köpfe, die aus der Mauer hervorstanden. Da das Denkmal bisher so wenig beachtet war, und bei dem Ausbau der Burg zu einem Gefängnisse leicht Schaden nehmen und selbst verloren gehen konnte, so erbot sich der königliche Beamte, dasselbe ausbrechen zu lassen. Wie sehr wurde ich überrascht, als

ich auf der Rückseite, welche eingemauert war, die sprechendste sinnliche Darstellung der Zukunft und Vergangenheit entdeckte. Der Stein hat vorwärts die beiden Angesichte nebeneinander, doch von einander abgewendet. Das eine Angesicht ist jugendlich, mit vollen Wangen, lebhaften, vorstehenden Augen, starken Backenknochen, überhaupt als das Bild jugendlicher Fülle und Kraft dargestellt, das andere lang, hager, mit spitzem Kinn und hohlen Wangen, das Bild des Alters, beide bartlos, auf dem Kopfe aber reich mit Haaren bedeckt. Rückwärts des jugendlichen Kopfes klimmt eine gut gearbeitete, nackte, jugendliche Figur mit ausgespreizten Beinen voll Anstrengung empor; rückwärts des Alten sinkt eine gleichfalls nackte Figur abwärts auf zwei Polster nieder; sie sucht sich krampfhaft zu halten, liegt aber verscheidend auf den Kissen. Die Deutung ist wohl nicht schwer und sinnlich sprechend; das beginnende, das sinkende Jahr, Jugend und Alter, Zukunft und Vergangenheit. Ich kenne kein Denkmal des Alterthums, wo diese Idee des Janus auf ähnliche Weise, und zugleich so anschaulich, so sprechend dargestellt wäre. Das Denkmal ist aus feinkörnigem Sandstein, roh, aber kräftig und sehr anatomisch gearbeitet; es ist 3/3 Fuß mit der unten vorspringenden, achteckigen Säule hoch, und 1/3 Fuß breit. Die Figuren rückwärts haben gelitten, und bei beiden sind die Köpfe verstümmelt. In dem Werke über das römische Rottenburg wird eine Zeichnung gegeben werden.

Dresden, August.

(Beschluß.)

Kunstausstellung. Industrie. Theater.

Auch die Kupferstecherkunst hat sich, namentlich in einem gehaltvollen Blatte von Peter Lutz, der Madonna del San Francesco des Correggio, bekanntlich eines in dessen früherm Style gearbeiteten, köstlichen Bildes, bedeutendes Verdienst um die Ausstellung erworben. In Stahls aus Wien Beitrag gewahrt man wenigstens das sehr achtungswerthe Bestreben, die berühmte Nacht des Correggio nachzubilden, ein Unternehmen, wozu dem Grabstichel allerdings nicht hinreichende Mittel zu Gebote stehen, da der Gegenstand der Bewunderung an diesem Bilde weit weniger in der Gestaltung und Zusammensetzung, als in dem unendlichen Zauber seines Licht- und Farbenglanzes liegt. Außerdem sind, zum Theil auf Bestellung des hiesigen, den Ernst seines rühmlichen Zweckes in immer größerem Maße bethätigenden Kunstvereins, der auch im Einkaufe von Gegenständen der jezigen Ausstellung sich besonders hervorgethan, mehrere würdige Darstellungen, von Reith, Hammer, Busse und Andern in Kupfer gestochen, beigetragen worden. Unter den mitunter recht werthvollen Beiträgen der Skulptur bietet ein besonderes Augenmerk für das Publikum der ausgestellte Gypsabguß der Büste unserer Schröder-Devrient vom Bildhauer Hänel dar. Bei der allgemeinen Gunst, deren diese Sängerin genießt, wird es dem jungen Künstler, der, von hier gebürtig, dem Vernehmen nach im Begriff steht, nach Rom, wo er seine Ausbildung unter Thorwaldsen betreibt, zurückzukehren, schwerlich an Bestellungen auf Abgüsse fehlen, da diese Büste durch ihre Aehnlichkeit mit dem Originale empfohlen wird.

Vorläufig nur diese flüchtigen Andeutungen, mit dem Vorbehalte, auf den Gegenstand nächstens zurückzukommen, da nicht nur noch gar manche im Katalog verzeichnete Bilder ausstehen, sondern auch außer diesen viele andere ausgezeichnete Beiträge erwartet werden.

Die früher gewöhnlich mit den ausgestellten Produktionen der bildenden Kunst in Zusammenhang gebrachte Ausstellung industrieller Leistungen fand schon im vorigen Sommer erst nach einer zweijährigen Pause statt. Die Industrieausstellung des lezten Jahrs rechtfertigte auch dieses Pausiren durch wesentliche Vorzüge vor den frühern Ausstellungen industrieller Gegenstände zu sehr, als daß das Publikum, welches sich diesmal fruchtlos nach ihnen umsieht, darüber zu klagen Ursache hätte. Das nächste Jahr verspricht um so gewisser im Voraus die Kennzeichen bedeutender Fortschritte des inländischen Fabrik- und Gewerbbetriebs, da von Seiten des Ministeriums des Innern, unter dessen unmittelbare Leitung dieser wichtige Gegenstand nunmehr gestellt worden, mit ungemeiner Umsicht Alles geschieht, um der Landesindustrie freie Bahn zu machen und sie, theils durch Anschaffen und Aufstellung neuer Mustermaschinen des Auslandes und sonstige Unterstüzung, theils durch zweckmäßige Einrichtung und Umgestaltung der Industrieschulen befördern zu helfen. — Neben der Calberla'schen Zuckerraffinerie in Dresden (der einzigen im Königreiche Sachsen), deren verdienstvoller Unternehmer lange Zeit einen gewaltigen Kampf mit widrigen, hauptsächlich aus der frühern Accisabgabenverfassung herrührenden Umständen zu bestehen hatte, ist, seit dem, diesem Fabrikzweige sehr wohlthätig gewordenen Beitritte Sachsens zum Zollvereine, neuerlich bereits eine zweite, in dem benachbarten Meißen entstanden, und alle Hoffnung da, daß noch mehrere wohlhabende, industriöse und unterrichtete Entrepreneurs den für ähnliche Anstalten so günstigen Zeitpunkt nicht unbenuzt lassen werden. Einen zweifachen reellen Nuzen für das Land sowohl, als den Unternehmer bietet diese Fabrikation dar, wenn sie nicht bloß auf indisches Zuckerrohr sich beschränkt, sondern hauptsächlich auf die Benuzung der Runkelrübe gegründet wird, durch welche sie namentlich Frankreich bereits die bedeutendsten Vortheile verschafft. Schon vor Jahren ging der umsichtige Calberla mit einem Vorsaze dieser Art um. Er scheiterte aber an der geringen Empfänglichkeit des Landmanns für den, doch so lohnenden Ertrag des Runkelrübenbaus. Neuerlich scheint jedoch auch der Landmann hie und da bereits anzufangen, seine Aufmerksamkeit auf die Runkelrübe zu richten, und den Aufforderungen der Fabrikunternehmer hierin freundlicher entgegenkommen zu wollen.

Der Name Schröder-Devrient, den vor Kurzem der Thorzettel aussprach, war ein elektrischer Schlag schöner Hoffnungen für alle Bühnenfreunde. Leider erwies er sich gar bald — um mit Jean Paul zu reden — als ein Morgenroth, dem keine Sonne folgte. Die Gefeierte war nur in dem einen Thore erschienen, um bald darauf durch ein anderes ihre Reise nach dem Gesundbrunnen fortzusezen, von dem sie ihre Genesung erwartet. Eine Posse: „das Reich der Weiber oder die verkehrte Welt.“ von Gener, hat bereits mehrere Male das von der Hize ganz erschöpfte Bühnenpublikum durch die Derbheit ihrer Wize und Späße in's Leben zurück galvanisirt.

Das zu Anfang des August jedes Jahr wiederkehrende achttägige große Volksfest, das Vogelschießen, vom schönsten blauen Himmel begünstigt, erhielt diesmal dadurch eine besondere Auszeichnung, daß zur allgemeinen Freude der König und dessen ganzes Haus sogleich am ersten Nachmittage zur Theilnahme an dem Schießen dort erschien.

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. September 1835.

— Und ich verliebt, bei Gott!
Was? ich? ich liebe, schmachte, such' ein Weib!

Shakespeare.
„Verlorne Liebesmüh'.“

Die Begegnung.

(Fortsetzung.)

Als ich im Wirthshause ausstieg, hatte ich mich so in meine Phantasien eingelebt, daß mir war, als bestelle ich Quartier für meine Frau. Ich ließ mir die leeren Gastzimmer zeigen; eines schien mir am geeignetsten, denn es war den Morgen gewaschen worden, der Boden war noch ein wenig feucht, und ich konnte ihr daher mit Anstand anbieten, in dem meinigen zu soupiren. Ich ließ aufräumen, lüften, räuchern, und war endlich so weit, daß ich sie empfangen konnte; aber sie kam nicht. Sollte sie in den Hirsch — nein, nein! rief ich — die Sonne ist ihr Aushängeschild, denn sie ist selbst freundlich, wie die Sonne. Indem rollte ein Wagen heran — sie war es, sie stieg wieder aus. Wie mir dies Aussteigen bei jeder Wiederholung interessanter wurde! Ich ging ihr entgegen.

„Nun, Sie haben mich doch in die Sonne beschieden?“ sagte sie wieder mit dem Ausdruck, der sich nicht malen läßt. Ich konnte ihr nichts erwidern, sie nur dankbar ansehen. Dann brachte ich mein Anliegen vor, sich's einstweilen auf meinem Zimmer gefallen zu lassen, damit der feuchte Boden des ihrigen noch besser austrockne vor dem Schlafengehen. Ohne Ziererei und dankbar ward es angenommen. Die macht einem das Leben leicht! dachte ich. Dann schlug ich vor, den schönen Abend zu benutzen, um den Dom zu besehen. Sie war's zufrieden, die Kinder jubelten. Wäre ich jemals zuvor da gewesen, ich hätte es gewiß nicht proponirt; das war eine wahre Marter für meine alten Knochen, und doch wollte ich so gern in einigermaßen vortheilhaftem Licht erscheinen. Die Kinder sprangen den steilen Berg hinan und die unzähligen Stufen der steinernen Treppen, als wäre es gar nichts. Sie war nicht ganz so flink, sie sah mich schelmisch an und sagte: „ein hübscher Weg, den Sie mich da führen!“ Was wollte ich thun? Ich mußte ihr den Arm bieten, und sie nahm ihn zu meinem Schrecken an; aber — sie war ein Engel, statt sich meiner als Stütze zu bedienen, zog sie mich mit hinan. Endlich hatten wir den Hof erreicht, und ich glaubte mich am Ziele, aber nein, nun sollte das Steigen erst recht beginnen. Die Kinder hatten von der Aussicht auf dem Thurme gehört, und da half nichts, wir mußten hinan. — Ich schweige von diesem Ausgang in den Himmel; vor ein paar Tagen noch hätte ich denjenigen für verrückt erklärt, der mir proponirt hätte, eine solche Arbeit, ein solches Wagniß zu bestehen; ich hätte die Ausführung für rein unmöglich gehalten. Aber — was das Herz nicht vermag! ich war an ihrer Seite zehn Jahr jünger geworden, und es ging. Und welch ein Lohn wartete meiner!

Oben auf dem kleinen, durchbrochenen Thurm (der große ward vom Blitz getroffen und stürzte zusammen) ist eine der herrlichsten Aussichten, die Sachsen aufzuweisen hat. Wenn die Menschen nur für ein besseres Geländer gesorgt hätten; stark genug ist es, von dicken, gehauenen Steinen, aber auch durchbrochen und die Mittelöffnungen in jedem Fach so weit, daß die lieben Kinder bei jedem unvorsichtigen Schritt hinunterstürzen konnten. Den Anblick konnte ich nicht ertragen; auch meine Fremde ward ängstlich und trat von der Brüstung zurück, um die Kinder zu halten. Um ihr den Genuß unverkümmert zu erhalten und, aufrichtig gesprochen, weil mich die ermüdeten Beine kaum mehr tragen wollten, sagte ich: „Lassen Sie mir die Kinder, meine Gnädige; sehen Sie, ich bin selbst ein wenig schwindlig, da will ich mich hier niedersetzen und die Kleinen zu mir nehmen. Wir sehen dann durch die Oeffnungen in's Weite, und Sie mögen ungenirt am Rande stehen und in die Tiefe hinabschauen und uns erzählen, wie es da aussieht." — „Allerliebst," sagte sie; „hier rechts die Stadt mit ihren unregelmäßigen, hügeligen Straßen und alterthümlichen Gebäuden, deren höchste Giebel zum Theil noch in den Strahlen der untergehenden Sonne erglühen, dann tief unten die massive Brücke über dem schönen Strom, und diesseits das Leben auf demselben, die Schiffe und Kähne, die Pferde, die in die Schwemme geführt werden, die kleinen Buben, die nackend in's Wasser laufen und die Enten vor sich hertreiben. Alles freut sich der schönen Gotteswelt und sieht so glänzend sonntäglich aus in dem röthlichen Abendschein, so frisch und rein nach dem Regen. Und nun die Ferne! Sehen Sie nur drüben die herrlichen Weinberge mit den unzähligen Terrassen und Häuserchen, und den durchragenden Felsenmassen, dann das ferne Thal zwischen den Bergen und Hügeln, mit all den Schlössern, Kirchthürmen, Dörfern und einzelnen Landhäusern — und der prachtvolle Hintergrund! — Was mögen das für hohe Berge seyn?" — „Das ist die sächsische Schweiz, und gleich darunter sehen Sie die Dresdner Thürme über die Weinberge emporragen." — „O Mama!" rief die älteste Tochter; „wie schön ist es doch hier oben in Gottes freier Welt!" Und in dem Augenblicke tönte von unten herauf ein wahrhaft himmlischer Gesang. Im Dom war Betstunde. Da standen wir hoch oben in der reinen Himmelswölbung, und wer nicht blind war, der sah Gott in seiner herrlichen Schöpfung, und tief unter uns im Erdenthal betete der Mensch den Himmlischen an, und die glockenreinen Töne der betenden Sänger drangen herauf zu uns, hinauf zu Ihm — Er hat sie gewiß vernommen! — Es war die vollendetste Andacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Wasserfahrt des Königs von England nach Greenwich, am Jahrestag der Schlacht von Abukir.

(Fortsetzung.)

Solche Erinnerungen gingen von Mund zu Mund durch die Reihen der Tausende, die Zeugen der königlichen Wasserfahrt nach Greenwich zu seyn wünschten; sie waren mächtig genug, die Gefühle von Unzufriedenheit zu bewältigen, denen das Londoner Volk beim Erblicken Wilhelms und Adelaidens bisweilen Raum gibt; die Vergangenheit besiegte die Gegenwart, man vergaß, daß der König nicht Freund der Minister ist, welche das Volk durch seine Repräsentanten ihm aufgedrungen; man vergaß, daß die Königin nicht Freundin der Reformen ist, unter denen ihre Lieblinge, die Tories, leiden; man sah in der Königin die Gefährtin ihres Gemahls, und in dem Könige den Herrscher, der Sinn zeigt für einen der herrlichsten Triumphe englischer Tapferkeit, und man dankte ihm, daß er zur Fahrt nach Greenwich einen Tag gewählt, an welchem Viele von denen geblutet, die jezt in gemächlicher Ruhe dort ihrer lezten Stunde entgegen gehen; denn allgemein war es bekannt, daß der Gedanke, gerade an diesem Tage Greenwich zu besuchen, und die Fahrt, damit Alles zum Zwecke stimme, zu Wasser zu machen, vom Könige selbst ausgegangen sey, und es bedarf ja von Seiten eines Fürsten nur wenig, die Gunst des Volks sich zu gewinnen. Sobald des Königs Entschluß dem Lord Mayor als Konservator der Themse angezeigt worden war, verlor dieser keinen Augenblick, nicht bloß die nöthigen, sondern auch die glänzendsten Anstalten zu treffen. Die Themse bespült die Ufer der City; in der City herrscht der Lord Mayor, und Henry Winchester, wie jezt diese oberste Magistratsperson heißt, ist so ganz jeder Zoll ein König, daß er durch weniger Thun gewiß gemeint hätte, an der eigenen Würde zu freveln. Während er daher im Laufe seiner einjährigen Regierung die Vorsteher der Innungen mehr als einmal, wenn er glaubte, daß sie Eingriffe in seine Prärogative wagten, gewaltig en bagatelle behandelt hat, ließ er jezt, wo er ihrer Mitwirkung bedurfte, sich herab, eigenhändig an sie zu schreiben und sie dringend aufzufordern, nichts zu verabsäumen, um dem König und der Königin die Huldigungen ihrer Ehrfurcht darzubringen. Die Innungen gaben seiner Bitte Gehör, weniger wohl, um ihm, als um den königlichen Gästen zu gefallen; denn nie dürfte einem Lord Mayor öfter und eindringlicher als dem gegenwärtigen gesagt worden seyn, daß seine Wahl ein entschiedener Mißgriff gewesen und er in Betreff einer Wiederholung derselben ganz ruhig schlafen könne. Die großen und reichen Innungen

waren schnell gerüstet, das Ihrige zu dem glänzenden Schauspiele beizutragen, und ihre Barken, festlich mit bunten Flaggen geschmückt, und jede mit Musik versehen, sammelten sich zu früher Stunde in der Nähe von Whitehall, sich von hier dem Zuge anzuschließen. Auch hatte der Lord Mayor nicht vergessen, durch strenge Befehle an alle Dampfschiffe, von einer gewissen Stunde an nicht zwischen London und Greenwich zu laufen, den Fluß von störenden, oft Gefahr bringenden Hemmungen frei zu machen. Bald nach zehn Uhr sezte die Staatsbarke der City, in welcher die Aldermen, die Sherifs, die Untersherifs, der Stadtschreiber und viele Unbedienstete, unter denen der Sohn des verstorbenen Tippoo Saib und — nicht zu vergessen — manch liebliches Frauenbild, sich von der Southwarkbrücke aus in Bewegung, begleitet von den Staatsbarken der Goldschmied-, Messerschmied-, und Papierhändlerinnungen (Stationers). Da dies als Zeichen der nahenden Ankunft der königlichen Herrschaften galt, so drängte sich nun Kopf an Kopf, den Aufzug zu sehen. Dichte Massen bedeckten die Brücken, zahllose Gondeln tanzten auf dem Flusse, alle bunt und reich gefüllt, verschiedene Wasserklubs waren versammelt, das Fest mit ihrer Gegenwart zu schmücken, fast alle dem königlichen Themse-Yachtklub gehörenden Yachten feierten die Ankunft des Königs, der den Klub patronisirt, alle Balkons, alle Fenster, alle Kais waren besezt, in wolkenfreiem Aether hing die goldene Sonne, und ein milder Lufthauch kühlte die Hitze des Tages.

Mit zahlreichem Gefolge verließen die Majestäten gegen eilf Uhr in neun Wagen den alten St. Jamespallast, ihnen voran eine Abtheilung der prächtigen Leibgarde. Eine aus dreihundert Mann gebildete Ehrenwache mit voller Musik und des Königs Fahne bildete unter Befehl des Obersten Bowater eine Haie von den Horseguards bis zu den Whitehalltreppen, und lauter Jubelruf begleitete die Auffahrt an diesen zur Einschiffung bestimmten Ort. In dem Augenblicke, wo beide Majestäten das für sie auf des Königs ausdrücklichen Befehl herbeigebrachte große Boot des zu Sherneß stationirten Ocean bestiegen, wurde die königliche Flagge aufgezogen, Kanonen donnerten, Glocken läuteten und alle Musikbanden spielten: den König segne Gott. Inzwischen hatte die Staatsbarke der City, um dem Aufzuge als Anhaltpunkt zu dienen, in der Nähe der Waterloobrücke Anker geworfen, und der Lord Mayor unmittelbar nach Empfang der Nachricht, daß ihre Majestäten im Begriff seyen, sich einzuschiffen, begleitet vom Wasserbailiff, sich in dessen Schaluppe begeben, um als Konservator des Themseflusses seinen Posten vor des Königs und der Königin Boote einzunehmen. Bis zur Fahrt durch die Bogen der neuen Londonbrücke bewegte sich der Zug, verhindert von den andern Brücken, die er bis dahin passiren mußte, nicht ganz in der vorgeschriebenen Ordnung; dann aber, wo des Lord Mayors Befehl jedes Hinderniß beseitigt hatte, trat dieselbe folgendermaßen ein: Die Themsepolizei. — Ein Hafenmeister. — Die vier Abtheilungen der Seesocietät. — Ein Hafenmeister. — Barke der Messerschmiedinnung. — Barke der Papierhändlerinnung. — Ein Hafenmeister. — Barke der Krämerinnung. — Barke der Goldschmiedinnung (von welcher der König Obermeister ist). — Ein Hafenmeister. — Staatsbarke der City. — Musikschiff. — Viceadmiral Fleming, Kommandeur auf dem Medway. — Kapitän Dillon, Befehlshaber des Russells. — Kapitän Warren, Oberaufseher des Woolwich Arsenals. — Sir John Hill, Oberaufseher des Deptford victualling yard. — Kapitän Ellice, Befehlshaber des Oceans. — Der Lord Mayor. — König und Königin. — Admiralität. — Die vier Abtheilungen des königlichen Gefolgs. — Die Mitglieder des Admiralitätshofs.

(Der Beschluß folgt.)

Sandlieder.

Von Ferdinand Freiligrath.

5.

Gleich' ich dem Strome, welcher, tief
In einem Waldgebirg entsprungen,
Durch Länder und durch Reiche lief,
Und bis zum Meere vorgedrungen? —

O, thät' ich's! — Mann geworden jezt,
Begrüßt den Braus des Meers der seine,
Und doch in ew'ger Jugend nezt
Sein Quell die Wurzeln heil'ger Haine.

6.

Ob meinem Haupte ziehn
Drei Möven, schwer und träg.
Ich schaue nicht empor,
Doch kenn' ich ihren Weg.

Denn auf den Körnern, die
Im Sonnenscheine glühn,
Fließt flügelausgespannt
Ihr schwarzer Schatten hin.

Und eine Feder fällt
Herab, daß diesen Tag
Ich Sand und Mövenflug
Damit beschreiben mag.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

Italienische Schauspielkunst.

Eine Eigenthümlichkeit, welche alle italienischen Schauspieler von ihren Kunstgenossen in andern Ländern charakteristisch unterscheidet, ist, daß alle durchweg **improvisiren**. Es ist hier nicht von einzelnen, zufälligen Aeußerungen die Rede, welche der Schauspieler überall, gelegen oder ungelegen, aus dem Stegreif in seine Rolle verflicht, sondern von der Darstellung der Rolle im Allgemeinen. Nach dem Stand der Dinge im hiesigen Lande liegt es bei untergeordneten Personen in der Natur der Sache. Da jede noch so unbedeutende Stadt hier ein Theater, einen Karneval, wo möglich eine Oper, und will sie nicht ganz auf ererbten Ruhm Verzicht leisten, wenigstens ein Schauspiel haben muß, so versteht es sich von selbst, daß eine Menge Volks zusammengebracht wird, das dem größten Theile nach nicht im Mindesten zur darstellenden Kunst berufen ist. Da nun das Wort „bello“ hier noch sehr häufig den sittlichen und geistigen Maßstab für den Menschen abgibt, so wird zuerst auf Alle Rücksicht genommen, welche durch ein vortheilhaftes Aeußere sich auszeichnen, dann die Stimme erprobt und darnach die Klassifikation vorgenommen. Dies ist im Allgemeinen wenigstens die Art, wie Rollen zweiten und dritten Ranges besezt werden; für die ersten sucht man gewöhnlich zwei Subjekte, die entweder schon früher an demselben Ort mit Beifall auftraten, oder durch einen ihnen vorangehenden Ruf auf eine günstige Aufnahme rechnen können. Es ist nun bei der geringen Bildung, welche die Klassen (den eigentlichen mezzo ceto) charakterisirt, aus denen Thalia sich ihre Jünger zu wählen hat, nicht anders denkbar, als daß Partien von nicht geringem Umfang oft Leuten zufallen, die weder lesen noch schreiben können. Man liest ihnen also die Rollen einige Male vor, sie lernen sie, so gut es gehen will, auswendig, überlassen sich dann ihrem guten Glück, ihren Mitspielern, und namentlich dem Manne vor den Lampen, der hier gewöhnlich nicht durch den Schirm dem Publikum unsichtbar gemacht wird, und oft so thätig mitarbeitet, und oft so laut schreien muß, daß er nur sehr uneigentlich Souffleur genannt werden kann. Dafür hat er denn die Ehre, auf dem ersten Theaterzettel mit aufgeführt zu werden, und verdient dies in keinem Lande mehr als hier, wo er an Einem Abend oft die Skala aller Rollen, von der Phädra bis zur Zofe, vom Theseus bis zum Pädagogen durchzuspielen hat. Da der italienische Städter Verstellung und Intrigue zu einer gewissen Virtuosität auszubilden Gelegenheit hat, so mag dies, nebst einer alten, eigenen Beweglichkeit und Biegsamkeit, erklären, daß man sich im Ganzen noch erträglich genug in seine Aufgabe hineinfindet, sie wenigstens nicht, wie dies in Deutschland unter solchen Verhältnissen sicher der Fall seyn würde, so löst, daß Alles dadurch gestört und über den Haufen geworfen wird. Im Verfolg fällt natürlich die Unsicherheit weg; der Zufall aber, das Publikum, Humor und Laune erhalten sie so in ihrer Improvisation, daß sie dem Zuschauer oft große Reden, so zu sagen, unter der Hand verändern, und die ungeübten Mitspieler ängstlich genug auf das Stichwort warten lassen. Die ältern Komödien des italienischen Theaters gewähren hiezu Spielraum genug, und die neuern Sachen, namentlich die Uebersezungen fremder Originale, sind meistens so unbedeutender Art, daß der Zuschauer sich diese Veränderungen, diese freie Handhabung des Vorliegenden, und diese Natürlichkeit eines irgend wie hingerissenen Gemüths mit Freuden gefallen läßt. Natürlich modifizirt sich dies, wenn wir auf die darstellenden Künstler ersten Ranges kommen; die Sache nimmt scheinbar eine andere Gestalt an. Man wird aber bei einiger Beobachtung und einiger Kenntniß in diesem Fach in der Internari und der Pelzeth eben so deutlich die nur veredelte Substanz von dem eben Angedeuteten erkennen, als man überzeugt seyn kann, in entlegenern Gegenden Italiens nicht allein die Ueberbleibsel, sondern die treuesten Urbilder früherer Zeiten in der jezigen Italienerin zu erblicken. Es kann auch nicht anders seyn; man werfe einmal einen Blick auf den durchaus feststehenden, mechanischen Schematismus, nach welchem alle Werke der Dichter und alle Talente der Schauspieler klassifizirt werden; da sind es Väter, Tyrannen, erste Dame, erster Liebhaber, Zofe u. s. w. Die Schwierigkeit, welche sich oft dadurch erhebt, daß eine Rolle unter mehrere dieser Abtheilungen rubrizirt werden kann, wird höchstens so lange beachtet, als die Schauspieler darüber unter einander uneinig sind; haben sie den Zank gütlich ausgeglichen, ist der Impresario zufrieden. An eine Abstellung dieses Unsinns zum Besten der Kunst wird schon deßwegen nicht gedacht, weil man sich ohne ihn beim Engagement schwerer über die Preise verständigen würde. Dieses Schema nun, und eine nach demselben schon seit Jahr und Tag für jede Rolle feststehende, bis in die Einzelnheiten ausgebildete Weise des Vortrags (man braucht z. B. die Erzählung des Pädagogen vom Tode des Hippolyt in der Phädra, um die Nüancen des Schreckens zu fixiren) liegen vor; wie wäre dies nicht zu bequem, zu einladend für eine Italienerin, als daß sie noch ihre Rolle in alle Details verfolgen, auf diesem Umwege sie wieder erschaffen, und so ein solches Verständniß derselben zeigen sollte, wie jene erste Schauspielerin Deutschlands dies vor mehreren Jahren in ihrer Auseinandersezung der Becherscene in der Shakespeareschen Julie eröffnete? Wie die Sachen stehen, ist hier kein Ausweg: entweder sie werden bloße Theatermaschinen, und schlagen alle sich irgend ähnliche Rollen über Einen Leisten, oder sie überlassen sich, wie dies die Bessern thun, ihrem glücklichen Naturell, fassen die Aufgabe ganz in allgemeinen Umrissen vorher auf, und improvisiren die nähere Durchführung derselben bei der Darstellung. Es ist schwer zu sagen, was geistreiche Frauen, die sich sonst keine Mühe verdrießen lassen, verhindert, sich vorher von Allem Rechenschaft zu geben, und sie abhält, sich so über den in ihren Leistungen fast immer merkbaren Widerspruch zwischen dem Schema und ihrem gesunden Talent zu erheben. Ich glaube nicht, daß man dies allein auf Rechnung der Trägheit sezen darf; vielleicht ist mehr als dies ein beschränkter Künstlerstolz daran Schuld, der auf diese Weise dem Genius Fesseln anzulegen fürchtet. Sie wissen nicht, wie die Erfahrung diese Anmaßung Lügen straft. Es war gerade jene Becherscene in Romeo und Julia, von der Krelinger dargestellt, welche den großen Talma bei seiner Anwesenheit in Berlin zu jener Aeußerung hinriß, in dieser Darstellung werde das Höchste geleistet, was die tragische Kunst möglicherweise erreichen könne.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. September 1835.

Denkt euch, ihr saht den wohlverseh'nen König
Sein Königthum einschiffen, sein Geschwader
Den jungen Tag mit seidnen Wimpeln fächeln.

Shakespeare.

Die Wasserfahrt des Königs von England nach Greenwich, am Jahrestag der Schlacht von Abukir.

(Beschluß.)

Es mochte ziemlich zwölf Uhr seyn, als der Aufzug die Londonbrücke passirte. Die von hier aus, ein Mastenwald, längs der beiden Ufer liegenden Schiffe, unter ihnen besonders die Dampfboote, waren prächtig mit den Flaggen und Wimpeln aller Nationen, mit Aufschriften und Signalen geschmückt; viele waren voll bemannt. Von allen benachbarten Thürmen wehten Fahnen und Flaggen, und der ohne Unterlaß brummende Donner der Kanonen, und das ohne Unterlaß rollende kleine Gewehrfeuer, und das durchtönende Läuten der Glocken, und das Hurrahgeschrei der Menge, und das überall wogende Leben — an Lärm und Aufregung war dies ein hinreichend betäubendes Bild der Schlacht bei Abukir. Auf den Mauern des Tower stand die Besatzung in Parade, das Gewehr präsentirend, und ihre Musik spielte God save the king. Die Werfte, Docks und alle zur Schifferei gehörigen Gebäude waren dicht mit Zuschauern besezt; beide Ufer hatten einen Feiertag. Und ohne Unterbrechung, überall mit lautem Jubel begrüßt, steuerte der Aufzug seine Bahn, denn so gemessen und so streng hatte der Lord Mayor befohlen, und so streng war allseitig der Gehorsam, daß, so weit das Auge von den Schiffen aus den Fluß hinab trug, es nicht den kleinsten Nachen den Fluß kreuzen sah. Bei Deptford waren die Marinesoldaten aufgestellt, und die Zöglinge der Seesocietät hatten die Raaen der Iphigenia bemannt, und gaben, als die Majestäten vorüberfuhren, drei mörderische Salven von Lebehoch. Dabei hingen sie mit so edler Verwegenheit, und doch mit so zierlichem Anstand in dem verschlungenen Tauwerk, daß das Ganze einen glänzenden Anblick gewährte. Aber einen wehmüthigen Kontrast mit diesem jungen, frischen Seemannsleben bildete gleich darauf der Dreadnought, der Fürchtenichts, ein Hospitalschiff der Seeleute, mit seinen invaliden und verkrüppelten Bewohnern, deren krankhaft bleiche Gesichter aus den Kajütenfenstern sahen.

Als der Zug in Greenwich ankam, eröffnete sich eine neue, imposante Scene. Im dortigen königlichen Hospital, wie die großartige Versorgungsanstalt sich nennt, war jedes, auch das kleinste Plätzchen besezt, von welchem ein Blick auf den Fluß möglich war. Aus allen Fenstern der Nachbarschaft schauten neugierige Augen, und selbst die Dächer trugen derselben eine Menge. Auf beiden Seiten des Gebäudes waren die Pensionäre aufgestellt, im Mittelpunkte stand die Ehrenwache. Die Staatsbarken

bildeten jezt einen Halbkreis. Die zahllosen Dampfschiffe und Fahrzeuge aller Art, die sich dem Zuge angeschlossen hatten und dicht besezt waren, legten bei. Das Kriegsschiff, der Salamander, hatte seine Raaen bemannt und alle Flaggen aufgezogen; der ganze Horizont war mit Tausenden von Schaulustigen umkränzt, und in allen Richtungen ruderten Schaaren von Booten. Unmittelbar zur Rechten der nach dem Hospital führenden Stufen waren zwei Banner aufgepflanzt, das eine mit der Inschrift: Willkommen König und Königin, das andere mit den Worten: Lange lebe der König. Mehrere Boote von Kriegsschiffen, der königlichen Schaluppe gleichsam als Leibwache dienend, zogen ab, und unter donnerndem Beifallsrufe gingen König und Königin an's Land. Zu gleicher Zeit begrüßte eine Artilleriesalve vom Einbaumhügel die Ankunft der königlichen Gäste, die nun am Ufer von Sir Thomas Hardy, dem Gouverneur der Anstalt, dem tapfern Gefährten des unsterblichen Nelson, und von allen dort angestellten Offizieren empfangen wurden. Unmittelbar nach den Majestäten von Großbritannien landete die Citymajestät, der Lord Mayor, und man versichert, daß Leztere ihre Ebenbürtigkeit einigermaßen vergessen habe, als jene sie freundlich gebeten, in ihrer Nähe zu bleiben. Das Erste, was die hohen Herrschaften nebst ihrem Gefolge vornahmen, bestand darin, daß sie sich in die Zimmer des Gouverneurs verfügten, wo auf zwei Tafeln ein glänzendes déjeuner à la fourchette aufgetragen war. Hierauf inspicirte der König die Veteranen von Abukir, einhundert und sechs an der Zahl, redete sie mit vieler Herablassung an, fragte manchen Einzelnen, unter wem und auf welchem Schiffe er an jenem großen Tage gefochten, und erntete dafür einen seemännischen Dank. Demnächst hielt er es nicht unter seiner Würde, drei Matrosen zu besuchen, die von Kapitän Cooks Schiffsmannschaft einzig noch übrig, allein so alt und schwach sind, daß sie ihren jüngern, meist siebzigjährigen Kameraden sich nicht hatten anschließen können, weßhalb der König zu ihnen ging. Ich weiß nicht, wie das den Lesern gefallen wird, ich aber ertappte mich, als der König aus den Zimmern herab kam, zum ersten Male bei unwillkührlichem und daher gewiß herzlichem Einstimmen in den enthusiastischen Gruß der weatherbeaten saylors. Nachdem hierauf die ganze königliche Gesellschaft die große Seegemäldegallerie in Augenschein genommen und im sogenannten Löwenzimmer den stattlichen Löwen, der dem Schiffe, in welchem Lord Anson die Welt umsegelt hat, als Brustbild gedient, einer längern Betrachtung gewürdigt hatte, verfügte sich der König nach dem Rathszimmer, daselbst die Autoritäten von Greenwich zu empfangen, und die Adresse, mit welcher sie gerüstet anrückten, indem es ohne eine solche in England nun einmal nicht abgeht, von ihnen entgegen zu nehmen. Wir brauchen die Adresse nicht zu lesen; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß sie im höchsten Grade loyal ist. Endlich wurde der Befehl zum Einschiffen gegeben. In der frühern Ordnung kehrte der Zug nach London zurück und kam gegen sechs Uhr an den Stufen von Whitehall an, wo, nach den tiefen Bücklingen und dem freudestrahlenden Gesichte der Citymajestät zu urtheilen, beide englische Majestäten ihr über die Art der getroffenen Anstalten viel Schmeichelhaftes und Schönes gesagt haben müssen. Mag indessen der Lord Mayor seyn, wie er will, gewiß ist, daß er gut traktirt. Am Bord der Staatsbarke der City war auf seinen Befehl, und natürlich auf seine Kosten, für sämmtliche Anwesende eine Collation aufgestellt, die an Glanz und Reichthum mit Sir Thomas déjeuner in Greenwich sich vollkommen messen konnte. Ich vermag nicht zu sagen, ob der Lord Mayor in Folge seines Amtes, oder vielmehr in Folge der verschiedenen tausend Pfund Sterling, welche er davon bezieht, zu solcher Generosität verpflichtet ist. War er es, so hat er seiner Pflicht redlich genügt, und war er es nicht, so verdient er um so rühmlichere Anerkennung, je besser er wissen mußte, daß unter den Anwesenden sich auch solche befanden, die ihm während seiner Regierung das Leben schwer und den Verdienst sauer gemacht haben. Noch mehr Dank aber verdient er für die gemessene Strenge seiner, die Erhaltung der Ordnung betreffenden Befehle; denn was namentlich in London so oft einen Mißklang in die öffentliche Freude und Störung in Festlichkeiten bringt, Verstümmelung oder Verlust von Leben, davon weiß die Geschichte der königlichen Fahrt nach Greenwich nichts zu erzählen, und daß dem so ist, dafür ist London dem Konservator des Themseflusses Dank schuldig.

Obgleich, was ich jezt an die Greenwicher Wasserfahrt anschließen will, mit derselben in keiner andern Verbindung steht, als daß dort von einem englischen Seesiege die Rede war, hier von einem englischen, von den Preußen sogar bestrittenen Landsiege die Rede seyn soll, so ist das doch für eine Skizze der Art ein vollkommen ausreichendes Band, und demgemäß führe ich an solchem die Leser von Whitehall nach Hyde-Park, an dessen Eingange ihnen Apsley-Haus auffallen wird, wie Wellingtons Wohnung sich nennt. Wir wollen uns jedoch weder bei dem Aeußern derselben, noch bei der darin enthaltenen Gemäldesammlung verweilen, sondern unmittelbar in den Bankettsaal eintreten. Es ist der neueste Jahrestag der Schlacht von Waterloo. Wellington will ihn hier mit siebenzig seiner Kampfgefährten und in Gegenwart des Königs feiern. Welche Anstalt ist also getroffen? — Man denke sich einen Saal, zweihundert Fuß lang und achtzig Fuß breit, die Gardinen von schwerer, gelber Seide, die Wände mit den auserlesensten

Gemälden alter Meister behangen, das Deckgetäfel und die Kranzleisten verschwenderisch vergoldet, und zwischendurch oval geschnittene Platten des reinsten Spiegelglases eingesetzt. An beiden Endpunkten steht ein Credenztisch aus englischem Eichenholze, und darauf sechs silberne Schilde von kolossaler Größe und reich vergoldet, Embleme von des Herzogs Siegen, ein Geschenk der gekrönten Häupter Europas. Auf der Tafel, die Lichter zu tragen, erblicken wir fünf Dreifüße, zwei von weißem carrarischem Marmor, ungefähr sieben Fuß hoch, auf künstlich in Ormoulu geschnittenen Greifen ruhend, und drei von massivem Gold, zwar niedriger als jene, aber prachtvoll gearbeitet, ein Geschenk der Bürger Londons, in kühnem Relief und fast in Lebensgröße einen Krieger aus jedem Regimente zeigend, das in der Schlacht sich ausgezeichnet, die Fahne in der Hand. Dazwischen prangt eine Vase vom reinsten Gold, eine Huldigung des englischen Adels, das von den Garden gebildete Viereck darstellend. Je bei dem zweiten Couvert steht ein Weinabkühler von Meißner Porzellan, auf jedem ein vollendetes Gemälde irgend eines Gefechts oder eines ausgezeichneten Generals, das Ganze alle Siege des Herzogs und derer, die daran Theil genommen, in Indien, auf der Halbinsel und bei Waterloo umfassend. Im Verhältniß zu dem Beschriebenen steht natürlich alles Tafelgeschirr, von den Suppenterrinen bis herab auf die Salzfässer, deren Krystall auf dem Rücken silberner Elephanten ruht, und damit auch Niemand vergesse, wem eigentlich Wellington alle diese reichen Gaben und die Fülle seines Ruhms verdanke, so wollen wir im Fortgehen noch einen Blick werfen auf die am Fuße der Treppe unter einer Halle von gemaltem Glas aufgestellte, aus parischem Marmor in kolossaler Größe gearbeitete Bildsäule — Napoleons. W. S.

Die Begegnung.

(Fortsetzung.)

Auf dem Rückwege, der weniger beschwerlich war, hing sie vertraulich an meinem Arm; eine solche Stunde, zusammen durchempfunden, bringt die Menschen einander sehr nahe. Es war Nacht, als wir das Wirthshaus wieder erreichten, Coteletten und Bohnen erwarteten uns und schienen ihr zu munden. Mir wollte nichts schmecken, auch ward ich stiller und stiller. Sollte ich sie nun auf immer verlassen? sollte ich das Glück nur gesehen haben, um es auf immer zu verlieren? Und was war denn für mich auf immer? zehn, höchstens zwanzig Jahre. Aber gerade diese letzten Lebensjahre zu beglücken, hat der Mensch einen unwidersteblichen Trieb. In der Jugend hat er Zeit genug, die Ersatz für Alles bringen kann, im Alter geizt er mit jeder Stunde; der Gedanke, daß es die letzte seyn könnte, liegt gar zu nahe. — Sie hatte unterdeß den Kindern das ihrige zugetheilt, und selbst ihr leichtes Mahl mit leichtem Herzen verzehrt. Endlich, da sie mich eben sehr freundlich ansah, faßte ich Muth und sagte: „Liebe gnädige Frau, ich reise, wie Sie wissen, meiner Gesundheit wegen, und meine Absicht war allerdings, geradewegs nach Karlsbad zu gehen; aber ich habe eine bestimmte Ahnung, daß mir die frische Sommerluft in der lieblichen Gegend und in Ihrer Gesellschaft wohlthätiger seyn würde, als alle Sprudel und Kreuzbrunnen der Welt. Sie sagten mir, daß Sie zunächst ein wenig in der Lausitz umherstreifen wollten; vergönnen Sie mir das Glück, Ihrer Wagenspur folgen zu dürfen.“ — Sie zögerte mit der Antwort. — „Ich bin ein alter, unverdächtiger Mann,“ fuhr ich fort; „auch ein Mann in Amt und Würden, mit einer Stellung in der Welt, die jeden Gedanken an einen sich aufdrängenden Abenteurer von selbst verbannen muß. Es zieht mich Ihnen nach; lassen Sie mir die Freude, Sie noch ein Weilchen zu beobachten, die Aeußerungen Ihrer liebenswürdigen Natur zu verfolgen. Es ist mir, als ob ich immer in einer schönen Gegend reiste, wenn ich Sie sehe und sprechen höre, so weich stimmt Ihr Wesen mein Gemüth, so zufrieden fühle ich mich in Ihrer Gegenwart mit mir und der Welt.“ — Sie sah mich gerührt an. — „Ja, guter Herr,“ sagte sie endlich, „lassen Sie uns zusammen reisen, wenn's Ihnen Freude macht. Und nun gute Nacht. Um vier Uhr erwarte ich Sie auf meinem Zimmer zum Frühstück.“

Punkt vier Uhr klopfte ich an ihre Thüre; ein munteres „herein!“ schallte mir aus den Kinderkehlen entgegen. Ich fand das Zimmer schon sauber und gelüftet, und frische Semmeln und Kaffee auf dem Tisch. Peter kam herein. „Gnädiger Herr, was soll denn nun mit den Pferden werden? Sie wollten ja von hier an Post nehmen.“ — „Ich habe mich anders bedacht, Peter. Wir bleiben zusammen; ich mache vor der Hand eine Lustreise nach der Lausitz, und will lieber die Pferde bei mir behalten.“

Peter sah mich mit einem Blicke des ungemessensten Erstaunens an; es war zum ersten Male, daß ein von mir ertheilter Befehl nicht unumstößlich war, wie das Evangelium. „Spann an, Freund!“ sagte ich barsch, um nicht verlegen zu erscheinen. Dann schlug ich meiner Fremden vor, mit mir in meinem bequemeren Wagen zu fahren, aber sie wollte sich von den Kindern nicht trennen, und ich tröstete mich, denn es hatte auch einen Reiz für mich, sie nur in den Absteigequartieren zu sehen, dort aber auch mit Sicherheit auf ihre Gesellschaft rechnen zu können. — Es war noch nicht fünf Uhr, als ich durch die schändlich gepflasterten Straßen

zur Elbbrücke fuhr. Drüben kamen mir ein Dutzend rüstiger Burschen mit Sensen entgegen; sie sangen vierstimmig, mit feierlicher Fröhlichkeit:

„Schon mäht der Landmann freudevoll
Der Felder Segen ab,
Den Segen, der uns nähren soll,
Den unser Gott uns gab.“

Wie ist der Mensch Morgens im Freien so hoffnungsvoll, so fröhlich und so dankbar gestimmt! — Die Sänger verschwanden, und ich war wieder allein in der entzückenden Gegend. Die Rosen waren in voller Blüthe, aber in dieser durchaus blüthenvollen Stunde machten sie keinen Haupttheil der Landschaft aus, sie stimmten eben nur in den Lobhymnus der ganzen Schöpfung ein und sendeten ihre Düfte als Zins in die Luft, die so rein war, daß es mir schien, als schwebten die Wohlgerüche sichtbar über jeder Blume. Auch die Lilien winkten über die Einfassungen der Gärten herüber, und die Häuser lagen ganz eingehüllt in dem sanften grünen Gewande des Weinlaubes und sahen mit ihren Fenstern wie aus züchtigen Mädchenaugen auf die Elbe, die ihren Gang nach dem Ocean im frischen Morgenwehen still und rasch fortsezte. Rechts von einer waldigen Höhe sah das schöne Siebeneichen auf das Paradies, durch das ich fuhr, hinab und verschönte die Landschaft, die es sich unterthan gemacht hatte. Weiterhin prangte noch ein Schloß in der Höhe, und andere guckten aus der verhüllenden Umarmung der Bäume hervor, welche die Berge des linken Elbufers bedecken und zieren.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

(Fortsezung.)

Italienische Schauspielkunst.

In Deutschland, in mehreren Rollen der Schröder, in Wolfs Hamlet, in dessen Tasso und Orest ward und wird auch improvisirt, gibt man sich auch der augenblicklichen Begeisterung hin, aber um so freier und ungebundener, je weniger vorangegangene Studien und das Beherrschen der Aufgabe je einen Zweifel, je eine Unsicherheit zulassen. Obwohl die Italienerin in derselben Rolle jedesmal eine andere scheint, und dadurch das gute Vorurtheil einer proteusartigen Mannichfaltigkeit für sich erregen kann, so ist dies doch nur scheinbar; der Zufall und das bloße Ungefähr bringen sie heute zu diesen, morgen zu jenen Aenderungen, welche nur dazu dienen, die großen Umrisse in ihrer Einförmigkeit desto entschiedener herauszustellen. Große deutsche Schauspieler werden nicht durch den Augenblick so beherrscht und hingerissen, daß sie bald so, bald anders probiren; es sind dieselben Rahmen, und in ihnen dieselben Bilder, aber das Ganze von einem frischen, schaffenden Geiste belebt, der uns oft gesehene Werke als neue, als ewig andere vorführt. Ist die Schauspielkunst etwas Vernünftiges, besteht sie in einer nothwendigen Einheit zwischen Wort und Darstellung, so kann es nicht anders seyn; wie es nicht zweifelhaft bleiben wird, daß nur der deutsche, nicht der italienische Schauspieler im höhern Sinn des Worts ein Improvisator genannt werden kann.

Das Beispiel der Internari, welche mit Recht unter die ersten Künstler dieses Landes gezählt wird, kann dies klar machen. Sie gab diesen Winter hier einige Male die Phädra, für deren Darstellung Vergleiche mit deutschen Schauspielerinnen sehr nahe liegen. Von der Natur ist die Künstlerin im Ganzen glücklich ausgestattet; eine große, dabei volle Gestalt, eine durchgebildete, bei einer gewissen gedämpften Heiserkeit dennoch ausdrucksvolle Stimme qualifiziren sie ganz zu solchen Rollen. Ihr stark profilirtes Gesicht, ihre dunkeln Augen haben für Viele vielleicht eine zu große, Italienerinnen aber im Allgemeinen eigene Entschiedenheit des Ausdrucks; und doch steht die Internari, mit Ausnahme der Pelzeth, nordischen Köpfen am nächsten, deren allgemeinere Züge sich durch den Geist der Darstellenden je nach den verschiedenen Rollen zweckmäßig beleben. Die Stimme erinnert namentlich in Augenblicken heftiger Leidenschaft an die Wolf in Berlin, in sentimentalen Partien dagegen reicht sie vollkommen aus. Man begreift nicht, wie die Internari hier, wo man auf Kostüm viel zu halten vorgibt und antike Monumente stets vor Augen hat, es wagen kann, sich als Phädra so ganz neumodisch zu kleiden. Ihr weißes Untergewand, die darüber angebrachte rothe, hinten herabhängende Bedeckung rufen nebst dem, ganz neuflorentinisch über dem Kamm befestigten Schleier eher eine Dame à la Maria Stuart, als eine Griechin aus der Heroenzeit in's Gedächtniß. Es gibt diese an sich unbedeutende Sache ein böses Augurium für eine buntscheckige, willkührliche Auffassung. Und wirklich, versucht man nun das, was in der Internari Phädra genannt wird, unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen, bemüht man sich, das Pathos aufzufinden, welches die bedeutendsten Momente dieser Frau charakterisirt, und es mit Einem Namen zu benennen, so ist man in Verlegenheit, bis man denn einsieht, es gebe hier keinen solchen, ja, diese ganze Darstellung widerlege auf's Gründlichste den Gedanken an eine Einheit in dieser Rolle.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Nach dem Italienischen des Straparola.
(Notte, 1597.)

1.

Was nie ein Mädchen hat, was sie in ihrem Leben
Nie nehmen kann, und kann es doch dem Manne geben,
Dem ihre Liebe sie, dem ihre Hand sie schenkt:
Wer hat den scharfen Sinn, der dies Geschenk ausdenkt?

2.

Mit Liebe, mit Hoffnung, mit Herzensbegier
Ist geboren ein mageres, blasses Thier;
Das schönste, das sanfteste, frommste Gesicht
Verscheucht die zudringliche Bestie nicht.
Sie drängt an das Opfer sich an so fest
Wie Epheu, der von dem Stamme nicht läßt,
Sie ist mit Grausen nur anzuschau'n,
Ihr Kleid ein häßliches, schwarzes Braun;
Sie lebt vom Kummer, sie wächst im Schmerz,
Zernagt mit den Zähnen und frißt ein Herz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. September 1835.

Euch hebt von alten Tagen
Das Lied den Nebelflor,
Da treten ihre Sagen
Im Farbenglanz hervor.
G. Schwab.

Deutsche Mährchen und Sagen.

Von Victor Strauß.

Als sich der stolze Adler von Hohenstaufen schwang,
Wie brausten deine Töne, mein heimischer Gesang,
So lieblich und so mächtig, von Minnelust und Treu,
Von tapfern Waffenthaten, von schwerer Rach' und Reu.

Die Zeit von ihrem Rocken spann manch' Jahrhundert ab,
Die alten Meister schliefen im längst vergessnen Grab;
Ihr Lied, es war verhallet in trüber, harter Zeit,
Wir suchten sie im Staube, dem man sie längst geweiht.

Wir suchten sie — und fanden; es hat sie Gott bewahrt;
Sie steigen aus den Gräbern in stolze Reihn gepaart;
Die alten Sängerhelden sehn sich gebietend um,
Doch ach! die süße Lippe, dem Volke bleibt sie stumm.

Da forschet Er, deß Namen längst keinem Ohre klang,
Er, der Siefriedens Ende, Chriemhildens Rache sang:
„Wir haben doch gestreuet den Samen weit und breit;
Ist er denn ganz verdorret in wilder, schlimmer Zeit?“

Ach, Manches ist verloren, doch Alles nicht verdorrt,
Im lautern, stillen Herzen der Niedern lebt es fort,
In fromme Kinderseelen empfangen, unverderbt,
Hat es vom Ahn zum Enkel sich treulich fortgeerbt.

Der euch bewahrt, ihr Hohen, Er hielt auch ihn in Hut:
Das Mährlein und die Sage, sie sind der Samen gut.
Die Körner sind gestreuet, die Sonne scheint darauf,
Der süße Mai ist kommen, ihr Blumen, thut euch auf!

Der Ferge.

Graf Hildbrand war's, ein reisiger Held,
Der stieg von den Bergen hinab in's Feld.
Den Pfad ihm erhellte der stille Mond;
Er ging aus dem Lande, darin er gewohnt.

„Lebwohl, mein Land, darin ich gewohnt,
Bescheinet es freundlich, o Sonn' und Mond;
Seyd immer gesegnet, ihr Tiefen und Höhn,
Die ich soll nimmermehr wiedersehn.

Ihm aber, durch den ich dich, Heimath, verlorn,
Statt nährender Früchte bring' Distel und Dorn,
Ihm, der vom Gebein mich der Väter verbannt,
Mein Erbe verwüstet, die Burg mir verbrannt.

Drei blühende Söhne von edler Geburt
Erschlug mit verrätherischem Schwerte Graf Kurt.
Des Töchterchens rosiges Angesicht
Verschonte das Schwert, das blutige, nicht.

Der Erste war ein gepriesener Held,
Ein Pfeil zu der Jagd und ein Wetter im Feld.
Der Zweite war gleich wie ein Palmenbaum,
Darunter sich's ruht im lieblichen Traum;

Der Dritte ein Brunnen edeler Zucht,
Von Frauen ersehnt, von Helden gesucht;
Und du, mein Töchterlein, wonniges Kind!
Im Sterben noch sittig und liebend gesinnt. —

Sie liegen im Blute darniedergestreckt,
Von den Trümmern der rauchenden Veste bedeckt.
Das Schwert zerbrach mir im Kampfe wild,
Ich selber zerbrach mein Wappen und Schild.

Woher wir gekommen, die Kunde verschweigt's,
Wohin wir entschwinden, kein Denkmal zeigt's.
Aus Dunkel zum Leben erwachet der Sinn;
Aus Dunkel entstand ich, so fahr' ich dahin."

Der Einsame eilte dahin und her,
Durch Feld und Gewild bis an das Meer.
Er wallte das öde Ufer entlang,
Da hemmt ein Strom ihm den Uebergang.

Wohl steht die Fähre am Ufer bereit,
Ein Fährmannshüttchen davon nicht weit,
Er ruft und geht in die Hütte hinein —
Todt liegt der Ferg' auf der Ruhstatt sein.

„Ich höre dein Rufen, du himmlische Macht!
Du hast mich zum Hafen, dem stillen, gebracht.
Begraben sey alle Vergangenheit,
Begraben mein Trauern, begraben mein Leid.

Noch ist nicht die Kraft aus den Armen entfernt;
Dem Wetter zu trotzen, ich hab' es gelernt,
Das Schiff, ich weiß es zu lenken, zu drehn,
Und dem Sturme, dem wilden, entgegenzustehn."

Er nimmt den Todten und trägt ihn hinaus,
Er gräbt ein Grab nicht fern von dem Haus,
Drin legt er den Fergen zur ewigen Ruh,
Sein ritterlich Eisengewand dazu.

Den Hügel dann häuft er auf Rüstung und Mann,
Zwei Kreuze beschafft er und pflanzt sie daran,
Und als sie der Mond ihm, der stille, bescheint,
Bei jeglichem kniet er und betet und weint.

„Auf, Ferge, auf! erwacht! erwacht!
Die Fähre gelöst! uns hinübergebracht!
Eu'r harrt ein edler Ritter und Graf.
Heraus an die Arbeit, erwachet vom Schlaf!" —

„Wann hätt' ich in solch todtfinsterer Nacht
Die breite Fähr' in die Strudel gebracht?
Besteigt den kleinen, den sicheren Kahn,
Und Einen um Einen, ich führ euch hinan." —

„So mögen harren die Diener mein,
Zur Fahrt will ich selber der Erste seyn." —
Der Graf und der Ferge besteigen den Kahn;
Er eilt durch die Fluth wie ein fliehender Schwan.

„Und darf ich erkunden, mein edler Graf,
Wer noch so spät mich geweckt vom Schlaf?" —
„Ich bin es, ein Ritter und Herr, Graf Kurt;
Ich fand nicht Straße, noch Brücke, noch Furt."

„Seyd ihr's, der den Graf Hildbranden vertrieb?
Die Söhn' ihm erschlug und das Töchterchen lieb?" —
„Ich bin der Ritter — Nur schnell, nur schnell!
Was rasten die Ruder, du träger Gesell?

Was rasten die Ruder? die Strömung schwer
Treibt reißend das Schiffchen hinab zum Meer." —
„Ich hört' ein Rufen, ich hört' einen Schrei,
Da brach mir das Herz in der Brust entzwei." —

„Verwegner, du rasest, wir treiben hinaus,
Schon hör' ich des Strudels, der Brandung Gebraus."
„Im Tode da endet all' Leiden und Noth —
Dem Himmel befehl' ich mich lebend und todt."

Graf Kurt empor im Kahne sprang,
Die Rüstung klirrte, das Schwert erklang:
„Entraffst du den Kahn nicht der Strömung gleich,
So gibt mein Schwert dir den Todesstreich."

Schon packt er den Fergen und zuckt ihn empor.
„Ich bin es, Graf Hildbrand!" klingt's ihm in's Ohr;
Das trifft ihm das Haupt wie ein schmetternder Blitz,
Er zittert und taumelt zurück auf den Sitz.

Die Wogen, sie brausen, sie schäumen herauf,
Fort schleudern den Kahn sie in kreiselndem Lauf,
Sie füllen das Schiffchen, sie steigen hinan —
Stumm sitzen die Männer und blicken sich an.

Die Diener am Ufer, sie harren bang.
„Wo bleibt mit dem Kahne der Ferge so lang?" —
Da treiben, schon leuchtet der Morgen in's Land,
Als Leichen der Herr und der Ferg' an den Strand.

Die Begegnung.

(Fortsetzung.)

Immer zieht sich der Weg längs dem Strome hin, und auch die Straße an sich ist hübsch, Ahorn- und

Lindenalleen fassen sie ein, und wo sie sich über ein der Elbe zueilendes Bächlein wölbt, dient eine hübsche Sandsteinbrücke dem Wanderer zugleich zum Ruhepunkt, den vier Linden beschatten. Endlich fuhr ich im raschen Trabe an vielen Wagen mit Gemüsen und mit Kälbern, die zum Verkauf in die Residenz geschleppt wurden, und auch an einigen Equipagen vorbei, deren Inhaber schon so früh das Freie suchten, und bald darauf stieg ich in Dresden ab. Es war der Plan meiner Führerin, der ich blindlings folgte, hier nur zu frühstücken und später wieder dahin zurück zu kehren; daher sahen wir das reizende Dresden nur im Fluge, und fuhren dann zum Bautzener Thore hinaus gen Muskau.

Ich hatte in Dresden gewagt, meine liebe Unbekannte nach ihrem Namen zu fragen; sie sagte lächelnd: „Nach dem Namen fragen, ziemt nur der Wache am Thor." Mit diesem Scherz abgespeist, ward ich von der Neugierde in einem Grade geplagt, daß sie mich beinahe für meine Umgebungen unempfänglich machte. Sobald wir in Königsbrück abstiegen, suchte ich durch Kreuz- und Querfragen zu erforschen, was mir meiner Ansicht nach zu wissen gebührte. — „Kennen Sie den Besitzer von Muskau?" fragte ich unter andern. „Kennen?" entgegnete sie; „nein, das kann ich nicht sagen, aber gesehen habe ich ihn, und ich will Ihnen erzählen, wie und wo. Ich habe einen Theil meiner Erziehung bei einer Tante genossen, die eine der schönsten und geistreichsten Frauen war, welche ich je gekannt habe. Sie wohnte nicht gar weit von Muskau, und der Ruf ihrer ausgezeichneten Eigenschaften veranlaßte den Fürsten, ihre Bekanntschaft zu suchen. Nun machen Sie sich aber schwerlich einen Begriff davon, in welchem Grade dieser jezt berühmte Mann von jeher in seiner Nachbarschaft gefürchtet war. Viel davon hat er gewiß seinen eigenen schrankenlosen Gewohnheiten zuzuschreiben, viel aber auch der ganz naiven Unschuld der wirklich excellenten Schlesier, die gar nicht ahnen, daß man irgend extravagant seyn könne, ohne dabei auch schlecht zu seyn. Von dem Allerheiligsten in des Fürsten Charakter weiß ich gar nichts, aber mancherlei von dem Allerprofansten, das den Menschen mehr in die Augen fällt. So viel weiß ich gewiß, daß die Anmeldung des Grafen (das war er damals noch) zum Essen im Hause meiner Tante eine große Aufregung hervorbrachte. Es ward ein kleines, erquisites Diner bestellt, an den ohnehin sehr schön gehaltenen Garten ward die lezte Hand gelegt, nichts ward gethan, was ihm die Idee eines vorbereiteten Empfangs geben konnte, aber Alles, um seine Kritik, die sehr gefürchtet ward, zu entwaffnen. Außer mir hielt sich noch eine Kousine bei der Tante auf; wir Beide waren in dem interessanten Alter, wo man gewöhnlich am hübschesten, aber auch am dümmsten ist. Unsere Toilette ward uns vorgeschrieben; sie war sehr einfach, aber ausgesucht elegant und fein; dabei ward uns die Weisung gegeben, während des ganzen Besuches ungefragt kein Wort zu sprechen, weil die Tante eine unserer Naivitäten fürchtete, die uns dann leicht in den Mund der ganzen Nachbarschaft bringen könnte. Sie wußte damals noch nicht, daß sie sogar Gefahr lief, uns vor ganz Europa als ein Paar Gänschen hingestellt zu sehen. Sie selbst sah an diesem Tage zum Entzücken aus, und doch war sie sehr sonderbar angezogen; sie hatte ein weißes Mousselinkleid an, und ein Netz von schwarzer Chenille auf dem schönen hellbraunen Haar. Sie bewohnte im Sommer ein Gartenhaus, an das die Orangerie stieß; hier ward der Gast empfangen. Eine leichte Kalesche, von vier schönen Pferden gezogen, fuhr vor, und der interessante Mann, dies Räthsel für die ganze Welt, stieg aus. Ich muß gestehen, er war damals eine sehr einnehmende Erscheinung. Er schien es gemacht zu haben wie wir, denn er war sehr einfach, aber vollkommen fashionabel gekleidet; am erinnerlichsten von seiner Toilette sind mir die gesprenkelten Seidenstrümpfe, die ich damals zum ersten Male sah. Hübsch war er auch; ein kleines, geistreiches Gesicht, das ein wenig verlebt aussah, eine elegante Figur, vollkommene Manieren, ein weiches, schönes Sprachorgan, das Alles nahm gleich für ihn ein. Wir jungen Mädchen, wie gesagt, waren Nullen; ein stummer Gruß von seiner Seite, ein Knix von unserer war aller Verkehr, der zwischen uns statt fand; aber das Gespräch, das er mit der Tante führte, war desto lebhafter. Zwar ward nichts besonders Bedeutendes gesagt; sie waren Beide zu sehr aus der großen Welt, keines gab dem andern „Prise," aber es war eine Unterhaltung, die wirklich ein Meisterstück von angenehmer Unbedeutenheit genannt werden konnte, und bei der man nicht einen Augenblick zweifeln konnte, daß die beiden Wortführer wohl im Stande gewesen wären, Dinge von ganz anderem Gewicht zu sagen, wenn sie sich gekannt und einander getraut hätten. Eine Promenade im Garten endigte den Tag; der Graf lobte die Anlagen, die Rasenplätze, den Geschmack der Besitzerin mit Feinheit und — empfahl sich. — Das ist meine Bekanntschaft mit dem Fürsten, den wir nun bald in seinen Gartenanlagen näher kennen lernen wollen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, August.

(Beschluß.)

Die italienische und die deutsche Phädra.

Diese Phädra hat etwas von Allem; sie ist so gut ein verliebtes Weib, das fortwährend mit sich im Streite

ist, dann sich faßt, sich wiedererkennt, sich erhebt, so gut eine ängstliche, besorgte Mutter, die mit Ehren ihren Vorfahren sich anreiben, und ihrem Kinde den Thron sichern will, als eine vom Schicksal willenlos umhergeworfene, auf den Rath ihrer verführerischen Dienerin horchende, zur Eifersucht und zu rasender Wuth hingerissene Königin; aber sie ist nichts ganz, bald mehr das Eine, bald mehr das Andere, je nachdem eine zufällige Stimmung sie mehr für diese oder für jene Worte begeistert. Es sind lauter abgerissene Blumen, die keine geschickte Hand zu einem Kranze vereinigt; im Hintergrunde bleibt die Schwachheit des Weibes, dem Alles, nur nicht der Seelenadel und ein freiwilliger Tod zuzumuthen ist. Es wird gleich von vorne herein so scharf, so bestimmt eingesezt, wenn man so sagen darf, daß zu einem ruhigen Verlauf, zu einer Entwickelung des Charakters vor unsern Augen keine Aussicht mehr bleibt. Sie tritt ganz kräftig auf, eine blühende Schöne, nichts weniger, als erliegend; vom Kampf, vom Widerstreben, vom Entschluß, zu sterben, in Gang, Gebahung, Mienen keine Ahnung. Einer solchen kann es mit dem Tode unmöglich Ernst seyn, und daher erscheinen die darauf sich beziehenden Worte des Anfangs in solchem Munde als eine sentimentale, unwahre Rednerei. Der Grundton der Scene ist hier einmal verfehlt, und dies führt sie immer mehr von dem einzigen Zuge ab, der die Phädra noch in unsern Augen entschuldigen kann. Sie spricht nun die folgende Apostrophe an die Liebe: „zu welchem Wahnsinn triebst du meine Mutter ꝛc.!" nicht aufblickend, an die Gottheit sich wendend, sondern richtet sie an die Oenone, läßt bei den lezten Worten den Ton sentimental herabsinken und zeigt dabei auf sich, so daß man darin nichts anders erkennen kann, als eine jener italienischen Zudringlichkeiten, welche den Zuschauer im Voraus lehren soll, daß hier eine Verliebte vorgestellt werde. Als nun im Verlauf die Vertraute den Namen des Hippolyt ausspricht, nimmt sie jene berühmte Erwiderung: „Du nanntest ihn, nicht ich!" in der ersten Hälfte langsam und bedächtig, dabei auf die Oenone zeigend, und schließt dann in welchem, fast elegisch klagendem Tone: nicht ich! Wenn sie nun im zweiten Akt, nachdem sie den Tod des Theseus vernommen und das Erbrecht ihres Kindes gefährdet weiß, mit dem Hippolyt zusammenkommt, ist sie von Haus aus so von sinnlicher Gluth hingerissen, daß sie ihn sogleich ansieht, ohne sich erst im Fortgang des Gesprächs an seinem Anblick zu entzünden. Darnach kann das Ende, als sie ihre Brust seinem Schwerte darbietet, keinen tragischen Effekt mehr machen, man glaubt ihr nicht, daß sie im Ernste rede; dann entreißt sie ihm den Dolch, die Oenone fällt ihr in den Arm, der Freund des Hippolyt tritt auf, sie sieht ihm eine Weile stieren Blicks nach, kehrt rasch um, schlägt den Schleier über und geht mit einem Seufzer ab.

Man wird sich — der Raum verstattet nicht, näher in die Einzelnheiten einzugehen — darnach ein ungefähres Bild von der Phädra-Internari machen können. Gelang dabei Einzelnes, so ging es unter der Menge des Ungenießbaren nur zu bald verloren. Man muß sehr nachsichtig seyn, wenn man sich nicht durch ein gänzliches Mißverstehen mancher Stellen, durch fremdartige Bewegungen (so kam es z. B. im vierten Akt, eben vor den Worten: „wovon man selbst im Orkus nicht vernahm." zu jenem heftigen Wirbeln der geballten Hände um einander, das die Farce Italiens so oft karrikirt) für den ganzen Abend stören läßt. Und dagegen halte man nun auf einen Augenblick die Weise, wie die Schröder und die Krelinger diese Rolle darstellen. Wie verschieden Beide auch die Phädra auffassen, so ist doch dies zuerst besonders erfreulich an der Leistung der Schröder zu bemerken, daß sie ein Ganzes ist und konsequent von Anfang bis zu Ende durchgeführt wird. Alles geht hier in der sinnlichen Gluth des hingerissenen Weibes unter; was in ihm Gutes, allgemein Menschliches anklingt, ist so vorübergehend, daß es wie träumerische Erinnerung aus einer frühern Phädra sich darstellt, die wir nicht mehr gekannt haben. Auf diese verbotene Liebe, als auf den bewegenden Mittelpunkt, wird Alles so gewaltig reduzirt, daß wir in solcher Darstellung den lezten kräftigen Entschluß fast eher durch den Tod des Geliebten, als durch ihr eigenes, wiederkehrendes Selbstbewußtseyn motivirt denken können. Es folgt daraus nothwendig, daß ein Wesen der Art, herausgerissen aus allen sittlichen Banden, nöthig hat, das unangenehme Bündniß der Vertraulichkeit mit der Oenone noch fester zu schließen, daß sie von der Furcht gepeinigt wird, ehrlos und vernichtet zu sterben (Akt 3), daß sie aus Eifersucht die schwärzesten Plane ohne große Anstrengung entwirft, daß sie, „nachdem sie das Maß des Gräßlichen vollendet," nachdem der Gegenstand ihres Daseyns dahin ist, als Weib zu dem lezten Mittel greift und sich vergiftet. In dieser Auffassung folgt Alles nothwendig auf einander, wie Schlüsse in der Entwickelung eines großen Systems; man hat kaum das Recht, in einer solchen Leistung, weil sie eine ganze ist, etwas anders zu wünschen; aber fragen darf man, ob diese, wie mir scheint, ganz moderne Phädra diejenige ist, welche der Dichter sich vorstellte, und ob bei einer solchen Auffassung in der Tragödie selbst nicht Vieles unerklärlich und überflüssig, in der Darstellung aber als malende Rednerei erscheinen müsse? Ich denke, man wird auf die erste Frage ein entschiedenes Nein, auf die zweite ein entschiedenes Ja antworten. Diesen Mängeln nun begegnet die Darstellung der Krelinger dadurch, daß sie den Mittelpunkt des Charakters nicht bloß in die Schwachheit des Weibes, sondern vorzüglich in das Bewußtseyn sezt, daß es die Macht der Venus ist, welche über ihr ganzes Geschlecht glühende Liebe als verderbendes Unheil verhängt hat. Dies geht als der rothe Faden, als der einzige Zug, der ein solches Weib vor unsern Augen veredeln kann, durch die ganze Darstellung; die Liebe erscheint nun nicht mehr bloß als verzehrende Flamme, sondern als eine Art von Taumel, von gesteigerter Ekstase, der sie willenlos erliegen muß. Je mehr diese Phädra halb gezwungen, halb willig alle Phasen des Bösen durchläuft, je tiefer sie diesem Schicksal sich verschuldet, desto klarer wird es ihr, daß die Göttin sie verderben wolle, daß sie, die Lezte ihres Stammes, am tiefsten fallen solle. Daß dies der Schlüssel zum Charakter sey, ist schon zu Anfang des Stücks einige Male angedeutet, später bestimmter hervorgehoben und, weil sie selbst bei sich steigernder Leidenschaft doch zugleich sich klarer wird, am klarsten in dem großen Monolog des vierten Aktes ausgesprochen. So verliert sich auf diese Weise die poetische Armuth, durch welche dieser Charakter bei einer andern Auffassung gar leicht beleidigt. Einer solchen Phädra kann es mit den Gewissensbissen, mit der Mutterliebe, mit der königlichen Würde wirklich ein Ernst seyn, und eben einer solchen bleibt, nachdem sie die Ahnen ihres königlichen Geschlechts sich noch zurückgerufen, nachdem sie auf's Bestimmteste die Gewißheit erlangt hat, daß die rächende Göttin sie völlig verderben wolle, nichts anders übrig, als durch einen freiwilligen Tod den Theil der eigenen Schuld zu sühnen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. September 1835.

Nyeman ist, dem nütz gebrist,
Oder der warlich sprechen tar,
Dasz er sy wys und nit ain Narr.
Sebastian Brants Narrenschiff.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.*

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

Erster Abschnitt.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ein Künstler auf den närrischen Gedanken habe gerathen können, einen so außerordentlichen und befremdlichen Gegenstand, wie die Narrheit, zur Darstellung zu wählen, und doch ist dieser Gegenstand gar nicht so außerordentlich oder so befremdlich, er liegt dir, lieber Leser! vielleicht bedeutend näher, als du selber glaubst. Denn nach Scotus Erigena de divisione Naturae könnte man füglich die Menschen in vier Klassen theilen: nämlich in solche, die Narren sind und auch dafür gehalten werden; dann in solche, die es zwar nicht sind, aber von ihren wohlmeinenden und klugen Mitbrüdern doch dafür gehalten werden; drittens in solche, die umgekehrt nicht für Narren gehalten werden, obschon sie es im vollsten Maße sind, und viertens endlich in solche, die es weder sind, noch auch dafür gehalten werden.

* Der verkleinerte lithographirte Umriß des Bildes wird dem zweiten Abschnitt, der die Erläuterung desselben enthält, beigegeben.

Von diesen vier Klassen ist unstreitig, wie die Welt jezt läuft, die erste die zahlreichste, und die lezte die zahlärmste; ja wenn bei ihrer Aufnahme das polnische Liberum Veto gälte, dann wäre es eine sehr zweifelhafte Frage, ob seit den Tagen des Paradieses auch nur einem einzigen Sterblichen die Ehre zu Theil wurde, daß er von keinem seiner Mitbrüder zu keiner Zeit für verrückt gehalten worden sey. Denn um bloß bei dem heidnischen Alterthume stehen zu bleiben, so wird zwar die Weisheit des Sokrates hochgepriesen, und ein Gott erklärte ihn selbst durch den Mund des Orakels zu Delphi für den Weisesten der Hellenen, und doch hat ihn der Komödienschreiber, unter dem allgemeinen Beifalle des Volks von Athen, in einer Weise auf die Bühne geführt, daß er im günstigsten Falle in's Narrenhaus gehörte. Die Richter wollten eben so wenig etwas von seiner Weisheit wissen, sie nahmen die Sache ernsthafter, und schickten ihn darum als unbrauchbar aus dem großen Narrenhaus, welches man die Welt nennt, hinüber zu den Göttern, von denen er mehr sprach, als ihnen lieb seyn mochte. Und in einem Shakespear'schen Stücke, wo einer auf die Frage, ob er weise sey, mit der Selbstgefälligkeit der Beschränktheit antwortet: „Ja, Herr! ich habe einen hübschen Verstand," erwidert der Narr, der hier, wie an manch andern Orten, der Klügste zu seyn scheint: „Ei, wohlgesprochen! da fällt mir ein Sprichwort

ein: der Narr hält sich für weise, aber der Weise weiß, daß er ein Narr ist.“ Und in der That, es geschieht auch den wenigsten Menschen sonderliches Unrecht, wenn man sie oft für nicht recht bei Troste oder verrückt hält, ist ja selbst unser ganzer gegenwärtiger Zustand ein verrückter, oder aus seinem höhern Centrum gewichener, und das ganze Sinnen und Trachten des Menschen in den meisten Fällen Eitelkeit und Thorheit, wie schon der alte bewußte König gesagt. Er geht gewöhnlich wie ein Nachtwandler durch's Leben, der erst im Tode von seinen nichtigen Träumen erwacht; sein Leben hängt an einem Faden, und sein Geist ist ein zerbrechliches Ding. Er flackert wie ein Feuer in einem halb zerfallenen Wachtthurme im Dunkel einer stürmischen Nacht. Rings umher gähnt der Abgrund, aus dem die finstern Wogen ihren weißen Schaum hoch hinauf spritzen, von allen Seiten stürmt der Sturmwind der tausend Leidenschaften heran, er klirrt an den Fenstern, facht die Flamme an, treibt sie unruhig hin und her, und droht bald, das alte Gebälke in Brand zu stecken, bald den lezten Funken des Lichts zu verlöschen. Wohl gehen hoch über diesem endlosen Spiele des Sturmes die ewigen Sterne des Himmels in ungetrübtem Glanze ruhig ihre Bahn; aber der Mensch blickt nur selten nach ihnen auf, er horcht auf die Worte, die ihm der Sturm so laut in die Ohren ruft, und auf die Stimmen, die, seinem Stolze und seiner Sinnlichkeit schmeichelnd, aus der Tiefe verlockend erschallen. Sein Auge stets auf das Dunkel der Nacht geheftet, wendet sich dann, schmerzlich geblendet von dem Glanze der Sterne mit ihrem stillen Vorwurfe, ab. Wie man daher in der Kunst des Mittelalters den großen Todtentanz dargestellt, den der Alles verschlingende Saturn mit den Sterblichen aufführt, so hat man auch das Leben als eine Wasserfahrt aller Stände, Geschlechter und Alter in dem großen Narrenschiff des Lebens abgebildet, das, seit man es mit Schaufeln und Rädern versehen, die der Dampf der Industrie treibt, und so geräumig und bequem eingerichtet, daß man darauf leben und sterben kann, alle, die Lust und Liebe und Talent dazu haben, also auch dich, talentvoller Leser, willig aufnimmt und an Ort und Stelle befördert.

Freilich werden zu große Ausnahmen als allzu unbequem nicht an Bord gelassen, und man sucht sie lieber anderwärts unterzubringen. Solcher Ausnahmen gibt es bekanntlich nach zweien Richtungen, die, obwohl ganz verschiedener Art, doch von der Welt fast auf die gleiche Weise behandelt werden. Tritt ihr nämlich einer durch Weisheit und Heiligkeit als ein stummer Vorwurf, ein lebendiges Strafbild entgegen, dann wirft sie den Ruhestörer mit Steinen oder mit Koth, und schreit ihn für einen Verrückten aus, der nicht zu leben verstehe und andern die Freude verderben wolle; oder es läßt sich ein Narr par excellence mitten aus dem großen Chore in seinem Solo so grell und schneidend vernehmen, daß er seine Nachbarn droht aus dem Texte zu bringen, und sie für ihre Fenster zu zittern anfangen; dann nehmen sie einen solchen und setzen ihn so lange in ein Narrenhaus, bis er sein Instrument wieder auf die gewöhnliche Höhe herabgestimmt hat, daß sich ein anderer ehrlicher Mensch auch daneben hören lassen kann. Daß jedoch solche Solosänger dem Wesen nach nicht eben sonderlich von den übrigen verschieden sind und darum ungerecht behandelt werden, geht daraus hervor, daß den Aerzten häufig sehr schwer wird, zu entscheiden, wohin der fragliche Patient zu rechnen sey. Jos. Frank findet sich daher in seinem Lehrbuch der Praxis medica universa zu dem Geständnisse genöthigt, daß die Verrücktheit kein eigentliches sogenanntes symptoma pathognomonicum habe, das heißt ein Kennzeichen, an dem man einen, der sie bloß erheuchle, von einem wirklich Verrückten unterscheiden könne, und räth daher, ihn unter besondere Aufsicht zu stellen und sich wohl nach seinem Leumund zu erkundigen; woraus denn natürlich folgt, daß die Aerzte manchmal, wenn sie einen für einen Narren erklären, gerade die sind, die von ihm zum Narren gehalten werden.

Dem sey nun, wie ihm wolle, da die Liebhaberei zum Solosingen einmal überhand genommen, haben die Ripienisten darauf sinnen müssen, ihnen anständige Unterkunft zu schenken, und haben sie, wie gesagt, in schön möblirten Narrenhäusern untergebracht, deren Vervielfältigung und Verbesserung sie sich mit Recht rühmen. Sogleich haben sich viele Kandidaten in die Wohnbarkeit eingedrängt, und nunmehr entsteht die hochwichtige Frage, welche die neue Statistik aufgeworfen und nicht recht zu beantworten weiß: haben die vielen schönen und geräumigen Häuser die Narren vermehrt, oder die vermehrten Narren die Häuser vervielfältigt? eine Frage ganz gleich mit der andern: haben die vielen Schreibereien die Schreiber hervorgebracht, oder die Schreiber die Schreibereien nöthig gemacht? Ob das Eine, ob das Andere, oder Beides mit einander Statt hat, bleibt ungewiß; sicher aber ist, daß, je mehr gebaut wird, um so größerer Bedarf eintritt, so daß, wenn es im bisherigen Betriebe so weiter geht, die Bauhütte das Bauwesen nicht mehr wird bestreiten können, wie zur Zeit der Pestilenz, wo der begrabenden Hände zulezt weniger sind, als der zu Begrabenden. Man hat daher auch den Vorschlag gemacht, ob es nicht einfacher und minder kostspielig für den Staat sey, statt der vielen Narrenhäuser für die große Masse der Thoren, ein einziges Haus für die wenigen Verständigen zu bauen. Gewiß ist, daß Paris, welches 1789 1000 Verrückte zählte, im Jahr 1813, also nur 24 Jahre später, es schon bis auf 2000 patentisirte, die unpatentisirten nicht gerechnet, gebracht hatte. Auch das nüchterne Sachsen

blieb nicht zurück. Erst im Jahre 1672, sagt Langermann, sind die Stellen für Wahnsinnige in Torgau und Waldheim verdoppelt worden, und zwanzig Jahre später fehlte es schon wieder an Raum, alle zuströmenden Narren aus Chursachsen aufzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Begegnung.

(Fortsetzung.)

So sehr mich diese Beschreibung ergötzte, war es mir doch unangenehm, meinem Ziele um nichts näher gekommen zu seyn; ich wußte von meiner Fremden nicht mehr, als Tags zuvor. Abends kamen wir in Muskau an, schliefen dort und gingen in aller Frühe in den Park; ehe ich aber von diesem etwas sage, kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich erwartet hätte, von der englischen Kultur des Besitzers mehr über seine Umgebungen verbreitet zu sehen. Das Wirthshaus war miserabel, die Sahne zum Kaffee ungenießbar; kurz, ich habe mich nirgends mehr gefreut, die obengenannten, vom Verstorbenen anempfohlenen Reisebequemlichkeiten in meinem Wagen bei mir zu haben, als in Muskau selbst. Was hatte mich übrigens berechtigt, mich in der Mitte der Niederlausitz auf ein Stück England gefaßt zu machen? Aber Ideenverbindungen hatten mich dazu verführt.

Im Park war Alles noch im Schlafe; doch ein kleines Mädchen aus der Stadt hatte sich uns zur Führerin angeboten. Meine Unbekannte sagte: „Mir ist, als sollte ich einen Zauberpallast betreten, indem ich meinen Fuß auf das Gebiet eines Mannes setze, der nicht nur Rahel und Bettina berückt, sondern auch die Kunst verstanden hat, den Kritikern unserer Zeit nur dann unter die Zähne zu kommen, wenn sie eben ihre Giftblase geleert hatten, eines Mannes, dem Heinrich Laube Liebesbriefe nach Algier dedicirt, und der mich selbst, trotz meiner unmaßgeblichen Meinung, daß er uns am Ende alle bei der Nase herumführt, doch immer von Neuem anzieht und mir zu denken gibt.“

Wir traten ein. Noch lag der Morgennebel in den Wipfeln der Bäume, während die Sonne schon golden, aber nicht zu warm über dem freien Rasen schien. Groß und dunkel lag das Schloß da, noch von den Schatten der eigenen Vorsprünge bedeckt. Es ist kein schönes, aber ein geräumiges Gebäude mit zwei Thürmen, in Hufeisenform erbaut; der eine Theil scheint neuer zu seyn als der andere. Der Eingang vom Schloß in den Garten ist wunderschön. Mehrere Terrassen führen von der Anhöhe hinab, auf welchen eine reiche Orangerie aufgestellt ist und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt. Das Ganze ist von einem Wassergraben und von dem lieblichsten Blumengarten umgeben, in welchem sich unter den bunten Blüthen und dem keuschen Grün der Bäume Papagaien auf vergoldeten Stangen wiegen, Affen umherspringen und Alles darauf hindeutet, daß hier der Lieblingsplatz der Herrschaft ist. Ein großer Rasenplatz dehnt sich vor dem Hause aus. Als wir noch dastanden und über die grüne Fläche hin in die Landschaft sahen, kamen Schnitter, um das kurze, feine Gras abzumähen. Dann folgten wir unserer kleinen Führerin in den eigentlichen großen Blumengarten. Auf schönen Rasenplätzen, welche von Fußwegen, so breit wie Chausseen, umgeben und durchzogen sind, stehen riesenmäßige Körbe, von Flechtwerk, Muscheln, Eisengitter, oder Akanthusblättern, aus Thon gebrannt u. s. w., aus denen Blumen aller Art, aber aus jedem Korbe nur eine, aufschießen, und diese Körbe sind nirgends zu weit entfernt, um den Gehenden den Genuß jeder einzelnen Blumenart zu gestatten. Dazwischen sieht man bunte Figuren von mancherlei flach an der Erde hingezogenen Blumen, Sterne und Rosetten von Vinca, Pyrus japonica, Rhododendron, rothen, weißen und gelben Rosen, wie die Stickerei eines ungeheuern Teppichs, unter dessen Einfassung von hohen Bäumen hin und wieder eine Steinbank zur Erholung und zum Blick in die Ferne einladet. Es ist in der That ein reizender Aufenthalt, wohlgeeignet, jedes Gefühl zu erhöhen und die ganze Seele zur Harmonie zu stimmen. Wir gingen weiter durch schattige Gänge, über die Neißebrücke, dann bergan in ein Gehege, welches die Führerin England nannte. Hier sahen wir Boskette, von Borkengeländern eingefaßt, reinliche Hütten, mit Ranken überzogen, aus denen nur die Jalousien hervorblinzelten, und schattige Ruheplätze, welche die Ansicht des Schlosses gewährten, das, von der jezt höher gestiegenen Sonne hell beschienen, bald frei vor uns dalag, bald mehr oder weniger in Gebüschen vergraben erschien. Nur störten mich die häßlichen Anstalten zu einer Schenke, garstige, schwerfällige Stühle, Tische, Bierkrüge — und alles dies mitten in „England“ im Park zu Muskau. Schön ist es, wie die ganze Anlage sich mit der weitern Umgegend verschmilzt, die von hier aus hügelig, lieblich und üppig erscheint, obgleich sie im Ganzen flach, traurig und sandig ist. Die vortheilhaften Gesichtspunkte sind mit wahrer Kunst benuzt, die kahlen Flächen durch schöne Baumgruppen versteckt. Darauf kamen wir in eine Partie, die noch einen weiten Spielraum für künftiges Gartengenie darbietet, eine lange Sandstrecke, mit nichts als öden Birkenstämmen besezt; aber gerade von hier erscheint die Landschaft am lieblichsten, und sollte es dem Besitzer gelingen, auch diesen Theil des Parks zu kultiviren, so

würde er eine Zierde des Ganzen werden. An einer Stelle liegen die Gebeine eines hier gefundenen Ermordeten begraben; ein kleines Denkmal schüzt sie vor Entweihung. Wir waren zwei Stunden im Park spazieren gegangen, und ich fühlte keine Müdigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Der Aufruhr am 3ten August.

Im Freien rauchen zu dürfen, ist das Symbol unserer Volksfreiheit; aber unsern Grundinstitutionen nach ist diese Freiheit untersagt; nur wenn die Cholera in der Stadt ist, tritt sie in's Leben. Aber es gibt Gelegenheiten, wo das Naturrecht über das geschriebene triumphirt, wie gewisse Gefühle unter gewissen Umständen an's Licht müssen, die Regel mag dagegen sagen, was sie will. Solch ein Moment ist's, wenn des Königs Geburtstag einfällt. Diesen Tag hält unser monarchistisches Volk für ihm frei gegeben. Da hört die Polizei auf, und sie ist im schreiendsten Unrechte, wenn sie dem Ausbruch der patriotischen Gefühle Hemmketten anlegt, sey es nun, daß diese patriotischen Gefühle in Gesang, Geschrei, Zank, Tabakrauchen oder Schwärmerlosbrennen sich Luft machen. Da dünkt sich Jeder selbst ein König; denn wenn so Tausende daher brausen, von Staubwolken umhüllt, mit welchem Arme will der einzelne Gensdarme, über die Hunderte weg, dem stolzen Handwerksburschen die Pfeife aus dem Munde reißen? Da soll der Gensdarme blind, die Polizei taub seyn, so will es das Volk. Es ist ja nur ein Tag, und Alles, was an dem Tage Außerordentliches geschieht, geschieht dem König zu Ehren. Von früh an sind am dritten August die Straßen lebendig und die Tabagien füllen sich, die Bier- und Branntweintonnen leeren sich dagegen in den Schenken. Man ist lustig und sagt sich's, daß man lustig ist; man zieht Arm in Arm, in langen Reihen, durch die Gassen der Vorstädte, um es auch Andern zu zeigen, und Alles ist gut bis auf den Schluß.

Ein starkes Bier, ein beizender Tabak
Und eine Magd im Puz,

daran fehlt es freilich nicht, aber die „Prügel von der besten Sorte," welche zu dieser Glückseligkeit gehören, wollen doch nicht genügen. Man will auch aus sich heraus, und das Ich in etwas Allgemeinem aufgehen lassen. Ein solches großes Volksschauspiel, das die Radien der allgemeinen Lust in sich aufnimmt, fehlt. Es fehlt das große Symbol, der große Repräsentant, der es für Alle, Allen hörbar, sichtbar, ausspricht: wir gehen in Lust auf. In Wien sind die Leute zufrieden, wenn sie lustig sind, in Berlin wollen sie sich's gesagt wissen. Ehedem gab die Artillerie alljährig auf dem Wedding ein großes Feuerwerk. Dies war ein würdiger Schluß des Tages für viele Tausende. Wenn sie sich satt gesehen und getrunken, schleppten sie sich durch die Sandsteppen, und matt und müde in ihren Lagerstellen ankommend, dachten die Sattgemachten an keinen Lärm mehr. Aus einem Ersparungssystem, oder aus welchem andern Grunde, sind diese Feuerwerke eingestellt worden. Seitdem hielt Jeder sich berechtigt, auf eigene Hand dies Feuerwerk zu machen, und wer einige Sechser erschwingen konnte, brannte, wenn die Dämmerung einbrach, Schwärmer, Schlüsselbüchsen, Kanonenschläge ab. Allein der patriotische Lärm wurde in den lezten Jahren so arg, daß die schwachen Nerven mit den patriotischen Gefühlen in Kollision geriethen. Berlin glich einige Male wirklich einer Stadt, die mit Sturm genommen wird, so wurde von früh Morgens bis in die Nacht geschossen. Die Polizei erbarmte sich diesmal der schwachen Nerven im Voraus, und verbot alles und jedes Schießen unter allen und jeden Gefühlen. Aber die Gefühle waren mächtiger; auch meint man, die Bekanntmachung hätte nicht allein in den Zeitungen eingerückt, sondern auch als Plakat an den Ecken angeschlagen werden müssen, indem das Volk wohl an den Ecken, aber nicht in den Zeitungen liest. Es wurde geschossen, und es folgte, was Sie aus allen Zeitungen wissen: sehr traurige, unerwartete Vorfälle, die in Berlin selbst das Gerücht um das Dreifache vergrößerte. Es ließ viele Hunderte verwundet werden, und nannte unter den Gefallenen historische Namen, welche vor vierhundert Jahren eben so gut um einen römischen Gegenkaiser, als um die Erlaubniß, am dritten August 1835 blind zu schießen, fallen konnten. Dem ist nicht so; aber die Wirklichkeit ist schon traurig genug: um Mißverständnisse, um Uebermuth von Knaben und Nichtsknaben, um einige Flaschen Wein zu viel zu Ehren des Tages in den Kasernen geleert, blutige Angriffe unter den friedlichen Linden, Steinhagel, Säbelhiebe, Lanzenstiche, gegenseitig gesteigerter Grimm, dieselben Angriffe und derselbe Troz an drei Tagen wiederholt, und, was das Unglaublichste scheint, unter den Verständigen getrennte Ansichten über den Vorfall. Daß Mehrere ganz unschuldig, darunter namhafte Personen, alte, gebrechliche Männer, die weder Muthwille, noch Neugier in's Gedränge brachte, darin zu Wunden und umkamen, ist vielleicht das Beklagenswertheste, bemerkenswerth aber die Dauer des Widerstandes. Aehnliches der Art hat sich hier seit Menschengedenken nicht ereignet. Mitten unter Blut, tollem Wüthen und ernsten Besorgnissen, konnte sich aber der Charakter des Volkes nicht verleugnen, und der mokante Wiz sprudelte. Das Meiste läßt sich nicht wiederholen, aber die Tumultuanten berauschten sich allen Ernstes mit dem Gedanken, was sie thaten, geschehe nur zur Ehre ihres Königs. Noch jezt, wo die Gefängnisse, ja deren Höfe, sich mit überwiesenen Malefikanten und Muthwilligen füllen, bringen diese royalistischen Aufrührer gegen das Gesez jedesmal dem geliebten Monarchen ein Vivat, so oft der Schließer die Thüre öffnet, um zur Züchtigung zu rufen, oder Azung zu bringen. Unter den Bürgern bewährt sich dagegen der gesezliche Sinn auf eine erfreuliche Weise. Die Meister selbst bringen ihre Lehrjungen, welche, der Gefahr entwischt, sich zu Hause ihrer Thaten rühmen, in Haft, ein Verfahren, das nicht allein der gefährdeten Ordnung zu Gute kommt, sondern auch manchem unschuldig Aufgegriffenen zu seinem schnellern Freiwerden hilft. Das gerichtliche Verfahren wird hoffentlich, von einer vernünftigen Anschauung der Dinge geleitet, summarisch seyn. Ueber alle minder Gravirte soll vorläufig eine Einsperrung bis nach dem Stralauer Fischzuge verhängt seyn: eine wizige Strafe; denn bei diesem Fest zu fehlen, übersteigt bei vielen Berlinern das billige Maß der Entsagung. Zudem hatte der Wiz die Fortsezung des Lärms auf diesen Tag (24sten August) angekündigt. Auch soll beschlossen seyn, am nächsten Geburtstage des Königs das unterlassene Feuerwerk wieder zu geben, um durch ein offizielles Schießen der Lust zu knallen und zu gaffen mit einem Male genug zu thun.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 9. September 1835.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer.
Heine.

Die Helgolanderin.

Es mindert stets sich unser Strand,
Ihn spület fort das Meer;
So wie das Leben, schwind't das Land
Mit jedem Jahre mehr.

Nicht Schatten such' in Baumes Grün,
Nicht Blumen auf der Höh',
Sieh, unsre schwanken Gärten blühn
Dort unten in der See.

Am Wagen ziehet nicht das Roß,
Am Pfluge nicht der Stier,
Der Erde keine Saat entsproß,
Das Meer nur pflügt man hier.

Der Kirchhof braucht nicht groß zu seyn,
War klein nur von jeher;
Die Meisten nicht in's Grab hinein,
Sie sinken in das Meer. —

Du, Fremdling, blickst auf meinen Ring,
Mir in die Augen tief. —
Ein Lootse war's, der mich umfing,
An meinem Busen schlief.

Still flammt der Brautnacht Abendroth,
Doch stürmt es in der Früh,
Da sprang mein Treuer in das Boot,
Ihn wieder sah ich nie!

D. A. Assing.

Die Begegnung.

(Beschluß.)

Inzwischen hatte ich durch inständiges Bitten die Erlaubniß erlangt, ein paar Meilen mit meiner fremden Freundin zu fahren, während Franz auf die Kinder achten sollte; ich mußte ein Gespräch unter vier Augen mit ihr haben, die Ruhe meines Lebens schien mir davon abzuhängen. — Unterwegs fing ich an, von meiner vereinzelten Lage, von meiner Sehnsucht nach Geselligkeit und Liebe zu sprechen. Sie war in Allem vollkommen mit mir einverstanden; nur, sagte sie, möchte es in ihrem Alter schwer halten, sich völlig in eine fremde Individualität einzuleben. „Ach, gnädigste Frau," sagte ich, und wagte es, ihre Hand an meine Lippen zu ziehen, „die Individualität wäre gefunden; aber die

allein ist auch im Stande, mich zu beglücken;" ich stockte. „Nun?" sagte sie. „Nun? Nun? Was wollen Sie mit Ihrem Nun? — Mich plagen, weiter nichts. Wissen Sie's denn nicht, daß Sie es sind, die mich vom ersten Augenblick an unerklärlich, unwiderstehlich bezaubert hat? — Seyn Sie so gut und sagen Sie mir ohne Umstände mein Urtheil." — „Aber, liebster Freund?" erwiderte sie, „Sie wissen ja nicht einmal, wer ich bin." — „Sie sind Wittwe, nicht wahr?" — „Ja, das bin ich; aber Sie idealisiren sich meine Person und meine Art zu seyn. Allerdings liegt mir daran, Ihnen zu gefallen, aber nicht so. Und wer weiß, ob der Besitz mich nicht tief im Werth fallen lassen würde?" — „Bei mir nicht!" rief ich, „bei mir nicht! Ich liebe Alles, was mein ist, meine Catharina, meinen Peter, meinen Franz. Und die Catharina ist eine zahnlose, alte Keiferin, der Peter herzlich dumm, der Franz tyrannisirt mich; — wie sollte ich Sie nicht lieben, wenn Sie mein wären, Sie sanfte, kluge, gute Frau." — „Aber sind Sie nicht ein rechter Nimmersatt?" sagte sie. „Sie besitzen mich ja schon; ich fahre ja neben Ihnen; heute bleiben wir an demselben Orte über Nacht, morgen reisen wir zusammen weiter. Ist das nicht genug? Was wollen Sie für die Zukunft sorgen? lassen Sie die ruhen hinter ihrem Vorhange, was künftig geschieht, das findet sich."

Sie sprach sodann von andern Dingen, und ich schwieg. Plötzlich fragte sie: „Haben Sie nie Geschwister gehabt?" „Ja, einen Bruder, mit dem ich leider in üblem Vernehmen geblieben bin, bis er starb. Und doch habe ich ihn sehr geliebt, über Alles. Er hat gegen meinen Rath geheirathet — Gott weiß, was für eine Modedame; — kurz, ihretwegen entspann sich die Verstimmung, die sich nie mehr verwischen ließ." — „Hat er Kinder?" fragte sie gerührt. „Ich glaube zwei, aber ich habe mich nie um die Familie bekümmert." — „Und warum nicht? was suchen Sie eine Heimath bei Fremden, wenn Sie sie so nahe haben? ziehen Sie mit Ihrer Schwägerin zusammen, seyn Sie ihren Kindern ein Vater, dann wird sie Ihnen gewiß eine liebende Schwester seyn." — „Nein, nein," sagte ich. „Nur Eine Frau kenne ich, mit der ich mein Leben zubringen möchte; Sie kennen sie noch besser."

Ein langes Schweigen folgte. Wir kamen an die Station, und sie verlangte wieder zu ihren Kindern. Franz kam mit unbeschreiblich pfiffigem Gesicht auf meinen Wagen zurück. „Herr!" sagte er, „ich habe eine Nachricht, die Sie in Verwunderung setzen wird." — „Nun, und das ist?" — „Wissen Sie, wer die fremde Dame ist?" — „Nein; aber weißt Du es, so sage es schnell." — „Ihre Frau Schwägerin aus Holstein." — „Großer Gott!" rief ich, und ein Thränenstrom brach mir aus den Augen. — „Woher weißt Du das?" — „Von den kleinen Fräulein. Ich habe so lange hin und her gefragt, bis ich's, trotz dem Verbot der gnädigen Frau, heraus hatte."

Der Weg zur nächsten Station war für mich überreich an Stoff zu Rührung und Freude. — Als ich ausstieg, verlangte ich ein Zimmer, und sobald die Fremde angekommen war, ließ ich sie zu mir hinauf bitten. Als sie in's Zimmer trat, sagte ich kein Wort, aber ich breitete ihr beide Arme weinend entgegen. Sie sah mich einige Augenblicke an und fiel dann mit tausend Thränen an meine Brust. — Die Kinder kamen nach, und wie sie die Gruppe sahen, stürzten sie mir um den Hals. „Mutter, nun dürfen wir, nicht wahr?" — „Ja, ja!" schluchzte sie. „Theuerster Bruder, nehmen Sie uns Alle an ihr Herz."

Ich that es; ich habe euch noch alle drei darin und behalte euch, bis ich die Augen schließe. — Der Engel hatte in der Heimath gehört, daß ich doch kein so übler Mann sey, trotz meiner anscheinenden Härte, war hergereist, um mich aufzusuchen, und hatte mich im Wirthshause zu Wurzen gefunden. — Sie lebt nun bei mir, erzieht die Kinder unter meinen Augen und hat mich mit der Welt, mit meinem Schicksal versöhnt und von allen Leberbeschwerden kurirt, ohne daß ich mir das Dementi hätte geben müssen, in meinen alten Tagen noch zu heirathen.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Damit indeß der Narren nicht zu viele werden, so haben die sogenannten vernünftigen Leute, die frei herumgehen, das Mittel ergriffen, sich selbst aus dem Wege zu räumen. Denn in demselben Sachsen, das doch eben keine großen Städte besitzt, hat auch der Selbstmord in einem so schrecklichen Maße zugenommen, daß es darin in buchstäblichem Sinne mit Paris und London, den allgemeinen Mistpfützen, wo die Verderbniß großer Länder ihren Zusammenfluß hat, wetteifert. Und dies ist gerade das Sachsen, wo man sich rühmt, alle jene Vorurtheile finsterer Zeit abgelegt zu haben, die das Leben einst verdüsterten, wo man den Kindern, noch ehe sie

sprechen können, Humanität, Philanthropie, reine Moral und sogenannte Christusreligion, als verzuckerte Schnuller in den Mund steckt, so daß sie schon Alles vollkommen wissen, ehe sie nur in die Schule kommen; in einem Lande, wo die Wissenschaft auf die Messe zieht, und die feine Bildung so wohlfeil ist, wie in Venedig der Eyperwein, und der Schuster und Schneider sie schwerer entbehren, als der bayerische Bauer seine Knödel.

Sonderbar, daß in einer Zeit, die sich geistiger und politischer Mündigkeit rühmt, die in den elendesten Dörfern Schulen errichtet, worin die ärmsten Bauerkinder mehr wissen, als Karl der Große, dem es bekanntlich mit dem Schreiben nicht recht von der Hand gehen wollte, daß in einer solchen Zeit, von so hellem, starken und freien Geiste, die dabei dem Leben durch den Zauber der Industrie tausend Reize mehr gegeben zu haben wähnt, daß da der Wahnsinn und der Selbstmord, welche doch die tiefste mitternächtliche Finsterniß des Geistes, und den verzweifeltsten Ueberdruß am Leben voraussetzen, in solchem Maße zugenommen haben. Wir überlassen die Lösung dieser Frage denjenigen Magistern, die da glauben, ein Volk müsse selig seyn, wenn es lesen und schreiben und auf Dampfwagen durch's Leben kutschiren könne, und meinen, das übrige Himmelreich würde ihm dann gratis zugeworfen werden. Die Aerzte, durch diese Zunahme des Selbstmordes betroffen, grübeln ihrerseits wieder darüber nach, ob diese chirurgische Operation des Halsabschneidens eine radikale Heilung des vorangegangenen Wahnsinns sey, oder ob nicht vielmehr die gütige Natur den Wahnsinn eintreten lasse, als eine Heilkraft, um diese krankhafte Selbstoperation zu verhindern. Ja, Einige haben gute Lust, die Frage aufzustellen, ob nicht alle Verbrechen bloße Narrheiten oder unwillkührliche Geisteskrankheiten seyen, in welchem Falle man Diebe und Mörder, als solche, die einem unwiderstehlichen, ihnen von der Natur eingepflanzten Triebe gefolgt, statt mit Strenge, mit besonderer Rücksicht zu behandeln habe. Da die Lösung dieser Frage vorzüglich die Juristen interessirt, so überlassen wir ihnen dieselbe und wenden uns zu einer andern, die hier mehr unseres Amtes ist, ob nämlich der Wahnsinn, auch zugegeben, daß er ein dem ganzen menschlichen Wesen so nahe liegender und damit auf's Innigste verwebter Zustand sey, einen würdigen Gegenstand zur künstlerischen Darstellung abgeben könne.

Was, könnte man sagen, hat die Schönheit, die doch immer das Endziel des Künstlers seyn muß, mit den widerlich verzerrten Fratzen der Blödsinnigen und Verrückten zu thun? Sind sie nicht selbst der Hohn aller Kunst, ist nicht das edelste Kunstwerk des Schöpfers, sein Ebenbild, der Mensch, auf eine grauenvolle Art zerstört? Welchen Geist kann der Künstler in Gesichter legen, die auf tausendfache Weise nur immer Eines, nämlich die Zerrüttung alles Geistes, leibhaft ausdrücken? Welche Idee soll das dumm lächelnde Angesicht des Blödsinnigen ausdrücken? Wie kann er eine Harmonie in etwas bringen, wo Alles, in wilder Anarchie aufgelöst, ein gräßliches, jede Ordnung und jedes Maß und Gesetz verhöhnendes Chaos bildet? Welche Symphonie kann aus dieser Vereinigung der schneidendsten Mißtöne hervorgehen? Sollte man nicht sagen, der Künstler, der etwas der Art unternimmt, sey selbst dem Narrenhause entsprungen? Ja, ein Narrenhaus, wird man andererseits vielleicht sagen, das ist ganz in dem Geschmacke unserer Zeit, deren Sinn so abgestumpft ist, daß nur noch Arsenik und Schlangengift bei der übersättigten einen Reiz hervorbringen. Ein Narrenhaus, heißt es weiter, ist ja gerade, was einer verrückten Zeit zusagt, und je verrückter die Zeichnung ist, um so lebhafter wird sie den Künstler als einen der Ihren bewillkommen. Haben ja doch Poesie und Musik schon längst denselben Weg eingeschlagen, und die Regionen des Wahnsinns und der Verzweiflung zu ihrem Lieblingsaufenthalte gemacht und den Augen der gaffenden Menge aufgeschlossen. Müssen nicht todte Nonnen aus den Gräbern erstehen, um der Frivolität einen Ballettanz aufzuführen? Geht nicht das mühsame Bestreben mancher Dichter dahin, im Schweiße ihres Angesichtes ruchloser zu scheinen, als sie es zu seyn von Gott die Kraft haben? Mattet sich nicht die Phantasie über ihre Macht ab, aus den finstersten, nachtbedeckten Gründen, die im Geiste des Menschen schlummern, grauenvolle Gestalten heraufzubeschwören, wie sie nur im heftigsten Paroxismus des Wahnsinns den Fieberkranken schrecken? quälen sich die Dichter nicht ab, die widernatürlichsten Lagen und Mißverhältnisse zu ersinnen, wo sich das Ganze in einem gellenden Schrei, gleich einem durch Mißklang zersprengten Glase, auflöst? Ihre fratzenhaften Geister setzen sich zur Tafel und trinken aus den flammenden Giftbechern mit der satanischen Majestät Brüderschaft, auf ein fröhliches Wiedersehen bei der Hochzeit der Großmutter, unter einer musikalischen Begleitung, die ungefähr lautet, wie das Gewinsel und Geheul der Katze im Faust, die etwas von der siedenden Feuerbrühe aus dem Herenkessel abgekriegt, die sie bis auf den Knochen brennt. Und wenn man die Zeit nun fragt, wozu all dieser Aufwand von Greuel und Verbrechen, wozu diese triumphirende Schaustellung aller Wunden, Schmerzen, Schrecken und Krämpfe der Menschenbrust? zu nichts anderm, als wie das Jannchen von Amsterdam bei seinen Taschenspielerkünsten sagt: als für die Plaisir von die Gesellschaft. Damit eine müßige, gaffende Menge

einen Abend auf eine minder langweilige Weise todtschlagen könne, muß ihr der Teufel als Balletttänzer seine Sprünge vormachen, wie man ihn ehemals an den Domen und Münstern bauen ließ. Nur möchte er diesmal bessere Geschäfte machen, wie damals, und sich seine Dienste theurer bezahlen lassen; denn um Gotteslohn zu dienen, wird man wohl nicht von ihm verlangen. Und wenn man die Volksblätter liest, die Tag für Tag nichts als einfache Morde, Selbstmorde, doppelte und zehnfache Morde, Mordbrennerei, Giftmischerei, Brandstiftung, wahnsinnige Verschwörungen, Pulverexplosionen und Verbrechen der unerhörtesten Art, an denen selbst schon Kinder Theil nehmen, berichten, dann weiß man nicht mehr, ob dies Berichte aus dem wirklichen Leben oder aus jenen Theaterstücken sind; denn der Unterschied ist wirklich unmerklich, und man sieht deutlich genug, daß der Balletttänzer mit der rothen Feder und dem Pferdefuß auch hier eine Hauptrolle spielt, und seine Gäste für die Hochzeitfeier seiner Großmutter abholt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

(Beschluß.)

Münzverordnung. Danzig. Kalisch. Stralau.

Ein sehr wichtiges Edikt ist zur selben Zeit mit dem Aufruhr emanirt. Noch immer nämlich gibt es so gewissenlose Menschen, welche, den offiziellen Normalfuß übersehend, statt Silbergroschen Courantgroschen von ihren Mitmenschen fordern. Dies soll und darf, so wenig als das Schießen ohne Erlaubniß, nicht mehr geduldet werden, und es ist gerade jezt durch Avertissements und in den Zeitungen bei zwei Thalern Geld oder verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe untersagt, von guten Groschen zu reden. Auch die eben publizirten Verordnungen über das Verfahren bei Tumulten sind nur Wiederholungen oder Ergänzungen von längst existirenden Gesezen, deren es aber so viele gibt, daß Niemand sie alle wissen kann, und solche außerordentlichen Veranlassungen sind zuweilen recht gut, um zu probiren, was für Verordnungen existiren und wie viele davon noch passen.

Unsere Zeitungen enthalten sehr viele Privatnachrichten über die interessante Landung der Russen in Danzig; auch von den Theatervorstellungen, die in Kalisch stattfinden werden, zu denen auch von hier Akteurs abgehen, und von der feierlichen, großartigen Andacht, die jeden Abend auf einen Kanonenschuß im Lager stattfindet, beleuchtet von aufsteigenden Raketen; aber von den übrigen Vorstellungen, die man sich macht, sprechen sie nicht. Wir wissen selbst noch nicht, ob wir uns vor dem greulichen Attentat zu entsezen haben, welches der Hamburger und Augsburger Zeitung zufolge in Paris ausgebrütet ist und in Kalisch ausbrechen sollte, oder ob es nur, wie vieles Andere, Wind ist; denn die Artikel aus den beiden genannten Zeitungen sind noch in keine der unsern gekommen. Wir erfreuen uns dagegen der interessantesten Details von dem riesengroßen Tambour aus Asien, der in Danzig an's Land stieg, und dem junge und alte Schönen huldigen. Die Tscherkessen, Baschkiren und Ostiaken, die hängend auf den Pferden reiten, und den Kopf auf der Erde in Parade vorbeifliegen, sind auch gewiß interessante Menschen. Die Feldküchenkunst in Danzig macht große Fortschritte. In Grüneberg wissen die Weinhändler und Gutsbesizer nicht, wo ihnen der Kopf steht, denn es sind nicht weniger als 50.000 Flaschen Champagner nach Kalisch verschrieben, und so viel ist bis jezt gar nicht zu schaffen. Der russische Offizier erhält nicht, wie die Dorfzeitung sagt, sechs Flaschen Wein täglich, sondern nur eine halbe Medoc und eine halbe Rheinwein, nämlich beim Durchzuge. Die Engländer, welche hier ankommen, reisen plözlich fort, nicht nach Kalisch, sondern nach London. Sie bekommen hier, wenn sie die Spenersche Zeitung lesen, deren Korrespondent mit jedem Posttag schreibt: England steht auf einem Vulkan, und beim nächsten Briefe wird's losgehen, einen solchen Schreck, daß sie es für Pflicht halten, dabei zu seyn, entweder um mit zu fliegen, oder fliegen zu lassen. So reiste auch eben Lord Stanhope ab. Unsere Gastwirthe, welche die Zeitung kennen, und wissen, daß ein Kammerhusar von Wellington diese Artikel schreibt, und wenn es nach ihm ginge, England schon seit zwei Jahren in der Luft flöge, meinen, sie könnten noch immer ruhig hier bleiben, und unsere Gastwirthe sind weltkluge Leute, klüger wenigstens, als der Korrespondent der Spenerschen Zeitung aus London.

Der gefährliche 24ste August ist vorüber. Es hat glücklicherweise keine Rebellion, aber auch keinen Stralauer Fischzug gegeben. Verschiedene Einrichtungen scheinen ein solches Mißbehagen bei den Genußsüchtigen erregt zu haben, daß sie aus Stralau fortblieben, und es ist der seltene Fall eingetreten, daß mehr Verkäufer dort gewesen, als Käufer. Viel trug auch dazu bei, daß an diesem, vor Alters den Wasservergnügungen gewidmeten Tage auf allen Bergen, deren sich um Berlin bekanntlich mehrere finden, Feuervergnügungen losgelassen wurden, die Menge vertheilte sich, und die prasselnden Feuerwerke trugen über die Wasserfahrten den Sieg davon. Es war ein stiller Tag. Es wäre schade, und ist nicht zu erwarten, wenn das uralte Volksfest deßhalb in Mißkredit käme, ein Volksfest, älter als die Erfindung des Schießpulvers, der Loyalität und der Demagogie, denn es soll gefeiert werden, seit es Slaven in der Mark gab und Fische. Bekanntlich geht der Ertrag des eigentlichen großen Fischzugs, der Morgens früh vor Sonnenaufgang stattfindet, in mehrere Theile, einen erhält der Magistrat von Berlin — denn Stralaw, älter als Berlin, ist dennoch ein Magistratsgut — den andern der jedesmalige Prediger des Dorfes, ein übergegangener Tribut an die heidnischen Priester. Außerdem erhält der Prediger jedes Jahr einen Stiefel. Seine übrigen Einnahmen sind nicht viel bedeutender; doch ist die niedliche und reizend gelegene Stralawer Kirche, neuerdings wieder in altgothischem Styl renovirt, auch nur eine Filialkirche.

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. September 1835.

> Hüte dich fein!
> Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet seyn!
>
> Uhland.

Deutsche Mährchen und Sagen.

Von Victor Strauß.

Kaiser Heinrich versucht die Kaiserin.

Der Kaiser hielt mit der stolzen Schaar
Von Grafen und Edlen im Hofe,
Da winkte manch blitzend Augenpaar
Von Edeldame und Zofe.
Die Herrn und Knappen neigten sich tief,
Und manches Herz im Geheimen rief:
Gott grüß dich, du Schöne, du Traute.

Der Kaiser sah die Kaiserin stehn,
Wie sie huldreich niedernickte,
Da begann's ihm heiß durch das Herz zu wehn:
„Wenn ich's nicht wär', dem sie blickte:
Wenn Einer der herrlichen Ritter mein,
Wenn gar der blühende Helfenstein
Bestrickt die wonnigen Blicke!“

Es wand die Schlange sich um sein Herz,
Er mochte nicht widerstreben,
Und sprach zu dem Helfenstein wie im Scherz:
„Herr Ritter, was wollt ihr geben,
Wenn heut an meiner Statt zu Nacht
Ihr selig die goldenen Stunden verwacht
An der Kaiserin Mund und Herzen?“

Erschrocken fährt der Ritter zurück,
Oft hat er's gewünscht im Stillen,
Doch war's nur der kühnsten Träume Glück
Und kam ihm nimmer in Willen,
Und sprach erglühend: „Herr Kaiser, Ihr führt
Mein Wünschen weiter, als sich's gebührt,
Und bitte, Ihr wollet mich lassen.“

„Ei, schöner Gesell, so halt' ich es nicht,
Nicht dich will ich prüfen und proben,
Es gilt mir um meines Weibes Pflicht,
Ob ich die soll schelten, ob loben.
Geh' hin, Gesell, und versuch's mit ihr,
Und was du gewinnst, das verkünde mir,
Und gewinnst du sie, sey sie dein eigen.“

Der Ritter neigt sich dem Kaiser tief,
Und sinnt, was der Herr gefodert;
Da ist das Fünkchen, das träumend schlief,
Zur wachen Flamm' entlodert.
„Nur immer gewebt das geheime Gespinnst,
Und wär es ein Blick nur, den du gewinnst,
Das wäre schon himmlische Beute.“

Zur Kaiserin schlüpft der Ritter hinein,
Sie tritt ihm züchtig entgegen,
Ihn durchströmt der Schönheit lieblicher Schein
Mit feurigem, süßem Erregen.
Er sinkt vor ihr nieder: „O Frühlingslicht,
Verschmähe die flehenden Bitten nicht
Des Armen, des Treuen, des Kranken.“

Voll Milde tritt ihm die Herrin nah
Und spricht: „Was kann mir gelingen?
So nenne das Leid mir, das dir geschah,
Ich wähne, wir wollen's bezwingen.“
Da barg er im Mantel das heiße Gesicht:
„O Engelgüte, nun zürnt mir nicht,
Und gönnt mir euere Minne.“

Da tritt sie zurück mit betrübtem Sinn:
„O Ritter, wie mögt ihr es wagen,
Mir, eurer Herrin und Kaiserin,
So Schändliches anzutragen?“
Da zückt' er gegen sich selbst sein Schwert:
„Und wollt Ihr versagen, was ich begehrt,
So sterb' ich vor eueren Blicken.“

Die Frau erbebend zusammenfährt:
„So kommt, heut Abend zu pochen,
Und was mein Herz dann räth und begehrt,
Das thu' ich, das sey Euch versprochen.
Doch auf nun, und fort, und behaltet's im Sinn.“
Aufsprang er, forteilt' er und eilte hin,
Wo sein der Kaiser erharrte.

Der stand mit ernstem, finsterem Blick,
Und winkt' ihm stumm, zu sprechen.
„Vergieb, vergieb mir, mein süßes Glück,
Hier muß ich das Schweigen brechen.
Herr Kaiser, die wonnige Wett' ist mein,
Und poch' ich heut Abend an's Kämmerlein,
So brennt mir die Fackel der Liebe.“ —

„Es ist nicht, es kann, es soll nicht seyn!
Wie käme der Himmel zur Sünde?
Nicht du, ich will zu der Falschen hinein,
Daß sie selbst die Schmach mir verkünde;
Und ist sie mir untreu, leuchtet die That
In ein arges Herz voll Tück' und Verrath,
So magst du von hinnen sie schleifen!“

Der Kaiser besteigt sein stampfendes Roß,
Als ritt er auf lange von hinnen,
Er reitet zum Wald ohn' Diener und Troß,
Wildhin mit erdunkelnden Sinnen,
Und auf durch Schlucht von Gestrüpp und Dorn,
Auf treibt er das Roß mit blutendem Sporn,
Als sollt' es die Eichen erklimmen.

Nachts kehrt er zum Schloß und steigt vom Roß,
Still blinken und winken die Sterne,
Er schleicht durch die Gäng' im hallenden Schloß,
Und wünscht sich bald nah, bald ferne.
Nun ist er am Thürchen, nun hebt er die Hand,
Will pochen, und zaudert, und heißer Brand
Der Rache durchglüht ihm die Adern.

Er nimmt sich zusammen und klopfet an,
Da springen in Weibergewanden,
Vier kräftige Männer mit Knitteln heran,
Umschlingen den Kaiser mit Banden,
Und schlagen ihn wacker die Kreuz und Quer
Und rufen: „Nun hast du nach deinem Begehr;
Versuch dich an Anderer Ehren!“ —

„Verwegene haltet, der Kaiser und Herr
Gebeut euch, inne zu halten.“ —
„Ei, Lüger und Trüger! zum Wald ist der,
Uns ziemt sein Amt zu verwalten.
Drauf los und drauf los!“ Was er ruft und spricht,
Sie treffen ihn trefflich und schonen ihn nicht,
Bis lauter er schreiet nach Hülfe.

Das dringt durch der Kaiserin innere Thür,
Da dauert der Schall ihr im Herzen;
Sie tritt mit den dienenden Frauen herfür,
Die leuchten mit Fackeln und Kerzen;
Da erblickt sie den Kaiser und ahnet den Plan:
„O Herr, Ihr habt übel an mir gethan,
Und wollet mir weiter nicht zürnen.

Nicht Euch, dem ich Lieb' und Treue versprach,
Herrn Helfenstein war es bereitet;
Mit Schande für Schande, mit Schmach für Schmach,
So hätt' ich heim ihn geleitet.“ —
„Wie, zürnet der Kaiser, verspracht ihr ihm nicht
Zu bieten Eu'r kaiserlich Angesicht,
Wenn heut an die Kammer er pochte?“ —

„Mit nichten; doch als er sich dräut' mit dem Schwert,
Da sprach ich: kommet zu pochen,
Und was mein Herz dann räth und begehrt,
Das thu' ich, das sey euch versprochen.
Dies rieth mir's; leider traf's Euch statt den Knecht,
Und ob ich's bedaure, doch dünkt's mich recht,
Dieweil Ihr so arg mich versuchtet.“

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Darum scheint es eben nicht unrecht, wenn man die Darstellung eines Narrenhauses dem Geschmacke einer

solchen Zeit angemessen hält. Welche gräßliche Figuren lassen sich da nicht anbringen, welchen Spielraum hat da nicht die bitterste Ironie in diesem Hospitale des menschlichen Geistes, in diesem Leichenfelde der Lebenden, die wie Gespenster umherwandeln und kaum leserlich die verwischten Züge ihres ehemaligen Namens auf der Stirne tragen. Wie kann da der Künstler in den innersten Eingeweiden des menschlichen Herzens wühlen und sie dem Publikum als Augenschmaus zum Besten geben. Welche Wonne, die wildeste Raserei in ihren Krämpfen darzustellen und es dem Teufel nachzuthun, und mit dem kalten Hohne der Verrücktheit über sich selbst zu lachen und dem ewigen Schöpfer der Dinge spöttisch zuzurufen: siehe da, Meister! das ist das Werk deiner Hände, das ist dein sauberes Meisterstück, nimm dieses verfluchte Leben zurück, oder ich werfe es dir vor die Füße. Es wäre Schade gewesen, wird man weiter sagen, hätte man eine so schöne Gelegenheit versäumt, auch auf diese Dissonanz, der das menschliche Leben unterworfen ist, aufmerksam zu machen und die Verzweiflung einer zerrissenen Zeit zu steigern. Und der wird es wohl am besten machen und sich den ersten Dank verdienen, der sich von dem alten Meister der Dissonanz die Hand führen läßt und nun die desperatesten Sprünge zum Besten gibt.

Die also singen und sagen, haben nicht ganz Unrecht, aber es gibt auch eine entgegengesezte Meinung, die noch mehr im Rechte ist, weil sie weniger auf den Gegenstand, als auf den Geist Rücksicht nimmt, in dem er aufgefaßt wird, und der ihm erst seine wahre Bedeutung, seine sittliche Würde oder unsittliche Verwerflichkeit ausdrückt.

Ohne allen Zweifel ist die Verherrlichung Gottes, die Darstellung ewiger, göttlicher Ideen die heilige Aufgabe nicht nur der Kunst, sondern auch jeder Wissenschaft und alles menschlichen Strebens. Es ist ein lächerlicher, armseliger Dünkel, wenn man dadurch der Kunst eine höhere Bedeutung zu geben wähnt, daß man sagt, sie sey um ihrer selbst willen da. Aus einer Dienerin des ewigen Gottes, die in dem großen, alle Welt umfassenden Reigen mit einstimmt in den ewigen Lobgesang, und in deren Augen der Glanz einer höhern, unvergänglichen Welt zurückstrahlt, macht man sie dadurch zu einem Götzen der Welt, der sich selbst anbetet, zu einer Buhlerin des Staubes, die sich einer Leiche angetraut hat und mit ihr im Grabe vergehen wird. Denn welcher Engel soll sie, die nur einzig um ihr selbst willen da war, am Auferstehungstage wecken? hat sie Gott nicht gekannt, dann wird auch er sie nicht kennen. Der Mensch soll sich kein geschniztes Bild machen, um dasselbe anzubeten. Statt dieses Dünkels ist vielmehr Demuth die erste Bedingung einer wahren Kunst, die nach etwas Höherem ringt, als nach einer bloß äußern, leiblichen Schönheit, aus der kein Funke der ewigen, die Reinheit und Heiligkeit ist, hervorleuchtet. Die wahre Schönheit kann keinem andern Geiste, als dem der Sittlichkeit und Wahrheit dienen, die sie als Grazie begleitet. Denn alle drei sind sie Ausflüsse des einen Gottes und können darum auch nicht feindlich mit einander hadern. Eine Schönheit, die eine Lüge und eine Unsittlichkeit ist, das ist der Böse, der sich in die Lichtgestalt eines Engels gekleidet; denn die Sünde ist schwarz wie die Nacht, und ihr Glanz ist ein gestohlener.

Nur knieend malte Fiesole die heilige Jungfrau, und ohne dieses wenigstens im Geiste zu thun, wird kein Künstler je das Heilige und Göttliche, die höchsten Gegenstände der Kunst, darzustellen im Stande seyn. Gott und was Gottes, das läßt sich nicht von oben herab behandeln; denn das ist ja eben sein Charakter, daß es hoch über Allem, wie der Geist über den Wassern schwebt, und Jeder nach ihm hinaufsehen muß und mit oder gegen seinen Willen ihm dient. Ohne seinen Beistand, ohne von Gott, der die Quelle aller Schönheit und Harmonie ist, durchglüht und erleuchtet zu seyn, ist der Künstler gar nicht einmal im Stande, etwas wahrhaft Künstlerisches hervorzubringen. Denn was hat der Mensch von sich selbst? was lernt er? was sind jene Augenblicke künstlerischer Begeisterung, aus denen unvergängliche Werke hervorgehen, als einzelne Lichtstrahlen, die aus einer höhern Welt in seine Seele herabfallen? Oder ist das Genie etwas Anderes, als ein von oben erleuchteter Geist, gewissermaßen eine stete angeborne Begeisterung? Nur zu oft besteht das ganze Studium des Menschen darin, diesen ihm angebornen Funken im Schlamme der Sünde zu ersticken, und selbst dann noch, wenn er ihn zu den frivolsten und nichtigsten Zwecken mißbraucht, eine Schlange in gleisnerischer Hülle zur Verlockung darzustellen, gibt dieser Funke seinem Werke die eigentliche Schönheit, die er nie aus seinem finstern, zerrissenen, mißgestalten Geiste hervorgebracht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Die englischen Damen, Bulwer und das Parlament.

In Folge meiner, wenn ich nicht irre, auch in diesen Blättern niedergelegten Bemerkung, daß Eduard Lytton Bulwer, pompejanischen Andenkens, vor den geistigen Augen der englischen Frauen beträchtlich minder gut gelitten sey, als bei den, allem Vermuthen nach, sentimaler organisirten deutschen Damen, ist mir von mehreren meiner liebenswürdigen Landsmänninnen naiv und deutlich zu erkennen gegeben worden, daß sie das nicht glauben, und zwar

nicht glauben aus Achtung gegen und Liebe zu ihren englischen Schwestern. Der Grund ist so zart, daß ich mich der gröbsten Unartigkeit schuldig machen würde, wollte ich auch nur den Hauch eines Wortes dagegen einwenden. Im Gegentheil, nicht die Ahnung eines Zweifels an seiner Wahrheit ist in mir aufgestiegen, und mit dem, einem Deutschen geziemenden Enthusiasmus habe ich die betreffenden Briefstellen dem Verfasser des, zum großen Leidwesen vieler Menschen so eben aus der Presse hervorgegangenen, drei Bände starken Mephistopheles in England, or, the confessions of a Prime Minister, zum Behuf der Korrigirung seiner Ansicht über die schönere Hälfte des Menschengeschlechts und namentlich zum Behuf der Abänderung einer Stelle seines Teufelswerks in die Hände gespielt, wo er sagt: „after all, i think the women are the best haters when they really set their minds to it. Women always, to a certain degree, detest one another; and, when they find good and wholesome cause for hatred, nothing is equal to their sincerity,“ auf Deutsch: „kurz und gut, meine Meinung geht dahin, daß, wenn die Weiber es sich einmal in den Kopf setzen, zu hassen, sie es aus dem Fundament verstehen. Bis zu einem gewissen Grade verabscheuen sich die Weiber stets unter einander, und sobald sie guten und gesunden Grund zum Hasse finden, thut es ihnen Niemand an Aufrichtigkeit gleich.“ Nebenbei und im Allgemeinen zu bemerken, eine der mildesten unter den vielen starken Stellen in besagtem Werk. Wenn ich aber im Irrthume bin, wenn Eduard Lytton Bulwer eben so sehr der Liebling der englischen, als der deutschen Damen ist, so kann ich ihn nicht anders als — mich sehr gelinde auszudrücken — die häßlichste Personifikation des schmählichsten Undanks nennen. Ich will die Thatsache liefern, den Leserinnen bleibe das Urtheil.

In der Sitzung des englischen Unterhauses am 16ten Juli stellte Master G. Berkeley die in gebührender Form vorher angekündigte Motion: es solle ein Komité niedergesezt werden, zu berathen und zu erwägen, auf welche Art ein Theil der Fremdengalerie für die Damen zu Anhörung der Debatten am besten abgetrennt und eingerichtet, auf welche Art ihre Zulassung vom Sprecher am besten regulirt und auf welche Art in dem neuen Hause der Gemeinen eine ähnliche Einrichtung am besten getroffen werden könne. Das ehrenwerthe Mitglied bemerkte, daß, obgleich in gegenwärtiger Sitzung mehrere Anträge gegen andere zurückgestellt worden seyen, man doch von ihm, da seine Frage die Damen betreffe, ein ähnliches Nachtreten unstreitig nicht erwarten werde. Auch achte er es unnöthig, wegen einer Frage, wie die vorliegende, wider welche er ernste Bedenken schlechterdings nicht abzusehen vermöge, viele Worte zu machen und dem Hause viel seiner kostbaren Zeit zu rauben. Man brauche nur Hatsell nachzuschlagen, um sich zu überzeugen, daß bereits im Jahre 1716 die Damen zu Anhörung der Debatten zugelassen worden seyen, und zwar nicht bloß auf die Galerie, sondern selbst in die untern Räume des Hauses. Dasselbe habe im irländischen Parlamente stattgefunden, finde noch heutiges Tages in den französischen Kammern statt, und müsse im Oberhause als bestehend anerkannt werden. Er begreife daher nicht, warum die Damen einzig und allein vom Hause der Gemeinen ausgeschlossen seyn sollten. Man könne vielleicht sagen, Damen sollen keinen politischen Eifluß ausüben; wenn man es aber als Theil der Landesverfassung zugeben müsse, daß eine Dame die Krone von England tragen dürfe, so könne er nicht einsehen, warum Damen keinen politischen Einfluß ausüben sollen. Es sey Thatsache, daß die Damen eine bedeutende Portion politischen Verstand besitzen, und ihr Einfluß oft die Wahlen der Grafschaften und Städte entscheide. Vor dem lezten Brande der Parlamentshäuser habe ihnen sogar gewissermaßen die Aufsicht über die Verhandlungen des Hauses zugestanden, indem sie dort zu Sitzen über dem Hause zugelassen worden, von welchen sie, obwohl mit einiger Unbequemlichkeit, auf die Debatten haben sehen und sie anhören können. Einige ehrenwerthe Mitglieder haben ihm bemerklich gemacht, daß die Zulassung der Damen die Zahl der Redner vermehren würde, indem mancher, der es jezt wohl bleiben lasse, das Haus anzureden, sich dann an die Damengalerie wenden werde. Er glaube inzwischen, daß die Anwesenheit der Damen diese Wirkung nicht im Uebermaß äußern, wohl aber die gute Wirkung haben werde, viele jener unsaubern Persönlichkeiten zu unterdrücken, von welchen man in der diesjährigen Sitzung nur zu viele Proben gehabt habe. Seiner Meinung nach würde es den Charakter der Debatten wesentlich verbessern, wenn sie vor reineren Zuhörern statt fänden. Nach dieser, einige Male vom Gelächter und mehrere Male von hört! hört! begleiteten Rede las Berkeley seine Motion vor, und, was selten der Fall ist, beide Seiten des Hauses lachten. Kaum hatte er sich niedergesezt, so waren Herr Buller (nicht Bulwer), Herr French und noch fünf oder sechs andere Deputirte auf den Füßen, um die Motion zu unterstützen. Das Haus belohnte ihren ritterlichen Eifer mit abermals ungetheiltem Beifall. Weil es mich jedoch zu weit führen würde, wollte ich die Reden dieser Ritter auch nur im Auszuge geben, so beschränke ich mich auf die Erwähnung dessen, was der Leiter des Hauses, der bekannte Lord John Russell, er, der das Peel'sche Ministerium stürzte, in Bezug auf jenen Antrag sagte. Er wolle, sagte er, in die merita causae nicht eingehen, die Streitpunkte der Frage unerörtert lassen, doch sey er der Meinung, daß, wenn das Haus mit dem in der Motion enthaltenen Princip einverstanden sey, es der Niedersetzung eines besondern Komité keineswegs bedürfe, sondern die ehrenwerthen Deputirten selbst die Ehre haben könnten, die Frage zu entscheiden, und das um so mehr, da ja ohnedies die Regeln der Zulassung dem Sprecher vorbehalten bleiben sollten. Inzwischen könne er nicht umhin, die Frage entschieden zu verneinen. Der Vorschrift gemäß wurden die Zuhörer entfernt, das Haus stimmte und es ergab sich als Resultat 153 für, 104 gegen die Motion, folglich für Herrn Berkeleys Antrag eine Mehrheit von 49 Stimmen; die erste Niederlage, glaube ich, die Lord John Russell erlitten hat. Er nahm sie zwar lächelnd hin, hat sich aber gewiß beträchtlich geärgert, und sollte etwa die junge Lady Russell — erst seit wenigen Monaten mit dem Reformer vermählt — über die Ungalanterie ihres Gatten ärgerlich gewesen seyn, so dürfte er zu Hause auch das Lachen eingestellt haben, denn es würde ein starker Irrthum seyn, zu glauben, daß der Pantoffel in England nicht herrsche. In keinem kultivirten Lande sind die Frauen in den Grenzen der Häuslichkeit unumschränktere Gebieterinnen, als in England. Sobald die Abstimmung vorüber war, schritt man zur Wahl des Ausschusses. Berkeley wurde Präsident und die preux chevaliers, Pease, Pryme und Ruthven, wurden Beisitzende. Das somit formirte Komité erhielt hierauf von dem über seinen erzwungenen Ernst recht komisch aussehenden Sprecher die vorschriftmäßige Vollmacht, „Personen, Papiere und Urkunden holen zu lassen.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. September 1835.

— Freilich an Viele
Spricht die gedruckte Columne.
Goethe.

Die Lesekabinette in Paris.

Das Lesen, und insbesondere das Lesen der politischen Tagesblätter, ist in Paris tief in den Sitten des Volks gewurzelt und den meisten Klassen der Gesellschaft zur andern Natur geworden. Dem Pariser das Lesen der Journale verbieten, hieße dem Dandy seine Lorgnette entziehen, dem Ouvrier sein Litre Wein verwässern und dem Epicier seine Kundschaft abspenstig machen. Denn man muß nicht etwa glauben, daß es bloße Neugierde ist, welche diesen Leseeifer hervorbringt; davon kann der erste Blick in ein französisches Zeitungsblatt überzeugen. Die ersten anderthalb Folioseiten enthalten in der Regel nichts als Betrachtungen, politische Raisonnements, und die noch übrigen Spalten des Journals sind nicht sowohl mit Geschichten und Anekdoten, als mit den Neuigkeiten aus der Politik des In- und Auslandes, mit vermischten Nachrichten und literarischen Recensionen ausgefüllt, lauter Sachen, welche einen bloß neugierigen und müssigen Zeitungsleser wenig ansprechen würden. Alles liest, Jeder liest hier, weil die Theilnahme an Staatsangelegenheiten und den politischen Verhandlungen des Tags in Paris so allgemein ist, wie bei uns überm Rhein die Liebe für Theater und andere Dinge, welche in's Bereich der schönen Künste fallen. In den Galerien des Odeons, in den düstern Gängen des Palais de Justice sieht man zu allen Stunden des Tags ganze Reihen von Zeitungslesern, wovon die Einen stumm und andächtig dasitzen, Andere unbeweglich auf dem steinernen Fußboden ausgestreckt liegen, und noch Andere unruhig an den Pfeiler gelehnt stehen und öfter vom Blatte aufsehen, um eine vorübergehende Grisette zu mustern, oder mit einer hübschen Putzmacherin im gegenüberliegenden Modeladen Blicke zu wechseln. Die alte Höckerfrau auf dem Markte und in der Halle wischt sich die schmutzigen Finger an ihrer Schürze ab, um in mehreren Intervallen die Zeitung zu lesen; die alte Portière setzt jeden Abend regelmäßig ihre Brille auf, um den Constitutionnel zu studiren, auf den sich ihr Nachbar, der Marchand Bonnetier, abonnirt hat; der Lohnkutscher in Paris hat immer ein oder das andere Journal in der Wagentasche, und jede Werkstätte, welche eine gewisse Anzahl von Arbeitern beschäftigt, hält ihre eigene Zeitung, welche der Chef d'atelier, oder wer sonst am besten damit umzugehen weiß, vorlesen muß.

Einen interessanten Anblick bietet in dieser Hinsicht der Garten der Tuilerien und der Garten des Palaisroyal dem Beobachter dar. Während die Fremden und die schöne Welt sich dort versammelt, um unter den schattigen Baumgängen auf und ab zu gehen, oder sich auf schlechte Strohstühle setzen, um zu bewundern und

sich bewundern zu lassen, lesen die meisten Pariser Zeitungen, bald sitzend, bald stehend, bald an die Bäume oder auf die eisernen Geländer gelehnt, welche die Blumenbeete einschließen. Jener Alte mit den weißen Haaren dort auf der steinernen Bank hat sich schon vor einer Stunde das Zeitungsblatt geben lassen, welches er in seinen zitternden Händen hält, und kaum ist er halb damit zu Ende. Dem Kostüme und dem Journal nach zu urtheilen, ist es ein in den Ruhestand gesetzter Beamte, dessen Pension sich höchstens auf 600 Franken jährlich belaufen mag; er folgt gewiß dem Gang der Ereignisse mit größerem Eifer und größerer Theilnahme, als der Zeitungsschreiber selber; denn er würde eher sein frugales Mittagsmahl in seiner Pension bourgeoise, als die Lektüre seiner Zeitung versäumen. Wie er jede Zeile mit seinen Lippenbewegungen begleitet! Noch ist er im vollen Strome der Begebenheiten, eine halbe Stunde noch, und er senkt das Blatt, um seine Augengläser abzuwischen und seinem Nachbar zu demonstriren, daß die jetzige Regierung unverzeihliche Fehler begehe.

Wie groß übrigens die Zahl der habituellen oder zufälligen Zeitungsleser seyn muß, erhellt schon aus dem Umstande, daß dieselben an den beiden zuletzt genannten Orten allein acht Zeitungsbuden unterhalten, welche für diesen privilegirten Ort keinen unbedeutenden Miethzins an das Haus Orleans bezahlen müssen, und sich doch nur für jedes Blatt die sehr geringe Steuer von einem Sous entrichten lassen. Für die Abendblätter zahlt man zwei Sous; wenn aber wichtige Nachrichten aus dem In- oder Auslande erwartet werden und die Neugierde allgemein gespannt ist, wie bei den Lyoner Unruhen und dem Attentat von Fieschi, muß man froh seyn, wenn der Messager für zwanzig Sous zu haben ist. Im April vorigen Jahrs habe ich die Abendjournale mit fünf bis zehn Franken bezahlen sehen. Die Zeitungsbuden des Palais-royal sind bei solchen Gelegenheiten förmlich belagert, und man muß Queue machen, wie am Theater; hier und da im Garten stehen einzelne zerstreute Gruppen beisammen und theilen sich die Neuigkeiten beim Lampenschein mit, andere eilen mit dem erbeuteten Journal in das nächste Kaffeehaus, wo sich bald eine Corona von Zuhörern um diese Glücklichen bildet, welche alsdann gezwungen sind, den Inhalt der Zeitung laut vorzutragen.

Von der eingewurzelten Leselust der Pariser zeugt überdies die Unmasse von Lesekabinetten, welche man in allen Stadttheilen findet. Zu Anfang der französischen Revolution von 1789 gab es in ganz Paris nur ein einziges solches Cabinet de lecture; heutzutage trifft man in jeder nur einigermaßen besuchten und günstig gelegenen Straße der Hauptstadt solche Leseanstalten, deren man im Ganzen gegen 400 zählt, wovon 200 ihren Besuchern und Abonnenten bloß Journale und politische Broschüren darbieten, die übrigen 200 aber außerdem auch noch Leihbibliotheken damit verbinden.

Diese Lesekabinette sind sehr nützlich und ihre Einrichtung höchst zweckmäßig getroffen. Man kann sich daselbst auf einen Monat abonniren, oder man zahlt für die einzelne Sitzung, für den ganzen Tag oder für die einzelne Zeitung. Alle die Abstufungen haben ihre bestimmten, festgesetzten Preise, die gewöhnlich draußen neben der Eingangsthür angemerkt sind. Diese Bequemlichkeit hat man in unsern deutschen Lesekabinetten nicht, welche man höchst vornehm Cassinos, Redouten, Museen, Philomathien u. s. f. nennt, weil in der Regel Bälle, Konzerte und gesellschaftliche Erheiterungen damit verbunden sind. Dann muß man auch oft Monate lang warten, um sich auf einen Monat abonniren zu können, und in dieser Wartezeit muß man einen soliden Lebenswandel und empfehlende Antecedentia aufzuweisen haben, wenn man als Mitglied aufgenommen seyn will. Wenn man als Fremder in einer Stadt lebt, wo man gerne in's Cassino gehen möchte, um die Zeitungen zu lesen, kann man häufig gar nicht einmal Mitglied des Lesezirkels werden, wenigstens ist mir das zu meiner Zeit in München und Frankfurt begegnet. Hat man vollends das Unglück, Jude zu seyn, wird man gar nicht aufgenommen, und die Pforten des Himmels und des Frankfurter Museums öffnen sich selbst dann nicht, wenn man ein ausgezeichneter Jude ist, dem man doch billiger und vernünftigerweise das Recht zugestehen sollte, außerordentliches Mitglied eines deutschen Leseklubbs zu seyn. Wenn man endlich alle diese Feuerproben glücklich überstanden hat, muß man die Statuten studiren und sich den ersten Artikel einprägen, daß in den Lesezimmern nicht gesprochen werden darf. Warum machen wir Deutsche uns Alles so schwer und unverständlich? warum kommen wir nicht überein, unsere wichtige Amtsmiene und pedantische Weise wenigstens in allen den Dingen abzulegen, wo sie nicht hin gehören, wo sie übel angebracht sind und belästigen? wollen wir denn alle unsere gesellschaftlichen Verhältnisse mit Aktenstaub bepudern und mit Eau d'Ennui parfümiren? Die Art und Weise, wie es nur zu oft bei der Aufnahme in unsern deutschen Lesekabinetten hergeht, ist lächerlich, und erinnert an die Zeiten unserer Großmütter, wo Alles nach altem Brauch und Herkommen, nach Gesetz und Ordnung sich zutrug, ohne welche damals keine Theegesellschaft bestehen konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Die wahre Aufgabe des Künstlers ist es, die ewigen Ideen in ihrer Verleiblichung, wie er sie in der Schöpfung und vor allem im Menschen, als dem Ebenbilde, das der größte Künstler nach seinem eigenen Bilde, nach der reinsten und fleckenlosesten Schönheit gebildet, darzustellen. Die ganze Kunst ist demnach nichts, als eine heilige Symbolik, überall in der Natur soll sie die Gesichtszüge ihres Meisters aufsuchen, und aus diesem Abbilde soll sie in der Brust des Beschauenden die Sehnsucht nach dem Urbild wecken und ihn in eine höhere Region erheben. Wie die ganze Schöpfung ein großes Kunstwerk ist, so soll es auch die Geschichte und das Leben jedes einzelnen Menschen seyn, und der Künstler soll aus der Tiefe seiner eigenen rein und harmonisch gestimmten Seele die Farben nehmen, um dieses Kunstwerk der Schöpfung und des Lebens in seinen Bildern abzustrahlen. Allein der Mensch ist gefallen und mit ihm die ganze Natur, das Ebenbild Gottes ist zu einer Fratze geworden, statt der leuchtenden Züge jener ewigen, nimmer alternden Schönheit sind die Zeichen der Sünde, der Verwesung und des Todes tief in sein Gesicht eingegraben. Noth und Gefahr und Elend aller Art umstehen in tausend Gestalten sein leibliches und geistiges Daseyn, Krankheiten bleichen sein Gesicht, in Finsterniß und Zweifel schmachtet sein Geist, von ungestümen Naturtrieben hin und her gerissen, und das Verbrechen und der Wahnsinn drückt dem Ebenbilde Gottes seine schauerlichen Zeichen auf, wie die Krallen, die der Geier seiner Beute in die Augen senkt, während er das zitternde, warme Herz verzehrt. Auch die Natur ist entstellt, auch sie seufzet nach Erleuchtung und Erlösung, und ein tiefer, herzzerschneidender Schmerz geht als Grundton durch alles Daseyn, wie er schon in den Volksliedern aller Völker in ihren wehmüthigen Melodien widerklingt.

Mannichfaltig aber und groß, ernst und reich ist in diesem Kampfe des Lebens auch die Aufgabe der Kunst, Gott, dem Menschen und der Natur gegenüber. Als seine Begleiterin und Mitstreiterin ist sie mit ihm von der Höhe herabgestiegen und ihm in die Verbannung und das Unglück gefolgt. Nicht zum Scherz und zur Kurzweil, nicht zu einem nichtigen und flüchtigen Sinnenreiz ist sie ihm gegeben. Sie soll dem Menschen sein Bild vorhalten, sie soll ihn warnen, ihn strafen und schrecken, sie soll ihn trösten, wenn er klagt, ihn erwecken, wenn er schläft, und ihn zum Siege begeistern, indem sie ihm die Krone, die seiner wartet, in verklärtem Glanze zeigt. Dazu stehen ihr die drei großen Offenbarungen Gottes zu Gebote, sein geschriebenes Wort, wie es von der Kirche aufbewahrt wird, und eine unsichtbare Geisterwelt des Lichtes und der Nacht in sich befaßt; dann als zweite Offenbarung das Reich der Geschichte, das der freie Wille des Menschen unter der Leitung der Vorsehung erbaut, und endlich das große, im unermeßlichen Raume ausgebreitete Reich der Natur. Ist die Kunst vom Geiste des Lichtes erfüllt, dann kann sie mit dem tiefsinnigen Dichter des Mittelalters Himmel und Hölle und Fegfeuer durchwandeln; die Engel des Herrn werden sie auf ihren Händen tragen, der Schlamm wird sie nicht beschmutzen und die Gluth des Feuers den Saum ihres Gewandes nicht versengen, vor dem Throne Gottes aber wird sie im Chore der Geister das ewige Alleluja singen. Stets soll daher ihr Auge wie das der Blume nach der Höhe gerichtet seyn, und der Duft ihrer Blüthe als Weihrauch zum Himmel aufsteigen und den Menschen nach seiner Heimath hinweisen. Darum fällt es allerdings in ihr Bereich, ihn in seiner ganzen Zerrissenheit und Armuth darzustellen und mit vollem Tone den Schmerz des Lebens auszusprechen. Sie soll ihn und die Natur, als das trauernde, von seinem Gotte abgefallene, in der Gefangenschaft büßende Jerusalem darstellen. Zugleich aber soll sie auch auf seinem Antlitze die verwischten Spuren seiner alten Herrlichkeit und höhern Würde, die entstellten Züge seines Ebenbildes aufsuchen. Auch in der Natur soll sie die Strahlen sammeln, die ihr von dem frühern Glanze geblieben sind. Denn ist auch die Sonne des Paradieses untergegangen, so glänzen immer noch die Höhen in ihrem Nachschimmer, wie die Alpen noch in purpurner Pracht glühen, wenn der Abend schon über die Tiefe den düstern Schleier der Nacht und des Schweigens gebreitet hat. Auch im Geiste tauchen noch dunkle Erinnerungen seiner ehemaligen Größe auf, wie Blumen eines Gartens, der sich in eine Wildniß verwandelt. Diese Strahlen verblichener Herrlichkeit, diese Blumen des verlornen Paradieses soll der Künstler zu einem Bilde und einem Kranze gestalten, und den Menschen an seine Vergangenheit erinnern und ihn seine Zukunft ahnen lassen. Auch er soll, gegenüber der Finsterniß, der Zerrissenheit und Mißgestalt der Sünde, den Reichthum, den Frieden und die göttliche Kraft der Tugend in dem vollen Glanze der Schönheit zeigen, wenn sie in Heiligkeit und Demuth, von dem Ewigen begeistert, sich für Gott und den Menschen aufopfert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Beschluß.)

Bulwer, die englischen Frauen und das Parlament.

Bevor ich den weitern Fortgang berichte, muß ich in Berkeleys Rede ein zu Wenig und ein zu Viel rügen. Zu wenig that er, als er sich auf das Beispiel Irlands, Frankreichs und des Oberhauses berief. Er hätte sich auch auf das Beispiel der vereinigten Staaten Nordamerika's beziehen sollen, wo die Damen inmitten der Deputirten sitzen, und durch ihr angenehmes episodisches Geplauder den finstern Ernst politischer Verhandlungen beleben und erheitern. Zu viel aber that er, indem er sagte, er begreife nicht, warum die Damen „einzig und allein“ vom Hause der Gemeinen ausgeschlossen seyn sollten. Einzig und allein — welche Ignoranz! Hat Berkeley nie vom galanten Sachsen und nie von dessen erstem konstitutionellen ungalanten Landtage gehört, wo die Pairskammer den verfassungsmäßigen Antrag auf Zulassung der Damen fast einstimmig verwarf, und die Kammer der Gemeinen es nicht einmal der Mühe werth fand, einen ähnlichen Antrag zu stellen! Das erregte damals schmerzliche Zweifel an der Wahrheit der sächsischen Konstitution, und etwas der Art konnte einem englischen Parlamentsgliede entfallen seyn! Schon am dreizehnten Tage nach seiner Ernennung zum Ausschuß-Präsidenten überbrachte Berkeley den betreffenden Bericht, legte ihn auf die Tafel und beantragte den Druck, was natürlich ohne den geringsten Widerspruch unter lautem Beifallsrufe genehmigt wurde. Die Kommission hatte beschlossen, daß ein Theil der Fremdengalerie auf der nördlichen Seite des Hauses, nicht über ein Viertel derselben, doch Raum für vier-und-zwanzig Damen haltend, zu deren besonderer Aufnahme angewiesen, mittelst eines Durchzugs abgetrennt und quervor mit einem durchbrochenen Gitter versehen; daß der der Kommission von Sir Robert Smirke vorgelegte Plan und Kostenanschlag angenommen; daß an einem zu dem Ende an der Eintrittsthüre besagter Galerie eingerichteten Platze unter Aufsicht einer besonders anzustellenden Person ein Buch gehalten; daß, mit alleiniger Ausnahme, wenn die Galerie nicht gefüllt ist, einem Deputirten im Laufe einer Woche mehr als zwei Damen einzuführen nicht gestattet; daß der Name jeder Dame den Tag vor ihrer Zulassung, oder für den Fall einer Vertagung des Hauses am lezten, dem nächsten Zusammentritte vorhergehenden Sitzungstage in besagtes Buch eingeschrieben und der Namenszug des Deputirten, der die Namen eingezeichnet, unter der Bemerkung, ob die Zulassung zur Früh- oder Abendsitzung statt finden solle, deutlich beigesezt; daß die Karten von den Damen an der Thüre der Galerie vorgezeigt, ohne Karte keine Dame eingelassen; daß in Fällen, wo besagte Galerie eine Stunde nach dem Zusammentritte des Hauses nicht voll ist, so lange, als Raum darin übrig, jedem Mitgliede gegen Einzeichnung der Namen zwei Damen während der Sitzung des Hauses einzuführen das Recht zugestanden; daß gedachtes Buch zum Behuf des Eintragens von Namen zur Zulassung am folgenden Tage von halb zwölf Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags offen gehalten, und mit alleiniger Ausnahme, wenn die Galerie bis zu der in vorhergehendem Paragraph angegebenen Stunde nicht voll ist, nicht wieder geöffnet; daß die dem Vorschlage gemäß abgetrennte Galerie die Damengalerie genannt und ausschließlich zu deren Aufnahme vorbehalten; daß die zu sothaner Aufnahme nöthige Abänderung der Fremdengalerie ohne Verzug bewirkt; und daß im neuen Hause der Gemeinen auf Errichtung einer zu bequemer Aufnahme von nicht weniger als vierzig Damen geeigneten Galerie Bedacht genommen werden solle. Sobald dieser Bericht gedruckt und vertheilt war, stellte Berkeley am 3ten August den Antrag, daß das Haus die darin enthaltenen Beschlüsse genehmigen möge. Der Sprecher legte die Frage vor, warf einen raschen Blick über die Versammlung und sagte: the noe have it, die Neiner haben es. Master Berkeley war jedoch mit dieser summarischen Abstimmung nicht zufrieden und trug auf parlamentarische Theilung des Hauses an. Die neugierigen Zuhörer, unter welchen Referent, mußten nun abtreten, die Theilung erfolgte und das Resultat war: 83 Ja und 86 Nein, mithin eine Majorität von drei Stimmen gegen die Damen für Lord John Russell.

Ich enthalte mich, den Ausdruck von Unwillen zu bezeichnen, welcher bei dieser Nachricht über die Gesichter der galanten Zuhörer und auch durch meine Brust zuckte. Welche Aufnahme in Folge derselben die verheiratheten oder sonst mit dem schönen Geschlecht alliirten Parlamentsmitglieder zu Hause oder anderwärts gefunden haben, läßt sich daraus erkennen, daß am nächsten Tage sowohl von den Bejahern, als von den Verneinern eine Subscription eröffnet wurde, von jenen zum Behuf des Drucks und der Verbreitung ihrer Namen, von diesen zum Behuf der Verhinderung jeder solchen und besonders einer Bekanntmachung ihrer Namen. Beide Subscriptionen haben einen glänzenden Erfolg gehabt. In Tausenden von Gratisabdrücken cirkulirt die Namensliste der Bejaher. Ein Verzeichniß der Verneiner hat noch keine Zeitung gegeben, nicht einmal die Times, dieser Koloß von Reichthum und Haß gegen das Russell-Melbournesche Kabinet; Beweis genug, welche unermeßliche Summen die in ihrer Häuslichkeit geängstigten und um den lieben Hausfrieden besorgten Sechsundachtziger gezeichnet haben. Weil indessen Verrath und Verräther nie und nirgends schlafen, so hat eine Abschrift von den Namen der subscribirten Verneiner sich in's Publikum gestohlen, und an ihrer Spitze steht Eduard Lytton **Bulwer**. Also den Muth hat er, gegen die Damen zu stimmen, doch Angst, es zu bekennen. An der Richtigkeit der Thatsache ist um deßwillen nicht zu zweifeln, weil man weiß, daß er am 4ten August im Unterhause war, weil sein Name in der Liste der Bejaher fehlt, weil er am 16ten Juli einer der 104 Verneiner gewesen, weil er verheirathet ist u. s. w. Seine deutschen Freundinnen werden in der Fülle ihrer gutmüthigen Nachsicht ihn mit seiner Anhänglichkeit an das bestehende Ministerium und vielleicht mit seiner Ueberzeugung entschuldigen, daß Frauen nicht in's Parlament gehören. Gut, aber sein Bruder, Heinrich Bulwer, und das ganze Heer der O'Connells sind auch Ministerfreunde, und haben für die Damen gestimmt. Was sodann den Glauben anlangt, daß das eigene Haus ein geeigneterer Aufenthalt für Frauen sey, als das Unterhaus, so gelten des Dichters Worte: „und drinnen waltet die züchtige Hausfrau u. s. w.,“ nicht von vornehmen Engländerinnen, und die Parlamentsmitglieder sind die vornehmsten Leute in England. Ist es mir doch beinahe, als sey jenes Bild der Häuslichkeit auch in Deutschland verschossen; aber keinen Falls werde und kann ich zugeben, daß es artiger ist, die Damen zu Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen, als die Wahl ihrem eigenen Gefühl zu überlassen; keinen Falls kann ich zugestehen, daß die Damen eines Sittenvormundes bedürfen, und zu solchem hat Eduard Lytton Bulwer sich aufgeworfen.

W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. September 1835.

Der Gott, der jene Götter hat gestürzt,
Hat auch des Schicksals dunkle Nacht gebrochen.
G. Schwab.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

So bildet die Kunst einen goldenen Strom großer, Gott und die Schöpfung umfassender Darstellungen, der im Anfange der Zeiten aus dem Munde Gottes mit dem Schöpfungsworte ausgegangen, die ganze Geschichte des Menschen, die sichtbare Natur und die Welt der Geister umfaßt und am Ende der Tage im Munde derselben richtenden Gottheit, im Schooße der Ewigkeit, sich wieder zusammenschließt.

Wie es eine Weisheit der ewigen Liebe gibt, so ist dieses die Kunst der ewigen Liebe, die so hoch über der heidnischen steht, wie die Idee jener ewigen Liebe, die ihren Sohn zum Heile der Welt hingegeben und alle Menschen mit ihren Vaterarmen umschlingt, über der Idee einer bloß irdischen Liebe und sinnlichen Schönheit steht. Denn nicht durch die äußere Form, sondern vor allem durch die Idee, die den Künstler begeisterte und die er darstellen konnte oder wollte, unterscheidet sich die christliche Kunst von der antiken. Die Centralidee der christlichen Kunst ist, die Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit Gottes zu verherrlichen. Voll Frieden und Vertrauen blickt sie zu Gott hinauf, und, gestärkt und begeistert von ihm, nimmt sie Theil an dem Kampfe für ihn und sucht dem Menschen den verlornen Frieden wiederzugeben, indem sie die Welt von dem Lichte einer höheren Gnade beleuchtet darstellt und aus der vergänglichen Hülle den ewigen, unvergänglichen Geist hervorstrahlen läßt. Dagegen hatte das Heidenthum in der Zeit seiner höchsten Ausbildung, als die alten Ueberlieferungen mehr und mehr erloschen, entstellt und unverständlich geworden, von seinen Göttern, welche selbst an den Leidenschaften der Menschen Theil nahmen, keine Erlösung und kein Erbarmen für die Leiden der unglücklichen Menschheit zu erwarten. Homer, der Vater der Sänger und Künstler, nennt daher auch den Menschen das unglücklichste aller Geschöpfe, die da auf der Erde athmen und kriechen. Die Götter blicken kalt herab, wie die Häupter ihres beschneiten Olympes; während sie sorglos lächeln, seufzt der Mensch unter dem Fluche des Lebens, für den sie ihm keinen andern Trost, als die Geduld gegeben. So wenig nehmen sie an seinen Schmerzen Theil, daß sie ihn selbst um ein vollkommenes Glück beneiden und es tückisch zerstören. Wäre er ja sonst glücklicher, als sie selbst, die schweigend sich den Aussprüchen des Schicksals beugen müssen. So hat der Tod den finstern Mantel ewiger

Nacht über die ganze Schöpfung gebreitet, und in seinem undurchdringlichen Dunkel wohnt das wesenlose Nachtgespenst, das blinde Schicksal. Ohne Vernunft, ohne Gerechtigkeit, ohne Liebe treibt es sein grausames Spiel mit Göttern und Menschen. Nacht ist die Mutter, die das All geboren, und in ihrem finstern, Alles verschlingenden Schooße geht es wieder unter. Das ganze Daseyn ist ein schmerzliches, zweckloses Auf- und Untertauchen. Wie die Wellen, die an einen einsamen Fels schlagen, in ewigem Einerlei heranwogen und wieder verschwinden, so tauchen die Geschlechter sterblicher Menschen in das nichtige Daseyn auf und verschwinden wieder in das Nichts und die Nacht, die sie geboren.

Erfüllten so dunkle Gedanken voll Zweifel und Verzweiflung den Geist der Sänger und der Künstler, welches Licht konnte da aus dem Antlitz ihrer Götter und Menschen, auch bei der vollendetsten äußern Schönheit der Form, hervorstrahlen? In ihrer Vollendung, in dem Traumbild des schönsten und glücklichsten der Menschen suchten sie ihres Unglücks zu vergessen. Die schaumgeborne Meerfee sollte sie für die ewige, unvergängliche Schönheit entschädigen, sie war nicht bloß mehr Symbol, sie war ihnen die Göttin selbst. Wohl statteten sie ihre Bilder mit allen Gaben ihres reichen, für äußere Harmonie und Schönheit so rein gestimmten Geistes aus. Aber konnten sie ihnen das geben, was sie selbst nicht hatten, da ihnen ja das ganze Leben ein dunkles, unaufgelöstes Räthsel war, das ihre ohnmächtigen, lieblosen Götter nicht auflösen konnten? darum geht auch durch sie der alte Schmerz hindurch, der gerade in ihren größten Dichtern* am tiefsten wiederklingt und eine stille Wehmuth über die lachenden Gefilde ihrer Phantasie verbreitet, als wollten sie sagen: es ist ja doch Alles nur ein nichtiger Traum, die Sonne geht unter, und Alles verschlingt die Nacht und der Tod. Ihren Bildern fehlt darum die eigentliche Seele, sie strahlen und leuchten wie Sylphen und Salamander, aber ihr Herz ist gefühllos und kalt. Und doch wohnt auch in diesen Göttergestalten, wie sie ihre reiche Phantasie unter ihrem heitern Himmel, von reinen harmonischen Formen umgeben, erschaffen hat, noch immer der göttliche Funke der wahren Schönheit und Jugend; denn jede Harmonie, auch die tiefste, ist ein Theil der Gesammtharmonie, wie jede einzelne Wahrheit ein Glied der einen großen Wahrheit ist, und nur dann zur Lüge wird, wenn sie sich für die alleinige und ganze Wahrheit ausgeben will.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die Beweisstellen gegen die gewöhnliche Behauptung von der heitern Lebensansicht der Griechen findet man aus ihren Dichtern und Philosophen in folgender Schrift zusammengestellt, die auch die obigen Ideen geistreich ausführlicher entwickelt: De mortis dominatu in veteres, commentatio theologico-philosophica. Scripsit P. E. de Lasaulx. Monaci, apud J. G. Cottam, 1835.

Die Lesekabinette in Paris.

(Beschluß.)

In den Pariser Lesekabinetten wird man von allem dem nichts gewahr; es herrscht in den Lesezimmern die größte Stille; unter den 60 — 80 Personen, welche oft in einem Salon beisammen sind, hört man kein anderes Geräusch, als das Umschlagen der Blätter und das Gekritzel der Federn auf dem Papiere; höchst selten scharrt Einer beim Aufstehen mit dem Stuhle oder flüstert einem Bekannten ein paar Worte in's Ohr; ein trockener Husten und schwindsüchtiger Seufzer wird noch mit Nachsicht behandelt, aber ein unvorsichtiges, plötzliches, lautes Niesen würde allgemein den Unwillen der Gesellschaft erregen. Um diese Stille hervorzubringen, scheint jedoch kein Reglement mit zahlreichen Paragraphen erforderlich gewesen zu seyn; denn ich habe nirgends dergleichen angeschlagen gefunden. In Deutschland muß man nicht selten seinen monatlichen oder vierteljährlichen Beitrag an den Sekretär der Gesellschaftskasse entrichten, welcher nur in eignem Zimmer und zu eignen Stunden des Tags zu sprechen ist, und dem überdies noch drei ordentliche Mitglieder zur Regulirung des Budgets beigegeben werden, welches doch jährlich kaum ein paar tausend Gulden beträgt. Hier führt ein einziger Mensch, gewöhnlich eine hübsche junge, oder alte Dame die Rechnung, welche den ganzen Tag über am Zahltisch sitzt, und beim Eintreten die Blicke der Männer, und beim Weggehen ihr Geld in Empfang nimmt. Sie allein berechnet die jährlichen Einnahmen und Ausgaben, die sich in größeren Lesekabinetten leicht auf 60,000 Franken belaufen mögen; denn die französischen und englischen Zeitungen sind im Verhältniß zu den unserigen entsetzlich theuer; sie kosten oft das Doppelte und Dreifache, und dann, wenn wir auch einige ausländische Blätter nach Deutschland kommen lassen, so geschieht es doch nicht in so großer Zahl, als hier, wo man nicht bloß alle englischen, französischen, spanischen, italienischen und deutschen, sondern auch die nordamerikanischen Blätter, und sogar die aus den ost- und westindischen Kolonien hält. — Die größten Lesekabinette in Paris sind gegenwärtig Rue Vivienne Nr. 18, welches von Galignani gehalten wird, und Rue Neuve Saint-Augustin Nr. 55, nicht weit von der Rue de la Paix, die in den Vendomeplatz mündet. In diesen beiden Anstalten findet man die größte Anzahl deutscher Blätter; aber wie schrecklich und stiefväterlich geht man mit unsern guten, stillen und bescheidenen Zeitungen um! Nicht allein die Blätter selbst, sondern auch die deutschen Landsleute, welche dahin kommen, um sie zu lesen, müssen ein wahres Martyrthum ausstehen. Während die großen englischen

Zeitungen allein einen großen, grünen Tisch bedecken, während man den französischen Journalen einen andern großen grünen Tisch eingeräumt hat, und die Blätter beider Nationen jeden Morgen sauber gefalzt und aufgelegt werden, liegen unsere deutschen Zeitungen zerstreut auf dem Tische umher, zwischen italienischen und spanischen Journalen, oder den französischen Blättern aus der Provinz, und sehen Einen ganz bedauerlich an mit ihren schwarzen, halberloschenen Augen und Lettern auf grauem Papier. Sie sind nicht einmal geordnet, oft fehlen Nummern, und in der Regel werden sie pêle-mêle durch einander geheftet, so daß man den Hamburger unparteiischen Korrespondenten, den schwäbischen Merkur, das Leipziger Tagblatt, den österreichischen Beobachter, die Münchner politische Zeitung auf einem, und die Hamburgische Börsenhalle, den Nürnberger Korrespondenten, die preußische Staatszeitung, die Frankfurter Oberpostamtszeitung und die Braunschweiger Nationalzeitung auf einem andern Brette zusammen findet; und, guter Gott! in welchem Zustande! Entweder sind sie nur halb aufgeschnitten, oder in die Kreuz und Quer verschnitten, weil sie erst von den großen Uebersetzungsbureaux in die Lesekabinette kommen, und jene die Verstümmelungen mit ihnen vornehmen, welche ihr Interesse verlangt. In der Regel bleiben sie in diesem Zustande mehrere Tage lang aufgelegt, dann werden sie weggenommen und in eine gemeinschaftliche Mappe gethan, so daß man seine liebe Noth hat, wenn man etwas nachlesen will. Von unsern belletristisch-artistischen Tagesblättern habe ich außer Ihrem Blatte kaum eines oder das andere in den hiesigen Lesekabinetten angetroffen; von den vielen monatlich in Deutschland erscheinenden Zeitschriften, Literaturzeitungen u. s. f. aber gar keine; die französischen und englischen Revuen dagegen sind so zahlreich und in solcher Menge vorhanden, daß sie ein eigenes Zimmer und darin zwei eigene große Tische einnehmen. Der Unternehmer des Dépôt central de la librairie étrangère hat einen eigenen deutschen Lesecirkel in Paris gründen wollen, und ließ zu dem Ende im vorigen Jahre einen Aufruf an die hiesigen Deutschen ergehen; aber das beabsichtigte Unternehmen scheiterte, sey es nun, daß die Nachlässigkeit und der geringe Eifer unserer in Paris lebenden Landsleute, oder die geringe Zahl derselben daran Schuld war. Es leben allerdings weniger Deutsche als Engländer ihres Vergnügens und ihrer Studien halber in Paris; aber wir sind geneigt, den gänzlichen Mangel an wissenschaftlichen Zeitschriften unsers Vaterlandes in den öffentlichen Anstalten von Paris dem ersterwähnten Umstande beizumessen; wir Deutsche leben im Auslande viel zu vereinzelt und getrennt, legen auch unsere Schüchternheit und Bescheidenheit zu wenig ab und pochen nicht genug auf unsere Nationalität, weßhalb es mich gar nicht Wunder nimmt, warum die Franzosen unsere Ansprüche weniger befriedigen, als die der Engländer; denn in Paris kann man mit Geld und Dreistigkeit Alles erwirken.

Außer den zwei obengenannten Lesekabinetten sind die bedeutendsten die im Palais-royal, von denen wiederum die Tente in der Galerie Montpensier Nr. 6 und die Salons littéraires in der Galerie Valois Nr. 156 die bekanntesten sind. Auf der andern Wasserseite ist das Lesekabinet der Madame Vergue neben dem Café Voltaire auf dem Place de l'Odéon, und der Salon de Lecture in der Passage du commerce Nr. 7 am besuchtesten. Die große Anzahl der Abonnenten erlaubt den Unternehmern solcher Anstalten, den Preis sehr niedrig zu stellen, so daß sie dadurch den unbemittelten Studirenden, oder denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine wahre Wohlthat erweisen. Für die mäßige Summe von sechs Franken kann man z. B., wenn man anders Lust, Zeit und Kenntnisse dazu hat, täglich alle Pariser Blätter, über hundert fremde Zeitungen und gegen fünfzig englische und amerikanische Revuen lesen, und den ganzen Tag über in diesen Lesekabinetten verweilen, hat dabei ein stets gewärmtes, hellerleuchtetes Zimmer, Federn, Dinte, Papier und Schnupftabak von einem seiner Nachbarn, und kann nach Belieben von Morgens acht Uhr bis Nachts eilf Uhr darin arbeiten. Da zugleich mit diesen Anstalten gewöhnlich eine Bibliothek und eine Sammlung der Hauptjournale aus der Epoche der ersten französischen Revolution verbunden ist, so hat man Bücher zum Nachschlagen und interessanten Stoff zum Arbeiten bei der Hand. Deßhalb sieht man auch oft, zumal im Winter, dieselben Leute zu allen Stunden des Tags und Abends, die eifrig damit beschäftigt sind, Auszüge zu machen, und einmal in ihre Arbeit vertieft, nur dann das Lesekabinet verlassen, wenn sie essen oder schlafen gehen. Im Quartier latin, wo die Sitten freier sind, bringen sich Viele auch wohl ihr Frühstück mit, besonders während der strengen Jahreszeit. Die Lesekabinette in diesem Stadttheil werden hauptsächlich von Studirenden besucht, welche hier den größten Theil ihrer Vorarbeiten zum Examen verrichten. Ein deutscher Student würde sich schwer an diese Art zu arbeiten gewöhnen und wenig vor sich bringen; er muß allein in seinem Zimmer unter bekannten Umgebungen seyn; er sucht gerne das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, die Pfeife muß im Brand seyn und der Bierkrug auf dem Tische stehen, wenn er Neanders Kirchengeschichte, Tholuks Dogmatik oder Mühlenbruchs Pandekten durchstudiren soll. Jedoch sieht man außer den Studirenden auch viele alte Leute mit weißen Haaren, welche in den Lesekabinetten den ganzen Tag mit Lesen und Schreiben zubringen; das sind die

Fabrikanten jener seit einigen Jahren so gangbaren und so allgemein verbreiteten Kompilationen und Plagiate, welche man „Memoiren" zu nennen beliebt hat, die sich alljährlich, einer Ueberschwemmung gleich, über den Rhein nach Deutschland ergießen, wo sie eben so gierig, wie in Frankreich, verschlungen werden. Von diesen ältern und ständigen Abonnenten hat jeder seinen bestimmten Sessel und seinen bestimmten Platz im Lesekabinet; wenn er denselben bei seiner Ankunft zufällig schon von einem Fremden besezt findet, so gibt es so leicht keine Verwünschung, welche er im Innern seines Herzens gegen den Usurpator auszustoßen sich nicht für berechtigt hielte; wenn der Fremde, der seinen Platz eingenommen, plözlich vom Schlagfluß gerührt zu Boden fiele, so würde sein Feind von nichts als vor Freuden gerührt werden, durch diesen Zufall wieder in den Besitz seines rechtmäßigen Platzes gekommen zu seyn, wo die Spur seines Ellenbogens auf dem Tische eingedrückt ist. Wenn ein solcher Abonnent gewohnt ist, die Dinte zur rechten Hand zu haben, und ein unglücklicher Zufall ihm nun gerade einen Platz anweist, wo das Dintenfaß ihm zur Linken steht, so ist ihm sofort der ganze Tag verleidet, denn er wird sich mehr als zwanzig Mal irren und mit der Feder zur Rechten hinfahren, wo er entweder auf das grüne Tischtuch trifft oder in die Schnupftabaksdose seines Nachbars eintaucht. Wenn der Dolch nicht aus den Sitten verbannt wäre, würde er den Usurpator seines Platzes ohnfehlbar erstechen; so begnügt er sich damit, stillschweigend und mit verbissenem Ingrimm die drohendste Injurienklage im Innern seines Herzens gegen ihn anzustellen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus preußisch Polen, im Sommer 1835.

Schlesien auf der polnischen Seite.

Ich verließ Breslau mit einem gewissen wehmüthigen Gefühle, denn ich hatte mich dort unendlich wohl befunden. Dies Gefühl vermehrte sich, als ich diese liebe Stadt im Rücken hatte, und nunmehr die öden Fluren des rechten Oderufers vor mir sah. Es ist auffallend, welch ein Kontrast zwischen den beiden Hälften herrscht, in welche die Oder Schlesien theilt. Natur und Mensch tragen da ein anderes Kleid. Zwar hört man noch bis nach Trebnitz und eine kleine Strecke über dieses Städtchen hinaus die deutsche Mundart, das Volk aber ähnelt schon dem slavischen Stamme, und auch in den Wirthshäusern glaubt man schon in Polen zu seyn. Doch traf ich dies mehr oder weniger auch auf der deutschen Seite, d. i. dem linken Oderufer. Auf den Höhen vor Trebnitz hielt ich an und schaute noch einmal zurück in das gesegnete Land, dessen Grenzen ich nunmehr bald überschreiten wollte. Die Hügelkette, welche sich dicht vor mir ausbreitete, bot ein freundliches Bild, und war gleichsam ein Miniaturgemälde von Schlesien; denn sie wechselt mit lieblichen Gruppen von Berg und Gehölz, sie ist begabt mit Boden von allen Qualitäten, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe. Trebnitz wird durch die imponirenden Gebäude des hiesigen ehemaligen Klosters gehoben. Jezt hat die klösterliche Stille dem Geräusch einer Dampfmaschine, welche hier bei einer Tuchmanufaktur thätig ist, und die künstliche Nadel der Nonnen dem Schiffchen der Tuchweber Platz gemacht. Jenseits Trebnitz kommt man in lange ausgedehnte Waldungen. Düster, wie diese, erscheinen die in den hin und wieder zerstreuten Dörfern wohnenden Menschen. Kohlenbrennereien und Eisenwerke stoßen einen steten Dampf und Rauch aus, und es bedarf eben keiner sehr lebhaften Phantasie, um sich hier in die Unterwelt versezt zu glauben. In dem Walde fährt man im tiefen Sande langsam fort, und hat Zeit, über die Einsamkeit Betrachtungen anzustellen. Ich überließ mich meinen Gedanken, und achtete nicht darauf, daß mein Wagenlenker des Weges unkundig war. Als ich endlich um mich schaute, gewahrte ich, daß wir vom rechten Wege abgekommen waren. Ich war zweifelhaft, ob ich umkehren oder weiter fahren sollte, als ich vor mir ein Geschrei vernahm. Wir gingen darauf zu und fanden eine Gruppe zerlumpter, schwarzer Gestalten um einen Weiler gelagert. Der Dampf, welcher aus diesem strömte, umhüllte jene zum Theil, und sie wanden sich wie Geister der Unterwelt allmählich aus demselben hervor und umgaben meinen Wagen. Mir war nicht allzuwohl dabei zu Muthe, da ich wohl wußte, daß dieses Volk die Freibeuterei eben nicht verschmäht. Eine Bewegung, die meinen Säbel und ein Paar Pistolen sehen ließ, mochte zur guten Stunde gemacht seyn; denn sie traten zurück und belehrten meinen Kutscher, der zum Glück polnisch sprach, über den rechten Weg; einer ging gegen ein Trinkgeld eine Strecke mit uns, bis wir die Landstraße wieder erreichten. Endlich überschritt ich die Grenze von Schlesien. Zduny ist das erste Städtchen des Großherzogthums Posen. Aermliche Bauart, außer den vor einigen Jahren durch Brand zerstörten und neu aufgebauten Häusern, erinnert lebhaft an das Land, in welches man getreten ist. Die Kinder Israel hatten eben ein hohes Fest, und lustwandelten in großer Menge auf dem Marktplatze. Einige junge Bursche drängten sich sogleich zu mir und boten mir ihre Dienste an. Man mag nun ein günstiges oder nachtheiliges Vorurtheil für dieses Volk haben, in Polen wird man jederzeit gern mit ihnen verkehren, weil sie die besten Dolmetscher sind für den, welcher der Landessprache nicht mächtig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 215:
1. Eine Frau. 2. Die Eifersucht.

Charade.

Das Erste eine Au,
Das Zweite ist ein Stern:
Das Ganze ist kein Fisch,
Doch fischt es Fischer gern;

Mit ihm wuchs auch sein Teller,
Auf dem wird's apprêtirt,
Vom Besten aus dem Keller
Den glatten Weg geführt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. September 1835.

Hat doch dem Reichen holde Veränderung
Und reine Nachtkost unter des Armen Dach
Auch ohne Baldachin und Purpur
Oft die gerunzelte Stirn' entfaltet.

Horaz, nach Voß.

Deutsche Mährchen und Sagen.

Von Victor Strauß.

Salz und Brod segnet Gott.

Der König tief im Walde, allein auf seinem Roß,
Hat sich verirrt, verloren von seiner Jäger Troß.
Es hungert ihn, ihn dürstet, er sucht den Wald hindurch,
Und findet nicht die Seinen noch eines Mannes Burg.

Doch wie die Sonne sinket, die Nacht herunterbricht,
Aus dunklen Tannengründen, schau! blickt ein gastlich Licht,
Der König reitet nieder; ein Kohlenmeiler glüht,
Der alte, nackte Köhler ist flink umherbemüht.

Der König steigt vom Rosse und naht dem alten Mann,
Sie wechseln ihre Grüße: „Nun, Alter, saget an!
Mich hungert und mich dürstet — habt Ihr von Speis' und Trank,
Daß ich mich dran erlabe? ich wüßt's Euch immer Dank."

Der Köhler gar vertraulich ihm auf die Schulter schlug,
Und sprach zu ihm: „Gott hab' ich und allerwege gnug."
Ging drauf zu seinem Hüttchen, im Tannengrün versteckt,
Von Scheiten aufgebauet, mit Rinde überdeckt.

Der König steht betroffen; was ist dem Herrn geschehn?
Was hat sein Ohr vernommen? was hat sein Aug' gesehn?
Schon war zurück der Alte, zwei Teller er ihm bot,
Schneeweißes Salz auf diesem, auf jenem schwarzes Brod.

Der König, Beides nehmend, sezt sich demüthiglich;
An Brod und Salz, dem weißen, erquickt er freudig sich.
Und wieder bringt der Alte im Becher, holzgeschnizt,
Die klare Fluth der Quelle, die hell am Feuer blizt.

Der König nimmt es dankend, es gibt ihm neuen Muth:
„Ich muß Dir's immer lohnen, mein Wirth, wie wohl mir's thut."
Er bricht von seinem Sattel den Silberstegreif los:
„Die Gab' ist wohlgemeinet, ist sie auch schon nicht groß."

Der Alte nimmt es lächelnd; auf sizt der Herr alsbald,
Der Andre faßt den Zügel und bringt ihn aus dem Wald.
Drauf wünscht der Wirth dem Gaste, der Gast dem Wirthe Glück,
Der Köhler kehrt zum Meiler, der Herr an Hof zurück.

Und als auf's Neu zur Sonne der Vöglein Frühlied schallt,
Zwei edle Diener sendet der König in den Wald,
Ihm seinen Wirth zu holen tief aus dem grünen Tann.
Sie gehn und kehren schleunig und führen ihn heran.

Schon ist das Mahl bereitet, stolz prunkt der Gäste Kreis;
Zur Seit' ihm sitzen heißet der König seinen Greis.
Der staunt und weicht zurücke: „Was ist mir da bereit't?"
„Getrost, Freund!" ruft der König, „Dir widerfährt kein Leid.

Es hat ja dieser Tage ein Herr bei Dir gespeist,
Blick' um, ob Du sein Antlitz noch zu erkennen weißt?"
Der Köhler zieht den Stegreif hervor im Augenblick:
„Mich dünkt, das seyd Ihr selber; verlangt Ihr dies zurück?"

„Mit nichten, Freund, mit nichten; denn das war Dir geschenkt,
Jetzt lohn' ich dem, der unser in Nöthen willig denkt,
Denn wisse, Freund, Du issest an Deines Königs Tisch."
Da ward dem Alten Seele, Gesicht und Auge frisch.

Man bracht' ihm Fisch und Braten, Gebäck und edlen Wein,
Ja, dünkt' ihm, da ist Alles, was in der Welt mag seyn.
Er dankte Gott der Gaben, davon so übervoll
Gewässer, Wald und Weinberg und Feld dem Menschen quoll.

Und als das Mahl geendet, man das Geräth enttrug,
Der Herr dem Gast vertraulich auf seine Schulter schlug,
Er bot ihm seine Rechte: „Nun, Freund, die Hand mir gieb,
Es war nicht viel zum Besten, nimm eben nur vorlieb."

Der Greis erschrickt und zittert; was ist dem Mann geschehn?
Was hat sein Ohr vernommen? was hat sein Aug' gesehn? —
„Was bebst Du?" fragt der König. „Darf ich es sagen? nein." —
„Du mußt es, Freund, so wahr ich stets soll Dein König seyn." —

„„Dann wißt, Herr; als Ihr sprachet: Nun Freund, die Hand mir gieb,
Es war nicht viel zum Besten, nimm eben nur vorlieb;
Da, hinter Euch, da sah ich den Teufel glühend stehn."" —
„Ist's also? wohl, so sag' ich Dir auch, was ich gesehn."

Als Deine Hand im Walde mich auf die Schulter schlug,
Und sprachst zu mir: Gott hab' ich und allerwege gnug,
Da, hinter Dir, da sah ich den Engel Gottes stehn
Und dir mit goldnen Flügeln die Schläfe sanft umwehn.

Drum aß ich froh-genüglich von Deinem Salz und Brod,
Wie Wein war mir das Wasser, so Deine Hand mir bot.
Geh heim zu Deinem Meiler, zu Deiner Hütte hin!
Dies aber will ich halten, so wahr ich König bin:

Bringt mir mein Tisch die Gaben, davon so übervoll
Gewässer, Wald und Weinberg und Feld den Menschen quoll,
Und bringt er Salz und Brod nur, wie Deine Hand mir trug,
Nie sag' ich mehr, es wäre nicht allerwege gnug."

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Wie daher das Heidenthum selbst im Sprachgebrauche des gewöhnlichen Lebens die Erwähnung des Todes ängstlich vermieden und euphemistisch jede Erinnerung an dies Schreckbild umgangen, so mußte auch seine Kunst, die des beruhigenden Trostes ermangelte, vor der Krankheit, der Zerrissenheit und Zerrüttung des menschlichen Lebens zurückbeben. Sie stellte ihren Laokoon dar, wie er verzweiflungsvoll und hoffnungslos in unnenndarem Schmerze mit den Schlangen rang. Die christliche Kunst dagegen zeigt uns gleichfalls den Menschen, wie er mit allen finstern Nachtgestalten, die ihn geistig und leiblich in engen Ringen umschlungen halten, einen harten Kampf streitet, aber der Tod hat seine Macht verloren, der Schlangentreter hat der Schlange den Kopf zertreten, der Kämpfer kann ruhig und Gott vertrauend, wie Hiob, das Ende des Streits erwarten; denn wenn der Morgen graut, wenn die Nebel der Erde fallen, dann werden die Gespenster der Nacht weichen, und der Held wird siegreich sich erheben und den Staub des Kampfes von seinem Gewande abschütteln. Die christliche Kunst darf dem Tode und seiner Zerrüttung ruhig und fest in das Auge sehen, ihr wird nirgend unheimlich zu Muthe seyn, alle Geister werden ihr im Namen des Höchsten gehorchen. Wenn ihr daher auch immer in den großen welthistorischen typischen Bildern des Evangeliums, worin sich alle Momente vereinigen, die höchsten Vorbilder ihrer Darstellung gegeben sind, so kann sie auch in die untern und tiefsten Regionen des Lebens gefahrlos hinabsteigen. Und dies ist ihr nicht bloß erlaubt, es ist auch ihre Pflicht; denn wie das Christenthum seinen Altar nicht bloß in der Kirche aufbaute, sondern wie es das ganze Leben der Völker zu durchdringen und in sich zu verklären strebte, so soll auch die christliche Kunst nicht bloß das Heilige unmittelbar, sondern das ganze Leben mit allen seinen Erscheinungen durchdringen und darstellen. Betritt sie aber diese niedern Regionen, durchwandert sie die Reiche der Finsterniß mit ihren tausend Mißgestalten, dann soll sie nie vergessen, daß es ihr nur alsdann ungestraft gelingen wird, wenn sie dieselben in ihrer höhern Bedeutung, im Wiederscheine des Ewigen und seiner unvergänglichen Schönheit auffaßt und darstellt. Dadurch erhält das Kleinste und scheinbar Unbedeutendste, wird es in seinem wahren Verhältniß zu dem großen Ganzen gefaßt, einen höhern Werth, und klingt wie ein

Ton, der an die allgemeine, allesumfassende Melodie erinnert. Es ist darum die Aufgabe des Künstlers, den Sinn, den die äußere Erscheinung in ihrer Zerrüttung und Unvollkommenheit nur mangelhaft ausspricht, gewissermaßen mit prophetischem Geiste zu errathen und ihn aus der Nachbildung in vollem Glanze wieder zurückstrahlen zu lassen. Er soll darum kein Porträtmaler des Menschen und der Natur seyn, der mit äußerer Treue, mit Zirkel und Richtscheit die Züge der Oberfläche nachmacht, während die ganze innere Wahrheit, von der er keine Ahnung hat, verloren geht. Schon das Alterthum stellte den trojanischen Sänger, der das Leben am lebendigsten und im hellsten Licht geschildert, als einen Blinden dar. Die Welt, die er im Feuer der Jugend erblickt, hatte er in sein Inneres versunken im Lichte seines Geistes wiedergeboren und in verklärtem Glanze als ein wahres Kunstwerk wieder dargestellt.

Das heidnische wie das christliche Kunstwerk ist ein im Geiste wiedergebornes, nur kann dieser Geist ein viel umfassender, ein tief in den fremden Geist eindringender, ein von oben erleuchteter und alles erschließender, oder ein eng begrenzter, in sich verschlossener und verfinsterter seyn. Weil der Künstler immer sein eigenes Innere darstellt, darum bilden auch alle Gestalten, und selbst die der größten und vielseitigsten Meister immer nur eine große Familie, durch die der Zug einer gemeinsamen Abstammung hindurchgeht. Eine bloß äußerlich nachahmende Kunst aber ist gar keine Kunst. Ihre äußere Wahrheit, die die äußern Formen darstellt, ohne mit dem Geiste den Geist zu erfassen, wird immer nur eine scheinbare bleiben, deren Mängel dem Verständigen nicht verborgen bleiben können; es sind Worte, die einer nachspricht, ohne die Sprache und ihre Bedeutung zu verstehen. Ohne Gefühl und ohne Gedanken gesprochen, sind sie ein todtes Echo, das nur immer die Frage wiederholt, da doch jedes Bild zugleich eine Antwort auf eine Frage enthalten sollte. Und wie sich in den Augen des Menschen die Seele spiegelt, wie wir hier durch das Sichtbare in die unergründliche Tiefe des Geistes hinabblicken, so soll das ganze Bild des Künstlers gleichsam ein von seinem Gedanken und von dem Lichte seines Geistes durchdrungenes Auge seyn, an dem nichts zufällig und bedeutungslos, sondern alles Ausdruck ist und in nothwendigem Zusammenhange zum Ganzen steht. Jeder Ton soll mit der Harmonie des Ganzen übereinstimmen, und je größer die Kunst des Meisters ist, um so mehr wird er die scheinbar allem Maaß und Gesetz widerstrebenden Mißgestalten und die schreiendsten Mißtöne zu einem großen, reich zusammengesetzten Wohllaute zu vereinigen wissen, der in sich vollendet ist und der mit dem vollen Chore, den die Schöpfung zum Lobe ihres Schöpfers und Erlösers singt, im Einklange steht. Himmel und Hölle kann er durch die Kraft seines erleuchteten Geistes, wie auf dem großen Weltgerichte des Michel Angelo Buonaroti neben einander stellen, ohne daß die Gestalten der Nacht und die Flammen der Finsterniß und ihr wildes Geheul die göttliche Harmonie, die das Ganze beherrscht, zu stören vermöchten.

Wohl soll daher Wahrheit, die strengste Wahrheit das beständige Studium des Künstlers seyn, aber nicht die äußere, sondern die innere. Denn was ist der Leib anders als Staub, den der Geist durchscheint und durchleuchtet? und was ist die Form, als das Symbol des Innern? wer sie für mehr nimmt, mißkennt ihre Bedeutung. Der Geist des Menschen soll den Geist, der in der Natur schlummert und in unverständlichen Tönen seinen Schmerz und seine Lust lallt, erwecken, vom höhern Geist durchdrungen, soll er ihr seine Sprache leihen und ihr Bild verklärt zurückspiegeln. Wie es die Aufgabe des Geschichtschreibers ist, die jede Zeit und jedes Volk beherrschende Idee zu erforschen, wie er sich durch den Wirrwarr von tausend und tausend scheinbar sich durchkreuzenden und widersprechenden Thatsachen nicht irre machen lassen darf, wie er immer ruhigen und festen Blickes durch alle Verschlingungen dem einen Faden folgen soll, der aus der schaffenden Gottheit ausgeht und wieder zu ihr zurückkehrt, wenn jedes Volk seinen Theil an dem großen Gewande für die Ewigkeit gesponnen: so soll auch der Künstler in jeder Gestalt diesen Faden, der sie mit dem Höheren verknüpft, und die Idee, die ihr vom Schöpfer aufgedrückt ist, und die Stelle, die sie im großen Chore einnimmt, erfassen und in seiner Darstellung wieder geben.

Reicher und klarer und von tieferer Bedeutung, als in der Natur, die ohne geistige Freiheit der Nothwendigkeit folgt, spricht sich für ihn die Idee im Menschen und seiner Geschichte aus. Eine unermeßliche Fülle von Erscheinungen breitet sich da vor ihm aus. Er kann ihm sein Bild von der höchsten Reinheit bis zur tiefsten Verworfenheit, durch alle Stufen der Mittelmäßigkeit hindurch vorhalten und ihm zeigen, was die Seele jedesmal aus ihrem durchsichtigen Kleide, ihrem Schatten, dem Leibe, macht, damit der Mensch in seinem Bilde sich in seinem Reichthume und seiner Armuth, in seinen Tugenden und Lastern und seiner hohen göttlichen Bestimmung erkenne, und sich von der Schönheit des Guten erhoben und angezogen, von der Häßlichkeit des Lasters zurückgeschreckt fühle, und sein Leben selbst zu einem schönen, in sich vollendeten Kunstwerk gestalte. Ist aber etwas in dem großen Gebiete menschlicher Schicksale und Leiden, was ihm mit flammender Schrift seine ganze Armuth und seine Krankheit vorhält, was ihm zeigt, wie wenig er Ursache hat, auf die Vorzüge seines Geistes stolz zu seyn, wie ganz er jeden Augenblick in

einer höhern Hand steht, so ist es gerade der Wahnsinn, wie er in seinen tausend traurigen Gestalten durch das Leben wandelt. Keine leibliche Krankheit ruft ihm mit so scharfem, sein Herz zerschneidenden Tone zu: Ecce homo! Wie mag er da im Angesichte dieser entsetzlichen Wahrheit sein Elend, in das er durch die alte Schuld gefallen ist, nicht erkennen? In eben dem Augenblicke, wo er sich rühmt, die Bahnen der Sterne gemessen, die Tiefen des Geistes erforscht, die Welt in seinem Systeme umfaßt und den Schleier von den Mysterien der Gottheit selbst genommen zu haben, in demselben Augenblicke weht ihn ein Hauch an, von dem man nicht weiß, woher er gekommen, und wohin er geht, der kleinste Ziegel fällt von dem Dache auf sein erleuchtetes Haupt, und Ecce homo! das Licht ist ausgelöscht, seine Weisheit und alle Schätze seines Geistes sind spurlos verweht; er, der das Weltall zu kennen glaubte, kennt seinen eigenen Namen nicht mehr. Nicht einmal der Verstand des Thiers ist ihm geblieben. Auch verfluchen kann er sein Schicksal nicht, selbst wenn er wollte; denn sogar dazu muß er von Gottes Gnade die Kraft haben, sonst mattet er vergeblich seinen Geist ab, ohne sich auch nur entsinnen zu können, was er denn eigentlich gewollt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus preußisch Polen, im Sommer 1835.

(Fortsetzung.)

Der polnische Bauer.

Von Zduny kam ich nach Krotoczyn. Diese Kreisstadt ist der Sitz eines Landgerichts, so wie der Fürstlich Thurn- und Taxischen Behörden der Herrschaft. Krotoczyn ist ziemlich lebhaft, obgleich im Styl einer polnischen Landstadt, d. h. elend gebaut. Es war Wochenmarkt und die Stadt mit Landleuten aus der Umgegend angefüllt, welche alle mehr oder minder sich regten und bewegten, lärmten und schrieen. Ich will versuchen, eine kleine Charakteristik des polnischen Bauern zu geben. Armselig ist seine Bekleidung, und wo möglich noch armseliger sein Fuhrwerk. Man stelle sich einen Menschen von mittlerer Größe vor, welcher auf seinem Kopf eine dicke Pelzmütze und auf dem Leibe einen rohen Leinwandkittel trägt. Sein Haar hängt wüst und ungekämmt über Stirne und Nacken; sein Antlitz ist von der Sonne gebräunt und in starker Opposition mit dem Wasser; Hals und Brust entblößt und eben so braun, wie das Gesicht, sein Hemd grauweiß, dem Anscheine nach kaum alle Monate einmal gewaschen. Beinkleider trägt er von roher Leinwand und Stiefeln von Juchten, zuweilen wohl auch keine, oder doch zerrissene. Sein Wagen ist kurz und hat niedrige, kaum zwei Fuß hohe Leitern. Die Pferde sind klein, winzig klein, selten über 3½ bis vier Fuß hoch. Sie ertragen, wie ihr Herr, alle Strapazen, und können wie er hungern, wenn sie nichts, und verschwenden, wenn sie viel haben. Die Wirthshäuser haben für beide besondere Anziehungskraft, auch biegen sie, wo eines an der Straße steht, mechanisch darnach hin. So lange noch ein Groschen in der Tasche ist, wird darauf los gezecht, und wenn man nun vom Spiritus begeistert ist, dann geht es im Fluge weiter. Der Fuhrmann steigt auf, schwingt seine Peitsche, erhebt ein jodelndes Geschrei und dahin fliegen die Rosse, so rasch sie mit ihren kurzen, aber überaus flinken Beinen nur immer vermögen. So geht es fort, bis wiederum ein Wirthshaus seinen Zauber übt. Aber auch im Rausche sezt der polnische Bauer die Ehrerbietung gegen höher Stehende nicht aus den Augen. Ich ging ihnen Anfangs, wo ich nur konnte, aus dem Wege, überzeugte mich aber bald, daß ich solches nicht nöthig hatte, weil keiner es wagte, sich an mich zu wagen oder mir roh zu begegnen. Endlich sprach mich ihr Wesen an, und ich fand, daß bei veränderten Verhältnissen und einer zweckmäßigen Volkserziehung wohl mehr aus ihm zu machen sey, als was er jezt noch ist. Obgleich unter preußischer Hoheit der Feudalismus schon manchen Stoß bekommen hat, so steht er doch hier, auf seinen tiefen Wurzeln, noch so fest, daß es noch weit hin ist, ehe er als ein unter dem Messer des Gärtners gehaltener Stamm nicht mehr Alles um sich niederhält.

Jeder beobachtende Reisende wird die Bemerkung gemacht haben, daß die Polen, troz so mancher Gegensätze, doch ungemein viel Aehnlichkeit im Charakter und Volksthümlichen mit den Franzosen haben, und obgleich diese, wie sie sich wenigstens einbilden, auf der höchsten Stufe der Civilisation stehen, und jene, besonders was die untern Klassen betrifft, noch aus einer tiefen Tiefe zur geistigen Kultur heraufblicken, so findet man dennoch in allen Klassen und Ständen eine Menge von Vergleichspunkten. Ich beobachtete in Krotoczyn mehrere junge Elegants, so wie auch einige Beamte, welche ich in dem Billardzimmer des Gasthofes traf, wo ich eingekehrt war. Sie hatten echt französische Manieren, und Alle bestrebten sich, den Tonangeber in denselben nachzuahmen. Sie mühten sich sogar, französisch zu sprechen, was ihnen aber schlecht gelang. Uebrigens hielten sie sich in den Schranken der Bescheidenheit, und trauten dem Fremden nicht, wie ich aus mehreren auf mich geworfenen Seitenblicken entnahm.

Auf meiner Weiterreise sah ich das polnische Erziehungssystem faktisch anwenden. Eine Schaar von Arbeitern war auf einem Felde dicht an der Straße beschäftigt. Es waren herrschaftliche Fröhner beiderlei Geschlechts und von verschiedenem Alter. Zwischen ihnen durch ritt der Verwalter mit geschwungenem Kantschu und theilte mit diesem rechts und links seine Gaben aus. Ein recht nettes polnisches Mädchen stand nahe an der Straße und blickte auf diese, um die Vorübergehenden zu beobachten. Im Augenblicke war der rohe Bursche auf seinem Pferde hinter ihr und ließ seinen Kantschu unsanft auf ihren Rücken fallen, wobei er sich nicht besser benahm, wie der Hirt, der seine Rinder zu Paaren treibt. Mich empörte solches auf's Höchste, zumal ich noch die Franzosen in Gedanken, und eben erst meditirt hatte, wie weit die Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Polen gehe. Ich konnte meinen Unwillen kaum zurückhalten, und murmelte etwas von Rohheit und Barbarei zwischen den Zähnen, was der Verwalter verstanden zu haben schien. Er ritt jedoch ruhig von dannen, und man sah ihm an, wie fest er entschlossen war, sich durch nichts in seinem Berufe stören zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. September 1835.

Wisse, daß das kleinste Regen,
Daß ein Laut, ein leiser Schall
Auf den nahen Felsgehängen
Die Lawine bringt zum Fall.
Donnernd von des Berges Nacken
Mit entsetzlichem Gebraus
Ueber Klüfte, über Zacken,
Ueber Schlünde tief und graus
Stürzt sie. —

F. Adolphi.

Der Aetna und der Montblanc.

Zweiter Artikel.

Wir haben am Schluß des vorigen Artikels unsern Montblancbesteiger vor der Pierre de l'Echelle im Augenblick verlassen, als eine Lawine vor der Gesellschaft niedergegangen war. Er fährt fort.

Der kühne Seemann erwartet mit Unruhe die Ladung eines überlegenern feindlichen Schiffs, das ihm gegenüber steht, unruhig sieht er auf die fünfzig Kanonenmündungen, die in einem Augenblicke Tod und Zerstörung herüber senden können; es kracht, da lächelt er leise und sagt: sie ging zu hoch. Fast ebenso ist es mit den Lawinen. Jedesmal, wenn sich eine losreißt, wird Alles still, Keiner sagt ein Wort, Keiner wagt einen Schritt, es ist, als hielte die Seele den Athem zurück, das Herz schlägt stärker und vernehmlich. Woher kommt die Unruhe und Angst selbst bei diesen, an Lawinen von Kindesbeinen an gewöhnten Führern? wohl nur daher, daß diese in ihrem Gang sehr unregelmäßig sind und sich bei ihnen nichts vorhersehen läßt. Sie sind unstreitig die größte Gefahr auf den Gletschern, sie überfallen Einen gerade in dem Augenblick, wo man aus hundert Gründen ganz ruhig vor ihnen ist; die schnellste Flucht ist nicht schnell genug, um ihnen zu entgehen; du hörst ein dumpfes Donnern und glaubst, die Gefahr sey noch weit von dir; in diesem Augenblick hat dich die Lawine schon gepackt und reißt dich mit sich fort. Es gibt nur ein einziges Mittel, nicht, sie zu vermeiden, aber ihnen weniger ausgesezt zu seyn; man muß so kurze Zeit als möglich auf den gefährlichen Stellen verweilen. Diese Stellen sind so ziemlich bekannt, man muß eilig darüber weg zu kommen suchen, und zwar im tiefsten Stillschweigen, denn das geringste Geräusch, ein einziges Wort, ja der Widerhall eines strauchelnden oder ausglitschenden Fußes machen, daß sich oben ein Stückchen Schnee losreißt und hinabrollend in einem Augenblick zur furchtbaren Lawine wird.

In diesen Schneehöhen und Schneewüsten, wo sich kein lebendes Wesen hören läßt, stören Menschenschritte die tiefe Stille und Einöde, sie sind etwas ganz Unerhörtes in der Luft. Da oben wird nichts gehört, als das Heulen und Pfeifen des Windes um die Granitnadeln und die Schneehäupter; daran haben sich die Eis- und Schneewände gewöhnt und stehen fest, während sie bei dem Laut eines Fußtrittes einstürzen. Werden aber diese Winde zu jenen furchtbaren Orkanen in der Höhe, deren Wüthen nur jene gewaltigen Piks widerstehen können, aber doch dabei zittern, so gehen die Lawinen in den stillen Zwischenräumen nieder, und werden selbst

zu entsetzlichen Orkanen. Dann entsteht in jenen Thälern ewigen Schnees ein furchtbares Chaos; tiefer wühlen sich die Gebirgsströme ein; die Gletscher spalten sich in ihrer ganzen Tiefe, die höchsten Felsen wanken und stürzen oft ein, ungeheure Eismassen reißen sich los, und wenn sie niederstürzen, steigt ein dichter Schneedampf auf, der den Ort ihres Ursprungs verhüllt. Wenn sich in solchen furchtbaren Augenblicken ein unkluger Reisender auf die Gletscher wagte, so müßte er seine Tollkühnheit mit dem Leben büßen. Glücklicherweise kennt man die Vorzeichen dieser heftigen Stürme und sezt sich ihnen nicht aus; wer es aber bisher unternahm, hat nichts über seinen Versuch erzählen können.

Um zehn Uhr kamen wir bei der Pierre de l'Echelle an, einem etwa zwanzig Fuß hohen Felsen, unter der Aiguille du Midi. Dieser Felsen steht noch fest und gewährt Schutz gegen die häufigen Lawinen, die von der Aiguille niedergehen. Gewöhnlich frühstückt man hier, auch wir thaten es, und hielten uns dabei drei Viertelstunden auf. Dieser Felsen ist noch nicht hoch (ungefähr 1300 Toisen, mit dem gegenüberliegenden Breveut gleich), und ich bemerkte kaum einige Luftverdünnung. Von hier sieht man auf die Aiguille de Varens, gegenüber St. Gervais, auf die Fils de Servoz und auf die savoyische Farclaz nieder. Ueber dem Chamounithal ist man schon so hoch, daß das sehr starke Rauschen der Arve nicht mehr herauf dringt. Hier oben hörten wir nichts mehr, als das Geräusch der sogenannten Mühlen in der Tiefe des benachbarten Gletschers und des wilden Stroms, der hier entsteht. Diese Mühlen sind leere Räume, die mit den innern und untern Gletscherschlünden in Verbindung stehen. Aeußerlich schmilzt der Gletscher in den warmen Mittagsstunden, und das Wasser stürzt sich von mehreren Seiten in diese Schlünde oder Brunnen, wobei sie ein Geräusch hervorbringen wie eine Mühle in Bewegung. Auf der Pierre de l'Echelle ist das lezte Stückchen Erdreich den Montblanc hinauf. Gleich darauf beginnt der Bossonsgletscher. Diese Stelle ist nicht ohne Gefahr, denn hier gehen häufig Lawinen von der Aiguille du Midi nieder, die gerade darüber liegt. Da hingen sie, wie Schwerter über unsern Häuptern, die geringste Erschütterung der Luft konnte sie losreißen. Darum eilten wir auch so schnell wie möglich über die gefährliche Stelle weg, was hier eben nicht leicht war, da von einer kürzlich hier niedergegangenen Lawine große Eisblöcke dalagen. Wie wir in Sicherheit waren sah ich zurück und staunte nicht wenig über die großen Morraine- und Eisblöcke, über die wir schnell weggeklettert waren. Diese Morraine ist der Wall von Steinen und Felsblöcken, die sich durch Wasser und Dekomposition von den höchsten Nadeln und Piks losreißen, auf die Gletscher fallen und sich mit ihnen auf dem abschüssigen Grund fortbewegen, oder nach der Seite gestoßen werden und da mächtige Wälle bilden, eine Art cyklopische oder pelasgische Fortifikation.

Das Fortschreiten der Gletscher in die Thäler hinab ist eine anziehende, doch an sich ganz natürliche Erscheinung, denn da sie alle auf einer mehr oder weniger geneigten Fläche liegen, so müssen sie sich schon nach dem Gesetz der Schwere fortbewegen. Dabei aber ist ein anderes, bis jezt noch nicht erklärtes Phänomen, worüber ich mir keinen Grund denken kann, ich meine ihr temporäres Wachsen und Abnehmen, wobei derselbe Gletscher immer viel Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit beobachtet. Ich sah Stellen, die ehemals offenbar Gletscher bedeckt haben, und wo jezt Bäume wachsen; dagegen zeigte man mir auch Gletscher, die neuerdings Stellen bedecken, wo sie schon früher einmal standen. Diese Veränderungen haben doch wahrscheinlich keinen andern Grund, als die mehr oder weniger große Menge Schnee, die jeden Winter fällt; sind aber diese Winter so regelmäßig wechselnd? dies zu untersuchen und zu bestimmen, wäre sehr interessant und wichtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Manchen hat daher auch diese schreckliche Krankheit, dieser Scheintod des menschlichen Geistes, als ein viel furchtbareres Zeichen der menschlichen Nichtigkeit geschienen, als der Tod des Leibes selbst. Ja, die Unsterblichkeit der Seele schien ihnen damit ganz unverträglich, und der Materialismus die notdwendige Schlußfolgerung. Wir wollen daher, ehe wir diese Frage berühren, einen nähern Blick auf den Wahnsinn selbst und seine verschiedenen Gestalten werfen, um so die Aufgabe, welche sich unser Künstler gestellt hat, besser verstehen und ihre Ausführung beurtheilen zu können.

Wenn wir in ein Narrenhaus treten, dann scheint uns, was das Alterthum von den Qualen der Unterwelt berichtet, zur furchtbaren Wirklichkeit geworden zu seyn. Alle Schrecken, die den Menschen in den wildesten Träumen nur leise ängstigen, weil er dunkel ahnet, daß Alles nur ein Scheinbild seiner Phantasie ist, all jenes trügerische Gaukelspiel, das ihm blühende Inseln und die Schätze der Welt vorspiegelt, und ihn dann, wenn er nach ihnen greift, beim Leuchten der Blitze in den

Abgrund stürzt, aus dem höllische Ungeheuer ihn angähnen und den vor Schreck Erstarrten verschlingen, all diese Trug- und Schreckbilder ängstigen und höhnen jezt bei wachen Augen, im fieberlosen Delirium seine zerrissene Seele; sein Auge glaubt wirklich zu sehen, was seine Phantasie ihm vorspiegelt; der Geist liegt in tiefem Schlummer begraben, er hat keinen Willen mehr und kann in den wirren Träumen Recht und Unrecht nicht mehr unterscheiden. Der Mensch scheint bald ohne allen geistigen Lebensfunken in einen stupiden Schlaf versunken, oder es rast ein brennender Geist in ihm, wie Furien sind die Leidenschaften hinter ihm und peitschen den Besinnungslosen mit ihren Schlangenruthen, der ohne Ruhe und Rast vor ihnen flieht, wo er nicht hin will, bis er erschöpft niedersinkt. Furcht in tausend Gestalten, Hoffart, Neid, Zorn, Rache, Wuth, Wollust, Gewissensbisse, Liebe, Ehrgeiz, Gram, Zweifel und Schmerzen jeder Art haben alle geistige Klarheit verdunkelt und herrschen nun unumschränkt über den Menschen in seiner Bewußtlosigkeit und machen ihn gleichsam zu ihrem leiblichen Bilde. Allenthalben begegnen uns Tausende solcher Jammergestalten beim Eintritt in die Irrenhäuser.

Hier sizt einer in der Ecke ohne Gefühl, blaß und bewegungslos, seine Augen aus den Höhlen hervorgedrängt glotzen stier und starr ohne Ausdruck immer auf denselben Punkt, kein Schmerz, keine Lust spiegelte sich darin ab; sein Mund wiederholt eintöniger als das Mühlrad immer nur dasselbe Wort; keine Miene verzieht sich in seinem Gesichte; sein Geist mattet sich eben so ununterbrochen an Einem Gedanken ab; alle Erinnerung hat er verloren, und kömmt sein Körper einmal in Bewegung, so ist es immer dieselbe, die er wiederholt; wie ein wildes Thier in seinem Käfig, krazt er sich an der Wand hin und her. Kaum daß er mit dem Munde zuckt, wenn er mit dem glühenden Eisen gebrannt wird. Alle geistige Kraft scheint bei ihm erstarrt, wie bei einem versteinerten Bilde eines Feenmärchens. Neben ihm sizt ein Anderer, dem drehen sich in schwindelnd schneller Kreisbewegung tausend Gedanken rund in seinem Kopf um, er müht sich vergebens von Morgens bis Abends ab, nur einen einzigen zu fangen und festzuhalten; wie er ihn zu halten meint, sind schon tausend andere da; so vergeht ihm im Schwindel Hören und Sehen, er weiß nicht mehr, ob er er selbst ist, ob er die Gedanken fängt, oder ob die Gedanken ihn fangen, Alles geht mit ihm rund herum, es reißt ihn mit sich fort, und er dreht sich nun stundenlang in der schnellsten Bewegung um sich selbst. Dort schleicht einer, bleich und abgemagert, mit scheuem, schielendem, lauerndem Blicke; bei jedem Geräusch schaudert er zusammen, er flieht vor seinem Schatten, überall sieht er gezückte Dolche, lauernde Gespenster; überall hört er Windbüchsen pfeifen; er wagt es nicht, eine Speise anzurühren, aus Furcht vergiftet zu werden; nirgends ist er sicher vor den allmächtigen Kräften des Magnetismus und der Elektricität, die der Elementargeist gegen ihn ausgesendet; denn alle Menschen und Geister haben sich zu seinem Untergange verschworen. — Raschen Schrittes geht ein Anderer auf und ab. Das Leben ist ihm verhaßt; Alles bringt ihn zur Wuth; er kennt nur eine Lust, die Lust der Vernichtung; stets hört er in sich eine Stimme, die ihm zuruft: tödte dich, oder hast du Feigherziger den Muth nicht dazu, dann tödte Andere, damit sie dich tödten. Alle Todesarten hat er schon vergeblich versucht, bis er sich zulezt in seinem eigenen Bette lebendig verbrennt und in den Flammen über die Unvorsichtigkeit seiner Wächter triumphirt, denen er die Thüre verriegelt hat.

Dort die Frau würde um keinen Preis den Daumen biegen; denn sie glaubt, die Welt ruhe auf ihm und bei der leisesten Bewegung würde dieselbe einstürzen; in allem Uebrigen scheint sie bei vollkommenem Verstande zu seyn. Ihr Nachbar ist nicht von dem Stuhle zu bewegen; macht er einen Schritt, so ist es, als ob er auf Eiern ginge. Ihm scheint die äußere Rinde der Erde von Glas, sie ist durchsichtig, und er sieht hinab in einen furchtbaren Abgrund voll Schlangen, bei jedem Tritte fürchtet er das Glas zu zerbrechen und in den Schlund hinabzustürzen. Gravitätischen Schrittes, das Haupt hoch emporgerichtet und mit gebietender Miene geht ein Andrer an ihm vorüber; der Hochmuth hat ihm den Kopf verrückt, er gebietet über alle Schätze der Erde, alle Weisheit ist in seinem Besitze, er hat die Welt aus seinem Munde gehaucht, würde er den Athem einziehen, so würde sie wieder in ihr Nichts versinken, er droht mit seinem Zorn und ernennt Kaiser und Könige. Hier stehen sechs andere, die sich untereinander ihre Noth klagen; der eine meint, eine Kröte sitze in seinen Eingeweiden; der andere hört Vögel in seinem Magen pfeifen; jener wagt sich nicht in die Sonne, noch in die Nähe des Ofens, er fürchtet zu schmelzen, denn sein Leib ist von Butter; dieser hat den Kopf voll Bücher; der Fünfte sieht ganz deutlich einen Heuwagen mit zwei Pferden in seinem Leibe, er kann genau zeigen, wo die Räder herumlaufen; der Sechste endlich spricht nur mit abgewandtem Gesichte, seine Nase ist länger als eine Elle, er bittet Jeden, sich ja in Acht zu nehmen und nicht darauf zu treten. Neben an sizt ein Anderer, finstern Schmerz im Gesicht, er sieht sein Herz und seine Eingeweide und seinen ganzen Leib anatomirt vor sich liegen. Dort wälzt sich eine Frau im Koth, sie rast in den wildesten Konvulsionen, wie Feuer brennt in allen ihren Adern die Wollust, die ihr früher gedient und der sie nun dienen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus preußisch Polen, im Sommer 1835.

(Beschluß.)

Kalisch. Der Feudalismus in Polen.

Ich sprach mich über diese Härte gegen meinen Freund aus, fand aber bei ihm keine Einstimmung in meine Ansichten. Man könne und dürfe hier nicht anders verfahren, meinte er, denn das Volk sey ohne solche Zuchtmittel durchaus weder im Zaume zu halten, noch zur Erfüllung seiner Schuldigkeit zu bringen; auch sey es so an dergleichen Bestrafungen gewöhnt, daß sie gleichsam zum Bedürfniß für dasselbe geworden seyen. Ich mußte lachen über diese Logik, zog mir aber daraus die Lehre, daß Gewohnheit auch die Herzen der Bessern verhärtet, und daß man nur allzuleicht dahin geräth, seine Mitmenschen als Geschöpfe einer niedern Rangordnung anzusehen. Mich konnten die Gründe meines Freundes um so weniger überzeugen, als das gezüchtigte Mädchen ein offenes und freundliches Gesicht trug, und mich aus den schwarzen Augen unter der breiten Hutkrempe hervor mit sehr einnehmendem Blicke angesehen hatte. Die Zeit wird auch endlich diese Dissonanzen lösen, und es bieten die höchsten Behörden im preußischen Staate Alles auf, um das polnische Volk in intellektueller Bildung höher zu stellen, was bei dessen Empfänglichkeit nicht allzuschwer seyn kann, wie das bereits mit den übrigen Völkern dieses Staates geschehen.

Der Grenzort Kalisch, wo bald ein welthistorisches Stück gespielt werden soll, von dem man nicht weiß, ob es Vorspiel, oder Divertissement oder sonst wie zu nennen ist, lag diesmal nicht auf meinem Wege. Aber so nahe dabei erinnerte ich mich lebhaft eines Besuchs daselbst im Jahr 1830.

Ich war damals überrascht von der Eleganz und Lebendigkeit dieses in ausgedehnter Ebene liegenden Ortes. Denn wenn auch zwischendurch, und besonders in den Seitengassen, das alte polnische Wesen in Bauart und Einrichtung noch herrscht, so gibt es doch hier eine Menge schöner Häuser, auch stiegen wir in einem Gasthofe ab, welchen man nicht allein schön, sondern auch sehr gut eingerichtet nennen konnte. Kalisch hat als Grenzstadt und an einer sehr belebten Straße gelegen den Vortheil eines ziemlich starken Verkehrs. Mir war es interessant, einen Vergleich dieser Stadt zwischen jetzt und dem Jahr 1807 zu machen. Sie hatte sich seitdem im Aeußern sehr vortheilhaft verändert, obgleich damals, wo ein Hauptdepot der französischen Armee hier angelegt war, ein viel lebendigeres Treiben statt fand. Ungeheuer war das Gewimmel von französischen und Bundestruppen, welche stets ab- und zuströmten. Als ich 1830 in Kalisch war, hatte so eben die französische Revolution die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregt. In Polen hatte sie ganz besondern Anklang gefunden. Ich hatte Gelegenheit, hier in Kalisch zu beobachten, wie exaltirt man davon war und welche Hoffnungen man darauf baute. Aeußerungen von jungen Hitzköpfen gethan, wie sie kaum die Pariser Propaganda hätte heftiger thun können, ließen auf eine nicht ferne Katastrophe schließen, die sich denn, wie bekannt, bald genug entwickelte, und worin auch Kalisch eine nicht unwichtige Rolle spielte. — Stellte man an die Polen die Frage, welche von den drei fremden Herrschaften, denen sie in diesem Jahrhunderte bereits unterworfen waren, ihnen am erträglichsten gewesen, so gaben sie ohne Weiteres die sächsische an. Zwischen der russischen und preußischen machten sie wenig Unterschied. Besonders drückend und verhaßt waren ihnen bei letzterer die Rechtsformen und Entscheidungen. Die harte Zucht, unter welcher sie eben jetzt gehalten wurden, behagte ihnen zwar nicht, aber dennoch war sie ihnen weniger schmerzlich, als die Chikanen einer Justizverwaltung, bei welcher sie, wie sie sich einbildeten, auf alle Weise gedrückt und beeinträchtigt wurden; und doch hat die preußische Rechtspflege überall das Lob von Pünktlichkeit und Unparteilichkeit.

Wer das polnische Feudalwesen kennt und weiß, wie tief der Bauer noch auf der Stufe geistiger Cultur und Freiheit steht und wie dunkel und verworren seine Begriffe von letzterer sind, den befremdete der Enthusiasmus, welchen jener im letzten Aufstande zeigte. Man muß jedoch die Sache in ihrem rechten Gesichtspunkte auffassen, um sie erklärlich zu finden. Ich sprach schon von der Zucht, in welcher diese Menschen von ihren Herren gehalten werden. Nun gibt es aber in Polen auf dem Lande buchstäblich nur Herren und Knechte. Wie sehr letztere an Gehorsam und harte Behandlung gewöhnt sind, zeigt das oben Berichtete. Sie sind daher zu allem zu bringen, und folgen blind, wohin ihr Herr sie führt. Kommt nun bei dergleichen Menschen noch eine zweite Potenz, d. i. die Religion hinzu, so sind sie blinde Werkzeuge, mit denen Jeder, der sie zu benutzen versteht, alles Beliebige durchsetzen kann. Hätte man die Bauern, welche bei der Revolution von 1831 unter die Waffen traten, gefragt, warum sie es thun, so hätten sie sicher keine andere Antwort gehabt, als sie thun solches ganz in gleicher Art, wie sie sich zur Frohne (Robot) stellen, weil ihr Herr diese von ihnen zu fordern habe und sie kein anderes, als ein solches Verhältniß kennen. Die Polen sind katholische, und die gemeinen Leute sehr eifrige Christen, und neben dem politischen Gesichtspunkte erschienen die Russen auch noch als religiöse Bedrücker. Daß aber auch Viele sich dem Dienste zu entziehen trachteten, davon gab es Beispiele in Menge; denn es traten Hunderte von jungen Männern über die schlesische Grenze, sobald sie eine Aushebung merkten, und kehrten immer erst dann wieder zurück, wenn sie erfuhren, daß solche vorüber sey. Soldaten der Art aber, welche wenig Reflexionen machen und die in ihren ganzen Lebensverhältnissen ihren Willen dem ihrer Herren unterzuordnen gewohnt sind, macht gewöhnlich der Instinkt der Lebenserhaltung tapfer. — Man hat viel davon gesprochen und geschrieben, die Gutsherren haben ihren Unterthanen die Emancipation, oder doch wenigstens die Befreiung von vielen auf ihnen lastenden Servituten versprochen, und dadurch ihren Enthusiasmus erregt. Aber es ist noch weit hin, ehe der polnische Bauer begreifen lernt, was eigentlich bürgerliche Freiheit ist, und wie es sich lebt, wenn man nur an den Staat Verpflichtungen hat, im Uebrigen aber sein freier Herr ist. Man muß den Sklaven in seinen Lebensansichten kennen gelernt haben, um ihn richtig zu beurtheilen. Man findet bei ihm nur Extreme; er will herrschen oder beherrscht werden; einen mittlern Zustand, in welchem er sich als Individuum frei bewegt und nur in Folge des geselligen Verbandes Verpflichtungen hat, kennt er noch viel zu wenig, um ihn zu würdigen. Darin liegt der Geist und das Fortbestehen des Feudalismus, der nur in einer gänzlichen, wohl noch lange nicht bevorstehenden Umwandlung der Denkungs- und Vorstellungsart des Volkes sein Grab finden kann.

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. September 1835.

Zugleich des Jammers Bilder und der Wuth.

Dante's Hölle.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Die abgehärmte Gestalt eines Geizigen sizt mit mißtrauischem Blicke daneben, Tag und Nacht schließt er kaum das Auge; er fürchtet, die Schätze, die er zu besitzen wähnt, werden ihm gestohlen. Aber am meisten ängstigt ihn der Gedanke, verhungern zu müssen; er will nicht mehr aus dem Bette aufstehen, um seine Kleider zu schonen; er hat beschlossen, lieber freiwillig zu sterben. Darum verweigert er jede Nahrung, und die ganze Nacht hat er sich geübt, die Muskeln des Kehlkopfes mit aller Gewalt zusammenzuziehen, so daß der Arzt es nicht wagt, mit der Sonde, wie früher, durch die Nase ihm Fleischbrühe einzutröpfeln, worüber er voll höhnischer Freude lacht. Ein Anderer liegt auf der Erde, eben ist er im Begriff in Raserei zu verfallen, er warnt Alles vor dem Ausbruche seiner Wuth, was ihm naht, muß er zerreißen; er wird in Ketten gelegt, und nun nagt er in einem unbewachten Augenblicke seine Finger bis zur Handwurzel ab. In tiefes Nachdenken scheint Jener versunken, er sinnt und sinnt, wer er eigentlich sey, er kann sich nicht recht von einem Dritten unterscheiden. Ein Anderer geht suchend und klagend umher, er hat seinen Kopf verloren, da begegnet er einem Andern, der behauptet, er habe zwei Köpfe mit gläsernen Nasen und Baumästen, die daraus hervorwachsen, seinen eigenen, wahren Kopf aber, den habe man ihm verwechselt. Aus jener Gestalt, deren blödes, stumpfes Gesicht kaum die Spuren eines Menschen trägt, kömmt als einziges Lebenszeichen nur ein dumpfes, unartikulirtes Geschrei hervor, er kann nicht einmal kauen. Neben ihm schlägt Einer mit den Armen und kräht unaufhörlich, denn er glaubt in einen Hahn durch Magnetismus verwandelt zu seyn. Einer glaubt gestorben zu seyn, und will darum nichts mehr essen, der Andere ist schon auferstanden, der Dritte ist überzeugt, niemals zu sterben, sein einziger Gedanke ist, was er denn anfangen wolle, wenn kein Mensch mehr auf der einsamen Erde lebe. Einige murmeln unaufhörlich ein sinnloses Gebet, Andere fluchen und lästern Gott, sie rühmen sich lachend der größten Verbrechen, während Andere in der tiefsten Verzweiflung sich als die schwersten Sünder darstellen, denen Gott unmöglich verzeihen könne. Mitten durch alle diese Gruppen tanzen lachend und singend mit der Fröhlichkeit des Schwachsinns, mit bunten Lappen selbstgefällig aufgepuzt, lustige Gestalten auf und ab; sie lachen über den

Schmerz, und weinen, wenn man ihnen etwas Fröhliches sagt; unermüdet sind sie beschäftigt, gehen und kommen, tragen Alles hin und her, aber ohne Sinn und Verstand. In einem einsamen Winkel, höher als die Uebrigen, sitzt mit ernstem Blicke ein verrückter Philosoph. Er blickt verachtungsvoll auf das tolle Treiben und freut sich seines Verstandes; er sucht Jeden zu belehren und zurechtzuweisen, und zieht dann, wenn er sieht, daß Alles vergeblich ist, voll Mitleid und Verachtung sich aus dem wilden Haufen zurück und versenkt sich in die Tiefe seines eigenen Ichs. Er kennt auf's Genaueste die Narrheit eines Jeden, nur eine einzige, seine eigene, kennt er nicht; denn er glaubt eine Inkarnation des heiligen Geistes zu seyn, der gekommen sey, diese Welt eigensinniger, blödsichtiger Narren zu erlösen. Volle 6000 Jahre war sie in Finsterniß und Irrthum, bis er herabgestiegen ist, sie zu erleuchten; Alles lebt nur ein Scheinleben der äußern Erscheinung, bis er durch die richtige Definition es in die Wahrheit des Selbstbewußtseyns ruft; wie die Haide in dem darauf weidenden Schaf, wie der Fels in der daran springenden und hängenden Gemse, und das Kunstwerk in dem dasselbe ruminirenden Kritikus aus der Verschlossenheit seiner Ichheit in das freie Selbstbewußtseyn übertritt.

Dieses ist ein leider nur zu wahres Bild der traurigen Gestalten, die man in den Narrenhäusern sieht; denn die meisten dieser Unglücklichen sind keine erfundenen Phantasiebilder, es sind Menschen, die von Aerzten behandelt wurden, welche ihre Krankheit beschrieben haben. Leicht wäre es, diese Beispiele, wenn es ihrer nicht schon zu viele sind, noch mit hundert andern zu vermehren; denn das Reich des Wahnsinns ist unerschöpflich, und der gesunde Verstand kaum im Stande, all die Qualen zu ersinnen, mit denen der Kranke sich quält und ängstigt. Und kein Mensch, kein Alter, kein Geschlecht ist zu keiner Stunde von diesem schrecklichen Unglücke gänzlich gesichert. Wer heute über die Verrücktheit der armen Narren spottet und mit kaltem, hochmüthigem Lächeln ihre Reihen durchgeht, kann im nächsten Augenblicke schon einer der Ihren seyn und glauben, die Nase, die er vorhin so hoch getragen, sey an einem Sterne hängen geblieben, und Jeder spotte ihn darum aus. Obwohl das Kindesalter, dem tausend Leidenschaften und Bedürfnisse unbekannt sind, auch dem Wahnsinn minder ausgesetzt ist, so gewährt doch auch es keine völlige Sicherheit. In Folge krankhafter körperlicher Anlage, schlechter Erziehung, die, statt seine Leidenschaften zu mässigen und zu zügeln, ihnen freien Spielraum läßt, in Folge schlechter Lehren und Beispiele, die schon in seiner Seele jedes Gewissen, jede Furcht vor einem das Gute belohnenden und das Böse bestrafenden Gotte austilgen und ihm das Leben wie einen Apfel darstellen, den man wegwirft, wenn er nicht mehr schmeckt, in Folge all dieser Ursachen können auch bei Kindern Wahnsinn und Raserei und wahnsinnige Handlungen hervortreten. So führt Esquirol das Beispiel eines Kindes von 13 Jahren an, das sich erhängte und einen Brief hinterließ, der so anfing: Meine Seele vermache ich Rousseau, meinen Körper der Erde. Ein anderes Kind mußte seine Mutter, die zu sterben begehrte, mit Matratzen und Hausgeräth in ihrem Bette zudecken. Es blieb am Bette, ohne aufzusehen, gegen die Thüre gekehrt, bis zum andern Morgen sitzen, wie ihm die Mutter befohlen hatte. Als es sie erstickt fand, ging es hin und erhängte sich. Ueberhaupt sind Selbstmorde in ganz jungem Alter gegenwärtig in Frankreich gar nichts so außerordentlich Seltenes. Zuweilen tritt der Wahnsinn im höchsten Alter ein, wie man Beispiele von achtzigjährigen Greisen hat, die von der Manie befallen wurden, während der eigentliche Blödsinn selten das fünf-und-zwanzigste Jahr überlebt. Nach Esquirols Beobachtungen ist Wahnsinn am häufigsten in den Jahren von fünf-und-zwanzig bis fünf-und-dreißig. Und namentlich sind die höheren Klassen ihm in einem früheren Alter, als die niedern ausgesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Dieser Bossonsgletscher, auf dem wir gingen, ist wirklich ein furchtbar großartiges Naturwerk. Wie klein ist dagegen Alles auf dem Mer de Glace! Schlünde und Abgründe, zwölf, fünfzehn und selbst zwanzig Fuß breit, sind da etwas ganz Gewöhnliches; diese liegen oft ganz nahe bei einander, und die sie scheidenden Wände, die nach oben immer schmaler werden, bilden nur einen Fuß oder Hand breiten Grat, auf dem man jedoch oft gehen muß, was um so unbequemer ist, da diese Kanten nie horizontal und oft sehr ungleich sind. Darum hauen die Führer mit ihren kleinen Aexten Lücken hinein, um den Fuß etwas fester setzen zu können. Alles dies wechselt aber jeden Augenblick. Beim Anfang des Bossonsgletschers mußte ich schnell mehrere übereinander gethürmte Eishügel erklettern, dann kamen wir zu Abgründen von etwa fünfhundert Fuß Tiefe; eine Zeit lang trafen wir seltener auf Schlünde und dergleichen gefährliche Stellen. Dann konnten wir wieder auf Schnee gehen, den der Wind gehärtet und auf der Oberfläche gar artig gekräuselt hatte. Manchmal glich dieser Schnee einer Lavaoberfläche, rauh wie sie, nur mit dem Unterschied, daß er unter den Füßen weicht. Hier wurde

die Reverberation der Sonnenstrahlen so arg, daß ich eine grüne Brille aufsetzen mußte; ohne diese Vorsicht wäre ich erblindet. Das Weiß dieser Gegend kontrastirt erstaunlich mit den schwärzlichen Felsen der Aiguille du Midi und des Mont maudit, die ganz nahe bei uns schienen. Diese zwei Piks sind unzugänglich. Zwar haben sich kühne Bergkletterer und Gemsenjäger an den Fuß derselben gewagt, um da Bergkrystalle zu suchen, deren es hier eine Menge gibt, nie aber hat Jemand den Gipfel erreichen können. Meine Führer sagten mir, der Mont maudit habe seinen Namen gerade von der Unmöglichkeit bekommen, ihn zu besteigen. Nach dem Thal hin liegt der Berg Côte, über den man ehemals stieg, um zu den Grands-mulets zu gelangen. Es ist, als ständen zwei Schneepyramiden auf ihm. Gegen diese Côte hin ändert der Bossonsgletscher wieder seine Gestalt: hier stehen vielseitige und solide Obelisken hundert, bis hundert und fünfzig Fuß hoch vom schönsten, durchsichtigsten Eis.

Zwei Stunden hatten wir gebraucht, um über den Bossonsgletscher zu kommen. Einige Zeit, ehe wir ihn verließen, schieden die Träger von uns, da der immer schwieriger werdende Marsch ihnen nicht erlaubt hätte, ohne unsere Leiter zurückzukehren, wenn sie weiter mit uns gegangen wären. Schon etwas vorher mußte ein Träger zurückbleiben, denn er fühlte Schwindel bei dem Gang über die schmalen Eiskanten, deren ich vorhin erwähnte. Diese guten Leute wünschten uns mit rührender Herzlichkeit glückliche Reise nnd glückliche Rückkehr.

Wir waren nun auf dem Taccounazgletscher, ungefähr vierzehnhundert bis fünfzehnhundert Toisen hoch, hundert-und-fünfzig bis zweihundert über dem Brevent. Wir mochten einige Minuten auf diesem Gletscher gegangen seyn, als er sich auf einmal zu unsern Füßen spaltete, dabei hörten wir ein Krachen wie von einem Flintenschuß. Vor uns und über dem Felsen der Grands-mulets hing ein ungeheurer Eisblock, den dies Dröhnen des Gletschers erschüttert hatte, er schwebte über unsern Köpfen. Wir waren gerade in einer Art Hohlweg, wo wir nothwendig durch mußten. An Zurückkehren und einen Umweg war nicht zu denken, denn dies hätte uns viel Zeit gekostet, die Zeit aber ist auf dem Montblanc über Alles kostbar. Wir beschlossen also, möglichst schnell durch den Engpaß zu gehen. So mußte denn im Angesicht des furchtbaren und drohenden Feindes eine gerade aufsteigende, wenigstens zwanzig Fuß hohe Mauer erklettert werden. Unsere Leiter that uns dabei zwar gute Dienste; da sie aber viel zu kurz war, so mußten wir uns dadurch weiter helfen, daß wir Lücken in das Eis hieben, um die Füße hinein setzen zu können. Dies war jedoch nur das Vorspiel anderer höherer oder niederer Eiswände, die wir in der Folge auf gleiche Art erklimmen mußten.

Wir gingen auf engen Wegen zwischen zwei Eisbergen, und diese Wege selbst bestanden nur aus großen, durch den Sturz zusammengekeilten Eisblöcken, deren aufrecht stehende Spitzen und Kanten ein sonderbares Pflaster bildeten. Es gibt gewiß nichts Wundervolleres, als diese Abgründe, in deren Tiefen nie weder ein Sonnen-, noch ein Mondstrahl gedrungen ist. Und doch sind sie überreich an Schönheit und an reizenden Wundern; es sind Gänge eines Krystallpallastes in den mannichfaltigsten, geschmackvollsten Formen, die auch der erfindungsreichste Architekt nicht alle erdenken könnte und anzuwenden verstände, diese Säulenhallen von Stalaktiten mit ihren Schnecken, ungleichen Streifen und Wölbungen; lauter magische Konstruktionen, die manchmal durch ihre luftartige Leichtigkeit dem Feenreich anzugehören scheinen, bei denen schöne gothische Pfeiler und Rosen mit korinthischen Gesimsen wechseln, und saphirblaue Gewölbe das Licht wundersam brechen und zurückwerfen. Ich möchte diese Palläste malen können, sie lassen sich aber weder mit der Feder, noch mit dem Pinsel darstellen. Wer könnte die hundert und fünfzig, bis zweihundert Fuß hohen ganz durchsichtigen Eiswände, Pyramiden und Obelisken darstellen, wie sie oben mit den mannichfaltigsten Festons und Gehängen geschmückt sind, wie sie das oft wiederholte Aufthauen und Wiedergefrieren bildet, ein Prozeß, durch den allein die bizarrsten und launenhaftesten, ich möchte sagen ironischen Kontraste möglich sind? wer könnte diese Mauern malen, die sich mehr und minder gegen und über einander herneigen, mit ihren Verbindungen und Bögen aller Art, die uns als Uebergänge und Brücken dienen, bald oben, bald unten? diese zuerst krystallhellen, dann grünlichen, dann dunkelgrünen oder dunkelblauen Abgründe, in die kein Mensch hinabsteigen könnte, diese Vorhallen und Peristyle, diese Façaden, rechts nnd links von Säulen gestüzt, oder vielmehr von mehreren gleich zusammengestellten, perpendikulären oder geneigten Cylindern, diese weit hervorstehenden Schwiddogengesimse, die mit Franzen von Schnee mit einer Eisrinde geziert sind? Ueber alle diese Wunder, über diese dunkeln Wohnungen ewigen Winters neigen sich Schneeabhänge wie Dächer.

Ich sah in dieser Beziehung mehr und mannichfaltigeres Schönes, als viele andere Reisende, weil ich meine Ascension auf den Montblanc später unternahm, als irgend Jemand vor mir. Ohne die ganz ungewöhnliche Verlängerung des lezten Sommers hätte ich auf dem Bossonsgletscher die Eisklüfte nicht so breit, und den Taccounazgletscher nicht so eigenthümlich gefunden. Durch Alles dies wurde zwar mein Unternehmen mühe- und gefahrvoller, dagegen aber war seit lange kein Schnee gefallen, ein seit vielen Jahren ganz unerhörter Umstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebenslust.

Wie bin ich jeden Tag voll Wonne,
Und jede Nacht voll Freudigkeit!
Bei Tag die ganze Welt voll Sonne,
Bei Nacht voll Sterne weit und breit.

Der Hügel wechselt mit dem Grunde,
Die Wälder mit der Wiesenflur,
Und es verwandelt jede Stunde
Sich farbenspielend die Natur.

Das Leben will sich offenbaren,
Wie sich's im Anfang kund gethan,
Aus tausend Menschenaugenpaaren
Sieht es mich wieder anders an.

Nun tönet es voll Kreaturen,
Da um den Halm die Grille schwirrt,
Und hoch die Lerche über Fluren
Im Blauen jauchzend sich verirrt.

Wo sich in Pracht die Blumen zeigen,
Fühl' ich in Wölkchen wunderbar
Um mich die Wohlgerüche steigen,
Wie um den Priester am Altar.

Das Alles ist die reichste Weide,
Jedoch vertieft euch nicht zu weit,
Denn zu demselben führen beide,
Die Schwermuth und die Gründlichkeit.

Und denke, wer da will genesen,
Darauf, daß er kein Werther sey,
Denn in dem ganzen Erdenwesen
Sieht der ein ewig Einerlei.

Ch. Wurm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Das Konkursexamen der Pariser Schüler.

In diesem Monate ist die studirende Jugend besonders regsam in Paris, und die Eltern sind es kaum weniger. Da nun die sieben Collèges hier ungefähr sechstausend Schüler haben, so ist dies rege Leben auch ziemlich auffallend. Eine vortreffliche Einrichtung ist der sogenannte Kompositionskonkurs. Aus jedem Collège werden nämlich die sechs ausgezeichnetsten Schüler genommen, das heißt diejenigen, welche in den monatlichen Kompositionen die besten Plätze gehabt haben; auch das Collège zu Versailles hat das Recht, seine sechs besten Schüler aus jeder der sieben Klassen herzusenden. Diese werden dann Alle in großen Sälen vereinigt, und müssen, um die Preise komponiren. Wer sich also hier hervorthut, kann für einen der besten Schüler von Paris und Versailles, ja sogar von ganz Frankreich gelten; denn in den Provinzstädten sind die Studien allgemein schwächer, als in Paris. Die Preisvertheilung geschieht mit großer Feierlichkeit. Nicht allein hat der Minister des öffentlichen Unterrichts den Vorsitz dabei und hält eine Rede (mit mehr oder weniger politischem Anstriche), sondern der gesammte Generalstab der Universität, das heißt die General- und Akademieinspektoren, die Professoren der verschiedenen Fakultäten und manche andere Beamte in ihrem Kostüm wohnen der Vertheilung bei, und kaum vermag der große Sorbonnesaal die Menge der Zuschauer zu fassen. Derjenige Schüler, welcher den sogenannten Ehrenpreis in der philosophischen oder obern Klasse bekommt, wird fast wie ein Wunder des Fleißes und der Geistesfähigkeiten angesehen; der Preis besteht in einem schönen bänderzichen, prächtig eingebundenen Werke, und er ist von der Militärdienstpflichtigkeit befreit; oft wird er auch dem Könige vorgestellt und bekommt von demselben ein bedeutendes Geschenk. Dann werden auch alle bei der großen Preisvertheilung belohnten Schüler dem Minister vorgestellt und ihre Namen im Moniteur abgedruckt. Wahrscheinlich gibt es noch andere Auszeichnungen, wovon ich aber keine Kunde habe. Freilich ereignet sich hier, was überall stattfindet: Schüler, welche sich bei jener großen Preisvertheilung als die besten gezeigt haben, zeichnen sich in der Folge, wenn sie die Laufbahn des Geschäftslebens betreten, gar nicht mehr aus, wogegen andere erst dann berühmt werden, wenn sie die in den Collèges erworbenen Kenntnisse in Anwendung bringen sollen. Uebrigens erregt dieser allgemeine Konkurs einen außerordentlichen Wetteifer unter den Schülern, und es ist schon eine Auszeichnung, wenn Jemand zu demselben zugelassen wird. Die Beurtheilung der gelieferten Stücke scheint nicht durch Partheilichkeit geleitet zu werden; auch werden mehrere Vorkehrungen getroffen, damit sogar die Namen der Schüler den Richtern unbekannt bleiben. Am Tage nach der allgemeinen Preisvertheilung hat eine besondere in jedem Collège statt, wobei es denn natürlich nicht so feierlich hergeht, wie am Tage zuvor. Und dann kommen noch die Vertheilungen in den Hunderten von Erziehungsanstalten, welche die Pariser Jugend beider Geschlechter für ein ziemlich bedeutendes Honorar großziehen, und sie unterrichten, so gut sie es vermögen. Zuweilen sind Nahrung und Unterricht gleich schlecht; mehrere haben jedoch einen großen Ruf, gute Meister und eine beträchtliche Zahl von Schülern. In diesen Häusern pflegt man mit den Preisen sehr freigebig zu seyn, und der Buchhandel sezt daher zur Zeit der Preisvertheilung eine Menge von Büchern ab. Es ist dies eine Erntezeit für Schüler und Verleger. Bekanntlich senden die Privaterziehungsanstalten ihre Knaben in die Collèges, und werden dafür von der Unterrichtsbehörde tüchtig besteuert; natürlich lassen sich die Vorsteher die Steuer von den Eltern zurückzahlen und haben selbst wenig Schaden dabei. Alle Versuche liberaler Deputirten, die Abschaffung oder wenigstens die Verminderung jener Steuer zu bewirken, sind bisher gescheitert, und es ist keine Aussicht da, daß der Finanzminister sobald ein so reichliches Einkommen, wie das der Kollegiengebühren, wird fahren lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. September 1835.

Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum.

Goethe.

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Mitten unter diesen Wundern verglich ich den furchtbaren Aetna, den ich vor fünftehalb Monaten bestiegen, mit dem so gefürchteten Montblanc. Auf jenem herrscht das Gefühl der entsetzlichen Zerstörung, auf diesem Staunen und Bewunderung vor. Auf dem Aetna wird das Gemüth peinlich zusammengedrängt, auf dem Montblanc aber erweitert es sich; denn auf jenem Berg ist Alles Graus und Zerstörung, Alles ist dunkel, öde und zerrissen, wie die Lava; auf dem Montblanc hingegen bringen Einstürze und Zerstörungen oft wunderschöne und grandiose Umbildungen hervor. Die bewegliche Asche des Aetnakegels gibt weniger Sicherheit, als das Eis und der Schnee auf dem Montblanc. Wer steht einem dafür, daß nicht jeden Augenblick der ganze obere Berg in das ungeheure Laboratorium zusammenstürzt, wo vulkanische Massen sieden und kochen? Wenn man am Krater Erschütterungen spürt, wie ich, wer bürgt einem dafür, daß sie nicht unmittelbar einer Explosion vorangehen? Des Aetna Schlünde erschrecken die Seele, die des Montblanc hingegen erheben sie. Der Aetna ist die Hölle, der Montblanc der Himmel.

Ergriffen von ähnlichen Gedanken, kam ich an eine Eismauer, die ungefähr dreißig Fuß hoch seyn mochte. Da mußten wir hinauf, um zum Felsen der Grands-mulets zu gelangen, der wie eine große Klippe mitten in dem Gletschermeer liegt. Diese Klippe ist jedoch ein Hafen, denn da ist nichts mehr zu fürchten, keine Lawinen, keine Schlünde, keine trügerischen, gebrochenen Brücken, keine Eisstürze. Wenn man aber auch diesen Hafen erreicht hat, so ist man darum noch nicht geborgen. Fünf Viertelstunden brauchten wir, um im Zickzack den perpendikulären Felsen hinanzuklettern und uns dabei immer bloß an hervorstehenden Zacken festzuhalten. Halbwegs entdeckte ich Chamouni, von wo gewiß eine Menge Augen zu uns hinauf sahen. Wir mußten über eine gefährliche Stelle, bei der mir nur ein Strick half. Es war eine Eismauer, die sich in einem der Felsschlünde gebildet hatte. Es wurden Vertiefungen für Füße und Hände eingehauen, und ein kühner Guide wagte sich zuerst hinüber. Bei diesem mühsamen und gefährlichen Klettern wurden meine Instrumente gebrochen. Bei der Besteigung der Grands-mulets muß man vorsichtig die Felsenstücke wählen, an denen man sich beim Klettern festhält, denn wäre eines nicht fest und gäbe nach, so käme Niemand von der Expedition davon, Einer stürzte über den Andern her, weil Alle hinter einander gehen, und Jeder seinen Fuß in die Stelle des Vordermanns

setzt, ohne die geringste Abweichung. Ein Engländer hat den Uebergang über den Bossonsgletscher mit einem Zug Kraniche in der Luft verglichen. Dieser Vergleich paßte aber noch besser bei der Ersteigung der Grands=mulets.

So stiegen wir drei= bis vierhundert Fuß hoch, ehe wir auf eine kleine, ebene Stelle kamen, wo die Nacht über kampirt werden mußte. Es war 4 Uhr 17 Minuten Nachmittags, fünf Stunden nach unserem Eintritt auf den Bossonsgletscher, und 10 Stunden 20 Minuten nach unserem Abgang von Chamouni. Das Wetter war herrlich und die Sonne noch warm. Wie bedauerte ich bei dieser schönen Muße den Verlust meiner Instrumente! Der Horizont war Anfangs wolkig, und ein Nebel auf dem Buet entzog mir den Anblick des Genfersees; so lag auch das Thal auf der Savoyerseite in Nebel, und über uns war's wie ein entsetzlicher Wall, über den sich der Himmel hinzog, wie ein Dach. Gegen Abend zerstreuten sich jedoch die Wolken, und nun sah ich mit bloßen Augen den Genfersee, die Jurakette und einen großen Theil von Frankreich. Viele Reisende begnügen sich mit dieser Aussicht auf einer Höhe von mehr denn zehntausend Fuß, andere aber sind ihrer menschlichen Natur nach unersättlich; so ich. Die Aussicht auf den Grands=mulets gab mir nur einen Vorschmack von der, die ich höher hinauf haben müßte. Ich fürchtete nichts mehr als eine Veränderung des Wetters.

Lange konnte ich mich nicht satt sehen an dieser Menge von Bergen, die schon so tief unter mir lagen, endlich aber mußte an die Bereitung unseres Mittagsmahls gedacht werden. Zuerst schmolz man Schnee, um Wasser zu haben, das jedoch einen fatalen Rauchgeschmack hatte. Die Lebensmittel wurden mit der Hast zerschnitten, die bei robusten Bergsteigern natürlich ist, deren gewöhnliche Eßlust durch einen langen, mühsamen Marsch noch vermehrt wird. Denke dir aber meinen Verdruß, als ich vernahm, an Suppe sey nun nicht mehr zu denken. Ich hatte mich so gefreut, auf dem Montblanc meine Suppe zu essen; die Flasche mit Fleischbrühe war aber bei der Ersteigung der Grands=mulets mit mehreren andern zerbrochen worden. Indessen war unser Mahl doch recht fröhlich. Wir sangen sogar, und dabei blieb ich, wie du denken kannst, nicht zurück. Habe ich doch auch im Krater des Aetna gesungen! So haben meine Vendée'schen Lieder auch an den Eis= und Felsenwänden des Montblanc widergehallt. Während unsers Mahls ging für uns die Sonne unter, jenseits des Frankreichs, das viermalhunderttausend Herren mit Flinten und dolchartigen Seitengewehren niederdrücken (?). Die Sonne verbarg sich im Westen des Landes, als schäme sie sich, seine Ketten zu beleuchten (?). Wie schön war die im Purpur glühende, nur von leichtem Gewölk umgebene Sonne! wie schien mir dagegen das unglückliche Frankreich gedemüthigt! (?) Dieser Gedanke machte mich traurig. Es war mir auch nicht ermunternd, mich hier so allein zu sehen mitten in der Eis= und Schneewüste, in dieser von Abgründen umgebenen Einöde, denn dies bestärkte mich nur in meinen düstern Gedanken. Ich dachte an meine Freunde, besonders an die, welche auf dem Boden des Exils stolz ihr Haupt erheben, und dies gab mir Muth.

(Beschluß des zweiten Artikels.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Und welche Rolle spielt nun menschliche Wissenschaft, in Aerzten und Philosophen repräsentirt, diesen Geisteskranken gegenüber? Es ist eben keine sehr glänzende. Wie in den meisten übrigen Fragen haben sich die Meister vom Stuhle noch nicht einmal über die allerersten Grundsätze verständigen können, und wäre ihre Macht so groß, wie ihre Wille, dann würde Einer den Andern wegen seiner Theorien über die Narrheit selbst in das Narrenhaus sperren, statt ihm die Pflege der Kranken anzuvertrauen. Er müßte so lange die Zwangsweste anlegen, bis er seine Grundsätze über Entstehung und Heilmethode des Wahnsinns abgelegt. Der Mensch weiß, wenn er bei gesundem Verstande ist, so wenig von sich selbst, daß eine Unkenntniß von dem kranken, fremden Bewußtseyn wenig Verwunderung erregen kann. Hatte er ja doch schon vier Jahrtausende sein kleines Haus, das man Leib nennt, bewohnt, und doch war er noch so wenig darin zu Hause, daß selbst der große Aristoteles von dem Nervensysteme kaum eine Ahnung hatte, und mußten noch einmal mehr als anderthalb Jahrtausende verfließen, bis er es durch Servet und Harvey erfuhr, daß das Blut in seinem eigenen Leibe seit 6000 Jahren in doppelter Kreisbewegung auf und nieder steige. Er müht sich noch immer ab, das Labyrinth des Wahnsinns in Klassen und Ordnungen zu bringen, den eigentlichen Sitz und Ursprung der Krankheit zu entdecken und die wissenschaftliche Zauberformel zur Bannung dieses bösen Spukgeistes zu finden. Da sind es zwei Meinungen, die sich hier wie anderwärts schroff entgegentreten.

Die Einen bekennen sich zu jener erhabenen Theorie, wornach die unsterbliche Seele des Menschen nichts ist, als das Produkt seiner leiblichen Organe; so eine Art von Sumpflicht, das aus den Nerven und dem Eiweißbrei des Gehirns sich entwickelt und im Kopfe brennt.

Die ganze unermeßliche Welt des Geistes mit ihren hellen Höhen, ihren nachtbedeckten Gründen, mit allen ihren Tugenden und Lastern, ihren Freuden und Schmerzen, ihrer Furcht und ihrer Hoffnung, ist in lezter chemischer Analyse nichts, als das wunderbare Resultat von ein wenig Wasser, halbgeronnenem Eiweiß, milchsaurem Natron, Schwefel und Phosphor mit Talk und Kalkerde und Alkali, in gehöriger Mischung und Bewegung. Wie das Blut durch die Adern, so steigen die Gedanken als Nervengeist im Gehirn auf und ab, und geben daraus hervor, wie der Mensch aus dem Urschleime: ein Wunder, das größer ist, als irgend eines, von dem die Legendenbücher berichten; denn dort ist es immer eine höhere, göttliche Kraft, die das Untere nach ihrem Willen bewegt, frei darüber schaltet und es durch die Macht ihres Wortes umwandelt; hier soll aber das Wasser sich aus sich selbst nicht bloß in Wein, sondern in einen lebendigen Geist verwandeln.

Nach dieser Theorie ist die Verrücktheit nichts weiter, als ein bloßes Kopfweh, eine Störung der Nerven, des Gehirns oder der übrigen Organe. Mit den Organen leidet und erlischt auch eine Kraft der Seele um die andere, bis mit dem Tod der Leib vergeht und auch die Seele zu seyn aufhört. Geht das Gehirn in Fäulniß über, oder drückt der Andrang des Blutes darauf, wird es vom Fieber ergriffen, leidet die Verdauung, der Darmkanal oder das Genitalsystem, oder reißt sich sonst ein Theil des Organismus von dem allgemeinen Leben rebellisch los, so tritt Verrücktheit des Geistes ein, der ja nichts als die Blüthe des Organs ist; und wie eine Faser zerreißt oder vertrocknet, und ein Glied um das andere stirbt, so stirbt auch der Geist, wie das Sumpflicht erlischt, wenn der Sumpf, der es erzeugte, austrocknet. Jede Seelenkrankheit ist demnach bloß eine Krankheit des Leibes, und sie hört von selbst auf, wenn man das kranke Glied des Organismus erkennt und die rechte Medizin dafür gefunden hat, wenn überhaupt dasselbe nicht für immer verloren ist, in welchem Falle der Seele keine Hoffnung einer Herstellung bleibt. Bäder, Brechmittel, Aderlässe, Mora, Douchen, glühende Eisen, Mohnsaft und Nieswurz, das sind ihnen die rechten Mittel, und der gemeinste Barbier kann mit einem Klystier mehr ausrichten, als der tiefsinnigste Psycholog, der den verrückten Verstand zurechtsetzen will, während doch eigentlich nur der Darmkanal gestört ist. Genau genommen, sollte man daher auch bei den einzelnen Kranken sagen, er ist gestört oder verrückt in der Leber, im Nervensystem, im Darmkanal, in den Gehirnknochen, oder sonst wo, eine eigentliche geistige Verrücktheit gibt es aber nicht, weil das, was nicht für sich besteht, auch nicht für sich leiden kann.

Dieser Meinung tritt die andere entgegen. Ihr ist der Mensch keine Mixtur von Stickstoff und Sauerstoff, sondern eine lebendige Seele, die der Geist Gottes eingehaucht hat, und der er ein Wissen und Gewissen mit Ideen einer höhern Welt, als die ist, welche sein Auge sieht und sein Ohr vernimmt, eingepflanzt hat. Die Seele hat sich hienieden incarnirt, der Leib, den sie bewohnt, muß ihr dienen, sie gibt ihm sein Leben und seinen Zusammenhalt, und wenn sie entweicht, dann kehrt er zum Staube zurück, von dem er genommen ward. Nach dieser Ansicht nun hat man gefolgert: Ursache und Sitz des Wahnsinns sey wesentlich in der Seele zu suchen, und die äußern Erscheinungen an den gestörten Organen seyen bloß die Folge davon. Es ist, heißt es hier, das freie Bewußtseyn des Menschen, das mit den Leidenschaften in den Kampf tritt, und ihnen entweder siegreich widersteht, indem es nach dem Rufe seines Gewissens und Kraft seines freien Willens die bösen Triebe und Neigungen bezwingt und die Verlockung von sich abweist, oder indem es ihnen die Zügel schießen läßt, sich ihnen preisgibt und zu ihrem Spielballe wird. Jede Leidenschaft in ihrem Beginne, auch bei gesundem Verstande, der der Mensch sich hingibt, ist schon eine Art Wahnsinn. Er tritt aber entschieden auf, wenn die Leidenschaften den Menschen so in ihren Fesseln halten, daß sie Verstand und Vernunft gänzlich übertäubt und verwirrt haben, so daß er, für alles Andere blind und taub, nur einzig auf sie hört, und nicht sein Geist dem Leibe gebietet, sondern seine Leidenschaft im Geiste rast und in seinen Adern zerrüttend und zerstörend brennt. Die Organe folgen dabei immer den innern Bewegungen der Seele, und wie Alles sich im Menschen zu verleiblichen strebt, so auch die Verrücktheit. Der Wahnsinn und alle seine äußern Erscheinungen sind daher nur die Bilder dessen, was geistig in der Seele vorgeht. Darum trägt auch in der Regel jede Verrücktheit das Bild irgend einer Leidenschaft, und es gibt so viele ihrer Arten, als es einzelne Leidenschaften und verschiedene Kombinationen derselben gibt. Je nachdem die Leidenschaften über die Seele mehr oder minder herrschend geworden sind, ist Hoffnung zur Heilung vorhanden. Nährt der Mensch Tag und Nacht z. B. seinen Zorn, lassen ihm die Plane seiner Rache selbst im Traume keine Ruhe, brütet er immer nur über diesem Einen Gedanken, ohne Gefühl für alles Uebrige, wie kann man sich da wundern, daß er zulezt zu dem wird, von dem sich allein sein Geist nährt, zu einem Rasenden, in dessen Fleisch und Blut die Wuth übergegangen, der die ganze Welt zerstören will, wie Leute, die nur Branntwein trinken, zulezt sich in entzündlichen Stoff verwandeln, der bei der leisesten Berührung des Feuers zu einem Aschenhaufen niederbrennt!

(Die Fortsetzung folgt.)

An die Nacht.

O stille Freundin du! o wortlos ernste Nacht!
Nimm meinen lauten Schmerz in deine Mutterarme!
Umhüll' mein müdes Haupt mit deiner Schleier Pracht,
Daß dieses starre Herz in Thränenthau erwarme!
Zeig' mir Ihn fern im Traum, erwecke tief'res Sehnen —
Die harte Wirklichkeit nahm mir den Trost der Thränen.

Des Tages Forderung und seiner Fragen Qual,
Sie bleiben fortgebannt, in weiter Ferne stehen,
Gelöst von jedem Zwang hebt sich zum ersten Mal
Die Seele frei empor, will weithin rückwärts sehen,
Dorthin, wo sie geglaubt dem Tod sich hinzugeben,
Und ach! so tief geirrt: sie gab sich hin dem Leben!

Alma.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Collège Louis-le-Grand. Akademische Preise.

Eines der schönsten und größten Colléges ist das Collège Louis le Grand, in welchem die Zahl der inwohnenden Schüler sich auf fünfhundert beläuft; außerdem wohnen noch einige hundert Schüler aus den Erziehungsanstalten oder aus Privathäusern dem Unterrichte bei. Hier wird auch Elementarunterricht in morgenländischen Sprachen gegeben, was in den andern Colléges nicht der Fall ist. Schon vor der Revolution war das Collège Louis-le-Grand die Hauptunterrichtsanstalt für die untern Klassen; eine Zeitlang haben auch die Jesuiten dasselbe inne gehabt, denn solch eine große Anstalt mußten sie nothwendig in ihrer Gewalt haben. Der Vorsteher, hier Proviseur genannt, mag nicht wenig Mühe haben, mit den fünfhundert Knaben fertig zu werden. Auch ist zuweilen von kleinen Aufruhren die Rede gewesen, die jedoch keine andern Folgen hatten, als das Zerschlagen von Fensterscheiben und Bänken, und die Verbannung der kleinen Rädelsführer. Was jedoch dem Proviseur etwas zu Statten kommt, ist, daß die Anstalt in drei Theile oder Gebäude getheilt ist, wovon jedes seine Klassen, seinen Speisesaal, seinen Hofraum hat, so daß die Knaben der drei Abtheilungen fast gar keine Gemeinschaft mit einander haben. Trennen, um zu regieren, ist eine Staatsmaxime der Minister und Proviseurs. Auch besitzt das Collège Louis-le-Grand das ehemalige Schloß Vanvres in der Umgegend von Paris als Landhaus und zum Aufenthalt der Jugend während der Ferien, wenn eine Menge von Schülern zu ihren Familien zurückkehren. Das Collège de France, eine ganz andere Anstalt, da sie nur Vorlesungen in den höhern Wissenschaften hält und den Elementarunterricht ganz ausschließt, also eine Universität im Kleinen ist, hat dieses Schuljahr hindurch ausgeruht, weil man das Gebäude vergrößert, um ein Mineralienkabinet, ein physikalisches Kabinet u. s. w. anzuordnen. Es scheint, daß in dem großen Paris kein Ort aufzufinden war, wo die Vorlesungen hätten gehalten werden können. Man hat also den Professoren erlaubt, spazieren zu gehen oder zu verreisen. Wahrscheinlich hatten die Minister über den vielen politischen Angelegenheiten vergessen, sich mit einer solchen Kleinigkeit abzugeben, und es daher für kürzer gehalten, die Vorlesungen einzustellen. Da nun der Professoren wenigstens zwölf sind und jeder einen Jahrgehalt von sechstausend Franken bezieht, so folgt daraus, daß in diesem Jahre eine Summe von 72,000 Franken, die für den öffentlichen Unterricht bestimmt waren, rein verloren gegangen ist; allein es wird stets so manche andere Summe verschleudert, daß Niemand von dieser Notiz nimmt. Einige Akademien des königlichen Instituts hatten in diesem Monate ebenfalls ihre Preisvertheilungen; zuerst die Académie des inscriptions et belles-lettres, die sich sehr ruhig zu verhalten pflegt, und weil sie viele alten und bedächtigen Männer in sich schließt, auch nur sehr langsam bei ihren Arbeiten zu Werke geht. Mit ihren Preisen ist sie seit einigen Jahren nicht glücklich; denn wenige Konkurrenten bewerben sich darum, und auch diesmal hatte Niemand die Ehre gesucht oder erhalten, von der Akademie gekrönt zu werden. In der That stehen die von der Regierung bewilligten Preise nicht mehr im Verhältnisse mit denjenigen, welche die Montyonsche Stiftung in andern Akademien gewährt; denn was ist eine 1500 Fr. werthe Goldmedaille im Vergleich mit einer gelehrten Arbeit, die von dem jungen Gelehrten zwei Jahre anhaltender Anstrengung und Nachforschung fordert? Da allmählich Alles im Preise steigt, so hätte der Werth der bewilligten Preise ebenfalls erhöht werden sollen. Es ist schon ungereimt genug, daß für eine gelehrte Abhandlung kein höherer Preis bewilligt wird, als z. B. für ein 150 Verse langes Gedicht an der Académie française, da solch ein Gedicht manchmal kaum vierzehn Tage Arbeit erfordert, und der Welt kaum Vergnügen macht, geschweige denn ihr einigen Nutzen bringt. Dagegen bewirkt die Académie des inscriptions sehr viel mit den drei Medaillen, welche die Regierung zur Aufmunterung der Alterthumsforscher in den Provinzen der Akademie übergibt, und die von dieser dann unter diejenigen vertheilt werden, welche die wichtigsten Arbeiten über örtliche Alterthümer eingeschickt haben. Dadurch ist ein reger Eifer unter den Gelehrten in den Provinzstädten entstanden oder befördert worden, denn auch die gelehrten Vereine in den Provinzen tragen das Ihrige dazu bei, den Forschungsgeist anzufachen. Die Akademie bekommt jährlich eine bedeutende Anzahl von archäologischen Abhandlungen, zum Theil mit vielen und sorgfältig entworfenen und ausgeführten Rissen und Zeichnungen. Unter den drei Gelehrten, welche diesmal die Medaille erhielten, war auch einer aus der Normandie, Namens Léchaudé d'Anisy, welcher sich die Mühe gegeben hat, das staubige Archiv des Calvadosdepartements zu durchwühlen, und zehntausend alte Urkunden daraus durchzulesen und ihrem Inhalte nach anzugeben. Die Präfekturstädte in den Departements enthalten seit der Revolution wichtige Archive für den Geschichtschreiber und Geschichtforscher; denn dort wurden die Archive aus den aufgehobenen Klöstern und andern geistlichen Stiftungen vereinigt, so daß in einigen derselben Haufen von altem Pergament aufgeschichtet worden sind. Beinahe vierzig Jahre lang sind diese Haufen von Urkunden unbenutzt, ja ungeordnet liegen geblieben, weil es an Sinn, an Aufmunterung und Unterstützung dazu fehlte. Jetzt aber kommt allgemein der Geist der Forschung unter die Leute, das so lange verschmähte Mittelalter ist wieder zu Ehren und Ansehen gelangt, sachkundige Archivare gehen aus der Ecole des chartes zu Paris hervor und werden im ganzen Lande herum angestellt, und so kommt es denn, daß jetzt die leider zu lange vernachlässigten und zum Theil verdorbenen und bald vermoderten Pergamenthaufen geordnet, untersucht und besser aufbewahrt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. September 1835.

> Ces astres que nos pères ne connaissaient qu'en qualité de chevelus, et en qualité de méchans, comme nous connaissons Clodion le chevelu, sont aujourd'hui soumis au calcul aussi bien que les astres du système solaire; mais il faudrait être bien difficile pour exiger qu'on prédit le retour d'une comète à la minute; il faut se contenter de l'à peu près.
>
> Voltaire.
> 1739.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Der so viel besprochene Halley'sche Komet ist endlich wirklich da. Nach einer so eben über Berlin eingehenden Nachricht ist derselbe am 5ten d. M. zu Rom beobachtet worden, und zwar an derjenigen Stelle, wohin ihn Damoiseau's Rechnung sezt, nämlich neben ζ im Stier. Morgenröthe und Nebel verhinderten für den Augenblick, ihn weiter zu verfolgen. Wir wünschen, zur Glorie der rechnenden Astronomie, daß diese Nachricht, die wir geben, wie wir sie empfangen, ** nicht eine neue Mystifikation seyn möge, da dieser Himmelskörper durch die lange Zögerung seines Sichtbarwerdens schon zu mehreren dergleichen Veranlassung gegeben hat. Indeß ist eben durch diese Zögerung anderseits auch wieder die Gelegenheit zu einer Menge gediegener Aufsätze über Kometen im Allgemeinen herbeigeführt worden, unter denen wir eine Arbeit in dem Edinburgh Review auszeichnen, welche die Aufschrift: der diesjährige Komet führt, und im angenehmsten, populärsten, wenn auch nicht von allen Zweideutigkeiten freien Vortrage ziemlich Alles erschöpft, was sich über die Natur dieser merkwürdigen Himmelskörper sagen läßt. Wir machen, da dieser Aufsatz selbst gewiß den wenigsten unserer Leser zu Gesicht gekommen ist, daraus zunächst auf den allgemeinen und bemerkenswerthen Unterschied aufmerksam,

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 159 dieser Blätter. Der gegenwärtige Aufsaz ist im August geschrieben.

** In der That war nach einer Benachrichtigung des Herrn Geheimenraths Bessel der Komet bis zum 19ten August von den drei Berliner Astronomen: Encke, Kunowski, Mädler, nicht aufgefunden. Wohl aber ist, einer neuesten und zuverlässigen Nachricht zufolge, die Auffindung auch zu Berlin endlich dem dortigen Astronomen Kunowski mit seinem sechsfüßigen Frauenhoferschen Fernrohre am 22sten August Morgens ein Uhr geglückt. Der Komet erschien als ein sehr schwacher Nebelfleck, der durch einen Frauenhoferschen bloßen Kometensucher nicht sichtbar, und auch mit lichtstarken vierfüßigen Achromaten nur mühsam zu erkennen war. Er stand südlich von dem Sterne Nr. 132 des Sternbildes der Stier. In der folgenden Nacht ward er von Kunowski und Encke am Kreismikrometer beobachtet, und sein genäherter Ort für den 23sten August drei Uhr Morgens 85° 40′ gerader Aufsteigung und 23° 42′ nördlicher Deklination gefunden, welches Resultat sich von der Berechnung des Professors Rosenberger zu Halle nur um 20′ unterscheidet. Auch die oben angeführte römische Beobachtung schließt sich, nach genauerer Prüfung, noch näher der Rechnung von Rosenberger, als der von Damoiseau an. N.

welcher zwischen der Lage der Kometenbahnen und der Planetenbahnen stattfindet. Man denke sich nämlich durch die Sonne, als den Centralpunkt unseres ganzen Systems, und unsere Erde eine unbegrenzte Ebene, eine Platte meinetwegen, so fallen die Bahnen aller übrigen Planeten und Nebenplaneten beinahe in diese Ebene; kein Planet erhebt sich um ein Bedeutendes über diese Ebene, oder sinkt viel unter dieselbe hinab; sie bewegen sich sämmtlich auf dieser eingebildeten Platte, und folgen dabei ebenfalls sämmtlich einer und der nämlichen Richtung, von Abend gegen Morgen, von der Rechten zur Linken, oder, wie man sich genauer ausdrückt, sie bewegen sich in jener Ebene und in ihren Bahnen nach der Folge der Zeichen. Ganz anders verhält es sich dagegen mit den Bahnen der Kometen. Einige Kometen rollen zwar beinahe in dieser nämlichen Ebene, die Bahnen anderer Kometen aber durchschneiden dieselbe in allen nur möglichen, mehr oder weniger schrägen, ja sogar senkrechten Richtungen, und die Kometen selbst bewegen sich dabei nicht, wie die Planeten, ohne Ausnahme nach der Folge der Zeichen, sondern sind nur zum Theil rechtläufig, wogegen andere, der Folge der Zeichen gerade entgegen, rückläufig fortgehen. Lezteres ist z. B. eben mit unserem Halley'schen Kometen der Fall; er bewegt sich auch rückläufig, und die Ebene seiner Bahn macht mit der oben bezeichneten Ebene der Planetenbahnen einen Winkel von fast 18 Graden. Diese Unregelmäßigkeit zeigt im Allgemeinen, daß die Kometen einem bestimmten Systeme noch nicht so fest und unwandelbar als die, bereits einer unveränderlichen Regel der Bewegung unterworfenen Planeten angehören, daß es noch etwas Irres, Wüstes in ihrem Laufe gebe, woraus die Möglichkeit hervorzugehen scheint, daß die Elemente der Bahn eines Kometen noch Aenderungen erleiden können, wie wir eine solche Möglichkeit, mit Nachweisung auch noch anderer Gründe dazu, bereits in unserem vorigen Berichte * dargethan haben.

Für den Halley'schen Kometen fing dies beinahe an wahrscheinlich zu werden. Derselbe sollte, nach den Berechnungen von Damoiseau, Pontécoulant und Rosenberger, seinen aufsteigenden Knoten schon gegen den 6ten August passirt haben, d. h. über die oben bezeichnete Ebene der Erdbahn (Ekliptik) emporgetreten, und demnach spätestens in der Mitte Augusts deutlich sichtbar für uns seyn. Er mußte, jenen Berechnungen zu Folge, in der lezten Hälfte dieses Monats, 50 bis 65 Grad abstehend von der Sonne, spät Abends im Nordosten aufgehen, sich zwischen den beiden Hörnern des Stiers zeigen, allmählig nach den Zwillingen zu rücken und bis zum frühen Morgen sichtbar bleiben; seine Entfernung von der Erde hätte dabei bis auf 28 Millionen Meilen abnehmen müssen. Allein von den zahllosen, zu seiner Auffindung nach dem Himmel gerichteten Teleskopen war lange kein einziges so glücklich, auch nur die mindeste Spur seines Daseyns aufzufinden, obwohl sich fast unmöglich annehmen ließ, daß er ihnen sämmtlich entgangen seyn könne, und wenn er sich auch nur als der leiseste Lichthauch bemerklich gemacht hätte. Die oben angeführte Beobachtung zu Rom hat ja nun endlich diesen langen Zweifeln ein Ende gemacht.

Der Eingangs erwähnte Aufsatz in dem Edinburgh Review bemerkt, ganz in Uebereinstimmung mit der von uns in unserem vorigen Berichte geäußerten Ansicht, daß die periodisch wiederkehrenden Kometen allmählich an Größe abnehmen. „Vielleicht," sezt der Verfasser, eben wie wir auch gemeint haben, hinzu, „verlieren sie durch die Bildung der Schweife an Masse." Ich gestehe, daß mir diese Hypothese immer sehr wahrscheinlich vorgekommen ist. Die Wirkung der Sonne auf die Schweifausdehnung der Kometen, besonders zur Zeit, da sie durch ihr Perihelium gehen, muß ungeheuer seyn, da dergleichen Schweife in dieser Zeit bis auf viele Millionen Meilen verlängert worden sind. Ein Komet, der sich im Jahre 1807 zeigte, und in dieser Beziehung besonders genau beobachtet wurde, erlitt z. B. eine Schweifverlängerung von über 12 Millionen Meilen. Wird, fragt man mit Recht, die Gravitationskraft eines Körpers von so geringer Masse, als die Kometen unzweifelhaft sind, hinreichen, um diejenigen seiner Theile, welche durch den ausdehnenden Einfluß der Sonne so weit abgestoßen worden sind, bei nachheriger Entfernung von diesem Centralkörper wieder an sich zu ziehen, oder werden sich diese Theile nicht vielmehr im Weltraum zerstreuen und dadurch dem Kometen, von dem sie ausgegangen sind, einen Massenverlust zuziehen? Ist aber Lezteres wirklich der Fall, und erleiden, wie der Berliner Astronom Encke meint und wie wir in unserm vorigen Berichte weitläuftiger auseinander gesezt haben, besonders Himmelskörper von so geringer Masse, wie die Kometen, bei ihrer Bewegung im Himmelsraume zugleich einen Widerstand vom Aether, so muß eine solche Massenverminderung lezteren Widerstand nothwendig noch vergrößern, da derselbe natürlich von einem schwereren Körper leichter als von einem weniger schweren überwunden wird; und die Bewegung und Bahn des betreffenden Gestirns können dadurch also in der That Veränderungen erleiden. *

(Die Fortsetzung folgt.)

* Es ist dort nämlich Bezug auf die Encke'sche Hypothese vom Widerstand des Aethers genommen.

* Ich muß freilich bitten, mich bei dieser Veranlassung recht zu verstehen. Encke's scharfsinnige Hypothese von einer Modifikation der Bewegung der Himmelskörper durch den Widerstand des Aethers, wie ich sie oben hervorgehoben

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Ansicht geht daher der Verrücktheit eine Selbstverschuldung voraus, in welcher der Mensch sich für das Böse freiwillig entschieden hat. Wie dem leiblichen Selbstmorde gleichfalls eine leibliche Verletzung der Organe vorausgeht, so ist der Wahnsinn ein geistiger Selbstmord, worin der Mensch freiwillig die Kräfte seiner Seele verlezt oder gänzlich zerstört hat. Nach dieser Theorie muß also das Heilmittel auf die Seele berechnet seyn. Organische Störungen, ob sie gleich zum Ausbruche des Uebels beitragen und seine Heilung erschweren können, sind durchaus untergeordnet, wenn auch keineswegs bei der Kur zu vernachlässigen. Die Seele muß aus den Banden ihrer Leidenschaften befreit werden und ihre alte Herrschaft wieder erhalten, und erst wenn der Mensch mit klarem Bewußtseyn seine Sünden und Ausschweifungen erkannt hat, wenn er sie bereut und entschlossen ist, sich zu bessern, dann erst ist er als vollkommen geheilt aus dem Irrenhause zu entlassen. Mit bloßen leiblichen Arzneimitteln aber ist wenig gethan, und die Ansicht der Gegner, die Alles mit ihren Büchsen gut zu machen wähnen, verlachen sie als den blindesten, materialistischen Aberglauben. Ihr Thoren, sagen sie, ist Einer bei gesundem Verstande, und trifft ihn ein Herzleid, das sein ganzes Wesen mit Kummer und Trauer erfüllt, das ihm seine Kraft nimmt und ihn hinfällig macht und bleich wie ein Schatten, wollt ihr dann seinem kranken Herzen warme Aufschläge zur Linderung auflegen? oder wenn er im heißen Zorne entbrennt und in seiner Wuth zu vergehen meint, wollt ihr ihm dann zur Löschung des innern Brandes seiner Seele ein Glas kühles Wasser oder verzuckertes Eis darreichen? wird das Gift, das in seinem Herzen rast, nicht den Trunk vergiften, und er sich statt Linderung den Tod trinken? Und doch wähnt ihr die Verirrungen und Ausschweifungen eines ganzen Lebens, und nicht des Augenblicks, nachdem sie jede geistige Kraft vergiftet und bis in's tiefste Innere zerstörend sich eingefressen, durch eine Dosis Rhabarber oder warme Bäder wie Staub von der Seele, oder vielmehr von dem Körper wegzuwaschen! Dies sind die Folgen eurer materialistischen Theorie, die eine unsterbliche Seele des Menschen leugnet und ihn zum Produkt des Staubes macht.

Zum Beweise dieser Behauptungen kann man unter anderem z. B. die Beobachtung anführen, daß der zwanzigste Theil aller Wahnsinnigen in den Irrenhäusern von Paris aus öffentlichen Dirnen besteht, und daß der Wahnsinn gerade in jenen Ständen am meisten hervortritt, die vorzüglich heftigen Gemüthserschütterungen, Ausschweifungen und Leidenschaften durch eine gefahrvolle oder verführerische Stellung ausgesezt sind, wie z. B. Kaufleute und Militärs in Frankreich. Ferner hat man bemerkt, daß bei großen politischen Erschütterungen, bei neuen Ideen, welche die Geister mächtig erfaßt und die Schwachen schwindelnd gemacht, der Wahnsinn häufiger eingetreten ist. So kann man in den französischen Narrenhäusern die ganze neuere Geschichte seit der Revolution studiren, indem es dort beinahe für jede Epoche Leute gibt, in denen die jedesmal herrschenden Ideen wie Gespenster spuken und ihnen den ganzen Kopf eingenommen haben. So ist eine speziell französische Narrheit bei der nationellen Eitelkeit die Einbildung, die schon so viele erfaßt hat, daß sie glaubten, Ludwig XVII. zu seyn. In England, wo die Industrie die äußern Reize des Lebens auf's Höchste gesteigert hat, wo der größte Reichthum, der Millionen verschwenden kann, und dem alle Genüsse bis zum Ueberdrusse frei stehen, dicht neben der verhungernden, bleichen, hohläugigen, in den Fabriken ausgesaugten, verzweifelnden Armuth steht, und ein Sprung aus dem einen Zustand in den andern so leicht ist, ist der Wahnsinn ganz besonders zahlreich. Und solcher Beobachtungen, die zeigen, daß er von der Gemüthsbewegung, von dem Mangel an Mäßigung und Selbstbeherrschung im Kampfe mit den Leidenschaften herrührt, ließen sich noch hunderte anführen.

So sehr wir nun diesen Folgerungen im Allgemeinen beistimmen, so fest wir auch überzeugt sind, daß in sehr vielen Fällen der Wahnsinn ein verschuldeter sey, und seine Wurzel in einem verderbten Herzen habe, und nur mit der Besiegung oder Erkaltung seiner Leidenschaften aufhöre, so können wir ihnen nicht beifallen, wenn sie so ausschließlich und schroff aufgestellt werden, wie es in neuerer Zeit z. B. von Heinroth geschehen, der keinen Wahnsinn aus organischen Einwirkungen anerkennen will, und mithin außer der großen allgemeinen Schuld, die auf dem menschlichen Geschlechte lastet, immer eine persönliche Schuld des Individuums annimmt. Wäre

---

habe, scheint allerdings durch das nunmehrige wirkliche Eintreffen des Halleyschen Kometen, und zwar genau an dem Punkte, wohin ihn der reine, d. h. jenen Widerstand nicht berücksichtigende Perturbationskalkul versezte, gefährdet zu seyn. Allein anderseits hat sie sich doch am Encke'schen Kometen, dessen Lauf mit Bezug auf sie berechnet worden ist, vortrefflich bewährt; und es scheint also, rücksichtlich derselben, Alles vom Massenverhältnisse der betreffenden Himmelskörper abzuhängen. Unglücklicherweise läßt sich über dieses Verhältniß bei den Kometen noch zu wenig bestimmen. N.

diese exclusive Ansicht die richtige, dann, sollte man denken, müßte ein Narrenhaus den Zusammenfluß der allergrößten, hartnäckigsten und ruchlosesten Verbrecher in sich schließen. Aber man findet dort im Gegentheil oft nichts als gutmüthige Unglückliche, die vielleicht nie in ihrem Leben einen Gedanken von dem gehegt, was sie jezt im Taumel des Geistes thun und sprechen; während man umgekehrt die eingefleichtesten Verbrecher, in denen die teuflische Bosheit sich incarnirt zu haben scheint, bis zum lezten Augenblicke bei klarem, ruhigem Verstande über ihre Bosheit brüten und sich derselben rühmen sieht, ohne irgend eine Spur von Verrücktheit an ihnen zu gewahren. Unsere Meinung ist also: so wenig wie die volle Herrschaft einer Leidenschaft nothwendig Verrücktheit, das heißt, Störung der Urtheilskraft oder des freien Willens zur Folge hat, so wenig kann man umgekehrt sagen, daß, wo Verrücktheit stattfindet, nothwendig eine freiwillige Zerstörung der Vernunft durch Leidenschaften und Ausschweifungen vorhergegangen seyn müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Antiquitäten. Der Orientalist Chezy.

Léchaudé d'Anisy hat einige Jahre seines genügsamen Lebens mit Forschungen in einem solchen Urkundenhaufen zugebracht und, wie gesagt, zehntausend solcher alten Dokumente ihrem Inhalte nach instrumentirt. Leider hat er aus denselben wenig Anderes herauslesen können, als milde Gaben und Vermächtnisse an Klöster und Kirchen. Seine Arbeit nimmt zwei Bände nebst einem Kupferhefte in der Sammlung der Abhandlungen der antiquarischen Gesellschaft der Normandie ein, und verdiente wohl eine Belohnung von Seiten der Académie des inscriptions, wiewohl die Geschichte wenig aus derselben zu schöpfen findet. Es scheint, man hat zuweilen die ehrlichen Forscher in der Provinz zum Besten; so war im vorigen Jahre ein großer Streit wegen einiger zu Nérac aufgefundenen römischen Inschriften, in welchen etwas von einer liberalen Verfassung unter den Römern in Gallien verlautete, wovon die Geschichte leider nichts wußte. Manche Leute dachten nichts Arges dabei, und freuten sich herzlich, daß ihre Vorfahren, die Gallier, schon die Wohlthat einer Konstitution genossen, und keine ganz demüthigen und sklavischen Unterthanen der Römer gewesen seyen; allein die gelehrten Kritiker machten sich über ihre Leichtgläubigkeit lustig. Die Stadt hätte gern die Ehre behalten, so wichtige Dokumente an's Tageslicht gezogen zu haben, und der Maire von Nérac verfocht, wenn ich nicht irre, recht eifrig die Echtheit jener Inschriften; vermuthlich hielt er sich dazu kraft seines Amtes verpflichtet; es war aber nicht möglich, von Amtswegen den Kredit der vorgeblich alten Steine aufrecht zu halten, und da sie bereits in's Museum von Toulouse gebracht worden waren, so hat die antiquarische Gesellschaft in einem Anfall von kritischem Enthusiasmus beschlossen, die Steine hinauszuwerfen. Es ist sonderbar, daß der Verfälscher, der sich viele Mühe gegeben haben muß, um den Spaß zu Stande zu bringen, noch gar nicht hat ausgemittelt werden können; auch sieht man nicht ein, welchen Zweck er gehabt hat, wofern er etwas Anderes beabsichtigt, als sich über seine Mitbürger lustig zu machen. In der oben erwähnten öffentlichen Sitzung der Académie des inscriptions, in welcher die archäologischen Preise vertheilt wurden, ließ der ehrwürdige Baron Silvestre de Sacy, welcher noch von dem langwierigen Kriminalprozesse an der Pairskammer krank war und daher der Sitzung nicht beiwohnen konnte, durch einen andern Akademiker seine biographische Notiz über den verstorbenen Chezy verlesen. Chezy war der Lieblingsschüler Sacy's, welcher überhaupt seinen Schülern zugethan ist, und die vorzüglichsten derselben gern in die Akademie bringt. Er hatte daher die Lobrede auf denselben recht con amore behandelt; auch wurde sie mit Theilnahme angehört, obschon in den Lebensbegebenheiten des Gelehrten keine wichtigen Momente hervorgehoben werden konnten. Der arme Chezy hatte unter seinen orientalischen Arbeiten zwei Dinge erlebt, die ihm manchen Kummer verursachten. Seine Ehe hatte seiner Erwartung nicht entsprochen, und statt seiner, der schon seit zwanzig Jahren an der Handschriftensammlung der königlichen Bibliothek angestellt war, hatte nach Langles Tode Abel Remusat die Stelle als Konservator erhalten, und war dadurch, obschon weit jünger und der Bibliothek fremd, der Vorsteher Chezy's geworden. Dieser hatte sogleich seine Stelle niedergelegt, und war seitdem ein bitterer Feind Remusats, obgleich sie akademische Mitbrüder und Kollegen als Professoren am Collège de France waren. Diese ihm widerfahrene Hintansetzung konnte Chezy nimmer vergeben, und sie verbitterte sein ohnehin einsames Leben. Aus einem kleinen Zuge ersieht man das gefühlvolle Herz dieses Gelehrten. Die Vorrede zu seiner schönen Ausgabe des indischen Schauspiels Sakontala beschließt er mit einer herzlichen Anrede an seine Haushälterin Therese, die, wie er sagt, ihn bei seiner langwierigen Arbeit oft aufgemuntert habe, damit dieselbe doch vor seinem Tode vollendet werden könne. Es kommt einem freilich sonderbar vor, eine Abhandlung über orientalische Literatur mit einer Apostrophe an eine Köchin endigen zu sehen; wer kann es aber dem Manne verdenken, daß er der einzigen Person, die ihm, wie es scheint, in der lezten Zeit Gesellschaft leistete und bei der er inniges Wohlwollen fand, ein Denkmal seiner Dankbarkeit errichtete, und zwar an dem einzigen Orte, wo sich ein Plätzchen dazu fand? Hätte sich Chezy über seinen doppelten Kummer hinwegsetzen können, so wäre er ein glücklicher Mann gewesen, denn als Professor der Sanskritsprache am Collège de France und des Persischen an der Ecole des langues orientales wurde er sehr geschäzt und genoß eines beträchtlichen Einkommens; aber Remusat als Konservator der orientalischen Handschriften schwebte ihm stets wie ein Poltergeist vor dem Sinne und ließ ihm keine Ruhe. Ist es billig, sagte er, daß man einem Manne, der nur das Chinesische studirt hat, die orientalischen Handschriften anvertraut, worunter nur wenige chinesische sind? wer soll dann für die vielen arabischen, persischen und indischen Handschriften Sorge tragen und den Nachfragenden darüber Auskunft ertheilen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. September 1835.

König. — Wie geht's Euch, holdes Fräulein?
Ophelia. — Gottes Lohn! recht gut. Sie sagen, die Eule war eines Bäckers Tochter. Ach, Herr! wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht was wir werden können.

Shakespeare.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

In dem Menschen ist im gegenwärtigen Zustande Geistiges und Leibliches so innerlich und lebendig mit einander verbunden, daß sie nothwendig immer in der engsten Wechselwirkung zu einander stehen, und der Eindruck des Einen dem Andern sich stets mittheilt. Scheint bei dem angebornen Blödsinn oder Kretinismus die Seele in ihrer Latenz wie nicht vorhanden, weil sie keine Organe hat, durch die sie operiren kann, und gleichsam von dichtem Nebel umgeben ist, durch den kaum ein Schimmer ihres Lichtes dringt, so wird sie aus demselben Grunde, wenn jene Organe durch äußere Umstände gestört oder verlezt werden, diese theilweise oder gänzliche Vernichtung in der Ausübung ihrer Kräfte gleichfalls mitleiden. Die gestörten Systeme des Organismus werden auch auf sie störend zurückwirken, wie umgekehrt bei ihren Leiden der Körper mitleidet. Der Biß eines rasenden Hundes, der Genuß geistiger und narkotischer Getränke beweisen hinlänglich die Macht des Leibes über die Seele, und wer hievon, wenn gleich gegen seinen Willen, also ohne Schuld, genossen, wird sich, wenn er auch mit der festesten Willenskraft dagegen kämpft, ihres überwältigenden Einflusses nicht erwehren können. Daß aber mit den Organen, obgleich die Seelenkräfte sich in sich selbst zurückziehen oder in Verwirrung gerathen, der Geist selbst in seiner Tiefe weder theilweise noch ganz vernichtet ist, beweisen eben jene Fälle, wo er durch irgend einen heftigen Anstoß, wie mit einem Blitzschlage, auf einmal wieder im vollsten Glanze mit seiner ganzen Kraft hervorscheint; wo plötzlich das Gedächtniß mit seiner unermeßlichen Fülle, das klarste Urtheil, das schärfste Bewußtseyn von gut und böse, und die lebendigste Phantasie, Alles in einem Nu aus der Ohnmacht erwacht, ja manchmal noch gesteigert wiederkehrt und durch die zerstörten Organe, die seiner Macht nicht widerstehen mögen und nach wie vor zerstört sind, hindurchbricht. Freilich leidet ein Geist an einer schwereren Krankheit, wie der andere, seine Träume sind tiefer und er ist schwerer zu wecken! Ja der Geist des eigentlich Blödsinnigen ist auf natürliche Weise, ohne eine wunderbare Gnade von Oben, nie zu sich zu bringen.

Allein weit entfernt zu glauben, daß den Wahnsinn jedesmal eine persönliche Schuld begleite, sind wir fest überzeugt, daß er manchmal eine höhere Gnade seyn

könne, gleichsam ein bewußtloser Schlaf, eine Ohnmacht der Seele, um ihr größere Schmerzen und Gefahren zu ersparen. Daß der Mensch wahnsinnig werden kann, ist eine Folge unseres gefallenen Zustandes durch die alte Schuld; daß dies furchtbare Unglück aber den Einzelnen trifft, kann, wie bei jedem andern Unglück, mit oder ohne seine Schuld geschehen. Gewiß aber ist, daß kein Unglück, im Falle Jemand davon unverschuldet betroffen wird, mehr als dieses dem Menschen seine Gebrechlichkeit und Schwäche, ist es aber verschuldet, ihm mehr die furchtbar zerstörende Kraft der Leidenschaften zeigen und ihn davon zurückschrecken kann. Sein Bild gibt ihm darum auch eine ernste Lehre und ruft ihm mit furchtbarer Stimme zu, wie schwach und elend er an sich selbst sey, wenn er nicht Kraft und Licht aus einer höheren Quelle empfinge. Ein Künstler, der es daher unternimmt, dem Menschen diese ernste Wahrheit, diesen traurigen Spiegel seines Innern vorzuhalten, so sehr sich auch die eigene Eitelkeit dagegen sträuben und das Bild nicht sehr schmeichelhaft finden möchte, ist keineswegs dem Narrenhaus entsprungen, alle die Narren seines Bildes rufen vielmehr dem Beschauer zu: was du bist, das waren auch wir einst, und was wir sind, das kannst du jeden Augenblick werden; bitte darum Gott, daß er dich davor bewahre, und bewahre selbst dein Herz, so viel du kannst, vor dem Wahnsinne der Leidenschaften; ora et labora!

Mancher wird vielleicht auch in diesem unserem Bilde noch einen speziellen Genossen finden, der ihm wie ein Prophet zeigen kann, wohin er schon längst gerathen wäre, hätte es ihm in seinem Hochmuth und in seiner Leidenschaft nicht an Konsequenz gefehlt; oder er kann daraus abnehmen, wohin er in der That kommen wird, wenn er so fortfährt, in welchem Falle wir ihm dann rathen, dies Narrenhaus als ein memento mori vor seinen Spiegel zu hängen.

Was nun noch zum Schlusse die ästhetische Frage der Schönheit betrifft, so dürfte der Künstler, gälte die wahrhafte Schönheit als einzige Norm in der Wahl seiner Darstellung, nichts als das Heilige und wahrhaft Vollkommene darstellen; denn jede Unvollkommenheit, jedes Laster streitet mit der Schönheit, und ist eine Mißgestalt. Aber wie wir gesehen, soll der Künstler dasselbe gerade in seiner wahren Ungestalt darstellen. Und selbst die alte Kunst, von der man doch eben jenes Prinzip der Schönheit abstrahirte, hat sich nicht gescheut, Gestalten wie die Erinnyen, rasende Bacchantinnen, grinsende Satyren, Harpyen und die Medusa darzustellen, die man mit dem Wahnsinn und seinen Erscheinungen in manchen Beziehungen wohl vergleichen kann, da auch er häufig wie eine rächende Erinnye dem Verbrecher als Strafe folgt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die Aufgabe des Bildes, wenden wir uns im nächsten Abschnitt zur Betrachtung des Bildes selbst, indem wir die einzelnen Gestalten, die der Künstler aus dem großen Gebiete des Wahnsinns sich zur Darstellung gewählt hat, näher in's Auge fassen und ihre Geschichte, ihre Gedanken und Leiden aus ihren sicher und scharf gezeichneten Gesichtszügen, wo jeder Zug die Seele verräth, herauslesen.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Der mehrerwähnte Aufsatz in dem Edinburgh Review erinnert auch noch daran, daß sich die Geringfügigkeit der Kometenmasse im Vergleiche zu den Massen der Haupt- und Nebenplaneten unseres Systems sattsam aus der zur Genüge bestätigten Thatsache ergebe, daß die Kometen, selbst in der größten Nähe, nie einen merklichen Anziehungseinfluß auf die Planeten geäußert haben, wogegen sich umgekehrt ein solcher Einfluß der Planeten auf die Kometen überaus merkbar mache. Im Jahr 1767, wird daselbst aus einer uns unbekannten Quelle angeführt, sey die Bahn eines dem Jupiter nahe vorbeigegangenen Kometen durch die Anziehung dieses großen Planeten gänzlich verändert worden, während umgekehrt auch nicht die leiseste Störung des Jupiter und seines Trabantensystems durch diesen Kometen wahrzunehmen gewesen sey. Damit soll indeß für den vorliegenden Fall freilich wieder nur gesagt seyn, daß, wenn der Halley'sche Komet durch den Aetherwiderstand, bei verringerter Masse, auch nur eine geringe Bahnveränderung erlitten hätte, und dadurch in größere Nähe eines der andern Körper unseres Systems gerathen wäre, schon eine bedeutende Verspätung für ihn habe eintreten können.

Uebrigens muß, in Bezug auf diesen so viel besprochenen Kometen, noch eine andere Meinung berührt werden. Ein englischer Gelehrter nämlich, mit Namen Burke, der sich viel mit historisch-astronomischen Untersuchungen beschäftigt, hat vor Kurzem in öffentlichen Blättern erklärt, es sey ein Irrthum, zu behaupten, daß, wie man bis jetzt allgemein angenommen, Halley zuerst bestimmt die Rückkehr eines Kometen vorausgesagt habe. Einige Jahre vor der Erscheinung des Kometen von 1736 habe vielmehr der Oberst Guise an Whiston erzählt, daß Sir Isaac Newton in seiner Gegenwart früher einmal geäußert, er habe Grund, zu glauben, daß ein Komet um das Jahr 1736 wiederkehren

werde. Auch Howard hörte, wie Newton eines Tags beim Mittagessen sagte, er erwarte die Wiederkehr eines Kometen im Jahre 1736, oder um diese Zeit. Newton starb am 30sten März 1727, also neun Jahr vor der erwarteten Wiederkehr (Halley den 27sten Januar 1742, also 17 Jahr vor der von ihm auf 1759 eben so richtig vorausgesagten Wiederkehr seines Kometen), und es scheint, bei Vergleichung dessen, was er über Theorie des Kometenlaufs in seinem unsterblichen Werke: Philosophiae naturalis principia mathematica vorbringt, allerdings unzweifelhaft, daß er noch vor Halley die Wiedererscheinung eines Kometen habe vorher verkünden können.

Newton ist auf seine Betrachtungen des Kometenlaufs, welche die lezten Abschnitte des genannten großen Werkes füllen, und schon durch ihre Ueberschriften („Cometas in sectionibus conicis, umbilicos in centro solis habentibus moveri, et radiis ad solem ductis areas temporibus proportionales describere." — „Cometae in Parabola moti trajectoriam ex datis tribus observationibus determinare." — „Inventam Cometae trajectoriam corrigere." —) anzeigen, daß er im vollkommenen Besitze der Hauptzüge der Theorie war, ohne Zweifel durch den Kometen von 1680 (nicht zu verwechseln mit dem Halleyschen, welcher zwei Jahre später (1682) erschien) geleitet worden, da dieser außerordentlich große und schöne Komet damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregte und Alles in Furcht und Schrecken versezte. Derselbe ward am 4ten November des genannten Jahres zuerst von Gottfried Kirch zu Koburg gesehen. Er ging mit beschleunigter Bewegung, welche am 30sten November täglich 5 Grad betrug, gerade zur Sonne, lief dann langsamer und erreichte sein Perihelium zu Anfang des Decembers. Am 22sten December erschien er wieder auf der andern Seite der Sonne, durchlief täglich abermals 5°, nahm aber an Geschwindigkeit und Größe ab, und entschwand den Augen endlich mitten im März 1681. Er hatte die Ebene der Ekliptik in zwei Punkten durchschnitten, welche 98 Grad von einander abstanden, und während der Zeit fast 9 Zeichen durchlaufen. Als er von der Sonne zurückkam, hatte sein Schweif eine Länge von 70 Graden, erfüllte also in dieser Dimension fast den halben Himmel, und war furchtbar prächtig anzuschauen. Die Erde befand sich damals eben in einer so bequemen Stellung, daß sowohl die Annäherung des Kometen zur Sonne, als seine Rückkehr von ihr gut beobachtet werden konnte. Georg Samuel Dörfel, Prediger zu Plauen im Voigtlande (immer Deutsche), hatte diesen Kometen vom 22sten November 1680 bis zu seinem Verschwinden beobachtet, und bewies in einer überaus merkwürdigen Schrift (astronomische Beobachtung des großen Kometen, welcher 1680 und 1681 erschienen ist, von G. S. D. Plauen, 1681, 4.), daß der zur Sonne gegangene, und nachher auf der andern Seite derselben gesehene Komet ein und eben derselbe gewesen sey, und daß er in seinem Laufe eine Parabel (vergl. unten) beschrieben habe, in deren Brennpunkte die Sonne stehe. Dieses ist unstreitig die erste Entdeckung der wahren Gestalt der Kometenbahnen, oder doch wenigstens der Gestalt, unter welcher der uns sichtbar werdende Theil derselben betrachtet werden kann; und die Ehre dieser Bestimmung gehört also abermal einem Deutschen. Man hat zwar, wie das zu geben pflegt, Dörfel, der nur deutsch schrieb und keinen Namen hatte, dabei nicht genannt, aber Weidler, Montucla und Kästner, gerechter als seine Zeit, haben sein Verdienst nachher der Vergessenheit entrissen. Jezt aber ging Newton — und die Wahrheit gebietet, das Lob des Britten gleich ehrend zu verkünden — in Bestimmung der lezten Gründe eigentlicher Kometentheorie noch einen Schritt weiter, und machte diese von ihm entdeckten Gesetze kurze Zeit nachher in der damals erscheinenden ersten Ausgabe seiner „Principia" bekannt. Was bei Dörfel bloße Muthmaßung aus astronomischen Beobachtungen gewesen war, das wurde Newtons Geiste Folge des großen Himmelgesetzes der Gravitation und der durch sie geregelten Centralbewegung. Indem er dieses von ihm entdeckte Himmelgesetz auch auf die Kometen ausdehnte, ward ihm offenbar, daß ihre Laufbahn eine Ellipse seyn müsse, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht. Da wir die Kometen aber nur auf kurze Zeit sehen, so mußte dies ein solche Ellipse seyn, von der nur ein kleiner Theil in der Nähe der Erde und Sonne, oder des Brennpunktes liegt, d. i. eine sehr eccentrische, deren Mittelpunkt sehr weit von jedem der beiden Brennpunkte absteht; und da ferner in einer solchen sehr eccentrischen Ellipse der dem Brennpunkt nahe Theil wenig von der Parabel abweicht, so betrachtete Newton diesen Theil der Kometenbahn auch als eine Parabel, indem sich die Rechnung für diese Curve viel einfacher, als für jene führen läßt, weil alle Parabeln ähnlich sind, ein nämliches Verhältniß für gleichliegende Radii vectores geben, und es nur der Kenntniß der perihelischen Distanzen bedarf, um den Lauf aller Kometen (abgesehen von den Perturbationen) nach einer einzigen Tafel zu berechnen. Halley, dessen große Verdienste ich damit wahrlich nicht schmälern will, wandte Newtons Theorie nunmehr erst auf einige zwanzig Kometen an, von denen sich leidlich genaue Beobachtungen vorfanden, und brachte die so berechneten Elemente ihrer Bahnen in eine Tafel. Er hatte dabei die Genugthuung, zu bemerken, daß drei dieser Kometen, die von 1531, 1607, 1682, fast einerlei Elemente hatten, also ein und eben derselbe Komet seyn dürften, dessen Umlaufszeit sich aus diesen Wiedererscheinungen

auf 75 bis 76 Jahre setzen ließ. **Hieraus nun sagte er die Wiedererscheinung auf 1759 vorher.** Dies traf bekanntlich ein, und der seiner mannichfachen Kenntnisse wegen berühmte deutsche Bauer Palitzsch bei Dresden fand den damals wiedererscheinenden Halleyschen Kometen am 25sten December 1758 zuerst auf. Ermißt man nach diesem Allen, was Newton und Halley für Kometentheorie geleistet haben, so scheint die obige Behauptung, daß Newton noch vor Halley die Wiedererscheinung eines Kometen verkündigt haben möge, alle mögliche Wahrscheinlichkeit zu gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Der poetische Preis. Cuvier.

Der Generalsekretär der Académie des inscriptions, Baron Silv. de Sacy, welcher jezt dem Schaze der orientalischen Handschriften in seinem hohen Alter vorsteht, nachdem die beiden ehemaligen Bewerber um die Konservatorstelle von der Erde verschwunden sind, erwähnte den Schmerz des gelehrten Chezy nur in unbestimmten Ausdrücken, ohne Remusats dabei zu erwähnen. Ich glaube, daß dem Ministerium der mit so hellem Verstande, vielumfassenden Kenntnissen und einer durchgreifenden Thätigkeit begabte Remusat als Vorsteher der Handschriftensammlung lieber war, als der finstere und hypochondrische Chezy. — Die Académie française hatte in diesem Monate ebenfalls Preise zu ertheilen; zuerst den Preis der Dichtkunst. Er wurde dem Dichter Bignan wegen einer Epitre à Cuvier zuerkannt, wozu der Stoff frei gewählt worden war; denn seit einiger Zeit schreibt die Akademie nicht mehr das Thema vor, worüber die Dichter sich begeistern und dichten sollen. Man hat es auf den Rath vieler Kritiker in den Tageblättern für zweckmäßiger gehalten, den Dichtern die Wahl des Gegenstandes ihrer Dichtung zu überlassen, und nur die Gattung der verlangten Dichtung und den Umfang derselben zu bezeichnen. Die Epistel war in dem sogenannten klassischen Geschmacke, das heißt, sie ging so ganz regelrecht ihren Gang fort, sagte nichts Ungebührliches, redete mit Anstand, ja mit Zierlichkeit von der antediluvianischen Thierwelt und von dem Scharfsinne Cuviers, aus wenigen Knochen ein ganzes vorweltliches Thier oder Ungeheuer wieder herauszukonstruiren, und rühmte den Mann als einen großen Naturforscher. Aber Begeisterung war in dieser poetischen Epistel nicht, und wahrscheinlich würde sie ein Dichter wie Lamartine oder Victor Hugo ganz verschieden angelegt haben; allein die Hugo's und die andern Dichter aus der neuern Schule bewerben sich nicht um die Preise der Akademie; denn sie wissen wohl, daß die klassischen Leute in dieser Akademie keinen Sinn für ihre Poesie haben, und sie nicht höher achten, als diese Schule die Geisteserzeugnisse der Herren Klassiker achtet. Ueber Cuvier hätte man mit mehr Feuer und Nachdruck reden und dichten sollen, als Bignan gethan. Er war ein außerordentlicher Mann, wiewohl nicht immer tadelsfrei. Er wird hier immer noch mit großer Ehrfurcht genannt, und in Mömpelgard haben sie so eben seine Büste feierlich aufgestellt; zu einer Statue hatte die Stadt kein Geld, und diejenigen, welche ihn so hoch preisen, scheinen keines hergeben zu haben, um ihn vom Kopfe bis zu Fuß darzustellen. Indessen hat sich neulich eine herbe Stimme, die eines gewissen Esquiros, in einer Zeitschrift gegen Cuvier hören lassen. Der Mann scheint zum Zwecke zu haben, Cuviers Gegner, den rührigen Geoffroy St. Hilaire, welcher gern Cuviers literarische und wissenschaftliche Erbschaft in Empfang genommen hätte, eben so hoch zu stellen, als den Verstorbenen; ein unnützer Versuch; aber nebenbei wird manches Richtige über Cuvier bemerkt, auch interessante Züge seines Lebens angeführt, z. B. Folgendes. Fuhr er aus, so nahm er immer ein Buch oder eine Schreibtafel mit; im Bade diktirte er, oder ließ sich vorlesen, eben so beim Ankleiden. Sogar bei Tische erschien er mit einem Buche. Dies will Esquiros nicht loben; er meint, Jemand, der stets so begierig die Gedanken Anderer einsauge, könne unmöglich Zeit genug zum eigenen Nachdenken finden, und sich nicht begeistern. Das beständige Beschäftigtseyn hatte auch bei Cuvier die Wirkung, daß er kaum die Pflichten eines Familienvaters erfüllen konnte. Seine Tochter empfing er stets mit umwölkter Stirne, mit einem anderswo beschäftigten Sinne. Er hatte das Unglück, dieses geliebte Kind im 22sten Jahre zu verlieren. Auch vor diesem unersetzlichen Verluste, behauptet Esquiros, sey Cuvier nicht recht glücklich gewesen; daran habe ihn nämlich Eitelkeit und Eifersucht verhindert. Fremder Ruhm habe ihn verdrossen. Ein Ordensband, ein Lehrstuhl, ein neuer Titel habe ihn außerordentlich gefreut; nie habe er eine neue Schrift herausgegeben, ohne den Lärmen, den dieselbe im Publikum mache, begierig zuzuhorchen. Die jungen, emporstrebenden Gelehrten habe er in seine Nähe gezogen und sie als Satelliten seines eigenen Gestirns gebraucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 219:
Austern.

Räthsel.

Nach dem Italienischen des Straparola.

Zwei Regungslose schlägt
Ein Lebender zusammen,
Und einen Todten sezt
Er schnell dadurch in Flammen.

Mit seinem Leben steckt
Den vierten dieser an,
Der bläst des Lebens Licht
Dem fünften wieder an.

Der erste Lebende,
Der fünfte Todte bleiben
Am Leben dann, man sieht
Sie ihre Arbeit treiben.

Die Todten alle hält
Der Lebende so werth,
Weil er, durch ihre Gunst,
Mit Todten jezt verkehrt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. September 1835.

Wenn so zu Sturmgebraus
Die Wogen tanzen, seiner Hochzeittanz!
Uhland.

Deutsche Mährchen und Sagen.

Von Victor Strauß.

Sage von der Springfluth; friesisch.

Das Segel schwoll, das Schiff stieß ab,
Der Schiffer stand am Rand,
Er sah in's ferne Meer hinab
Und hob zum Schwur die Hand:
„Ihr Wolken alle, horchet her,
So viel am Himmel sind,
Zum Zeugen ruf' ich dich, o Meer,
Und dich, allmächt'ger Wind.“
Da huben sieben Meerfein grün
Sich auf vom dunklen Riff,
Sie winkten her und zeigten hin
Und schwammen nah zum Schiff.

Er sprach: „Nun segnet meine Bahn
Und wendet alle Noth,
Ob auch Gefahr und Stürme nahn
Und Blitz und Klippe droht;
Dann schwör' ich, daß ich lebenslang
Nicht eure Bahnen scheu',
Und bleibt ihr mir getreu im Drang,
So bleib ich euch getreu.“

Da sahn die sieben Meerfein grün
Still deutend Blick in Blick,
Sie winkten her und zeigten hin,
Und sanken zum Grund zurück.

Frei fuhr er durch an manches Land,
Was auch des Sturms geschah.
Da landet er am schönsten Strand,
Den je ein Schiffer sah;
Da schritten Jungfraun, hold und frisch,
In sonniger Morgenluft,
Aus Blüthengärten und Gebüsch
Qnoll heimathsüßer Duft;
Das Horn vom Walde tönte voll
In nahen Zitherklang,
Aus hellen, luft'gen Häusern scholl
Ein lieblicher Gesang.

„So manches Jahr, nach manchem Platz,
Fuhr ich dahin, daher,
Und schwebte mit dem reichsten Schatz
Arm auf dem armen Meer.
Hab Gruß, du Land, so fest und gut!
Du grünst und blühst von Glück;
Leb' wohl, du öde, weite Fluth!
Nie kehr' ich mehr zurück.“

Da sahn die sieben Meerfein grün
Empor mit dräundem Blick,
Sie winkten her und zeigten hin,
Und sanken zum Grund zurück.

Am Strande baut er sich ein Haus,
Das glänzte fern in's Meer;
Der Schiffer sah zum Fenster aus,
Als ob er König wär'.
Die schönste Jungfrau führt er ein
Mit reicher Hochzeitpracht;
In ihren Armen schlief er ein,
Es war die schönste Nacht.
Da huben die sieben Meerfein grün
Sich aus der Flut empor,
Sie winkten rings, sie zeigten hin
Und riefen laut: Hervor!

Da rauscht und wogt es rings am Strand,
Es quillt und schwillt empor,
Die Wogen brausen auf das Land
Und wollen an das Thor;
Sie steigen auf von Stein zu Stein,
Und wühlen durch das Haus,
Die Wand erkracht, das Dach stürzt ein —
Der Schiffer springt hinaus.
Da mahnen die sieben Meerfein grün
Ihn an den alten Bund,
Sie winken her, sie zeigen hin
Und reißen ihn in den Grund.

Verfolgt vom Rochen und vom Hai,
Muß er den Grund durchfliehn.
Doch wenn die Büsche blühn im Mai,
Das Mägdlein singt im Grün,
Dann will er flüchten auf das Land,
Ihm nach die Woge quillt;
Dann eilt der Fischer von dem Strand
Und ruft; die Springfluth schwillt.
Dann sehn die sieben Meerfein grün
Empor mit ernstem Blick,
Sie winken her und zeigen hin,
Und reißen ihn zurück.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Weniger störrisch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, als der Halley'sche Komet, hat sich der Encke'sche Komet bewiesen. Nach einer vor uns liegenden Benachrichtigung ist die Auffindung dieses Encke'schen Kometen dem unermüdlichen Observator der Breslauer Sternwarte, Boguslawski, bereits am 1sten August gelungen. Jedoch sind wir verwundert gewesen, eine weitere Mittheilung darüber in öffentlichen Blättern noch nicht zu lesen. *

Ganz anders verhält es sich dagegen mit dem von uns früher auch schon erwähnten Breslauer Oster-, oder, wie er nach seinem Entdecker heißt, Boguslawski'schen Kometen. Derselbe ist bis zum 20sten Mai, wo er sich der raumdurchdringenden Kraft auch der schärfsten Instrumente entzog, an mehreren Orten und wiederholt nach gerader Aufsteigung und Abweichung auf das Genaueste beobachtet worden; und man hat daraus, auf die oben angedeutete Weise, indem man das Bahnstück beim Brennpunkte als parabolisch betrachtete und mit einer andern Parabel von schon bekannten Dimensionen (der Reduktionsparabel) verglich, ziemlich leicht finden können, daß dieser Boguslawski'sche Komet am 20sten April, dem Tage seiner ersten Auffindung, etwas über 23 Millionen Meilen von uns entfernt war. Bis zum 2ten Mai, also in dreizehn Tagen, war aber diese Entfernung schon bis auf fast 28 Millionen Meilen, und demnach um beinahe volle fünf Millionen Meilen gewachsen, weil Erde und Komet nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gingen. Jetzt, gegen Ende Augusts, befindet sich dieser Komet in einer Entfernung von fast 80 Millionen Meilen gerade hinter der Sonne, und kann, da die Erde nachher in ihrer Bahn herumkömmt und ihm nacheilt, vielleicht nach Neujahr in einer sternhellen Winternacht wieder aufgefunden werden. Dieser Boguslawski'sche Komet ist dadurch merkwürdig, daß er selbst in seinem Perihelium noch sehr weit von der Sonne entfernt bleibt; unter 140 Kometen, deren Elemente sich bis jetzt überhaupt berechnet finden, trifft man nur auf zwei, den von 1729 und den von 1747, deren perihelische Entfernung von der Sonne größer als die dieses Boguslawski'schen Kometen ist.

Soviel denn von Kometen für diesmal. Wir haben aber an diese astronomischen Betrachtungen die in dasselbe Gebiet gehörende Nachricht von der endlich wirklich erfolgten Grundsteinlegung der russisch kaiserlichen Hauptsternwarte, deren in unsern Blättern schon oft Erwähnung geschehen ist, auf dem Pulchowaberge, unfern Petersburg, anzureihen. Dieser feierliche Akt fand Freitag den 3ten Juli (neuen Styls) Statt. Die mit dem Grundsteine eingesenkte, in Platina eingeprägte Denkmünze zeigt auf

* Nach einer eben eingehenden ferneren Benachrichtigung ist dieser Komet auch in der Morgendämmerung des 2ten August auf einen Augenblick wahrgenommen worden. R.

dem Avers das Bildniß des Kaisers, von Gube gestochen, und auf dem Revers die Sternwarte auf ihrer Anhöhe, vom Thierkreise umgeben. Neben dieser Medaille liegt eine kupferne, vergoldete Platte, auf welcher sich folgende Inschrift in russischer Sprache befindet: „Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers Nikolaus Pawlowitsch, welcher am 28sten Oktober 1833 dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Geh. Rath Uwarow, ertheilt ist, wurde am 21sten Juni (a. S.) d. J. der Grund gelegt zu der allgemeinen Sternwarte der Akademie der Wissenschaften, deren Bau durch eine Spezialkommission geleitet wird, bestehend aus den Akademikern Weschnewski, Struve, Fuß und Parrot, unter dem Vorsitze des Admirals Greig, Ehrenmitgliedes der Akademie, nach dem Plan und unter der Aufsicht des Professors der Baukunst, Alexander Brülow." — Das schönste Wetter begünstigte dieses Fest der Einweihung eines der wichtigsten wissenschaftlichen Institute der Welt.

Aus lichten Himmelshöhen astronomischer Beobachtung steigen wir jezt in die Tiefen der Erde hinab, um nochmals auf das, in unserem vorlezten Berichte erwähnte, in den Kalksteingruben bei Sorau in den Niederlausitz aufgefundene fossile Menschengebein zurückzukommen, dessen voradamischen Ursprung sein gelehrter Entdecker, Dr. Kirchner zu Sorau, behauptet hat, und gegen welche Behauptung sich jezt Einwendungen erheben. Die Wichtigkeit dieses wissenschaftlichen Streites, auf dessen eigentlichen Standpunkt wir unsere Leser erst wieder zurück versetzen müssen, beruht, wie sie sich erinnern, darin, daß sich, nach der bisherigen, besonders von Blumenbach und Cuvier vertheidigten Meinung, unter den entdeckten unzähligen animalischen Resten einer voradamischen Urwelt Spuren von Menschengebeinen niemals auffinden lassen sollen, indem der Mensch selbst erst der spätern Schöpfungsperiode angehöre, eine Hypothese, welche durch diesen Kirchner'schen, und einen fast gleichzeitigen andern Fund urweltlicher Menschenschädel in den Gebirgsgruben bei Lüttich durch Dr. Schmerling,* nun freilich auf einmal widerlegt seyn würde. Ich gestehe für meine Person, daß ich die Gründe der Blumenbach-Cuvier'schen Ansicht nie recht habe einsehen können, indem mir die sechstausend Jahre, welche die historische Kenntniß des Erdballs begreifen, nur als ein höchst unbedeutendes Fragment seiner wirklichen Lebensdauer vorkommen, unter welcher Voraussetzung der Ausschluß des Menschengeschlechts, des edelsten Gebildes der Schöpfung, von so ungeheuren Perioden, als die voradamischen Zeiten dann umfassen müssen, als eine inkonsequente Annahme erscheint. Ohne also unbedingt in Abrede stellen zu wollen, daß nicht vielleicht die Möglichkeit eines andern Ursprungs derjenigen Fossilien bestehe, aus deren Auffindung Kirchner und Schmerling gegen Blumenbach und Cuvier eine längere Dauer des Menschengeschlechts behaupten, als unsere Weltgeschichte demselben beilegt, bin ich über diese Behauptung selbst mit beiden wackern Männern einverstanden, und das, wenn ich so sagen darf, corpus delicti des Prozesses, dessen Aechtheit die Gegenpartei bestreitet, verliert in meinen Augen an Wichtigkeit, wenn der Prozeß selbst schon zu Gunsten meiner Partei entschieden scheint.

* Vergl. dessen über diesen Fund erschienenes merkwürdiges Werk: Recherches sur les ossemens fossiles de la province de Liége. Par le docteur Schmerling. Liége, 1833. R.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, September.

Schillers Denkmal.

Wenn ganz Deutschland mit Antheil und Verlangen dem seinem großen Dichter zu errichtenden Denkmal entgegensieht, so beschäftigt der Gegenstand natürlich noch weit mehr den Ort, dem das Vaterland jenes Denkmal gönnt und anvertraut, weil er als der natürliche Repräsentant des Volksstamms erscheint, dem der Dichter entsprossen ist. Während man anderswo die Sache an sich bespricht, und hie und da wohl auch die Ansprüche Stuttgarts auf jene Ehre kritisch beleuchtet, wird hier der kleine Krieg um untergeordnete Fragen, wie den Ort der Aufstellung u. dgl., geführt, womit das Publikum billig verschont bleibt. Aber ernsterer Natur, weil sie den Nerv der Sache zu betreffen schienen, waren die laut erhobenen Ansprüche der Geburtsstadt Schillers, und es sey uns daher erlaubt, seine Verehrer, welche zum Denkmal beigetragen oder noch beizutragen denken, über die Verhältnisse aufzuklären. — Die Einwohner Marbachs haben niemals verlangt, daß das eigentliche Denkmal in ihrer Stadt errichtet werden solle, sie forderten nur das Komité auf, der Stadt Marbach einen Anspruch auf einen Theil der Gelder öffentlich zuzuerkennen, damit sie die unmittelbare Geburtsstätte des großen Mannes irgendwie würdig bezeichnen könnten; widrigenfalls wollten sie an das große deutsche Publikum appelliren. Man stellte ihnen vor, so schön, so vernünftig auch ihr Zweck erscheinen möge, so seyen, abgesehen von allen andern Rücksichten, dem Verein die Hände dadurch gebunden, daß ihm, in Folge seiner Aufforderung, die Beiträge von ganz Deutschland zum Behuf eines in Stuttgart zu errichtenden Denkmals anvertraut worden; das Komité habe die moralische Verpflichtung, alle seine Kräfte ungetheilt diesem Zwecke zu widmen, und vor Erreichung desselben weder rechts noch links zu blicken; so erfreulich sich auch in lezter Zeit die Aussichten auf endliche Verwirklichung des Plans gestaltet haben, so seyen die Verhältnisse doch noch immer so, daß die Phantasie über das längst gefaßte und allgemein angekündigte Vorhaben der Errichtung eines kolossalen Bronzebildes auch nicht Einen Schritt hinausgehen könne; habe einmal Deutschland sich selbst seinen Lieblingswunsch verwirklicht, so sey es noch immer Zeit, den rückständigen Patriotismus für Marbach in Anspruch zu nehmen, und glaube dann auch das große Vaterland seine Schuld vollständig abgetragen zu haben, so werde gewiß die

Liebe und die Kraft Schwabens ausreichen, um zu seiner besondern Ehre, neben dem großen allgemeinen Monument in der Hauptstadt, auch die abgelegene Stätte zu schmücken, wo zufällig des Unsterblichen Wiege gestanden; sie möchten bedenken, wie möglicherweise, in Folge ihres Schritts, durch Theilung des Interesses nur das große Werk gefährdet oder doch aufgehalten, und für sie selbst doch nichts Erhebliches gewonnen würde u. s. w. — Die Organe der Stadt Marbach fanden nicht für gut, diesem Raisonnement Gehör zu schenken; sie haben ihren Prozeß vor das Publikum gebracht, und dadurch zwar glücklicherweise, bei dem vorgerückten Stande der Dinge, nicht das Schicksal des Monuments auf das Spiel gesezt, wohl aber vielleicht den Abschluß der Sache verzögert. Der Aufruf zu einem, in Schillers Geburtsstadt zu errichtenden Denkmal mußte bei einem zerstreuten, mit den eigentlichen Verhältnissen, namentlich mit den Lokalitäten nicht bekannten Publikum häufig das Mißverständniß erzeugen, als ob die zwei Städte um die Ehre des eigentlichen Denkmals stritten; die ganze Sache mußte bei dieser Voraussetzung den Anstrich des Schwankenden, Weitaussehenden erhalten, und dadurch das Interesse geschwächt werden. Besonders war vorauszusehen, daß sich der Journalismus dieses vermeinten Städtekriegs desto eifriger bemächtigen würde, je größere Zurückhaltung ihm hinsichtlich des Streites der Könige auferlegt ist. Es konnte nicht fehlen, daß, von Homer und den sieben Städten an, alles Spaßhafte in diesem Fache würde vorgebracht werden. Das Lächerliche wirkt aber lähmend auf den Enthusiasmus, und mancher Thaler, der im Begriffe war, an der Sonne des Patriotismus auszufliegen, ist vielleicht vom eisigen Winde des Spottes in den Beutel zurückgetrieben worden. Indessen soll auf diese Veranlassung hin und wieder ernstlich die Meinung geäußert worden seyn, nach dem Spruche: poeta nascitur, sey allerdings der unmittelbare Geburtsort des Dichters dazu berufen, sein Denkmal aufzunehmen. Ich will es im Folgenden versuchen, zu Berichtigung dieser Ansicht beizutragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Cuvier. Preis der Beredsamkeit. Monthyonsche Stiftung.

Cuvier, sagt Esquiros weiter, habe gern für ein Universalgenie gelten wollen, und daher auch in andern Fächern, als in der Naturgeschichte, zuweilen Rath ertheilt, aber dadurch manche Blößen gegeben. Uebrigens sey er wirklich vermögend gewesen, in seinem großen Gehirne eine Menge fremdartiger Dinge aneinander zu reihen und aufzustellen. So z. B. habe er alle Wappen der fürstlichen Häuser genau gekannt, und einmal zwei Stunden hintereinander, zur Verwunderung aller Anwesenden, sehr gelehrt über Heraldik gesprochen. Ein andermal habe er sich eben so gründlich über die Farben der Ordensbänder, même du pays de Bade, wie Esquiros bemerkt, sich ausgelassen. Noch stärker beurtheilt dieser Kritiker Cuvier als Staatsmann. In dieser Eigenschaft habe es ihm oft an Würde gefehlt; seine Stirne habe er vor allen Mächten gebeugt, seine Hand gegen alle seit vierzig Jahren an ihm vorübergezogenen Herrscher ausgestreckt, und von ihnen „das Almosen eines Amtes oder eines Ordensbandes sich ertheilen lassen.“ Von allem diesem findet sich natürlich nicht das Geringste in der poetischen Epistel Vignaus. — Nach dem besagten Preise der Dichtkunst sollte ein Preis der Beredsamkeit ausgetheilt werden, allein Niemand hatte ihn verdient. Schon zweimal ist dieselbe Preisaufgabe, das Lob des Bürgermuthes, oder eigentlich des Muthes in bürgerlichen Verhältnissen, also auch in Amtspflichten, aufgestellt worden; Niemand aber hat Beredsamkeit genug im Lobe einer Sache an den Tag gelegt, die nirgends so sehr ihre Anwendung findet, als gerade in Frankreich; wenigstens ist solcher Muth hier täglich vonnöthen. Wie mancher Deputirte verschweigt seine Meinung, weil es ihm an Muth gebricht, den Ministern zu widersprechen! wie mancher Staatsmann läßt die öffentlichen Geschäfte gehen, wie sie wollen, weil er es nicht wagt, dem Monarchen die reine Wahrheit zu sagen! wie mancher Geschworne spricht einen Schuldigen frei, weil ihm vor der Rache desselben, oder seiner Freunde, oder seines Anhanges bange wird! Die Minister haben in diesen Tagen vor den Deputirten kühn behauptet, der Bürgermuth fehle in Frankreich; aber freilich hat zu jeder Zeit das Ministerium die Bürger und alle Untergeordneten gern eingeschüchtert. Es thut gern, wie Ludwig XIV., welcher sich durch die Furcht geschmeichelt fühlte, die er denen einflößte, die ihm nahten. Der Muth kommt schon, wenn man von den Leuten nicht verlangt, daß sie sich krümmen sollen, sondern sie aufrecht stehen läßt. Jezt wird dieselbe Preisaufgabe zum dritten Male gestellt; vielleicht findet sich diesmal ein beredter Mann, welcher den Bürgern zeigt, daß sie in Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Gesellschaft und das Vaterland ebensowohl das Herz auf dem rechten Flecke haben müssen, als die Krieger in einer Schlacht. Die Preise aus der Monthyonschen Stiftung sind leichter an den Mann zu bringen; wenigstens hat es bis jezt der Akademie noch nicht an Gelegenheit oder an Vorwand gefehlt, die beträchtlichen Geldsummen aus jener Stiftung auszutheilen. Sechzehntausend Franken liegen jährlich bereit, um das sittlichste, oder eigentlich das für die Sitten nützlichste neue Buch zu belohnen. Die Akademie nimmt es damit nicht sehr genau, und wie sollte sie es auch anfangen, um zu beurtheilen, ob ein Buch großen Nutzen in Hinsicht der Sittlichkeit gestiftet hat? Ein Buch kann sehr sittlich, aber dabei so schlecht angelegt und geschrieben seyn, daß nicht der geringste Nutzen daraus hervorgeht, wogegen vielleicht ein minder moralisches durch populären, gefälligen Vortrag sich weit größern Eingang beim Publikum verschafft. Darum kümmert sich aber die Akademie nicht sehr, und sie scheint die vom Stifter gestellte Bedingung so zu verstehen, daß sie diejenigen neuen Werke zu krönen habe, welche die sittliche und auch intellektuelle Bildung der Menschheit bezwecken. Somit kann sie Werke verschiedener Art krönen, wenn dies auch die eigentliche Absicht des Stifters nicht war. Diesmal hatte sie aus den Tausenden von Schriften der beiden lezten Jahre zwei Werke hervorgehoben, eines von Aimé Martin über die weibliche Erziehung, und ein anderes von dem ehemaligen Präfekten, Vicomte Alban de Villeneuve Bargemont: „Forschungen über die Natur und die Ursachen des Pauperismus in Frankreich und in Europa,“ drei Bände, die der Herr Vicomte wahrscheinlich auf seine Kosten hat drucken lassen; denn zu drei dicken Oktavbänden über Pauperismus findet sich hier nicht leicht ein Verleger; alle fürchten, darüber selbst dem Pauperismus näher zu kommen, und verlegen lieber Novellen und Romane. Der Verfasser dieses Werkes gehört zu einer Familie, die während der Restauration mehrere Geschäftsmänner und Beamte, wie auch Schriftsteller geliefert, und sich also auf rühmliche Art ausgezeichnet hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. September 1835.

— Muse, pauvre sotte,
Voyez prendre à vos ennemis,
Pour peser une marotte,
Les balances de Thémis.
Suivez moi!
C'est la loi.
Suivez moi de par le Roi!
Béranger.

Die Karrikatur, der Charivari und das Gesetz Fieschi.

Der Mordanschlag auf das Leben Louis Philippes hat Europa mit Entsetzen erfüllt. Ist diese Greuelthat die Explosion politischer Leidenschaften, hat Privatrache den Mörder gedungen, und trifft das Ereigniß mit dem Erscheinen einer hohen Person zusammen, die sich auf einem Fahrzeuge an den Küsten der Bretagne gezeigt hat? dies werden erst die Verhandlungen des Prozesses aufklären, der wohl später beginnen wird, als man vermuthete. Fieschi sizt au secret; die Verwüstungen, die seine Höllenmaschine angerichtet, sind ihm noch nicht bekannt, und man erhält ihn bei guter Hoffnung, damit er gesunde; er zeigt Festigkeit, und öfters wallt er in zorniger Ungeduld auf, besonders gegen Thiers, der ihn durch kaptiöse Fragen zu verstricken sucht, und den man neulich mit Mühe seinen Händen entreißen mußte. Unter andern äußerte Fieschi, er werde nichts gestehen, als im Augenblicke, wo er auf's Schaffot steige. Ueber das Resultat der seitherigen Untersuchungen ist übrigens nichts bekannt geworden; die Magistrate haben Mittel gefunden, die Verhöre gegen die habsüchtige Neugierde der Journalisten zu sichern. Die Presse hat ihre Spione wie die Polizei, in den Kaffeehäusern, in den Gerichtssälen, in den Salons und auf der Straße. In den Salons hört man oft die gescheitesten Literatoren die albernsten Dinge vorbringen; man behält den Esprit für sich, es wird damit gehandelt. Man sieht Journalisten in den Soireen, die Bleifeder und das Calepin in der Hand, wie sie nach allen Seiten hinhorchen und einen witzigen Einfall zu erwischen suchen, den sie eine Viertelstunde darauf noch ganz warm in das Redaktionsbureau eines Journals tragen. Stürzt sich ein armer Teufel zum Fenster heraus, so stürzen zehn andere arme Teufel über den Selbstmord her und tragen ihn zu Markte; ist ein wichtiger Mann im Staate verreist, so sprechen die Herrn bei dem Concierge vor: wann kommt Herr Dupin zurück? befindet sich Herr Carel noch auf dem Lande? Denn Carel, der Republikanerchef, hat ein Landhaus und in der Stadt ein Hotel, wo ein ganz monarchischer Luxus herrscht. Mit dem Geklatsche der Portiers verdient sich ein gewandter Journalspion leicht täglich seine fünf Franken.

Wir brauchen uns wohl nicht gegen den Vorwurf zu verwahren, mit dem Attentat ein ruchloses Spiel treiben zu wollen, weil manches Sonderbare und Belustigende in unserem Aufsatze mit der Greuelthat in Verbindung steht; so wie wir unsererseits überzeugt sind von der Aufrichtigkeit der Indignation der Minister, obgleich nicht zu leugnen ist, daß weder ein bezahltes

Blatt, noch irgend einer der treuesten Diener der Regierung, ihr einen so wesentlichen Dienst geleistet, wie der verabscheute Mörder: er hat den König gefehlt und die Karrikatur erschossen! Die Karrikatur, die so oft als Rachegespenst durch die Prunkgemächer der Tuilerien geschritten, die bei jedem Triumphe, den Thiers in der Kammer durch seine Eloquenz erfocht, hinten auf den Siegeswagen des Triumphators stieg und mit der fatalen Schellenkappe läutete, die Karrikatur ist unter den Todten des Juli. Keine Lithographie darf mehr ohne Autorisation des Ministers des Innern erscheinen, ihrem ärgsten Feinde ist die politische Lithographie in die Hände gefallen. Die Birne ist verschwunden, obgleich sie sich heute am ersten September wieder incognito im Charivari eingeschlichen, wie wir gleich berichten werden; der König hat die berühmten Beinkleider, die mit der Charte geflickt sind, ausgezogen, und der Riflard und der graue Hut mit der ungeheuren Kokarde, und der große Hase, den der Kronprinz mit seiner Lanze in die Flucht schlug, und die Prinzessin Adelaide und ihre trefflichen Cerises à l'eau de vie und alle übrigen Herrlichkeiten, an denen sich seit einigen Jahren die Hauptstadt ergözte, und die, so oft sie auch schon hatten herhalten müssen, wahrlich noch lange nicht abgenuzt waren, Alles das ist verschwunden. Marmitonlivet (Montalivet) aber, den haben sie nicht losgelassen; da ist die schwache Seite, durch welche der sinnreiche Muthwille des Charivari oft genug Einfälle in das ihm untersagte Gebiet machen wird.

Der Charivari führt den Kampf allein fort; das Journal la Caricature hat kürzlich den Geist aufgegeben; ihr leztes Blatt führt die Nummer 250, und der Pair Siméon hat die Ehre, den langen Narrenzug, den die Karrikatur seit fünf Jahren an ihren Lesern vorbei defiliren läßt, zu schließen. Eine diesem gut gezeichneten Bildnisse beigefügte Lithographie führt die Aufschrift: Machine infernale de Sauzet. An dem Fries der Façade der Deputirtenkammer ist die Höllenmaschine angebracht; sie besteht aus einigen zwanzig Flintenläufen, welche die verschiedenen Artikel der sogenannten Geseze Fieschi vorstellen; die Statue der Freiheit fällt unter dem Laufe „Deportation;“ eine andere Bildsäule, die Preßfreiheit darstellend, wird in der Mitte entzwei geschossen; der Messager läuft davon, indem er die Hand vor die blutende Nase hält; Ango, das berühmte Drama am Theater de l'Ambigu-comique, dessen Vorstellungen der Minister des Innern untersagt hat, liegt zu Boden, nicht weit davon die Karrikatur, der abgeschossene Arm neben ihr im Blute; der Charivari aber schlägt lustig auf seine Pauke los und sieht höhnisch drein. Dieser Schwanengesang der Karrikatur ist mit einem Schreiben des Karai Mahancouchicouli begleitet, eines patagonischen Gesandten, der seinen Kommittenten in Patagonien, die ihn nach Frankreich geschickt, um die Institutions libérales daselbst zu studiren, seine Abreise meldet; ein seltsames Durcheinander von zorniger Satire und drolligem Humor. Die patagonische Excellenz meldet, wie es ihr bei Gelegenheit des Attentats gegangen: er sey kurz vorher von einem Polizeisergeanten verwundet, und deßhalb, weil er den Arm in der Schlinge getragen, als verdächtig eingesteckt worden; es sey eine Verläumdung, daß man schlecht zu essen bekomme im Gefängnisse, er habe seit 48 Stunden noch gar nichts gegessen; der Raum sey kaum so groß, daß ein Ministerrath Platz würde gefunden haben, pour échanger le plus petit coup de poing u. s. w. Schließlich ermahnt er seine Kommittenten, nach wie vor die Mitglieder ihrer Opposition aufzufressen, sie mit der Keule todt zu schlagen, und nicht mit Nadelstichen zu tödten, wie hier: „on continuera de vous appeler sauvages, mais laissez dire: mieux vaut n'avoir jamais été civilisés, que de cesser de l'être.“ Nach diesem bittern, ganz Juvenalischen Ausfalle schließt die patagonische Excellenz mit dem echt französischen Witze: „Ich verlasse so eben das absurde Land und fahre zu euch zurück im Dampfballon des Herrn Lennox.“

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Eine andere, hieher gehörige geologische Frage, welche viele meiner Leser vielleicht noch mehr interessiren dürfte, betrifft die Natur des Bernsteins, worüber man, auf Veranlassung kürzlich entdeckter Bernsteinablagerungen in den Bodentiefen des Thiergartens bei Berlin, neuerdings sehr gründliche Forschungen angestellt hat. Es liegt uns darüber eine Arbeit vor, welche von einem Manne herrührt, der Bernsteingräbereien in Person beigewohnt, und manchen Bernsteinfund selbst gemacht hat, und aus welcher wir daher mit großem Vertrauen schöpfen. Der Bernsteinhandel mit der Ostseeküste, als der eigentlichen Fundgrube dieses merkwürdigen Produkts, besteht, nach den dort citirten Quellen, schon über 3000 Jahre; denn Homer * gedenkt bekanntlich desselben schon. In älterer Zeit beschränkte sich seine Gewinnung lediglich auf Einsammlung dessen, was die Wellen an die Küste

---

* Indeß muß dagegen doch auch bemerkt werden, daß Plinius (Hist. nat. lib. 33. cap. 23.) das „Elektrum“ beim Homer für eine Masse von Gold erklärt, in welcher sich der fünfte Theil Silber befand. N.

spülten; Bernsteingräbereien hat man erst in neuerer Zeit eingeführt. Selten wird indeß der Bernstein in geringeren Tiefen als sechs Fuß, zuweilen aber auch erst dreißig Fuß tief gefunden. Nun ist bekannt, daß das Meer, selbst bei heftigen Stürmen, nur wenige Fuß tief aufgeregt wird, daher also der Bernstein nicht, wie man wohl behauptet hat, aus den Abgründen der See herauf, sondern vielmehr von den Wellen aus dem flachen Strande hervor gespült werden muß. Daß dies aber nur am diesseitigen Strande erfolge, dafür spricht folgender Umstand entscheidend: je heftiger und anhaltender Nordsturm die Fluthen gegen diese diesseitigen Ufer anpeitscht, um so reichlicher wird der Bernstein nachher auf denselben vorgefunden, niemals aber treiben Stürme von entgegengesezter Richtung dem jenseitigen Ufer einigen Bernstein zu.

Es ist aber ferner der vegetabilische Ursprung des Bernsteins gegenwärtig keinem weitern Zweifel unterworfen. Noch Anfangs dieses Jahrhunderts hielt man den Bernstein für ein Mineral, und stellte ihn im System zunächst dem Honigstein, bis David Brewster (Phil. Trans. 1819), und Schweigger (Beobachtungen auf naturhistor. Reisen, Berlin 1819. 4.) seine schon früher geahnte vegetabilische Natur unwidersprechlich bewiesen und darthaten, daß er ein Baumharz sey, welches sich aber durch Beimischung von Schwefelsäure von andern Pflanzenharzen unterscheidet und eine eigene Säure, die Bernsteinsäure, enthält. Der Bernstein gehört unter die ältesten organischen Verwesungsprodukte des aufgeschwemmten Landes, und der Baum, von dem er herrührt, ist wahrscheinlich eine, beim Diluvium untergegangene und völlig ausgestorbene Pflanzenspecies aus der Familie der Nadelhölzer, jedoch, wie wir gleich sehen werden, von einer, eine ganz besondere Frucht tragenden Art derselben. Die vorsündfluthliche Existenz dieses Baumes ergibt sich schon daraus, daß im Bernstein, als seinem Harze, häufig Insekten gefunden werden, welche ebenfalls ganz ausgestorbenen Geschlechtern angehören. Ich würde aber nicht fertig werden, wenn ich dieselben hier alle beschreiben wollte. Vor einer Anzahl von Jahren wurde bei Stolpe in Pommern, in einer Tiefe von etwa 20 Fuß, ein sehr reiches Bernsteinlager und zugleich der Baum selbst gefunden, der diesen Bernstein einst hervorgebracht hat. Es war ein verkohlter Stamm von mäßiger Stärke, von welchem sich, gleichwie von manchen Braunkohlenklötzen, die man als Palmenarten anzusehen pflegt, noch ganz leicht ein zähes Gefaser abschälen ließ. Dieser merkwürdige Baum war überall mit Bernstein in Streifen und Klumpen bedeckt, so daß er einer Kerze glich, an welcher das geschmolzene Wachs herunter gelaufen ist und Rinnen und Höcker gebildet hat. Derselbe schien seiner Zeit eine Art von Steinobst getragen zu haben, denn eine Masse schwarzer Obstkerne, ähnlich den Pflaumensteinen, nur etwas größer, lag um ihn her. Dies war also ein echter Bernsteinharzbaum, und die Bernsteinwaldungen scheinen nach dem Obigen den diesseitigen Ostseeküsten ganz besonders angehört, auf den jenseitigen Küsten aber kein Fortkommen gefunden zu haben, wodurch sich der oben angeführte merkwürdige Umstand hinsichtlich der Orte, wo der Bernstein, und zwar nur nach Stürmen aus Nord gefunden wird, erklären ließe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Monthyonsche Preise.

Der Vicomte Alban de Villeneuve Bargemont, welcher mehrere Departements Frankreichs zu verwalten gehabt, und daher Gelegenheit genug bekommen hat, dem Armenwesen nachzuspüren und dasselbe genau kennen zu lernen, wenigstens wie es sich in Frankreich damit verhält, und seitdem sich auch nach dem Armenwesen anderer Länder umgesehen zu haben scheint, ist noch in den Vorurtheilen der französischen Tories befangen, und kann sich mit den Lehren der Staatswirthschaft, wie sie sich in unserer Zeit allmählich ausgebildet hat, gar nicht befreunden; daher kommen denn in seinem händereichen Werke Behauptungen vor, die seinen übrigens sehr verdienstlichen Forschungen nicht anders als schaden können. So z. B. will der Vicomte beweisen, daß in den Ländern, wo der alte Glaube noch herrscht, was heißen will, wo man katholisch geblieben ist, sich weit weniger Arme vorfinden, als wo der reformirte Glaube angenommen worden. In Spanien und Italien müßten also sehr wenige Arme seyn. Gesezt, dies sey wahr, so hätte der Vicomte einen Schritt weiter gehen und auch beweisen sollen, daß in jenen Ländern mehr Gewerbfleiß, besserer Ackerbau und überhaupt mehr Regsamkeit ist. Der Verfasser scheint die Grundsäze der englischen Staatsökonomiker sehr zu hassen, und behauptet, in Frankreich werde man gerade durch die Anwendung dieser Grundsäze unglücklich. Das Almosengeben gefällt ihm, und er will, man solle den Geistlichen das Vertheilen der Almosen überlassen. Dies mag auf den Dörfern, wo Alle Eines Glaubens sind, recht gut seyn, aber in Paris haben sich die katholischen Geistlichen nur zu oft als schlechte Almosenspender erwiesen, indem sie nur für diejenigen Familien sorgten, welche sie am häufigsten in der Kirche sahen, und dagegen die Nichtkatholischen kaum eines Blickes würdigten. Darin hat der Vicomte Recht, daß er die Ursachen der Verarmung und des öffentlichen Elendes erstlich von Seiten der Armen in dem Mangel an Arbeit oder der Scheu davor, in dem Mangel moralischen und religiösen Gefühls, in ihrer Unvorsichtigkeit und ihrem Unwissen[illegible]sucht; von Seiten der Reichen in ihrer Lieblosigkeit, ihrer Habsucht, ihrem Ansichreißen der Ländereien, der Kapitalien, der Gewerbe, in der ungeheuern Vermehrung des Manufakturwesens, in der Vernachlässigung des Ackerbaus und des Nationalgewerbsfleißes; endlich von Seiten der Regierung in

der schlechten oder mangelhaften Einrichtung der wohlthätigen Anstalten, in der fehlerhaften Gesetzgebung über Armenwesen und Bettelei, in der Vernachlässigung religiöser Grundsätze und ihrer Einführung beim öffentlichen Unterrichte, dann im Mangel gehörigen Schutzes in Hinsicht des Ackerbaus, des Nationalgewerbfleißes und des innern Handels. Letzteres soll wohl so viel heißen, daß der Staat eher drei Mauthen als eine um's Land ziehen soll, damit ja kein fremdes Produkt die Ruhe und den Wohlstand der Landeigenthümer und Fabrikanten störe. Die Akademie mag kein Unrecht durch die Krönung dieses Werkes begangen haben, denn vielleicht ist kein besseres in diesem Fache während der beiden letzten Jahre erschienen; allein die Académie française ist keine kompetente Richterin, wenn es darauf ankommt, ein Werk über Staatswirthschaft zu beurtheilen, dies gehört vor eine andere, die Académie des sciences morales et politiques, und wollte sie nun einmal das Villeneuve'sche Werk krönen, so hätte sie es wenigstens mit dem Vorbehalte thun sollen, daß sie über die darin ausgesprochen staatswirthschaftlichen Grundsätze nicht aburtheile, weil sie dazu nicht berufen sey. Etwas Besseres wirken die Preise aus der Monthyonschen Stiftung für edle Handlungen. Die Akademie hat bei dem Vertheilen derselben kein anderes Verdienst, als daß sie unter den vielen Zügen von Menschenliebe, welche ihr von den Staatsbehörden aus den verschiedenen Gegenden des Reiches gemeldet werden, die vorzüglichsten aushebt und belohnt, und in zierlicher Rede als Muster dem Publikum vorstellt. Manche edle Menschen, welche im Stillen und in ihrem engen Wirkungskreise Gutes thun, erstaunen ungemein, wenn sie erfahren, daß eine Akademie zu Paris ihnen vier- oder fünftausend Franken wegen einer wohlthätigen Handlung zuerkannt hat, um die sich, wie sie wähnten, Niemand bekümmerte, und die ihnen ihr Gewissen schon hinlänglich belohnt hatte. Mit dem Gelde können sie wenigstens noch mehr Gutes thun. Insoweit ist die Monthyonsche Stiftung vortrefflich, zumal sie nur in der ärmern, so häufig übersehenen Klasse das Gute aufsucht und vergilt; denn sonst ließe sich viel gegen eine so prunkende akademische Vertheilung von Preisen einwenden. Glücklicherweise verpflichtet man die Belohnten nicht, sich aus ihrem dunkeln Familienkreise loszureißen und sich der Neugierde der Pariser zur Schau zu stellen. Man ist so höflich und sendet ihnen das Tugendgeld in's Haus, und proklamirt bloß ihre Namen und die Geschichte ihrer guten Thaten, die aber wohl von Niemand weniger gelesen wird, als von denen, welche sie ausgeübt haben.

Dg.

Stuttgart, September.

(Fortsetzung.)

Schillers Denkmal.

Von jeher hat man den Ruhm, einen großen Menschen hervorgebracht zu haben, vor allen dem Volke zugeschrieben, dessen Sprache und ganze Bildung ihm in der Wiege eingebunden wurde. Gleicherweise findet es die Welt immer noch natürlich, wenn der Volksstamm, dem eine so seltene, so wunderbare, durch keine Pflege zu erzielende Blüthe, wie das Genie, entsprossen, es sich zu besonderer Ehre rechnet, und wenn sich das Alterthum hin und wieder darüber verwundert, wie an Böotiens nebligtem Himmel Sterne, wie Hesiodus, Pindar, Corinna, Epaminondas, glänzen konnten, so findet es die neuere Zeit ganz in der Ordnung, wenn Schwaben die Namen Keppler, Wieland, Schiller, Schelling auf die Summe seines alten Ruhmes schreibt. Wo in der Gliederung weiter abwärts der Glanz, den der Name eines Mannes einer Gesammtheit von Individuen ertheilt, so sehr erlischt, daß er nur noch durch die Linse der Eitelkeit concentrirt werden kann, das hängt sehr von besondern Umständen ab. Im Allgemeinen aber ist man geneigt, einer politisch geschlossenen Gemeinheit die Eitelkeit nachzusehen, wenn man auch die Ansprüche auf Ruhm ignorirt. Goethe ist zu Frankfurt geboren, Wieland zu Biberach, Rousseau zu Genf: lauter kleine Republiken, in denen sich eine, wenn ich so sagen darf, physiologische Eigenthümlichkeit an sich oder doch in der menschlichen Vorstellung erhalten konnte. Aber die kleine Munizipalstadt Marbach geht vollkommen auf in der größern, jedoch keineswegs kolossalen Einheit des alten, seit Jahrhunderten ziemlich arrondirten Herzogthums Würtemberg, und Schiller stammt von Vaterseite nicht einmal von einer Bürgerfamilie des Orts. Das Haus, wo Rousseau's Eltern gewohnt, ist oder war mit der Inschrift bezeichnet: ici est né J. J. Rousseau, während man doch von ihm selbst weiß, daß seine Mutter bei einem Besuche in der sogenannten obern Stadt niedergekommen. Wie nun kein Mensch einen Werth darauf legt, ob der Genfer Philosoph in seiner Stadt en haut oder en bas geboren worden, so ist es vollkommen gleichgültig und zufällig, ob dem nirgends fest domicilirten, herzoglich würtembergischen Diener, während er den etwas phantastischen Feldzug seines Herrn gegen den großen Friedrich mitmachte, sein Sohn am Neckar oder am Nesenbach geboren wurde. Wenn man Schiller einen Deutschen, wenn man ihn einen Schwaben genannt hat, so kann man ihn höchstens noch einen Würtemberger, nimmermehr aber einen Marbacher nennen. Immerhin werde daher die unmittelbare Stätte seiner Geburt zum Andenken der Nachwelt bezeichnet; da aber dieser Ort nicht einmal für seinen Ursprung, viel weniger für seine Erziehung und Bildung die mindeste Bedeutung hat, so steht ein Denkmal, das ihm sein Volk errichtet, doch wohl am vernünftigsten an der Stelle, welche für den Mittelpunkt seines Volksstamms gelten kann und gilt, da es einmal, und zum Glück, weder politisch, noch geistig einen Fleck gibt, der sich als der Brennpunkt der deutschen Erde bezeichnen ließe. Das natürliche Gefühl der Alten verwandelte nicht etwa die zufällige Geburtsstätte ihrer großen Todten in Wallfahrtsorte; auf den Markt, an den Kreuzweg, an den großen Strom des Lebens setzten sie ihre Bilder; nicht einzelnen Verehrern sollten sie am stillen, abgelegenen Orte Gegenstände des Kultus werden; nein, sie sollten auf die bewegliche, sinnliche Menge als Symbole dessen herabblicken, worin das Volk seinen Stolz und seine höchsten Güter setzt, als lebendige Träger des Nationalgefühls. So wird auch das Bild unsers Dichters keinen glühenden Jüngling, keinen kühlen Neugierigen einen Umweg kosten; nahe dem Punkte, wo schon der Römer auf dem großen Kreuzwege zwischen seinen Donau- und Rheinprovinzen den diis biviis, triviis, quadriviis Altäre errichtete, wird es sich erheben, und Jedem, der auf den großen Straßen durch Schwaben seines Weges zieht, sich entgegenstellen als die Quelle der mannichfachsten Regungen, des Gefühls des gerechten Stolzes für den Deutschen, der edelsten Erhebung und Begeisterung für jeden echten Menschen, der verzeihlichen Eitelkeit für den Schwaben, und des Schreckens und der Verwirrung für die kleinen Poeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. September 1835.

Daß der Bernstein ein Baumharz sey, geht daraus hervor, daß er oft sowohl kriechende, als fliegende Insekten eingeschlossen enthält; ich halte daher dafür, daß, so wie die Gewächse des Orients Weihrauch und Balsam ausschwitzen, es auch im Occident Länder gibt, die üppige Haine und Wälder haben, wo die Materien, welche die Strahlen der Sonne erreichen und ausfließen lassen, in das nahe Meer fallen.

Tacitus.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Zuweilen findet sich der Bernstein indeß, außer an den diesseitigen Ostseeküsten, auch in Frankreich, Italien, Spanien u. s. w. auf Lagern von bituminösem Holze vor; und selbst die oben angeführten, neuesten Beispiele von seiner Entdeckung im Boden des Berliner Thiergartens bürgen dafür, daß der Bernsteinharzbaum, wenn auch nicht in ganzen Waldungen, wie an der Ostsee, doch einzeln über den größten Theil von Europa verbreitet gewesen ist.

Am merkwürdigsten ist freilich die Unerschöpflichkeit der Fundgruben dieses räthselhaften Harzes, welche man nun schon seit Jahrtausenden ausbeutet, ohne eine merkliche Verminderung des Ergebnisses wahrzunehmen, allein dieser auffallende Umstand wird im erwähnten lehrreichen Aufsatze durch die ganz natürliche und einfache Annahme erklärt, daß die Bernsteinwaldungen ihren Boden noch längere Jahrtausende vorher bedeckten und ihr Harz immer unter sich hin ergossen, wodurch so mächtige Lager desselben entstanden, daß dieselben, nach Analogie der Lager von Stein- oder Braunkohlen u. s. w., vor der Hand nimmermehr geleert werden dürften. Ob aber diejenige große Fluth, welcher wir den jüngsten Untergang alles Lebendigen auf Erden beimessen, oder eine frühere oder spätere ähnliche Katastrophe, z. B. die Fluth, welche wahrscheinlich den Sunddurchbruch veranlaßte, auch den Untergang der Bernsteinwaldungen nach sich zog, und wie viele Jahrtausende seitdem verschwunden sind, das wird wohl ewig unentschieden bleiben; gewiß ist nur nach diesem Allen, daß der ganze Küstenstrich von Rügen bis Liefland, bis tief landeinwärts, seit undenklichen Zeiten mit Bernsteinharzwaldungen bedeckt gewesen sey, deren Stämmen ein Harz entquoll, welches, nach momentaner Weichheit, seiner eigenthümlichen Natur gemäß mehr verglaste, als bloß erhärtete, und daß diese Waldungen durch irgend eine ungeheure Revolution umgestürzt und verschüttet wurden. Und dies dürfen wir also als das Resultat der neuesten Forschungen über den geheimnißvollen Bernstein betrachten.

Auf die Naturgeschichte des Bernsteins, welche wir durch die vorstehenden Mittheilungen wirklich aufgeklärt zu haben hoffen, lassen wir Untersuchungen über die Geschichte und Natur des Schießpulvers, oder wenigstens eine der interessantesten Bemerkungen aus einer Vorlesung folgen, welche Wilkinson am 12ten Juni d. J. über diesen Gegenstand in der royal Institution zu London gehalten hat. Um nämlich zu zeigen, daß das Schießpulver von einer außerordentlich

schnell darüber hinlaufenden Flamme nicht entzündet werde, überschüttete der Experimentator eine Masse Schießpulver mit einer Lage Knallpulver, und zündete lezteres sofort an. Wie gefährlich der Versuch schien, so erfolgte doch bloß, was Wilkinson vorher gesehen hatte: das Knallpulver brannte mit einem heftigen Schlage im Nu ab und warf das Schießpulver bloß auseinander, ohne es zu entzünden. Man muß, zur Einsicht in den Zusammenhang dieses merkwürdigen Versuches, wissen, daß das sogenannte Knallpulver aus drei Theilen Salpeter, zwei Theilen trocknem Weinsteinsalz und einem Theile Schwefel besteht, eine durch Zufall entdeckte Mischung, welcher die besondere Eigenschaft beiwohnt, bei der Erhitzung mit einem außerordentlich heftigen Schlage im Nu abzubrennen. Hält man dasselbe z. B. in einem blechernen Löffel über Kohlenfeuer, so erfolgt die Entzündung mit einem für das Gehör äußerst empfindlichen Schlage, und meistens findet sich der Löffel von der Gewalt desselben durchbohrt. Bei einem zweiten Versuche ließ Wilkinson eine Flamme dieses Knallpulvers sogar durch eine Masse Schießpulver mitten hindurch gehen; der Erfolg war ganz derselbe: das Schießpulver blieb unentzündet. — Wir heben diese Versuche so sehr hervor, weil es uns scheint, als wenn sich davon eine Anwendung bei der so gefährlichen Arbeit in Pulvermagazinen machen ließe, indem man die Pulvergefässe, welche eben offen bleiben müssen, mit einer Lage Knallpulver überstreute, die also die Entzündung des darunter liegenden Schießpulvers bei einem zufällig darauf fallenden Funken sicherer als jedes andere Schutzmittel verhindern würde. — In jedem Falle verdienen diese höchst interessanten Versuche die größte Aufmerksamkeit.

Recht eigentlich in dasselbe Gebiet gehören die Erfahrungen, welche man jüngst über die große Gefahr der Feuerzeuge gemacht hat, bei denen die Entzündung durch Reibung entsteht, und die uns zugleich Gelegenheit verschaffen, die außerordentlichen Fortschritte darzustellen, welche der Feuerentwicklungskunst in der neuesten Zeit geglückt sind. Seitdem die Chemie nämlich die Entdeckung gemacht hat, daß das bloße Bestreichen eines Hölzchens mit einer Mischung von überoxydirt salzsaurem (chlorsaurem*) Kali und Schwefel (wozu man, der Farbe wegen, etwas Zinnober und, um die Mischung haften zu machen, Tragantschleim thut) ein solches Hölzchen in den Stand sezt, beim bloßen raschen Eintauchen in Schwefelsäure sogleich Flamme zu geben, so haben die, nach diesem Prinzip eingerichteten Feuerzeuge die alten Zunderfeuerzeuge allmählich ziemlich verdrängt.

*) Die neueste Chemie belegt nämlich die Verbindung der Salzsäure mit noch mehrerem Sauerstoff, als sie gewöhnlich enthält, mit dem Namen Chlor oder Chlorin, und bildet sich ein, darin einen neuen Stoff entdeckt zu haben.

Dem Uebelstande des Spritzens der Schwefelsäure begegnete man später dadurch, daß man dieselbe in einem gewissen Verhältnisse auf Federalaun (alumen plumosum, eine Art von Asbest) tröpfelte, und dadurch diejenige teigige Masse bildete, deren sich viele Leser täglich zur Entzündung ihrer Schwefelhölzer bedienen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Karrikatur, der Charivari und das Gesetz Fieschi.

(Fortsetzung.)

Der Charivari hat also nun den Kampf allein zu bestehen. Er verschmilzt die Kaution der Karrikatur mit der seinigen, und so kann er es aushalten, wenigstens wird ihm von dieser Seite die Regierung nichts anhaben, aber er muß mit vieler Umsicht und List zu Werke gehen. Gleich nach dem Juliattentat erschienen Polizeibeamte in seinem Bureau, so wie bei allen Oppositionsblättern überhaupt. Die ersten darauf folgenden Tage boten die Gefängnisse wirklich den wunderlichsten Anblick dar. Um Armand Carel befanden sich acht Perrückenmachersgesellen, Raspail hatte fünf Poëliers-fumistes um sich herum, Figaro konnte seine Spässe einigen Charcutiers vormachen, und Philipon und Louis Desnoyers sich, wie sie versichern, mit einem Dutzend Wäscherinnen, Nähterinnen oder Modistinnen unterhalten; dazu kamen noch bunt durcheinander fünfzehn Studenten, eine Baronesse, sechs Bijoutiers en faux, ein Employé aus dem Schlosse, fünf Advokaten, eine Kartenschlägerin, drei Dekrotteurs und ein Redakteur des Charivari, der die Feuilletons über die neuen Moden macht, Namens Caron. Die Festnehmung dieses gemüthlichen, harmlosen Caron bildet ein närrisches Intermezzo bei der gräßlichen Geschichte. Caron kam wenig in die Bureaux des Charivari, er hat nichts da zu thun, als, wie gesagt, die Notizen über die neuen Moden und täglich eine politische Charade zu fertigen. Am Abend des 28sten trieb ihn eine unselige Neugierde in die Bureaux des Charivari; die übrigen Mitarbeiter, die hommes-d'état du Charivari, wie sie sich nennen, hüteten sich wohl, zu erscheinen; die Polizei mußte also mit dem Modisten vorlieb nehmen. Das Verhör vor dem Instruktionsrichter gab zu höchst ergötzlichen Quiproquos Anlaß. „Kennt Ihr Fieschi?“ — „Fieschi? einen Augenblick — Fieschi? ein Schneider? nein, den kenne ich nicht, allein ich kann Ihnen den berühmten Humann empfehlen.“ — „Es ist nicht von Schneidern die Rede; Ihr wollt uns irre machen, die Justiz weiß aber, daß Ihr einer jener

Neuerer seyd.“ — „Neuerer, allerdings; was 48 Stunden alt ist, ist hier noch Rococo.“ — „So? und also was seit 1830 besteht?“ — „Perrücken! Erzperrücken!“ — „Und was wollt Ihr denn an die Stelle setzen?“ — „Es kommt hier bloß auf die **Form** an: Spitzhüte, habits-redingottes oder redingottes-habits u. s. w.“ Caron ist übrigens in seinem Fache ein Genie: er hat die Gigotermel erfunden, die Tournure für Frauen, das Korset für Männer und la queue de morue oder den Stockfischschwanz, welche Rolle dieser aber in der Toilette spielt, kann ich nicht sagen. „Und was sehr für seine Bescheidenheit spricht,“ fügt der Charivari hinzu, „ist, daß Caron am Tage, wo er die Tournure erfand, nicht **das kleinste Te Deum singen ließ.**“

Unter den Titelvignetten des Charivari waren bisher einige recht amusante: bald sah man eine Galerie grimassirender Gesichter, welche auf mächtigen Schlüsseln bliesen, bald ein Chor von Katzen, welche vive le roâ saugen, die lezte stellte den König als Magot de la Chine vor; er ließ Ministerportefeuilles, Präfekturen ꝛc. auf seine Diener herabfallen, unter denen vor allen der Constitutionnel mit seiner herabhängenden Unterlippe und dem Lichtschirme über der Schlafmütze kenntlich war. Diese Vignette ließ das Journal erst den 8ten August weg, wie es merkte, wo es hinaus wollte. Das Bild und der Name des Königs kamen vor der Hand nicht mehr vor. Die ersten Nummern nach dem Juliattentate waren äußerst zahm. Der Magot de la Chine figurirte zwar noch in seiner ganzen Glorie, allein zum ersten Male seit seinem Entstehen sprach der Charivari des paroles de douleur et de bon sens. Am zweiten August stimmte das Blatt schon wieder den alten Ton an: die ministeriellen Deputirten hatten sich in den Blättern auf die feindlichste Weise gegen die Karrikaturen ausgesprochen; „die Herren Jaubert, Martineau, Fulchiron und ihre Freunde,“ hieß es im Carillon des Journals, „beeilen sich nicht, nach Paris zu kommen; sie haben gehört, daß man die **Karrikaturen verfolgt.**“ In diesem Carillon, einem besondern Abschnitt des Journals, hatte jeder Witz seine eigene Etikette; war es auf den König abgesehen, so war eine Birne vorgezeichnet; die Späße auf Dupin sind mit einer Schelle geziert, welche zwischen den berühmten Escarpins hängt, worin der beredte, aber nicht sehr herzhafte Advokat im Jahr 1830 die Reise nach Neuilly machte; das Journal des Débats führet einen Geldsack im Schilde, auf zwei sich kreuzenden Federn, mit der Aufschrift: à vendre. Diese Etiketten blieben bis zum 8ten oder 9ten August weg; da erschienen sie wieder, man hatte sich allmählich vom ersten Schrecken erholt. Die lithographirten Darstellungen, die den König betreffen, sieht man zwar nicht mehr, aber bei alle dem machen sich die Charivaristen doch schon wieder über Louis Philippe lustig. Kürzlich sagte Persil in der Deputirtenkammer: Je volai chez le roi; gleich hieß es im Charivari: nous avons peine à comprendre comment on peut voler chez le roi.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Die englische Justizverfassung.

Es hat mit der lieben Gerechtigkeitspflege überall, folglich auch in England, seine Haken. Leider kann das nicht anders seyn, da der Hof der Themis von Menschen eingerichtet worden ist. Welch herrliches Institut, das der Geschwornengerichte! Wo sie in ihrer Reinheit bestehen, da ankert das Leben, die Freiheit und die Ehre der Staatsbürger auf dem sichersten Grunde, der in dem Meere gefunden werden kann, dessen Untiefen und Strömungen das Staatsschiff befährt; Kabinetsmorde sind da unmöglich, nicht aber Justizmorde. In enger Verbindung mit den Geschwornengerichten stehen die Assisen. Niemand leugnet ihre Trefflichkeit, aber sie haben auch ihre Kehrseite. Es ist unstreitig hart für den, ob mit Recht oder Unrecht eines Verbrechens Beschuldigten, nach der ersten, vielleicht nur einen Verdacht begründenden Befragung bis zur Zeit der Assisen eingesperrt zu werden; denn die in die Macht des Richters gestellte Freilassung gegen Bürgschaft ist ohne Zweifel eine verzweifelt bedingte, nicht bloß bedingt von der Ansicht des Richters und der Schwere des Verdachts, sondern auch von den Wechselfällen der Möglichkeit und Unmöglichkeit, Bürgschaft zu leisten. Der, über Sachsen hinaus in der juridischen Welt hoch gefeierte Ordinarius Biener in Leipzig war allerdings mit einem Troste für die eingekerkerte Unschuld schnell fertig; er meinte, das sey für den, den solches Mißgeschick treffe, ein „Malhör.“ Ich weiß nicht, ob dieser Trostspruch je Eingang und Geltung gefunden hat und finden wird, vermuthen aber läßt sich das um so weniger, da der selige Biener mit seiner Versicherung, daß der Verlust der Freiheit lediglich ein Malheur sey, nicht diejenigen trösten wollte, die ihre Gefangenschaft bis zum Eröffnen der Assisen auf den Tag berechnen können, sondern diejenigen, die wegen Ungewißheit der Richter, ob sie das Schuldig oder Unschuldig aussprechen sollen, bis zu der unbestimmten Zeit der Nachweisung ihrer Unschuld in Haft gehalten werden. Von Lezterem kann in England, wie überall da keine Rede seyn, wo die richterliche Kurzsichtigkeit, wenn die Wagschale zwischen Schuldig und Unschuldig innesteht, nicht auf Kosten des edelsten Gutes, welches dem Menschen in diesem Thale der Thränen und Schmerzen zum Eigenthume gegeben worden ist, auf Kosten seiner Freiheit in dem Ausspruche von Gefangenschaft bis zum Erweise der Unschuld sich einen furchtbar holprigen Mittelweg geöffnet hat. Schuldig oder Unschuldig, sagen die englischen Geschwornen. Nach Vorschrift des Gesetzes bestimmt der Richter die Strafe der Schuld; nach Vorschrift der gesunden Vernunft und der Menschlichkeit ist der frei, der unschuldig ist. Untrennbar von der Natur der Assisen und eine Bedingung jeder wahrhaft freien Verfassung ist der Grundsaz: wo kein Kläger, da ist kein Richter, und wenn der Verlezte nicht klagen will, da hat der Staat kein Recht, für ihn als Kläger

einzutreten. Die erste Hälfte dieses Grundsatzes muß unerschütterlich seyn; jede Abweichung führt oder kann wenigstens zu der auf glatter Angel sich drehenden Pforte des Despotismus führen. Aber eine ausnahmlose Bewahrung der zweiten Hälfte jenes Grundsatzes würde den Staat in seiner untersten Feste erschüttern, würde die Sicherheit derer gefährden, die um dieser Sicherheit willen die Lasten des Staatsbundes tragen. Deßhalb muß der Staat, weil er kein Recht hat, selbst klagend aufzutreten, mit dem Rechte bekleidet seyn, in Fällen, die der öffentlichen Sicherheit Gefahr drohen, den zum Klagen zu zwingen, den in der Einzelnheit ein solcher Fall betroffen hat. Weil das jedoch für den Einzelnen oft, neben großer Unbequemlichkeit, auch mit wesentlichen Nachtheilen verbunden, und der Einzelne im Staate nicht verpflichtet seyn kann, dem Ganzen des Staates ohne angemessene Entschädigung zu dienen, so darf es wohl ein bedeutender Fehler in der englischen Justizverfassung genannt werden, daß der Staat jenes Recht mit eiserner Gewalt, daß er es ohne die Verbindlichkeit ausübt, die Nachtheile des Einzelnen, wie nur immer möglich, zu vermindern, und daß er in dieser Beziehung zu streng die Lehre befolgt, salus publica suprema lex.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, September.

(Fortsetzung.)

Schillers Denkmal.

Schon diese Gründe wären in dem Sinn der meisten Würtemberger — und an was kann in solchen Fällen sicherer appellirt werden, als an das Gefühl der Landesgenossen? — vollkommen entscheidend, selbst wenn Schiller seine Erziehung nicht in Stuttgart erhalten hätte, wenn er etwa seiner frühen Neigung zum geistlichen Stande hätte folgen dürfen, in welchem Falle ihn zu Tübingen eine Pflanzschule aufnahm, die seit drei Jahrhunderten dem großen wie dem kleinen Vaterlande die ausgezeichnetsten Männer gegeben hat, und wo auch das Genie immer ein unerwarteter, aber keineswegs seltener Gast war. Nun hat aber Schiller die wichtigste Lebensperiode hier zugebracht, die Jahre, in denen auch das Genie, bei aller Selbstbestimmung und Unabhängigkeit, von der umgebenden materiellen und geistigen Welt Ton und Farbe annimmt, die Jahre, die in seinem Leben, wie die bewegtesten, so die interessantesten sind, und auf die wohl der Dichter selbst mit Rührung zurückblickte, nachdem er längst Augustus und Mäcenas gefunden. Wo ist der Strom am interessantesten? nicht an der Quelle, nicht da, wo er lebenssatt dem Meere die Arme entgegenbreitet, sondern an den Katarakten, da, wo er im Drange nach Ausbreitung zornig aufbraust gegen die Hindernisse. Und Schiller hatte seine Katarakten hier, hier, wo er die Figuren zu den Räubern und Fiesko im Kopfe, seine Ideale im Herzen und das Verbandzeug in der Tasche trug; hier, wo er auf der Parade hinter der Fronte seiner Grenadiere, die Hecke ihrer Zöpfe im Auge, Hektors Abschied dichtete. Daß in Schillers Seele eine Bitterkeit gegen den Ort zurückgeblieben seyn sollte, wo der Jüngling eine harte Schule durchgemacht, die er anderswo schwerlich, und dann vielleicht nicht zu seinem Vortheil leichter gefunden hätte, dies wäre gegen die menschliche Natur, wenn man auch nicht das Gegentheil ausdrücklich aus seinem Munde wüßte. Wo wäre der Verfasser der Räuber im Jahr 1780 besser verstanden worden? und dazu kommt noch, daß man gerade hier daran gewöhnt war, daß sich der Untergang eines sogenannten mißrathenen Genies von Zeit zu Zeit wiederholte; auch war die deutsche Welt überhaupt noch nicht so darauf gefaßt, wie jezt, Propheten in der Poesie fertig aus der Eischale springen zu sehen. Und vollends der gute fürstliche Erzieher, der auf Ordnung, Nüchternheit, praktischen Fleiß, auf das, was er mit Einem Wort Conduite nannte, Alles hielt, der seine Pepinière so schön gejätet und so sauber in Beete abgetheilt hatte, wie konnte der ahnen, daß der Auswuchs, der ihn am medizinischen Reis ärgerte, die Knospe einer Riesenblume war, die die Welt mit ihrem Dufte füllen sollte!

Doch genug, und vielleicht schon zu viel, da der Gedanke, Schillern in hiesiger Stadt eine Statue zu errichten, von Deutschland mit Begeisterung aufgenommen worden, und die Sache durch die in den Händen des Vereins befindlichen Geldmittel faktisch entschieden ist. Es sollte uns aber doch lieb seyn, wenn die Wenigen, welche den Marbacher Aufruf, zu welchem jedenfalls die Zeit nicht gut gewählt war, mißverstanden haben sollten, durch diese Bemerkungen bewogen würden, ihre Ansichten mit denen der großen Mehrheit zu vereinigen. Hat die Theilnahme, welche der Plan allgemein gefunden, die, bei den Zeitverhältnissen bescheiden gestellten Erwartungen des Vereins so sehr übertroffen, daß man schon vor längerer Zeit ernstlich an die Ausführung denken konnte, so können wir jezt die gewiß Jedem höchst erfreuliche Nachricht geben, daß Schillers Bild bereits geschaffen ist. Im Laufe des Sommers war dem ersten Künstler unserer Zeit, der in die Verherrlichung des großen Dichters seinen eigenen Ruhm sezt, von hier aus das nöthige Material übermacht worden: die Maske von Danneckers kolossaler Büste, eine kleinere Büste, nach welcher Dannecker einst jene größere gearbeitet, Kupferstiche u. s. w. Man erhielt die vorläufige Nachricht, Thorwaldsen beabsichtige, Schillern stehend und in modernem Kostüm darzustellen. War lezteres eine Vernunftforderung der von Toga und Lorbeerkranz sich emanzipirenden Zeit, so wurde es unter Thorwaldsens Hand, statt zu einer Klippe, zu einer Gelegenheit weiter, den gewaltigen Umfang seiner Mittel darzuthun; denn es ist bekannt, wie äußerst glücklich er schon mehrmals, namentlich an Lord Byrons trefflicher Statue, das überwunden hat, was dem noch halb rebellischen Auge als eine große Schwierigkeit erscheint. Sobald am Schlusse des vorigen Monats die Hitze zu Rom etwas nachgelassen hatte, griff der Meister zum Thon und verkörperte die wohl schon längst geborene Idee in einer halb lebensgroßen Skizze. Kenner, welche sie gesehen haben, äußern sich mit Begeisterung über die Idee und die ganze Haltung der Figur; sie erklären es für eines der gelungensten, geistreichsten Werke des Künstlers; Thorwaldsen selbst scheint mit seiner Schöpfung zufrieden, und äußerte, wie er sich freue, die Reihe seiner größern Werke mit einem so würdigen Gegenstand vielleicht beschließen zu dürfen. Schiller ist in nachdenkender Haltung, vorschreitend dargestellt, in der Linken Rolle oder Buch — darüber scheint Thorwaldsen selbst noch unentschieden — mit der Rechten den Mantel auffassend. Die Skizze wird im gegenwärtigen Augenblick in seinem Atelier und unter seinen Augen im Großen ausgeführt; das Modell ist schon weit gediehen, wir wissen aber noch nicht, welche Dimensionen es erhalten wird, da dies, wie Alles, natürlich dem Künstler überlassen wurde. Durch den nicht dankbar genug zu erkennenden Eifer des trefflichen Meisters und der unter ihm arbeitenden deutschen Künstler eröffnet sich uns die frohe Aussicht, daß sich die Aufstellung des Bildes kaum noch zwei Jahre verzögern wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. September 1835.

Maudite la muse obstinée
A railler les hommes puissans!
Béranger.

Die Karrikatur, der Charivari und das Gesetz Fieschi.

(Beschluß.)

Indeß trauen sie doch nicht recht und werden wohl die Majestät, an der sie sich arg verbrennen könnten, nicht gar zu plump angreifen. Dagegen hat sich ihre ganze Wuth auf Sauzet und Guizot gewendet. Sauzet wird, wie es heißt, in der nächsten Session Präsident der Kammer werden; sein Bericht über das Preßgesetz hat in diesem Augenblicke alle politischen Leidenschaften gegen ihn aufgeregt; ganze Carillons im Charivari läuten bloß seinen Namen; bei solchen gewaltigen Explosionen des Zorns geht indeß meist der Witz verloren, es sind lauter Persönlichkeiten: Sauzet habe schmutzige Hände, es sey falsch, daß er seine politischen Meinungen wie ein Hemd wechsle, denn sonst wären sie immuables u. s. w.

Seitdem das neue Gesetz votirt ist, habe ich drei Nummern des Charivari gelesen. Ich war begierig, wie er sich benehmen würde: er hat wieder alle seine Artillerie aufgepflanzt und auf den Thron losgefeuert; die Birne, die Que, den Hut, die Hose, das Alles hat er wieder hervorgeholt, und ich zweifle sehr, ob Louis Philippe, wenn er den Aufsatz läse, sich des Lachens würde enthalten können. In der gestrigen Nummer tritt abermals die Birne, wie wir oben bereits bemerkt haben, incognito auf, und zwar in einem Liede. Die Entweichungsgeschichte des Kapitän Pépin ist aus den politischen Blättern bekannt; er wurde in Begleitung von zwei Polizeiagenten um Mitternacht in seine Behausung geschickt, und benutzte die Gelegenheit, zu entwischen; über diese Geschichte gibt heute der Charivari eine Complainte. Der Richter läßt die lieux fegen:

Pour que le fond de ceci
Puisse enfin être éclairci.
. . on a cherché au fond
Les pièces de conviction.

Der Angeklagte schleicht davon und sperrt die Justiz in der Fosse ein, die nicht inodore ist:

Le juge et le commissaire
Sont en fort mauvaise odeur
Par devant le ministère.

und zuletzt heißt es:

Je suis content de l'histoire,
Car je doute fortement
Qu'un Pépin ait pu vraiment
Conspirer contre une . . .

Hier reimt nur das Wort poire, und wenn sie's so arg treiben, kaum zwei Tage nach dem Gesetz, so läßt sich ein baldiger Prozeß vor der Pairskammer erwarten.

Die Zeichnungen des Charivari sind meistens Porträts der Aprilangeklagten, denen biographische Notizen beigefügt sind. Trélat, der wegen seiner vor der Pairskammer gehaltenen Rede zu drei Jahren Gefängnißstrafe und einer Geldbuße von 10,000 Franken war verurtheilt worden, ist ein tüchtiger Arzt; er war Professeur d'hygiène am Athénée zu Paris, einer Anstalt, wo Laharpe und Lemercier Vorlesungen gehalten haben, und wo dieses Jahr Jules Janin seine Geschichte des Journalismus vorgetragen; unter der Restauration konspirirte er fortwährend. Die übrigen sind meist unbedeutende Menschen, außer Martin Maillefer, der einiges literarisches Talent besitzt. Auch findet man die lithographirten Bildnisse der beiden berüchtigten Frauen Nina Lassave und der Petit, beide muthmaßliche Mitschuldige Fieschi's. Die Petit, die Mutter der Nina Lassave, hat feste und scharfe Züge, große, schwarze Augen, die unstet umherirren; sie sieht Niemanden gerade in's Gesicht, ihre Physiognomie ist widerlich und verräth bei allem Ansehen von Ruhe heftige Leidenschaften. Diese Charaktere sind in der Provence sehr häufig, glücklicherweise fehlt es ihnen meistens an Konsequenz und Ausdauer; die Leidenschaften gehen bei ihnen los wie Pulver, und dann ist es öde in ihnen, und sie versinken wieder in die träge Abspannung, die man den Menschen des Südens vorwirft. Man kann sich übrigens einen Begriff von der Charakterstärke der Petit machen, wenn wir erwähnen, daß dieses Weib einen unbegrenzten Einfluß auf den eisernen Fieschi ausübte, der sich weder von Ministern noch von Staatsprokuratoren imponiren läßt; seiner Mätresse gehorchte er wie ein Kind.

Es hieß, der Polizeipräfekt sey davongelaufen; in der letzten Nummer des Charivari (vom 2ten September) steht deßhalb folgende Annonce: Gisquet perdu, poil roux, manchot d'une patte, porte le collier de la légion d'honneur.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Da auch diese Mischung, zumal bei feuchtem Wetter, bald wieder Wasser aus der Atmosphäre an sich zieht, und dann, wie früher, sprizt und Flecken und Löcher macht, so verfiel ein Berliner Chemiker, Weinitz, auf die sogenannten Friktionszündhölzer, welche man bloß durch Sandpapier zu ziehen braucht, um ihre Entzündung auf diesem trockenen Wege sogleich zu bewirken. Die Zusammensetzung der Masse, welche der Künstler hiebei zur Bestreichung seiner Hölzer anwendet, ist uns nicht recht bekannt geworden; wohl aber wissen wir, daß seine Erfindung allgemeine Anerkennung fand, und sich nach London, Paris, Wien u. s. w. verbreitete. Ein anderer Chemiker am leztgenannten Orte, mit Namen St. Romer, meinte, Weinitzens Friktionsmasse durch Vermehrung der Entzündbarkeit noch zu verbessern, und sezte derselben zu diesem Zwecke einen neuen Antheil von Phosphor zu. Der beabsichtigte Zweck selbst ist dadurch erreicht, aber zugleich auch eine höchst gefährliche Eigenschaft solcher St. Romer'schen Zündhölzer, Zündpapiere, Zündschwämme, und wie die Einrichtungen weiter heißen, bedingt worden. Werden dergleichen Zündpräparate, wie es gewöhnlich geschieht, in verschlossenen Kästen versendet, so zersprengen sie, bei der häufig erfolgenden Selbstentzündung, diese Kästen mit der heftigsten Explosion, und theilen die Flamme allen benachbarten Gegenständen mit. Erst kürzlich sind wieder mehrere Fälle vorgekommen, wo Schiffe, Frachtwagen u. s. w., welche unter den verladenen Gegenständen dergleichen Kästen mit Zündpräparaten nach St. Romer'scher Vorschrift führten, durch die unerwartete Explosion in die dringendste Gefahr gerathen sind; und da jedem Leser dergleichen, wenigstens im Kleinen, widerfahren kann, so haben wir es für unsere Schuldigkeit gehalten, in unseren naturwissenschaftlichen Berichten, deren Haupttendenz Gemeinnützlichkeit ist und immer bleiben soll, darauf aufmerksam zu machen.

Mit dem nämlichen Stempel der Gemeinnützlichkeit sind die interessanten Erörterungen bezeichnet, welche in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 13ten Juli auf Veranlassung des Einsturzes der Hängebrücke über die Durance bei Pertuis stattgefunden haben, und welche also auch vor das Forum unserer Berichte gehören. Bis jezt hat man die Versuche zur Prüfung solcher Brücken auf die Weise angestellt, daß man auf der Brücke Reihen von Leuten postirte, welche sich so lange Steine zureichten, und dieselben auf dem Mittelgange der Brücke gleichmäßig vertheilten, bis das Maximum der Prüfungslast erreicht war. Brach die Brücke aber, wie es im vorliegenden Falle eben geschehen war, während dieses Versuchs selbst zusammen, so blieb das Leben der also darauf beschäftigten Arbeiter bedroht. Um nun diesem Uebelstande zu begegnen, schlägt ein Mitglied vor, mittelst einer großen, jenseits der Brücke aufgestellten Winde einen, mit dem Maximum des Gewichts beladenen Wagen von diesseits hinüber ziehen zu lassen. Wie vollkommen zweckmäßig dieses Auskunftmittel aber auch erscheint, so ward bei der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes von der Akademie doch die Verweisung an eine Kommission beliebt, über deren Gutachten wir seiner Zeit ferner berichten werden.

Anziehender für manche Leser erscheinen vielleicht noch die Versuche, welche man kürzlich zu Paris mit

der Beleuchtung durch tragbares Gas angestellt hat. Diese Versuche fanden am 20sten Juli in einem schönen Hause, in der rue de Courcelles, in Gegenwart des Präfekten der Seine, der Akademiker Arago und Darcet, so wie mehrerer Glieder des Stadt- und Gesundheitsraths Statt. Das Gas war in ausdrücklich dazu verfertigten Gefässen auf Wagen ziemlich weit herbeigeführt worden. Die Entleerung dieser Gefässe in den, im Keller des Hauses aufgestellten Gasometer geschah in wenigen Minuten, ohne daß einer der Umstehenden den mindesten Geruch verspürt hätte; und obgleich dieser Gasbehälter nur einen Raum von sechs Fuß Länge, bei noch etwas geringerer Breite und Höhe, einnimmt, so ist er doch im Stande, zwanzig bis fünf-und-zwanzig Flammen einen ganzen Abend lang zu speisen. Die Leitung des Gases aus dem Behälter bis zu den Oeffnungen für die Flammen geschieht in gewöhnlicher Weise durch Metallröhren; diese Flammen selbst brannten übrigens bei dem Versuche mit stets gleichem Nachdrucke fort, und man bemerkte an ihnen keine der Oscillationen, die sich bei der gewöhnlichen Gasbeleuchtung oft so unangenehm bemerklich machen, und die von der großen Ausdehnung der Röhrenleitung herzurühren scheinen, welche das Gas zu durchlaufen hat. Besonders fiel dies sehr angenehm an einem Kronleuchter mit einem Dutzend Flammen auf, welche, obgleich absichtlich keine Gläser übergestülpt waren, vollkommen unbeweglich blieben, wenn auch die nach dem Garten führende Thür des Saales offen gelassen wurde. — Der vollkommen befriedigende Erfolg dieses schönen Versuches scheint uns sehr wichtig, nur bedauern wir, in der vor uns liegenden Mittheilung keine Kostenberechnung zu finden, aus deren Vergleichung mit den Kosten einer gewöhnlichen Erleuchtung sich die ganze praktische Anwendbarkeit dieser neuen Beleuchtungsmethode erst recht beurtheilen ließe. Hoffentlich kommt es indeß doch noch dahin, daß man das tragbare Gas selbst zum Bedarf einer einzelnen Lampe jeden Abend im Kramladen erkaufen kann.

Deutsche Mährchen und Sagen.

Von Victor Strauß.

Unterthanenliebe.

Der Graf zu Schaumburg-Lippe, Herr Friedrich Christian,
In seiner Wehr zu Rosse kommt er die Straß' heran;
Da tritt ein stiller Bürger aus seinem Haus hervor,
Sieht den gestrengen Herren und birgt sich hinterm Thor.

Der Herr sieht ihn sich bergen und hält und ruft: „Heraus!“
Umsonst; er ruft noch einmal, es regt sich nichts im Haus;
Da rufet er's zum Dritten, und noch bleibt Alles still.
„Nun soll er's doch erfahren, wer hier mir trotzen will!“

Er zieht aus seinem Holster das Schießgewehr und schießt,
Daß heut noch in der Pforte das Loch zu schauen ist.
Fast traf er den Versteckten; der birgt sich länger nicht,
Und stürzt hervor und neigt sich mit bleichem Angesicht.

„Was birgt Er sich?“ ruft jener, die Stirn von Zorn gefurcht.
„Gestrenger Herr, ich sah Euch, da barg ich mich aus Furcht.“
Da sezt der Herr den Sporn ein und fährt ihn donnernd an:
„Man soll mich aber nicht fürchten, man soll mich lieben,
Mann!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, September.

(Beschluß.)

Schillers Denkmal.

Der Aufwand, den Modell, Guß, Transport erfordern, ist so ziemlich abzumessen; allein die Kosten des Platzes, des Fußgestelles u. dgl. sind bis jezt lediglich nicht zu berechnen. Wenn sich indessen die bisher so rege Theilnahme am schönen Werk erhält, so wird der Verein gewiß im Stande seyn, Thorwaldsens geniale Schöpfung in jeder Beziehung würdig auszustatten. Früher, da das Loos des Denkmals unentschieden, noch vor Kurzem, da die Verwirklichung wenigstens weit in Aussicht gestellt war, erschienen alle Besprechungen über den Ort der Aufstellung als ziemlich müßig; jezt aber wird man doch anfangen müssen, sich nach dem geeignetsten Platze umzusehen. Es versteht sich von selbst, daß nur ein Platz in der Stadt, nicht etwa in einem Garten außerhalb derselben, dem Charakter eines solchen Monuments entspricht, und die Wahl wird am Ende nicht schwer fallen. Seit einiger Zeit ist vom Bau eines neuen Theaters am großen Schloßplatz die Rede, und Vielen bot sich der Gedanke dar, Schiller vor die Façade des neuen Schauspielhauses zu stellen. Manche meinten aber — denn auch hier gibt es dramatische Malcontenten, die oft nicht wissen, was sie sagen — wenn ein den Musen geweihtes Gebäude und das Bild eines großen Mannes einander gegenseitig Bedeutung geben sollen, so müsse doch wohl lezteres, wenigstens nach der pars potior, ein Symbol dessen seyn, was im Gebäude vorgehe, und man könne es gar wohl der Nachwelt überlassen, die Statue mit dem Theater in Rapport zu bringen, wenn einmal eine Zeit kommen sollte, wo Schiller vor Thaliens Hause kein Epigramm sey. Doch abgesehen von solchen Grillen, bedachte man nicht, daß der Eindruck des Bildes bei der großen Ausdehnung des Platzes sehr geschwächt werden müßte. Es ist hier aber ein Platz, der nicht nur die größten relativen Vorzüge hat, sondern auch, nach meinem Gefühl, an sich wenig zu wünschen übrig ließe: ein hübsches, mit alten Kastanienalleen im Viereck umgebenes Rasenstück, begrenzt an der einen Seite vom alterthümlichen Schloß unserer Herzoge, an der

zweiten Seite von einem Pavillon des königlichen Schlosses und einem Theil der vormaligen Karlsschule, an der dritten vom Waisenhause. Wem der Platz nicht grossartig genug vorkommt, der denkt nicht daran, daß ein Denkmal der Art, um seine volle Wirkung zu thun, einen Rahmen haben muß, und daß der Platz größer ist, als der Berliner Wilhelmsplatz, der fünf bis sechs Helden beherbergt. Nach meinem Urtheile würden die muthmaßlichen Dimensionen der Statue mit den unmittelbaren Umgebungen im besten Verhältnisse stehen, meines Wissens stände dieser Verwendung des artigen Flecks weder ein früherer Plan, noch sonst eine Schwierigkeit im Wege, und ich bin überzeugt, daß am Ende die Wahl auf diesen Platz fallen wird, der bis jezt noch keinen Namen hat und also, bei seiner neuen Bestimmung, keinen abzulegen braucht.

Bei der raschen, günstigen Entwickelung der Sache wird nun der Verein auch an die Redaktion des Schilleralbums thätige Hand legen. Das Publikum darf sich ein sehr interessantes Buch versprechen; zwar sind, aus den hundert Abhaltungsgründen deutscher Schriftsteller und Künstler, noch manche bedeutende Namen im Rückstand; indessen wird der Verein besondere Aufforderungen erlassen und die Nachzügler geziemend um Beschleunigung ihrer literarischen Beiträge ersuchen, damit die Sache so bald als möglich zum Abschluß komme. Das Werk wird jedenfalls eine Gestalt bekommen, daß sich Keiner, der am Ende darin fehlt, mit etwas Anderem als Nachlässigkeit oder übler Laune wird entschuldigen können, auch wenn er von der Unsterblichkeit der Seele ungleich fester überzeugt seyn sollte, als von der Unsterblichkeit des Namens. H. H.

London, September.

(Fortsetzung.)

Mängel der englischen Justizverfassung.

Ein spezieller Fall dürfte diese Ungerechtigkeit näher erläutern. Einem meiner Freunde wurde eine Anzahl Bücher gestohlen. Da er ein reicher Buchhändler ist, so achtete er den Verlust geringer, als er es wahrscheinlich gethan haben würde, wenn er ein armer Schriftsteller wäre, und obgleich er den Dieb mit ziemlicher Gewißheit errieth, so nahm er sich doch vor, ihn nicht gerichtlich zu verfolgen; warum? weil der Werth der gestohlenen Bücher die Untersuchung vor die Assisen führte, die Assisen an einem von der Wohnung meines Freundes ziemlich entfernten Orte stattfinden, und mein bequemer und ökonomischer Freund vielleicht den Aufwand, jedenfalls die Unbequemlichkeit einer Reise dorthin und eines mehrtägigen Aufenthalts daselbst scheute; ganz abgesehen von dem wirklich wahren Umstande, daß er gerade zur Zeit der Assisen nicht ohne beträchtlichen Schaden sich von seinem Geschäfte entfernen konnte. Inzwischen wurde der Diebstahl, der Argwohn, wer ihn begangen, und zugleich der Vorsatz des Bestohlenen bekannt, das Vergehen ohne Anzeige zu lassen. Was geschah? Jemand, der entweder dem Diebe, oder dem Bestohlenen nicht wohl wollte, oder eine andere Ansicht von der Strenge staats- und weltbürgerlicher Obliegenheiten hatte, als mein Freund, eröffnete ihm in wenigen Zeilen, daß es ihm zwar allerdings frei stehe, den fraglichen Diebstahl der Gerechtigkeit zu unterschlagen und einen Galgenvogel mehr im Lande herumfliegen zu lassen, daß er jedoch, Schreiber der betreffenden Zeilen, seinerseits sich verpflichtet achten werde, ihn deßhalb vor den Assisen in Untersuchung zu bringen. Das war eine um so boshaftere Alternative, da sich derselben auf gute Manier nicht ausweichen ließ, der Gerechtigkeitsfreund von einem, ihm unbestreitbar zustehenden Staatsbürgerrechte Gebrauch zu machen drohte, die öffentliche Stimme in einer Denunciation solcher Art durchaus nichts Tadelnswürdiges finden konnte, und, wenn der Gerechtigkeitsbeförderer Wort hielt, was ihm ganz ähnlich sah, mein Freund schlecht wegkommen mußte. Wollte er also lieber den Dieb als sich bestraft sehen, so mußte er sich zu dem sauren Apfelbisse gerichtlicher Verfolgung entschließen; er that es, der Dieb wurde schuldig befunden und auf sieben Jahre transportirt, mein Freund aber bekam nicht allein — und das hatte er vermuthet — von den ihm gestohlenen und rein verschwundenen Büchern kein einziges zurück, sondern hatte auch einen baaren Kostenaufwand und einen effektiven Schaden von so und so viel Pfund Sterling.

Es würde leicht seyn, im Gebiete der Phantasie einen Fall aufzutreiben, der eindringlicher als der des Buchhändlers die von mir behauptete englische Justizungerechtigkeit belegte, vielleicht einen Fall, der die Nothwendigkeit persönlichen Erscheinens vor den Assisen zum Behuf der Anklage eines dem Staate gefährlichen Menschen zur Veranlassung, und zwar zur vorhergesehenen Veranlassung aller nur erdenklichen Uebel für den gezwungenen Ankläger machte, den Verlust seines Vermögens und die Zerstörung seines häuslichen Friedens zur Folge hätte. Ich will aber nur ruhig und gelassen und der Wahrheit gemäß einen Vorfall erzählen, der auch auf den Beweis meiner Behauptung abzweckt, der in diesen Tagen in diplomatischen Cirkeln besprochen worden ist, Gelegenheit zu gesandtschaftlichen Noten gegeben hat, und in dem gefühlvollen Deutschland um so sicherer auf Theilnahme rechnen kann, da der betreffende Dulder nicht, wie es Anfangs hieß, ein Russe, sondern ein Pole ist. Es geschah nämlich am zweiten September, daß ein polnischer Edelmann, Herr von Tyßkiewicz, ungefähr um ein Uhr Mittags durch die Fleetstraße schlenderte, in der Nähe der Chancerygasse einen raschen Ruck an seiner Tasche fühlte, und fast gleichzeitig von einem Vorübergehenden bedeutet wurde, daß ein Mensch, der eben in raschen Sätzen die Chancerygasse hinabeile, ihn vermuthlich bestohlen habe. Der Pole war nicht langsam, die Tasche zu untersuchen, und entdeckte sogleich, daß seine Börse sammt dem Inhalte von zehn Sovereigns und sechs Schillingen auf und davon war. Sogleich scholl dem verdächtigen Renner der übliche Ruf nach: stop thief! aufgehalten! Das war aber leichter gerufen, als gethan. Der verfolgte Flüchtling verdoppelte seine Eile, stürzte auf die Careystraße zu und brach sich offene Bahn durch das Schwingen eines sogenannten Lebensretters, mit welchem er allerdings sein Leben zu retten suchte, dafür aber das eines Jeden bedrohte, den es etwa gelüstete, den Ruf an ihm zu vollstrecken. Und daß seine Zeichensprache mit seiner Willensmeinung vollkommen übereinstimmte, bewies er nur zu schnell durch die That. Ein junger Mann trat ihm entgegen, wollte ihn fassen und sank von einem furchtbaren Schlage, das Gesicht mit Blut überströmt, besinnungslos zu Boden. Der Verfolgte benuzte die dadurch unter seinen Verfolgern entstehende Verwirrung, schlug rasch eine andere Richtung ein und lief den Schiffhof nach Tempel-Bar hinab. Vergebens; nach einem Kampfe der Verzweiflung mit einem handfesten Fleischhauer und einem riesigen Polizeidiener mußte er sich ergeben; der Lebensretter wurde ihm entwunden, und in der Nähe des Kampfplatzes lag der Geldbeutel, den man ihn hatte wegwerfen sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. September 1835.

— Sieh, da müßig gaffend ich hier stand,
Fühlt' ich der Liebe Macht im Müßiggang,
Und offenherzig nun bekenn' ich dir:
Ich brenne, schmachte, sterbe, Tranio,
Wird mir dies sanfte Mädchen nicht zu Theil.

Shakespeare.
Die gezähmte Keiferin.

Der Freier zweier Tanten.

Eine englische Anekdote, nacherzählt von W. Seyffarth.

Während jezt ein dreifacher Strom von Landaus, Brischkas und Cabriolets nur nach Hydepark und Regentspark fluthet, war vor etwa zwanzig Jahren Kensington-Garten der Tummelplatz der feinen Welt. Zu jener Zeit nun geschah es gegen Ende Junis an einem schönen Sonntage, daß Charles Pritchcraft, damals in der Blüthe des Lebens, ohne Begleitung und ohne Zweck die besuchtesten Theile jenes Gartens durchstreifte und den Grund zu einem Abenteuer legte, das ich erzählen will, weniger wegen der Merkwürdigkeit der Begebenheiten, als weil die damit verknüpften Umstände dem Deutschen ein deutlicheres Bild von mancher Seite des englischen Lebens geben, als eigentliche Abhandlungen.

Pritchcraft, ein emsiger Beschauer der gefeierten Schönheiten des Tages, hatte schon Manches zu bemerken gefunden, als plötzlich seine ganze Aufmerksamkeit von zwei Damen gefesselt wurde, die sich ihm in entgegengesezter Richtung näherten und deren Aeußeres allerdings selbst einem minder achtsamen Beobachter nicht füglich hätte entgehen können. Die Aeltere war von stattlicher Größe, kräftigem Wuchs, und allem Anscheine nach in jenem unnennbaren Alter, welches auf der einen Seite an die Vierzig und auf der andern an die Fünfzig grenzt. Sie trug sich aufrecht, in unbeugsamer Steife, ihr Hut von antik-groteskem Form spizte sich zu wie ein Zuckerhut, und ihr Kleid von schwerem dunkelfarbigen Atlas haßte jede Falte. Gleich einer Duenna, die einen gefährlichen Pflegling zu hüten hat, umschloß sie mit der linken Hand den Arm ihrer jüngern Begleiterin, mit der rechten handhabte sie einen Fächer von ansehnlichem Durchmesser. Von dieser jüngern Begleiterin läßt sich weiter nichts sagen, als daß in ihr mit der Frische des kaum siebzehnjährigen Mädchens sich eine Figur vom reinsten Ebenmaß vereinigte, daß sie in einem einfachen Kleide anspruchlos einherging, und daß die unverkennbare Bescheidenheit ihres ganzen Wesens eine genauere Bekanntschaft mit dem ländlich-stillen, als mit dem künstlichen Leben der Londoner Kreise verrieth. Beim ersten Anblick hatte Charles Pritchcraft entschieden, daß beide Damen Mutter und Tochter, und nur zufällig auf Besuch in der Stadt, ohne Zweifel vom Lande hereingekommen seyen, um etwas von den Freuden der Season zu genießen. Während er so dachte und gleichzeitig mit bewunderndem Auge an dem, ihm näher und näher kommenden Vorbilde weiblicher Lieblichkeit hing, ließ die ältere Dame, in Folge eines im Rücken erhaltenen Stoßes, den lackirten, riesenhaften Fächer fallen, den sie bisher mit so vollendeter Würde getragen hatte.

Welches glückliche Ereigniß! Auch verlor Pritchcraft nicht einen Moment, sein gutes Glück zu nützen; der Fächer wurde aufgerafft und der Eignerin zurückbehändigt mit der zartesten, gewinnendsten Artigkeit. Die Matrone nahm den Beweis stiller Huldigung mit dem Ausdrucke wohlgefälligster Zufriedenheit auf, und belohnte ihn mit einem unnachahmlichen Knicks, in welchem alle Grazie und aller Glanz der alten Zeit sich spiegelte. Wie jedoch Pritchcraft aus der demüthigen Stellung sich erhob, in welche sein ritterlicher Sinn ihn geworfen, begegnete er im Auge der jüngern Dame einem Blicke so voll Muthwillen, daß er eine Sekunde lang ganz verblüfft war.

Obgleich Freund Pritchcraft damals für einen sehr lebendigen und gut erzogenen Menschen von höchstens dreißig und einigen Jahren galt, so war er doch, wie die Welt sich auszudrücken pflegt, merkwürdig häßlich. Volle sechs Fuß hoch und dünn wie ein Taschenmesser, war er zugleich im Besitz einer Nase von furchtbarer Länge, und einer solchen, die man nur einmal gesehen zu haben braucht, um sie nie wieder zu vergessen. Also darf man sich nicht wundern, daß eben erwähntes Zusammentreffen einigermaßen auf die Lachmuskeln des schönen Mädchens wirkte. Charles Pritchcraft hatte aber, gleich Vielen, die ihm ähnlich sehen, nicht die entfernteste Ahnung, daß sein Aeußeres sich irgend unvortheilhaft auszeichne; im Gegentheil, er war mit den ihm von der Natur eingebundenen persönlichen Vorzügen außerordentlich zufrieden. Welchen Eindruck er aber auch gemacht haben mochte, die Damen sezten ruhig ihren Spaziergang fort, und Pritchcraft, dem jeder Vorwand zu fernerer Zudringlichkeit fehlte, der aber von den schönen Augen, die er eben gesehen, tief verwundet worden war, änderte ohne Zögern seine frühere Richtung und folgte unbemerkt der jungen Schönheit und ihrer Begleiterin. Beide nahmen ihren Weg nach dem weit geöffneten Thore, schienen jedoch, als sie daselbst ankamen, von allen Seiten gedrängt und außer Stand, unter dem Schwarm von Livreebedienten den ihrigen heraus zu finden, in großer Verlegenheit. Pritchcraft faßte sich ein Herz und fragte bescheiden, ob er vielleicht auf irgend eine Weise nützlich seyn könne. Die ältere Dame erklärte sich für besonders verpflichtet und antwortete, sie fürchte, ihr Diener, der nicht sehr an London gewöhnt sey, habe irgend ein Versehen begangen, weßhalb sie gern von seinem Erbieten Gebrauch mache, ihren Wagen aufzusuchen. Der glückliche, begeisterte Pritchcraft bot jeder Dame einen Arm; die ältere nahm ihn an, die jüngere dankte sehr artig. Sie mochten ungefähr zwanzig Minuten zusammen gegangen seyn, und Pritchcraft that während dieser Zeit das Aeußerste, sich als den angenehmsten Menschen auf Gottes weiter Welt zu beweisen, da gelangten sie zu dem Wagen, auf dessen fliegender Brücke Joseph, der Diener, in reiner ländlicher Einfalt sanft und fest entschlummert war. Pritchcraft hob die Damen in den Wagen, nicht ohne zu bemerken, daß solcher von hellgelber Farbe und auf dem Schlage mit einem schwarzen Adlerflügel geziert war. Sobald die Damen ihre Pläze genommen, bat die ältere um den Namen des Herrn, dem sie Beide so tief verschuldet seyen, und sezte hinzu, sie sey gewiß, „Doktor Lovegrove werde durch seine Güte sich höchlichst verpflichtet fühlen.“ „Pritchcraft, Ihnen zu dienen, Madame,“ war die unhoffährtige Antwort, welche der Inhaber dieses Namens mit einem tiefen Bückling begleitete. Ein gütiges Lächeln und ein würdevolles Bewegen des freundlichen Fächers wurde ihm von der ältern, eine leichte Kopfneigung von der jungen Dame zu Theil; dann rollte der gelbe Wagen mit den schwarzen Adlern und dem schlaftrunknen Joseph, der jezt aufrecht und fest an den Wagenhaltern hing, durch Wolken von Staub auf Piccadilly zu.

Der Wagen war unserem galanten, nun einsamen Freunde kaum aus den Augen, als ein voller Strom von Gedanken auf ihn einbrach und er, fast unwissentlich den Weg nach Hause nehmend, in einem fort mit halber Stimme vor sich hinmurmelte: „Lovegrove, Lovegrove — ja, ja, das war der Name, und auch das Wappen ein Adler — merkwürdig! — schönes, reizendes Mädchen! ganz gewiß eine Verwandte meines Freundes, Harry Lovegrove — morgen früh muß ich zu ihm.“ — Der Morgen kam und aus seiner Wohnung in Upper-Berkeleystraße stürzte Pritchcraft nach dem Tempel und befand sich bald im Bureau seines alten Universitätsfreundes. Lovegrove prakticirte beim Gerichtshofe und widmete in einem, ungefähr fünfzehn Fuß im Viereck haltenden Zimmer, das schwarz und räucherig genug war, um viel Aehnlichkeit mit einem Kohlenschiffe zu haben, der Fernsicht auf Ruhm und Geld den besten Theil seiner Kräfte. Auch versicherten wirklich alle Rechtsgelehrte, seine Aussichten seyen ganz herrlich, denn er prakticirte erst seit acht Jahren, und schon belief sich seine lezte Jahreseinnahme auf 32 Pfund, keinen Schilling und sechs Pence, während seine lezte Jahresausgabe, Reise- und Bureaukosten eingeschlossen, die mäßige Summe von 350 Pfund Sterling betragen hatte. Pritchcraft seinerseits, der sich dem geistlichen Stand gewidmet, war von der Universität fortgeschickt worden; er hatte dadurch nicht bloß die Gelegenheit, dem geistlichen Stande anzugehören, sondern, was ihm noch ungleich wichtiger zu seyn schien, auch die Gewißheit verloren, eintretenden Falls in einer der fruchtbarsten Grafschaften Englands eine warme, einträgliche Pfründe zu erhalten, und sich daher genöthigt gesehen, bei sehr beschränktem Einkommen zu der großen Klasse von Menschen überzutreten,

welche in London wegen ihrer vielen nützlichen und angenehmen Eigenschaften allgemein geschätzt und allgemein unter dem Namen der Pflastertreter bekannt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

Dritter Abschnitt.

Wir sind am Schluß des vorigen Briefs beim Nachtlager auf den Grands-mulets stehen geblieben.

Die Führer waren mit ihren Zubereitungen für die Nacht fertig. Zur Lagerstätte diente uns ein Raum, etwa zehn bis zwölf Fuß lang und vier breit, im Osten durch eine Felsenspitze geschützt und in großer Höhe über dem Gletscher schwebend. Am Rand dieses ebenen Raumes liegen einige große Steine und bilden fast eine Schutzwand. Auf sie legten wir ein halbes Dutzend Stöcke, deren anderes Ende auf dem Felsen auflag. Darüber her wurde ein großes Tuch gebreitet, und dies bildete das Zelt, unter dem unser kleines Häuflein schlief, Einer nahe bei dem Andern, um uns dadurch vor der Kälte zu schützen. Eine gemeinschaftliche Decke hüllte uns alle ein. Nur zwei Guiden fanden unter dem Zelte nicht Raum, sie suchten daher Schutz in der Höhlung eines nahen Felsen. Vor der Oeffnung unsers Zelts brannte ein Feuer, so gut wir es mit unserem geringen Holzvorrath unterhalten konnten; seine flackernde Flamme erleuchtete den Schnee und den schwarzen Felsen, an den wir uns lehnten. Um uns herum lagen einige Ueberbleibsel unseres Mahls, und in einer Ecke standen unsere noch übrigen Weinflaschen in zusammengetragenem Schnee. Bald aber wurde das Feuer immer kleiner und düsterer, die zusammengeschobenen Feuerbrände warfen nur noch einen röthlichen Schein auf die nächsten Gegenstände. In diesem Augenblick war Alles ganz still auf dem Berg und unserem Felsen, ja es war, als seyen wir in einer unendlichen, grenzenlosen Einsamkeit verloren.

Es läßt sich leicht denken, daß ich nur wenig schlief. Ich war in einer sehr unbequemen Lage, gezwängt zwischen zwei Führer, die mir kaum Freiheit zum Athmen ließen. Der Schlaf kam mir um so weniger, als ich oft durch die Lawinen, diesen Donner der Gebirge, aus halbem Schlummer aufgeschreckt wurde. In der Stille der Nacht, wenn die ganze Natur völlig erstorben scheint, wenn auch nicht das geringste Geräusch hörbar ist, gibt es nichts Erhabeneres, als das Krachen und Donnern der Lawinen. Es machte mir ein besonderes Vergnügen, auf sie zu hören und in Gedanken ihrem Sturm- und Riesengang zu folgen. Ich maß und berechnete den Raum, den sie durcheilten, nach ihrer größern und geringern Schnelligkeit. Es ist ein furchtbar erhabenes Toben, das nach und nach immer schwächer wird und sich endlich in ein dumpfes Geräusch auflöst. Jedesmal, wenn eine Lawine ging, fragte ich einen meiner Führer nach ihrer Richtung, ob es in der Gegend sey, die wir nun durchziehen mußten, und ob sie uns ein Hinderniß für morgen werden könne? Die Guides waren manchmal selbst ergriffen und hörten den Lawinen, wie einer Geisterstimme, aufmerksam zu, bis sie sich in der Ferne verloren. Wie ein unerschrockener Guerillas oder Parteigänger, den zahlreiche Feinde laut schreiend umgeben, das Ohr spitzt, den Zeigefinger sinnend auf den Mund legt, die Augen nicht von der Erde wegwendet und eine Hand auf sein treues Gewehr stützt, um so auf die Bewegungen des Feindes zu horchen, wie er am Ende keck und fest den Kopf erhebt und kalten Blutes sagt: ich weiß, dort muß ich vorüber: so auch der kühne Gebirgsmann; mit ganz eigenem, scharfen Sinn studirt er alle Umstände und den furchtbaren Gang der Lawinen; in Gedanken folgt er ihnen und sagt dann ruhig: diese kam von der Aiguille du Midi.

Gegen Morgen fielen mehr Lawinen, als in der Nacht. Vom Brinvagletscher gingen mehrere nach Courmayeur hinab, die unendlich lang dauerten, eben so die von der Aiguille du Géant und dem Mont-Maudit. Die Lawinen vom Dôme du Gouté konnten uns noch mehr für unsere Reise am folgenden Morgen beunruhigen; die von der Aiguille du Midi gingen links nieder und schienen bis zu uns zu dringen. Erst gegen Sonnenaufgang, wenn die Kälte am stärksten ist, werden die Gletscher still. Dann drängt sich der Schnee zusammen, und was in der Tageswärme weich geworden, friert wieder. Zu dieser Zeit hat auch die Reise in den Gletschern weniger Gefahr. Meine Führer schienen aber gar nicht geneigt, früh aufzubrechen, was doch durchaus nöthig war; denn in dieser Jahreszeit waren die Tage schon so kurz, daß kein Augenblick verloren werden durfte. Nur sehr langsam erhoben sie sich von ihrem harten Lager, und erst nach einem guten Frühstück von gebratenem Geflügel und Wein, der in der Nacht gefroren war, sezten wir uns gegen sechs Uhr Morgens in Marsch.

Im Thal war es noch tiefe Nacht, auf unserer Höhe aber sahen wir schon genug, um die Richtung und den Weg erkennen zu können. Es mochten ungefähr 6 — 7° R. Kälte seyn; doch vermag ich es nicht genau zu bestimmen, da mein Thermometer zerbrochen war. Dies war mir zwar sehr fatal und ärgerlich, ich meinte aber doch, es habe dieser Verlust bei mir weniger auf sich, als wenn er Saussure begegnet wäre. Ich zweifle indessen doch, ob Wein bei einem so geringen Kältegrad

gefrieren kann, wenn er auch so schwach ist, wie der unsrige. Dazu mag freilich die auf dieser Höhe sehr verdünnte Luft beigetragen haben. Beim Herabsteigen von dem Felsen kamen wir an den Trümmern der Hütte vorüber, die Saussure errichten ließ, der auch eine Nacht auf den Grands-mulets zugebracht hatte. Es sind die Reste von vier Mauern, ungefähr noch zwei Fuß hoch, sieben bis acht Fuß lang und fünf bis sechs breit. Sie waren größtentheils von Schnee bedeckt, und wenn man ihn wegkehrte, könnte man da noch recht gut sein Nachtquartier aufschlagen, würde aber da wohl nicht so gegen Lawinen gesichert seyn, wie auf dem kleinen Felsenplateau, wo wir kampirt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Fortsetzung.)

Mängel der englischen Justizverfassung.

Der Dieb wurde vor die Magistratsperson, Master Halls, geführt; der Pole stellte seine Anklage, mehrere Zeugen bestätigten ihre Wahrheit, der Lebensretter und die Börse lagen als corpora delictorum vor, und zum Unglück für den Ergriffenen erkannte man in ihm ein anrüchiges Mitglied der saubern Diebsgesellschaft, die in London the swell-mob heißt, aus oft sehr anständig gekleideten Beutelschneidern besteht, ihren Namen daher hat, daß Volksaufläufe, die sie deßhalb selbst erregen, ihre einträglichsten Fischereien sind, und eine große Menge fingerfertiger Mitglieder zählt. Auf die Frage des Richters an den Dieb, was er gegen die wider ihn erhobene Anklage und die verhörten Zeugen einzuwenden habe, verharrte er schweigend, und wurde also zu voller Untersuchung in der nächsten, den 21sten September beginnenden Sitzung des Central-criminal-Court verurtheilt, und demgemäß zu sicherer Verwahrung abgeführt. Sobald das geschehen und der Beutel sammt goldenem und silbernem Inhalt dem Herrn von Tyßkiewicz behändigt worden war, öffnete dieser eben den Mund, wahrscheinlich, um sich für die Schnelligkeit einer Justiz zu bedanken, von welcher er aus Polen keinen lebhaften Eindruck mit nach England gebracht hatte, als Master Halls ihn durch die Bemerkung unterbrach, er habe nun zu versprechen, daß er zu der angegebenen Zeit als Ankläger des Gefangenen vor dem genannten Gerichtshofe erscheinen wolle, und habe deßhalb —. Herr von Tyßkiewicz fiel hier dem Richter mit der Versicherung in's Wort, daß er das nicht versprechen könne, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil er schlechterdings übermorgen England verlassen und nach Rußland reisen müsse. Mr. Halls entgegnete, das sey ihm außerordentlich leid, er könne aber Herrn von Tyßkiewicz die Abreise nicht gestatten, indem er zum Behuf der Anklage des Gefangenen durchaus anwesend seyn müsse. „Ihre Abwesenheit,“ sagte er, „würde die Freisprechung des Gefangenen zur Folge haben. Sie werden mir jedoch zugeben, daß ein Mensch wie dieser, der die Verwegenheit besaß, am hellen Tage und auf einer volkreichen Straße einen solchen Diebstahl zu begehen, der eine lebensgefährliche Waffe zu seiner Vertheidigung führte und einen blutigen Gebrauch davon gemacht hat, daß dieser nur dann frei seyn darf, wenn die Geschwornen ihn frei sprechen. Ich erfülle daher eine Pflicht, die ich meinen Mitbürgern und dem Publikum schuldig bin, wenn ich, wie hiemit geschieht, Ihnen als Garantie Ihres persönlichen Erscheinens die Summe von vierzig Pfund Sterling, und da Sie Ihren Entschluß, England zu verlassen, selbst versichert haben, noch außerdem zwei genügende Bürgen, jeden für den Betrag von zwanzig Pfund Sterling, abfordere.“ — Der Pole antwortete hierauf, er müsse gegen solches Ansinnen und gegen so ungerechtes Verfahren feierlich protestiren, sein verlängerter Aufenthalt in London würde natürlich seine spätere Ankunft in Rußland, dies aber eine sehr schwere Strafe für ihn zur Folge haben, und er werde deßhalb ungesäumt seine Beschwerde beim russischen Botschafter anbringen und dieser „die Sache zurecht setzen“ Mr. Halls bedauerte abermals, daß das Gesagte seinen Ausspruch nicht ändern könne. „Ich zweifle nicht,“ sagte er, „daß Ihr verlängerter Aufenthalt in England Sie einigen Unannehmlichkeiten in Rußland aussezt; doch vermag ich das eben so wenig zu hindern, als weder ich, noch der russische Botschafter den Lauf des englischen Rechts zu ändern vermögen. Entweder Sie leisten die geforderte Sicherheit, oder ich sehe mich, wiewohl ungern, gezwungen, Sie festzunehmen.“ — „Unerhört!“ rief der polnische Edelmann; „das einem Unterthan des russischen Kaisers! Ich kann und will die Sicherheit nicht leisten.“ — „So habe ich nichts weiter zu sagen,“ versezte der Richter, und winkte einem Diener der Themis, dessen ausdrucksvolle Geberde den Polen bewog, ihm ohne Widerstand zu folgen. Nicht lange aber, so traten Beide wieder ein, der Diener mit der Meldung, daß der polnische Herr sich sehr ungebührlich benehme, daß er Gewalt versucht, sich zu befreien, daß er wüthend geschimpft, der polnische Herr hingegen mit lauten Betheuerungen, daß seine Behandlung ein himmelschreiendes Unrecht, und England das Land sey, vor dessen Justiz der Himmel jeden Menschen bewahren möge. Kaltblütig, wie das die englischen Friedensrichter fast alle sind, ließ Mr. Halls den Polen sich erschöpfen und sagte dann: „Ich wiederhole, daß ich herzlich die Nothwendigkeit bedauere, welche mich zum Ergreifen einer harten Maßregel gegen Sie zwingt. Ich bedauere das um so mehr, da Sie ein Ausländer sind, als solcher Ansprüche auf die englische Gastfreundschaft haben, und als solcher wahrscheinlich die dringende Nothwendigkeit des vorliegenden Falls nicht einzusehen vermögen. Allein was ich als Mensch fühle, darf keinen Einfluß auf die Pflicht meines Amtes üben, und was seit Ihrer Festnehmung geschehen ist, nöthigt mich, den Betrag der geforderten Bürgschaften zu erhöhen. Entweder also, Sie leisten eine Gewähr von einhundert Pfund Sterling und stellen außerdem zwei Hausbesitzer als Bürgen, jeden für fünfzig Pfund, dieser sämmtlichen Summen verlustig, wenn Sie nicht den 21sten des laufenden Monats als Ankläger vor dem betreffenden Gerichtshofe erscheinen, oder Sie bleiben bis dahin im Gefängniß.“ — Unter vielfachen, in englischer und polnischer Sprache ausgestoßenen Verwünschungen wurde Herr von Tyßkiewicz in Verwahrung genommen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. September 1835.

Nun schon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühsam den Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!
Goethe.

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Auf der andern Seite des Felsen mußten wir wieder auf den Taconnazgletscher einlenken und noch einige Zeit darauf gehen. Die Schwierigkeiten waren wieder wie am gestrigen Tage, indessen war die Unordnung doch nicht so groß, der Schlünde waren weniger, die Abhänge dagegen steiler und länger. Seit einem Monat hatte es nicht geschneit, daher fanden wir noch die Fußstapfen derer, die zuletzt auf dem Montblanc gewesen waren, und sie konnten uns leiten. Sie kamen von der Ascension des Dr. Barry, die vor vier-und-zwanzig Tagen, d. h. am 16ten September Statt gehabt hatte. Diese Spuren waren eine lange Reihe im Zickzack, und man hätte schwören sollen, sie kommen nur von einem einzigen Menschen. Wir folgten dieser Spur, so lange sie sich zeigte, denn da, wo wir vom Taconnazgletscher die Petites-Montées hinanstiegen, hörten sie auf; die Fußstapfen waren mit Schnee ausgefüllt, den der Wind von oben herabgetrieben hatte.

Diese Petites-Montées heißen ganz uneigentlich eine Schneemauer, denn sie sind nur eine steile Abdachung von etwa 65°, die wir freilich nur mit vieler Mühe ersteigen konnten. Wir brauchten dazu drei Viertelstunden, mußten aber dabei mehrmals inne halten und ausruhen, denn die Verdünnung der Luft ward immer fühlbarer. Die Führer riethen mir, das Gesicht nach dem Thal zu wenden, wodurch mir wirklich das Athmen leichter wurde. In perpendikulärer Linie sind die Petites-Montées 400' hoch. Oben liegt das Petit-Plateau, und hier hatten wir auf einmal keine der Schwierigkeiten von gestern, keine Schlünde, keine Eismauern mehr. Erstere werden wenigstens sehr selten, aber so breit und lang, daß man nur durch Brücken über sie gelangen konnte. Wir trafen bald auf eine solche; sie war von einer Lawine übrig geblieben, die sich hier in den Schlund gestürzt und darin ihr Ende gefunden hatte; vielleicht bestand sie auch aus zusammengefrornem Schnee, der vom Winde hier aufgehäuft war. Den Führern schien er nicht sicher, deßwegen gingen sie nur mit großer Vorsicht darauf. Der vorderste Guide schritt langsam vorwärts, und vor jedem Schritt untersuchte er mit seinem langen Stock die Festigkeit der Brücke. Dabei war ihm ein Strick um den Leib gebunden, damit er, wenn die Brücke mit ihm einstürzte, zurückgehalten werden konnte. So kam einer nach dem andern hinüber. Dieses Petit-Plateau wäre bei uns in Frankreich eine ansehnliche Berghalde, denn man braucht eine halbe Stunde, um hinüber zu kommen.

Nach dem Petit-Plateau kommen die Grandes-Montées, die auf das Grand-Plateau führen. Sie haben

eine Neigung von ungefähr 70°, man könnte sie daher eher Mauer nennen, als die vorige Anhöhe. Wir brauchten über eine Stunde, um hinauf zu gelangen, wiewohl sie nur 300′ hoch sind, also 100′ weniger als die Petites-Montées. Da wir schon seit geraumer Zeit keine Spur mehr hatten, so ward es dem vordersten Guide sehr schwer, im Schnee fortzuschreiten, um uns einen Weg zu machen, er mußte sich daher oft ablösen lassen. Endlich kamen wir auf das Grand-Plateau, den zweiten Ruhepunkt unserer Ascension. Seit den Grands-Mulets waren wir vier Stunden gegangen. Es war eilf Uhr Morgens.

Wir gingen jezt über eine wirkliche Ebene, und doch empfanden wir mehr Müdigkeit und eine sehr starke Kälte. Ein heftiger Wind erstarrte uns das Gesicht und hinderte uns an Errichtung eines Zelts auf unsern Stöcken. Auf dem Gipfel des Bergs zeigten sich kleine Schneewolken wie Staub, den der Ostwind uns entgegen trieb. Als die Führer dies sahen, wurden sie Alle stumm vor Unruhe; sie fürchteten, wir möchten nicht bis auf des Montblancs Spitze gelangen können. Der Guidechef trieb uns selbst zur Eile an und sagte dann mit etwas bedenklichem Gesicht: „wir wollen bis um vier Uhr gehen, also unser Mögliches thun.“ Diese kurzen Worte erschreckten mich nicht wenig, denn sie bewiesen mir, daß das Nichtgelingen unserer Ascension gar nicht unwahrscheinlich war. Allerdings sind die unten ganz dünn scheinenden, kräuselnden Wolken oben die Vorboten heftigen Orkans. Davon nur ein Beispiel. Napoleon hatte den Gedanken, ein großes eisernes Kreuz auf dem Montblanc aufstellen zu lassen. Man traf dazu eine Menge Vorbereitungen und Vorsichtsmaßregeln. Es fand sich glücklicherweise eine Stelle, wo der Schnee nicht sehr tief war und man auf den Granit dringen konnte. In diesen ward ein tiefes Loch gemeißelt, in dieses der Stamm des Kreuzes eingesezt, sorgsam vernietet, verklammert und mit Blei ausgegossen. Endlich stand das Kreuz und nahm sich als Symbol des Christenthums auf dem höchsten Punkt Europas recht gut aus. Nach wenigen Stunden stand es aber schon nicht mehr, denn der Sturm hatte es umgerissen und weit weggeschleudert.

Soviel war gewiß, mit unserer ferneren Ascension sah es mißlich aus. Der uns entgegen gehende Wind konnte uns oben ein unübersteigliches Hinderniß werden, schon jezt war's manchmal ein tüchtiger Sturm, gegen den ich mich nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochte. Dessen ungeachtet sezten wir uns auf den Schnee und frühstückten mit gutem Appetit, zwei oder drei Führer ausgenommen, die sich schon schwach fühlten. Wir mußten aber bald wieder aufbrechen, denn sonst wären wir auf der Stelle erfroren; von nun an gingen wir ganz still und vorsichtig, denn auf einem Theil des Grand-Plateau sind die Lawinen sehr zu fürchten. Wir mußten über die Trümmerspuren von zweien, und die Führer zeigten mir von weitem den Ort, wo 1820 bei der Ascension des Dr. Hamel drei Guides von einer Lawine verschüttet worden waren. Es war gewiß hier nicht der Ort, Julien Desvouassons, der damals dabei war, über die nähern Umstände dieses furchtbaren Ereignisses zu fragen; ich verschob es auf den Abend. Zu jener Zeit ging man einen andern Weg, er war etwas näher, aber sehr gefährlich, denn eine gute Zeit lang schwebte man wirklich in der größten Gefahr vor den Lawinen. Einige Zeit nach jenem Unglück suchten die Führer einen andern Weg auf den Montblanc, und fanden auch glücklich einen; es ist der, welchen wir gingen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Freier zweier Tanten.

(Fortsetzung.)

Die üblichen Begrüßungsformeln waren zwischen den beiden Freunden kaum ausgetauscht, als Pritchcraft sich stürmisch in die Erzählung aller Einzelnheiten seines lezten Abenteuers ergoß, heftige Deklamationen in Betreff der plözlichen Zuneigung einmischte, welche seinen Kopf, sein Herz, sein ganzes Wesen für die liebenswürdige Jungfrau erfülle, und schließlich seinen Freund beschwor, ihn bei ihr einzuführen, sintemal er unbezweifelt mit ihr verwandt sey. Lovegrove bestätigte zuvörderst die Vermuthung seiner Verwandtschaft mit den in Frage befangenen Damen, eröffnete dann Pritchcraft, daß Dr. Lovegrove sein Oheim von väterlicher Seite und Pfarrer des großen, in der Nähe eines fashionabeln Badeorts an der südlichen Küste gelegenen Kirchspiels Alderton sey, und fügte hinzu, die Damen seyen diesen Morgen wieder nach Hause abgereist, sie haben ihm gestern nicht bloß das Rencontre im Garten mitgetheilt, sondern es auch herzlich bedauert, den Namen des Herrn, der ihnen so viele Artigkeit erzeigt, rein vergessen zu haben. Eins jedoch verschwieg Lovegrove, die Beschreibung, welche seine junge Verwandte von dem artigen Herrn gegeben, der, ihrem Ausdrucke zufolge, einem ungeschickten Langbein mit einem Storchschnabel statt der Nase sehr ähnlich sehe. Unter manchem Seufzer bejammerte Pritchcraft sein Unglück, und endigte seine schmerzlichen Klagen mit einer immer neuen und immer glühenderen Schilderung der tausend Reize der liebenswürdigen Tochter aus dem Hause Lovegrove, und nebenbei mit einem launigen Gemälde von dem Zuckerhute und der atlasnen Robe der stattlichen Matrone, zur

großen Belustigung des Rechtsgelehrten. „Meine Tante Lovegrove, wie sie leibt und lebt!“ lachte dieser; „doch nicht zu vergessen, daß sie ein Vermögen von zwanzigtausend Pfund hat, ganz unabhängig von meinem Oheim, dem Doktor.“ — „Sprich mir nicht von schlechtem Gelde, ich dürfte nur nach näherer Bekanntschaft mit dieser Göttin der Lieblichkeit und Unschuld,“ versezte Pritchcraft, innerlich gar nicht unzufrieden, daß so hübsches Vermögen in der Familie sey. „Schlechtes Geld? nichts dergleichen!“ rief Harry Lovegrove; „reines, gutes Geld in dreiprocentigen Konsols. Als wahrer Freund rathe ich Dir, vernachlässige meine Tante Lovegrove nicht.“ — „Aber um nichts in der Welt, liebster, bester Freund,“ erwiderte Pritchcraft, „möchte ich Dir in's Gehege kommen. Bei solchen Aussichten auf Reichthum und Seligkeit fühlst Du vielleicht selbst ein gewisses Attachement an Deine junge Verwandte — laß uns ehrlich gegen einander seyn.“ — „Sey ganz ruhig, liebster Pritchcraft,“ sagte der Andere, „ich hatte nie die Absicht, mich mit diesem Theile meiner Familie enger zu verbinden. Versuche keck Dein Glück; bedenke die zwanzigtausend Pfund, und sieh, ich wette zweihundert Pfund, daß, ehe vier Wochen vorüber sind, Du meiner Tante Lovegrove zwei Heirathsanträge gemacht hast.“ — „Possen!“ entgegnete Pritchcraft; „Deiner Tante Lovegrove —“ — „N'importe,“ versezte Harry; „ich halte Dir die Wette: einhundert Pfund für jeden Heirathsantrag; willst Du, oder willst Du nicht?“ — „Nun gut,“ erklärte Pritchcraft; „es klingt freilich wie ein Spaß; indessen da Du, was weltliche Angelegenheiten anlangt, um Vieles besser daran bist, als ich, und vielleicht aus Mitleid Lust hast, mir auf anständige Manier eine Banknote von zweihundert Pfund zu schenken, so nehme ich die Wette an.“ — „Abgethan!“ rief der Andere, ergriff Papier und Feder und zeichnete sofort das Nähere der Wette auf.

Da Pritchcraft ein völlig müßiger Mensch war, den weder Beruf, noch Geschäft, ja nicht einmal eine Einladung in London festhielt, so theilte er seinem Freunde den schnell entworfenen Plan mit, ohne Zeitverlust nach dem Badeorte zu reisen, in dessen Nähe seine Hochwürden, Herr Dr. Lovegrove wohnte. Harry billigte den Entschluß, gab ihm ein kurzes Empfehlungsschreiben an seinen Oheim und bemerkte zugleich, daß seit Kurzem ein herrlicher Eilwagen dorthin gehe. Auf Pritchcrafts Bitte notirte er ihm auf die Rückseite einer Karte das Bureau, die Straße u. s. w., und begleitet von seines Freundes herzlichsten Wünschen eines glücklichen Erfolgs, eilte jener vergnügt wie ein Gott davon.

Welch warmer und enthusiastischer Verehrer weiblicher Schönheit Pritchcraft auch immer gewesen und noch war, und wie sehr er sich auch von der liebenswürdigen Spaziergängerin in Kensington-Garten wirklich bezaubert glaubte, geläugnet kann doch nicht werden, daß der Eifer, mit welchem er jezt seinen Plan verfolgte, durch die Aussicht auf die so glückliche Vereinigung von Reichthum mit persönlichen Reizen einigermaßen erhöht wurde. Pritchcraft war in derartigen Fällen ein schneller Rechner, ein sanguinischer Spekulant; er hatte, wie früher angedeutet, von sich, seiner Person, seiner Liebenswürdigkeit und seinen Talenten eine durchaus gute Meinung. Die Natur ist gerecht in allen ihren Werken; es ist wahr, sie hatte unserm Helden die Vorzüge eines einnehmenden Aeußern versagt, aber sie hatte ihm dafür die Fähigkeit verliehen, in dieser Beziehung ganz verschieden von andern Menschen zu urtheilen. Nächstdem besaß Charles Pritchcraft, sobald er es einmal auf etwas abgesehen hatte, einen hohen Grad von Ausdauer und Selbstbeherrschung — Manche nannten es Unverschämtheit — und schon lange hatte er sich nach einer schönen und zierlichen Frau umgesehen, deren Verbindung mit Ackerland, Hutung oder Holzboden, mit Kohlen-, Zinn- oder Bleigruben, mit Kanalactien, mit grönländischen oder Südseewallfischfahrern, mit Lachsfischereien, mit abgelösten Zehnten, mit vier oder dreiprocentigen Konsols, mit reduzirten, langen oder kurzen Leibrenten, oder selbst mit Pacht- und Grundzinsen seinen Entschluß rechtfertigen könnte, sie dafür mit dem ausgezeichneten und beneidenswerthen Namen Pritchcraft zu beschenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Beschluß.)

Mängel der englischen Justizverfassung.

Ich begriff die Aufregung des Polen, ich war überzeugt, daß es im englischen Rechte einen Ausweg geben müsse, solch offenbares Unrecht zu umgehen, einen Ausweg, der meines Erachtens sich hier sehr leicht darin finden ließ, wenn der Bestohlene seine Anzeige eidlich bekräftigte und darüber ein Protokoll niedergeschrieben würde, zweifelte überdies keinen Augenblick, daß, wofern ein derartiger Ausweg möglich sey, bald ein Berufener oder Unberufener auftreten werde, ihn der unwissenden Magistratsperson zu zeigen. Ich erkundigte mich am folgenden Tage, ob Herr von Tyßkiewicz noch in Verhaft sey, und erhielt bejahende Antwort. Während ich hierauf andern polizeilichen Verhandlungen zuhörte, erschien Lord Dudley Stuart und stellte, zu meiner großen Freude, an den Herrn Friedensrichter dieselbe Frage, die ich bescheidentlich an den Herrn Gerichtsdiener gestellt hatte. Die Antwort war zwar dieselbe, der Unterschied aber zwischen Lord Stuart und mir der, daß ich mit der empfangenen Auskunft mich begnügt hatte, er hingegen dem Friedensrichter weiter bemerkte, daß die Anführungen des Herrn von Tyßkiewicz in Betreff der Nothwendigkeit seiner Abreise in der Wahrheit beruhten, daß er allerdings mit Erlaubniß der russischen Regierung in England sey, jedoch wenigstens

nach Sibirien auf den Zobelfang geschickt werden würde, sollte er über seinen Urlaub ausbleiben, daß der russische Gesandte sich auf diplomatischem Wege für ihn verwenden wolle, und vielleicht hier unter den eigenthümlichen Umständen eine schriftliche und beschworene Aussage sein persönliches Erscheinen vor dem Gerichtshofe vertreten könne. Ich lächelte, weil der Lord meine Ansicht theilte, auch der Friedensrichter lächelte, doch aus einem andern Grunde; denn er sagte, das gehe nicht, weil es wider den Buchstaben des Gesetzes sey, welches ausdrücklich und schlechterdings verordne, daß in der Untersuchung wider den Angeklagten der Kläger persönlich Zeugniß gebe, unterbleibenden Falles der Angeklagte von der Untersuchung entbunden und losgezählt werden müsse, und fügte dann hinzu, die weiter einschlagenden Umstände seyen so beschaffen, daß kein Friedensrichter in England die durch die Abweichung vom Gesetze ihn nothwendig treffende Verantwortlichkeit über sich nehmen könne. Also bat Lord Stuart um Verzeihung, behelligt zu haben, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß der Dieb dem Polen weniger Schaden gebracht, als das den Dieb bestrafende Gesetz, und daß der Bestohlene kläger gehandelt haben würde, den Dieb unverfolgt und die Börse im Stiche zu lassen, als Beides den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Das aber, sollte ich meinen, ist ein Gedanke, der von einer guten Justizverfassung nicht angeregt werden darf. Uebrigens haben die diplomatischen Bemühungen des russischen Gesandten keinen andern Erfolg gehabt, als daß Herr von Tyszkiewicz in Arrest geblieben ist und bleiben soll.

Ich erwähnte, daß ich nach meiner Erkundigung in Betreff des polnischen Edelmanns andern polizeilichen Verhandlungen zugehört habe, und muß allen Fremden, die London besuchen, wenn sie den englischen Charakter kennen lernen und sich bisweilen besser amüsiren wollen, als meist in den Theatern, den Rath geben, ihre überflüssige Zeit lieber in den friedensrichterlichen Büreaus, als in den Schauspielhäusern zuzubringen. Es ist kaum zu glauben, welch mannichfache Scenen man da erlebt, Scenen, die zwar oft dem Herzen wehe thun, oft aber auch die Ueberzeugung gewähren, daß unter den zerlumptesten Kitteln die edelsten Herzen schlagen. Am häufigsten sind freilich die Fälle feiner und grober Diebereien; aber auch diese sind nicht ohne Interesse und ohne Nutzen. Wenn man anfängt, auf das ganze Menschengeschlecht zu zürnen und Alle, die ihm angehören, für abgefeimte Betrüger zu halten, wird man schnell eines andern und bessern Glaubens, wenn man Menschen sieht, die schon eine Reihe von Jahren das Leben durchzogen und dabei das Vertrauen zu ihren Brüdern sich so rein erhalten haben, daß sie Kinder an Gemüth und Herz sind. Freilich sind es dann oft sie, denen flinke Hände und listige Köpfe die Taschen leeren; aber gerade die Leichtigkeit, mit welcher sie sich betrügen lassen, gibt deutlich Zeugniß, daß sie lange gelebt haben, ehe sie einem Betrüger begegneten. Wer sollte z. B. glauben, daß ein alter Seekapitän von einem Pferdehändler sich so anführen lassen könnte, wie ein solcher kürzlich vor einem Friedensrichter sich als angeführt erwies! Der Seekapitän erzählte, er habe vor wenigen Tagen ein Pferd in den Zeitungen zum Verkauf gestellt gefunden, das alle nur immer denkbaren guten Eigenschaften besitzen sollte. „Die Beschreibung gefiel mir dergestalt,“ sagte er, „daß ich hinging, mir das Pferd anzusehen. Es stand in der Nähe von Haymarket, und dort wurde ich an einen Mann gewiesen, der sich Eigenthümer des fraglichen Pferdes nannte und mir es vorzeigte. Allem Anscheine nach — denn ich bin kein sonderlicher Kenner von Pferdefleisch — besaß das Thier alle Tugenden, die sein Herr von ihm rühmte, und er sah dabei so ehrlich aus, daß ich mich geschämt haben würde, an seinen Worten zu zweifeln. Da er indessen darauf bestand, daß ich bei einem benachbarten Kaufmanne mich nach seiner Respektabilität erkundigen sollte, so ging ich zu diesem und erfuhr, daß der Pferdehändler ein ausgezeichnet ehrlicher Mann sey, der um keinen Preis in der Welt Jemand beim Kauf eines Pferdes betrügen werde. Also kehrte ich in den Stall zurück, fragte, was das Pferd kosten solle, hörte, fünfzig Guineen, und erbot mich, sie zu bezahlen, wenn ich vorher das Pferd probiren dürfe, denn Vorsicht kann doch am Ende nicht schaden. Gegen das Probiren hatte der Eigenthümer Anfangs sein Bedenken; nach einiger Zeit sagte er jedoch: „Nun, wissen Sie was? das soll kein Hinderniß seyn; Sie erlegen den geforderten Betrag und nehmen dafür das Pferd; gefällt es Ihnen nicht, gut, so ist nichts leichter in der Welt, als daß Sie mir das Pferd wiederbringen und ich Ihnen Ihr Geld zurückgebe.“ Dagegen konnte der vorsichtigste Mensch nichts einwenden, und ich bezahlte die zweiundfünfzig Pfund und zehn Schillinge und nahm das Pferd mit. Nicht lange, so kam mir Manches verdächtig vor; ich ließ das Pferd von einem Roßarzte untersuchen, und erfuhr von diesem, daß mein Pferd kein gesundes Haar am ganzen Leibe und keinen guten Knochen in allen vier Beinen habe. Demgemäß ging ich zu dem ehrlichen Manne, dem Roßkamme, und bat mir mein Geld aus. Der aber lachte mir in's Gesicht und sagte — es sind seine eigenen Worte — ich solle mit dem Pferde zum Teufel reiten und den Hals brechen, so viel ich Lust hätte.“ — Nach dieser einfachen Erzählung bat der Kapitän den Friedensrichter, ihm von seinem Pferde und zu seinem Gelde zu verhelfen, erhielt jedoch den Bescheid, daß er zwar unbezweifelt betrogen sey, das aber im Wege einer Civilklage an- und ausführen müsse. W. S.

Auflösung des Räthsels in Nr. 225:

Die Regungslosen sind,
O Leser, Stahl und Stein;
Ein Schüler schlägt damit
Dem Zunder Leben ein.

Am Zunder zündet er
Das Schwefelhölzchen dann,
Und mit dem Schwefel sich
Das todte Licht nun an.

Der Schüler dann studirt,
Ihm leuchtet gern das Licht,
Und todt ist Cicero
Schon lang, der mit ihm spricht.

Räthsel.

Nach Catone d'Utica Lucchese.
(Entnommt, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts.)

Die Mutter Erde hat mich geboren.
Das Feuer hat mich lebendig gemacht,
Im Wasser hab' ich das Leben verloren,
Drauf hat man mich schnell an die Luft gebracht;
Nun bin ich verwandelt in harten Stein:
Wer mag ich seyn? J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. September 1835.

Gremio. — Ei! ei! Ihr macht verzweifelt schnell voran.
Petruccio. — Verzeiht, Signor, ich wär' gern bald im Reinen.

Shakespeare.
Die gezähmte Keiferin.

Der Freier zweier Tanten.

(Fortsetzung.)

Vielfach waren Pritchcrafts Versuche, zahlreich seine Bemühungen gewesen, ein so löbliches Ziel zu erringen. Aber das Glück war nicht mit dem Verdienste gegangen, und die Erfahrung, die er geerntet, hatte bereits dazu gedient, die ursprüngliche Schweigerei seiner Plane nüchterner zu machen und seinen einst ausschweifenden Erwartungen Schranken zu setzen. Charles war wirklich in seinem Begehren mäßiger geworden: von vierzigtausend war er auf dreißigtausend, und von da auf zwanzigtausend Pfund herabgestiegen, und es fehlte nicht an boshaften Zungen, die da meinten, er werde kein langes Bedenken tragen, sich für fünfzehntausend Pfund zu verkaufen. Guter Leser, sey nicht zu streng in Deinem Urtheil über diesen Mann; es ist hart, sehr hart, ein armer Gentleman zu seyn, und ist es nicht am Ende eben so klug, nach Geld, als nach Schönheit zu heirathen?

Nach vier-und-zwanzig Stunden saß Pritchcraft in dem neuen, eleganten Eilwagen, der Sturmwind genannt. Um die vornehme Stunde, eilf Uhr Vormittags, legte dieses Muster von Comfort und Schnelligkeit vier bäumende Braunen vor, mit dem Versprechen, seine Fracht todt oder lebendig — Sicherheit war nicht zugesagt — binnen zehn und einer Viertelstunde nach dem, mehr als hundert Meilen entfernten D—, dem fraglichen Badeorte, zu liefern. Der Tag war herrlich, die schnelle und bequeme Fahrt steigerte Pritchcrafts Heiterkeit, und mehr als je ließ er es sich angelegen seyn, die Reisegenossen zu unterhalten, von denen namentlich ein ihm gegenübersitzender, schwarz gekleideter, kleiner, verwachsener, ältlicher Herr den lächerlichen Anekdoten ein aufmerksames Ohr lieh, welche Pritchcraft, mit allem Stadtgeklatsch von London vertraut, freigebig spendete. Der kleine Herr fuhr nicht mit bis nach D—, sondern wollte, ohngefähr eine Meile von dort, am lezten Chausseehause absteigen. Er erklärte sich beim Abschied gegen Pritchcraft für seine angenehme Unterhaltung vielfach verpflichtet, sagte ihm, er wohne nicht weit von D—, und bat, indem er ihm seine Adresse überreichte, jenseits um den Namen des interessanten Reisegefährten. Pritchcraft ließ sich nicht ein zweites Mal bitten, langte schnell eine Karte aus der Tasche und behändigte sie dem artigen Herrn. „Alles richtig!“ rief der Kutscher, fort sauste der Sturmwind, und fünf Minuten später führte ein schmucker Kellner, eine Wachskerze in jeder Hand, den fröhlichen Pritchcraft auf ein bequemes und gut meublirtes Zimmer des seit lange bestehenden, wohlfeilen und fashionablen Hotels „Zum Vielfraß“ in der Highstraße von D—.

Es war völlig dunkel gewesen, als Pritchcraft mit seinem Reisegefährten die Karten gewechselt. Beide waren daher mit ihren gegenseitigen Namen und Wohnorten unbekannt geblieben. Aber sobald Pritchcraft in seinem comfortabeln Hotel es sich bequem gemacht, zog er die empfangene Karte hervor und las zu seinem ungeheuern Erstaunen in wohlgestochenen Buchstaben: „Dr. Lovegrove, Hochwürden, Pfarrherr zu Alderton.“ Dieser Contretems war zu arg! Zehn Stunden hatte Pritchcraft dem Vater der liebenswürdigen Miß Lovegrove gegenüber gesessen und keine Gelegenheit gefunden, sich ihm namentlich bekannt zu machen, während ein Empfehlungsschreiben von des Doktors eigenem Neffen müssig in seiner linken Brusttasche ruhte. Seinen Aerger zu zerstreuen, zog Pritchcraft die Klingel und fragte den Kellner, was es etwa von Vergnügungen in der Stadt gebe. „Vergnügungen?“ wiederholte der Gefragte. „Nun, da ist heute Abend in der Reunion ein Wohlthätigkeitsball, an welchem die ganze vornehme Welt Theil nimmt, Frau von Kessel, Gräfin —“ — „Schön, schön,“ unterbrach Pritchcraft; „dürfte wohl auch die Familie aus dem Pfarrhause zu Alderton dort seyn?“ — „Die Lovegroves!“ rief der Kellner; „nun, da können Sie sich darauf verlassen, die fehlen bei keinem Balle.“ — „Um welche Zeit fängt er an?“ fragte der glückliche Pritchcraft in höchster Ungeduld. — „Schlag zehn Uhr,“ versezte Jener. „Sie haben vollauf Zeit; es ist eben erst halb.“

Pritchcraft behelligte den Kellner mit keinen weitern Fragen, sondern eilte nach seinem Schlafzimmer, um für eine so günstige Gelegenheit eine ausgezeichnete Toilette zu machen. Seine Bemühungen, obgleich im Fluge, waren deßhalb nicht minder glücklich, und er trat hervor in aller Glorie eines glänzenden, pflaumfarbigen Fracks mit polirten Stahlknöpfen, eines in zahllose Falten gelegten Halstuchs vom feinsten indischen Musselin, einer schneeweißen Weste, rosenfarbener, geflammter seidenen Strümpfe und Nankinmodesten mit langen Knieschleifen, denn weite, sackartige Pumphosen entweihten damals noch nicht die heilige Stätte eines Ballsaals. Die Zimmer der Reunion waren ziemlich gefüllt und der Tanz hatte bereits begonnen, als Pritchcraft eintrat. Eine jener mühseligen Anglaisen der damaligen Zeit war in voller Arbeit; an den Händen einer gleichen Zahl schwerfälliger, von Schweiß triefender Herrn jedes Alters hüpften unermüdliche Mädchen, flüchtig wie Rehe, in schneller Folge die Reihen hinab über die rothen, weißen und blauen Kronen, Disteln, Kleeblüthen und Füllhörner, mit welchen die weiß getünchte Flur reich bemalt war. Pritchcraft warf einen forschenden Blick umher, den schönen Magnet zu entdecken, der ihn nach D— gezogen, den Gegenstand aller seiner Hoffnungen, Wünsche und Anstrengungen. Endlich gewahrte er zu seiner innigsten Seelenfreude auf einer Bank die ältliche, korpulente Dame aus Kensingtongarten. Sie war angethan mit einem karmosinrothen Sammtkleide, dessen Schnitt nebst angehängten Zierrathen dem Zeitalter von Sarah Jennings, der berühmten Herzogin von Marlborough, angehören mochte; eine rabenschwarze Lockenperrücke, überragt von einem schwefelgelben Turban, vollendete den reichen Kunstbau ihres Anzugs, und da sie ein paar Wangen hatte, so rund und roth wie eine voll aufgeblühte Päonie, so erschien sie Pritchcraft, der an jenem Abende Alles hübsch fand, eine sehr respektable, ältliche Dame. Er eilte daher, einen leeren Sitz an ihrer Seite einzunehmen, und wurde augenblicklich für den galanten Ritter vom Fächer erkannt. Ohne weitere Einleitung knüpfte er sogleich ein vertrautes Gespräch an, spielte den Angenehmen aus Leibeskräften und wurde freundlich aufgenommen und freundlich angehört, selbst ehe er noch erwähnte, daß er seit lange das Vergnügen habe, den Neffen, Herrn Harry Lovegrove, zu kennen, daß er von ihm mit einem Empfehlungsschreiben beehrt worden, und daß er so glücklich gewesen sey, mit dem Herrn Doktor in demselben Eilwagen zu reisen. Die Dame ihrerseits versicherte ihn wiederholt, wie innig leid es ihr bis auf den jetzigen Augenblick gethan, den Namen ihres aufmerksamen Bekannten nicht ausmitteln zu können, daß Doktor Lovegrove sich glücklich schätzen werde, seine nähere Bekanntschaft zu machen, und daß derselbe, den Geschäfte länger in London zurückgehalten, troß seiner späten Ankunft auf dem Pfarrhause, nicht unterlassen werde, die Damen abzuholen. Pritchcraft war entzückt, den höchst vortheilhaften Eindruck zu bemerken, den er unstreitig gemacht, Bilder voll Seligkeit und Wonne zitterten vor seinem trunkenen Auge, ihm blieb es kein Zweifel, daß seine beturbante Freundin sich seiner Sache annehmen, seine Bewerbung um Miß Lovegrove unterstützen und folglich den gewissen zwanzigtausend Pfund gewiß nicht erlauben werde, einen Weg aus der Familie zu finden. Und mit so viel Anstand und Würde schritten Beide die Zimmer auf und nieder, daß Aller Augen nur ein Ziel verfolgten, den langen, magern Mann mit der langen Nase und die dicke, rothwangige Dame mit dem karmosinenen Sammtkleide und der rabenschwarzen Perrücke. Alles dies hatte den klugen Pritchcraft indessen keine Minute gehindert, aufmerksamen Blicks jeden Winkel des Ballsaals zu durchspähen und jedes der fünf-und-dreißig Paare zu mustern, die mit größter Anstrengung auf Zehen und Fersen tanzten, lediglich zum Besten der berühmten Wohlthätigkeitsanstalt: „Asyl für Wittwen und Wittwer.“ Und seine Augen hatten in der Masse der Tänzerinnen den bezaubernden Gegenstand seiner Anbetung, Miß Lovegrove, schnell herausgefunden, aber auch seine Eifersucht war

einigermaßen bei der Wahrnehmung rege worden, daß die junge Dame an den gekreuzten Händen, an dem Hinabchassiren und an dem Hand in Hand ziemlich großen, und noch bei weitem größern Gefallen an dem etwas vertrauten und leisen Zuflüstern ihres Tänzers zu finden schien, der, ein schöner, schlanker Mann, die damalige glänzende Dragoneruniform trug. Nicht als ob Pritchcrafts Bescheidenheit auch nur einen Augenblick die Besorgniß genährt hätte, daß er durch Vergleichung mit besagtem leichten Dragoner im Entferntesten verlieren könnte, das keineswegs; ganz allein, weil Lezterer sich im momentanen Besitze befand und er ähnlichen Vorzug zu genießen wünschte, sehnte er das Ende der ewig langen Anglaise herbei. Auch war Pritchcraft ein geübter Tänzer, einer aus der alten Schule, der sich etwas darauf zu Gute that, in allen Arten von Sprüngen, von der Zeit Sir Rogers von Coverley bis auf die neuesten Erfindungen der Bathcotillons, bedeutend zu excelliren, und den deßhalb nicht wenig nach der Gelegenheit verlangte, seine Geschicklichkeit zu zeigen und dadurch seine liebenswürdige Zauberin zu bezaubern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Nach ohngefähr zwanzig Minuten gelangten wir zu einer Eiswand, über die sich Felsen erhoben. Diese fürchterliche Mauer war gewiß 1000′ hoch, und in den Falten lag harter Schnee, in den man mit der Art Stufen hieb, um die Füße einzusetzen. Es war bei der dünnen Luft und der heftigen Kälte entsetzlich mühsam. So kamen wir denn endlich auf die Petits-Mulets, denn so heißt dieser Felsen. Während wir daran hinauf kletterten, konnte ich das Grand-Plateau in seiner ganzen Schönheit übersehen, was früher nicht möglich war. Es liegt 1995 Toisen hoch über der Meeresfläche, und ist ein weites, von riesigen Schneebergen eingefaßtes Schneefeld. Nach dem Thal hin ist es offen und gleicht daher einer Muschel, deren Ausschnitt nach Chamouni gewendet wäre. Die Lawinen haben ungeheure Seracs oder Eisstücke in der Mitte liegen lassen, die aber gegen jene Massen der Einfassung wie kleine Brocken aussehen. Uns gegenüber auf der andern Seite des Grand-Plateau lag der Dome du Gouté, eine abgerundete Höhe, die dem hintern Rücken eines Kameels gleicht, dessen Buckel der Montblanc selbst bildet. Wir sahen hier zwei Vögel, was in dieser Höhe ziemlich selten ist. Sie flogen aber so fern, daß wir nicht unterscheiden konnten, was für eine Art es war. Sie und zwei Krähen, die wir später auf dem Gipfel selbst über dem ewigen Schnee sahen, waren die einzigen lebenden Geschöpfe, die uns auf dem Berg begegneten.

Auf der Höhe der Petits-Mulets konnten zwei Guiden nicht gleichen Schritt mehr mit uns halten, sie mußten zurückbleiben, und dadurch ward unser eigener Gang mühsamer und langsamer; denn der vorderste Führer, der immer in dem weichen und tiefen Schnee vorwärts schreiten muß, ermüdet viel schneller, als die nachfolgenden, muß also häufig von ihnen abgelöst werden. Je weniger aber ihrer sind, desto häufiger kommt die Reihe an jeden, und so werden alle schneller erschöpft. So erging es uns auch wirklich; denn schon eine halbe Stunde, nachdem jene Guiden zurückgeblieben waren, blieben noch zwei andere zurück, und ich blieb mit zweien allein. Und doch waren die lezten Nachzügler Julien Desvouassous und Mathieu Simon, die für die kräftigsten Männer unserer Truppe galten. Auf dem Montblanc aber ist man nicht einen Tag wie den andern; die Robustesten fühlen sich da manchmal schwach. Francois Despland und David Simon waren mir allein geblieben; diese rüstigen und unerschrockenen Gemsjäger ermuthigten sich gegenseitig, und ihr Muth nahm wirklich mit den Schwierigkeiten zu.

Ich muß es gestehen, es gehörte eine recht feste Willenskraft dazu, denn nie ist mir ein so ungleicher und unzuverlässiger Boden vorgekommen. Der Schnee, auf dem wir gingen, war mit einer dünnen Eisschichte überzogen, manchmal zu schwach, um einen Mann zu tragen, manchmal auch stark genug dazu. So fand ein Fuß oft eine feste Stütze, unter dem andern aber brach das Eis und er sank tief in den Schnee; beim nächsten Schritt dieselbe Ungewißheit und Unsicherheit. Man kann sich nichts Unangenehmeres, Schwierigeres und Ermüdenderes denken. Uebrigens empfand ich keine von den Unannehmlichkeiten, über die sich alle Montblancbesteiger beklagen. Ich hatte weder Uebelseyn, noch Durst, und auch keine Neigung zum Schlaf; ja, was noch auffallender ist, ich hatte eine verzehrende Eßlust. Leider aber waren fast alle meine Führer zurück, und die zwei, welche ich noch bei mir hatte, trugen nur wenig Nahrungsmittel; zudem hatten sie nichts in ihren Ranzen, was zum Essen und Trinken auf dieser Höhe paßte, denn von den Grands-Mulets an sind alle starken Getränke und erhitzenden Fleischspeisen sehr gefährlich. Diesen ganzen zweiten Tag darf man nichts genießen als Essigsyrup, Limonade und Geflügel. Die Anstrengung wurde immer größer, der Wind heftiger, die Luft dünner, die Ermüdung daher fühlbarer. Bei all diesen immer zunehmenden Schwierigkeiten, bei aller Erschlaffung und dem Zurückbleiben meiner meisten Guiden, kam mir nicht ein einziges Mal der Gedanke, zurückzubleiben. Die furchtbare Anstrengung reizte mich nur noch mehr und gab meiner Willenskraft noch mehr Stärke. Links lag der Mont-Maudit, rechts die Felsen

der Petits-Mulets, die auf der italienischen Seite des Bergs mit der Eismauer der Côte endigen, einer wirklichen Mauer. Desplaud zeigte mir sie als leztes Hinderniß, das wir zu übersteigen hätten; sie war abermals 500′ hoch.

Auf der höchsten Abplattung der Petits-Mulets überraschte mich schon eine wundervolle Aussicht. Vor mir lag die ganze penninische Alpenkette gegen den St. Gotthard hin, und über ihre majestätischen Höhen ragten die gelblichen Spitzen des Mont-Rosa's empor. Ganz nahe bei mir zog sich der furchtbare Brinvagletscher nach Courmayeur hinab, welches Thal zu meinen Füßen lag. Links stand die drohende Spitze des Mont-Maudit, noch mehr links das Mer de Glace, der Jardin in der Ferne; der famöse Col du Géant und seine rechtwinkelige Spitze; endlich die ganze lange Kette der Berner Alpen. Deutlich erkannte ich die Gemmi, das Schreckhorn, das Wetterhorn, den Eiger, den Mönch, das Finsteraarhorn und die Jungfrau. Näher stand der Mont-Cervin mit seinem erhabenen Haupt, der mit dem Mont-Rosa um die Höhe zu streiten schien, rechts endlich, viel näher, der Gipfel des Montblanc, das Ziel meiner Wünsche, der Gipfel, welchen nur wenige Reisende bisher hatten erreichen können. Ich sah ihn so nahe, war aber doch noch 1000′ bis 1200′ darunter. Das größte Hinderniß hatte ich noch zu überwinden, wiewohl meine Kräfte lange nicht mehr dieselben waren. Der abscheuliche, unsichere und unzuverlässige Schnee der Petits-Mulets hatte uns fast ganz erschöpft und unsere Kräfte vernichtet, und doch war keine Minute zu verlieren. Es war daher gleichsam ein Anlauf der Verzweiflung, in dem wir die Besteigung der furchtbaren Côtemauer begannen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Eintritt der Herbstsaison. Die große Oper.

Jezt athmet man wieder freier in Paris, die große Sommerhitze hat nachgelassen, die Pairskammer ist mit ihrem monströsen Kriminalprozesse fertig geworden, oder hat sich wenigstens so angestellt, als ob sie damit fertig würde, und macht eine Pause. Die Doktrinärs haben so ziemlich alle Macht bekommen, wornach sie sich sehnten, und schicken nun die Deputirten wieder nach Hause, die Pariser haben sich von dem Schrecken wieder erholt, den ihnen die Fieschische Höllenmaschine und die überall herumspürende, aber, wie es scheint, nirgends Aufschluß findende Polizei verursacht hatte; die Abende werden länger, Vakanz, Weinlese und Jagd treiben eine Menge Bewohner aus dem Gewühle der großen Hauptstadt in's Freie; dagegen strömen Fremde in Menge herbei und nehmen an allen öffentlichen Belustigungen Theil; somit beleben sich denn auch die Theater wieder, obschon sie eigentlich nie gefeiert, sondern den ganzen Sommer hindurch ohne Unterlaß gespielt haben; aber wie gering mag die Einnahme bei manchen Theaterkassen gewesen seyn! An der großen Oper legt Dr. Veron den Scepter nieder, oder übergibt ihn vielmehr den Händen seines Gefährten Duponchel, der schon lange die Bühne besorgt hat, oder was man hier la mise en scène nennt. Hiezu wird ein eigener Mann, ja sogar ein eigenes Genie erfordert; wenn nämlich ein neues Stück angenommen ist, Text sowohl, als Musik, so kommt es darauf an, es auf eine würdige, und was noch wichtiger ist, auf eine anziehende Weise darzustellen, und Alles so zu ordnen, daß nicht allein der Zweck des Dichters erreicht werde, sondern daß auch das Publikum mit der Darstellung völlig zufrieden sey. Das Bühnengenie muß für Dekorationen sorgen, jedoch alle unnützen Kosten dabei vermeiden, die Schauspieler oder Sänger und die Chöre zusammenbringen, die Rollen vertheilen, überspannte Forderungen abweisen, eifersüchtige Schauspielerinnen besänftigen, den vielen Aufwand verlangenden Dichter herabstimmen, den ein starkes Orchester verlangenden Tonsezer mit einem geringern zufriedenstellen, dem Direktor nicht zu viel Geld ausgeben, dem Publikum nicht zu wenig geben, kurz, er muß das Mögliche und auch das Unmögliche thun, um alle Welt zu befriedigen. Ein bewährtes Bühnengenie kann also nach abgelaufener Dienstzeit wohl auf die Ehre, Theaterdirektor zu werden, Anspruch machen, und verdient auf dem Throne auszuruhen, für welchen er Jahre lang so thätig gewirkt hat. Solch ein seltener Phönix soll nun Duponchel seyn, und daher ohne Weiteres von dem Minister des Innern, welcher stets die Oberaufsicht über die Oper ausübt, weil er die Zulage ertheilt, mittelst welcher die Oper sich aufrechthält, bestätigt worden seyn. Auch als Schriftsteller hat sich der Mann bekannt gemacht, nämlich durch Aufsäze in den Zeitschriften über Ballette, Maskenbälle u. dgl. So geschickt er sich nun aber auch bei seiner Bühnenleitung benommen haben mag, so scheint er doch nicht Allen zu behagen. Dies ergab sich vor einigen Jahren aus der kleinen Rache, die ein Ungenannter an Duponchel nahm. An einem gewissen Tage bekam nämlich das ganze Theaterpersonal gedruckte Laufzettel mit der Nachricht, Duponchel sey gestorben und seine Familie lade zu dem Leichenbegängnisse ein. Zur bestimmten Stunde fanden sich auch eine Menge Leute in seiner Behausung ein und wollten ihn zu seiner lezten Wohnung begleiten. Dr. Veron verstand die Kunst, das Opernvolk, Große und Kleine, in Respekt zu halten, den Großen viel, den Kleinen wenig zu geben, doch so, daß Niemand laut klagte, und dabei kannte er so gut den wandelbaren, neuerungsüchtigen Geschmack der Pariser, daß es ihm stets gelang, sie zufriedenzustellen, daß eben die Oper, von der man sonst wie vom Aufenthalte der majestätischen Langeweile sprach, und die ihres schreienden Gesanges und ihrer kein Ende nehmenden Opern halber verrufen war, jezt wieder ein Sammelplaz der großen und eleganten Welt geworden ist; so etwas hätte man vor zwanzig Jahren kaum für möglich gehalten. Die jezige Regierung hat die ihr gestellte Aufgabe, einen mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron zu errichten, nicht lösen können oder wollen, aber Dr. Veron hat die nicht minder schwierige Aufgabe, aus der langweiligen Oper ein angenehmes, ergözendes Schauspiel zu machen, völlig gelöst, und er hinterläßt seinem Nachfolger ein in so gutem Rufe stehendes Reich, daß bereits auf den künftigen Winter alle Logen vermiethet sind, was in einem so ungeheuer großen Saale sehr viel sagen will und fast unerhört ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. September 1835.

Einmal noch mit Kraft geschoben,
So gelangen wir nach oben,
Wo uns Alles weichen muß.

Goethe.

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Ich fürchtete immer, meinen zwei Führern würden die Kräfte ausgehen, denn sie hatten allerdings einen schweren Stand. Sie hingen so zu sagen in der Luft, ohne recht feste Stütze, und mußten dabei noch mit der Art tiefe Löcher hauen, wo wir abwechselnd Hände und Füße einsezten, aber immer nur eine Hand, denn mit der andern mußten wir die Eisenspitze unserer großen Stöcke tief in's Eis stoßen. Während wir so kletterten, kamen die früher zurückgebliebenen Führer wieder zu uns; sie halfen uns aber nichts, denn sie blieben immer wieder zurück.

Dieses lange, ermüdende Klettern dauerte ungefähr anderthalb Stunden. Dabei konnte ich hinlängliche Betrachtungen über die tollkühne Neugierde des Menschen anstellen, womit er allen Gefahren trozt. Manchmal war der Wind so heftig, daß wir uns aus allen Kräften anklammern und dabei das Gesicht gegen die Eismauer wenden mußten. Hätte er uns hier weggerissen, so wären wir von seiner Wuth unfehlbar in den Abgrund geschleudert worden. Je höher wir stiegen, desto senkrechter wurde die Schneemauer, endlich jedoch gelangten wir glücklich hinauf. Gewöhnlich lassen die Reisenden die Guiden allein hinaufsteigen, diese werfen ihnen dann einen Strick mit einem laufenden Knoten von oben zu, diesen schlingen sie sich um den Leib und werden dann wie mit einer Schiffswinde hinaufgehißt. Diese Procedur wäre noch nöthiger beim Herabsteigen. Mir aber kam weder das Eine noch das Andere zu gut, da meiner Begleiter viel zu wenige waren.

Nun waren wir auf einer ziemlich weiten Ebene, die sich bis zu der Calotte, oder zu der lezten Höhe hinzog; sie schien mir ein wahrer Kegel, und indem wir uns ihr näherten, schritten wir von einem Wunder zum andern. So erschien uns zuerst nach dem Gipfel des Montblanc hin die Sonne mit sieben Ringen umgeben, und jeder hatte die sieben Regenbogenfarben; ein entzückender Anblick, an dem ich mich nicht satt sehen konnte; ich blieb oft stehen, um ihn zu bewundern, und mußte mehrmals an's Weitergehen erinnert werden. Aber der reizende, phantastische Zauber verringerte sich mit jedem Schritt, um den ich mich dem Kegel näherte, wahrscheinlich weil ich meine Stellung gegen ein leichtes Wölkchen änderte, das zwischen mir und der Sonne stand; dies Wölkchen selbst aber war so überaus zart und duftig, als wäre es aus der dünnsten Silbergase gewoben.

Am Fuß der lezten Anhöhe sezte ich mich an dem Rocher-rouge, dem lezten Felsen, nieder, den man auf dem Weg auf den Montblanc ungefähr einige hundert Fuß unter seinem Gipfel findet. Der Rocher-rouge

ist der höchste nackte Fels Europas. Von hier bis ganz hinauf ist noch eine gute Stunde Wegs. Hier sieht man zuerst das Chamounithal wieder, das mehrere Stunden lang unsichtbar gewesen war. Die Eis- und Schneeanhöhe über dem Rocher-rouge ist gleich im Anfang steil, wird aber am Ende mit ihren 80° nur sehr schwer zugänglich. Die immer dünner werdende Luft ermüdete uns entsetzlich. Saussure konnte bei seiner Ascension hier nicht mehr als zwanzig bis fünf-und-zwanzig Schritte machen, ohne auszuruhen; so arg aber war es bei uns doch nicht, denn wir konnten doch immer hundert und fünfzig Schritte zwischen jedem Anhalt machen. An den steilsten Stellen dieses Abhangs gegen Norden habe ich mich überzeugt, daß er von Eis gebildet war, was die Meinung widerlegt, als ob die höchsten Bergspitzen nicht mit Eis, sondern nur mit Schnee bedeckt seyen.

Um halb vier Uhr Nachmittags (am 9ten Okt. 1834) erreichte ich zuerst den Gipfel des Montblanc. Es war ein herrliches Gemälde, das sich vor mir aufthat und bei dessen Anblick eine Menge widerstreitender Ideen und Gefühle in meinem Gemüth auftauchten. Ich fühlte mich dem Himmel näher, ich fühlte mich unter dem Einfluß eines der wohlthätigen Genien, die uns im Traum erscheinen und uns über die Region des Aethers hinaus heben, um uns besonders zweierlei zu zeigen: die Kleinheit unserer Welt, auf die wir doch so stolz sind, und die Größe des unendlichen Gottes. Ihm dankte ich zuerst im Stillen, mich über den kühnen Flug des Adlers erhoben zu haben, um da besser seine grenzenlose Macht betrachten zu können, dann aber dachte ich an Vaterland, Familie und Freunde. Mein erster Blick galt Frankreich, nach dem auch mein lezter gerichtet seyn wird.

Ich ließ meine Augen hinausschweifen, so weit als der Blick des Menschen reicht, und entdeckte ganz in der Ferne die Vogesen und die Berge des Vivarais wie eine Hügelreihe, auch das ganze mittägliche Frankreich wie eine weite, mit Städten besäte Ebene, unter denen besonders Lyon, das kriegerische Lyon, glänzte, die Rhone beherrschend, die sich wie ein Bach durch eine ausgetrocknete Wiese schlängelt. Links ist das ganze grüne Iserethal. Noch weiter stand der Monte-Viso mitten über den Seealpen, und neben ihm das ganze nördliche Italien. Mitten in der lombardischen Ebene stand Mailand wie ein weißes Dorf. Am äußersten Rand dieser weiten Ebene war es mir, als sähe ich Venedig wie einen schwarzen Punkt im Grund des adriatischen Golfs, gleich einem Eisvogel, der über den Wellen schwebt. Mit süßer, wehmüthiger Freude heftete ich die Augen auf diesen Punkt, den ersten meines Exils. Aber was ist aus deiner Größe geworden, Venezia la bella!

(Beschluß des dritten Artikels.)

Der Freier zweier Tanten.

(Fortsezung.)

Endlich kam der Augenblick, wo die Violinbogen nach Colophonium, die Klarinetten nach Wind, und sämmtliche Musikanten nach Grog verlangten. Ihr Streichen und Kratzen hörte auf, das Streichen und Kratzen der Herrn fing an, und Jeder führte mit ritterlichem Gehorsam seine Tänzerin ihrem Chaperon zu. Auch der funkelnde Dragoner geleitete sein schönes Convoi mit soldatischem Anstand auf dessen Platz, wo Pritchcraft die Ehre widerfuhr, mit freundlicher Heiterkeit erkannt und begrüßt zu werden. Er verbeugte sich tief, zugleich ein geheimes Stoßgebet sprechend für möglichst schnelle Abberufung mehrerwähnten geschwätzigen Dragoners, zwischen welchem und Miß Lovegrove er einen Austausch zärtlicher Blicke entweder wirklich gesehen, oder zu sehen geglaubt hatte. Troz dem wagte Pritchcraft, indem er eine seiner interessantesten Stellungen annahm, um die Ehre eines Tanzes mit Miß Lovegrove zu bitten, die ihm denn auch nicht versagt wurde. Der Ceremonienmeister klappte den Staub aus seinen weißen Woodstocker Handschuhen und befahl der Musik, einen Cotillon zu spielen. So oft damals diese Art Tanz sich zwischen einem hochländischen Reel und einer inländischen Anglaise einschwärzte, war er stets Gegenstand höchster Aufmerksamkeit. Wenige Ballgänger waren befähigt, in einer solchen Schaustellung aufzutreten, die Unbefähigten stellten sich als eifrige Zuschauer auf Stühle und Bänke. Welches Glück nun, welche Seligkeit für Pritchcraft! Miß Lovegrove hatte eingewilligt, seine Moitié zu seyn, und er, wohlbekannt mit den verschlungensten Figuren und Meister jedes graziösen Schritts in diesem ausgezeichneten Tanze, er seufzte nach dem Momente, seine Alles niederschmetternde Geschicklichkeit zu zeigen. Der Cotillon war voll, ein Strom auffordernder Töne ergoß sich vom Orchester nieder, die Angetretenen sezten sich in Bewegung; chaine des dames, moulinet, ronde, rief in der Reihenfolge Pritchcraft, der Vortänzer, und während er so rief, chassirte, pirouettirte und schlug er Entrechats, wirbelte ailes de pigeons und sprang pas de basque in einem Styl, wie man solches noch nie zuvor in dem Ballsaal zu D— erblickt hatte. Miß Lovegrove war erstaunt, und ihr Chaperon im karmosinenen Kleide hatte die neugierige Keckheit, um die wundervollen Thaten ihres neuen Freundes bewundern zu können, ihre werthe Person dem ungewissen Halte eines Rohrstuhls anzuvertrauen. Wahrhaftig, der größere Theil der Gesellschaft war wie vom Donner gerührt über die unglaublichen Leistungen des sechs Fuß messenden

Herrn mit der langen Nase, dem pflaumfarbigen Fracke und den Nankinmodesten.

Pritchcraft befand sich eben in der Ausführung jener höchst interessanten und graziösen Tour, welche cavalier seul heißt, und im Ansatze zu einem entrechat de cinq, als er, mit anständiger Bescheidenheit die Augen zu der Masse der Zuschauer erhebend, zum ersten Male seinen hochwürdigen Reisegefährten, den Herrn Dr. Lovegrove, ansichtig wurde. Sobald er zu vollständiger Selbstzufriedenheit sein pas seul beendigt hatte, machte er dem Doktor eine höchst artige Verbeugung, welche dieser in einer kalten, stolzen, zurückstoßenden, ja die Bekanntschaft durchaus verneinenden Manier erwiderte. Unbegreiflich! mißbilligte etwa der kleine, krummbeinige Pfarrherr Pritchcrafts Aufmerksamkeit für Miß Lovegrove? und warum? — Gleichzeitig mit dieser an sich selbst gerichteten Frage bemerkte Pritchcraft, daß der Doktor ebenso eifrig als leise auf vier oder fünf ihn umstehende Herrn einredete, daß darunter der Ceremonienmeister und Hauptmann Lovington sich befanden, und die ganze Gruppe ihm sehr erzürnte Blicke zuwarf. Noch wenige Minuten, und der Cotillon war vorüber. Pritchcraft führte seine Moitié auf ihren Platz; da nahte sich ihm auf den Schuhspitzen Herr Süß, der Ceremonienmeister, zog seinen systematisch-regelmäßigen Bückling und bat in seinem gewöhnlichen Flötenlaute um wenige Worte in einem anstoßenden Zimmer. Der hochwürdige Doktor, der Hauptmann und mehrere Andere folgten. Herr Süß fragte unsern Helden, ob Pritchcraft sein Name sey, und als dieser solches bejaht, deutete er ihm in den artigsten und zartesten Redewendungen sein Erstaunen, wie sein Bedauern an, daß Herr Pritchcraft es gewagt, sich in eine so angesehene und erlesene Gesellschaft einzudrängen, und rieth ihm freundschaftlichst, sich ganz in der Stille aus dem Staube zu machen. Pritchcraft war verblüfft; kaum aber hatte er sich gesammelt und angefangen, eine kühne Stellung und eine stolze Sprache anzunehmen, als der ganze Chor rief: „Hinaus mit dem Burschen!“ Der Hauptmann sah gewaltig wild aus, der hochwürdige Doktor wurde vor Zorn roth wie ein Puderhahn, Herr Süß vor Indignation leichenblaß, und Pritchcraft, der einsah, daß Widerstand zu nichts führte, entfernte sich, jedoch nicht ohne die drohende Versicherung, daß man bald von ihm hören solle, und daß der schwarze Rock des hochwürdigen Herrn sein alleiniger Schutz sey. Er flog zum Hause hinaus, die Straße hinab nach dem Hotel, und wie er dort ankam, hatte ein heftiger Regenschauer und das Austreten der Rinnsteine ihn in seinen dünnen Tanzschuhen und seidenen Strümpfen, wenn auch nicht vollständig abgekühlt, doch zu ruhiger Erwägung und Beschlußnahme um Vieles geeigneter gemacht. Sein erster Gedanke war, den Dragoner und den Ceremonienmeister zu fordern; aber Klugheit gewann die Oberhand, und er entwarf ein sehr gemäßigtes Billet an Herrn Doktor Lovegrove, Hochwürden, in welchem er um gefällige Anzeige der Ursache der ihm widerfahrenen, so unceremoniellen Behandlung ergebenst bat; den Empfehlungsbrief des Neffen schloß er bei. Als er mit Schreiben und Abschreiben fertig war, fand sich, daß es zu spät war, das Billet abzuschicken. Also legte er sich zu Bett und schlief trotz aller Strapatze, Wuth und Anstrengung bis tief am Morgen.

Da Pritchcraft Bedenken getragen haben würde, nach der lächerlichen Figur, die er am Abend vorher gespielt, und ehe nicht genügende Aufklärung erfolgt, sein Hotel zu verlassen, so war es in der That ein glücklicher Zufall für ihn, daß es den ganzen nächsten Tag ohne Unterlaß regnete. Das Billet wurde inzwischen nach dem Pfarrhause geschickt, und die in geziemender Frist überbrachte Antwort war so begütigenden Inhalts, daß Pritchcraft sich vollkommen versöhnt fühlte. Der Doktor schrieb, der beigefügte Brief seines Neffen habe ihn von einem höchst sonderbaren und unglücklichen Irrthum überzeugt, einem Irrthum, für welchen er weder hinreichende Genugthuung, noch Entschuldigung bieten könne, der jedoch durch die, von Herrn Pritchcraft selbst ihm behändigte, zum Beweis beiliegende Karte veranlaßt worden sey, erklärte, daß er demgemäß Herrn Pritchcraft irrthümlich für einen S c h n e i d e r gehalten, versicherte, daß er keinen Augenblick verlieren werde, sothanen höchst unangenehmen Irrthum gegen Herrn Süß, den Hauptmann Lovington und mit wem er sonst zu sprechen komme, aufrichtig zu bekennen, hoffte, daß Herr Pritchcraft, sobald das Wetter sich aufhelle, ohne weitere Einladung nach dem Pfarrhause kommen werde, und bemerkte schließlich, daß die Damen sich freuen würden, ihn zu sehen. „Ist der Mann verrückt?“ rief Pritchcraft. Die beigefügte Karte war auf den Boden gefallen, er hob sie auf und erblickte zu seinem nicht geringen Erstaunen eine gewöhnliche Verkaufskarte von „Pritchcraft, Schneider und Kleiderverfertiger, auch fertige Kleidungsstücke in Auswahl vorräthig, Nr. 15, Holbornhügel.“ Das Umdrehen der Karte löste das Räthsel: es war dieselbe, auf deren Rückseite Harry Lovegrove das Gasthaus angemerkt hatte, von welchem der Sturmwind abfuhr. Pritchcraft hatte sie in die Tasche gesteckt und dem Doktor statt seiner eigenen behändigt, indem es damals zu finster war, Geschriebenes oder Gedrucktes zu erkennen. Natürlich gab nun Pritchcraft alle Schießpulver- und Racheplane auf und sich nochmals den Bildern einer wonnereichen Zukunft hin. Alles lächelte ihm, nur das Wetter nicht. Der Barometer war noch im Fallen, und der folgende Tag eben so naß, wie der vorhergegangene.

Dennoch machte Herr Süß, der Ceremonienmeister, seine Aufwartung, und da er einer der artigsten und amusantesten Menschen von der Welt war, so lachte er auf eine sehr angenehme und unterhaltende Weise über den drolligten Irrthum des kleinen Pfarrherrn. Dabei sagte er Pritchcraft in Betreff seines Tanzens viel Schönes, und endigte mit der konfidentiellen Versicherung, daß, als er gestern im Pfarrhause zu Mittag gespeist, er nicht umhin gekonnt habe, wahrzunehmen, in welch außerordentlicher Gunst Herr Pritchcraft bei den dortigen Damen, und ganz besonders bei Miß Lovegrove stehe. Der Ton, in welchem Herr Süß diese Versicherung aussprach, war so markirt, daß Pritchcraft darin deutlich die Absicht erkannte, ihm indirekt eine günstige Mittheilung zu machen. Sobald daher Lezterer sich empfohlen hatte, säumte er nicht, einer so angenehmen Andeutung gemäß zu handeln. Er überzeugte sich, daß es im gegenwärtigen Falle rathsam seyn dürfte, einen kühnen Anlauf zu nehmen, und entschloß sich demgemäß, noch vor seinem Besuche im Pfarrhause Miß Lovegrove einen schriftlichen Heirathsantrag zu machen. Das Schreiben wurde sofort aufgesezt und noch denselben Abend abgesendet. Es lautete wörtlich so: An Miß Lovegrove. „Es gibt Fälle, wo der undämmbare Strom unserer Gefühle uns zu anscheinend unschicklichen Handlungen fortreißt. Dies spreche meine Entschuldigung. Als ich Sie das erste Mal sah, fühlte ich, daß mein Geschick erfüllt war: ich erblickte ein Wesen, dem mein Herz, mein Vermögen, mein Leben für immer zum Eigenthume verfallen sind. Darf ich mir mit der Hoffnung schmeicheln, daß diese Uebersiedlung nicht mißbilligt werden wird? O, zerstören Sie nicht die Träume von Seligkeit, die da träumt — Ihr aufrichtiger und fest entschlossener Anbeter Charles Pritchcraft.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsezung.)

Theater.

Die jährliche Miethe einer Loge in der großen Oper beläuft sich auf mehrere tausend Franken, und gar viele Leute kommt die Hausmiethe nicht so hoch zu stehen. Allerdings hat die Direktion auch schon für anziehende Neuigkeiten gesorgt. Besonders soll die „Pariser Bluthochzeit“ zum Besten gegeben werden, an welcher Duponchel sein vormals bewährtes Bühnengenie wieder wird entfalten können. — Die italienische Oper beginnt der Regel nach ihre Darstellungen mit dem Oktober. Was wir hier zu erwarten haben, ist noch nicht bekannt, außer den Namen einiger Sänger und Sängerinnen. Rossini scheint nun einmal keine Oper mehr sezen zu wollen, sondern dieses Vergnügen oder diese Mühe den Bellinis, Marlianis, Donizettis zu überlassen. Für die Leute, welche Musik lieben, aber keine Logen, weder in der französischen, noch in der italienischen Oper zu miethen im Stande sind, bietet das Gymnase musical seine täglichen Konzerte, die in der lezten Zeit durch die bayerische Bauernfamilie Grassl etwas belebt wurden. Es nahm sich sonderbar aus, die musikalischen, bayerisch gekleideten Kinder mit ihrem Vater auf die ernsthafteste Weise die einstudirten Stücke vor den spaßhaften Parisern aufführen zu hören, die solche sonderbare Virtuosen noch nicht zu sehen und zu hören bekommen hatten, obschon hier beständig Virtuosen aus Deutschland herbeiströmen. — Die komische Oper beeifert sich auch wieder, den Zuspruch des Publikums zu verdienen, und hat abgetretene Sänger und beiseite gelegte Stücke mit neuen Sängern und neuen Stücken abwechseln lassen, um dem Publikum zu gefallen. So hat ein Herr Monpou, der sich in der Choronschen Singschule gebildet hat und bisher nur als ein Liedermelodiendichter bekannt war, obschon er sich auch daran gemacht hatte, Bürgers Lenore zu komponiren, es gewagt, eine Oper zu setzen, „die beiden Königinnen,“ nämlich Christine von Schweden und die Königin von Dänemark, welche Beide incognito in einer Herberge zusammentreffen, woraus ein komisches Imbroglio entsteht. Die Operette hat nur einen Aufzug, und der Versuch ist nicht hinreichend, um daraus das dramatische Talent Monpou's ermessen zu können. Bisher haben die Liederdichter in Paris, wenn sie sich an's Dramatische wagten, wenig Erfolg gehabt; es ist ganz etwas anderes, eine Romanze, eine Elegie in Musik zu setzen, und eine dramatische Handlung musikalisch durchzuführen. Der einaktigen Operetten hat die komische Oper seit Kurzem eine Menge bekommen; sie tragen zwar zur Mannichfaltigkeit der Darstellungen bei, allein um das Publikum in Menge herbeizuziehen, sind große Opern, Meisterstücke der dramatischen Tonkunst nöthig. In Ermangelung einer vorzüglichen Neuigkeit hat die Direktion Herolds Zampa wieder vorgenommen; sie kann aus dem ältern Repertoire noch manche andere gute Oper hervorziehen, wenn die lebenden Tonkünstler sie im Stiche lassen. An neuen Vaudevilles hat es den ganzen Sommer hindurch nicht gefehlt; ich wüßte aber keines anzuführen, welches einen besondern Beifall erhalten hätte, als etwa die Gants jaunes und Une chaumière et un coeur. Eben so haben die Boulevards mehrere Melodramen gegeben, die in ästhetischer Hinsicht eben nicht ausgezeichnet waren, aber dem Volke gefielen, besonders Ango. Das Théâtre français hat nur eine einzige bedeutende Neuigkeit, Jacques II. von Vanderburg, gegeben, ein Drama in Prosa, etwas, was die Franzosen als eine Zwittergattung ansehen, und daher weit geringer achten, als ein Trauerspiel in Versen, wie alle ihre Meisterstücke gedichtet sind. Den Theatern steht jezt ein gewaltiger Sturm bevor; Minister und Deputirte ereiferten sich wider die neuen Produkte, und der weiland so liberale Thiers hat auf der Rednerbühne die Behauptung aufgestellt, die fünf Jahre völliger Freiheit haben der dramatischen Kunst mehr geschadet, als der frühere lange Zwang, und alle Meisterwerke der französischen Dramatik schreiben sich aus der Zeit her, da die Polizei den wilden Ausbrüchen einer ungezügelten Phantasie zuvorgekommen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. September 1835.

Das Mädchen lauscht am Fensterlein
Und führt den kleinen Krieg;
Der Blicke scheue Heeresmacht
Zieht aus und ein zum Sieg.
Moore.

Lieder von O. F. Gruppe.

Das Eckhaus.

In dem Eckhaus wohnt ein Mädchen,
Um das Eckhaus geht ein Steg,
Und mich führt im ganzen Städtchen
Hier vorüber jeder Weg.

Und sie schaut mit blonden Locken
Aus dem Fenster, welch ein Glück!
Doch verlegen und erschrocken
Springt sie jedesmal zurück.

Recht verdrossen geh' ich weiter
Um das weinbelaubte Haus:
Ei, da schauet sie so heiter
Von der andern Seit' heraus!

Abendstille.

Stiller wird des Markts Getümmel,
Und zu Hause sind die Leute,
Grade wallt der Rauch gen Himmel,
Es verhallt das Thurmgeläute.

Ruh' ist ringsher in den Lüften,
Stille ringsher auf den Fluten,
Nur die stillen Blumen düften —
Herz, laß deine Wunden bluten!

Trost.

Ach, wer schützt wohl alle Blüthen
Vor dem Hagel und dem Sturm?
Und wer kann das Herz behüten
Vor Verkommen, Frost und Wurm?

Fällst du, stürzet im Getümmel
Drüber fort der Andern Lauf —
Oder zeichnet doch im Himmel
Einer die Zertretnen auf?

Beruhigung.

Manches möcht' ich vor dem Grab
Auch wohl einmal schauen,
Doch ich konnte noch nicht ab,
Um mein Glück zu bauen.

Steht, ihr hohen Alpen, steht,
Bis ich euch beschreite;
Pilgern möcht' ich, wenn auch spät,
In die sel'ge Weite.

Ihr doch, hoff' ich, bleibet stehn,
Bis auch ich euch schaute —
Alles sah ich sonst vergehn,
Drauf ich hofft' und baute.

Der Freier zweier Tanten.

(Beschluß.)

Der Abend verging und der ungeduldige Liebhaber erhielt auf sein zärtliches Briefchen keine Antwort. Also entschloß er sich zu einem zweiten Schreiben und schrieb, wie folgt: An Miß Charlotte Lovegrove. — „Der fürchterliche Gedanke, Sie beleidigt zu haben, versteinert mich. Ich flehe — Vergebung! Doch was bleibt dem Unglücklichen, der eine Zurückweisung vom Gegenstande seiner ersten Liebe nicht zu überleben vermag! Gleichwohl kann ich Ihr Schweigen nicht für Zurückweisung nehmen. Haben Sie Barmherzigkeit mit Ihrem Sie anbetenden Charles Pritchcraft.“ Nach näherer Ueberlegung kam Pritchcraft zu dem Entschlusse, den gesiegelten Brief einzustecken, und wofern es ihm nicht gelingen sollte, eine persönliche Zusammenkunft mit der liebenswürdigen Charlotte zu erhalten, den Brief für sie im Pfarrhause zurückzulassen. Zu früher Stunde machte er sich nach Alderton auf den Weg. Ehe er die Pfarrwohnung erreichte, kam er an der Kirche vorüber, und da er hier, so wie im ganzen Dorfe, starke Bewegung bemerkte, fragte er, was es gebe, und erfuhr, daß Bekannte der Familie Lovegrove diesen Morgen getraut werden sollten, die Pfarrdamen bereits in der Kirche, die Brautleute aber noch nicht angekommen seyen. Demnach trat er in die Kirche und gewahrte, selbst ungesehen, die beiden Damen Lovegrove in dem altmodischen und bequemen Pfarrstuhle, die Aeltere mit ihrem Zuckerhut, mit dem lackirten Fächer und atlasnen Kleide, die liebliche Charlotte im allerliebsten Anzuge einer jugendlich blühenden Brautjungfer. Seine Freundin mit dem Fächer hielt dem jungen Mädchen offenbar eine ernste Ermahnungsrede, und eben so offenbar hörte das junge Mädchen zwar mit niedergeschlagenen Augen, aber nicht sehr aufmerksam zu. — „Ah ha!“ dachte Pritchcraft, „Charlotte hat meinen Brief vorgezeigt und die bevorstehende Trauung unstreitig zu einigen angemessenen Betrachtungen Stoff gegeben.“ Unbemerkt verließ er die Kirche, achtete dies eine gute Gelegenheit, seinen Plan hinsichtlich des zweiten Briefs auszuführen, ging nach der Pfarrwohnung und händigte dem Bedienten den Brief ein, mit dem Beisatze, er werde bald wieder vorsprechen, die Antwort zu holen. Als er zurückkam, war der Doktor ausgegangen, aber die Damen waren zu Hause, und in dem Wohnzimmer, wohin er gewiesen wurde, fand er zu seinem innigsten Entzücken und mit gesteigerter Hoffnung Miß Charlotte Lovegrove allein. Die junge Dame empfing ihn sehr freundlich, bot ihm die Hand zum Willkommen und bat, unter herzlichem Lachen, das sonderbare Versehen des Doktors zu entschuldigen. „Aber das Lustspiel der Irrungen,“ setzte sie listig hinzu, „ist noch nicht zu Ende. Glauben Sie wohl, daß ich einen förmlichen Heirathsantrag von Jemand erhalten habe, der entweder Ihren Namen führt, oder ihn angenommen hat? Sehen Sie hier,“ und so sagend, zeigte sie ihm seinen Brief. „Verzeihung, Engel der Lieblichkeit!“ rief Pritchcraft und sank auf ein Knie; „ich erkenne meine Verwegenheit, aber ich bete Dich an, ich verehre Sie — ich —“

Da klopfte es an die Thür, eine Dienerin trat ein und flüsterte Miß Charlotte etwas zu, in dessen Folge diese das Zimmer verließ, doch gewiß nicht im Zorn, denn mit sichtbarer Anstrengung unterdrückte sie das Lachen. Pritchcraft hatte sich kaum in höchster Verlegenheit aus seiner demüthigen Stellung erhoben, als seine Freundin mit dem Zuckerhut vor ihm stand, ihn holdselig willkommen hieß und, während sie selbst einen Stuhl nahm, ihn bat, sich niederzulassen. Es war etwas Gezwungenes, etwas Zögerndes in ihrem ganzen Wesen, Pritchcraft fühlte, daß die Entscheidung nahte; „sie muß um den Brief wissen,“ dachte er, und in respektvoller Entfernung leistete er schweigend Gehorsam. Nach einigen einleitenden Hems und Has und mehreren beiderseitigen gleichgültigen Bemerkungen hob die Dame leise und schüchtern an: „Herr Pritchcraft, Sie haben die Güte gehabt, einen Brief —“ — „Verzeihung, Madame, ja, ich bekenne es!“ fiel Pritchcraft ein. — „Es ist nicht an mir, Sie zu tadeln,“ versetzte die Dame; „allein Sie wissen, es kam so plötzlich, und ich, es würde mir leid seyn, die Ausdrücke falsch zu deuten —“ — „Falsch zu deuten!“ rief Pritchcraft; „ich schwöre Ihnen bei Allem, was heilig ist, Madame, mein Antrag ist der aufrichtigste, der reinste, der uninteressirteste von der Welt,“ und dabei ergriff er die Hand der schönen Dame. — „O, Herr Pritchcraft, ich bezweifle das nicht; aber die Klugheit — Sie werden zugeben — gleichwohl — ich will aufrichtig seyn — ich will kein Hinderniß —“ — „Des Himmels reichsten Segen über Sie, Madame!“ unterbrach Pritchcraft. — „Aber was wird mein Bruder, meine Schwester denken?“ fuhr die Dame fort. „Bruder — Schwester!“ wiederholte Pritchcraft. „Sie meinen Ihren Neffen, werthe Madame. Harry Lovegrove ist mein Freund und weiß bereits um

meine Liebe.“ — „Sonderbar,“ entgegnete die Andere, „wahrhaftig, sehr sonderbar, daß zwei solche Ereignisse fast zugleich in unserer Familie stattfinden sollen!“ — „Zwei Ereignisse! welches zweite Ereigniß, Madame?“ forschte Pritchcraft. „Wissen Sie denn nicht, mein theurer, lieber Freund,“ erwiderte die Dame, „daß Charlotte sich nächsten Monat verheirathet?“ — „Char — Charlotte — welche Charlotte?“ rief Pritchcraft in höchstem Erstaunen. „Welche Charlotte!“ versezte die Dame; „nun, meine Schwester Charlotte — Charlotte Lovegrove, die mit Hauptmann Lovington verlobt ist.“

Es würde unmöglich seyn, die Ueberraschung, Bestürzung, Verwirrung unsers Freundes Pritchcraft zu malen. Sein vis à vis war nicht weniger betreten, und es dauerte geraume Zeit, ehe Pritchcraft, der seine ganze Geistesgegenwart aufbot, folgende Erklärung erhielt. Doktor Lovegrove's Vater hatte sich sehr jung verheirathet und drei Kinder gezeugt, den Doktor, des Rechtsgelehrten Harry Vater und Miß Lovegrove, die Eigenthümerin des Zuckerhuts und des lackirten Fächers. Nach dem Tode seiner Frau hatte er sich in ziemlich vorgerücktem Alter ein zweites Mal vermählt, aus welcher Ehe ein einziges Kind, die liebenswürdige Charlotte, entsprungen war, die nach dem Ableben ihres Vaters sich stets bei ihrer Schwester und ihrem Bruder, dem Doktor, aufgehalten, jedoch wegen der Ungleichheit des Alters stets mehr für die Tochter, als für die Schwester gegolten hatte. Demgemäß war die Lovegrovesche Tantenschaft in Bezug auf den Rechtsgelehrten Harry ein verwandtschaftlicher Grad, welcher beiden Damen mit gleichem Rechte zukam. Die ältere wurde immer Miß Lovegrove, die jüngere immer Miß Charlotte genannt; daher Pritchcrafts Versehen. Sein erster, an Miß Lovegrove gerichteter Brief war dieser Dame zugegangen und von ihr, wie wir gesehen haben, ganz ernstlich aufgenommen worden.

Sobald Pritchcraft den Gebrauch seiner gesunden Vernunft wieder gewonnen hatte, berechnete er, daß er sich nicht bloß sehr lächerlich gemacht, sondern auch, was für seine Umstände noch wichtiger, die doppelte Wette der einhundert Pfund verloren habe, indem er offenbar um zwei Tanten Lovegrove gefreit. Ein Auskunftsmittel war indessen zur Hand. Allerdings besaß Charlotte von ihrer Mutter ein unabhängiges Vermögen von zwanzigtausend Pfund, allein ihre Schwester besaß auch eigenthümliche zwölftausend Pfund in sicheren ostindischen Papieren, und außerdem ein gut rentirendes Haus in der Stadt. Pritchcraft war in seinen kälteren Augenblicken ein verständiger Mensch. Die ältere Miß Lovegrove nahm ihr Wort nicht zurück, Pritchcraft machte gute Miene zum bösen Spiel, und bald darauf wurden Beide Mann und Frau.

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Die schöne Charlotte, jezt Mistreß Lovington, hat zwar zehn Kinder, ist aber immer noch eine hübsche, angenehme Frau. Mistreß Pritchcraft, obgleich ziemlich alt, ist ebenfalls noch am Leben. Aber ihr geliebter Charles hat seine ganze Tanzcelebrität verloren, ist dick, schläfrig und gichtbrüchig geworden. Der kleine Doktor ist gestorben; Harry hat dessen Vermögen geerbt, seine gesammte juristische Bibliothek für zwanzig Pfund, zehn Schillinge und sechs Pence verkauft und sich zur Ruhe gesezt. Er bemerkt oft, daß er zwar zwei Tanten Lovegrove verloren, dafür aber einen Oheim Pritchcraft gewonnen habe. Endlich ist noch anzuführen, daß Oheim Pritchcraft seinem Neffen nie das Geringste auf die fragliche Wette bezahlt hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Die Gemäldesammlung von Morries und Franke.

Zwei Franzosen, von denen einer ein Deutscher ist, sind hier, um dem Staate, oder wenn der sie nicht will, den Privatleuten eine Reihe von Bildern aus allen Schulen anzubieten. Die Gemälde haben nicht allein den Namen berühmter Meister verbrieft und besiegelt, sondern auch zum Theil den Werth für sich, und wäre nicht der Preis, welchen ihre Eigenthümer seyen, so wäre Alles gut. Die Zeit, wo man 50.000 Franken für einen Andrea del Sarto mit Vergnügen gab, ist vorüber. Der Ankauf der Sollischen Sammlung, welche den Hauptbestandtheil des Museums bildet, hat zu viel Gerede gegeben und die Ankäufer gewitzigt, um, ohne Zustimmung der öffentlichen Meinung, welche hier mitzusprechen hat, derlei gewagte Geschäfte zu unternehmen. Ein Theil des Mißkredits, welcher, nur halb gerechtfertigt, auf unserm Museum haftet, bezieht sich auf jene übertheure Erwerbung der Sollischen Sammlung, und die Menschlichkeiten, welche dabei vorgegangen seyn mögen. Die Frage, wer, wo der Staat als Kunstkenner auftreten muß, das Organ desselben seyn soll, wird freilich, statt erledigt zu seyn, täglich schwieriger, wo selbst unter den Berufenen — vorausgesezt, daß diese durch ein ideelles Scrutinium zu ermitteln wären — die Schulansichten sich schroff entgegentreten. Das Publikum erfuhr dies aus vielen Streitschriften, die unter den Betheiligten und Berechtigten gewechselt wurden, und, heftig geführt, selbst die Aengstlichkeit der Behörden aufweckten, indem an der Autorität bestallter Kunstkenner von andern Bestallten gerüttelt wurde. Wirklich, in solchen Fällen ist der Staat schlimm daran, und noch schlimmer ist es die Wahrheit, indem es doch auch noch keinem Opponenten der kunstkennerischen Oligarchie in den Sinn gekommen, unbedingt an die vox populi zu appelliren und die Meinung aufzustellen, daß, was der Mehrzahl des Publikums gefalle, angeschafft werden müsse; ein Princip, von dem vielmehr Jeder zugibt, daß es zum Absurden führt. Also ist hier die Kampfbahn nur abgesteckt für Tories und Whigs, für Liguisten und Frondeurs, für solche, welche jezt

mitzusprechen haben, und für die, welche mitsprechen möchten. Herr von Rumohr, der sonst mitsprach, wenn auch nicht bestallt, ist nicht hier, und ebensowenig Dr. Wagen, der das bestallte Organ ist, um zu sprechen. Er reist noch in England, um offiziell anzusehen, was wir nie zu sehen bekommen werden. Also werden die Herren Morries und Franke, mit ihren köstlichen Rubens, Sartos, Domenichinos, Ruysdaels u. A., wohl unbefriedigt Berlin verlassen und sich nach England wenden, um ihre Schätze in der Landhalle irgend eines Squire oder Nobleman, der noch nicht an die Revolution denkt, die seine Parks und Mauern durchbricht, für das Publikum zu vergraben; denn so reiche Privatleute, welche statt des Staates kaufen könnten, gibt es bei uns nicht. Herr Franke, ein geborner Berliner, hat sich übrigens schon früher um unsere Kunstsammlung verdient gemacht, indem er den Ankauf der werthvollen Giustinianischen Sammlung vordem in Paris zu Stande brachte. Andererseits drängt sich neben jener bedenklichen Rechtsfrage die faktische auf: wie kamen Privatleute zu einer Sammlung, welche für Privatkäufer zu kostbar ist? Der Wege, zu Gemälden zu kommen, sind gewiß so viele, als derer in's Himmelreich. Diesmal geben die versiegelten Atteste des Königs der Franzosen, daß mehrere der Stücke in der Gemäldesammlung seines Vaters Orleans gewesen, einen Fingerzeig, wie die erste französische Revolution vermuthlich die Vermittlerin gespielt hat. Noch muß ich anführen, daß im Publikum sich Stimmen überhaupt gegen den theuren Ankauf alter Gemälde erheben und der Meinung sind, daß für die 50,000 Franks, welche ein einziger Andrea del Sarto kosten soll, zehn treffliche Bilder neuerer vaterländischer Meister anzuschaffen wären, mit denen das Nationalmuseum eröffnet werden könnte.

Paris, September.

(Beschluß.)

Die Theatercensur.

Wenn die Behauptung des Herrn Thiers nicht widerlegt worden ist, so rührt es wohl daher, weil die Opposition einsah, daß alle ihre Einreden vergeblich seyn würden, oder weil sich unter den nichtministeriellen Deputirten Niemand fand, welcher über Dramatik ernstlich nachgedacht hätte. Es ist sonderbar, daß man jezt von der Bühne eine Moralität verlangt, die sie zu keiner Zeit in Frankreich gehabt hat. So z. B. hat ein Deputirter dem Dichter Chattertons vorgeworfen, er habe den Selbstmord als erlaubt, ja ganz rechtlich dargestellt. Was ist aber verkehrter, als dem Dichter die Fehler oder die falschen Schlüsse eines von ihm aufgestellten Charakters beizumessen! War es Goethe's Absicht, den Selbstmord als löblich darzustellen, weil Werther in seiner Lage diese Handlung als etwas ganz Natürliches ansieht? So hätte man ja auch Racine einen Vertheidiger der Blutschande schelten können, weil er durch seine Kunst Phädra alle Theilnahme der Zuschauer zuwendet, und Corneille wäre dann der Lobredner des Zweikampfes; denn in seinem Cid wird derselbe als der einzige Ausweg zur Rettung der Ehre dargestellt. Eine Sittenschule ist das Theater schon lange nicht mehr, und vielleicht nie gewesen; man verlange also heutzutage nicht mehr von demselben, als was es von jeher geleistet hat. Unter der Censur war es nicht moralischer, als jezt, und darum kümmerten sich die Censoren auch wenig. Die Hauptsorge dieser kurzsichtigen Leute (ich spreche von den französischen Censoren) lief nur stets darauf hinaus, ein Wort, einen Ausdruck auszumerzen, der ihrer Meinung nach eine gefährliche Wirkung hervorbringen müßte. Wortklauberei war ihre Hauptbeschäftigung, und dadurch ermüdeten sie die Theaterdichter so sehr, daß man allgemein erfreut war, als diese Plage endlich aufhörte. Der einzige gegründete Vorwurf, den man dem jezigen Theater in Paris machen kann, ist, daß es viel zu viele Greuel, Laster, abgeschmacktes und fades Zeug darstellt. Dies ist aber Sache des Geschmacks, nicht der Moralität. Dem Publikum scheint dies Alles zu behagen, wie es ihm in den Romanen gefällt; je toller und schrecklicher, desto besser. Solch einem auf Abwege gerathenen Geschmacke hat die Censur nie abgeholfen, und wird es auch jezt nicht thun. Dagegen war die ganz freie Bewegung der dramatischen Kunst seit fünf Jahren ein höchst interessantes Schauspiel; ihr vorzüglich hat Frankreich es zu verdanken, daß der alte, herkömmliche Respekt vor den sogenannten Theaterregeln, besonders den trois unités, dem gesunden Verstande hat weichen müssen, und daß es dem Genie endlich erlaubt worden ist, sich eine Bahn zu brechen, von dem Gängelbande, welches der Mittelmäßigkeit so gut zu Hülfe kam, sich frei zu machen und kühn seinen Flug zu nehmen. Uebrigens wird der Zwang, den man jezt dem Theater wieder auflegen will, keine andere Folge haben, als elende Plackereien, welche den Theaterdichtern einigen Verdruß machen, aber das Theater selbst nicht im Geringsten bessern werden, falls es wirklich so schlecht ist, als man behauptet. So lange es eine freie Presse in Frankreich geben wird (und hoffentlich wird sich die Nation dieselbe nimmer nehmen lassen), können die dramatischen Geisteserzeugnisse unverstümmelt zur Nachwelt übergehen, wenn sie auf der Bühne nicht so dargestellt werden können. Auch wird das Censiren der neuen Theaterstücke ziemlich große Schwierigkeiten haben. Man ist an dieses Joch nicht mehr gewöhnt, und wird sich dagegen sträuben; über jeden dummen Streich der verborgenen Censoren wird die Journalistik nicht ermangeln, sich lustig zu machen; nun fürchtet aber Alles in Frankreich, vom Minister an bis zum unbekanntesten Schriftsteller, vor dem Publikum lächerlich gemacht zu werden. Auch befinden sich unter den Theaterdichtern Deputirte und Beamte, welche die Regierung nicht beleidigen darf, wofern sie auf ihre Stimme, auf ihre Unterstützung rechnen soll. Die Theaterdichter in Paris haben bekanntlich schon längst ein Komité zur Handhabung ihrer Rechte und ihrer Interessen gebildet, sie stehen nicht einzeln da, sondern stellen sich als ein achtbares Korps der Regierung gegenüber. Daher wird man gelinde gegen sie verfahren und den Herren eine recht süße Censur beizubringen suchen, damit die Minister doch wenigstens ihr Recht behaupten. Man glaubt allgemein, daß einige Deputirte, welche auch Theaterdichter sind, und zwar im klassischen, das heißt, jezt verrufenen Style, nur deßwegen für das Theaterjoch gestimmt haben, weil sie hoffen, daß nun das Romantische fallen und ihre klassisch zugerichteten Tragödien wieder Aufnahme finden werden. Die armen Herrn betrachten die Scheere der Censur als Waffe zur Vertheidigung ihrer eigenen Klassizität. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 231:

Der Kalk.

Beilage: Monatsregister September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Oktober 1835.

Diese Köpfe scheinen zusammenzugehören, und doch können sie weiter aus einander liegen als drei Fixsterne, die einen Triangel formiren. Es ist Alles bloß scheinbar: jeder ist eine Welt für sich, jeder hat sein eigenes Licht. Wer noch nicht weiß, daß der Kopf die Welt macht, nicht die Welt den Kopf, der sehe hieher.

Lichtenberg.
Zu Hogarths Bildern.

Das Narrenhaus,
von W. Kaulbach,
nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.*

Von Guido Görres.

Zweiter Abschnitt.
(Mit einem Umriß.)

Nach den allgemeinen Betrachtungen im ersten Abschnitt wenden wir uns zu den einzelnen Figuren.

Der Moment der Darstellung ist folgender. Die Kranken sind in dem Hof unter der Aufsicht des Hauswärters, um Luft zu schöpfen. Der Hof, von der Mauer und dem Narrenhause eingeschlossen, ist nackt und öd, nur hier und da sprossen spärlich einige Pflanzen, noch kahler ist ein Bergzug, der sich hinter der Mauer herzieht. Nur ein paar einzelne Bäume sind darauf zu sehen. Man kann sich denken, daß es ein düsterer, kalter, trauriger Herbsttag sey, Nachmittags, wenn man nicht weiß, ob das trübe Licht von dem grauen Himmel oder dem Nahen der Nacht herrührt. Sieben von den Kranken sitzen auf viereckigen Steinen in einem Halbkreis neben einander; sieben andere stehen in zwei Gruppen getheilt hinter ihnen.

Der Trieb der Gesellschaftlichkeit, der sich bei den Unglücklichen nur noch in dem Bedürfnisse der menschlichen Wärme äußert, treibt sie instinktmäßig zusammen; denn ein anderes Band gibt es zwischen ihnen nicht, weil Jeder seine eigene Logik hat, und keiner den Andern versteht. Sie fühlen nur zum Theil dunkel die innere Unheimlichkeit, mit sich selbst allein zu seyn, und suchen sich Einer an dem Andern zu wärmen. Rechts in einiger Entfernung, die rauchende Pfeife im Munde, die Peitsche in der Tasche, die Hände mit den Schlüsseln auf den Rücken geschlagen, steht der wohlbeleibte Wächter, das Gesicht mit dem Ausdruck gleichgültiger Verächtlichkeit halb gegen die Kranken gekehrt, als wollte er sagen: dummes Narrenvolk! rühre sich keiner, sonst kriegt er die Zwangsweste. Ganz links in noch größerer Ferne, nicht weit von der Mauer, geht ein altes Mütterlein, das Gesicht beinahe ganz verhüllt, die Augen vor sich hin gegen die Erde gekehrt, geschäftig ihren eigenen, stillen Weg, der mit den Uebrigen in gar keiner Beziehung zu stehen scheint. Die verhüllte, stille, geschäftige Gestalt hat etwas Geheimnißvolles, man könnte sie für das dunkle, still über Menschen und Göttern waltende Schicksal

---

* Der Kupferstich, von welchem ein verkleinerter lithographirter Umriß beifolgt, kostet vor der Schrift auf weiß Papier 12 fl., chinesisch 14 fl. Nach der Schrift weiß Pap. 8 fl. 6 kr., chinesisch 10 fl. Man kann ihn bei allen Kunstvereinen einsehen.

halten, für eine Parze, die eben einen Lebensfaden abschneiden will, ohne rechts oder links zu sehen, und taub für alle Bitten und Klagen. Aus den verstörten Gesichtern spricht der Wahnsinn, man sieht, daß in ihrem Innern ein fressendes, wild und wirr loderndes Feuer brennt; die Züge sind scharf und schneidend wie ein Fels, an den mit eintöniger Bewegung die Welle ununterbrochen anschlägt. Alle Gestalten treten mit einer erstaunlichen Plastik aus dem Bilde hervor, und wer einmal in einem Narrenhause war, wird gewiß hier alte Bekannte wieder zu erkennen glauben, so schaudererregend ist ihre Wahrheit, und sie erzählen ihre Leidensgeschichte und ihren Zustand so deutlich, daß wir ihnen nur Worte geben dürfen.

Der Kupferstich ist von Herrn März mit lobenswerther Treue und außerordentlicher Sorgfalt ausgeführt. Er zeichnet sich besonders dadurch aus, daß er den falschen, glänzenden, auf augenblickliche Bestechung berechneten Effekt verschmähend, in der guten alten Weise Marc Antons mit wenig Mitteln einfach und sicher das Original wiedergibt. Die Aufgabe war hier um so schwieriger, da sie die vollkommenste Auffassung des feinen Mienenspiels in den verzerrten Gesichtern dieser Verrückten erforderte. So viel über den allgemeinen Eindruck des Bildes.

In der Mitte des Halbkreises sitzt eine edle, hochgewachsene, starke, wohlgebaute Gestalt. Der Kopf ruht vorgebeugt auf der zornig geballten Faust des rechten Arms, und dieser auf dem rechten Knie, das nachlässig über den linken Fuß geschlagen ist. Die Beinkleider sind kurz, die Strümpfe hängen nachlässig tief herunter und zeigen Schienbeine, aus denen man auf den eisernen, muskulösen Bau der ganzen Gestalt schließen kann. Rechts über die Brust gebunden hängt oben an der linken Schulter ein hölzerner Degen; wenn wir nicht irren, so ist es derselbe, den die Frankfurter Deputation zum Feste nach Hambach übersandte. Aus dem Gesichte mit den aufgesträubten Haaren und den fletschenden Zähnen, der geballten, den halben Mund bedeckenden Faust, und vor Allem aus den finster drohenden, zornig blitzenden Augen spricht sich ein furchtbarer Ingrimm drohend aus, der aber seine eigene Ohnmacht fühlt und darum auf die Zähne beißt. Schon lange verzehrt er sich so in seinem innern Grimme, trotz seiner Kräftigkeit sind die Wangen gegen den Mund mit dem Schnurrbart scharf eingefallen.

Es ist dies ein Gespenst aus jener glänzenden Kaiserzeit des sogenannten französischen Ruhms, da der größte Theil von Europa, zu Boden geworfen, den blutigen Staub von dem Fuße des Sohnes der Revolution küßte und sich wie ein Wurm vor dem krümmte, auf dessen Fahnen zuerst die Namen der Freiheit und Gleichheit, und dann die des Ruhms und des Völkerglücks standen. Damals focht er in den Reihen jener berühmten alten Kaisergarde der großen Armee, die von ihrem Herrn nur langsam und zuletzt auf den Feind losgelassen wurde, wenn die Gefahr scharf auf sie andrängte und ihren Zorn hinlänglich entflammt hatte, und die dann im Bewußtseyn ihrer Unbesiegbarkeit auf die Beute sich losstürzte. Aber es gingen andere Sterne am Himmel auf; der Allgewaltige, der mit Kronen und Völkern, mit Rechten und Verträgen, mit Treue und Glauben gespielt, wie Kinder mit Bällen, wurde selbst wie ein Ball von der Hand eines Mächtigeren hinaus auf einen einsamen Felsen in das fernste Meer geworfen, wo ihm nichts blieb, als hinter sich der Rückblick in eine ungeheure Vergangenheit voll unermeßlicher Trümmer, voll von Leichenfeldern und Leichensteinen gescheiterter Hoffnungen, und vor sich der Blick in die Ewigkeit und die Stunde einer ernsten Rechenschaft über die Gaben, die in seine Hand gelegt gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Systeme des thierischen Organismus.

Von Joh. Meesler.

Wenn der Mensch die ersten Blicke wirft auf die Schaar der Individuen, die ihn umgibt, so fühlt sich sein Geist verwirrt von dieser ungeheuern Mannichfaltigkeit der Wesen, die, wie die bunten Gebilde einer Tropfsteinhöhle, vom Zufall geschaffen und ohne ein einigendes Gesetz zusammengeworfen scheinen. Sind aber unsere geistigen Sinne erst scharf und geübt genug, so werden wir da die schönste Symmetrie erblicken, wo der Idiot nur chaotische Verwirrung sieht, so werden uns da die entzückendsten Harmonien entgegen tönen, wo des nicht Geweihten Ohr nur schreiende Dissonanzen vernimmt. — Es ist die Aufgabe der Naturwissenschaft, ihre Schüler auf den Standpunkt zu führen, von welchem aus eine solche Auffassung möglich wird, und sie wird dies Problem desto genügender lösen können, je näher sie dem Ziele gekommen seyn wird, das sie gegenwärtig erst anstrebt. Sollte es ihr einst gelingen, dies Ziel vollkommen zu erreichen, so würde sie klar und sicher nachzuweisen im Stande seyn, welche Gesetzmäßigkeit im Reiche der Natur allenthalben herrscht, mit welcher Regelmäßigkeit die Natur in ihren Schöpfungen vom Niedern zum Höhern aufsteigt, wie genau überall das Folgende an das Vorhergehende sich anschließt. Der gegenwärtige Aufsatz soll, so weit es nach dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Disciplin möglich ist, durch die Behandlung seines Themas die Wahrheit des eben im Allgemeinen Behaupteten an einem speciellen Gegenstand darthun. Ganz vorzüglich war es unsere Absicht, zu zeigen, wie im Reiche der Natur dasselbe Gesetz der Entwicklung, das

im größeren, *einschließenden* Kreise herrscht, auch im kleineren, *eingeschlossenen* immer sich wiederhole, nicht dem *Wesen*, nur dem *Grade* nach verschieden.

Der Körper des Menschen wie der vollkommenern Thiere besteht aus fünf anatomischen Systemen, * aus dem *Zellsystem* (*Hautsystem*), *Knochensystem*, *Muskelsystem*, *Gefäß-* oder *Blutsystem* und *Nervensystem*. Es wird im Verlaufe dieses Aufsatzes klar werden, daß diese Systeme an Dignität einander nicht gleich sind, sondern nach der Ordnung, in der wir sie genannt haben, an Bedeutsamkeit gewinnen, so daß das Zellsystem am tiefsten, das Nervensystem am höchsten steht. — Wir werden finden, daß das höhere Thier, eben indem es diese Systeme enthält, gleichsam das gesammte Thierreich in sich begreift. Da nämlich die organischen Systeme nicht zumal, sondern successiv im Thierreich auftreten, so daß das Thier auf seiner untersten Stufe nur das niedrigste System besizt, aber so oft es eine neue, höhere Stufe erstiegen hat, von der Natur ein neues, höheres System erhält, so wird durch jedes einzelne anatomische System recht eigentlich eine bestimmte Thierklasse repräsentirt. Es erhellt aus dem Gesagten, daß hier ähnliche Beziehungen Statt haben, wie bei den Sinnorganen. (Man vergleiche den Aufsatz in Nr. 153 und 154 d. J. des Morgenblatts.) — Aber nicht nur die zoologischen Klassen werden durch die Systeme der höhern thierischen Organismen wiederholt, sondern selbst die Reiche der Natur überhaupt. Achtet man nämlich einerseits auf die Grundcharaktere der Naturreiche, und andernseits auf die Grundbedeutung der animalischen Systeme, so tritt eine Analogie scharf und unverkennbar hervor. Eine spezielle, freilich nur die betreffenden Momente umfassende, gedrängte Betrachtung der einzelnen Systeme soll nun die eben aufgestellten Sätze erläutern, ausführen, begründen.

Das *Zellgewebe* erscheint im Thier in doppelter Gestalt, einmal als eigentliches Zellgewebe und zweitens in erhöhter Potenz als *Haut*, wie dies *Oken* gezeigt hat. Das Zellsystem ist die Basis aller übrigen Systeme, es ist, wie Oken sich ausdrückt, die Hauptmasse, in der die andern Elemente nur wie Erzgänge angeschossen sind. Schon in dieser Beziehung entspricht das Zellsystem der unorganischen Welt, die gleichfalls die Mutter der höhern Naturreiche, der Grund alles Organischen ist. Aber auch noch ein anderes wichtiges Vergleichungsmoment bietet sich uns hier dar. Wie nämlich im Mineralreich nur *geometrische* Gestalten, aber nie freie, *eigenthümliche* Formen erscheinen, so bildet auch das Zellsystem, obgleich es einen *festen* Bestandtheil des Körpers ausmacht, dennoch nie eigenthümliche, *organische* Formen, sondern es formt sich gleichfalls nach geometrischen Gesetzen, oder schmiegt sich der Form anderer Theile an. Das Zellgewebe ist also das rein materielle Substrat des ganzen thierischen Körpers. Das Zell- oder Hautsystem entspricht der untersten Abtheilung des Thierreichs, den sogenannten *wirbellosen Thieren*. Bei diesen ist noch keines der höhern Systeme entwickelt, wenn gleich Andeutungen von ihnen sich finden, sondern sie haben bloß aus Zellgewebe und Haut gebildete Organe. Die wirbellosen Thiere sind die *Zellgeweb-* oder *Hautthiere*. Schon wegen des Mangels eines innern Skeletts kann man ihnen keine eigentliche, feste Form zuschreiben. Man kann sie daher *formlose*, *materielle* Thiere nennen. Wie das Zellgewebe, streng genommen, nicht sowohl den übrigen Systemen eigentlich coordinirt ist, sondern ihnen allen zusammengenommen gegenübersteht, da das Zellgewebe den Grund, die übrigen Systeme das auf diesem Grund erbaute Gebäude vorstellen, so bilden auch die Hautthiere eigentlich nicht eine *Klasse*, die den übrigen Klassen des Thierreichs coordinirt wäre, sondern das gesammte Thierreich zerfällt in zwei große Abtheilungen, in Thiere ohne ein entwickeltes, rein animalisches System, Hautthiere, und in Thiere mit entwickelten animalischen Systemen, die sogenannten *Wirbelthiere*. Die Hautthiere stehen also den vier übrigen Klassen zusammengenommen gegenüber. Dem Angegebenen analog spaltet sich auch die gesammte sichtbare Natur eigentlich in zwei Abtheilungen, in eine unorganische und in eine organische, so daß das Mineralreich dem Pflanzen- und Thierreich gegenübersteht.

Das *Knochensystem* steht um eine Stufe höher, als das Zellsystem, weil es die *Form* des Körpers bestimmt, und dies ist zugleich seine Hauptbedeutung. Das Knochensystem ist das *Formsystem*. — Das Knochensystem tritt in seiner ausgebildeten Gestalt, d. h. als vollkommenes, inneres Skelett zuerst bei den Fischen auf. Die Muskeln der Fische sind noch unvollkommen, da ihnen die rothe Farbe fehlt und ihre Fasern meist parallel laufen, ohne sich in Sehnen zu vereinigen. Das Blutsystem ist noch unvollkommen, denn das Blut der Fische ist kalt und der Kreislauf desselben einfach. Noch weniger ausgebildet ist das Nervensystem: das Gehirn verdient kaum diesen Namen. Wie entwickelt und vorwaltend dagegen das *Knochensystem* bei den Fischen sey, davon hat sich wohl Jeder überzeugt, den je beim Verzehren eines Fisches die Menge sowohl der größern, als der kleinern im ganzen Körper verbreiteten Gräten geärgert hat. Die Fische sind die *Knochenthiere*; sie sind die ersten

* Die Schriftsteller differiren sehr in der Bestimmung der Begriffe *organisches System*, *Organ*, *organischer Apparat*. Wir halten uns hier im Ganzen an die einfachen und klaren Definitionen, die von Bär in seiner trefflichen Anthropologie gegeben hat, da diese denn doch ziemlich allgemein angenommen sind.

Thiere, die, eben dadurch, daß sie ein Knochensystem erhalten, eine feste Form gewinnen, und die Natur, einmal so weit gelangt, scheint gleichsam zu luxuriren in ihren Formbildungen; daher die zahlreichen, bunten, barocken Gestalten der Fische. Sie sind die Formthiere.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Zeitungen. Interessante Fremde. Industrieausstellung. Gegenwärtige Lage des Hofburgtheaters und der Oper. Haslinger. Zang.

Mit wahrem Heißhunger fällt man jezt über die Allgemeine Zeitung her, deren Interesse sich hier durch den Umstand erhöhte, daß man sie nunmehr für immer um einen Tag früher, also den dritten schon erhält. Wenn schon ehedem wichtig durch ihre zahlreichen Korrespondenzen in allen Zeichnungen und Farben, ist sie es jezt aus eben genanntem Grunde um so mehr für den Wiener, als er die bedeutendsten Neuigkeiten, oft aus seiner nächsten Umgebung, durch dieselbe zu erfahren seit langer Zeit gewohnt ist. So kommt es denn, daß man dieses Blatt hier überall findet, oft in den kleinsten Etablissements zu zwei Exemplaren, und daß Jeder, weil eben Jedermann seine Lebensfarbe darin abgespiegelt sieht, zuerst nach ihr verlangt, besonders im jezigen wichtigen Zeitabschnitte. Die scheinbar geringfügigsten Umstände in ihren Mittheilungen werden mit der größten Aufmerksamkeit gelesen. Das wirkt denn natürlich günstig auf den Redaktionsgeist des Beobachters und der Wiener Zeitung ein, die nicht zurückbleiben wollen; schäzenswerth hierin ist die Offenheit des Erstern, mit welcher er sich beeilt, nicht nur Thatsachen, sondern selbst Reden und raisonnirende Artikel jener Blätter, die der freiesten Opposition huldigen, seinem großen Lesekreise mitzutheilen. Wenn die Wiener Zeitung, wie zu hoffen steht, auch an Sonn- und Feiertagen erscheinen wird, und die Herausgeber ihrem braven Redakteur Bernard einen größern Spielraum für Politik und vielleicht auch (wie in der preußischen Staatszeitung) einen Plaz für Kunstkritik überlassen werden, so dürfte dieselbe, allenfalls auch auf einladenderem Papier gedruckt, an Interesse sehr gewinnen. — Unter den zahlreichen Fremden (in den lezten Tagen durch vornehme Cholerasflüchtlinge aus Italien vermehrt) nimmt noch immer Ahmed Pascha die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Gestern wurden ihm zu Ehren auf der Simmeringer Haide Leuchtkörper geworfen und ein imposantes Feuerwerk abgebrannt; auch erzählt man sich täglich Anekdoten und Bonmots theils zu seinen Gunsten, theils auf seine Kosten. Die beste kleine Geschichte dürfte die aus dem Blindeninstitute seyn. Man legte ihm die schönsten Arbeiten der Blinden vor, mit dem Ersuchen, einen trefflich gearbeiteten Beutel als Andenken zu nehmen. Er aber griff mit den Worten: „Aus dem, was Blinde gefertigt, will ich auch blind wählen!“ geschlossenen Auges unter die ausgelegten Sachen und — zog ein Kruzifix. Nächstens kehrt er nach Konstantinopel zurück. — Der literarischen Welt nicht uninteressant ist die Anwesenheit des Fürsten Lichnowsky, dessen Geschichte der Habsburger in zehn Bänden durch Schaumburg auf Pränumeration angekündigt worden. Wenn sie nicht besser glückt, als die für Heerens Sammlung verfertigte Geschichte Oesterreichs von Graf Mailath, so dürfte für vaterländische Historie nicht viel gewonnen seyn; Mailaths Arbeit (I. B.) erfuhr hier durch die österreichische Zeitschrift eine strenge, aber nicht unbillige Rüge. — Daß auch der Statistiker Balbi hier ist, werden Sie wissen, vielleicht aber nicht, daß er in der Staatskanzlei im indirekten Dienste steht. J. Groß (genannt Groß-Hoffinger), der den Wunsch hegt, wieder nach Oesterreich zu kommen, hat hier persönlich Schritte dafür gethan, deren Resultat noch nicht bekannt ist. Er wäre der Mann für ein geographisches Institut, worin er seine schönen Kräfte nuzbringend üben könnte, während er sie seit einiger Zeit Arbeiten zuwendet, die ihm hier und dort Feinde machen. — Die seit dem 1sten dieses Monats in den ungeheuern Sälen der k. k. Reitschule und Bibliothek eröffnete vaterländische Industrie-Produkten-Ausstellung erregt hohes Interesse, und ich behalte mir vor, ehestens ausschließend darüber zu schreiben; sie ist von europäischer Wichtigkeit. — Mehr und mehr füllen sich nun auch schon die Theater. Die große Schröder ist wirklich für die Burg gewonnen und trifft zu Ostern ein. Man kann ohne sie fast keine große Tragödie geben; mit ihr kehren Macbeth, Maria Stuart, Lear, Hamlet, Medea, Braut von Messina u. s. f. wieder ein. Noch bleibt aber dem Hofburgtheater viel zu thun übrig, wenn es seinen durch Schreyvogels (Wests) unermüdeten Eifer begründeten Ruhm als erstes deutsches Theater behaupten will; denn es fehlen ihm ein jugendlicher Held, eine zärtliche Mutter, ein zärtlicher Vater, ein Charakterspieler, wie Wolf, Seydelmann (nicht zu sprechen vom verewigten Rose), eine jugendliche Heldin aber vor Allem. Bei Ermangelung dieser Genannten erklärt und rechtfertigt sich die Neigung der Direktion wie des Publikums für das Lustspiel, das in der That auch die herrlichsten Kräfte zählt: Koberwein für scharf humoristische Partien, Fichtner für sogenannte Naturmenschen und etwas chargirte Liebhaber, Costenoble und Wilhelmi für komische Väter, Wothe in Karrikaturen, Herzfeld als Etourdi, vor Allen aber Korn für die Klingsbergs und jezt auch Marinellis, im Vereine mit den Dlles. Müller und Peche für elegante und pikante Damen, mit Mad. Fichtner in ihrer naiven Gemüthlichkeit, und der in Gurliaden immer gleich liebenswürdigen Mad. Anschütz, wie der köstlichen Schwädin Mad. Koberwein, lassen, bei nur halbwegs tractablen Stücken, nichts zu wünschen übrig. Dies der Grund, daß so manche Stücke, die hier gefallen haben, anderswo gefallen sind. Bauernfelds neues Lustspiel: „Bürgerlich und romantisch.“ ist sehr günstig aufgenommen worden. Sein leichter Dialog entschädigte auch in diesem Stücke für den Mangel an Erfindung. — Die Oper kommt zu Ostern wieder unter kaiserliche Regie, mit dem Grafen Gallenberg, bekannt durch manche treffliche Balletmusik, als Intendanten. Auch spricht man von einer italienischen Oper.

Zu den Sehenswürdigkeiten der innern Stadt gehört jezt das Etablissement des k. k. Hof-, Kunst- und Musikalienhändlers Haslinger am Graben. Man kann sich nichts Geschmackvolleres vorstellen: ein heiteres, salonartiges Gewölbe mit lichten, symmetrisch angebrachten Meubeln, geschmückt durch weiße Büsten Sr. Majestät und der Großwürdenträger der Tonkunst. — Vor wenigen Tagen starb hier einer der größten Aerzte, die je die Erde hervorgebracht, der durch seine Schriften mehr noch im Auslande, als bei dem etwas indolenten Wiener berühmte Professor Zang. Ihn schmückte — nicht das Leopoldskreuz, das er vor Vielen verdient hätte, kein Titel außer dem leeren Rath, aber das Bewußtseyn, mehr gegeben als empfangen zu haben, und der stille Dank zahlloser Armen, denen er ein Retter war. Friede seiner Asche!

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Verkleinerter lithogr. Umriß nach dem Kupferstich des Narrenhauses v. W. Kaulbach

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Oktober 1835.

Das Leben gleicht dem Wirbel eines Stromes, der mehr oder minder reissend, mehr oder minder zusammengesezt, nach derselben Richtung hinströmt, indem er immer Theilchen derselben Art in sich aufnimmt und wieder ausstößt, so daß die Form der lebendigen Körper beständiger ist, als die Materie, aus der sie bestehen.

Cuvier.

Die Systeme des thierischen Organismus.

(Beschluß.)

Das Muskelsystem bildet, wie sich dies anatomisch und physiologisch nachweisen läßt, ein Mittelglied zwischen dem Knochensystem auf der einen, und dem Blut- und Nervensystem auf der andern Seite. Es theilt daher einigermaßen die Bedeutung dieser Systeme. So trägt namentlich das Muskelsystem das Seinige zur Formbestimmung des thierischen Körpers bei. Die Hauptbedeutung des Muskels ist jedoch die Bewegung. Nerve und Blut sind Ursachen der Bewegung, der Knochen ist das Bewegte, der Muskel ist das eigentlich Bewegende. Das Muskelsystem ist demnach das Bewegungssystem zu nennen. — Vollkommene Muskeln treten zuerst auf bei den Reptilien, denn die Muskeln dieser Thierklasse sind roth, haben einen bestimmten Umriß und sind in Kopf, Bauch und Sehne getheilt. Dagegen ist das Blut noch kalt und noch kein doppelter Kreislauf vorhanden, und das Nervensystem ist gleichfalls noch sehr unentwickelt. Die Reptilien sind die Muskelthiere. — Bei ihnen treten die bei den Fischen noch im Leibe vergrabenen Bewegungsorgane aus diesem allmählig hervor, und zwar in solcher Vollkommenheit, daß der gemeine Mann heutzutage die Mehrzahl der Reptilien näher an die Säugethiere gerückt glaubt, als die Vögel. Deßhalb nennen wir die Reptilien Bewegungsthiere.

Das Gefäß- oder richtiger Blutsystem steht höher als die früher genannten Systeme, denn das Blut ist das eigentliche Agens des Lebens; von keinem jener niedern Systeme läßt sich etwas der Art sagen. Das Blutsystem ist das Lebenssystem; es erscheint zuerst vollkommen bei den Vögeln, denn diese haben warmes Blut und einen doppelten Kreislauf. Die Vögel sind also die Gefäß- oder Blutthiere. Oken nennt die Vögel Nerventhiere, aber das Nervensystem erreicht erst durch die Ausbildung des Gehirnmantels seinen Kulminationspunkt, und dieser Mantel ist bei den Vögeln noch äußerst unentwickelt. — Daß erst bei den Vögeln ein rechtes Leben erwacht sey, das ist wohl Jedem klar geworden, der, indem ihn das herrliche Chor der gefiederten Sänger des Waldes rings umtönte, zurück dachte an die stummen, dumpfen, düstern Thiere der tieferen Klassen. Erst die Vögel verdienen eigentliche Lebensthiere genannt zu werden.

Völlig einander entbehren können in der Natur organische Form und Leben freilich niemals. Die organische Form gleicht dem Zauberschloß in jenem Mährchen von Steffens. Der Berggeist hat es erbaut, indem er den Strom aus seinem Bette verdrängte, indem er die

wilden Felsen zwang, sich in schöne, regelmäßige Gestalten umzuwandeln, indem er aus den rauhen Stoffen, wie sie das öde Gebirge bietet, die anmuthigsten Zierden für sein Gebäude formte. Die Lebenskraft aber gleicht dem räthselhaften Alten, der immer geschäftig seyn muß, damit nicht der reißende Bergstrom wieder sein altes Bette aufsuche, damit nicht die Mauern sich wieder in wilde Felsen wandeln und die frühere Einöde wieder sichtbar werde. — Darum müssen Form und Leben, wo sie zuerst in der Natur erscheinen, nothwendig zugleich auftreten. Und in der That treten im Pflanzenreiche zu gleicher Zeit organische Form und Leben auf, und auch Bewegung, zwischen jenen beiden in der Mitte stehend, durch beide bedingt, ist in vielen Pflanzen schon bemerklich. Freilich ist hinsichtlich der Form, des Lebens und der Bewegung hier noch nicht an die Vollkommenheit zu denken, die bei den Thieren erscheint.

Das Nervensystem ist das höchste aller organischen Systeme, weil es der Sitz des Geistes ist, woran gegenwärtig in der Hauptsache wohl kein Naturforscher mehr zweifelt. — Das Nervensystem erreicht erst bei den Säugethieren seine Vollendung, denn bei diesen erst ist auch der Mantel des Gehirns entwickelt; sie sind die Nerventhiere. — Die geistigen Fähigkeiten treten bei den Säugethieren ungemein scharf hervor und erreichen endlich ihren Höhepunkt im Menschen. Die Säugethiere sind die Geistthiere. — Im Verhältniß jedoch zu den übrigen Reichen der Natur kann man füglich das gesammte Thierreich das Naturreich des Geistes nennen, denn einigen Geist kann man keiner Thierklasse absprechen, wenn gleich, wie gesagt, eine eigentliche Entwicklung des Geistes erst bei den höchsten Thieren beginnt.

Wir fügen dieser Skizze zur Erleichterung der Uebersicht ein kurzes Schema bei, in welchem das Wesentliche sich rekapitulirt findet:

Materie	. Zellgewebe	. Wirbellose Thiere	. Mineralr.
Form	. Knochen	. Fische	Pflanzenreich.
Bewegung	. Muskeln	. Amphibien	
Leben	. Gefäße	. Vögel	
Geist	. Nerven	. Säugethiere	. Thierreich.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

In der lezten Entscheidungsschlacht bei Waterloo erhielt der Unglückliche auf dem Bilde eine Kugel in den Hinterkopf. Er sank hin, rief vive l'empereur und glaubte zu sterben. Doch überlebte er die Wunde und litt von dem an beständig an einem dumpfen, innern Kopfschmerz. Mit dem Sturze seines Idols waren auch ihm alle Hoffnungen und Träume von Marschallstäben und Fürstenthümern zerronnen. Ein finsterer Gram nistete sich in seinem Innern ein. Da glaubten die Republikaner in seinem mißmuthigen, kühnen, verzweifelten Wesen ein rechtes Werkzeug für ihre Zwecke gefunden zu haben. Sie theilten ihm daher ihre Lehre mit von der Befreiung der Völker, von der großen Propaganda, wie man ganz Frankreich mit einem Gürtel von Revolutionen umgeben müsse, um dann den großen Alexanderzug der Freiheit über die Erde zu beginnen. Die Herrschaft sollte, wie in jenem großen Weltreiche, dem würdigsten und tapfersten Streiter zufallen. Da flammte die alte, kriegerische Eroberungslust wieder auf; allein je mehr ihm die neuen Lehren unbedingter, allgemeiner Freiheit zu Kopfe stiegen, um so wilder wurde sein Grimm; auch das alte napoleonische Kopfweh nahm zu, und da der Augenblick der Ausführung immer nicht kommen wollte, brach endlich die innere Wuth in hellen Flammen aus. Er wurde rasend, stürzte zur Vendomesäule, schreiend, die Ehre Frankreichs sey verrathen, fiel alle Vorübergehenden mit dem Degen an und mußte in Ketten gelegt werden. Seitdem hört er nichts, als den beständigen Kanonendonner der großen Kaiserschlachten von Marengo und Austerlitz. Mitten in der Nacht steht er auf und kommandirt bald zum Sturm auf Saragossa, bald will er die Flammen von Moskau löschen, bald zittert er vor Kälte, dann glaubt er wieder in den Wüsten Egyptens umher zu irren, oder er befiehlt, eine italienische Stadt zu plündern, oder er kündigt einem deutschen Fürsten an, daß er aufgehört habe zu regieren. Zuweilen aber fühlt er seine Ohnmacht, dann sezt er sich nieder, wie er hier dargestellt ist, er möchte seine Wuth verbeißen, aber mächtiger als er, ergreift sie ihn immer wieder, und er sizt dann drohend da, wie ein schwarzes Gewitter über den Bergen, und sein einziger Wunsch ist, die ganze Welt wäre eine Pulvertonne, und er könnte sie als Feuerwerk zur Ehre der Republik in die Luft sprengen. *

Und wie er mit dem verhaltenen Grimme hier im Narrenhause sizt, so gehen seiner Brüder Hunderte in Frankreich frei herum und verkünden die alte, aufgewärmte Lehre von Neuem mit einer Zuversicht, als ob seit vierzig Jahren gar nichts vorgefallen wäre. Gerade

---

* Dies wurde sechs Wochen vor der Explosion der Höllenmaschine in Paris und den Mordbrennereien in Spanien geschrieben.

wie er, so sizt der gesammte Republikanismus Zerstörung brütend in Paris und ruft der Welt mit glühenden Blicken zu: könnt' ich, wie wollt' ich! Der französische Gardist ist sein Bild nach allen seinen verschiedenen Farben, am frappantesten aber möchte er jener Nüance gleichen, die eine universale Soldatendemokratie als höchstes Ideal der Menschheit ausgibt. Fühlten diese Rasenden sich nicht gefangen, wüßten sie nicht, daß der Eisenmeister mit der Peitsche so nahe stünde, sie würden ganz anders sprechen oder vielmehr handeln; denn aus ihren Absichten machen sie schon jezt kein Geheimniß und apotheosiren Robespierre und Danton zu mythologischen Halbgöttern. Ihre zornigen Liebesblicke aber gelten vor Allen den gutmüthigen Schafen, die diesseits des Rheins grasen und aus deren Wolle sie nach altem französischen Herkommen das Zeug zu ihrem republikanischen Purpur nehmen möchten. Was sich ihrer Schur im Namen der Freiheit nicht fügen wollte, würde auf den Kopf geschlagen und dem Boden gleich gemacht, wie man es mit dem Straßburger Münster vorhatte, als man ihm eine rothe Müze aufgesezt und nun gewahrte, wie aristokratisch hoch er die Nase über die übrige Gemeinheit und Flachheit trage. Wenn man bedenkt, daß es Republikaner waren, die beim Tode Lafayettes mit einer Freude, die Hyänen Ehre gemacht hätte, ihr Gefängniß St. Pelagie beleuchteten, weil ein Verräther der Freiheit mehr gestorben sey, so kann man fragen: wer wird von unsern schwachherzigen Weltverbesserern frei gesinnt genug seyn, um Gnade vor ihnen zu finden? Mit den Brandfackeln der Lafayetteschen Illumination wird man uns aufklären, wenn wir nicht wie Sklaven vor der neuen Inkarnation der Freiheit anbetend niederfallen und zitternd jede ihrer despotischen, goldgierigen und ehrsüchtigen Launen befriedigen. Der englische Radikalismus sieht etwas lumpiger, körperlich aufgeriebener, magerer, fieberhafter und geistig verzweifelter und ingrimmiger als unser Gardist aus. Der deutsche Ultraliberalismus dagegen hat mehr von dem Jupiter Ammon, und ein bedeutend einfältigeres, halb Affen-, halb Schafsgesicht, das ohne eigene Gedanken mit offenem Munde nach Frankreich hinüber horcht, und was man ihm von dort zuwirft, blöckend nachkäut.

Ein Glück ist es indessen, daß der Degen, den die Vorkämpfer an der Seite führen, derzeit noch von Holz ist. Es liegen der enttäuschten Welt noch zu sehr die Folgen in allen Gliedern, daß sie den Rasenden einmal geglaubt, und der Wahnsinn, der in ihren Köpfen spukt, tritt zu grell und offen hervor, als daß es für das Nächste zu fürchten wäre, daß Wüthende, wie dieser hier, noch einmal die Herrschaft der Welt und die Schicksale der Völker in ihre blutigen, raubsüchtigen Hände bekommen sollten.

Neben diesem Mars sizt zur Rechten die Minerva des Narrenhauses in der Gestalt eines philosophirenden Schusters, wie es scheint. Seine körperliche Stellung ist ganz bequem und passend, um die Anstrengung seines scharfsinnigen, spekulirenden Geistes zu erleichtern und ihm volle Freiheit zu geben. Er hat den Stein, auf dem er sizt, zwischen beide Füße genommen. Zwischen ihnen liegen zwei Bücher über einander. Eine Anzahl Seiten des untern wird am Steine verknittert, im obern liest er. Die rechte Hand hat er dabei fest und bequem auf den rechten Fuß aufgestemmt; mit der Linken aber rechnet er demonstrirend nach, wie der vorgestreckte Daumen und Zeigefinger andeuten. Auf der Nase sizt die Brille, und die Augen sind herab auf das Buch gesenkt. Unter dem Arme hält er noch eine Rolle. Er scheint ganz in seinem geistigen Reiche, in seiner Forschung versunken, und kümmert sich um den hinter ihm sizenden Kriegsgott mit seinem Zorne nicht im allermindesten. Sprach sich in jenem ein kühner, kriegerischer Muth aus, so spricht aus diesem Geist und Verstand. Er zeigte auch als Kind viel Talent und Scharfsinn, und hatte große Wißbegier. Er war aber in die unglückliche Zeit der Schulverbesserungen gefallen, worin die Bauerkinder mehr von Jupiter und Venus, von Römern und Griechen, von Asien und Amerika und allem Uebrigen lernten, als was ihnen eigentlich zu wissen nothwendig war. Ich weiß nicht, wie viele Schulplane, wie viele Organisationen, Reorganisationen und Desorganisationen er bis zum Ministerialreskript Nr. 9999, das wieder Alles von vorne anfing, erlebte. Kein Lehrer stimmte mit dem andern überein, die wenigsten mit sich selber, Alle aber waren in offener Opposition gegen den Pfarrer und trugen in der Regel das Gegentheil vor. Außer diesem allseitigen Unterrichte genoß er noch den besondern Vortheil, einem Professor und Scholarchen die Schuhe putzen zu dürfen, wofür dieser ihm den Gebrauch seiner Bibliothek freistellte, die gleich einer Apotheke Gifte und Gegengifte in großer Anzahl enthielt. Dann diente er einer journallesenden Gesellschaft als Bote, der täglich die neueste Weisheit in ihren verschiedenen Proteusgestalten von einem Mitgliede zum andern trug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, September.

Die Industrieausstellung.

Es war gegen Ende Juli in dem verhängnißvollen und ereignißschweren Jahre 1830, als die erste Gesammtausstellung der Erzeugnisse des Gewerbfleißes der Niederlande

in der Hauptstadt Brabants stattfand. Nicht lange vorher war das Palais de l'industrie von dem Architekten Roget vollendet worden. Dicht bei der steilen Montagne de la cour und der regelmäßigen Place royale gelegen, auf der die Kirche von St. Jakob auf dem Kaudenberg mit den sie umgebenden schönen Hotels und Wohnungen eine so gute Wirkung hervorbringt, schließt dies stattliche Gebäude, dessen Inschrift: Industriae et artibus, seinen Zweck bezeichnet, sich an den alten Pallast der österreichischen Statthalter an, welchen gegenwärtig die burgundische Bibliothek und die verschiedenen Museen einnehmen. „Die interessante Feierlichkeit (sagt ein neuerer Geschichtschreiber Belgiens), begleitet von einer Reihe von Festen, Konzerten, Pferdrennen und vielen andern öffentlichen Vergnügungen, welche bestimmt waren, die ungeheure Menge der zur Hauptstadt strömenden Fremden zu unterhalten, sollte am 24sten August, an welchem Tage König Wilhelm in sein 59stes Jahr trat, mit einer glänzenden Beleuchtung und Feuerwerken beschlossen werden. Nie zeigte Brüssel sich fröhlicher und belebter, nie war so viel Belustigung mit so vielem öffentlichen Nutzen vereint. Die Gasthöfe waren mit einer solchen Menge gefüllt, daß es selbst dem Könige von Würtemberg schwer ward, ein Unterkommen zu finden, als er auf seinem Heimwege durchkam. Schauspielhäuser, Spaziergänge, Gärten und Straßen strozten von Zuschauern, von Equipagen und Fußgängern, aus Frankreich, England und den Rheinprovinzen. Dem Anscheine nach war Alles Glückseligkeit und Zufriedenheit; einem Fremden wäre es unmöglich gewesen, die geringste Vorbedeutung des entsetzlichen Sturmes zu entdecken, welcher bestimmt war, so bald diese Scene der Lust und des freundschaftlichen Wetteifers in einen Schauplatz der blutigen Entzweiung und des Bürgerkrieges umzuschaffen.“ Aber während dieser scheinbar ruhigen Tage sauste über das nachbarliche Frankreich der Sturm, welcher die Dynastie Heinrichs von Navarra vom Thron stürzte; man fand für gut, die zur Feier des Geburtstages des Monarchen angesagten Festlichkeiten aufzuschieben, und am Abend des 25sten August tobte zuerst auf der Place de la monnaie das Ungewitter, dessen Folgen die Umwälzung des ganzen, eben noch so friedlichen Königreiches herbeiführten und Brabants dreifarbiges Banner an die Stelle des oranischen sezten.

Seit dieser Zeit hat keine große Industrieausstellung mehr in der Hauptstadt Belgiens stattgefunden. Das Land brauchte Zeit, sich zu erholen von den tiefen Wunden, welche die Revolution und die in ihrem Gefolge ziehenden Uebel ihm geschlagen; viele derselben bluten noch, und der Himmel weiß, ob sie heilen werden. Aber der Reichthum, womit die Natur diesen glücklichen Boden gesegnet, ist so unversiegbar, der Gewerbsfleiß der Bewohner so erfinderisch und vielfach thätig, der Nationalcharakter so gewohnt an unvorgesehene und rasche Uebergänge, daß ungünstige Verhältnisse nur theilweise und periodisch einzuwirken vermögen, und die unermeßlichen Hülfsquellen dieses Landes selbst anscheinend Vernichtung bringenden Zeitumständen Troz zu bieten im Stande sind. Belgien, das im Mittelalter in Handel, Industrie und schaffendem Kunstleben nur dem gleich regen, gleich unruhigen, eben so oft unterdrückten und gegen diese Unterdrückung rebellirenden Italien an die Seite gestellt werden kann, das selbst die entsezliche Zwang- und Blutherrschaft Spaniens und ein grauser Krieg nicht zu stürzen vermochte, dessen Schicksale in neuern Tagen so oft wechselten, dies Belgien ist auch jezt wieder Nebenbuhler mächtiger Nachbarstaaten durch seine Produkte, entwickelt immer neue Hülfsquellen, geht dem europäischen Festlande mit dem Beispiel unermeßlich beschleunigter Kommunikationsmittel voran, wozu freilich die physische Beschaffenheit des Bodens Ermunterung und Erleichterung bot.

Ein Kabinetsbefehl vom 30sten Juli 1834 bestimmte den 15ten August des laufenden Jahres als den Zeitpunkt, wo die erste neue Industrieausstellung beginnen sollte; durch eine spätere Verfügung wurde sie indeß bis zum 15ten September verschoben. Es ist eine Zeit, wo zahlreiche Fremde die Hauptstadt Brabants füllen. Viele kehren aus den deutschen Bädern zurück, wo sie den Sommer zugebracht haben; England sendet den Schwarm der Zugvögel, die jährlich im Herbste den südlichen Klimaten zueilen; die kühlere Witterung verscheucht manchen reichen Eigenthümer von seinem Landsiz und bestimmt ihn zur Rückkehr in seine Winterquartiere. Im Park, diesem mit Recht gerühmten Lieblingsorte, der sich allmählich von den Verheerungen erholt hat, deren Schauplatz er in den Septembertagen des Jahres 1830 war, und wovon die umliegenden Gebäude noch Spuren an sich tragen, wurden Gerüste zu den Musikfesten und andern Festlichkeiten errichtet, welche während der Dauer der Ausstellung stattfinden sollten. Eine große Menschenmenge füllte die Säle am ersten Tage, aber so gut waren die Anstalten getroffen, daß Keiner den Andern hinderte, daß nicht die mindeste Unordnung stattfand. In sechs großen Räumen, zur ebenen Erde und im ersten Geschoß des Pallastes, waren die verschiedenen Gegenstände aufgestellt. Im ersten derselben sah man Wachsleinwand, Maroquins, Haarstoffe, Lampen und Leuchter, Filz- und Strohhüte, Schuster- und Schlosserarbeiten, Bürsten, chemische Produkte, Parfümerien, Seife, Wachs. Einen ganz verschiedenen Anblick bot der zweite Saal; hier fanden sich die mannichfachen Gattungen von Baumwollenzeugen*: Calicots, Jaconats, Indiennes, Cotonnettes, Guinguans, gedruckte Schnupftücher und Zeuge für Meubles, so wie eine Auswahl gesponnener und gefärbter Wolle. Reicher noch war der darauf folgende. Hier kamen die Wollenzeuge an die Reihe: Tücher, Casimire, Castorinen, Sarschen, Teppiche, Decken, Stoffe von Baumwolle und Flachs, Haus- und Tafelleinwand, Bänder, Müzen, Posamentirarbeit, nebst Meubles und Porzellan. Der vierte Saal enthielt in buntester Reihe Maschinen, Ackerbauwerkzeuge, Gegenstände von Gußeisen, Glaser-, Töpfer-, Schlosser- und Tischlerarbeiten, Leder, Seile, Fußteppiche und die Produkte der Arbeits- und Zuchthäuser. Den prächtigsten Anblick boten die beiden noch übrigen Säle, in welchen die feinern Industrie- und Luxusgegenstände sich vereinigt fanden. Im ersten derselben bewunderte man die Seiden- und leichten Wollenstoffe, Sammt und Plüsch, Spizen, Tülle, Blonden, Pelzwerk, gemaltes Porzellan, geschliffene Krystalle, Waffen, Bronzen, Gold- und Silberarbeiten, Bijouterie- und Modeartikel. Den sechsten Saal endlich füllten Wandtapeten, Erzeugnisse der Papierfabriken, Lithographien, Schriftgießereien und Typographien, mathematische, physikalische und chirurgische Instrumente, Stahl- und Eisenwaaren und eine Menge kleiner Sachen und Arbeiten.

(Die Fortsezung folgt.)

* Die blühende Provinz Ostflandern ist der Hauptsiz dieses Industriezweigs. Die Hauptstadt Gent zählte 1832 nicht weniger als 66 Dampfmaschinen, wovon 55 für die Baumwollenspinnerei, Weberei und Färberei. Die ganze Provinz hat deren 78 aufzuweisen, wovon 21 im Auslande gearbeitet sind, die übrigen in Seraing, Lüttich, Verviers u. s. w. Die meisten sind von niederm Druck. (Die Gesammtbevölkerung der Provinz beläuft sich auf 735,938, die von Gent auf 70,000.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Oktober 1835.

— Heil'ger Ocean,
Du großer Thaten Vater und Gedanken!
Johnson.

Einem Ziehenden.

Die See geht hoch; tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Raa'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn!
Am Ufer stehn
Und meerwärts winken will ich mit dem Hut,
Bis aus den Augen dich mir trägt die Flut.

Du stehest sinnend auf des Schiffes Stern;
Bald senkst du fern
In fremden Kiessand deines Ankers Wucht:
Sey's! — keine Bucht,
Kein Meereseiland, keine Küstenstatt,
So nicht für dich ein freundlich Grüßen hat.

Heil, wer, wie du, das weite Meer befährt!
Du hast gehört
Von den Entdeckern, die da ohne Furcht
Die See durchfurcht,
Und deren Züge, kreuzend her und hin,
Ein geistig Netz um das Gewässer ziehn.

Du hast gehört von wüsten Inseln auch,
Allwo, das Aug'
Auf's Meer geheftet starr und unverwandt,
In sehn'ger Hand
Die hagre Wange, der Verschlagne sizt,
Indeß die Welle seinen Fuß bespritzt.

Das sind die Helden deiner Knabenzeit; —
Die Einsamkeit
Des Tannenwalds durchzogen sie mit dir,
Vasallen schier.
Du führtest sie, schweißtriefend und bestaubt,
Ein dreizehnjährig Abenteurerhaupt.

Aus Busch und Wolke traten sie hervor:
Du sprangst empor
Vom moos'gen Stamm; da sausten sie vorbei,
Ernst mit dem Blei
Die Tiefe messend, Flaggen schüttelnd; — du
Riefst ihnen Grüße durch das Sprachrohr zu.

Jezt wird dir Alles wie ein Traum erfüllt.
Auf's Neue quillt
Und sprudelt dir der alten Wunder Born;
Ein reiches Horn
Von Abenteuern gießt mit üpp'gem Guß
Vor deine Füße seinen Ueberfluß.

Und Eins noch weiß ich, was das wüste Meer
Dir werth und hehr
Und herrlich macht. O, rede: weht nicht auch
Der Dichtung Hauch
Auf diesen Wassern? schimmern glüh'nd und frisch
Nicht Liederkronen auf der Fluth Gezisch?

Was nenn' ich dir Jedweden von der Zeit
Homers bis heut',
Der da ein Blatt in diese Kränze wob?
Du kennst ihr Lob.
Aus jeder Welle, die am Schiff sich bricht,
Ersteht ein Held dir, klingt dir ein Gedicht,

Auch deutsche Lieder! — Die auf schatt'ger Stell'
Im Wald, am Quell
Und Strom erwuchs, die deutsche Poesie,
Sie weilt auch hie!
Sie sah die Wasser, Noah's Taube gleich,
Und kehrte heim mit manchem grünen Zweig.

Stand Lenau nicht noch jüngst an einem Steu'r,
Und sah den Schlei'r
Die Meerfrau'n lüften? aus der Tiefe drang
Gruß und Gesang. —
Und schwamm nicht in des Nuriks Wellenwieg',
Der auf den Fels Salas y Gomes stieg? —

Die See geht hoch; tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Raa'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn!
Am Ufer stehn
Will ich! — Leb' wohl! — wie ferne schon, wie fern! —
Du stehest sinnend auf des Schiffes Stern.

F. Freiligrath.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Er versäumte nicht, von allen diesen Erkenntnißquellen Gebrauch zu machen, und schlürfte das pro und contra mit der gleichen Begierde ein. Als aber sein Kopf so voll war, wie ein Faß mit gestampften Futterkräutern, und Alles in fauler Gährung chaotisch durch einander brauste, mußte ihn sein Vater, der Schuster, zum Bedauern des Direktors, der schon einen ausgezeichneten Jugendlehrer und würdigen Mitarbeiter in seinem allseitig gebildeten Geiste erkannte, wegen Mangel an Mitteln aus der Schule nehmen, damit er das Handwerk erlerne. Da ihm nun zu seinem Verdruß die Quelle profaner Wissenschaft verschlossen war, besuchte er um so eifriger die Predigten, seine philosophisch-theologischen Studien zu erweitern. War aber die Verwirrung früher groß gewesen, so war sie hier, wo möglich, noch größer. Auch jezt machte er es sich zur Gewissenssache, alle zu hören, um darüber zulezt sein Endurtheil abzugeben. Da hörte er denn die ganze Skala durch von den Pietisten der höchsten Note und ihrer sanften Prädestinationslehre und dem Todtseyn der Werke, durch alle Nüancen hindurch bis zum grassesten Rationalismus und Atheismus. Er nahm eifrigen Antheil an dem Streite für und gegen die Agende zwischen den Altgläubigen und Neugläubigen. Wo er damals war, als man eine Intervention für nöthig fand, damit die geflügelten Bauern nicht wie die Sperlinge von den Bäumen auf und davon flögen, darüber schweigen seine wahrheitliebenden Biographen.

Als indessen durch einen Krawall und eine Schwadron Dragoner, mit einem Festungsbohrer und einer Feldbatterie die Pietisten und Altgläubigen in seiner Stadt das theologische Schlachtfeld räumen mußten, trat ein Prediger neuester Façon auf. Derselbe taufte die Kinder im Namen der allervernünftigsten Dreifaltigkeit, nämlich der Moral, der Aesthetik und Industrie mit Rosenwasser, das man in einer Dampfmaschine, oder, wie er sie nannte, in dem größten Wunderwerke des menschlichen Gottesgeistes destillirt hatte. Dieser hielt dann seine erste Antrittspredigt, die ungefähr so lautete: „Sie werden, Hochgebildete! ohne Zweifel in unserer Staatszeitung gelesen haben, daß sich in dieser Welt des Fanatismus die Philosophen leider in zwei Schulen spalten. Die Einen behaupten, es gebe einen Gott, die Andern, und darunter viele scharfsinnige, um die Menschheit hochverdiente, helle Köpfe, behaupten, es gebe keinen Gott. Es wäre von mir in hohem Grade intolerant, wollte ich hierin Ihrem Urtheile vorgreifen, prüfen Sie selbst und behalten Sie das Beste! Sollten indeß nicht neuere Entdeckungen in der Chemie und Physik und in der höhern Mechanik des Himmels ein unerwartetes Licht auf diese dunkle Frage werfen, so möchte ich fast glauben, die Wahrheit könnte vielleicht hier, wie überall, in der Mitte liegen. Ich empfehle Ihnen darum, es zur Aufgabe Ihres Lebens zu machen, diese richtige Mitte zu suchen; doch warne ich Sie bei solchen dogmatischen Untersuchungen vor Mystik, Aberglauben, Köhlerglauben, Jesuitismus und Fanatismus, und überdies sind diese Fragen, wie die über die Quadratur des Zirkels, mehr oder minder unfruchtbar. Wir unsererseits wenden uns darum lieber zu noch wichtigern Aufgaben, die mehr in das praktische Leben einschlagen." Hierauf begann er einen weitläufigen

Vortrag über die beste Bereitung des Düngers zur Veredlung des Bodens, und über den Einfluß der Belletristik zur Veredlung des menschlichen Herzens. Man will bemerkt haben, daß unser spekulativer Schuster seit jener Predigt sein Handwerk, das er schon vorher wegen der übermäßigen Gelehrsamkeit nicht sonderlich trieb, von Tag zu Tag mehr vernachlässigte. Sollte er einen Schuh flicken, dann zeichnete er mit dem Pfriemen auf die Sohle einen Kreis, in diesen machte er ein Quadrat und hielt nun den Pfriemen in die Mitte, indem er Stundenlang in tiefer Betrachtung dasaß. Erinnerte man ihn an seine Arbeit, so war die Antwort: er habe Wichtigeres zum Wohle der Menschheit zu thun, als Schuhe zu flicken. Bald verlor er seinen Schlaf, er war beständig in Rechnungen begriffen und sprach von nichts, als richtiger Mitte und Quadratur. Um sich allseitiger auszubilden, beschloß er, auch den Katholizismus kennen zu lernen und gerades Weges nach Rom zu gehen, um das gefürchtete Ungeheuer in seiner Heimath aufzusuchen. Als er aber zu dem Gesandten kam, um seinen Paß visiren zu lassen, erklärte ihm dieser mit der höflichsten und ruhigsten Miene von der Welt, daß daraus nichts werden könne, da er eben eine Ministerialordre erhalten habe, welche ihm im Namen der Gerechtigkeit, Gewissensfreiheit und religiösen Toleranz verbiete, einem katholischen Theologen einen Paß nach Italien oder gar nach Rom zu visiren. Ueberdies sehe er ihm an den Augen an, daß er ein überaus gefährlicher Jesuit sey, über den er einen ganzen Aktenstoß von Seiten der Polizei in Händen habe. Er sey auch die eigentliche Ursache einer sehr unangenehmen und durch ihre Hartnäckigkeit ganz unerhörten Straßenemeute, welche zweifelsohne nicht stattgefunden hätte, wäre die Polizei nicht mit ihm und Seinesgleichen zu sehr beschäftigt gewesen. Der anfänglich galante und feine Mann ereiferte sich nach und nach durch seine eigene Rede so sehr, daß wenig gefehlt hätte, er würde ihn für alle Revolutionen verantwortlich gemacht haben. Der gute Schuster überließ ihm daher seinen Paß, der noch unter den geheimen Gesandtschaftspapieren aufbewahrt wird, und entfernte sich so eilig, daß die Vermuthung des Gesandten zur Gewißheit stieg, und er ihn mit Steckbriefen verfolgen ließ. Er kehrte also still in die Heimath zurück, sezte seine Betrachtungen bei dem Leisten solo fort, und behauptete endlich, das Geheimniß gefunden zu haben. Nun wurde es aber noch toller: alles Leder, das er in die Hand bekam, schnitt er zuerst rund und dann viereckig, und bohrte mitten ein Loch hindurch, welches er die philosophische Mitte zwischen Seyn und Nichtseyn nannte. Er saß ganze Tage und schaute durch dieses Loch hindurch, indem er sagte, dadurch könne er alle Wissenschaften durchschauen und die richtige Mitte der Extreme erkennen. Er mußte in's Narrenhaus gebracht werden, und ist seitdem unablässig beschäftigt, sein System weiter auszubilden, und wie man aus seinem zufriedenen Gesichte sieht, macht er täglich Fortschritte. Das Unglück bei ihm ist, daß er aus seinen früheren, gelehrten Studien gerade noch so viele Syllogistik behalten hat, um siegreich alle Einwürfe, die ihn von seiner Verrücktheit überzeugen könnten, zu widerlegen. Er sagt, wie der gelehrte Sgambari, der bei sonst gesunder Vernunft in dem Wahne stand, Padst zu seyn: was wollt ihr mit mir? entweder haltet ihr mich für einen Narren oder nicht; haltet ihr mich nicht dafür, dann thut ihr mir ja großes Unrecht an, mich in einem Tone anzureden, als ob ich einer wäre; haltet ihr mich aber für einen Narren, dann halte ich euch, mit gnädigster Erlaubniß, für noch größere Narren, als mich selbst, weil ihr euch einbildet, einen Narren durch bloßes Zureden von seiner Narrheit überzeugen zu können. Er meint, daß man ihn in's Narrenhaus gebracht, sey bloß aus Neid und Mißgunst seiner Feinde, der Philosophen, geschehen, die gefürchtet, daß seine neue Weisheit, sobald sie bekannt, sich über den ganzen Erdball verbreiten würde, wo sie mit ihrer Weisheit dann wie unwissende Thoren dastehen müßten. Der Scharfsinnige glaubt daher, daß es keinen bessern Beweis für seinen gesunden, siegreichen Verstand gebe, als eben daß er im Narrenhause sitze, und mit diesem Triumphe seiner Lehre ist er sehr wohl zufrieden, da er so auch gehörige Muße hat, sie ruhig auszubilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Literatur nach dem Gesetz Fieschi.

* Mit dem Gesetze Fieschi tritt hier eine neue Periode im politischen Leben ein: der Republik und dem Karlismus ist für den Augenblick der Mund zugebunden, die Quotidienne hat ihren Heinrich V. mit Trauerflor verhüllt und ist vor lauter Schmerz und Entrüstung vernünftig geworden; so sprach sie auch in der ersten Zeit nach der Julirevolution gar verständig. Damals war sie für ihre Existenz besorgt, gegenwärtig wollen sie ihr an den Geldbeutel. Figaro hat den Zeitpunkt benuzt, um mit Ehren abzuziehen; die Auspizien der Bäckermeister, unter denen er wieder in's Leben getreten, haben ihm kein Glück gebracht; das Blatt gab alles Mögliche, Theaterberichte und Rezensionen neuer Werke, politische Bülletins und Berichte über neue Moden, Schnurren, Anekdoten, Coups de lancette, es hatte weder eine Spezialität, noch eine Partei im Auge, und konnte demnach unmöglich Glück machen. Die Karrikatur hat ebenfalls den Geist aufgegeben; sogar das Schild bei Aubert, welches die Karrikatur als allegorische Figur darstellte, ist von der Polizei weggenommen werden. Der Charivari hat seine Vignette weggelassen, und trauert in weiß, wie die Chinesen. Es ist kein Wunder, daß die Minister so freundlich mit Fieschi thun, daß sie ihn mon cher Fieschi oder Monsieur Fieschi nennen; der Mann hat ihnen das Regieren

gar leicht gemacht, und allerdings war es ihnen seit der Julirevolution sauer genug geworden. Mit der Politik wäre es vor der Hand hier aus; dagegen werden Literatur und Theater sich bald rühren, der Zeitpunkt ist günstig. Der Regen fällt in so breiten und langen Strömen, daß man ordentlich meinen sollte, der Sommer wolle vor seinem Hinscheiden das Versäumte nachholen; die Alleen im Palais-royal sind gelb und welk, und die Blätter wirbeln im kalten Winde durch den Garten; die schöne Welt sizt nicht mehr unter den Hagebuchen des Café de Foy; dafür sieht man jezt einige Engländer dort, die während der Julihize im Salon neben der Küche saßen; die bals champêtres und die Konzerte im Freien haben aufgehört, es ist Herbst; für die Theater geht der Frühling an, und zwar sehr frühzeitig; dafür hatten sie einen heißen Winter; die Porte St. Martin hat im Juli und August oft keine fünfzig Franken eingenommen, und es ist eines der großen Theater von Paris. Die Nachtigallen sind noch nicht angelangt; der Direktor des Théâtre italien hat deren zwei aus Italien verschrieben; ihre Namen sind aber, hier wenigstens, obskur und mir wieder entfallen. Im Théâtre du palais-royal ist die Dejazet wieder angelangt; da war großer Jubel unter den jungen Commis und Grisetten, den Epiciers und den Kaufmannsweibern im Palais; sie trat in einem veralteten Vaudeville auf, la fille de Dominique; da spielt sie vier oder fünf Rollen: als Hebamme, als Tambour u. s. w. Die Ovationen in der Provinz haben sie noch ein Bischen impertinenter gemacht, als sie war; dies gehört aber eben zu ihren Vorzügen; ihre Impertinenz ist allerliebst, und wir, die wir dies schreiben, wir haben uns darüber geärgert und ihr doch zuklatschen müssen; so streifen auch ihre Manieren und Späße nicht selten an's Zotenhafte, aber man mag noch so ungehalten darüber werden, es hilft nichts, es gefällt einem doch. Das Weib hat unter andern dies mit Satanas gemein, daß, wenn sie einen nur an einem Haare festhält, man bald ihr gehört mit Leib und Seele. Neuigkeiten braucht für's Erste das Palais-royal nicht zu geben; die Dejazet ist die anziehendste Novität, die es dem Publikum anbieten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel, September.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

In einem Augenblick, wo der Zustand der belgischen Industrie ein Gegenstand so allgemeiner Berücksichtigung geworden ist, und eine Frage, welche das ganze Land lebhaft interessirt, die der Baumwollenfabrikate (und mit ihr verknüpft die der Handelsfreiheit), alle Gemüther beschäftigt und ernste Debatten in den Kammern veranlaßt, in einem solchen Augenblick muß diese Schaustellung der Erzeugnisse der südlichen Niederlande die Aufmerksamkeit in verdoppeltem Grade in Anspruch nehmen. Wenn sich nicht bestreiten läßt, daß der Verkehr im Großen äußerst gelitten hat, daß Antwerpen zum zweiten Mal von der Stufe des hohen Flors, worauf es sich zum Nachtheil der rivalisirenden Schwestern Amsterdam und Rotterdam geschwungen, herabgesunken ist, daß die Entziehung bedeutender Summen, womit die niederländische Regierung die Manufakturen unterstüzte, manchen unter diesen gleichsam den Todesstoß gegeben hat, daß die Attitüde Hollands, Belgien gegenüber, lezterem Lande den Hauptausweg für seine Produkte gesperrt, so muß man um so eher anerkennen, daß unter solchen Verhältnissen die Industrie so viel Rühmenswerthes und Vortreffliches geleistet hat, daß man es nicht merkt, wie vor ein paar Jahren fast ihre Existenz gefährdet war. Zum Theil findet man eine Lösung des Räthsels, wenn man die Provinzen Flandern, Antwerpen, Brabant u. s. w. durchwandert und sieht, in welchem Zustand sich dieses Land, dieser Boden befinden, welchen keine Revolution, keine Verheerung, keine Tyrannei auf die Dauer etwas anhaben konnten. Die Menge preiswürdiger Gegenstände, welche alle verschiedenen Provinzen in größerem oder geringerem Maße beisteuerten, ist zu bedeutend, und diese selbst sind zu mannichfaltig, als daß eine Aufzählung derselben sich in die Grenzen dieser Notiz zusammendrängen ließe, welche daher nur eine kurze Uebersicht der Hauptsachen enthalten soll. Ost- und Westflandern lieferten wie gewöhnlich die zahlreichen und schönen Baumwollenzeuge aller Art (Gent, Alost, Mouseron). Das mast- und Tafelleinwand, so wie die zum Hausgebrauch (Courtrai, Brügge), Molleton, Siamoisen, Bazins, Spizen, Filzhüte (Brügge), sammtartige Teppiche, chemische Produkte (Courtrai), prächtige farbig bedruckte Papiere (Gent) u. a. m. Die Provinz Antwerpen brachte eine Menge Seidenstoffe, namentlich schwere, schwarze zu den in diesen Gegenden noch häufig getragenen Faillen, Seide zu Kleidern und Halsbinden, aus der Hauptstadt, überdies ebendaher Teppiche, Wollenstrümpfe, Damastleinwand, musikalische Instrumente, Leder; sodann farbige Papiere aus Turnhout. Höchst mannichfaltig und verschiedenartig ist die Reihe der Erzeugnisse, welche aus Brabant hervorgingen. Die bemerkenswerthesten darunter waren: Baumwollen-, Seiden- und Wollenstoffe, aus Brüssel, Laeken, Curegbem, Forest u. s. w., von denen namentlich die Schärpen, Shawls und Foulards sich durch geschmackvolle Muster und treffliche Farben und Schattirungen auszeichneten; schöne Zeuge von Roßhaar aus Brüssel, Stoffe zu Meubles aus Vilvorde, Spizen aus Brüssel und Löwen, Leinwand aus Brüssel, Saintes, Löwen, Anderlecht; Teppiche und Seife aus Molenbeek, St. Jean, chemische Farben, musikalische Instrumente, feine und kunstreiche Tischlerarbeiten, Oefen und Kamine von Gußeisen und Messing und von eleganten Formen, Wanduhren, Porzellan (worunter ganz feines mit schöner Malerei und Vergoldung, namentlich aus der Manufaktur von Panneel und Chapel in Brüssel), gute Papiere, Buchbinderarbeiten, Proben der Schriftgießereien und Lithographien (darunter die prachtvollen Ansichten der Monumente gothischer Baukunst in den Niederlanden von Simonau), alle aus der Hauptstadt. Daneben sandte Mecheln wollene Decken, Marbais Ackerbauwerkzeuge, Löwen Wandtapeten von besonders schöner Zeichnung u. m. a.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

(Nach Catone d'Utica Lucchese.)

Wie heißt die Amazone, die Braut,
Mit einem kräftigen Krieger getraut,
Sonst hatte zur Pracht sie die eigne Kapelle,
Wie Königinnen, mit Wachen zur Stelle;
In schwarzes Kleid ist sie eingepackt,
Doch geht sie zum Kampfe noch lieber nackt;
Blutdürstig und Allem, was lebet, feind,
So stärker, je mehr sie geschmeidig erscheint,
Zischt sie den Sterblichen zu schon lange,
Daß ihnen am Faden das Leben hange.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Oktober 1835.

— Als wüchsen
Mir Schwingen an, so ist mir wohl und leicht
Hier oben.

Hölderlin.

Der Aetna und der Montblanc.

Vierter und lezter Artikel.

Ich gewahrte auf dem Gipfel des Montblanc Städte ohne Zahl, die wie Atome nach allen Seiten hin ausgesät waren, und das schöne Italien bis gegen Bologna hin schmückten, dann die ganze Kette der Apenninen mit Schnee bedeckt (Anfangs Oktobers?), der die Sonnenstrahlen zurückwarf. Nördlich von Italien entwickelten sich die tyrolischen Alpen und die beschneiten Höhen der kärnthischen und krainischen Berge, die mit den Apenninen das adriatische Meer mit zwei Silberbändern einzufassen schienen. Näher stand der St. Gotthard und seine Familie, die hohen Pyramiden des Eigers, des Mönchs, der Jungfrau, endlich das hohe Haupt des Mont-Cervin, die zahlreichen Zacken des Mont-Rosa. Zu meinen Füßen lagen der kleine und große St. Bernhard, die Allee-Blanche, die Thäler Aosta und Courmayeur. So stand ich auch über den niedern Höhen des Montblanc, die alle mit Gletschern wie mit krystallenen Bändern eingefaßt waren. Chamouni schien ein kleiner Steinhaufen mitten auf einem Rasen. Die Biegungen der Arve, die das Thal und seinen Rasen bespült, und dies Thal selbst verloren sich gleichsam in der Unendlichkeit des Bildes, denn auf dem Montblanc verschwinden die Einzelnheiten, und nur das Ganze, die Massen stellen sich dar. Die Seele fühlt sich zu hoch, um sich mit der Betrachtung von Kleinigkeiten abzugeben; beherrschte die Ermüdung und Erschöpfung des Körpers ihren Aufschwung nicht, so würde sie sich noch freier nach Oben schwingen. Unwillkürlich sah ich immer wieder nach dem Horizont hin, der so rein, so dunstfrei vor mir lag; im Westen zogen sich einige blaulichte Linien hin und vermehrten den Glanz noch; nach Frankreich hin sah ich den Genfersee und die Linie des Jura.

Ja, man brauchte ganze Tage, um sich an all den Wundern satt zu sehen. Aber die Zeit, welche wir in der Ebene so oft schwer, lastend und bleiern finden, die uns aber doch immer entschlüpft wie ein Traum, diese Zeit verging mir hier oben noch schneller. Mir war es, als sey ich kaum drei Minuten auf dem Montblanc, als Despland mich aus meinem Entzücken weckte und mir sagte, es sey Zeit zum Aufbruch. Ich sah nach der Uhr und fand mit Erstaunen, daß ich schon achtzehn Minuten auf dem Gipfel war. Große Eiszapfen hingen mir am Schnurrbart, ich war es aber nicht gewahr geworden. Meine zwei Guiden fürchteten, vor Frost den Gebrauch ihrer Glieder zu verlieren, und doch schätzten wir die Kälte nicht unter 15°, wir fühlten sie aber viel mehr wegen unserer leichten Kleidung, besonders wenn sich

der heftige Wind an dem Haupt und den Schultern des Riesen stieß, auf den wir geklettert waren.

Ganz uneigentlich nennt man die Höhe des Montblanc ein Plateau, denn sie ist nur ein abgerundeter Grat, wie ein Karpfenrücken, so daß man in horizontaler Richtung kaum ein paar Schritt machen kann. Auf der piemontesischen Seite, nach der Allee-Blanche hinab sind es nur unzugängliche, senkrechte, furchtbare Granitwände. Ebenso unzugänglich sind die Felsen des Dome du Gonté und des Col du Géaut, die sich an die Montblanchaube anschließen. Ihr höchster Punkt ist 2460 Toisen über der mittelländischen Meeresfläche. Hier ist die Luft schon so dünn, daß eine losgeschossene Pistole fast gar kein Geräusch macht. Dr. Barry, der drei Monate vor mir den Montblanc bestieg, ist der zweite Reisende, dem es gelang, hier oben Wasser in einer Theekanne zum Sieden zu bringen; Saussure allein aber hat über den Wärmegrad des Siedens Beobachtungen angestellt. Ich konnte nichts Aehnliches versuchen, denn erstlich war mein Thermometer zerbrochen, und meine zwei Guides hatten nicht Kohlen genug bei sich; überdies hätte uns der heftige Wind schwerlich erlaubt, Feuer anzuzünden.

Endlich mußte von dem Berg geschieden seyn, von ihm, zu dem so Viele aufstiegen, auf dessen Gipfel aber nur Wenige gelangten, es mußte geschieden seyn von diesem herrlichen Gemälde des Wundermalers, ich mußte von ihm scheiden, um es wahrscheinlich nie mehr in meinem Leben zu sehen. So warf ich denn noch einen schmerzlichen Blick nach Frankreich, aus dem ich verwiewiesen bin, nach Venedig hin, und dann wieder nach Frankreich. So lebe denn wohl, du gastliches Venedig, lebe wohl, du indolentes Italien, lebt wohl, all ihr furchtbaren Berge, die ihr den Himmel zu bedrohen scheint, und du, mein Frankreich, lebe wohl!

Meine Führer bestanden darauf, daß ich mich reitend auf meinen Stock setzte und dann so den Abhang hinab gleitete. Dies hat einige Aehnlichkeit mit den russischen Rutschbergen. So kam ich in zehnmal weniger Zeit zu den Rochers-rouges hinunter, als hinauf. Bei der großen Leichtigkeit der Luft war mir, als berührte ich die Erde nicht; ich ging leicht, aber doch fühlte ich mich erschöpft. Die Mauer der Côte hielt mich nicht auf, eben so wenig der treulose Schnee der Petits-Mulets. Auf dem schrecklichen Abhang über dem Grand-Plateau bemerkte ich ungeheure Eisblöcke, die oben über dem Abhang zu hängen schienen. Wenn sie niederstürzen, und dies geschieht ziemlich oft, gibt es kein anderes Mittel, sich vor ihnen zu retten, als sich an den Fuß des steilen Abhangs zu drängen; denn so ungeheure, über den Rand von so großer Höhe herabschießende Massen fallen nicht an dessen Fuß nieder, sondern ziemlich weit davon. Hier muß ich aber bemerken, daß die Furcht vor Lawinen lange nicht so gegründet ist, als man gewöhnlich glaubt, denn man verweilt nur zehn Minuten, oder höchstens eine Viertelstunde auf den gefährlichen Stellen. Bedenkt man nun, daß sich an derselben Stelle eine Lawine nur etwa alle vierzehn Tage wiederholt, so ergibt sich daraus der Umfang der Gefahr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Das Gegentheil von diesem scharfsinnigen, spekulativen Philosophen bildet eine andere Gestalt zur Linken des Gardisten, aus deren Gesicht auf die ausdrucksvollste Weise das Hinstarren der Stupidität sich ausspricht. Durch die papierne Krone und den hölzernen Scepter und eine Ordenskette, an der wahrscheinlich das goldene Vlies hängt, ersieht man, daß der Horizont, in den der Wahnsinnige hineinschaut, ein politischer ist. Man kann weiter aus diesem Krönungsornate, den er sich, wie Napoleon, ohne Zweifel selbst beigelegt hat, schließen, daß, wenn seine Gedanken nicht tief, doch sein Dünkel sehr hoch geht, wie das gewöhnlich der Fall zu seyn scheint.

Ueber dem Gesicht liegt eine unendliche chinesische Langeweile und gedankenlose Leere ausgebreitet. Es ist eine geistige Wüste, auf der nur kümmerlich einiges Gras aufwächst. Er starrt und starrt in's Blaue, ohne irgend etwas, selbst das nicht, was ihm gerade vor der Nase steht, zu sehen. Von dem vielen anstrengenden Nachdenken sind ihm die Knochen über den Augen in die Höhe gegangen, während der untere Theil des Gesichts sich beträchtlich in die Länge gezogen hat, wegen seines beständigen dummen Erstaunens und Maulaufsperrens. Statt seines hohlen Kopfes könnte man eben so gut einen Kürbis mit einem Lichtchen hinstellen.

Der gute Mann ist zu einfältig gewesen, als daß er hätte von selbst ein Narr werden können, man hat ihn dazu gemacht. Er war ursprünglich ein ehrsamer Schneider oder Knopfmacher, der schon als Kind große Mühe hatte, die Länge von der Breite zu unterscheiden, und die Treppen hinaufzufallen pflegte. Sonntag Abends ging er in's Wirthshaus und trank dort seinen Schoppen Wein. Da wurde zuerst vom Wetter und dann vom politischen Horizont gesprochen, die Zeitungen vorgelesen und über Theater, Ständeversammlungen, Zollverein, Wein und Bier, Volkssouveränität und göttliches Recht

gestritten. Alle waren Mitglieder der Gesellschaft zur Verbreitung des Kleesamens, und Inhaber des freimaurerischen Schlüsselblumen-Champagner-Geheimnisses von Altstädt in der goldenen Au. Da die ganze Philisterschaft sich zur liberalen Meinung bekannte, so war es nicht sowohl ein Prinzipienstreit, als vielmehr ein Interessenstreit, wie das Journal des Débats sich auszudrücken pflegt, der den Stoff zu ihren Diskussionen hergab. Wenn ich nicht irre, so waren die bekannten drei englischen Schneider, welche ihre Adresse an den König mit den Worten begannen: Wir, das Volk von England, Ehrenmitglieder dieser sonst ganz deutschen Gesellschaft. Die ganze Welt wurde hier von oben herab reformirt und arrangirt, es ging nichts in der Christenheit vor, das nicht der Dümmste der Gesellschaft besser auszuführen im Stande gewesen wäre. Jeder hatte aber seine Lieblingshelden, der eine bewunderte den Talleyrand, der andere betete den alten Lafayette an, als die wahren Männer des Jahrhunderts. Das große Manöver von Kalisch, seine hochpolitische Bedeutung, die militärische Haltung der Truppen, das elegante Theater, der erstaunliche Luxus, die schönen Balletttänzerinnen, die 3000 Kisten Champagner, die kostbaren russischen Orden mit den berühmten böhmischen Steinen boten lange der Konversation reichlichen Stoff dar. Indessen wäre zweifelsohne die Gesellschaft zulezt an den Folgen einer gallopirenden Langeweile gestorben, die bereits mit der einschläfernden Schwüle eines heißen Sommertags ringsum die Luft sehr drückend machte, so daß man schon in einem weiten Rayon unwillkührlich gähnen mußte; da ist aber zum großen Glücke dieser Knopfmacher, die Blume der Philister, in ihrer Mitte erschienen.

Weil er auch an allen Reformen und Verbesserungen unmaßgeblich Theil nehmen wollte, so merkten sie bald, daß er noch ein gut Theil einfältiger sey, als sie selbst. Die Langweiligen suchten sich eine Kurzweil aus seiner Langeweile zu machen. Es wurde Styl, daß bei der zweiten Pfeife sich das Gespräch nur noch um ihn drehte. Sie machten ihm mit geheimnißvoller Miene die wichtigsten Mittheilungen, forderten ihn dann auf, seine Meinung zu sagen, und Alles lauschte auf das Orakel der Einfalt. Nach und nach machten sie ihn zum Mitwisser einer Verschwörung, die keinen geringeren Zweck habe, als ihn auf den Thron zu heben, damit er seine Reformen zum Besten der Welt ausführen könne. Im Geheimen und schriftlich gaben sie ihm auch schon den Titel; sie sagten, der Herzogmantel sey schon zugeschnitten, es fehlen nur noch die Krönungsinsignien, die man in Paris bei einem Juwelier bestellt hätte und die von einem Posttag zum andern eintreffen müßten.

Das währte so lange, bis er eines Abends mehr als gewöhnlich von dem auflösenden Schlüsselblumen-Champagner getrunken hatte. Er sah am andern Morgen seinen Stuhl für seinen Thron an, und ließ sich von da herab gravitätisch in gebietendem Tone also zu seiner Frau, der Knopfmacherin, vernehmen: „Lass' den Minister nur herein; ich muß mich mit ihm über einen Vortrag, den ich im Staatsrath halten will, besprechen; er betrifft eine Reform, die nächstens im Sonnensysteme eingeführt und den Ständen zur Berathung vorgelegt werden soll. Die Sonne soll künftig früher aufstehen und nicht länger schlafen, als ich, der ich doch ihr König bin. Will sie sich in Gutem nicht fügen, so werde ich sie als Refraktair auf die Festung schicken; das aristokratische Wesen dulde ich nicht. Die Fixsterne sind auch nur so fixe Ideen unsers Herrgottes, die er geschaffen, als ihm der Verstand ausging; ich will sie als Nationalgarde mobilisiren, sie können den Depeschendienst versehen und auf meinem Staatswagen hinten aufstehen; denn die königliche Würde muß mit Glanz umgeben seyn, der Einfältigen und Schwachen wegen.“ Als die Frau Knopfmacherin diese Worte ihres Herrn Gemahls hörte, sperrte sie Mund und Ohren auf vor Verwunderung; hätte sie statt dessen die Hand aufgesperrt und ihm einige Denkzeichen hinter die Ohren gegeben, so wäre er vielleicht im ersten Augenblicke von seinem königlichen Wahne befreit worden; denn nach Lichtenberg wirken Prügel bei Narren manchmal besser, als alle Medizin, weil sie dieselben an jene Welt erinnern, aus der diese kommen. Statt dessen redete sie ihm gütlich zu; er wurde aber sehr ungnädig und immer zorniger, klagte über die Folgen einer Meßallianz, verurtheilte sie zum Staatsgefängnisse und leitete sogleich im Staatsrath die Scheidung ein. Während der Unterhandlung aber wurde er in's Narrenhaus gebracht, wo er sich seitdem nicht anders, denn als König gerirt und von Morgens bis Abends reformirt. Ihm selber fällt nichts ein; was er vorbringt, sind bloß Erinnerungen aus der politisirenden, liberalen Abendgesellschaft, die er halb nicht verstanden, halb wieder vergessen und halb gar nicht gewußt hat. Er stellt sie auf den Kopf, rüttelt sie unter einander wie Erbsen und bringt sie dann mit großer Selbstgefälligkeit vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsezung.)

Theater. Stellung der Literatur.

Das Vaudevilletheater war wegen seiner Schmutzigkeit berüchtigt: ein schwarzes, staubiges Loch, mit kolossalen Oelflecken: jezt hat es sich gar stattlich herausgepuzt; es hat sich lackirt und vergoldet und türkische Teppiche und Cachemirshawls, nämlich gemalte, über seine Logen und Galerien

bis zum Amphitheater hinauf geworfen; die dreifarbigen Fahnen, die früher über dem Proscenium schwebten, waren zu alt und verbleicht, und die Administration mag wohl die Kosten gescheut haben, neue anzuschaffen. In der ersten Vorstellung, welche nach der Restauration des Saales gegeben wurde, machte Arnal darüber seine Spässe; was die dreifarbigen Fahnen anbelange, so sey hier nicht mehr der Ort dafür; sie gehörten an den Balkon einer Mairie, oder an die Bude eines Marchand de vin, ein Theater aber habe mit dem Kriegszeichen nichts gemein. Das erste Mal ließ ihn das Publikum reden, das zweite Mal aber wurde er ausgepfiffen; hat ihn die Polizei auspfeifen lassen? Wohl möglich; vielleicht wollte der Direktor des Vaudevilletheaters, ein Bruder des Oppositionsdeputirten Arago, durch Arnals Spässe die Regierung necken; jedenfalls hat diese den Direktor aufgefordert, seinen frisch aufgeputzten Saal zu räumen und sich anderswo niederzulassen; das Theater sey ringsum von Häusern eingeschlossen, und somit Feuersgefahr vorhanden. Das ist eine gut ausgesonnene Rache, und Arago kann dadurch ruinirt werden. Es muß dabei noch bemerkt werden, daß das Odeon und das Theater Ventadour die beiden einzigen freistehenden Schauspielhäuser in Paris sind, und daß weder im einen, noch im andern gespielt wird. — Drouineau, der Verstorbene, ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dem Manne, der sich mit einer neuen religiösen Lehre herumtrágt, mag es wohl ein wenig im Kopfe spuken; sein Don Juan d'Autriche ist daher wieder in die Kartons zurückgekehrt. Der Don Juan Delavigne's wird wohl die Wintersaison eröffnen.

Die Literatur hat in Paris an merkantilischer Wichtigkeit ungemein gewonnen und an sozialer Bedeutung verloren. Für den Schriftsteller, der mit Talent Savoir-faire vereinigt, kann hier zu Lande das literarische Gewerb eine Quelle der Wohlhabenheit, ja selbst des Reichthums werden. Corneille war ein armer Teufel; einen seiner Landsleute, der ihn besuchte, nahm er mit sich zu einem Schuster, bei dem er sich die zerrissenen Stiefeln flicken ließ; heutzutage halten sich die Vaudevilledichter Karossen und Grooms; der sublime Maler der römischen Größe war dürftig und groß im Leben, wie die Helden, die er schilderte; die heutigen Romanschreiber sind üppig und schwelgerisch, wie ihre Werke. Und selbst Kritiker bereichern sich und Uebersetzer. Loewe Weimars, der gegenwärtig gemeinschaftlich mit Jules Janin die Feuilletons im Journal des Débats schreibt, bewohnt in der Rue de Provence einen gar zierlichen Pavillon, mit gothischen Sesseln, türkischen Tapeten und chinesischem Porzellan, und den haben ihm Hoffmann ausmeublirt, und Van der Velde und Zschokke, und die andern Schriftsteller tutti quanti, die er kritisirt oder travestirt hat. Bei Jules Janin herrscht ein orientalischer Luxus; da duften die seltensten Blumen, da funkeln die reichsten Meubeln, die Patères oder Haken an den Wänden sollen von vergoldeter Bronze seyn, und inmitten dieser Herrlichkeiten ruht der Rezensent auf dem Sopha, und gibt den Autoren und Buchhändlern Audienz und antwortet den Supplikanten, die einen Artikel für ihr Werk von ihm haben wollen: „c'est trois cents Francs, au juste;" das hat alles seine Taxe; ein Prospectus ist am theuersten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel, September.

(Beschluß.)

Die Industrieausstellung.

Aus der Provinz Hennegau kamen die prachtvollen Teppiche von Tournai, Silber-, Messing- und Eisenarbeiten aus Mons, Charleroi, Nimy-Maisières, Spitzen und Strohhüte aus Mons, Stahl von Soignies, vorzügliche Seidencocons aus der königlichen Anstalt für die Kultur des Maulbeerbaums und die Zucht des Seidenwurms zu Mestin-l'Evêque, Wollenstoffe, Strümpfe u. s. w. Namur und Lüttich sind auch diesmal in Betreff der gelieferten Produkte und ihrer Güte herkömmlichem Gebrauche treu geblieben. Namur, das belgische Solingen, zeichnet sich noch immer durch seine mannichfachen Stahlwaaren aus, sandte auch Porzellan (aus Andenne), Eisen- und Messinggegenstände, Glaswaaren u. a. Aus der Provinz Lüttich kamen die schönen Tücher, Circassiennes, Castorines u. s. w. von Verviers (namentlich aus den Fabriken von Biolley und Simonis), von Dolhain u. s. w., Waffen, Oefen von Gußeisen, Eisen- und Messingarbeiten aus Lüttich, Huy, Herstall, Krystalle aus Val St. Lambert, und neben andern Dingen ein kunstreiches Modell zu einer Dampfmaschine, bei welcher man die Ausdehnung des Dampfes reguliren kann, von J. T. Malherbe zu Lüttich. Von den hübschen Holzarbeiten, welche in dem Badeort Spa und seiner Umgebung in solcher Menge gemacht werden, waren mehrere von großer Eleganz vorhanden. Der belgische Antheil des Großherzogthums Luxemburg lieferte Eisen und Eisenwaaren aus Bouillon, Rouffelles, Lasoye, Porzellan und Fayence aus Septfontaines; die Provinz Limburg Baumwollenstoffe, wollene Decken, Gegenstände von gebrannter Erde u. v. a. Einen eigenen Artikel bildet die Industrie der Zucht- und Armenarbeitshäuser zu Gent, Vilvorde u. s. w., aus denen eine Menge von Gegenständen für den Bedarf des Heeres, Hemden, Beinkleider, Guetres, Westen, Mützen u. s. w., so wie Uniformstücke, wie Epaulettes, Kordons u. a. hervorgingen.

Wir wären nunmehr zu Ende mit unserer Uebersicht, welche wenigstens hinreichen wird, zu zeigen, daß der Gewerbfleiß dieses Landes so mannichfaltig, als thätig ist. Und dennoch fehlten einzelne Artikel bei der gegenwärtigen Ausstellung, z. B. die kunstreichen Maschinen, welche namentlich aus dem großartigen Etablissement des Herrn J. Cockerill zu Seraing bei Lüttich hervorgehen. Dem Vernehmen nach ist diese sowohl, als andere Anstalten während lezterer Zeit mit Aufträgen so überhäuft gewesen, daß sie für die jezige Gelegenheit nichts zu liefern im Stande waren. — Wenn so Vieles in Jahren geleistet worden ist, wo die Staats- und bürgerlichen Verhältnisse umgewälzt wurden, wo der Verkehr großentheils eine neue Richtung zu nehmen gezwungen wurde, wo dem Handel und der Industrie bedeutende Kapitalien abgingen, wo Fabrikinhaber und Handelshäuser unersezliche Verluste erlitten, wo die nur zu begründete Furcht vor neuen Unruhen und gewaltsamen Störungen von großen Unternehmungen abschreckte und also große Geschäfte lähmte, und überdies die Seuche, welche Europa dem russisch-polnischen Kriege zu verdanken scheint, überall hemmend und störend auftrat, so darf man sich wohl vertrauensvoll der Hoffnung hingeben, daß die Aufrechthaltung des Friedens und der Ordnung und die Konsolidirung der politischen Stellung der europäischen Staaten dazu beitragen wird, einerseits die einander schroff gegenüber stehenden Parteiungen in diesem Lande allmählich einander näher zu führen — wenn überhaupt in unserer Zeit eine solche Annäherung und Versöhnung möglich ist — anderseits die Thätigkeit der Industrie, des Ackerbaus und Handels immer mehr erstarken und sich verbreiten zu lassen. Alf. Reumont.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. Oktober 1835.

Menenius. — O daß ihr eure Augen rückwärts gegen den Nacken kehren könntet und so euer werthes Selbst überblicken; o daß ihr's könntet!
Brutus. — Und warum, Herr?
Menenius. — Ei, da würdet ihr ein paar verdienstloser, übermüthiger, wetterwendischer Beamten gewahr werden, alias Narren.

Shakespeare.
Coriolan.

Das Narrenhaus,
von W. Kaulbach,
nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.
Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Zur Verbindung von Europa und Amerika will er eine Kettenbrücke anlegen und darüber eine Eisenbahn führen, um auf Dampfwagen die republikanischen Institutionen herüber zu holen, mit denen er seinen Thron umgeben will. Der amerikanische Konsul, sagt er, habe ihm eine Schrift über die Ausführbarkeit und sehr befriedigende Kostenüberschläge vorgelegt. Die Reform in dem Sonnensysteme hat er wirklich durchgeführt, und dessen zum Zeichen in seine Krone als Wappen Mond und Sterne eingesezt. Die Ausführung soll aber erst mit dem nächsten Etatsjahr in's Leben treten. Es soll künftig kein Stern mehr auf und unter gehen, ohne dem Ministerium davon Anzeige zu machen und um einen Paß einzukommen. Gegenwärtig ist er eben damit beschäftigt, eine ähnliche Verbesserung zum Wohle der Menschheit auszudenken. Er sinnt über eine große tabellarische Knopfstatistik nach; alle Knöpfe von den Röcken, Thürmen und Blumen seiner Unterthanen sollen in die Tabellen mit hundert Rubriken eingetragen werden. Sein Kopf hat während dem Nachdenken fast selbst die Gestalt eines Knopfes angenommen, und die Nasenspitze gleicht wieder einem kleinen Knöpfchen, das sich im Gesichte zum König erklärt hat. Man könnte den Steinblock, auf dem er sizt, während seines Nachsinnens vor seinen Augen in die Luft sprengen, und er würde auffahren ohne das Mindeste davon zu merken.

So stupid er indessen aussieht, so hat er doch viele seines Gleichen in der Welt. Mancher Politiker und mancher Diplomat, der seine Stelle anderswo, als im Narrenhause hat, sizt gerade so da und starrt mit der gleichen Stupidität in den großen Kampf unserer Zeit hinein, ohne nur einmal zu wissen, wovon denn eigentlich die Rede ist. Mit dem Schlüsselblumen-Champagner der abgetragenen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts haben sie sich noch vollends den lezten Funken gesunden Verstands herausgurgirt. Es sind die charakterlosen Tagspolitiker, die Alles vergessen und nichts lernen, die jedes Prinzip preisgeben, um ihr kümmerliches Daseyn von einem Tage zum andern zu fristen. Ob das Haus ein Fundament, ob der Baum eine Wurzel hat oder nicht, das ist ihnen ganz gleichgültig, wenn es nur so aussieht. Wie sie kein Prinzip haben, so haben sie auch kein Ziel, und meinen darum, mit allen Winden gleich

gut, am besten aber mit halbem segeln zu können. Die Revolution bestreichen sie mit Rosenwasser, den Despotismus finden sie auch vortrefflich, wenn er nur die äußere Etikette beobachtet, die konstitutionellen Formen scheinen ihnen ebenfalls besonders geeignet, um zu thun, was man will. So vertragen sie sich mit Allem, nur mit dem Rechten nicht, und pflegen ihre Freunde zu mißhandeln und vor ihren Feinden zu kriechen. Sie halten sich eine Staatszeitung, die mit der Zeit schwimmt, und eine Privatzeitung, die dagegen ankämpft. Sie rüsten und rüsten, der Friede zehrt den Krieg auf, und wenn die Zeit ihren Mann verlangt und die Glocke schlägt, wagen sie noch nicht einmal, ein ernstes, männliches Wort zu sprechen, sondern sehen zu, und lassen die, welche sich für ihre Sache schlagen, sich verbluten unter dem Hohngelächter ihrer Feinde, die ungestraft sich Alles erlauben, und ihre Mordbrennerbanden aussenden, wohin sie wollen. Ohne eigenes Gepräge, nehmen sie nach Belieben, wie das Geld, den Stempel dessen an, der gerade regiert, und halten als Hoflakaien der Zeitmeinungen, wie Polonius im Hamlet, nach Befehl, dieselbe Wolke bald für ein Kameel, bald für ein Wiesel, bald für einen Wallfisch. Heute beugen sie sich wie feige Sklaven vor einer zügellosen Preßfreiheit und fröhnen gehorsam all ihren Launen; morgen halten sie es mit einer Censur, die die Lüge wie die Wahrheit gleichmäßig beschneidet; übermorgen, wenn die Angst sich ihrer bemeistert hat, gebieten sie den Vögeln im Walde ein altum silentium. Handhabt nur die Polizei die Ruhe der Straßen gegen Gassenbuben, blizt und donnert es nicht, dann glauben sie, der tausendjährige Friede sey angebrochen und die Ruhe Europas werde in alle Ewigkeit nicht mehr gestört werden. Zittert dann plötzlich der ganze papierne Bau, so halten sie sich die Augen zu und wissen nicht, was sie denken, noch viel weniger aber, was sie thun sollen. Sind sie vom Schreck wieder zu sich gekommen, dann pflegen sie am liebsten, wie der Knopfmacher hier, gedankenlos in die Zeit hineinzustarren. Indessen soll der arme Tropf sich in Acht nehmen, daß es dem wahnsinnigen Gardisten nicht einmal einfällt, ihm die papierne Krone herunter zu reißen und den hölzernen Scepter ihm auf dem Rücken entzwei zu schlagen. Wann wird einmal der Zumalacarreguy erscheinen, der beiden den rechten Platz anweist?

Unmittelbar hinter diesem schwachsinnigen Politiker sieht man den Kopf und die Brust einer andern Jammergestalt. Es ist ein Mann mit kurzgeschornem Haar, sein Kleid ohne Ermel geht nur bis zur Achsel. Er lehnt sich übergebeugt mit der rechten Hand, die den Kopf stüzt, auf den Rücken des Politikers. Das Gesicht hält er lauernd zwischen dem gegen die Nasenspitze vorgestreckten Zeigefinger und Daumen der Linken. Er scheint den Politiker aushorchen zu wollen; denn kein Thor ist so groß, der nicht größere als Zuhörer findet.

Was hat nun diese klägliche Gestalt mit dem geschornen Kopfe, dem rechnenden, lauernden Blicke und dem Bettleranzuge mit der Politik zu schaffen? Offenbar ist es ein schwindelnder Börsenspekulant, der bei einer unerwarteten Kursflauheit Vermögen und Verstand verloren. Er war einmal ein solider, ehrlicher Kaufmann, wie man noch aus seinem mitleidenswerthen Gesichte ersieht. Zwar hatte er keine Aussicht, Millionär zu werden, aber er war wohlhabend und zufrieden, sein Essen schmeckte ihm, weil er es sich im Schweiße seines Angesichts verdiente, er schlief ruhig, weil ihn keine Furcht vor mißlungenen Spekulationen quälte, da sein Handel sicheren Gewinn brachte, wie die Saat des Landmanns. Da mußte er einmal von einem schlechten Gläubiger an Zahlungsstatt Staatspapiere annehmen, die eben in schlechtem Kurse standen. Er sah das Geld schon für verloren an, als die Papiere durch ein unerwartetes Ereigniß plötzlich al pari stiegen, und er mehr gewann, als die verloren geglaubte Schuld betrug. Jezt regte sich in ihm zuerst eine Unzufriedenheit mit seiner Lage, und die Begier nach mehr ergriff sein Herz. Gegenüber sah er den Pallast eines Staatspapierjuden, und da sprach er zu sich selbst: was sollst du ein Narr seyn und dich von Morgens bis Abends plagen, immer nur Kreuzer und Kreuzer einnehmen, ohne irgend eine weitere Aussicht? Mache es wie dein Nachbar, da kannst du mit Vorsicht und Mäßigung ein ganz anderer Mann, auf eine viel leichtere Weise werden. Du brauchst ja nur einen kleinen Theil deines Gewinns so anzulegen, den Kram kannst du für's Erste behalten, und wenn es nicht gut geht, steht es dir immer frei, das wieder zu werden, was du jezt bist, ein armseliger, kleiner Kaufmann, der vor jedem vorübergehenden Kunden, hat er einmal für einen Kreuzer gekauft, demüthig den Hut herunternimmt und alle Abend rechnet, ob er nicht mehr ausgegeben, als eingenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortsetzung.)

Ueber die Grandes-Montées wurde à la ramasse herabgefahren, d. h. mein Guide sezte sich dicht unter mich, nahm meine Beine unter seine Arme und rutschte mit diesem Doppelschlitten pfeilschnell den Abhang hinab. So kamen wir in zehn Minuten da hinunter, wo wir fünf Viertelstunden hinauf gebraucht hatten. Die Winkelneigung ist hier 70°, und aufwärts mußten Lücken

in's Eis gehauen werden, um Hände und Füße einzusetzen. Später hörte die Ramasse auf, denn der Abhang der Petites-Montées ist um 5° oder 6° weniger geneigt, als der vorige. Hier gleitete ich auf einmal mit beiden Beinen aus; zum Glück und aus Vorsicht ging ich zwischen zwei Führern, und war um den Leib an einen Strick angebunden. Ohne diese Vorsicht wäre ich eine Höhe von vierhundert Fuß hinabgerollt. Beim Fallen entschlüpfte mir mein Stock, blieb aber glücklicherweise am Rand eines Abgrunds liegen. Mich aber retteten die beiden Führer, denn in dem Augenblick, als sich der Strick anspannte, an dem sie mich hielten, stießen sie mit Kraft und Geschicklichkeit ihre Stöcke in das Eis und standen nun fest wie Mauern. Hierauf zogen sie mich zu sich hinauf, wie einen großen Fisch an der Angel, und stellten mich wieder auf die Beine.

Nach dieser Episode überraschte uns die Nacht auf dem Taconnazgletscher. Bis hierher hatten wir vom Gipfel des Montblanc an noch nicht ein einziges Mal ausgeruht. Ich fühlte nun aber auch meine Kräfte sehr abnehmen. Wiewohl es schnell immer dunkler wurde, und wir nicht deutlich mehr unterscheiden konnten, wo wir den Fuß hinsezten, so mußten wir doch über einen tiefen Schlund, und zwar auf einer Brücke, die des Montblancs ganz würdig ist. Sie bestand aus sechs oder sieben Stöcken, die neben einander über den Schlund gelegt wurden. Dabei waren meine Stiefeln mit Eis überzogen; um also nicht in einen Abgrund von fünfhundert Fuß Tiefe zu fallen oder zu rutschen, ließ ich mich wieder um den Leib anbinden. Endlich waren wir sehr froh, in der Dunkelheit glücklich über den so gefährlichen Taconnazgletscher gelangt zu seyn, und es schien uns dagegen ein Leichtes, die Grands-Mulets als unser Nachtlager wieder zu erreichen. Mein Erstes war hier, meine eisstarren Füße in eine Schafhaut einzuwickeln, um sie dadurch zu erwärmen. Ich fühlte auch bald die Wärme, mit ihr aber auch unerträgliche Schmerzen. In einer halben Stunde schwollen meine Füße furchtbar an, und ungeheure Blasen bildeten sich auf der Oberfläche. Nun bedauerte ich es, sie nicht früher in Schnee gesteckt und damit gerieben zu haben. Jezt aber war es nicht mehr Zeit, denn sie waren erfroren.

Den 10ten Oktober. Zwar litt ich entsetzlich an meinen Füßen, die Bise wüthete auch furchtbar an dem Felsen, und es gingen mehr Lawinen nieder, als gewöhnlich; dies hinderte mich jedoch nicht am Schlaf, den nur für Augenblicke Schmerzen unterbrachen. In diesen Momenten dachte ich über die Mittel nach, wieder nach Chamouni zu kommen, wenn ich nicht mehr auftreten könnte; denn dies schien mir unmöglich. So schwankte ich zwischen Schlaf, Unruhe und Schmerz bis an den Morgen. Während der Bereitung des Frühstücks befragte ich Julien Desvouassons über das Unglück bei der Ascension des Dr. Hammel im Jahr 1820, bei dem er als Führer gegenwärtig war und nur durch ein Wunder gerettet wurde. Die Nacht vor dieser Ascension, die man auf den Grands-Mulets zubrachte, war ein heftiger Sturm. Die meisten Guiden riethen auch am folgenden Morgen, die Ascension nicht zu wagen, sondern nach Chamouni zurückzukehren. Diesem aber widersezte sich hartnäckig Dr. Hammel, der die abrathenden Guides und seine zwei Begleiter, gleichfalls Engländer, furchtsam nannte und ihnen dadurch den Mund schloß. Sie ergaben sich in Alles, wiewohl einer der Führer, Tairraz, ein Vorgefühl von seinem Tode hatte; denn in jener stürmischen Nacht umarmte er mehrmals seinen Kameraden, weinte und sagte wiederholt zu ihm: „Ich bin ein verlorener Mann, es wird mich das Leben kosten.“ So kam es auch; August Tairraz war eines der drei Opfer. Die andern hießen Peter Calrriez und Peter Balmat. Diese drei Führer gingen voran, dann kamen die Engländer, Julien Desvouassons und Coutet schlossen den Zug. Die sie verschüttende Lawine war ungefähr dreihundert Schritte lang, zweihundert breit, aber nur zwei tief. Als sie herabkam, hatten die Führer keine Zeit mehr, zu überlegen, und Julien konnte kaum noch ausrufen: „Wir sind verloren!“ so wurde er schon mit seinen Kameraden bis an den Fuß des Abhangs fortgerissen, den sie eben hinaufstiegen, um von dem Grand-Plateau wegzukommen. Dieser Abhang mochte ungefähr vierhundert Fuß hoch seyn. Glücklicherweise war es nur eine Schneelawine; denn hätte sie Eisstücke oder Felsblöcke enthalten, so wären Alle in Einem Augenblicke wie in einer Mühle zerknirscht worden. Bei diesem Hinabrollen kam Julien dreimal an's Tageslicht.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder der Nacht.

Kühlung.

Der Tag war lang, der Weg war weit,
Nun ist der Sonne Ruhezeit,
  Hat müd' sich geben müssen;
Wie Stirn und Aug' und Wange flammt!
Sie drückt sie in den rothen Sammt
  Der flaumenweichen Kissen.

Goldschnee.

Hei, das ist ein lustig Schneien!
  Schaut die goldnen Flocken nur,
Die im Blau sich glitzernd reihen,
  Eine goldbeschneite Flur.

Die Spinne.

Mit Listen sacht
Um Mitternacht
Schleicht der Mond, die Riesenspinne.
Hoch im blauen Dome hängt
Sein Geweb' er auf und fängt
Die zappelnden Sternlein drinne.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Stellung der Literatur. Damenjournal.

Ich tadle Jules Janin um so weniger, da er sich auf diese Weise ein Einkommen von 40.000 Franken erschreibt. Seinen Ruhm fördert er dadurch freilich nicht; aber was liegt daran, ob die Seifenblase ein Bischen länger oder ein Bischen kürzer schimmert? sie zerplazt am Ende doch, und wenn man's beim Licht betrachtet, so hat Janin doch kein anderes Talent, als seinem Publikum ein wenig Rossinische Musik aufzuspielen. In den höhern gesellschaftlichen Kreisen macht das Auftreten dieser opulenten und eleganten Auteurs indeß nur wenig Effekt. In den Salons hat die Literatur der Politik weichen müssen. Vor Einführung der repräsentativen Regierungsform war es anders: da waren die Literatoren nicht bloß Unterhaltungsschriftsteller, da war die Opposition in der Literatur; Beaumarchais und Voltaire regten alle die Leidenschaften auf, die heutzutage nur im Sturmwinde wogen, der von der Rednerbühne herabbraust. Wenn Guizot oder Thiers in der Kammer eine entscheidende parlamentarische Schlacht gewinnen, so sind Abends ihre Receptions wahre Ovationen, und man muß den Franzosen Gerechtigkeit widerfahren lassen, es geschieht dann nicht sowohl, um den Hof zu machen, daß sie Weihrauch zu den Füßen der Excellenzen brennen; intellektuelle Superiorität erkennt im Durchschnitt die Nation willig an und huldigt ihr ohne Nebenabsicht, während sie sonst nicht leicht etwas thut, wobei sie keinen Nutzen hat oder hofft. Und welcher Jubel im Faubourg St. Germain, wenn Berryer mit frisch gebrochenen Palmen gekrönt erscheint! Die schönsten Augen senden ihm ihre feurigsten Blicke zu, und die alten Marquisen ambrassiren den beredten Roturier. Wir wollen damit nicht sagen, daß der literarische Ruhm verkannt werde; es ist für viele Cirkel eine große Auszeichnung, wenn die Dame des Hauses sagen kann: „nous aurons ce soir Monsieur de Lamartine," oder: „voici M. Hugo qui entre." Lamartine ist in dieser Hinsicht der glücklichste unter allen Literaten; er hat eine Menge Mittel, seinen Ruf wieder anzublasen, wenn er merkt, daß er etwas erkaltet; geht es mit der Prosa nicht, so wird ein Gedicht in die Welt geschickt, und sind die Verse vergessen, so kommt eine Rede in der Kammer zu Hülfe. In der gesetzgebenden Versammlung zeigt er sich stets sehr sanft und milde, und herablassend und populär; zu Hause aber und in der großen Welt spielt Lamartine den grand Seigneur; er geht meist mit den adeligen Familien um und giebt Rendezvous, die er nicht einhält.

Außer den Literaten von Profession sind es eigentlich nur noch die Damen, die sich mit der Literatur ernstlich beschäftigen; um sie bewegen sich junge Leute, die durch die Literatur und die Damen emporkommen wollen, beides unfehlbare Mittel, um die man sich aber auch hartnäckig streitet. Für viele junge Schriftsteller sind in der That die Damen von großem Nutzen; da sich die Literatur meist doch nur mit flüchtigen Novellen oder Elegien und dergleichen, oder wenn es hoch kommt, mit Romanen beschäftigt, so können Damen allerdings kompetente Richter seyn, und ihr feiner Takt, ihr Schönheitssinn kommt ihnen trefflich zu statten. Leider haben die Damen diesen Takt, diesen Schönheitssinn öfters in eigenen Kompositionen verleugnet. In dem livre des femmes ou heures du soir stehen Geschichten, von denen die Grazien und selbst die Schamhaftigkeit sich zürnend abwenden. Eine Novelle in diesen Abendstunden dreht sich um folgende absurde, greuliche Thatsachen. Vorerst müssen wir bemerken, daß hier Frauenzimmer sind, welche Herren und Damen die grauen Haare ausreißen und sich reichlich von ihrem Salon épilatoire nähren. In der eben angeführten Erzählung sucht ein junger Mensch, um sich den Weg zu einem Mädchen zu bahnen, das dieses Geschäft treibt, sich auf alle mögliche Weise graue Haare zu verschaffen: er stürzt sich in das verruchteste Leben, und mordet am Ende die Geliebte, die ihm so theuer zu stehen kommt. Bei dem fortwährenden Einflusse, den das weibliche Geschlecht auf die geistige Entwickelung ausübt, bei der immer weiter und tiefer aufregenden intellektuellen Thätigkeit konnte es nicht fehlen, daß ein Journal für Damen zu Stande kommen mußte. Das so eben erschienene Heft vom 1sten September liegt vor uns; es ist nicht uninteressant, einen Blick hinein zu thun. Neueste literarische Kompositionen, Tagesbegebenheiten, Theater und Moden, Alles, was das feinere gesellige Leben bildet, wird vorgeführt; es ist Paris, wie es sich in einem Dutzend Frauenköpfen abspiegelt. Den Anfang macht, wie billig, das Modekupfer, ein Peignoir von Batiste mit einer Garnitur. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen hier ein Schneiderinventarium hersetze und Ihnen die Bänder und die Falten herzähle; von alle dem kommt auch in dem Artikel Modes kein Wort vor. Ueber neue Stoffe kann ohnedies noch nicht berichtet werden, da sie erst in vierzehn Tagen in dem klassischen Magazin des Herrn Delisle anlangen. Statt dessen sehen wir eine recht artig erzählte Geschichte von einem hübschen jungen Mann, mit schwarzem Schnurrbärtchen, einer Blouse von grünem Merinos und spirituellen Augen; dieser tout petit jeune homme kommandirt in der Rue Choiseul mit weiblichem Ernste eine Eskadron Ouvrières; mit einem Worte, oder vielmehr mit zweien, es ist un petit Modiste; er macht Damenhüte mit Bändern und Blumen. Nun, wenn die Damen Rezensionen schreiben, wie wir deren sogleich lesen werden, warum sollen die jungen Herrn nicht Damenhüte machen? Und der kleine Modist hat vor den andern einen Vorzug, der allgemein einleuchten muß. Die meisten Marchandes de Modes lassen sich nämlich von ihrem eigenen Gefühle influenziren; sie lieben bloß die Nüancen, die ihnen gut stehen; der petit jeune homme im Gegentheil beobachtet sorgfältig die Physiognomie der Damen, ihren Teint, die Farbe der Haare, réfléchit un moment, sagt die Journalistin, schneidet dann seine Passe, und in vier und zwanzig Stunden ist der Hut fertig, ja oft in sechs Stunden macht er Ihnen einen chapeau délicieux, un bonnet ravissant.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Oktober 1835.

So herb Gefahren
Und Mühen waren,
So süß die Ruh'.
J. Schmit.

Der Aetna und der Montblanc.

(Beschluß.)

In dem furchtbaren Augenblick, wo die drei ersten Führer in den unermeßlichen Schlund am Fuß des Abhangs hinabgestürzt wurden, erkannte Julien ein Bein seines Freundes August Tairraz an den schwarzen Kamaschen. Durch ein unbegreifliches Glück wurde er über diesen ersten Schlund weg in einen andern entferntern geworfen, der halb mit Schnee angefüllt war, so daß er ungefähr nur sechzig Fuß tief und nur auf weichen Schnee fiel. Er meint dieses Wunder einem sehr langen Barometer zuschreiben zu müssen, das er für Dr. Hammel trug, und das an einem starken Riemen auf dem Rücken hing. Dieser Riemen hätte aber sehr gut reißen können, als Julien Kopf oben, Kopf unten mitten in der Lawine fortrollte. Es ist mir auch wahrscheinlicher, daß ihn und Coutet, der doch kein Barometer trug, nur der gewaltige Stoß über den großen Abgrund weg in den kleinen geschleudert habe, und daß ihre drei Kameraden dagegen gerade unter der Lawine waren, als diese sich unten am Abhang in den großen Schlund stürzte, wo sie dann zu unterst darin begraben wurden. Jene beiden Glücklichen lagen auf weichem Schnee, Julien mit den Füßen in der Luft, in sehr unbequemer Stellung und jämmerlich zugerichtet von seinem Fall zwischen die engen Eiswände des Schlundes, Coutet fast ganz mit Schnee überdeckt. Julien konnte sich zuerst herausarbeiten, hierauf half er auch seinem Kameraden aus dem Schnee. Betäubt betrachteten sie sich lange, ohne ein Wort hervorbringen zu können, und hernach staunten sie nicht wenig darüber, noch lebend in diesem Grab zu seyn. Glücklicherweise hatten sie bei diesem Fall ihre Kraft und Besonnenheit nicht verloren. Die Engländer, welche die Lawine nicht berührt hatte, warfen ihnen eine kleine Axt hinab, und mit dieser hieben sie Löcher in das Eis und kletterten so hinauf. Da sah man, daß die drei vordersten Guiden fehlten, man machte also einige Stunden lang alle möglichen Versuche, sie zu entdecken, und untersuchte zu diesem Zweck den Schnee mit den langen Stöcken; man rief ihnen überall, aber Alles vergeblich, das traurige Echo des Grand-Plateau antwortete allein. So mußte dieses peinliche Suchen endlich aufgegeben werden, denn die Kälte wurde immer empfindlicher. Dr. Hammel wollte durchaus, einige Führer sollten hier an Ort und Stelle bleiben, er wolle ihnen von Chamouni aus sogleich Männer senden, um die Verunglückten auszugraben. Dieser Vorschlag sprach zwar nicht für die Ueberlegung Hammels, zeigte aber doch seine Menschlichkeit und Freundlichkeit. Die Führer ließen indessen ihren Zorn gegen

ihn laut werden, da sie ihm mit Recht seinen Eigensinn, die erste Ursache des traurigen Ereignisses, vorwerfen konnten. Seit dieser Zeit zieht kein Reisender ohne eine gewisse Scheu über das Grand-Plateau, denn er denkt gewiß an jenes traurige Ereigniß, das glücklicherweise bis jezt das einzige auf dem Montblanc gewesen ist.

Gegen halb acht Uhr brachen wir endlich auf. Dies war nichts Kleines, denn um nur gehen zu können, hatte ich meine leichten Stiefeln gegen die schweren Schuhe eines Führers gewechselt; diese waren zwar weit genug für mich, ich litt aber doch unsäglich darin, und ich hatte noch sieben volle Stunden zu gehen. Ehe ich jedoch die Grands-Mulets verließ, sammelte ich da noch viele Mineralien, Krystalle und besonders Asbest. Mit großer Mühe kam ich über den fürchterlichen Bossonsgletscher und dann zur Pierre de l'Echelle, wo ich wieder die erste Pflanze sah, das reizende Rhododendrum, für diese späte Jahreszeit eine seltene Erscheinung. Hier herauf waren auch einige Mädchen aus dem Thal geklettert, um uns Milch, Brod, Butter und von dem trefflichen Chamounihonig zu bringen, was wir uns Alle trefflich schmecken ließen. Es waren Kinder einiger Führer, die ihre glücklich zurückgekommenen Väter begrüßten und nach alter Art ihre Knie umfaßten. Unterhalb der Pierre-pointue hörte ich zum ersten Mal wieder leise das Rauschen der Arve aus dem Thal herauf, mehr aber noch erfreute mich der Anblick eines Maulthiers, das ein kleines Mädchen für mich hierher geführt hatte; ich erinnere mich seit lange keiner erfreulicheren Erscheinung.

Ehe wir wieder in Chamouni eintrafen, kam mir das Konseil der Guiden, mit ihrem Syndikus an der Spitze, entgegen, um mir zum glücklichen Erfolg der Reise Glück zu wünschen. Es war ein allgemeines Fest, an dem alle Einwohner Theil nahmen. Mein kleiner Haufen marschirte nun in Ordnung hinter mir her, was mir das Ansehen eines Triumphators gab. Als ich wieder beim Hotel de l'Union ankam, mußte ich durch eine Reihe schöner Damen, deren anmuthiges Lächeln und freundlicher Beifall meine zweite Belohnung war. Bald darauf erschien ich bei der Table d'Hôte, wo es nicht an Fragen und Erkundigungen fehlte.

Wenn Dich je die Lust ankömmt, den Montblanc zu besteigen, so rathe ich Dir dringend, meine Fehler zu vermeiden. Besonders erwärme Dir nicht die Füße, so kalt sie auch seyn mögen. Versieh Dich mit zwei Paar Stiefeln, was ich nicht gethan hatte; ziehe wollene Strümpfe an und nimm einen Mantel mit, den Du von einem der Führer tragen läßt; grüne Brille und Schleier können auch sehr dienlich seyn, besonders in frühern Monaten. Dies sind aber nur Dinge von untergeordneter Wichtigkeit, denn im ersten Rang stehen vier andere: fester Schritt, gute Augen, schwindelfreier Kopf, und besonders fester, bestimmter Wille.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsezung.)

Der Mann hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, das heißt, ohne die immer steigende Begehrlichkeit der menschlichen Natur. Daß er aber, als ihm die Spekulation mißlang, nicht wieder der wohlhabende, jeden behaglich grüßende Kaufmann war, sondern ein ganz anderer, das zeigt eben die Rolle, die er hier in dem Narrenhause spielt, und das kam also. Anfänglich machte er mit seiner neuen Spekulation die besten Geschäfte, statt des vierten Theils sezte er darum den halben, und wie es immer besser ging, sein ganzes Vermögen auf das Spiel. Er fand es sehr bequem, statt des alten, mühe- und sorgevollen Tagewerks mit seinen tausend kleinen Verdrießlichkeiten, Plackereien und Unannehmlichkeiten, einige Stunden auf der Börse spazieren zu gehen, seinen Gewinn einzuziehen, die übrige Zeit des Tags aber ganz seinen Vergnügungen zu leben und nichts weiter zu thun, als Zeitungen zu lesen und die höheren Gesellschaften zu besuchen, um Neuigkeiten zu erforschen und die Bewegungen des politischen Meers zu sondiren. Anfänglich, so lange es mit der Legitimität glänzend stand, spekulirte er darauf, je revolutionärer aber die Zeichen der Zeit wurden, um so mehr spekulirte er à la baisse; daher kam es, daß er bei der Julliusrevolution statt eines Verlustes, wie viele andere, einen unermeßlichen Gewinn machte. Nun aber, je reicher er wurde, um so ärmer fühlte er sich mit jedem Tag; denn nun konnte er erst die Millionen berechnen, die ihm noch fehlten, um einer der großen Geldaristokraten zu werden, die sich rühmen, Krieg und Frieden wie gefangene Geister in ihrer Börse zu haben, um nach Willkühr den einen oder den andern durch die magische Kraft ihres Goldes loslassen zu können. Da ihm die Revolution so reichen Gewinn gebracht, so machte er sie zur Basis aller seiner Operationen. Es wurde keine begonnen, worauf er nicht Aktien nahm; keine gedungene, halb verhungerte und ganz zerlumpte Mordbrennerbande wurde auf ein Land losgelassen, bei deren Ausrüstung er nicht betheiligt war, und keine revolutionäre Regierung eingesezt, der er nicht Vorschüsse leistete, um hernach, wenn die Entreprise gelang, sich in die Kron-, Gemeinde-, Kirchen- und Armengüter des unglücklichen Volks zu theilen,

das alsdann im Namen einer papiernen, lügnerischen Freiheit von den Blutspekulanten und Menschenlieferanten systematisch ausgesaugt und niedergetreten wurde. Außer diesen kriegerischen Spekulationen nahm er endlich auch an den friedlicheren der Brandassekuranzgesellschaften Antheil.

Während all dieser Unternehmungen wurde aber sein eigener Zustand immer gereizter, ängstlich sah er immer dem Ultimo, das heißt dem Abrechnungstage entgegen, Tag und Nacht träumte er von nichts als Gewinn und Verlust. Es kam kein Kurier, ohne daß er bald roth, bald bleich wurde. Seine alte Zufriedenheit und Behaglichkeit war längst dahin, er konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen, noch lachen, wie ehedem. Stand ja nicht allein sein ganzes Vermögen auf dem Spiele, sondern ein Kredit, der im Unglücksfalle zur Zahlung der Differenzen das Zehnfache übersteigen konnte. Und die Würfel, welche die Begehrlichkeit, einen ruhigen Erwerb im Schweiße des Angesichts verschmähend, geworfen, sie fielen unglücklich. Die Entrepreneurs der Bürgerkriege machten Bankerott, und sein Geld war verloren. Zwar hatte er sich noch eine kleine Summe für den Fall der äußersten Noth zurückgelegt, allein sein Sohn, um dessen Erziehung er sich während seiner rasenden Spekulationen unmöglich kümmern konnte, hatte sie ihm entwendet. Derselbe, ein verschwenderischer, liederlicher, unwissender, aufgeblasener Taugenichts, verspielte nach dem väterlichen Beispiele das gestohlene Geld auf der nächsten Pharaobank und ließ sich dann in der Fremdenlegion anwerben, um für dieselbe Sache sein Blut zu opfern, die seines Vaters Gold verschlungen. Diese doppelten Schläge erweckten Angst und Gewissensbisse in dem Fieberkranken, gern wäre er wieder der kleine Kaufmann geworden, allein Müssiggang, das Bedürfniß, stets in großen Hoffnungen und aufgeregten Gefühlen zu leben, die gedemüthigte Eitelkeit und die gänzliche Entblößung nahmen ihm Muth und Kraft und erfüllten ihn mit Lebensüberdruß und Verzweiflung. Durch die vielen Brände, die ihn so lange geängstigt, gerieth er auf den Gedanken, es brenne in seinem Gehirn; da ihn Niemand assekuriren wollte, stürzte er sich, dem Feuer und allem Elend und Jammer zu entgehen, in den Fluß, die Stunde verfluchend, da der Teufel seine Begierde zuerst mit dem schwindelnden Börsenspiele versucht. Indessen wurde er gerettet, aber nun hatte er auch mit seinem Verstande Bankerott gemacht. Tag und Nacht schleicht er lauernd und rechnend herum; kaum geht ein anderes Wort als fünfprozentige und dreiprozentige aus seinem Munde; bald berechnet er seinen Gewinn, bald jammert und heult er über Verlust. Häufig stöhnt er mit jammernder Gebärde das Wort Ultimo! o Ultimo! hervor; ist er im heftigsten Delirium, so kann man ihn damit wieder zu sich bringen, er fährt sogleich zitternd zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Der Halleysche Komet. Theater. Persönliches.

Wäre nicht der Halleysche Komet, so wüßte ich Ihnen diesmal eigentlich nichts aus Berlin zu schreiben. Er ist glücklicherweise vom Justizrath Kunowski auf dem ehemaligen Templowers, jezigen Kreuzberge, gefunden worden, als das Publikum schon alle Höffnung aufgab. Seitdem füllt er allein, nämlich die Entdeckungsprotokolle über ihn, die Spalten unserer Zeitungen. Wann er in Berlin, Treptow an der Rega und Polkwitz zuerst gesehen worden, ist unstreitig ein wichtiger Moment für die Wissenschaft von den Kometen. Nur wird er leider, auch in Berlin, so klein bleiben, daß von einer allgemeinen Theilnahme nicht viel zu hoffen ist. Auch geben unsere Weinbauer schon die Hoffnung auf, was, außer dem fehlenden Regen, schon deßhalb sehr natürlich ist, weil er nicht einmal einen Schwanz hinter sich hat. Daß übrigens auch die Kometen nicht aus den großen Bahnen der Zeit gehen, beweist er durch das viele Geschrei, das bei seiner Witterung gemacht wurde, und nun kommt für's Publikum nicht viel mehr heraus, als ein kleiner Nebelfleck, und Vergnügen und Nutzen ziehen die Astronomen allein. Außer der Regel wäre nur das, daß ihn ein Privatmann früher entdeckt hat, als der offizielle Astronom auf der Staatssternwarte. Dieses hat seinen natürlichen Grund, indem Kunowski den vorzüglichsten Frauenhofer hier besizt und sein Observatorium auf dem ganz dunstfreien Kreutzberge liegt, während die schöne königliche Sternwarte inmitten eines Häusercarré's situirt ist, wo aus tausend Schornsteinen, aus Schmieden und Fabriken die Atmosphäre verdampft wird. Auch diese Anordnung mag ihren innern Grund haben, indem jeder öffentlichen Wahrnehmung, und noch mehr ihrer Darstellung, eine gewisse Färbung nöthig ist; anzuerkennen bleibt es indeß, daß in einem Gemeinwesen, wo die Initiative der Entdeckungen und Verbesserungen streng der vormundschaftlichen Fürsorge der Behörden reservirt ist, einem Privatmanne gestattet wurde, den neuen Stern nicht allein zuerst zu finden, sondern auch in der Staatszeitung es zuerst bekannt zu machen.

Das Königsstädtische Theater versucht mit der Zeit fortzugehen. Es beeifert sich nämlich, dem Victor Hugo auf jener Seite der Spree das Bürgerrecht zu verschaffen, und hat, nachdem es mit der Marie Tudor so allenfalls gelungen, jezt auch den Tyrannen von Padua in's Deutsche übersezt. Vorweg ist an der Aufführung dieses Stückes zu tadeln, daß sie mit lebendigen Menschen versucht ward, da die Charaktere nur für Marionetten berechnet sind. Auf einem Puppentheater in alter Art müßte dieser immer gleich grimmige Angelo, dieser hohle Liebhaber Rodolpho, diese stereotype Passivtugend der Katharina Bregedini, wenn sie mit den hölzernen Armen aneinander klappten, sich vortrefflich ausnehmen; und auch die mehr menschliche Tisbe, wenn sie einer buntausstaffirten, recht gelenken Puppe zugetheilt wäre, könnte von Wirkung seyn, zumal in der Scene, wo Tisbe die Katharina aus dem Bette schleift. Es fehlte da

nichts an der hölzernen Tonleiter der Gefühle, als ein Kasperle, der bisweilen dazwischen seine Suffitensprünge machte. Diese Wahrheit geht bei einer Aufführung mit wirklichen Menschen verloren. Deßhalb, denn die Schauspieler haben es gewiß gefühlt, daß sie Hugo's Stück nicht ganz wiedergeben konnten, haben sie sich das neufranzösische Pathos etwas in das Altdeutsche übersezt, ich meine in jenes Altdeutsche aus Ifflands Zeit, was, so sehr die Intention zu loben, etwas seltsam Buntscheckiges zur Folge hatte; wenn man nämlich den Tyrannen innerlich gerührt sieht, daß er Tyrann seyn muß, und der teuflische Bösewicht mit thränendem Blicke der gequälten Unschuld zublinzelt: „Ich thue nur so.“ Was Victor Hugo wohl selbst dazu sagen würde, wenn er seine Stereotypen so durch Thränenwasser in's Deutsch-bürgerliche aufgelöst sähe! Die Mühe der Schauspieler, für deren gutes Herz es zeugt, erinnerte mich übrigens an die unserer jüngsten Schriftsteller, welche es den Neufranzosen gern gleich thun möchten. Wie sie sich auch anstrengen, gemüthlos barsch ihre Menschen, nur von Eigennutz und Leidenschaften regiert, zu kneten, die deutsche Sentimentalität guckt doch aller Ecken aus dem Thone vor. — Das Hoftheater wird, so lange das Kalischer dauert, verlassen seyn; ein guter Theil der Akteurs ist schon dahin befördert. Nächst dem Halleyschen Kometen hörte man in lezter Zeit die Reisetoilette des Fräulein von Hagn am meisten besprechen. Freilich wird sie auch der Stern dort seyn, um den viele Sterne sich drehen dürften, und das Herz manches tscherkessischen Prinzen wird heißer gegen den silbernen Schuppenharnisch der europäischen Kultur entgegenschlagen. Wer weiß, ob er nicht auf den Gedanken kommt, ein Theater im Kaukasus anzulegen, oder gar die Gitterthore seines Harems zu öffnen und seinen Frauen Freiheit und Erziehung zu geben, damit sie ihm nicht allein Genuß gewähren, sondern auch glänzen, für sich und ihn. Es geschieht jezt nichts in der Welt, was nicht zur allgemeinen Gesittung hinwirkt.

In unserer Personalchronik nimmt der Tod eines ausgezeichneten Offiziers, des Generallieutenant Braun, einen Hauptplatz ein. Bürgerlicher Herkunft, und bürgerlich dem Stande und dem Sinne nach geblieben, hatte er sich durch seine Verdienste und Talente zu dem hohen Ehrenplatze aufgeschwungen, in dem er, thätig bis zulezt wirkend, gestorben ist. Die allgemeine Achtung und Theilnahme sprach sich bei seinem Begräbniß aus. — Herr von Raumer ist noch immer in England; doch macht er Abstecher nach Irland und Schottland. Vertraut, wie er ist, mit allen dort in den Vorderreihen der Handelnden stehenden Personen, seyen es Whigs, Tories oder Radikale, ja unterstüzt selbst von den englischen Ministern in seinen historischen und statistischen Forschungen, versprechen seine Briefe eine reiche Ausbeute. Dem Vernehmen nach präparirt man in England selbst schon eine Uebersetzung derselben. — Ein anderer Berliner Gelehrter, Professor Zumpt, reist in Griechenland, ist aber leider von dem jezt dort herrschenden Fieber, welches so vielen Deutschen gefährlich wird, ergriffen. — Raupach ist gestärkt von einem Nordseebade zurückgekehrt, und hat sich ein Rittergut in seinem Vaterlande Schlesien, am Fuße des Riesengebirgs, angekauft, wo er künftig die Sommermonate als Landwirth verbringen will. Es ist ein Irrthum, der, glaube ich, von Graf Platen aufgebracht, noch immer hie und da im Schwunge scheint, daß Raupach israelitischer Herkunft sey. Er stammt aus einer alten Prediger- und Gelehrtenfamilie Schlesiens, welche schon lange vor ihm, manchen namhaften Schriftsteller zur Welt gebracht hat.

Paris, September.

(Beschluß.)

Schriftstellernde Weiber.

Die Spekulation mit dem Modisten ist nicht schlecht, und ich bin überzeugt, daß die vielen Equipagen, die ich heute früh in der Rue Choiseul gesehen, meist Damen trugen, welche ungeduldig waren, die polites moustaches und die grüne Blouse des petit Modiste zu sehen; er heißt Monsieur Charles. Wir finden ferner zarte Elegien, ganz im romantischen Modestyl, voll Thränen und Grabesschauer, mit Mondschein und Geläute der Abendglocke im Dorfe. Die eine, betitelt: litanies des femmes, ist von Madame Olympie de Lernay; alle Strophen endigen: mon Dieu, fait moi mourir. Und wissen Sie, warum oder wann Sie sterben will? wenn ihre Stirne nicht mehr jugendlich ist, wenn ihr ausgetrocknetes Herz kein Interesse mehr hat, wenn sie, mit Einem Worte, alt wird, oder auch ehe sie es wird. Gewiß ist Madame de Lernay hübsch; sie sagt in einer andern Strophe: „wenn ich diejenigen, die ich anbete, nicht mehr werde entzücken können, wenn mich ihre eisigen Blicke anschauen, ohne zu genießen.“ Das ist doch die naivste Koketterie, die kompleteste Selbstsucht, die sich denken läßt: „quand je ne pourrai plus charmer ceux que j'adore!“ damit meint sie doch offenbar ihre eigenen Anbeter, und die Dichterin ist verheirathet und sie sendet solche Sachen in die Welt! Die Direktrice, Madame Fanny Richhomme, rezensirt das Werk von Aimé Martin: „de l'éducation des mères de famille,“ mit einer recht ernsthaften Leichtigkeit und einer recht eleganten Würde. Das Werk A. Martins hat bekanntlich den prix Monthyon erhalten, und nicht Geringes denkt die Frau Richhomme von den Frauen; sie sind hautement appelées à la civilisation du genre humain, woraus denn zunächst folgt, daß sie auf das Journal des femmes subscribiren müssen; die Zeiten seyen nicht mehr, wo sie bloß mächtig gewesen durch ihre Schwachheiten, und wo sie nur durch die Grazie ihrer Toilette und ihrer Figur geherrscht; sie sollen jezt durch das Journal des femmes herrschen; dies ist auch leichter, denn es ist nicht jeder Dame vergönnt, durch die graces de la figure zu herrschen, und wir haben die Frau Richhomme stark im Verdachte, daß sie zu diesen gehöre, während die Herrschaft mittelst des Journal des femmes nur fünfzehn Franken halbjährlich kostet. Es kommt unsere Galanterie hart an, unumwunden zu gestehen, daß es um die Weltherrschaft durch dieses Blatt schlecht steht, daß wir außer den Modeberichten, die sich gerade eben wieder auf die Schwachheiten beziehen, nichts als Mittelmäßiges in dem ganzen Hefte gefunden. Indessen mögen sie immer schreiben, die Mlle. Vergenie de Sénancourt und die Madame Aglae Corday, die Madame B., née L. B., und wie sie alle heißen; sie werden sich damit auf anständige Weise die Zeit vertreiben, wenn sie nur nicht ihre Anbeter in ihren Alexandrinern paradiren lassen; sie werden zwar das Weltall nicht civilisiren, allein sich selbst, oder vielmehr ihre eigene Civilisation perfectioniren und sich, ich hätte beinahe gesagt, von Schilda nach Abdera schreiben, wenn der Ausdruck nicht unziemlich wäre; ich habe hier viel zu oft Leute um Pardon gebeten, denen ich nicht das Mindeste zu Leid gethan, um meinen Ruf von politesse und bonnes manières durch eine solche Plumpheit zu kompromittiren.

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 241.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Oktober 1835.

On peut bien manger sans nappe,
Sur la paille on peut dormir,
Les gueux, les gueux,
Sont les gens heureux!
Béranger.

Die Pariser Bettler.

Es gibt in Paris tausend verschiedene Arten zu betteln; theils geschieht es mit vielem Anstande und bloß durch stumme Darlegung der Dürftigkeit, theils aber auch durch lautes, ungestümes Anfordern und andere widrige Mittel. Wenn wir in ein Kabriolet einsteigen, ist uns ein alter Mann behülflich und legt uns einen schwarzen Teppich unter die Füße, zieht hierauf schweigend den Hut ab und sieht uns mit einer flehenden Miene an; wenn wir aussteigen, ist sofort wiederum ein anderer dienstwilliger Genius da, welcher gleichfalls einen schwarzen Teppich auf dem Wagenaustritt ausbreitet, den Hut abnimmt und eine jämmerliche Gebehrde macht; sobald wir Jedem ein Zweisousstück zuwerfen, verneigen sie sich dankbar. Wenn man einen Fiaker nimmt, bleibt der Kutscher gewöhnlich auf seinem Bocke sitzen; ein anderer höflicher Mensch öffnet den Wagenschlag, macht den Tritt herunter, fragt, wohin man wolle, und schreit die Antwort dem Kutscher zu; darauf wendet er sich mit bittendem Ton an den Fremden: Mon maitre! la moindre de vos moindres! bis dieser, ungeduldig über den Aufschub, den der dienstfertige Geist verursacht, ihm einige Sous gibt, wofür er seine Dankbarkeit gewöhnlich in einer burlesken, aber zugleich schmeichelhaften Redensart ausdrückt, als: Allons, mon vieux, tape à mort pour d'aimables bourgeois! u. s. f. Führt man Damen in's Theater, so weist einem die Aufwärterin die Loge an, nachdem sie kleine Fußbänke für die Damen hingestellt hat, welche man natürlich nach Generosität bezahlen muß. Hat man im Kaffeehause seine Tasse Chokolade getrunken oder sonst etwas genommen, muß man außer der gewöhnlichen Bezahlung immer noch ein kleines Trinkgeld für den Kellner hinzufügen; man läuft zwar keine Gefahr, übermüthige Späße zu hören, aber man mag doch auch nicht gerne mürrische Gesichter sehen. Leute comme il faut, sagte mir neulich ein Kabrioletkutscher, bezahlen für jede Fahrt immer noch fünf Sous über den Tarif, und was thut der arme, eitle Mensch nicht, um seinen Stand geltend zu machen, selbst wo er nicht einmal auf Dankbarkeit und Anerkennung rechnen kann? — Auf dem Pont-royal, im Angesicht des Pavillon Marsan, der von der königlichen Familie bewohnt wird, steht Jahr aus, Jahr ein ein alter Soldat, ruhig und starr, wie in Erz gegossen, ein lebendes und doch gleichsam lebloses Monument aus der Napoleonschen Zeit; eine über seine Brust hängende Tafel meldet in großen Buchstaben seine Ansprüche an die Mildthätigkeit der Vorübergehenden, und an seiner linken Seite hängt eine blecherne Büchse, die Gaben guter Menschen zu empfangen; denn seine beiden Arme, die er schlaff herunterhängen läßt, sind verstümmelt. Ich sah ihn oft

unter dem regen Wogen der Menge einsam und verlassen dastehen, ein Bild seines großen, unsterblichen Feldherrn auf dem Felsen von Sankt Helena. Tausende eilten in geschäftigem Treiben oder in der Gedankenlosigkeit des Müßiggangs vorüber; Viele bemerkten ihn nicht, Wenige erbarmten sich seiner; aber nie hörte ich einen Laut der Klage, nie ein bittendes Wort aus seinem Munde. Mit der nämlichen stoischen Größe endete Napoleon auf seiner einsamen Insel, ein warnendes Bild für alle Herrscher, die, auf den Schultern des Volks emporgetragen, ihres Ursprungs vergessen.

Außer diesen wirklich hülfsbedürftigen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, anständigen Bettlern, gibt es nun aber in Paris noch eine große Anzahl von Leuten, welche aus dem Betteln ein Gewerbe machen und eigentliche Bettler von Profession sind. Dieser erbärmliche Stand ist hier einträglicher, als man glaubt; es gibt schwerlich ein Handwerk, welches bei so wenig Mühe und Anstrengung so viel einbringt, und diese Aussicht lockt den Müssiggänger und Tagedieb. So ein Bettler von Profession gewinnt den Tag über wenigstens drei oder viermal so viel, als der fleißigste, thätigste Arbeiter; und der Bettler ist um so viel reicher, als er der Natur seines Standes nach sich mancher Ausgaben überhoben sieht, welche der Arbeiter machen muß. Dieser kleidet sich anständig und hat eine eigene, reinliche Wohnung; jener begibt sich des Nachts in eine der öffentlichen Schlafstätten, wo er für einen Sou sein Nachtlager findet; reine Wäsche zu haben, gilt bei ihm für Luxus und Vorurtheil, und er legt nur die Kleidungsstücke an, welche nothwendig sind, wenn er nicht die öffentliche Moral beleidigen und mit der Polizei zu schaffen haben will. Er trägt einige Lumpen, welche eine Art von Jacke und Hose vorstellen sollen, und seine Fußbekleidung findet er an der ersten besten Straßenecke. Um zu essen, zu trinken und seine Familie reichlich zu ernähren, besitzt er demnach vier oder fünfmal so viel Geld, als der Arbeiter, welcher vier und fünfmal so viel Bedürfnisse hat, und ist deßhalb acht und zehnmal reicher, als dieser. Diejenigen von den Pariser Bettlern, welche so glücklich sind, irgend ein Talent oder ein körperliches Leiden zu besitzen, gelten für besonders reich und vom Himmel gesegnet. Gaudeant bene nati! Dahin gehören die lahmen oder blinden Violinspieler, Klarinetbläser oder Bänkelsänger, die einarmigen Leiermänner, die Krüppel an Beinen und Schenkeln, welche, in einer Mulde sitzend, fortrutschen und allerlei equilibristische Kunststücke machen, ohne noch diejenigen zu nennen, welche mit ihren körperlichen Gebrechen mancherlei Talente verbinden, welche z. B. in Ermanglung der Arme mit dem Bauche schreiben u. s. f. Jener Mann, dem ich so oft in der Straße begegne, der weder Arme noch Beine, sondern blos eine Art von Kopf und einen Rumpf hat, und vermittelst einer besondern Vorrichtung mit seinem verstümmelten rechten Arm den Leierkasten dreht, ist reicher, als viele meiner Leser und ich jemals seyn werden.

Vor mein Haus kommen verschiedene Male des Tags herumziehende Sänger und Musikanten; jeder dieser Bettler sammelt während der Viertelstunde, die er sein Talent glänzen läßt, doch fast immer gegen zehn Sous ein, welche ihm aus den Fenstern der Nachbarhäuser zugeworfen werden. Wenn er auf diese Weise nur acht Stunden des Tags über arbeitet, so gewinnt er täglich gegen zwölf Franken, was ihm eine jährliche Einnahme von 4000 Franken ausmacht. Ich bin aber fest überzeugt, daß es Tausende von Familien unter den kleinen Beamten und Angestellten gibt, welche mit 1000 Franken das Jahr hindurch auskommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Drei Leidenschaften quälen und peinigen gleichmäßig seinen Geist: er glaubt immer noch im Besitze unermeßlicher Reichthümer zu seyn, der Geiz aber läßt ihn nicht ruhen und der Verdacht, überall sieht er Diebe, die ihm seine Schätze stehlen wollen; dann ist es die Habgier, die ihn peinigt: sein Geld soll nicht todt da liegen, es soll Zinsen tragen, und so müht er denn seinen Kopf unablässig mit Spekulationen ab und schleicht dem Politiker nach und belauscht seine Reformplane, um darnach die Hausse und Baisse der Fonds zu berechnen. Aber was ihn am meisten peinigt, ist der Gedanke, zuletzt doch eine falsche Spekulation zu machen und Hungers sterben zu müssen. Darum geht er auch so ärmlich gekleidet, um seine vermeintlichen Schätze für den Fall der Noth zu sparen. Während er so über seinen erträumten Reichthümern hinbrütet und sich mit ihnen abquält, sizt seine Frau mit den übrigen Kindern, die er mit sich in das Elend gestürzt, daheim und darbt in der größten Noth und Verlassenheit.

Er ist ein Bild jener wahnsinnigen Gewinn- und Spielsucht, die unsere Zeit so furchtbar zerrüttet, wodurch auf eine telegraphische Depesche von drei Sylben Hunderte von Familien, die früher in unermeßlichen,

eben so leicht gewonnenen, oder auch manchmal von fleißigen Vorfahren ererbten Reichthümern schwelgten, der gräßlichsten Verzweiflung und gänzlichen Entblößung sich preisgegeben sehen, so daß Einer um den Andern von der Börse oder dem Spieltische schleicht, sich die Kehle abschneidet, oder ersäuft, oder eine Kugel vor den Kopf schießt, um dem Jammer seiner eigenen und vieler andern Familien zu entgehen, die er mit sich hinabgerissen. Dies Geldfieber hat sich so tief und zerstörend in unsere gesellschaftlichen Verhältnisse eingefressen, daß selbst Frauen daran Theil nehmen. Die spekulirenden Damen mußten erst neuerlich förmlichst von der Pariser Börse ausgeschlossen werden. Die zudringlichen, wahnsinnigen Furien hätten sie aber fast gestürmt, und schlugen, als es nicht gelang, ihr Lager nebenan auf. Das überspannte Fabrikwesen, das Tausende und Tausende, die es zu nähren vorgibt, an Leib und Seele zu Grunde richtet und eine Gegend weit umher verpestet, hängt auf's Innigste mit dieser ungenügsamen Gewinnsucht zusammen. Und man wird sich vielleicht über die Behauptung wundern, und doch ist sie wahr, daß ein großer Theil der amerikanischen Bevölkerung, deren jugendliche Freiheit und wunderbare Blüthe man romantisch ausmalt, wenigstens innerlich nicht viel anders aussieht, wie dieser Wahnsinnige hier. Denn nirgends ist vielleicht die lechzende Gier nach Geld und das ewige Sinnen auf Gewinn so zu Hause, wie dort, und vor allem in den Seestädten. Daher trotz ihrer äußeren Jugend jenes eiskalte, berechnende, durch und durch prosaische Wesen, das jeden Keim von Gemüth und Kunst und Poesie erstickt und sich dann wieder in tausend abgeschmackten Sekten rächt. In Lumpen gehüllt, sitzt der prahlerische, aufgeblasene Bettelstolz dort auf seinen Goldhaufen, die der Bankerott zehnmal in Staub verwandelt, und fühlt wie der Unglückliche im Narrenhause seine Armuth nicht.

Die Gestalt hinter dem Spekulanten ist eine der entsetzlichsten und ekelhaftesten auf dem ganzen Bilde. Sie ist aber mit so furchtbarer Wahrheit dargestellt, der verzerrte Mund spricht mit seinem unartikulirten Geheul und Gestöhn so deutlich die tiefe Versunkenheit und ihre schreckliche Strafe aus, daß wir uns kurz fassen können. Mit der Linken kratzt er sich in dem mit Grind bedeckten, juckenden Haare, seine Züge sind ganz und gar thierisch geworden, sein Schmerz ist so beißend und verzweifelt, daß er mit dem heulenden Munde bald den Ausdruck eines fletschenden Tigers, bald eines grinsenden Affen hat, und man sieht auch hier, wie nahe Wollust und Grausamkeit verwandt sind. In der gegen den Politiker hin vorgestreckten Rechten hält er einen ausgerissenen Büschel Gras oder Kraut. Sein einziges Geschäft ist ein ewiges Kratzen, mit der einen Hand kratzt er sich den Grind und die Geschwüre des Leibes, mit der andern kratzt er die vermeintlichen Heilkräuter von der Erde und bietet sie Jedem an, weil er glaubt, jeder Mensch leide an der gleichen Krankheit. Er ist so ganz mit seinen Geschwüren eins geworden, daß er sich einen andern Zustand gar nicht mehr denken kann.

Da sein Gesicht so sehr jeden menschlichen Ausdruck verloren hat, so können wir unmöglich bestimmen, welchem Stande er früher angehörte. In Folge der moralischen Fäulniß, nach Ausschweifungen aller Art, nachdem er sich in dem stinkendsten Pfuhle herumgewälzt, ist auch die leibliche Fäulniß bei ihm eingetreten. Er zeigt, wie der Mensch sich tief, tief unter das Thier stellen kann; sein Leid ist nicht bloß degradirt, sondern gänzlich korrumpirt, während das Thier in einem gesunden, seinen geistigen Fähigkeiten angemessenen Zustande lebt. Und doch wohnt auch in diesem Unglücklichen noch eine unsterbliche Seele, die er tief in die Jauche und den giftigen Pfuhl eingesenkt hat. Auch über sie singt die Kirche bei seinem Grabe ihr requiesce in pace, wie bei jedem Andern. Möge sie nicht so unheilbar und unrettbar zerstört seyn, wie er es mit seinem Körper gethan hat.

Wollte man in einem leiblichen Bilde die tiefe innere Fäulniß, die Korruption und Bestialisirung darstellen, die unter einem übertünchten Aeußern im Innern unserer großen Hauptstädte, in den sogenannten Herden der Civilisation, wie ein Krebs um sich frißt, ihre Gestalt würde nicht viel anders aussehen, wie diese hier, vor der sich vielleicht Mancher mit Schauder und Ekel abwendet, der mit jener in engster Berührung steht. Ja, es war eine Zeit, da drohte das ganze menschliche Geschlecht in ein solches bestialisches Bild voll Eiterwunden und Geschwüren umgewandelt zu werden, hätte damals nicht von den Bergen des Nordens in die verpesteten Sümpfe des Südens ein frischer Wind geweht, hätte nicht die Völkerwanderung die große Pestgrube, das römische Weltreich, tief im Schutte begraben und das Christenthum ein neues Leben darüber gesät. Es war dies die Zeit des in die tiefste Fäulniß übergegangenen Heidenthums, als ein Tiber, Nero, Caligula, Heliogabal mit ihres Gleichen die Schicksale der Welt lenkten und sie zu einem großen Capreä ihrer bestialischen Lüste machten. Vielleicht hat der Hof des Regenten mit seinem liederlichen Adel, bildlich dargestellt, auch nicht viel menschlicher ausgesehen. Aus diesen Beulen ist die Literatur Diderots und Voltaires und manches Schriftstellers der neuesten Zeit aufgeblüht, und aus ihnen ist das Gift der Revolution aufgegangen, gegen das jetzt unsere Zeit voll Verzweiflung, wie der Kranke hier, die Heilkräuter sucht. Man möchte es gerne für ein gesundes Ringen nach Recht, Licht und Freiheit ausgeben, während es doch nur das Kratzen

und Zucken eines Kranken ist, der die blutigen Wunden und Geschwüre, statt sie zu heilen, immer von Neuem aufreißt.

Etwas tiefer sizt eine Frauengestalt, ganz in ein weites, über den Kopf geschlagenes Gewand gehüllt, aus dem das Gesicht wie ein Medusenhaupt vorblickt. Auf den Knien hält sie ein Scheit Holz, wie ein Kind in Tücher geschlagen, das sie singend zu wiegen scheint. Entsetzen und Jammer hat alle Züge, die noch Spuren einer edlen Schönheit tragen, erstarrt. Sie ist eine jener Seelen, die Liebe und Haß und jede Empfindung in ihrer innersten Tiefe auffassen, und sich ihnen ganz hingeben, darum aber auch, sobald ihnen ein fester religiöser Grund, ein höherer Stern, zu dem sie ehrfurchtsvoll aufblicken und dem sie ihre Leidenschaften zum Opfer bringen, fehlt, der überwältigenden Gewalt erliegen, und sich in einem fürchterlichen Seelenkampfe, bricht das Unglück über sie herein, aufreiben. Allen Warnungen zum Troz, hatte sie einen elenden, leichtfertigen Buben geheirathet. Gingen Andere zur Kirche, dann sezte er sich fluchend und spottend zum Kartenspiele und sagte, daß er sich vor dem Himmel und der Hölle nach dem Tode nicht fürchte, und was das Leben anbelange, da könne er auch ohne Gott hindurchkommen. Sie glaubte ihrerseits, da er ihr schmeichelte, es würde ihr ein Leichtes seyn, ihn nach ihrem Willen zu lenken und zu leiten. Er däuchte ihr ein stolzes, muthiges Roß, das sie fröhlich durchs Leben tragen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Die Kunstausstellung.

Die Kunstausstellung ist noch im vollen Gange, und man darf ihr diesmal ungewöhnlich viel Gutes nachrühmen. Um so mehr fällt der verhältnißmäßig nur sparsame Besuch derselben auf. Besonders fehlt eine lebendige Theilnahme der Mittelklasse, die überhaupt schon seit einiger Zeit immer dann nur ein recht reges Interesse an der Kunstausstellung zeigte, wenn mit ihr eine Exposition von Gewerbgegenständen verbunden war, welche aber neuerlich mit gutem Bedacht nur nach einer Pause von mehreren Jahren stattzufinden pflegt. Das Nüzliche ist die Losung dieser Klasse, und die Kunst gehört allerdings zu den Luxusartikeln, wenn schon zu den edelsten. Daher wird denn auch die Klage über zu geringen Ankauf ausgestellter Kunstwerke von Privatpersonen lauter vielleicht als jemals vernommen. Um so wohlthätiger wirkt der Kunstverein in dieser Hinsicht, dessen Mittel, bei fortdauernd sich vermehrender Zahl der Theilnehmer, sich ebenfalls vermehren, so daß er im Stande ist, immer mehr und kostbarere Acquisitionen zu machen. Ein kleines Oelgemälde, ebenfalls von ihm angekauft, Madonna mit dem Kinde, von Peschel, wird besonders durch eine wahrhaft gefühlvolle Auffassung und Darstellung empfohlen. Das Kind schmiegt sich innig an die holde Mutter. Ob dem kleinen, vollen Bauerbuben der Rang eines künftigen Heilandes zuzuerkennen sey? Warum nicht? Bei Kindern dieses zarten Alters liegt die Spur des Geistes gewöhnlich allein im Glanze des Auges, und wenn auch bei Erwachsenen von übervollen Wangen auf einen Mangel geistiger Kraft geschlossen zu werden pflegt, so gehört gerade die strozende Fülle von Fleisch und Blut zur Vollkommenheit der nur noch den Sinnen angehörenden Kindesgestalt. Erst allmählich arbeitet die Seele die höhere Form des vollendeten Menschen aus, und gewöhnlich gelingt ihr eben dann die glücklichste Bildung zur vollkommenen Schönheit, je entfernter die Umrisse des Kindes von der Vollendung erschienen sind. Hartmanns Gemälde, Tarquin, wie er mit Collatin des leztern Gemahlin, Lucretia, Abends im Hause überrascht und die sittsame Hausfrau im Kreise ihrer Dienerinnen findet, zieht als einnehmendes Bild schöner Häuslichkeit besonders an. Die Sklavinnen legen der Gebieterin die gefertigten Arbeiten zur Prüfung vor. Der Herrin Aufmerksamkeit darauf, so wie sämmtlicher versammelter Frauen auf ihren Billigung oder Verwerfung aussprechenden Mund ist so groß, daß Allen das Eintreten der beiden Männer völlig entgeht. Das Gemälde bildet ein sehr erfreulich zusammenwirkendes Ganze, das durch Sorgfalt in der Individualisirung der einzelnen Personen vorzüglichen Reiz gewinnt. Der gedruckte Nachtrag des Katalogs der ausgestellten Kunstwerke enthält 111 Nummern, unter denen sehr viel Ausgezeichnetes, besonders auch von Gemälden aus München anzutreffen ist: recht anziehende landschaftliche Darstellungen, unter andern eine Ansicht von Massa Carrara von Klenze, mehrere Gegenden von Becking, eine Schweizeransicht von Groly, ferner zwei, das anziehende Volksleben Italiens recht lebendig versinnlichende Genrebilder von Pollack. Besonders ausgezeichnet sind auch mehrere Blumen- und Fruchtstücke in Oel gemalt von Jensen in Sorrent, Starke in Paris und dem hiesigen Lehrer an der Akademie, Wenzel. Um so schmerzlicher wurde übrigens ein Beitrag des durch so manches Kunstwerk, zulezt auch vorzüglich durch seine köstliche Platte nach der berühmten Madonna des Fra Bartolomeo zu Lucca als einer der ersten Meister anerkannten Kupferstechers Steinla vermißt, da man die Hoffnung gehegt hatte, die neueste Probe seines unermüdeten Kunstfleißes in dem Abdruck der von ihm in Arbeit genommenen und ziemlich ganz vollendeten Platte des Kindermordes zu Bethlehem, nach der Zeichnung des größten aller Maler, des unsterblichen Raphael, vorzufinden, die auch solchen Kennern, welche das wundervolle Original nicht selbst sahen, schon durch den Stich des Marc-Anton gewiß unvergeßlich bleiben wird. Steinla, der seine Platte nach der Originalzeichnung arbeitet, soll besonders auch darauf ausgehen, das Marc-Antonsche schöne Werk durch eine noch genauere Nachbildung manches Einzelnen zu übertreffen. So kühn auch der Versuch erscheinen möchte, so findet er doch in dem ungemein glücklichen Auffassungsvermögen des Künstlers die vollkommenste Rechtfertigung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Oktober 1835.

Die menschliche Natur kann solche Schrecken
Und solche Noth nicht tragen. —
Shakespeare.
König Lear.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Anfangs ging Alles gut, und sie führten Beide gemeinsam mit einander ein ziemlich lustiges Leben, das den Nachbarn nicht sonderlich erbaulich schien. Bald aber wurde er ihrer müde. Er verschwelgte auswärts sein Geld. Da er gewohnt war, über Alles zu spotten, da ihm nichts heilig war, so konnte er kalt ihrem Verdruß und steigenden Gram zusehen. Je mehr sie ihm über sein wildes Leben Vorwürfe, erst leise und dann immer lauter, machte, je mehr ihm selbst sein eigenes Gewissen unbequem wurde und ihren Klagen Recht gab, um so verhaßter wurde ihm sein Haus. Sie konnte bei ihrem kranken Kinde sitzen und weinen und sich abhärmen, während er mit liederlichem Gesindel sich erlustigte und lachend und fluchend bei den Karten saß. Immer schneller schwand das kleine Vermögen hin. Klagte sie, so drohte er mit geballter Faust und sagte: du hast mich ja genommen, jezt bin ich Herr im Hause, und du mußt thun, was ich will. Zulezt schien er es selbst eigentlich darauf anzulegen, sie so schnell wie möglich unter die Erde zu bringen, um dann mit einer andern das Leben von vorne anzufangen. Es wäre ihm auch gelungen, hätte sie nicht aus Liebe zu ihrem Kinde ihren eigenen Kummer gewaltsam verbissen. Sie mußte endlich mit ihren lezten Habseligkeiten auch ihr Hochzeitkleid, das er ihr unter Drohungen und Schlägen entriß, verkaufen sehen. Er nahm das Geld mit kaltem Hohne und ging, es im Wirthshause zu vertrinken, während sie mit dem kranken Kinde ohne Licht einsam daheim saß und hungerte. Am andern Morgen sollte auch das väterliche alte Haus den Gläubigern überlassen werden. Spät in der Nacht kam er betrunken nach Hause. Sie nahm das halb verhungerte, weinende Kind auf ihren Arm, sie ließ keine Klage vernehmen, keine Thräne floß aus ihrem Auge; so sagte sie zu ihm in einem fast lachenden Tone, sie habe da draußen unter den Weidenbäumen einen Schatz entdeckt, den wolle sie ihm zeigen, dann könnten sie wieder wie früher lustig mit einander leben. Der Mann glaubte anfänglich nicht, da er aber ihr lachendes Gesicht sah, und da sie ihm ganz gegen sein Erwarten gar keine Vorwürfe machte, so war er bereitwillig dazu. Sie ging mit dem Kinde voran, aber als sie zu dem Teiche unter den Weidenbäumen kam, stellte sie sich oben an den Rand und rief, indem sie das sterbende Kind in den Teich warf, mit heller, kreischender Stimme: „Da

hast Du deinen Schatz, verfluchter Mörder! den fische Dir aus dem Teiche heraus und gehe damit zu Deinem Gesindel und mache Dich lustig und laß uns verhungern. Es ist besser, daß der arme Wurm da unten in der Wiege liegt, als daß er in meinen Armen Hungers stirbt." Der Mann ist seitdem verschwunden, man weiß nicht, ob er sich selbst entleibte, oder ob er in die weite Welt lief; sie selbst aber fand man am Morgen ganz in der Stellung, wie sie hier abgebildet ist. Aus dem Wasser hatte sie sich ein Scheit Holz gefischt, das wiegte sie auf ihrem Schoße und sang dazu in einförmigem Tone das alte trauer- und schaudervolle Lied:

Maria! wo bist du gewesen!
Maria! mein einziges Kind!

Und seitdem läßt sie nicht ab, Tag und Nacht dasselbe Lied zu singen, das Kind zu wiegen und einzuwickeln. Stundenlang sizt sie manchmal da und trocknet es in großer Angst ab, indem sie jammert, daß es so entsetzlich naß sey und gar nicht trocken werden wolle. Nur zuweilen spricht sie gleichsam tröstend, es solle sich nur gedulden, sein Vater werde bald heimkehren und ihm einen großen Schatz mitbringen.

Zwischen ihr und ihrem Nachbar mit dem grindigen Kopfe, etwas tiefer zu ihren Füßen, sizt die Gestalt eines jüngern Mannes. Ein Mantel mit einem Kragen umhüllt ihn ganz, das Gesicht hat er wie im tiefsten Schmerze auf den rechten Arm, der auf dem Schoße ruht, gesenkt und verborgen, als wolle er von der ganzen Welt nichts hören und sehen, da ihn nichts trösten kann, und Alles nur an seinen Schmerz erinnert. In der herabhängenden Linken hält er einen Brief, der gerade den Boden berührt und die Nachricht seines Unglücks zu enthalten scheint. Von dem Gesichte ist auch nicht eine Spur zu sehen. Wer ist nun dieser Unglückliche? Wollte der Künstler dadurch den ganz in sich selbst vergrabenen und verschlossenen Schmerz darstellen? einen Schmerz, dem nur ein einziger Wunsch geblieben ist, den Strahl der Sonne zum lezten Mal gesehen zu haben, weil er nur sein Unglück beleuchtet? wollte er es so der Einbildungskraft eines Jeden überlassen, sich nach ihrem eigenen Vermögen in das abgewandte Gesicht den größtmöglichen Schmerz hineinzudenken? Vielleicht ist dem Unglücklichen seine Braut am Hochzeittage gestorben, vielleicht wurde seine Treue mit Untreue, seine Liebe mit Verachtung, Haß und Undank vergolten. Oder hat er vielleicht in einem Augenblicke furchtbarer Entscheidung, wo verschiedenartige Pflichten entweder das eigene oder fremde Unglück nothwendig machen, durch Entsagung ein Opfer gebracht, das seine Kräfte überstieg? sah er, auf einem Felsen stehend, etwa seine Familie im Angesichte des Hafens von einem Sturme ergriffen und in den Abgrund des Meers geschleudert, ohne ihr helfen zu können? oder glaubte er sich von Gott verlassen und verflucht, und von den Menschen verstoßen, zu nichts auf der Erde bestimmt, als sein Daseyn zu beweinen? Wir können es nicht sagen, denn das verhüllte Gesicht verschweigt das Geheimniß des Herzens. Vielleicht wollte auch nach dem Beispiele der alten Meister sich der Künstler selbst in dieser geheimnißvollen Gestalt darstellen, wie er vor den Gebilden, die sein eigener Geist geschaffen, zurückbebt und voll Grauen und Mitleid sich davon abwendet. Oder hat man ihn vielleicht für einen Genremaler erklärt, und weiß er sich deßhalb nicht zu trösten? Es könnte auch seyn, daß er sein Gesicht darum so versteckt hat, damit Niemand daraus, wie bei den andern, errathen könne, was denn seine Grillen, seine fixen Ideen, seine Schwachheiten und Leidenschaften seyen, die wir um der Gerechtigkeit willen auch keineswegs bei ihm mehr, als bei den andern geschont hätten, um dann entscheiden zu können, in welche von den beiden bekannten großen Klassen der Menschen er falle, ob er ein weiser Thor oder ein thörichter Weiser sey, das heißt, ob bei ihm viel Weisheit mit wenig Thorheit, oder viel Thorheit mit wenig Weisheit gemischt sich finde. Indessen wird die Annahme, daß der Künstler es sey, durch den Brief etwas zweifelhaft; er würde in diesem Falle ohne Zweifel darauf sein Narrenhaus im Kleinen als sein leztes Produkt dargestellt haben. Jedoch scheint der Name März auf der Adresse des Briefs zu dem Schlusse zu berechtigen, der Brief sey in Angelegenheiten des Narrenhauses an seinen Kupferstecher gerichtet, und die traurige Geberde rühre daher, weil er an dem Erfolge seines närrischen Blatts verzweifle. So viel scheint einmal ausgemacht, daß der Mantel, den die Gestalt trägt, derselbe ist, den der Künstler zu tragen pflegt. Die Lösung aller dieser Fragen und Bedenken überlassen wir um so lieber unsern scharfsinnigeren Lesern, da wir uns nicht einer ähnlichen physiologischen Divinationsgabe rühmen können, wie Cuvier, der aus dem Kinnbacken die ganze Gestalt eines antediluvianischen Urthiers errieth. Wir wollen vielmehr mit unserer Erklärung bescheidentlich warten, bis der Geheimnißvolle seinen Kopf aufrichtet, und man ihm in die Augen sehen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Pariser Bettler.

(Fortsezung.)

Es gibt in der Welt keine so kleine Tafel, von der nicht einige Brosamen abfallen, es gibt keinen noch so armen Teufel, der nicht seine Schmarotzer hat. So gibt

es hier Leute, welche von dem Almosen der Bettler leben und bei diesem Handwerk ein ganz erträgliches Auskommen haben. Wenn ein Blinder oder Lahmer keinen Hund hat, der ihn durch die Straßen der Hauptstadt führt, so nimmt er eine Frau als Führerin an, der er täglich zwanzig Sous nebst Nahrung gibt, was man monatlich zusammen auf sechzig Franken anschlagen kann. Nun findet man aber gewiß viele alte, in den Ruhestand versezte Soldaten, welche sich mit weniger behelfen müssen. Wie viele arme Studirende gibt es nicht, welche nach Paris kommen und dort während ihrer Studienjahre mit sechzig Franks monatlich sich durchschlagen, welche sie durch griechischen und lateinischen Unterricht spärlich und kümmerlich nebenher gewinnen. Es ist ein trauriges Loos, wenn die Musensöhne selbst an den Brunnen gehen und Wasser holen müssen, und wenn es sich am Ende des Monats nach einem gewissenhaften Ueberschlag findet, daß es der Tage im Monat mehr gegeben, als der Mittagessen!

Der Bettler lebt so zu sagen von einer fortdauernden, allgemeinen Subscription, wie man dergleichen wohl nach dem Tode eines großen, berühmten Mannes, der Hungers gestorben ist, zu veranstalten pflegt, um ihm ein prächtiges Grabdenkmal von Marmor zu errichten. Inmitten dieser unaufhörlichen Regsamkeit, inmitten all dieser Thätigkeit der Gesellschaft, um die Bedürfnisse eines Lebens voller Mühe und Leiden zu befriedigen, bleibt der Bettler allein unthätig und stellt sich ruhig an eine Straßenecke oder an einen Kirchenpfeiler in den Sonnenschein oder in den Schatten; alle Vorübergehende, welche zu ihren Geschäften eilen, sind seine Zinspflichtige; sie arbeiten mit für ihn und zahlen ihm ihren Zehnten. Ein Bettler, welcher sich mit equilibristischen Kunststücken ernährte und sauer dabei sein Brod erwarb, ließ eines Tags sein kleines Kind zur Erde fallen, welches durch den Fall das Bein brach; er hob es auf, umarmte es mit Freudenthränen in den Augen und rief einmal über das andere aus: „Von Stund an bist Du geborgen, Du armes Würmchen, von nun an bin ich für Deine Zukunft außer Sorgen, Du kannst einen vortheilhaften Stand ergreifen; mit einem Beine bist Du sicher, Deinen Weg und Dein Glück zu machen.“

Wahrlich, obschon man in unsern Tagen der individuellen Freiheit, wo man gerne noch neue Lasten auffinden möchte, um wenigstens das Vergnügen zu genießen, sie abzuschütteln, obschon man in unsern Tagen, meine ich, mit ungünstigem Auge jeden Vorschlag betrachtet, welcher irgend einer Art von Industrie Zwang und Hemmung auferlegt, so wünschten wir doch, daß jenen mißgestalteten Krüppeln ihr Handwerk von Polizei wegen gelegt, und daß jene Fetzen von Menschen, welche die Luft verpesten und den Glanz der Sonne zu trüben scheinen, in ein eigenes Lokal untergebracht und dort auf Staatskosten ernährt würden. So ist z. B. auf den hiesigen Boulevards, einer der schönsten Promenaden der Welt, die Bettelei eine wahrhafte Eiterbeule, welche jedem Fremden diesen Aufenthalt verleidet. Mag man sich vor ein Café hinsetzen, oder auf den Trottoirs auf und ab gehen, sie folgt einem auf der Ferse nach, wie ein Gespenst, das Hunger leidet, dessen gieriger Blick einen verschlingen möchte, und welches die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit der Leute durch ekelhafte Mittel zu erschleichen sucht. Wie froh ist jener Elende, wenn eine vornehm gekleidete Dame, die zu Fuß über die Boulevards geht, zufällig mit ihrem atlassenen Kleide seine Lumpen streift, plötzlich einen Schrei ausstößt, eiligst ihre Börse aufschnürt und ihm ein Geldstück zuwirft! Wie sehr bedauert man in solchem Falle, keine Equipage zu haben, denn in dem Ideengange des Pariser Bettlers von Profession liegen die Begriffe von Elend und Diebstahl nahe bei einander, ohne daß dieser Unglückliche bedenkt, daß eine elegante, anständige Kleidung für den Gauner in Paris unerläßlich ist. Im vorigen Winter sah man auf den Boulevards am Fuß eines Baumes ein kleines, halbnacktes und vor Frost fast erstarrtes Kind ausgesezt; es war sicher keine zwei Jahre alt. Zu seiner Seite stand eine blecherne Büchse, in welche die Vorübergehenden ihre Gabe warfen. Diese Spekulation scheint guten Erfolg gehabt zu haben; denn kurze Zeit darauf sah man an verschiedenen Orten der Boulevards solche halbnackte, blaugefrorne Kinder am Fuß der Bäume ausgesezt. Der Spekulant hielt sich in der Nähe und beobachtete, oder, wenn seine Mittel es ihm erlaubten, mehrere Kinder an verschiedenen Bäumen zu halten, so ging er von einem zum andern, um die Almosen einzusammeln und seinen Vortheil zu wahren. Diesem schändlichen Mißbrauch hat jedoch die Polizei dieses Jahr gesteuert. In den Sommertagen sieht man oft ganze Familien auf den brennenden Steinen der Boulevards-Trottoirs ihre armseligen Sprünge und Kunststücke machen, und am Abend sind die Thüren der Kaffeehäuser stets von einem Schwarm armer Teufel belagert, welche, den Tod auf den Lippen, für einen Sou zehn Minuten lang singen und noch dabei lachen, wenn man so unmenschlich ist, es zu verlangen. Die vorschnelle Reife des Unglücks und Elends hat jene Bettlerkinder vor der Zeit grau und alt gemacht. Von Zeit zu Zeit ergreifen die Sergens de ville einen jener armen Würmer und stellen ihn wegen Vagabondage vor das Zuchtpolizeigericht; aber nach acht Tagen kommen sie wieder zum Vorschein, bereichert mit den nobeln Bekanntschaften der Polizeiprefektur und eingeweiht in die ersten Kunstgriffe, welche der Auswurf und Abhub

der menschlichen Gesellschaft seine Wissenschaft nennt. Da man nun doch, wie der schneidende Beaumarchais sehr bitter bemerkt, auch leben muß, selbst wenn man nicht mehr im Gefängnisse sich befindet, so versinkt die größere Hälfte jener Unglücklichen, wenn sie sich nicht früher oder später um's Leben bringen, in Ausschweifungen aller Art, bis die mitleidige und weise Justiz sie für ihre ingeniösen Streiche in die Force, von da auf die Galeeren und von diesen auf's Schaffot geleitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Raben Wehgeschrei.

Was weckt den Wehschrei? was verdroß
'Euch Raben? hab' ich es gefunden?
Gefällt, ein wahrer Waldkoloß,
Liegt hier ein Eichbaum, abgeschunden,
Sein Riesenarmwerk ohne Rinde;
Entsetzlich mir, dem Menschenkinde,
Was Wunder, daß der Schrecken packt
Des Waldes wanderfrohe Raben,
Seh'n sie den Alten todt und nackt,
Bei dem sie oft geherbergt haben.

Karl Mayer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Fortsetzung.)

Vogels Atelier und Tiecks Bild. Fruchtbarkeit des Jahrs.

Noch muß ich eines erst ganz kürzlich aufgestellten Bildes erwähnen, das nicht nur an sich zu den vorzüglichsten Schätzen der Ausstellung gehört, sondern auch in mehrfacher Beziehung kunstgeschichtlich interessant ist. Der Künstler, Professor Vogel von Vogelstein, eröffnet uns damit die Geburtsstätte seiner Schöpfungen, sein Atelier. Unter mehreren uns von dessen Wänden begrüßenden Kunstwerken befindet sich auch, klarer angedeutet, als die übrigen, ein Brustbild des größten Heiligen jedes echten Malers, des unsterblichen Raphael. Der Maler selbst tritt auf dem Tableau, die Palette in der Hand, hinter dem nur von der Rückseite zu bemerkenden Bilde, das er eben fertigt, hervor und richtet seine Blicke auf das vor ihm sitzende Original. Gleiche Aufmerksamkeit wendet auch noch ein Bildhauer auf dieses, um darnach eine kolossale Büste zu modelliren. Leztere ist schon so weit vorgerückt, daß ihre Aehnlichkeit mit dem Urbilde sich nicht mehr verkennen läßt. In dem durch Vogels Künstlerhand geschaffenen Quasi-Urbilde aber zeigt sich unser verehrter Ludwig Tieck auf einem Lehnstuhle in seiner ganzen, geistvollen Individualität, mit allen der Natur von der Kunst sorgfältig abgelauschten Zeichen des Lebens ausgestattet. Es ist allgemein bekannt, daß der berühmte Pariser Bildhauer David sich hieher begab, um eine solche Büste von Tieck zu fertigen, daher kann kaum ein Zweifel über die Identität mit ihm sogar in denen entstehen, welchen dieser Bildner vom Ansehen unbekannt geblieben. Er soll aber auf dem Gemälde von Vogel, wie Lezterer selbst, äußerst getreu wiedergegeben seyn. Schon vor mehreren Jahren erschien bekanntlich, als Frontispice eines Taschenbuchs, Tiecks Brustbild nach einer Zeichnung von Vogel so wohlgetroffen, daß der Dargestellte darin nicht zu verkennen war. In dem Grade aber, wie auf dem jezigen Bilde, war diesem Blatte doch die Aehnlichkeit nicht zu Theil geworden. Vielleicht trägt zu der größern Aehnlichkeit des neuern Bildes vorzüglich bei, daß uns in demselben nunmehr die ganze Gestalt mit allen ihren Besonderheiten und Eigenheiten vor das Auge geführt wird. Wohlgetroffen erscheint auch neben Tieck dessen durch ihre Theilnahme an der Uebersezung des Shakespeare bekannte Tochter Dorothea und ein sehr liebliches Kind, welches der Sizende freundlich an der Hand hält. Außerdem findet man noch darauf einige mit Betrachtung der Vorgänge beschäftigte Männer. Ueberaus sinnvoll ist Alles in Handlung gebracht, und man vergißt beinahe Zeichnung und Farbe, diese wesentlichen Mittel zu Erreichung des künstlerischen Zweckes, über der Kunst, mit deren Beistand es dem Maler gelungen ist, sie in einander zu verschmelzen und das lebendigste Ganze daraus zu erschaffen. Der darüber hinwehende geistige Hauch wird außerdem auf das Köstlichste gewissermaßen — wenn man so sagen darf — verkörpert durch einen wahrhaft zauberischen, hellen Lichtblick, welcher sich zum Fenster hereinstiehlt und über die Gestalt des mit dargestellten Schöpfers dieses höchst ausgezeichneten Kunstwerks freundlich hingleitet.

Die Getreideernte ist in hiesiger Gegend, mit Ausnahme derjenigen Stücke Landes, welche durch den Hagel heimgesucht worden, sehr reich und günstig ausgefallen. Dagegen hat die außerordentliche Trockenheit, hauptsächlich der lezten Monate, den spätern Feldfrüchten großen Nachtheil gebracht, und in dem so fruchtbaren Nachbarlande Böhmen war es noch weit schlimmer. Von dem ungemeinen Reichthum an Obst fiel das Meiste ab, und dem Stehengebliebenen fehlt häufig der zur Güte der Frucht erforderliche Saft. Der überhaupt mehr Trockenheit vertragende Wein behauptet zwar in der Regel seine Beeren noch; allein in Verhältniß zu der erst ziemlich spät erfolgten Blüthe ist die nachherige Wärme doch nicht ausreichend gewesen. Besonders haben viele, gerade in den heißesten Monaten Juli und August eingetretene sehr kühle Nächte sein Wachsthum so sehr verhindert, daß nur bei noch sechs Wochen fortdauerndem warmen Wetter an das gehörige Reifen desselben zu denken seyn möchte.

Der Zufluß von Fremden ist noch fortdauernd groß. Allenthalben steigen neue Häuser, besonders in der Antonsstadt empor, ohne Zweifel mit auf die vielen Auswärtigen berechnet, die theils für längere Zeit, theils für immer ihren Aufenthalt in Dresden nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Oktober 1835.

Le petit métier à Paris est un Protée qui ne rougit de rien, qui se plie et se replie, qui se vautrera, s'il le faut, dans la fange, qui ne craint aucune espèce de honte, aucun genre d'usure.

Jules Janin.

Die Pariser Bettler.

(Fortsetzung.)

Auf dem Boulevard Montmartre, nicht weit von der Passage du Panorama, begegnete ich eines Abends gegen halb zwölf Uhr einer Frau von etwa dreißig Jahren, welche in einen alten, schlechten braunen Shawl eingehüllt war und ein kleines Kind auf dem Arme trug. Monsieur, winselte sie mich an, indem sie mir die Hand entgegenstreckte, quelque chose, s'il vous plait, pour mon pauvre petit enfant, auquel je ne puis plus donner le sein, faute de nourriture. Die Frau hatte in dem Ton ihrer Stimme etwas so Klägliches, Jämmerliches, daß ich ihr schnell ein Almosen gab und davon eilte. Das war vor zwei Jahren; vorgestern nun bin ich derselben Frau in ihrem alten, braunen Shawl wieder begegnet; sie kam auf mich zu und wiederholte dieselbe Anrede mit demselben Tone, wie vor zwei Jahren. „Lieber Herr, schenken Sie mir gefälligst eine Gabe für mein kleines Kind, dem ich aus Mangel an Nahrung nicht mehr die Brust geben kann.“ Comment! erwiderte ich in einer Anwandlung naiven Erstaunens, il tette encore? Und die Frau ging fort, indem sie etwas zwischen den Zähnen murmelte, das ich nicht verstand.

Wenn man von dem Arbeiter spricht, dem seine Kinder Holz hacken, pflügen, säen, heuen, ernten oder sonstige Handarbeiten mit verrichten helfen, so sagt man wohl: die Kinder sind das Glück und der Reichthum der Armen. Das könnte man viel eher auf die Pariser Bettler, als auf die fleißigen Arbeiter anwenden. Die Armen in Paris erziehen Kinder, wie andere Leute junge Hunde aufziehen oder Leinwand weben, aus bloßer Spekulation. Wenn die Frau eines Bettlers ein Ungeheuer, eine Mißgeburt zur Welt bringt, so sagt man ihr: die Frucht deines Schoßes ist gesegnet! Die Armen, welche keine Kinder haben, wissen ein Auskunftsmittel: sie miethen sich welche, und das ist in Paris ein sehr bekannter und ordentlicher Handel. Je nachdem die Kinder blässer, ärmlicher und elender aussehen, zahlt man dafür einen desto stärkeren Miethzins; man entrichtet dafür eine tägliche Summe, welche je nach Umständen von zehn Sous auf drei Franken steigt; wenn ein Kind täglich drei Franken eintragen soll, muß es schon halb todt seyn. Diejenigen, welche eine ganze Familie miethen, erhalten einen verhältnißmäßigen Rabatt, und der Dreizehnte wird jedesmal darauf gegeben. Doch genug! Das Alles ist schrecklich, aber man muß es sagen, daß es so ist, und die Menschen sind dazu geboren, daß es so ist. Das geht Alles ganz nach der Ordnung, ganz nach der einmal bestehenden Ordnung.

Zum Schluß will ich hier die Geschichte eines Pariser Bettlers, Namens Jacques Permanon, mittheilen, welcher den Kirchgängern von Notre-Dame Weihwasser zu reichen pflegte, und von dem die Journale der Restaurationsperiode oft gesprochen haben. Jacques Permanon war ein kleiner, buckliger Zwerg, höchstens drittehalb Fuß hoch, der über zwei an einen winzigen Körper befestigten Armen einen ungeheuern Kopf schaukelte; dieser Körper hatte keine eigentlichen Beine, sondern nur zwei riesenmäßige Füße, deren Knöchel aus der Gegend der Weichen hervor wuchsen. Hoch auf einen Schemel gepflanzt, welcher ihn gegen die Kälte schützte und ihn außerdem den Eintretenden bemerkbar machte — denn Viele würden oft an ihm vorüber gegangen seyn, ohne nur daran zu denken, so tief auf die Erde zu blicken — sagte Jacques Permanon seine lateinischen Gebete mit einer Eleganz in der Diktion und einer Reinheit in der Aussprache her, wie man es unter Leuten seines Standes und Gewerbes selten anzutreffen pflegt. Er radbrechte nie die lateinischen Worte des Pater noster und des Ave Maria, und gab jeder Formel des Credo einen Ausdruck, welcher augenscheinlich bewies, daß er den Inhalt seiner Worte verstand. Auch bemerkte man, daß er nicht ohne eine gewisse Eleganz den Damen seinen mit Silber ausgelegten elfenbeinernen Weihwedel reichte und vor ihnen mit vielem Anstand seinen stets reinlich gehaltenen und zierlich frisirten Lockenkopf verneigte. Was seine Kleidung anbelangt, so bestand dieselbe in einem grünen Oberrocke, welcher immer neu, glänzend, ohne Flecken und sehr weit war, so daß der ganze Mann darin so ziemlich aussah, wie ein auf einen mit grünem Tuch bedeckten Tische gestellter Kopf. — Unter den Personen, welche Jacques Permanon Almosen gaben und ihre Fingerspitzen an seinem gesegneten Weihwedel benezten, befand sich auch ein ganzes Pensionat junger Mädchen, welches von Madame N., die gegenwärtig noch lebt, geleitet wurde. — Unter der Reihe von entzückenden weiblichen Gestalten, welche diese Anstalt aufzuweisen hatte, bemerkte man besonders eine junge, blonde, blasse Engländerin, deren schöne Haare sich in prächtiger Lockenfülle unter ihrem Hute hervordrängten, wie sehr sie sich auch Mühe geben mochte, dieselben darunter zu verstecken. Es war eine arme Waise, für welche fünfzehn Jahre lang eine unbekannte Person mit großer Genauigkeit die nicht unbeträchtlichen Pensionsgelder bezahlt, und außerdem noch soviel hinzugefügt hatte, als nöthig war, um die Privatstunden des Musiklehrers zu berichtigen, was für das junge Mädchen nicht verloren war, denn es hatte binnen kurzer Zeit große Fortschritte in der Musik gemacht. Die Musik bemächtigte sich daher ganz dieser jungen, zärtlichen Seele, und wenn Miß Jenny, so hieß die junge Engländerin, vor ihrem Piano saß und ihm harmonische Töne entlockte, vergaß sie, daß niemals die Stimme einer liebenden Mutter ihr die süßen Worte: meine Tochter! zugerufen hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns jezt zu den stehenden Figuren, und fangen zuerst mit der verschlungenen Gruppe links über dem Philosophen und dem Gardisten an. Da wird ein altes Festungswerk in der Gestalt eines vertrockneten Kritikus von zwei Seiten bestürmt, und hinten steht lauernd die Muse der Tagesgeschichte mit einem Strickstrumpf und sammelt Materialien zu den Memoiren dieses Kampfes. Der Mann mit seinem zerknitterten runden Hut, dem mißmuthigen, alles tadelnden, scharfen, aber unsichern Auge und der merkwürdigen Nase, die von stetem Rümpfen und Geringschätzen sich beträchtlich in die Höhe gezogen hat, mit den gleichgültig oben in die Hosen gesteckten Händen, um sich mit der Canaille nicht zu besudeln, diese ganze Gestalt stellt vortrefflich die Hochschätzung der eigenen, kümmerlichen Mittelmäßigkeit und die souveräne kritische Verachtung alles Uebrigen eines verrückt gewordenen Kritikus dar. Er ist einer von denen, die in dem Maße, wie sie andere herabsetzen, in ihren eigenen Augen steigen, was denn zulezt wirklich in's Unendliche geht. Auf der höchsten Höhe angelangt, und von dem ewigen Kritisiren kritisch abgemagert und abgetödtet, mit einem Kolorit Grau in Grau, wie alte, bestäubte Schweinslederbände, rufen sie dann herab: Zuerst komme ich, und dann noch einmal ich, und dann kommt lange Niemand, und erst dann kommt unser Herrgott mit der übrigen Canaille von Menschenvolk, das eigentlich unter aller Kritik ist, und nur lebt, damit man es kritisirt und seine eigene Vortrefflichkeit daran spiegelt. Bei solchen Gesinnungen kann man sich wohl denken, daß die beiden Schönen, sähen sie auch etwas vortheilhafter aus, wenig Hoffnung haben, dies Herz, das trockener als Puder ist, aufzuweichen. Er macht auch wirklich ein Gesicht, das nicht weniger verächtlich ist, als dasjenige, das ein englischer Schiffskapitän machen würde, wenn zwei kleine Kaperschiffe ihn aufforderten, die Segel zu streichen und gutwillig zu kapituliren mit seinem Kriegsschiff von 90 Kanonen, das den Namen the royal

George führt. Vor Verachtung kann der Mann gar nicht zum Zorne kommen. Er läßt es daher mit geringschätzender Gleichgültigkeit geschehen, daß sich die beiden Anbeterinnen um ihn reißen. Die eine, eine liederliche Dirne, stürzt wie eine rasende Hündin ihm von vorne um den Hals. In ihren Augen flammt die wildeste Begier, mit Zorn und Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin gemischt. Sie faßt den Kritikus als gute Prise mit der Linken beim Kragen, während sie mit der Rechten jene zurückzustoßen sucht. Ihr Auge funkelt wie das einer Hyäne, die ihren Knochen allein fressen will. Die sentimentale Nebenbuhlerin scheint aber davon gar keine Notiz zu nehmen, sie hält den Kritikus von hinten umschlungen, oben bei der Halsbinde fest. Der Mann war früher Korrektor einer Leipziger Buchhandlung, der gegen einige Groschen eine bestimmte Anzahl Bogen Tag für Tag korrigiren mußte und alle Vierteljahre einmal an dem Tische des Prinzipals essen durfte. Von dem Druck- und Schreibfehlerkorrigiren war es ein kleiner Sprung zum Gedankenkorrigiren seiner Autoren, worin er sich mehr und mehr übte. So wurde er kühner, und übernahm in einer kleinen Provinzialzeitung das kritische Richteramt über Literatur von allen Waffengattungen. Er nahm, wie alle Philister und Schneider, zum Motto: Sieben auf einen Streich. Das alte Korrektoramt kam ihm dabei vortrefflich zu statten, denn in der Regel hatte er durch Angabe einiger Schreib- und Druckfehler nach Campe's Wörterbuch seinen Autor schon maustodt geschlagen, ehe er nur einmal an die Gedanken selbst kam. Die Philister rieben sich dabei vor Verwunderung die Augen und riefen ihm Beifall zu. Denn sie sahen, wie bei dem Schneider des Volksmährchens, daß das Wasser aus den blanken, harten Diamanten lief, wenn er mit seiner gewaltigen kritischen Faust darauf drückte. Daß er aber statt der Diamanten einen alten, stinkenden Käse aus seiner Tasche in die Hand praktizirt hatte, das merkten die Philister nicht. Und wie schauten sie erst auf, wenn er dann den Stein in die Höhe warf, so hoch, daß er gar nicht mehr zur Erde fiel, weil er statt des Steins einen Vogel in die Luft geworfen und dabei zitterte, der Stein möchte sich auf irgend einen Ast setzen und ein Liedchen zu pfeifen anfangen. Durch solche Heldenthaten stieg ihm der Kamm immer höher; unter Stadt- und Landpoeten wüthete er, wie der alte Moloch. Einige bekamen davon Herzklopfen, andere die Epilepsie, noch andere drohten ihm mit Gift und Dolch, oder suchten ihn dadurch zu rühren, daß sie ihm vorstellten, sie würden sich selbst um's Leben bringen, wenn sein steinernes Herz sich nicht erbarme und sie mit Schonung behandle. Und in der That wollten die Statistiker ein um einige Procente vermehrtes Sterben im Lande bemerkt haben. Er blieb aber gegen jede Bestechung und Drohung taub und streng wie Minos. Dadurch bekam er ein solches Gefühl seiner erhabenen Würde, daß er nach langem, vergeblichem Warten in einem Schreiben kurz und bündig bei seiner Regierung einkam, man möchte ihn mindestens zum ersten Minister machen, wie dies in Frankreich bei Leuten seiner Art der tägliche Brauch sey. Da er damit abgewiesen ward, fand er sich so tief verlezt, daß er melancholisch wurde, über den schwarzen Undank und die Blindheit der Welt klagte und sich und die Welt beseufzte, die dies Genie verkenne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

Die Cholera in Livorno.

Gleich nach dem, wie immer, festlich begangenen Johannistage, von dem ich Ihnen ein andermal berichte, lebte man in Erwartung noch glänzenderer Feste. Der Hof, in dankbarer Anerkennung der Theilnahme, welche die Stadt an der Geburt des Thronerben genommen, wollte ein großes Volksfest veranstalten, und zu diesem Behuf den Platz vor dem Pallast Pitti, den Pallast selber und den Garten Boboli auf das Prächtigste erleuchten, und nach Verschiedenheit des Ranges, dem Adel, dem Mittelstande und dem Volk, drei große Bälle geben. Die Ausgaben beliefen sich, wie versichert wird, auf die bedeutende Summe von 40,000 Scudi. Alles war bis auf Sonntag den 9ten August festgesezt, als am Donnerstag vorher plötzlich die Feier eingestellt ward. Der Florentiner, der Wichtiges zu erzählen, und jedes, nur nicht das natürlichste Motiv sich vorzustellen liebt, witterte in diesem plötzlich geänderten Beschluß der Regierung Alles, nur nicht die hinlänglich begründete Furcht vor der Cholera. Man wollte sich dies Uebel nun einmal nicht so nahe denken, hielt die Vorsichtsmaßregeln, welche die Behörden nach und nach zu treffen anfingen, vielleicht sogar für überflüssig, bis denn endlich die etwa um die Mitte des vergangenen Monats in Livorno ausbrechende Krankheit die Sorge des Gouvernements nur zu sehr rechtfertigte. Das Uebel begann, wie gewöhnlich, mit ganz einzelnen Todesfällen von alten oder schwachen Leuten, bis es in wenigen Tagen Fuß faßte und in seiner ganzen Heftigkeit zu wüthen anfing. Die Menge der nun täglich, und oft in wenigen Stunden Hingerafften, die Furcht vor den Ausbrüchen eines als wild bekannten Pöbels und eine gewisse Rathlosigkeit der Behörden verbreiteten über die armen Livorneser so ungeheuren Schrecken, daß sie in Menge ihre Stadt verließen und nach allen Seiten hin über Toskana sich zerstreuten. Pisa, Florenz, Siena, Volterra, nah und fern gelegene Dörfer wurden von ihnen bevölkert, so daß von 80,000 Einwohnern in den schlimmsten Tagen vielleicht die Hälfte fehlen mochte. Diese Muthlosigkeit wirkte natürlich auf den Handel so zurück, daß er gänzlich stockte, und die Buden, ja (was für Livorno viel bedeuten will) selbst die Café's geschlossen waren. Eine große Prozession der ganzen Stadt nach der berühmten Madonna von Montenero, Sträflinge, welche die Gestorbenen forttrugen, einzelne Priester oder Mönche, welche den Leichen folgten, selten hier oder dort Bekannte, die sich von ferne grüßten, war Alles, was in diesen Tagen die Existenz einer sonst bevölkerten, wohlhabenden

Stadt bezeugte. Da eine große Anzahl des Volks aus Facchini besteht, die von dem leben, was sie sich Tags über verdienen, stieg die Noth unter diesen Umständen natürlich auf's Höchste; die Regierung aber that nun ihr Möglichstes, sandte nicht allein baares Geld, ließ nicht nur Brod an die Aermsten austheilen, sondern gab für guten Tagelohn zu arbeiten, und entwickelte daneben eine feste, sichere Haltung. Wie dies von unbefangenen Augenzeugen und in allen Briefen stets willig anerkannt wurde, nennt auf der andern Seite ganz Toskana die Namen der Aerzte mit Abscheu, welche in solcher Noth durch eine schimpfliche Flucht sich ihrer Pflicht entzogen, oder das Unglück zu größerm Vortheil benutzen wollten. Da eine ähnliche Elendigkeit gleichzeitig in Genua zum Vorschein kam, bestimmten die Behörden diesen Ausreißern eine kurze Frist zur Rückkehr, und drohten widrigenfalls mit Verlust des Doktordiploms. Es war zu erwarten, daß solche Leute, welche über Pflicht und Menschenliebe so raisonniren mochten, wie Falstaff über die Ehre, keine Ursache hatten, den gethanen Schritt zu bereuen; die Drohung soll also, wie man hört, fruchtlos geblieben seyn. Wenn man in diesen Helden nichts anders, als die echten Brüder jener Italiener der Fremdenlegion erkennen kann, durch deren Schuld neulich bei Algier die Schlacht gegen die Araber so gut als verloren ging, so verdienen die Namen einiger jungen Männer, welche durch Muth und edle Aufopferung sich auszeichneten, mit goldenen Buchstaben unter die wahren Menschenfreunde eingeschrieben zu werden. Man findet unter ihnen Baragli, der leider nach wenigen Tagen erliegen mußte, einen Griechen Lazzaras, einen Juden und Andere, welche, vom katholischen Italien als Ketzer angesehen, die Schamlosesten beschämen könnten. Jetzt lauten die Nachrichten tröstlicher; am 16ten September belief sich die Zahl der Todten nur noch auf zehn, während in der schlimmsten Zeit täglich achtzig und darüber sterben mochten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, September.

(Beschluß.)

Theater. Hinrichtung.

Die hiesige Bühne hat sich nach und nach, durch Ausfüllung mehrerer allmählich entstandener fühlbarer Lücken, recht erfreulich ergänzt und regenerirt. Der wackere Komiker **Koch** gehört nun auch zu ihren Zierden. Fräulein **Bauer** ist die Unsere geworden, und weiß durch ihr so gefühlvolles, als kunstreiches Spiel, verbunden mit großer persönlicher Anmuth und Feinheit, den ungemeinen Beifall, welchen sie empfing, festzuhalten und fortdauernd zu vermehren. So eben erfreut uns die junge Sängerin **Piris** mit ihren süßen Melodien. Als Romeo in Bellini's Capuleti und Montecchi wurde die Trefflichkeit ihres Gesangs und Spiels anerkannt, obschon die jetzt eben abwesende Schröder-Devrient in dieser von ihr zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Rolle sich vielleicht mehr, als in allen andern unvergeßlich gemacht hat.

Schon im April vorigen Jahres fiel bekanntlich die Ermordung zweier hiesiger bejahrter Frauen in ihrer mitten im belebtesten Theile der Stadt gelegenen Wohnung vor. Alle Zeitungen sprachen damals über die von besonders empörenden Umständen begleitete Schandthat. Zwei von den sieben Theilnehmern büßen längst ihren Frevel im Zuchthause. Den fünf Uebrigen war die Todesstrafe zuerkannt worden. Auf eine ihnen, wie gewöhnlich, gewährte zweite Vertheidigung erfolgte die Bestätigung des ersten Urtheils. Dasselbe war der Fall, als man den Verbrechern erlaubt hatte, noch eine dritte Vertheidigungsschrift einreichen zu dürfen. Der hiemit und in Folge mehrerer Retraktationen und veränderter Aussagen derselben veranlaßte längere Aufenthalt machte, daß die Vollstreckung des Bluturtheils sich bis jetzt verzögerte. Einem der Verurtheilten war es inzwischen gelungen, aus der hiesigen Frohnfeste zu entkommen, und einem andern in Betracht mancher mildernden Umstände die Todesstrafe in lebenslange Zuchthausarbeit verwandelt worden, so daß nur noch drei übrig blieben, der Hutmacher Backof, der Agent Krause und der Kanonier Gäbler. Viele Tage schon vor ihrer auf den 9ten September festgesetzten Hinrichtung waren sie fast der ausschließende Gegenstand aller Gespräche, besonders auch darum, weil mehrere seither bei dergleichen traurigen Feierlichkeiten beobachtete Gebräuche, als abgeschafft, zum ersten Male wegfallen sollten, wie z. B. die Hegung des ganz veralteten, sogenannten hochnothpeinlichen Halsgerichts und die Hinausführung der Missethäter in Begleitung eines Geistlichen. Diesmal wurden sie auf einem offenen Wagen, wobei jedem ein Gerichtsdiener zur Seite saß, langsam nach der Richtstätte transportirt. Der Platz für das Blutgerüst war sehr passend auf einer Ebene, nahe vor dem Löblauer Schlage, gewählt worden, so weit und umfangreich, daß außer der ungemein zahlreich versammelten Menschenmasse aus beiden Geschlechtern und allen Ständen, noch viele tausend Zuschauer mehr Augenzeugen hätten werden können. Bei einer so großen, vielartigen Menschenmasse verdient die wahrhafte Todtenstille gewiß bemerkt zu werden, welche allenthalben sich kund that. Außerdem würde auch der Laut nach dem jedesmal mit dem Richtschwerte geführten Todesstreiche schwerlich vernommen worden seyn. Der sehr schwache Laut galt offenbar dem glücklichen Aufhören der höchst unbehaglichen Beklemmung durch den Gedanken an die Möglichkeit, daß der Streich doch wohl auch nicht sogleich zum Tode führen und der Verbrecher einen vielleicht noch mehr als Einmal zu wiederholenden Hieb, mithin eine Strafe auszuhalten haben könnte, weit schärfer, als das Recht ihm solche zuerkannte. Wie leicht aber auch alle drei Köpfe von Einem Scharfrichter abgenommen wurden, und wie sehr dieser auch schon gleiche Geschicklichkeit erprobt hat, so dürfte es doch wohl vorzuziehen seyn, die Vollziehung solcher Bluturtheile künftig lieber einer unfehlbaren Maschine als der niemals ganz zuverlässigen Menschenhand anzuvertrauen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 237:
Das Schwert.

Charade.

(Dreisylbig.)

Ich hab' — so sprach der Zimmermann —
Manch strenges **Zweites** heut gethan
Am **Ganzen**; aus dem **Ersten** nun
Ein volles **Zweites** will ich thun.

P. v. Tsch.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Oktober 1835.

In diesem Mikrokosmus wird es ungefähr so gehalten, wie in dem ausgebreiteten Makrobedlam, der Welt selbst; es liegen nicht alle Narren an Ketten.

Lichtenberg.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Die Anzeige der bekannten Druckfehler in den Briefen eines Verstorbenen, welche, wie man sagt, der Fürst Pückler-Muskau von Algier aus in die Allgemeine Zeitung rücken ließ, gab den Ausschlag. Er behauptete nämlich, diese Druckfehler schon früher entdeckt und der ehrenwerthen Redaktion der Allgemeinen Zeitung eingeschickt zu haben, diese aber müsse sie aus schwarzem Neid unterschlagen haben, da dies ja häufig bei ihr der Fall sey. Das Postzeichen werde unwiderleglich für ihn sprechen, und er wolle sich mit Jedem, auch mit dem Herrn Fürsten, für die Wahrheit seiner Behauptung schießen oder stechen zu Fuß oder zu Roß. Kurz, der Arme nahm sich die Sache so zu Herzen, daß der von dem kritischen Plunder ohnehin schon schwere Kopf überschnappte. Im Narrenhaus treibt er nun sein altes Handwerk fort, überall sucht er die Druckfehler auf, Alles findet er unter aller Kritik, die Menschen selbst sind ihm weiter nichts als Druckfehler der Natur. Er wollte auch, wie früher, ein kritisches Blatt herausgeben, aber der Philosoph, der in den meisten Dingen nicht seiner Ansicht ist, weigerte sich, Mitarbeiter zu werden. Sie stritten sich nämlich schon beim ersten Artikel darüber, ob die Plankenmänner, welche man an der Wand des Narrenhauses von einem unbekannten Narren-Breughel ausgeführt sieht, zur Genre- oder Historienmalerei gehörten. Der Philosoph stellte die These auf, durch die richtige Mitte betrachtet, gehörten sie zur Historienmalerei wegen der scharfen, charakteristischen, geistvollen Umrisse, die ein Raphael, hätte er sich in der Narrheit hervorthun wollen, nicht besser hätte machen können. Dagegen wendete der Kritikus ein, mit kritischen Augen betrachtet, sey es Genre, da ein so gemeiner Gegenstand, wie Narrheit, offenbar zum Genre gehöre, und das Genre selbst nur eine Verrücktheit der Malerei sey. Ueberdies seyen es nicht einmal ideale Narren, sondern offenbar Porträts. So wenig wie hierüber konnten sie über den zweiten Punkt einig werden, ob die besagten Plankenmänner der Münchner oder der Düsseldorfer Schule angehörten. Der Philosoph erklärte sich für die Münchner, weil sie an die Wand gemalt seyen, und also entweder al Fresko, oder gar al Wachs ausgeführt werden sollten. Der Kritikus, eingedenk seines Leipziger Korrektoramts, wollte die Ehre den Berlin-Düsseldorfern zuschreiben. „Warte,“ sagte er, „bis sie

nur einmal untermalt sind, und man wird sogleich das Düsseldorfer Kolorit erkennen, auch hat der Gegenstand einen romantischen Anstrich, auf den man sich ebenfalls nur dort versteht. Dir aber glaube ich nicht eher, bis Du sie mir auf einem alten Bilde gezeigt hast; denn in München malt man ja nur Gespenster von Bildern, die vor dreihundert Jahren gelebt haben.“ — „Hoho,“ entgegnete ihm der syllogistische Philosoph, „die alten Meister vor dreihundert Jahren, sag ich, malten gut, in Düsseldorf will man anders, das heißt, schlecht malen, die Plankenmänner aber sind gut, sag ich, ergo sind sie von einem Münchner.“ — „Den Major und Minor leugne ich,“ fiel der Kritikus ein; „die Alten malten so ziemlich gut, und ihr Münchner macht sie so ziemlich schlecht nach, in Düsseldorf aber ist man originell und gut, ergo gehören sie uns an.“ So str[illegible] sie hin und her, der Philosoph nannte zulezt den Kritikus einen genremäßigen Originalnarren, worauf dieser ihm die Antwort in gleicher Münze nicht schuldig blieb, und in einem Manifeste, das er noch gegenwärtig mit einer Nadel an seinem Hute befestigt trägt, das Publikum des Narrenhauses aufforderte, zu entscheiden, wer von ihnen Beiden denn eigentlich der Narr sey. Sollte das Urtheil inzwischen ungünstig für ihn ausfallen, dann ist er fest entschlossen, an das kritische Urtheil der unparteiischen Nachwelt zu appelliren.

Es ist unsäglich, welche Masse Druckfehler er überall entdeckt, die ganze Welt, alle Geschöpfe und Werke Gottes sind davon voll. Er will davon nächstens eine verbesserte kritische Ausgabe für Denkgläubige herausgeben. So sicher er indessen in seinem Urtheile ist, so hat er doch häufig die Furcht, es könnte einmal ein Ungeschickter hinter seine kritische Brandfackel kommen und das ganze Narrenhaus, ja die ganze Welt damit anstecken, wo dann mit dem übrigen Plunder auch seine unsterblichen Werke untergehen müßten. Er läßt sich daher die Herbeischaffung von Wasser sehr angelegen seyn und sagt, es könne desselben nicht genug in der Welt geben.

Man kann die beiden Damen, die sich so eifrig um seine Gunst bewerben, auch für zwei literarische Parteien ansehen, die das steinerne Herz seiner Kritik verführen wollen. Die vordere ist die sensualistische Poesie, die bekannte Schweinstallmuse, welche Voltaire anrief, als er sein Pucelle schrieb, und mit deren Gunst H. Heine zuweilen kokettirt. Das ganze Gesicht spricht, wie bei dem Grindigen, zu deutlich, als daß wir nöthig hätten, viel von den innern Affekten zu reden. Man sieht ihr an, daß sie aus niederem Stande ist. Sie war vielleicht ein ordentliches, braves Landmädchen; sie wurde aber von ihren Eltern in die Haupt- und Residenzstadt in Dienst geschickt, um Zucht und Anstand zu lernen. Die guten Leute dachten, wie kann es fehlen? gibt es ja doch daselbst Kinderbewahranstalten und Kinderbälle, wo es hergeht, wie auf gewöhnlichen Bällen. Sie machte nun die traurige Laufbahn durch, die so viele ihrer Mitschwestern zu dem gleichen jammervollen Ziele führt, an dem wir sie hier im Narrenhause angelangt sehen. Von Haus aus hatte sie ein wenig Religion und Sittlichkeit, die ihr der Urgroßvater vor seinem Tode eingeschärft, mitgebracht, sie selbst hat viel Leichtsinn aus eigenen Mitteln dazu gegeben, und nun wird sie auf allen Straßen von der frech und breit wie ein Pfau daherstolzirenden Liederlichkeit angerufen. Welchen Widerstand sie da leisten wird, ist leicht zu errathen; denn nach neuern konstitutionellen Staatsmaximen scheint die Polizei nur da, nicht um ein Verbrechen zu verhüten, sondern um das begangene zu bestrafen.

Die Sprossen der Leiter, auf denen die Unglückliche mit tausend andern in den Abgrund stieg, waren eine schlechte Herrschaft, welche dem Pfandhaus gegenüber wohnte, privilegirte Tanzgesellschaften unter den Augen der Polizei, späte Polizeistunde, und diese obendrein schlecht beobachtet, und endlich ein ausnehmender Kleiderluxus, der sie vollkommen zu dem Titel: Fräulein Köchin, wie man ihn nicht selten hört, berechtigte. Alle diese Lustbarkeiten forderten Geld, und dazu gibt es allerlei Mittel, wenn der Lohn nicht ausreicht. Da steht obenan das Pfandhaus, was jedoch eine dürftige, schwindsüchtige Quelle ist, dann kommen in zweiter Instanz die wohlkalkulirten Marktrechnungen und andere dergleichen unmerkliche, nicht unmoralische Diebstähle, drittens endlich der Liebhaber, und wenn einer nicht ausreicht, mehrere. Um Alles zu krönen, ist dann noch die Lotterie da, die mit ihren Nummern in allen Ecken und Enden die einfältigen Leute herbeilockt, damit sie ihren sauren Erwerb, oder den Lohn der Sünde, oder den Diebstahl zum Besten des Staats ihr in den Rachen werfen, um sich dann der Verzweiflung preisgegeben zu sehen. Unsere weisen Vorfahren haben nicht ohne Grund Gesetze gegen den Kleideraufwand und andern Luxus erlassen, weil sie darin den Grund vieler Laster und Verbrechen erkannten. Allerdings sind Gesetze bei schlechten Sitten von wenigem Belang, aber selbst das Wenige wird nicht einmal beachtet, geschweige denn die Hauptsache. Die zum Stadtmädchen gewordene Landjungfer kam aus einer Hand in die andere, und wurde zulezt eine Hogarthsche Hackabout oder ein Lichtenbergsches Pandemchen. Sie wollte sich dann beim Ballet anwerben lassen; wegen Mangel an Gewandtheit wurde sie abgewiesen. Diese Kränkung, verbunden mit den Folgen ihres Lebenswandels, brachte sie in das Narrenhaus, wo sie das schreckliche Schicksal so vieler ihres Gleichen erwartet. Die Leidenschaft hat sich bei ihr zur konvulsivischen Raserei gesteigert, in der sie sich aufzehrt, bis sie, in

gänzliche Verwesung übergegangen, an einer der verschiedenen Krankheiten der Entkräftung stirbt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Bettler.

(Beschluß.)

So oft die Pension für Miß Jenny N. bezahlt wurde, war eine kleine Summe Geldes für sie selbst beigefügt, und Jacques Permanon, den das junge Mädchen zu ihrem Lieblinge auserkoren, empfing von dieser Summe einen guten Theil. Da sie kein lebendes Wesen, durchaus nichts auf der Welt hatte, was sie hätte lieben können, nicht einmal einen Hund, hatte sie eine Art von Zuneigung zu diesem armseligen Geschöpfe gefaßt, welches auch fast eben so verlassen, als sie selbst war. Neben dem wöchentlichen Almosen eines Zehnsousstücks erhielt Jacques Permanon jeden Sonntag regelmäßig von Miß Jenny Hemden, Halstücher und tausend von jenen Kleinigkeiten, welche die jungen Mädchen in der Pension in ihren einsamen und müssigen Stunden verfertigen. Das Gebetbuch des Bettlers war daher mit papiernen Kreuzen und ausgeschnittenen Bildern angefüllt; das Buch stak in einem schönen Beutel von grünem Tafft, und auf der ersten Seite des Bandes las man: „am 15ten April 1818 von Miß Jenny N... geschenkt an Jacques Permanon.“ — Zu schildern, wie sehr Jacques Permanon die junge Engländerin liebte, wäre unmöglich; denn was er für sie fühlte, war mehr als Dankbarkeit und Zärtlichkeit, es war für ihn ein Kultus, eine Religion. Wenn die Stunde herbei kam, wo das Pensionat der Madame N. sich gewöhnlich in die Kirche begab, sah man ihn auf seinem Schemel erbleichen und sich unruhig hin und her bewegen, und ganz vergessend, den Eintretenden seinen Weihwedel hinzuhalten, streckte er den Kopf so weit als möglich nach der Kirchthüre vor, um die jungen Mädchen schon aus der Ferne zu beobachten. Hörte er endlich das Geräusch ihrer Tritte und das Geflüster ihrer Stimmen, so röthete sich seine blasse Stirn wie Purpur, ein kalter Schweiß troff auf seine Hände nieder, und alle die mißgestalteten Gliedmaßen seines Leibes verzerrten sich krampfhaft. Wenn dann Miß Jenny an ihm vorüberging, wenn er ihre Geschenke empfing, wenn sie ihm mit ihrer sanften Stimme guten Tag sagte, dann pochte sein Herz in so starken Pulsschlägen, als wollte es seine Brust zersprengen, und er kniete nieder, indem er Gebete herstammelte, wobei er aber nicht mehr wußte, ob es Gott oder jener Engel sey, den er in seinem Herzen anbetete.

Eines Tags kam Miß Jenny in die Kirche, mit Thränen in den schönen Augen; ein unaussprechlicher Kummer malte sich in allen ihren Zügen, als wenn ihr ein großes Leid widerfahren wäre. „Jacques,“ sagte sie zu dem Bettler, „ich kann Dir fernerhin nichts mehr geben, denn ich bin eine arme Waise geworden, und noch ärmer, als Du. Seit einem Jahre hat Madame N. nichts mehr von meinen unbekannten Gönnern gehört. Sie hat es immer vor mir geheim gehalten, aber durch Zufall habe ich es gestern erfahren. Ich bin ein armes Mädchen, das man aus Mitleid nicht Hungers sterben lassen will; aber ich habe gestern meinen Musiklehrer verabschieden müssen.“ Nach diesen Worten ging sie vorüber und kniete unter ihren Mitschülerinnen vor dem Altar nieder. Des andern Tages waren bei der Portière der Madame N. dreitausend Franken deponirt, ohne daß man die Person gesehen, welche sie gebracht hatte. Auf dem Beutel, worin das Geld enthalten, stand: Für Miß Jenny N... Das dauerte vier Jahre so fort, während welcher Miß Jenny, die ihre frühere Ruhe und Fröhlichkeit wieder gefunden hatte, und auch wieder in den Besitz ihres Piano's gekommen war, niemals versäumte, jeden Sonntag ihrem Schützling in Notre-Dame ein Zehnsousstück und die andern kleinen Geschenke zu geben, woran sie ihn gewöhnt hatte. Nach Verlauf dieser Zeit wurde Jacques Permanon krank und kam nicht mehr in die Kirche. Miß Jenny war sehr betrübt darüber, ihn nicht mehr zu sehen, und erhielt von Madame N. die Erlaubniß, ihn in Begleitung einer Aufseherin zu besuchen. Mit vieler Mühe machte sie die Wohnung Jacques Permanons ausfindig, und trat endlich in einen schwarzen, schlechtverwahrten Speicher, wo sie Jacques auf einem elenden Strohsacke liegend fand. Jacques wurde beim Anblick Jenny's so gerührt, daß er die Besinnung verlor und es ihn beinahe das Leben gekostet hätte. „Kind,“ sagte er endlich, als er wieder zu sich gekommen war, „Jesus und die heilige Jungfrau schicken Dich hieher, um mir mein Ende glückselig und sanft zu machen. Wenn ich Dich nicht mehr gesehen hätte, wäre ich mit verzweifeltem Herzen gestorben; jezt segne ich Gott und seine unendliche Güte.“ — Bei diesen Worten zog er ein sorgfältig versiegeltes Papier unter seinem Kopfkissen hervor, überreichte es dem jungen Mädchen und nahm ihr das Versprechen ab, daß sie es sorgfältig aufbewahren und erst nach seinem Tode erbrechen wolle. „Das ist mein lezter Wille, den ich erfüllt sehen möchte, wenn ich nicht mehr am Leben bin, und wenn Du es nicht thust, wer sonst in der Welt sollte wohl daran denken, den lezten Willen eines armen Bettlers zu erfüllen?“ — Jenny versprach ihrem Schützling Alles, was er verlangte, und als sie am folgenden Tage ihren Besuch erneuerte, fand sie ihn

mit dem Tode ringend. Er starb wenige Augenblicke nach ihrer Ankunft, die schöne Hand Miß Jenny's in seinen kümmerlichen Händen haltend. Den Tag darauf öffnete Miß Jenny mit nassen Augen und betrübtem Herzen über den Verlust ihres armen Jacques das geheimnißvolle Papier, welches nachstehenden Brief enthielt: „Verfügen Sie sich mit Madame N. zu Herrn D., Notar, in der Rue Montmartre, welcher Ihnen ein wichtiges Papier mittheilen wird. Unterzeichnet: Jacques Permanon.“ Dieses Papier war ein Vermächtniß an Miß Jenny von hunderttausend Franken in Gold und Bankbillets, welches Jacques Permanon vierzehn Tage vor seinem Tode, und als er sich krank zu fühlen anfing, zu dem Notar getragen hatte. Reich und schön, fand Miß Jenny bald zahlreiche Bewerber, unter denen sie, Dank der mütterlichen Fürsorge der Madame N., den Redlichsten und Besten zu ihrem Gatten wählte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Die Cholera. Segato's Mumien.

Ueber Florenz steht die Krankheit jezt seit mehr als fünf Wochen, wie das Schwert über dem Haupt des Damokles. Einzelne Fälle sind sporadisch hier vorgekommen, und merkwürdig genug sind namentlich Geisteskranke im Spital von St. Bonifazio hingerafft worden, welche doch dem Verkehr und aller Contagion entrückt waren. An vielen andern Orten in Toskana sind geflüchtete Livorneser gestorben, ohne die Krankheit irgend zu verbreiten. Dies hat beim Volk nach und nach die große Verzagtheit etwas verscheucht, und der von der Regierung von Anfang an festgehaltenen Meinung, daß die Cholera nur epidemisch sey, mehr und mehr Eingang verschafft. Man fängt an zu begreifen, daß jede Absperrung gegen Piemont nutzlos gewesen wäre; Piemont zog Kordons gegen Frankreich, und das Uebel entwickelte sich in Nizza und Genua; Toskana ließ den Verkehr frei, und Livorno hatte dasselbe Schicksal. Unsere Nachbarn denken aber anders, und haben uns von allen Seiten eingeschlossen; in's Römische, Lucchesische und Modenesische ist nicht ohne lange Quarantäne hinüberzukommen. — Für ein wahres Glück ist es zu halten, daß Livorno und Florenz nicht gleichzeitig von dieser Seuche heimgesucht wurden. Hier wenigstens trifft der Feind uns jezt nicht ganz unvorbereitet. Für die Reinlichkeit der Stadt ist und wird Sorge getragen; Klöster sind zu Spitälern eingerichtet, Subscriptionen eröffnet, um Nothleidenden zu Hülfe zu kommen, und für die einzelnen Quartiere der Stadt sind eigens Aerzte ernannt, welche auf Verlangen zu erscheinen und unentgeldlich Hülfe zu leisten haben. Beim wirklichen Beginne der Krankheit werden auch eigens dazu bestimmte Apotheken Tag und Nacht offen stehen und den Armen die Arzeneien gratis verabfolgen. Es steht zu hoffen, daß auf diese Weise die Abneigung des Volks gegen wirksame Mittel sich verlieren wird. Opiumkuren, die man in Livorno im Anfang mit nicht besonderm Glück versuchte, riefen dies Mißtrauen hervor; später ist in vielen Fällen Oel mit Erfolg angewandt worden. Bis jezt wird, wie anderswo, namentlich das Littorale heimgesucht, obwohl in Piemont auch das Innere des Landes nicht verschont zu bleiben scheint. In Cuneo namentlich ist die Sterblichkeit groß gewesen. Genua, eine keineswegs unreinliche Stadt, zählt vom Beginne der Krankheit (Anfang August) bis zum 15ten September bei einer Bevölkerung von ungefähr 100,000 Seelen 3875 Kranke und 1949 Todte. Jezt nimmt sie auch dort ab, und dürfte dem gänzlichen Aufhören nahe seyn. Alle Briefe aus Genua lauteten früher außerordentlich niederschlagend; die Gegenwart des Königs, der aus Turin plözlich in jene Stadt kam, belebte den Muth der ganzen Bevölkerung. In Turin selbst zeigen sich, wie in Florenz, bis jezt vereinzelte Fälle. In Toskana, namentlich in Livorno, werden die Folgen dieses Uebels für Handel und Verkehr noch lange fühlbar seyn.

Vor wenigen Monaten ward hier eine Entdeckung bekannt gemacht, welche großes Aufsehen erregt und folgereich zu werden verspricht. Girolamo Segato ist durch seine Karte von Toskana, durch zwei andere von Afrika und Marokko auch außer Italien bekannt geworden. Die Karte von Afrika namentlich ward mit verdientem Beifall aufgenommen, und als das Resultat mühevoller Reisen erkannt, welche der edle Segato, im heißen Durst nach Wissenschaft, im nördlichen und mittlern Afrika während einer Reihe von Jahren wiederholt unternommen hatte. In den endlosen Wüsten jenes Landes zog er im Juli 1820 umher, als ihm im Thale, welches sich vom zweiten Katarakt des Nils nach Mograt hinzieht, eine der Windhosen erschien, welche in jener Wüste, namentlich in den dem Nil benachbarten Gegenden von Hochnubien, nicht seltene Phänomene sind. Häufig stehen sie ganz ruhig auf dem Sandboden, und füllen die Gegend mit Staub- und Sandwolken nach allen Seiten. Dort nämlich, wo sie den Boden berühren, höhlen sie ihn dermaßen aus, daß sie Vertiefungen bilden, welche dem Bette eines Sees zu vergleichen sind. Andere Male schreiten sie rasch hin, ähnliche Vertiefungen auf ihrem Wege hinter sich zurücklassend. Einer dieser beweglichen Windhosen ging Segato einst muthig nach, als er in der gefurchten Höhlung überall Reste von Verkohlungen, und zulezt einen ganz verkohlten Körper vorfand, der übrigens in Knochen und Fleisch erhalten war. Diese Wahrnehmung gab den ersten Anlaß zu nachfolgender Entdeckung. Ihm war einleuchtend, daß der Prozeß der Verkohlung hier durch den brennenden Sand vor sich gegangen. Wenn nun, dachte er weiter, die natürliche Hize des Sandes hier gänzliche Austrocknung und Verkohlung der thierischen Substanzen bewirkte, warum sollten nicht dieselben bei einem gemäßigtern Grad von künstlicher Wärme im Grade geringerer Verhärtung erhalten werden können? Die Verwirklichung dieses Gedankens ward von nun an Aufgabe seines Lebens. Mit der Unerschrockenheit, welche Spallanzani und Belzoni auszeichnete, wagte er sich darauf vermittelst einer von ihm selbst gemachten Oeffnung in die tiefste Pyramide von Abu-Sir. Ein sechstägiger Aufenthalt an diesem Ort verursachte ihm beim Heraustreten in die gesundere Luft eine tödtliche Krankheit. Sie war langwierig und fürchterlich; er ward aufgegeben und halb todt nach Europa zurückgebracht. In Livorno aber siegte wider alles Erwarten seine mächtige Natur über das hartnäckige Uebel, und sein erster Gruß an ein wiedergewonnenes Daseyn war die Wiederaufnahme seines Lieblingsgedankens.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. Oktober 1835.

In der morgenländischen Erzählung ist die Lehre selten von der kleinlichten Art, wie in unsern Erzählungen. Die Dichtung ist kühn, die Lehre, die in ihr dargestellt wird, ungemein und rührend.

Herder.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Die gebratene Henne.

Es saß ein Mann bei seinem Weib und aß
Die Henne, die sie ihm gebraten hatte;
Am Thore rief der Bettler: Gebt mir was!
Ihn wegzuschelten ging hinaus der Gatte.

Vergessen hatt' er den gebotnen Spruch:
Selbst satt, den Hungrigen nicht abzuweisen;
Da kam der Hunger ihm in's Haus als Fluch,
Und keine Henne hatt' er mehr zu speisen.

Aus Armuth schied er sich von seinem Weib,
Und ging im Land, ein Heimathloser, wandern;
Sie aber, zu erhalten ihren Leib,
Gab in die Ehe drauf sich einem Andern.

Und wieder saß ihr Mann bei ihr und aß
Die Henne, die sie ihm gebraten hatte;
Am Thore rief ein Bettler: Gebt mir was!
„Geh und gib ihm die Henne!" sprach der Gatte.

Und als sie kam zum Bettler und ihm gab,
Da war's der Mann, der sie verstoßen hatte;
Sie kam herein und wischte Thränen ab,
Und um die Ursach fragte sie ihr Gatte.

Und sie erzählt' ihm, wie's begeben sich,
Seitdem der Bettler dort ward abgewiesen.
Er rief: bei Gott! der Bettler dort war ich;
Die Gnade des Barmherz'gen sey gepriesen,

Der, gnädig selbst, Barmherzigkeit gebeut,
Und gleichet aus den Reichen mit dem Armen.
Ich bettelte bei dem, der bettelt heut,
Und unser Beider mag sich Gott erbarmen.

Hormusan.

Hormusan, der edle Perser, ist gebunden und geschnürt,
Daß er seinen Tod empfange, seinen Siegern vorgeführt.

Furchtlos im Araberkreise wendet er des Blickes Flug,
Läßt dann mit Begier ihn haften am gefüllten Wasserkrug.

„Gott! nur eine einz'ge Schale von der vollen Lebensflut,
Daß ein Trunk zum letztenmale lösche meines Durstes Glut!"

Und des Siegers Großmuth winket einem seiner Sklaven zu:
„Einen letzten Labebecher dem Gefangnen reiche du."

In's empfangne Wasser schauet Hormusan mit tiefem Sinn,
Statt der flücht'gen Labe sieht er volle Lebenshoffnung drin.

Doch als wie vor unversehnem Streiche bangend, blickte er:
Omar! bin ich sicher, bis ich trinke diesen Becher leer?

„Leere, sicher nur des Lebens, ihn bis auf den lezten Zug!
Ist von durst'gen Lippen doch geleert ein Becher schnell genug.“

Aber Hormusan, entschlossen, sezt den labevollen Rand
Ab von der verlechzten Lippe, die den frischen Duft empfand;

Schleudert aus der Hand, als sey er seinen Tod zu halten bang,
An den Boden das Gefäß, wo es in tausend Scherben sprang.

Der Chalife schaut betroffen: Ist dein Durst so schnell verraucht?
„Nein, doch eine größre Hoffnung ist im Becher aufgetaucht.

Hast du Sicherheit verheißen, bis ich tränke diesen leer,
Siehst du, leer in meinem Leben trink' ich diesen nimmermehr.“

Der Chalife schaut betroffen, doch der Becher liegt zerschellt.
„Einen Freibrief hab' ich, ohne daß ich's wußte, ausgestellt.

Doch bewußt ist es den Zeugen, und der Freibrief ist gestellt,
Untersiegelt von dem Höchsten, dem dein Leben wohlgefällt.

Durst'ger, diesen andern Becher reich' ich dir nun meinem Gast;
Diesen kannst du leeren, ohne daß du Tod zu fürchten hast.“

Omar und der Weintrinker.

Heimlich in der Nacht umher ging Omar, der gestrenge,
Und aus einem Hause hört' er muntre Weingesänge.

Stürmt hinein, und fand mit Mädchen einen Mann da trinken.
„Wie? Feind Gottes, in die Hölle willst du nicht versinken?“

Jener sprach: O Fürst der Gläub'gen, sey um Huld gebeten!
Einmal hab' ich, dreimal hast du selber übertreten.

Einmal spricht der Koran: „Gehet nicht im Finstern schleichen!“
Nur im Finstern konntest du den Weg zu mir erreichen.

Ferner spricht er: „Laßt euch nicht von Saitenspiel verführen!“
Und das Saitenspiel nur führte dich zu meiner Thüren.

Endlich: „Dringt unangemeldet nicht in fremde Wohnung!“
Und in meine eingedrungen bist du ohne Schonung.

Der Chalife sprach: Ich fehlte; willst du mir vergeben?
„Ja, wenn du auch mir vergibst; nie trink' ich mehr im Leben.“

Das Narrenhaus,
von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.
Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Ihre Nebenbuhlerin, die schmachtende, sentimentale Mondscheinpoesie, die sich aber bei ihren romantischen, nächtlichen Promenaden fast auf dieselben Wege verirrt hat, wie jene, scheint von besserem Stande zu seyn. Ihre hohe Gestalt, das noch immer schöne Gesicht mit den großen, edlen, regelmäßigen Zügen zeigt, daß sie Anlagen zu etwas Besserem hatte. Sie stammt aus einer alten Patrizierfamilie her, die lange in Ehre und Ansehen im Rathe ihrer Stadt gesessen und das Regiment uneigennützig und streng in alter Ehrbarkeit geführt. In den Stürmen und Nöthen der neuern Zeit, wo größere Häuser, die länger als ein Jahrtausend in die Geschichte Europas verflochten waren, gefallen sind, fiel auch dieses Haus in Trümmer. Ihre Eltern starben frühe, ihr blieb nichts, als die Erinnerung an das ehemalige Glück, den Reichthum und die Ehre ihrer Familie. Zum Theil aus Mitleid, zum Theil Dienste zu leisten, wurde sie dann in einem aufgeklärten Kaufmannshause von entfernten Verwandten aufgenommen, wo man sie halb als eine Tochter, halb als eine Magd des Hauses behandelte. Unglücklicherweise fiel sie gerade in die cidevant sentimentale Romanliteraturzeit, und ihrer Wohnung gegenüber war eine Leihbibliothek mit der Aufschrift: für Deutschlands gebildete Frauen und sinnige Jungfrauen. Sie verschlang das weichliche, ihrer Einbildung schmeichelnde Gift mit gierigen Zügen, und bildete sich daraus in Verbindung mit den Erinnerungen ihrer Kindheit ein erträumtes Paradies, in das sie sich zuerst aus der kalten Welt zurückzog und welches sie dann wieder, nachdem sie, einzig in ihren Träumen lebend, allen Sinn für die Wahrheit der Wirklichkeit verloren, überall in die wirkliche Welt übertragen wollte. Alles wurde da mit Prinzen bevölkert, die dem kalten Glanze des Throns entsagen, um glücklich in den Armen irgend einer Pfarrerstochter oder Schäferin auf einem anmuthigen Lustschlosse ganz den schönen Gefühlen der reinen Menschheit und der Liebe zu leben; überall wimmelte es von reichen Lords, von besternten Regierungspräsidenten, von goldenen alten

Onkeln und ihren edelmüthigen Neveu's, die das große Loos in der Lotterie gewannen. Diese gesammte Ritterschaft der Romanliteratur aber hatte nichts auf Gottes weiter Welt zu thun, als durch Wälder und Thäler umher zu irren, bis sie das stille Veilchen, von dem ihnen geahnet, im Verborgenen blühend fanden, und nun voll Entzücken es an den Busen drückten und den duftenden Thau küßten.

Auch sie glaubte endlich ihr Ideal in einem vornehmen jungen Herrn gefunden zu haben, der täglich mit zierlichen Kapriolen an ihrem Fenster vorbeiritt und sehr gewandt die Rolle eines Helden ihrer Traumwelt spielte. Er gehörte auch wirklich zu jener weit verbreiteten Chevalerie gewissenloser Liederlichkeit, die Veilchen, welche im Verborgenen blühen, sehr emsig und unverdrossen aufsucht, die sie aber pflückt und einen Tag in's Knopfloch steckt und dann wegwirft, um ein neues, frischeres an die Stelle zu setzen. Die Unglückliche hatte, wie natürlich, troß den klarsten Aussprüchen der Romane und den Betheurungen des jungen Herrn, auf den sie ihr Glück gebaut, kein anderes Schicksal. Durch diesen Sturz aus ihren Träumen in die eiskalte Welt und in eine Zukunft der Schande und des Elends verfiel sie im Uebermaße des Schmerzes in Wahnsinn. Die Sehnsucht nach dem verlornen Paradies ist ihr einziges Sinnen. In jedem Manne, dessen sie ansichtig wird, glaubt sie den treulosen Geliebten wieder zu sehen; sie stürzt ihm entgegen oder hält ihn klagend und bittend fest, daß er sie doch nun ja nicht mehr verlassen möge, nun wollten sie ihres Glücks genießen, und nichts solle sie mehr trennen. Niemand ist sicher vor ihrer Zudringlichkeit, wie sie es jezt gerade mit dem Kritikus macht, der indessen in seinem kritischen Herzen nichts in ihr sieht, als einen schlechten Nachdruck der Clauren'schen Romane, der entsetzlich voll Druckfehler sey und mit dem er sich nicht befassen könne, während er vor dem unvergleichlichen Originale eine unbegrenzte Hochachtung hege und ihn auf einen Besuch einlade.

Die lauernde Alte mit dem Strickstrumpf, neben der Sentimentalen, sieht äußerlich recht manierlich aus. Ihr Kleid ist zwar etwas altmodisch, dafür aber sizt es ihr gut und ist sogar zierlich. Es erinnert ganz an eine gewisse reichsstädtische bürgerliche Wohlhabenheit, die es sich in ihren Häusern und Kleidern weit und bequem machte. Die Alte hat, wie in dem wohlgeordneten Anzuge, so auch in dem Gesichte etwas Kluges, so daß man bei ihrer vernünftigen Beschäftigung zweifeln könnte, ob sie nicht vielmehr eine Art Aufseherin sey. Sie ist es auch allerdings, jedoch unbeschadet ihrer Narrheit, wie dies vielfältig in der Welt der Fall ist, wo man die Narrheit manchmal sogar zur allerersten Bedingung macht, und oft sehr weit her die ausgesuchtesten Närrinnen zur Mädchenerziehung verschreibt. Die Narrheit der Alten hier verrathen die scharf eingefurchten Züge über dem Munde, die eine gewaltsam nagende Leidenschaft bezeichnen. Dann blinzelt sie auch mit ihren Katzenaugen so scharf hervor, daß man glauben möchte, sie sehe im Dunkeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

Stadtverschönerung. Neue Stücke. Kunst. Rettich. Bourmont. Meinung über Menzel und Gutzkow. Geistiger Bürgerkrieg. Journale.

Mehr und mehr ziehen sich bedeutendere Familien auf die Stadt zurück, weichend vor der Avantgarde des Winters, der herbstlichen Langeweile auf dem Lande, und bald dürfte Wiens dramatisches Leben sich wieder aufthun, da auch Ihre Majestäten schon den 16ten dieses hier erwartet werden. Man muß diese Stadt im Frühlinge oder Spätherbste sehen, um ein richtiges Bild von ihr mit sich zu nehmen; das Gedränge auf den Straßen wird da oft lebensgefährlich. Zwei Arten von Verschönerung finden gegenwärtig statt: Gasbeleuchtung und neue Pflasterung; sehr rüstig arbeitet man an Beidem. — Interessant ist der augenblickliche Andrang bei allen Theatern, die, ein seltener Fall, fast am selben Abende Zugstücke brachten. Bauernfelds graziöses Lustspiel: „Bürgerlich und Romantisch," füllt noch immer die Burg; Aubers „Ballnacht" gefällt immer mehr. „Der falsche Konzertist," eine Posse, worin der Komiker Rott den seltsamen Virtuosen auf dem Holz- und Strohinstrumente Guskow parodirt, zieht nach der Josephstadt, wie das Zauberstück: „der Wasserfall im Feenhain," in die Leopoldstadt. Die pikanteste Neuigkeit aber brachte das Theater an der Wien mit der (sogenannten) Lokalposse: „Zu ebener Erde und erster Stock," vom Verfasser des „Lumpacivagabundus," Nestroy. Dieses Genrestück wirkt mit den einfachsten Mitteln, ohne alle Zuthat von Maschinen, so stark, als Raimunds „Verschwender;" es ist reich an rührenden, wie komischen Situationen, voll treffender, witziger Gedanken. Unter Raimunds Firma hätte dieses treue Lebensbild wohl noch größere Sensation erregt, da man bei Nestroy frühere Gemeinheiten zu vergessen hat. Die Rückkunft des Helden Kunst von Pest wird nun auch ernste Stücke wieder zur Anschauung bringen. Dieser Schauspieler, dessen Naturell das günstigste ist, beginnt leider, wahrscheinlich verführt durch die Kritik, zu dehnen und zu strecken und nicht mehr, wie früher, gleich Löwe, aus einem Gusse zu spielen; er ist auf dem besten Wege zur langweiligen Manier Eßlairs. Sein leidiges Verhältniß zu Mad. Schröder, seiner Ergemahlin, versperrt ihm für immer den Eintritt in das Hoftheater, für das er geboren ist. Statt seiner werden wir wahrscheinlich Rettich sehen, den man aus Rücksicht für seine Gattin, wenn man sie engagirt, wie es heißt, wird mit acquiriren müssen. — Achmed Pascha ist abgereist, dagegen eine militärische Notabilität eingetroffen, die in Algier zu rechter Zeit und bei Belle-Alliance zu spät angekommen ist. Don Miguel schien seinen Namenstag in Wien feiern zu wollen, allein er kehrte von Laibach wieder um, sich in Rom gratuliren zu lassen. — Gutzkows Erklärung gegen Menzel erregte hier allgemeine Indignation, so wie des Leztern männlich einfache Erwiderung Beifall. Trauriger

Zwiespalt in der deutschen Literatur! Schiller — Goethe: muß man, statt sich über ihren Gräbern die Hände zu reichen, an ihren Leichensteinen das Schwert ziehen zum geistigen Bürgerkriege? Ich ehre die deutsche Gesinnung Menzels und theile seine Verachtung gegen jenen abstoßenden Indifferentismus Goethe's, nimmermehr aber kann ich sein catonisches: Ego vero censeo! billigen. Goethe, sammt allen seinen Werken, ist bereits eine Vergangenheit, und wir haben es mit der Gegenwart zu thun, die neue Lebens- und Kunstprinzipien entwickelt, deren Keime um die lebendige Leiche des großen Autors emporschossen. Zudem, Gewissensfreiheit in der Kunstreligion! Binden und verbünden mögen sich zu Schulen und Kliquen die Schwachen und als Fasces zwischen ihren Köpfen das kritische Beil tragen; eine echt künstlerische Natur gedeiht nur in der Einsamkeit, frei und fern von allem Zunftwesen und dumpfem Einerlei. — Die Wiener Zeitung hat bereits angekündigt, daß sie schon mit diesem Monate Berichte über das Theater bringen werde, wahrscheinlich als Beilage. Die Theaterzeitung dürfte dadurch bedeutenden Schaden leiden. Kaltenbäks österreichische Zeitschrift gab in den vier lezten Nummern einen sehr lesenswerthen Aufsaz über die „schöne Literatur Oesterreichs" von Bauernfeld. Er beginnt mit Denis und endet bei uns. Seltsam, daß er nicht die Gelegenheit benuzte, auf das physische Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland hinzuweisen, nämlich zu erinnern, daß man bei dem Vergleiche unserer Literatur mit der übrigen deutschen acht Millionen mit vierundzwanzig in Parallele zu sezen habe. Einen Ausdruck, wie „schöne Literatur," hätte sich übrigens Bauernfeld nicht sollen zu Schulden kommen lassen; er erinnert an die „schönen Wissenschaften" verschollenen Andenkens. — Die Wiener Zeitschrift erscheint nunmehr unter verantwortlicher Redaktion von Friedrich Witthauer, der im ersten Blatte die Erklärung abgegeben, er werde das Journal ganz im Geiste des verstorben Redakteurs fortführen, ohne jene Anforderungen zu übergehen, die fortschreitender Geschmack an ein solches Unternehmen stellt. — Witthauer hat sich bereits als einen Mann von bedeutender Erudition und rechtlicher Gesinnung bewährt, und es läßt sich erwarten, daß er für dieses literarische Institut seine schönen Kräfte in immer höherer Thätigkeit entwickeln werde.

Florenz, September.

(Beschluß.)

Segato's Mumien.

Segato begann die praktischen Versuche, und kam endlich dahin, den Körpern und Gliedern der Thiere Solidität und unzerstörliche Dauer zu geben. Bei diesem Prozeß nehmen die ganzen Körper, wie die einzelnen Theile derselben eine durchaus feste Konsistenz an, die in dem Verhältnisse fühlbarer und bestimmter ist, als die einzelnen Theile selbst weicher oder konsistenter sind. Haut, Muskeln, Nerven, Venen, Fett, Blut u. s. w., Alles besteht diese Veränderung, ohne daß es nöthig ist, die Eingeweide zu entfernen; diese nehmen dieselbe Konsistenz an. Dabei verändern sich Farbe, Form, Charakter überhaupt im Allgemeinen nicht, kein Geruch ist bemerkbar, und auf diese Weise wird dem Zahn der Zeit sein verjährtes Recht streitig gemacht. Jeden Gedanken an eine etwaige Vergleichung mit frühern Versuchen wird vollends die Wahrnehmung aufheben, daß Glieder und Gelenke in ihrem natürlichen Zustande bleiben, biegsam sind und sich bewegen lassen. Skelette selbst bleiben in ihren eigenen Bändern unter sich verbunden, so daß die bisher gebrauchten künstlichen Mittel gänzlich unnöthig erscheinen. Haben die Körper einmal diese Konsistenz gewonnen, so vermag weder Feuchtigkeit noch Luft, noch Motten, noch, wie es die Proben dargethan haben, vieltägiges Stehen unter Wasser etwas gegen sie. Das Gewicht vermindert sich um ein ganz Geringes, alle übrigen Aeußerlichkeiten aber bleiben bis auf die Hautflecken, seyen sie natürlich oder durch krankhafte Zustände veranlaßt. Kein Haar verliert sich, weder von der Haut, noch von dem Haupt; sie sizen fester als je in ihren Wurzeln. Vögel und Fische verlieren weder Federn, noch Häute, Schuppen oder Farben, und auf gleiche Weise bleiben Insekten und Würmer nicht allein im Allgemeinen, sondern in allen Einzelnheiten unverändert. Hiezu finden sich im Kabinet Segato's mannichfache Belege. Ein Kanarienvogel ist in diesem jezt zehnjährigen Zustand vergeblich von Wasser und Motten angegriffen worden. Im ersten Jahre stand er dreißig, im zweiten vierzig Tage und darüber unter Wasser; längere Zeit war er in einer Schachtel den eigens dazu herbeigeschafften Motten ausgesezt. Bei der Herausnahme erschien er durchaus unbeschädigt. Mit andern Thieren wurden ähnliche Versuche auf eben so glückliche Weise vorgenommen. Die Hand einer an der Schwindsucht gestorbenen Frau zeigt die ganze Blässe und die Ausmergelung der tödtlichen Krankheit; eine männliche Hand ist in den Gliederungen der Finger beweglich und dabei durchaus unverändert. Noch merkwürdiger ist eine Tafel, welche aus einem Parallelogramm von 214 regelmäßigen, in einander gefügten Stücken besteht. Dem Kenner erscheinen diese als eben so viele Arten von Pietra dura, und doch sind sie mit all ihren lebhaften Farben nichts weiter, als größtentheils pathologische Theile von menschlichen Gliedern. Es leuchtet aus dem Gesagten ein, daß die egyptischen Mumien und die neuen Versuche, zu mumisiren, mit diesem Prozeß nichts gemein haben können. Der Nuzen dieser Entdeckung dürfte vielfach seyn. Für die Anatomie ist sie von besonderer Wichtigkeit; die Präparate verlangen große Mühe, Zeitaufwand und Aufmerksamkeit, werden nach kurzer Zeit unbrauchbar und müssen durch andere ersezt werden; hier dagegen wird das Präparat so zu sagen verewigt. Für die pathologische Anatomie ist hier nicht allein die Möglichkeit gegeben, einzelne Theile, welche verschiedene Fälle besonderer Krankheiten darstellen, zu erhalten, sondern sie auch an jeden beliebigen Ort zu versezen. Der vergleichenden Anatomie ist die Aussicht eröffnet, die seltensten Thiere aus den fernsten Weltgegenden zu erhalten. Der Naturgeschichte überhaupt wird die Entdeckung auf alle Weise zu Statten kommen; namentlich brauchen die Regierungen nicht mehr für eine doch nur temporäre Erhaltung durch Spiritus ungeheure Summen auszugeben, da ihnen ein in jeder Beziehung zweckmäßigeres Mittel der Erhaltung um ein Zehnfaches wohlfeiler geboten wird. Dies ungefähr ist der Inhalt der kleinen Schrift, welche der Advokat Giuseppe Pellegrini verfaßt und durch vielfache poetische Einkleidungen einem größern Publikum schmackhaft zu machen gesucht hat. Beigegeben ist das wohlgetroffene Porträt des Segato, ein Kopf, der hier durchaus selten ist und durch eine merkwürdige Beimischung von Orientalischem als höchst charakteristisch sich auszeichnet. Zeugnisse der angesehensten Professoren bescheinigen die Wirklichkeit der Entdeckung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Oktober 1835.

Glaube weit, eng der Gedanke;
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war!

Goethe.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Wann zu End' ist Gottes Gnade.

Zum vertrauten seiner Freunde
Sprach mit Lächeln der Prophet:
Weißt du, wo die Sonn' am Abend
Hingeht, wenn sie untergeht?
Dort am Himmel geht sie nieder,
Wo sie vor dem Herrn der Welt
In Anbetung niederfällt,
Flehend um Erlaubniß, wieder
Aufzugehn am Himmelszelt.
Und wenn sie die Gnad' erhält,
Nimmt sie freudig ihren Lauf,
Geht im Osten wieder auf.
Aber kommen wird ein Tag,
Da sie nicht erhalten mag
Die Erlaubniß; Gott wird sagen:
Geh' zurück auf deinem Pfade!
Dann wird sie im Westen tagen,
Wann zu End' ist Gottes Gnade.

Mißverstandene Gottesreden.

Wenn der Herr: dies will ich thun,
Wird im höchsten Himmel sagen,
Sprechen laut mit Flügelschlagen
Engel nach: dies will er thun.
Und vom nächsten Engel nun
Hallt sofort
Durch die weiten Engelchöre,
Daß es auch der fernste höre,
Stets das Wort: dies will er thun.
Doch Dämonen, die, verstoßen
Aus den Chören, sich erboßen,
Und von Zeit zu Zeit dazwischen
Sich in Lichtverkleidung mischen,
Hören, schweifend
Hier und dort,
Etwas, es nur halb begreifend,
Vom gesprochnen Gotteswort.
Das entstellte Wort des Herrn
Sagen sie auf nächt'gen Lagern
Ihren Freunden, Zauberern
Und Wahrsagern,
Die der Welt dann kund thun jede
Mißverstandne Gottesrede.

Das Maß der Freigebigkeit.

Als Hatem Tai
Dem Armen, der um Eines bat,
Für Eins gab Zwei,
Verwies ihm seine Frau die That:
Du gibst ihm mehr, als er vonnöthen hat.
Doch Hatem sprach: Hat minder er
Vonnöthen, hab' ich desto mehr.
Nach seinem Maße misset Jeder eben;
Nach seinem bittet er, nach meinem will ich geben.

Die Stunde der Erhörung.

Am Freitag ist eine Stunde,
In der Stund' ist eine Minut',
In der Minut' eine Sekunde,
Wer da sein Gebete thut,
Der erlangt,
Was er verlangt.
Doch ungewiß ist die Kunde,
Wann diese Stund' ist, diese Minut' und Sekunde.

Das versunkene Schiff.

Den Strom hinunter fuhr das Schiff,
Die Mannschaft ist ertrunken;
Gescheitert ist's an keinem Riff,
Warum ist es versunken?

Sie tranken Wein beim Lautenklang
Auf dem Verdecke droben,
Und hörten nicht den Ruf, der bang
Von unten sich erhoben.

Gefangene, nach Kriegesbrauch
Verwahrt im engen Raume,
Sie riefen: Uns ein Tröpflein auch!
Die Zunge klebt am Gaume.

Doch jene wollten ungestört
In Freuden sich berauschen;
Von den Gefangnen ward gehört
Am Kiel der Fluthen Rauschen.

Wir schmachten bei so nahem Heil;
Auf, es herein zu schaffen!
Im Winkel fanden sie das Beil,
Nun muß der Boden klaffen.

Das Wasser dringt in Strömen ein,
Sie trinken und ertrinken;
Nicht merken's oben die von Wein
Berauschten, daß sie sinken.

Siegergrosmuth.

Gegen Abdelmaliks Sohn, Suleiman,
Hat sich ein Empörender vergangen,
Dreimal hat er sich empört, und dreimal
Sah er sich ergriffen und gefangen.

Alle dreimal hat der Fürst der Gläubigen
Ihm verziehen, und ihn ziehen lassen,
Als zum vierten Mal man griff den Ständigen:
„Aber nun sollst du des Tods erblassen."

Gnade! rief er. — „Gnade? Hab' ich nicht
Dir verziehn, verziehen und verziehen?"
Und der Himmel hat dir, jener spricht,
Sieg verliehn, verliehen und verliehen.

„Ja, der Herr im Himmel sey gepriesen,
Der mir sendete des Sieges Strahl!
Wie er mir Barmherzigkeit erwiesen,
So erweis' ich sie dir noch einmal."

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn:

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

So halb aus Klugheit und Schlauheit, halb aus Narrheit, mit einer guten Dosis Bosheit und Verschmitztheit zusammengesezt, scheint die Alte zu jener Klasse zu gehören, aus der man früher die Hofnarren und Hofnärrinnen nahm, die nach Shakespeare ihre Thorheit zum Schilde gebrauchten, hinter dem sie die Pfeile ihres Witzes ungestraft auf Jeden abschossen, und daher dem Sprichworte den Ursprung gaben: Kinder und Narren reden die Wahrheit, ein Sprichwort, das, beiläufig gesagt, der Menschheit nicht sonderlich zur Ehre gereicht. Die Wahrheit nun scheint nicht eben die starke Seite unserer Alten hier. Sie hat ein böses Maul, pflegt damit unter den Narren hin und her zu gehen, horcht Alles aus und schwazt Alles aus, ohne es mit der Wahrheit sehr puritanisch zu nehmen. Ihre besondere Freude hat sie dagegen, wenn sie die armen Thoren recht unter einander hetzen kann. Früher schon, ehe sie hieher kam, versah sie ein ähnliches Amt. Sie pflegte nämlich ihren gewöhnlichen Sitz auf den Gräbern zu haben, aber nicht, um für die Seelen der Abgeschiedenen zu beten, oder Betrachtungen über die Nichtigkeit alles Irdischen anzustellen und an dem Heile ihrer eigenen Seele zu arbeiten.

Sie hielt vielmehr mit ihren zahnlosen Mitschwestern so eine Art von minoischem Todtengerichte über die armen Seelen ihrer hingeschiedenen Brüder. Man hat aber nicht erlebt, daß das Endurtheil bei einem einzigen Verblichenen ganz günstig ausgefallen wäre. Jede gab zu diesem Pikenik boshafter Klatschereien ihr Scherflein und brachte vor, was sie gehört hatte, oder gehört zu haben meinte, oder was sie vermuthete. Während dieses Todtenschmauses pflegte sie mit ihren Schwestern auf den Gräbern die Todtenköpfe zu suchen und die Zähne herauszubrechen. Fand sie ein recht schönes Gebiß mit einer Reihe solcher elfenbeinerner Perlen, dann hielt sie es grinsend in die Höhe und freute sich über den Erlös, den sie dafür in der großen Schmink- und Modehandlung erhalten würde. Man kann daraus abnehmen, welche Zähne manchmal in dem lächelnden Munde der brillantesten Ballschönheit während dem Rauschen der Tanzmusik glänzen. Nicht wahr, es ist ein romantischer Garten, in dem die Blumen und Federn dieser verjüngten Phönixe wachsen? man wird dabei unwillkührlich an die hamletische Kirchhofsbetrachtung erinnert.

Uebrigens ist das Zähnesammeln auf den Gräbern der Leichen, die man lästert, ein Geschäft, wie ein anderes auch, und mancher Journalschreiber hat, ohne es zu wissen, kein anderes als dieses. Wie oft ist er zu den Hügeln der Todten gegangen und hat die Gräber aufgewühlt und gleich den alten Weibern die Skandale ihres Lebens zum Besten gegeben, um dann mit einigen gestohlenen Phrasen und Sentenzen zu kokettiren. Unserer Alten bekam indessen dies Geschäft schlecht. Es sezte sich nämlich bei ihr nach und nach die Idee fest, sie sey in eine Katze verwandelt, die allenthalben den Mäusen und Ratten auflauern müsse. Bei heftigeren Anfällen fängt sie zu miauen an, beißt und krazt um sich, sezt sich still in eine Ecke und springt dann plötzlich wie auf eine Maus hervor. Gegenwärtig lauert sie die zwei Verehrerinnen des Kritikus aus, um Stoff zu ihren boshaften Klatschereien zu erhaschen, wobei wir sie lassen wollen.

Nun noch die lezte Gruppe. In der Mitte steht ein neuer Religionsverkündiger, in der linken Hand das Kreuz haltend, mit der Rechten auf sich deutend; rechts und links gehen zwei traurige, weinende Gestalten hinweg, die in seiner neuen Religion, wie es scheint, keinen großen Trost für ihren Schmerz gefunden haben. In dem Gesichte des Religionsfabrikanten ist auch in der That ein so furchtbarer Ausdruck, daß man schon davor zurückschaudert, noch ehe man ein Wort seiner neuen Lehre vernommen hat. In den Augen glüht etwas von demselben Feuer, das in denen der liederlichen Dirne brennt. In dem gleichen Schmutz, in dem der Grindige sich gebadet, hat auch er sich herumgewälzt, nur ist bei ihm zu der leiblichen Versunkenheit der geistige Hochmuth gekommen. Er liegt tief in dem Pfuhl und kehrt hohnlachend sein verzerrtes Gesicht gegen den Himmel und ruft, daß er eigentlich der Gott sey und sein Pfuhl der wahre Himmel. Er wuchs in der großen Schule der Illuminaten auf und nahm als Beamter jene Staatsprinzipien an, die während der Besetzung Tyrols so glänzende Beweise ihres Erfolges gaben, und deren Früchte wir noch heutiges Tags zu genießen haben. Die Pulverthurmexplosion ist einer von den Haimen, die damals gesät wurden und nun heranreifen. Als man liederliche Häuser an der Stelle der Klöster errichtete, als man die Kreuze mit Kanonen zusammenschoß, die Kelche in den Kirchen verkaufte, da glaubte er und seine Schule, nun sey das goldene Zeitalter gekommen. Er fand indessen doch, daß es ohne Religion nun einmal nicht auf der Welt gehen könne, und darum kam er auf den sublimen Gedanken, seine Liederlichkeit in eine Religion umzuwandeln, sie zu kanonisiren und zu apotheosiren. Er ging dabei von dem großen Grundsatz der Emanzipation aus, und da mußte dann vor Allem, vom religiösen Gesichtspunkte aus gesehen, der Teufel, das Fleisch und die Materie emanzipirt und der Tyrann da oben in der Höhe vom Throne gestürzt werden. Ueber diesen religiösen Emanzipationsgedanken schnappte er über, was man vielleicht nicht bemerkt hätte, denn man war seine neuen Predigten schon längst gewohnt, wenn er nicht zuweilen konsequent nach seiner Theorie stundenlang auf dem Kopfe ginge und die Füße gegen den Himmel streckte, was er auch eine Emanzipation nennt, da der Kopf sich eine Tyrannei angemaßt habe. Er hat aber aus der Naturgeschichte berechnet, daß die Religionen ungefähr das Alter der Eichen erreichen und circa fünfzig Generationen alt werden. Das Christenthum, sagt er, habe sich schon um gute dreihundert Jahre unbegreiflicher Weise überlebt. Er macht es darum wie der österreichische Korporal in der bekannten Geschichte. Der Soldat, dem das Begraben der auf dem Schlachtfelde Gebliebenen befohlen war, meldete diesem, der eine Todte wolle sich nicht begraben lassen. „Das wäre mir schön," sagte dieser darauf; „da könnte ein Jeder sagen, er wäre nicht todt, und sich nicht begraben lassen." Darum war auch er so eifrig, demselben gewaltsam zu einem ruhigen Grabe zu verhelfen. Als unparteiischer Mann glaubt er indessen, auch seine Religion werde nur fünfzig Generationen halten; er will darum aus besonderer Vorsicht seinem Testament ein eigenes Kodizill beifügen, worin er bestimmt, wie es nach Ablauf dieser Zeit gehalten werden soll. Da die Sache aber in die Naturgeschichte gehört, so gedenkt er sein Kodizill den Naturforschern auf ihrer nächsten Versammlung zur Begutachtung vorzulegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Promenaden. Theater.

Unsere Sommerpromenaden sind, wie gewöhnlich, minder besucht, als die des Frühlings, da die Großen und Reichen größtentheils abwesend sind, jezt auch die studirende Jugend schon in den Ferien ist. Zwar war es heuer in den Mittelklassen weniger Mode, für die schöne Jahreszeit Landwohnungen in Prags nähern Umgebungen zu miethen, wodurch die Stadt etwas weniger entvölkert blieb, als in andern Jahren. Der einzige Tag, an welchem die übrig gebliebene schöne Welt sich in Masse zeigte, war der Donnerstag, wo die Tanzreunionen im Baumgarten Alles versammelten, wenn gleich die eigentliche Tanzbelustigung nur ein kleinerer Theil mitmacht, und die größte Menge nur unter den Kastanienbäumen promenirt, ruht, ißt und trinkt. An den übrigen Tagen der Woche, und selbst am Sonntage, wurden meist nur die Moldauinseln innerhalb der Stadt in Masse besucht, woselbst die Regimentsbanden der Garnison mit ihren rauschenden Janitscharenmusiken Straußsche und Lannersche Walzer, Galopps, Potpourris, „Strauß von Strauß“ u. s. w., abwechselnd mit Bellinischen, Auberschen, Rossinischen und Donizettischen Kompositionen, aufführen, und da das Entrée sehr unbedeutend ist, so drängen sich Tausende in die Fähren der Schützen- oder auf die Holzbrücke der Färberinsel. — Unsere Bühne hat in der lezten Zeit viel Interessantes dargeboten; nicht allein ist die lange versprochene Oper: „Robert der Teufel,“ endlich erschienen, wir hatten auch mehrere recht angenehme Kunstgäste. Sabine Heinefetter hatte uns noch nicht verlassen, so sahen wir das Ehepaar Rettich, Pusch, Moritz aus Stuttgart, Francilla Pixis und Wild: lauter Namen, die einen guten Klang in der Kunstwelt haben. Meyerbeers neueste Oper: „Robert der Teufel,“ bildet gleichsam einen Wendepunkt in der Kunst dieses Meisters, dessen Tondichtungen ich in drei Epochen theilen möchte, wie man z. B. Guido Reni's Arbeiten eintheilt. Die erste, die deutsche Epoche, eröffnete er mit dem geist- und charaktervollen Abimelek — den ich noch immer für das gediegenste seiner Werke halte, und nicht begreife, warum man diese Oper unserm Publikum nicht einmal wieder vorführt — in der zweiten ließ sich der Kompositeur verleiten, fremden Götzen zu huldigen, und schmiegte sich dem Geschmack der Italiener fügsam an. Das bedeutendste Werk dieser Epoche ist unstreitig der „Crociato in Egitto,“ in dem seine Eigenthümlichkeit am Erfreulichsten durch die fremdartige Form durchschimmerte, während er in manchen andern Kompositionen, z. B. „Margherita d'Anjou,“ so süß und seicht mit den Tönen spielte, wie Donizetti, Ricci oder sonst ein Jünger Rossini's. Die dritte Epoche, die er mit dem Robert eröffnen zu wollen scheint, erscheint als ein Gemisch von deutschem, italienischem und französischem Geschmack; die Oper hat mitunter höchst brillante, selbst charakteristische Einzelnheiten, ein vollendetes Ganze möchte ich sie aber nicht nennen. Auch macht sie hier keineswegs Furore, sondern hat ungefähr das Schicksal der Oper „Zampa,“ welche unzählige Male das Haus füllte, hauptsächlich weil ein Seeräuber die Hauptperson ist, ohne daß man große Beifallsbezeugungen vernahm. Bei dem „Robert“ dagegen dürfte die wahrhaft glänzende äußere Ausstattung der Hauptgrund des stets so zahlreichen Theaterbesuches seyn. Ein paar Worte über den unter Ihren Augen wirksamen Schauspieler **Moritz** sind Ihnen vielleicht willkommen. Er trat auf als Carlos, als Hamlet und in einigen Lustspielen, und seine Wiedererscheinung auf unserer Bühne bezeichnet gleichsam eine Epoche derselben. Außer Löwe kenne ich keinen Schauspieler, der sich gleicher Gunst von unserm Publikum zu rühmen hatte, und sein gegenwärtiger Empfang übertraf Alles, was Jener in ähnlichem Falle erlebt hatte. Wenn wir übrigens die Veränderung beobachten, welche mit diesem Künstler in dem kurzen Zeitraum von drittehalb Jahren vorgegangen ist, so bewährt sich auf's Neue die goldene Wahrheit, daß ein ruhiges Publikum viel mehr als ein leichtbewegliches dazu geeignet ist, ein bedeutendes Kunsttalent zu entfalten. Die Schröder bildete ihre Gaben in dem kalten Hamburg bis zu der Stufe, die geeignet war, das wärmere Publikum von Prag und endlich die lebhaften Wiener zu einem Enthusiasmus aufzuregen, der in glücklicher Rückwirkung die Künstlerin zu den bewundernswürdigsten Leistungen begeisterte. Löwe beurkundete sein Talent schon in Prag, doch erst in dem stillen Kassel errang er jene Meisterschaft, die ihm die großen Siege in der Kaiserstadt vorbereitete. Moritz war ein glückliches Loos gefallen durch seine Anstellung in Stuttgart, wo die Einwirkung eines kunstsinnigen und geschmackvollen Publikums, welches viel Großes und Schönes gesehen und zu beurtheilen gelernt hat, und die Nähe des jezt lebenden ersten deutschen Künstlers ihn auf eine Kunststufe erhob, die er bei einem Publikum, wie das Prager, das jede schöne Einzelnheit mit lebhafter Theilnahme aufnimmt, vielleicht nie, wenigstens gewiß nicht in so kurzer Zeit erreicht haben würde. Ein besonnenes Publikum zwingt den Künstler, stets mit gesammeltem Geiste vor dasselbe zu treten, sich nicht mit Einzelnheiten zu begnügen, und sich zu gewöhnen, stets ein **Ganzes** zu bilden. Dies erfuhren wir bei Moritz ganz vorzüglich in Hamlet; aber auch seine Lustspielrollen, in denen der alte geniale Humor waltete, zeigten durch feine und edle Haltung den gewichtigen Einfluß des **Hoftheaters**. Die Aeußerungen der allgemeinen Zufriedenheit waren so enthusiastisch, daß Moritz hier an manchem einzelnen Theaterabend vielleicht **öfter**, als in Stuttgart während eines ganzen Jahres hervorgerufen wurde. **Wild** ist bereits in einem Dutzend Gastrollen erschienen, ohne große Sensation zu machen. Das Prager Publikum hält so sehr die **Stimme** für das erste und unentbehrlichste Element des Gesanges, daß hier viel eher eine noch nicht vielseitig gebildete Kunstgabe aufgemuntert wird, als ein Sänger, dessen Organ seiner Intention nicht mehr folgen kann. Leider ist dies bereits der Fall bei Wild, der dies zum Unglück noch nicht recht glauben zu wollen scheint. — Durch Anstellung einer Lokalsängerin ist neuerdings eine Lücke in unserm Personal ausgefüllt worden, ich gestehe aber offen, ich kann mich darüber nicht freuen, da mit ihr die Wiener Posse wieder regenerirt worden ist, die durch ihr zahlloses Personale das Engagement einer großen Menge ganz untergeordneter Individuen bedingt, statt welcher einige wenige bessere Schauspieler dem Ganzen weit förderlicher seyn dürften. Drei Produkte dieser Gattung: „Eulenspiegel,“ (von Nestroy) „Nina, oder die Wanderungen nach einem Manne,“ und „die Entführung vom Maskenball,“ sind, wenn sie gleich hie und da das Zwerchfell durch einen mehr drolligen, als witzigen Einfall erschüttern, doch keineswegs geeignet, uns eine große Freude durch die Wiedereinführung dieses Genre's auf unserer Bühne zu machen, von der es seit einigen Jahren großentheils verschwunden war.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Oktober 1835.

Novi hominem tanquam te: his humour is lofty, his discourse peremptory, his tongue filed, his eye ambitious, his gait majestical, and his general behaviour vain, ridiculous and thrasonical.

Shakespeare.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Er ist auf dem Bilde dargestellt, wie er eben eine Homilie an das wahnsinnige Publikum hält. Wenn uns sein eben so gründlicher als ernsthafter Biograph, dem wir diese Notiz entnehmen, nicht betrogen hat, dann mag diese Predigt ohngefähr so lauten: „Höret die Worte und Wunder des neuesten Evangeliums, ihr Brüder und Auserwählte der Liederlichkeit. Ihr, die ihr die Scham von euch gethan, wie Männer ihre Kinderschuhe, höret und staunet. Eine Stimme geht aus von der Lache, welche sich die Hauptstadt der Welt nennt; sie wird Alles mit Wohlgeruch und Licht erfüllen; thuet nach meinen Worten, und ihr werdet seyn, wie die Götter, denen keine Lust versagt ist. Ihr wißt es, ich trage das Weh einer Welt in meiner Brust, und der Schmerz frißt mir das Herz ab, und doch mache ich aus dem Heiligsten einen Witz und singe mit den Brüdern im Faust: Uns ist so kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen. Ihr, meine Vertrauten, ihr Männer von Sodom und Gomorrha, ihr kennt mich, daß ich den Titanen in mir fühle; ha! ich bin ein gewaltiger Goliath, und wie ein Winkelried wollte ich meine Brust dem Schwerte aller Tyrannen darbieten, und aus meinem Herzblute sollte die Rose der Freiheit aufsprossen, und doch bin ich so schnellfüßig wie das Zwerglein im Zauberer Malagis, und liebe die Sicherheit, wie eine kranke Henne ihr Nest, und schmeichle meinen Feinden in's Angesicht, und verlästere sie hinter dem Rücken. Die Tiefe der Weisheit vergangener Tage ist mir aufgeschlossen, die Pforten der Zukunft sind mir entriegelt, ich kann euch das Räthsel des Christenthums, das euch befangen hält, lösen und euch den Weg der Wahrheit zeigen, und doch weiß ich viel besser, als Sokrates, daß ich eigentlich nichts recht weiß; was mir fehlt, ersetze ich reichlich durch pikante Frechheit und brillante Unverschämtheit, und von dem Christenthum und seinen Tugenden weiß ich so viel, wie Herodes vom Christkind. Deutschland, du weißt es, wie ich dich liebe, wie nahe mir dein Unglück zu Herzen geht und wie ich um dich mein Lager mit Thränen benetze, und doch stelle ich dich vor den Augen Frankreichs dar, als wärest du eine Dirne aus dem Palais-royal, ich schminke dein Gesicht mit der Schönheitssalbe aus dem Boudoir der infernalischen Großmutter und behandle dich wie meines Gleichen, daß kein christlicher Hund ein Stück Brod aus deiner schmutzigen Hand nehmen möchte.

Du Feuergeist der alten Göttin von Babel! steige herab und erleuchte mich, daß ich deine Altäre wieder errichte und alles Volk in deinen Venusberg einführe. Die Menschheit lechzet nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brode und schönem Fleische. Mitleidig lächelt sie über jene Jugendideale, welche trotz aller mühevollen Versuche sich nicht verwirklichen konnten, und sie wird männlich praktisch. Große Sühnopfer müssen der Materie geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, Feste der Göttin von Babel, und der Materie noch mehr Entschädigungsehren erwiesen. Wandelt die alten, finstern Dome in Häuser der Lust um, und bringt auf ihren Altären der neuen Göttin würdige Opfer dar. Denn das Christenthum, unfähig, die Materie zu vernichten, hat sie bei jeder Gelegenheit beschimpft und unsere edelsten Genüsse herabgewürdigt; die Sinne waren zur Heuchelei gezwungen, und überall war Lüge und Sünde. Das Böse ist einestheils nur ein Wahnbegriff der Weltanschauung der Spiritualisten, anderntheils ist es ein reelles Ergebniß ihrer eigenen Welteinrichtung. Gott ist identisch mit der Welt, im Menschen kommt er zum Bewußtseyn seiner selbst. Wir streiten nicht für die menschlichen Rechte der Völker, sondern für die göttlichen Rechte der Menschen. Wir wollen keine Sanskülotten seyn, keine frivolen Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr Männer der Revolution fordert einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse, wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, balsamische Wollust und Pracht, Nymphentänze, Musik und Schauspiel. Zürnt nicht, tugendhafte Republikaner! Auf euern Tadel und eure Rüge antworten wir mit jenem Narren im Shakespeare: meinst du, weil du tugendhaft bist, sollte es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?* — Sprich, wer ist Gott? du weißt es nicht, unschuldiger Atheist, philosophisches Kind! Ach! hätte auch nie die Welt von Gott gewußt, sie würde glücklicher seyn. Frankfurt am Main, im Januar 1835."

Dem aufmerksamen Leser wird ohne Zweifel nicht entgangen seyn, daß unser Biograph sich in dieser Predigt eines unverschämten Plagiats schuldig gemacht hat, indem der größere Theil derselben, und namentlich der ganze Schluß von den Purpurmänteln, der Wollust und den Nymphentänzen aus den nicht weniger geistreichen, als gelehrten und gründlichen Betrachtungen über das, was Heine Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland zu nennen beliebt, entlehnt oder gestohlen ist. Allein der Biograph beharrt darauf, er habe diese Predigt Wort für Wort aus dem Munde jenes wahnsinnigen alten Illuminaten vernommen, und ihm scheine es, als habe Heine vielmehr bei einem Besuche im Narrenhause sie demselben abgehorcht. Die Entscheidung dieser delikaten und schwierigen Frage überlassen wir dem Urtheile des Lesers, und glauben unsererseits, der Unterschied, ob Heine die Worte von dem Narren, oder der Narr sie von Heine habe, sey bei näherer Betrachtung minder groß, als er anfänglich scheine. Ueberdies behauptet sogar unser Philosoph, die alte Schlange im Paradies habe schon dieselbe Lehre von dem Baume herab docirt, und das fatale Ereigniß mit der großen Ueberschwemmung sey auch eine mythologische Anspielung darauf, weil man gefürchtet, das wilde Feuer dieser Wolllustlehre würde das ganze Menschengeschlecht sonst aufgefressen haben. Nicht lange vor der Erscheinung des Christenthums sey sie wieder von einer Brüderschaft verbreitet worden, die Würmer hätten aber die respektiven Gottheiten bei lebendigem Leibe aufgefressen. Der Kritikus, welcher in diesem Punkte mit dem Philosophen übereinstimmt, meint, er habe etwas Besseres werden können, als der Anbeter der Dea cloacina. Wie er aber sein schönes und gutes Talent verlumpe, das wisse er (Heine) selbst am besten, und wenn er einmal damit zu Ende sey, die Skandale aus dem Leben anderer mitzutheilen, dann könne er damit anfangen, Notizen aus seinem eigenen zu geben. Uebrigens sey die Frechheit ein schlechtes Fundament für ein Renommee auf die Dauer, und wie er von seinen Kollegen wisse, fange die Heinische, wie die Pfenningsliteratur an, in Frankreich ganz außer Kurs zu kommen; keine Partei wolle den rothen Löwen, der übrigens nicht so bös sey, als er aussehe, auf seinem Schilde sonderlich respektiren, da er selbst nichts respektire.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Heine in der Revue de deux Mondes und im Salon. Zweiter Band. S. 133.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Geschlichteter Handel.

Zwei verklagen sich beim Richter,
Der Verklagte den Verkläger,
Jeder nennt sich den Betrognen,
Und Betrüger seinen Gegner.
„Herr, er gab mir falsche Perlen,
Gutes Geld gab ich dagegen."
„„Herr, ich gab ihm gute Perlen,
Und er gab mir falsche Münzen.""

„Macht rückgängig, Herr, den Handel!“
„„Herr, erklärt ihn für ungültig!““
Spricht der Richter: Legt vor Allem
Geld und Waare dem Gericht vor!
„Herr, ich ließ im Lauf des Tages
An Liebhaber ab die Perlen.“
„„Herr, im Handel und im Wandel
Hab' ich aus das Geld gegeben.““
Ei, so geht in Gottes Namen!
Wozu streiten? spricht der Richter.
Doppelt ist der Handel gültig,
Und das Geld ist wie die Waare;
Schlechte Waare, falsche Münzen,
Beide doch, nun unter Leuten
Fortzukommen, gut genug.

Salomo's Bewirthung.

Erklärung eines arabischen Sprichworts.

Zu Suleiman, über welchem Heil sey,
Sprach der Wiedhopf, einst sein Liebesbote,
Aber jezt sein lust'ger Rath: „Ich muß Dich,
König, auch einmal bei mir bewirthen.“
Mich allein? fragt ihn mit Scherz der König.
„Nein! Dich und Dein ganzes Heer. Der Ort ist
Dort die Insel, und der Tag ist morgen.“
Als es Morgen wurde, kam Suleiman
Und sein Heer, neugierig der Bewirthung.
Zum Empfang entgegen flog der Widhopf,
Sittig seinen Gästen sich verneigend,
Sträubte dann den Federbusch, und schwang sich
Hoch vor den Erstaunten in die Luft,
Fing ein Heuschrecklein und warf in's Meer es,
Rief von oben: „Nun in Gottesnamen,
Angerichtet ist die Supp', ihr Gäste,
Esset aus der allergrößten Schüssel!
Wer nicht kriegt den Brocken, kriegt die Brühe.“
Hungrig war Suleiman und die Seinen,
Hungrig blieb er, doch er lachte satt sich.
Drauf im Heimzug sprach der weise König,
Der in's Künft'ge sah und in's Verborgne:
Nicht umsonst hab' Hudhud uns bewirthet;
Zum Gedächtniß dieser Gastbewirthung,
Zur Empfehlung der Genügsamkeit auch,
Bei des Lebens oft ungleichem Schmause,
Sagen Araber im Sprichwort künftig:
Wer nicht kriegt den Brocken, kriegt die Brühe.

Die Verse in der Wüste.

Alasmai erzählt: Als ich in der Wüste reiste, kam ich an einem Stein vorbei, auf welchem dieser Vers geschrieben stand:

Um Gotteswillen, Liebeskund'ge, sagt mir an:
Wenn einen Mann die Liebe heimsucht, was er thut?

Da schrieb ich darunter:

Er fügt sich dem Verlangen, unterwirft sein Herz
Demüthig, und hält sein Geheimniß streng in Hut.

Am andern Tag kam ich wieder dahin und fand darunter diesen Vers geschrieben:

Wie soll ein Mann mit Schweigen dem sich fügen, was
Ihn tödten will und täglich füllt sein Herz mit Blut?

Da schrieb ich darunter:

Und wenn zu dulden schweigend ihm die Kraft gebricht,
So kommt ihm auf der Welt nichts als der Tod zu gut.

Am dritten Tag kam ich wieder dahin und fand einen Jüngling am Steine todt hingestreckt, und darunter waren die Verse geschrieben:

Wir hörten und gehorchten, und wir starben. Bringt
Dort meinen Gruß hin, wo ich nie fand holden Muth.
Bekomme wohl den Glücklichen des Glücks Genuß,
Und den Verliebten ihr Verschmachten in der Gluth!

Der Hofpoet.

Vor der Pforte des Chalifen,
Des Chalifen Alraschid,
Stand Abu Nuwas, der Dichter,
Den man heut nicht gleich einließ,
Weil sich, einen Spaß zu machen,
Der Beherrscher erst berieth.

Zu den Höflingen begann er:
Hole Jeder sich ein Ei,
Berg' es unter dem Gewande;
Und nun laßt den Dichter ein.

Als er nun hereingetreten,
Eingenommen seinen Ort,
Das Gespräch begann zu kreisen,
Jeder gab dazu ein Wort;
Plötzlich aber unterbricht es
Der Chalif und ruft im Zorn:

Alle seyd ihr dumme Hennen,
Nichts als gackern könnt ihr ja.
Legt mir Eier auf der Stelle!
Oder eure Stund' ist da.

Gleich zum Einen, der zur rechten
Hand ihm sitzet, kehrt er sich:
Lege du dein Ei zum ersten!
Und der drückt und krümmet sich,
Bringt sein Ei hervor und zeigt es,
Von der Strafe löst er sich.

Dann zum Zweiten und zum Dritten,
Und die ganze Reih' herum,
Endlich kam er zu dem Dichter,
Der den Spaß mit ansah stumm.

„Nun sollst du dein Ei mir legen.“
Doch der sträubt und brüstet sich,
Schlägt die Arme statt der Flügel,
Ruft ein helles Kikriki!
Herr, zu all den Hennen brauchst du
Einen Hahn, der Hahn bin ich.

Lachend spricht der Fürst der Gläub'gen:
Wohl gelöset hast du dich;
Und du bleibst dafür wie immer
Auch der Hahn im Korbe mir.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Wohlfeilheit in London.

Einer meiner englischen Freunde, der vor Kurzem vom Kontinent zurückgekehrt war, ergoß sich gestern gegen mich im Preise der in Deutschland herrschenden Wohlfeilheit und in Verwünschungen gegen die Theurung in London. Er forderte mich auf, leztere zum Thema meines nächsten Berichts zu machen; ich erwiderte: „Wozu über Dinge schreiben, die sogar die Berliner zugestehen? Kein Mensch auf dem Festland bezweifelt, daß London das theuerste Pflaster hat. Im Gegentheil habe ich Lust, etwas über die Wohlfeilheit in London zu sagen.“ — „Hundert Pfund gegen einen rheinischen Gulden,“ rief der stets Weltlustige, „Sie können nicht zwei Dinge auffinden, die wesentlich für das Menschenleben und in London wohlfeiler, als z. B. in Dresden sind.“ — „Nicht zwei?“ wiederholte ich. „Sie meinen doch in derselben Sphäre des bürgerlichen Lebens, und zwar, um ganz bestimmt zu reden, in dem Stande, der hier wie überall bei solchen Fragen zur Norm dienen muß, im Mittelstande?“ — „Natürlich,“ versezte mein Freund. — „So schlage ich ein,“ war meine Antwort; „hundert Pfund gegen einen rheinischen Gulden Ihrer- und folglich ein Gulden gegen zwölfhundert meinerseits: ich finde nicht bloß zwei Dinge auf, die wesentlich für das Menschenleben und in London wohlfeiler, als z. B. in Dresden sind, sondern es sollen auch Dinge seyn, ohne welche die bürgerliche Gesellschaft, wie sie nun einmal von Gott und Menschen geordnet ist, gar nicht bestehen kann, und liberal, wie ich bin, liefere ich ein drittes ditto als Zugabe.“ — Die Wette gilt, und das Publikum ist zum Schiedsrichter bestellt. Der Erwerb von zwölfhundert rheinischen Gulden ist mir auf meiner schriftstellerischen Laufbahn noch nie so leicht geworden, als jezt, da ich zu beweisen habe, daß zwei, drei wesentliche Dinge hier wohlfeiler sind, als in Deutschland. Was ist zum Bestehen der Menschheit nothwendiger, als daß die Menschen **geboren** und **begraben** werden? Was fordert die bürgerliche Gesellschaft ernster und strenger, als daß sie **heirathen**? Nun, das Eintrittgeld in diese drei Hauptepochen, Anfang, Höhepunkt und Schluß des menschlichen Lebens, ist für den Mittelstand in London niedriger, als z. B. in Dresden, wo, um dies nebenbei zu bemerken, zwar der Reichthum nicht, wohl aber eine bedeutende Sucht nach „Anständigkeit“ zu Hause ist. Doch das geht mich nichts an; nicht ich, mein Freund hat Dresden zum Orte der Vergleichung gewählt. Die Endpunkte des Dresdener Mittelstandes, die natürlich nach oben und unten sich allmählich verlaufen, glaube ich am richtigsten zu bestimmen, wenn ich den Faden, an welchem die sechzig und einige tausend Einwohner gereiht sind, unten bei den selbstständigen Schlächtern, Bäckern, Müllern, und oben, jenseits der mißbräuchlich Kaufleute genannten Krämer, über den Köpfen der Hof- und Appellationsgerichtsräthe abbreche. Leztere nehmen das vielleicht übel, weil sie selbst sich nicht zum Mittelstande zählen mögen; das wäre mir um so mehr leid, je größere Vorliebe ich stets für die vielen Menschen gefühlt habe, die in Deutschland Räthe heißen. Wie kann ich sie aber über den Mittelstand erheben, da sie nur in der fünften und vierten Klasse der Hofrangordnung stehen, und Mehrere nicht einmal ein Von vor ihrem Namen haben? Unmöglich kann ich sie zu den Generalen mit und ohne Kommando, zu den Geheimeräthen mit und ohne Stimme, zu den Kammerherrn mit und ohne Gehalt und zu all den Namenlosen stellen, die in der ersten, zweiten und dritten Klasse der Hofrangordnung rangiren und überdies meist geborene Adelige sind. Wenn demnach in einer zu jenem Kreise gehörenden Familie die große Stunde naht, die einen Weltbürger oder eine Weltbürgerin, ein Knäblein oder ein Fräulein zu Tage fördern soll, wer muß da Alles in Bereitschaft und der Dienstleistung gewärtig seyn? Eine Kinds- und eine Stuhlfrau, ein Geburtshelfer, eine Wärterin und eine wendische Amme, d. i. fünf Personen wenigstens. Vollendet die Natur ihre Aufgabe in vorschriftmäßiger Ordnung, so daß die vier zuerst genannten Personen nicht zu Extragratifikationen berechtigt sind, so beträgt die Geldabfindung derselben zwischen dreißig und fünfzig Thalern. Daß diese Summe durch die vierschrötige Habgier einer wendischen Amme ansehnlich gesteigert wird, versteht sich von selbst. Wie sieht es nun zu London in einer Familie des Mittelstandes aus, wenn die Stunde naht, in welcher oft Leben und Tod sich die Hände reichen? Doch zuvor die Frage, in welchem Umkreise liegt der Londoner Mittelstand? Ich meine, in dieser Hinsicht läßt sich, örtliche und ländliche Abweichungen eingerechnet, die Antwort ziemlich so geben, wie für Dresden. Soll ein Unterschied hervorgehoben werden, so dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß aus andern Gründen, als weil London keine Hof- und Appellationsgerichtsräthe hat, die hiesigen Rangverhältnisse noch schärfer als dort gegen einander abfallen. Indessen läßt sich sagen, daß, wie in allen wahrhaft großen Städten und wie überall, wo der Adel vorzugsweise Grundbesitzer ist, die Londoner Bevölkerung, mehrfache Unterabtheilungen natürlich zugestanden, in drei große Hauptklassen zerfällt, die der Armen, der Reichen und des Adels. Können nun weder die Armen, noch der Adel zum Mittelstande gezählt werden, so würde das zwar zu der Folgerung berechtigen, daß die Personen, die reich, jedoch nicht von Adel sind, den Mittelstand ausmachen, allein was heißt in London reich? Ein Londoner Familienvater **kann** mit dreihundert Pfund Sterling jährlich eben so „anständig“ leben, wie ein ihm gleichstehender Dresdener Familienvater mit einem Einkommen von jährlich achthundert Thalern. Dieser wie jener gehören zum Mittelstande.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Oktober 1835.

Nun, fechtet ihr denn wider Gottes Feind,
So schirmt euch billig Gott als seine Krieger.

Shakespeare.
Richard III.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

Besonders seit dem Frühling 1532 war ein großer Rumor in Genf, auf Straßen, Gassen und Plätzen; denn Handelsleute waren aus Deutschland gekommen und hatten viel von dem Mönch erzählt, der sich schon vor Jahren gegen Ablaß, Pabst, Messe, Reliquien und Prozessionen erhoben habe, und dafür nur Gott und seine Gnade, Jesus Christus und die Bibel erkenne und predige, und dem deßhalb das Volk jezt mächtig anhänge. Aehnliches erscholl von Zürich her. Wie mochte dies zu den Vorbereitungen zum päbstlichen Jubiläum passen? Die Priester und Mönche liefen bedenklich hin und her, streckten die Köpfe zusammen und raunten einander zu: „die Leute sind jezt ganz anders wie sonst; das Lutherthum ist sehr zu fürchten“ u. s. w. Darum ließen sie es sich auch nicht verdrießen, jezt noch mehr, noch bessern und kräftigern Ablaß für das Jubiläum zu versprechen als sonst. Am 9ten Junius früh gingen die fleißigen Leute wie sonst an ihre Arbeit, und Viele wollten vorher nach damaliger frommer Weise ihr Gebet in St. Peter verrichten. Da gewahrten sie an dem Anschlagpfeiler neben der Kirche ein großes Papier. Es war ein Aufruf an die Genfer, nicht zum päbstlichen Jubiläum und Ablaß, sondern zur christlichen Reue und Besserung nach dem Evangelium, durch die Gnade, die Versprechungen, das Leiden und den Tod des Heilands. Diesen Anschlag hatte Jean Goulaz, ein tüchtiger Genfer, gemacht, und hatte es auch gar nicht Hehl, als die Hellebardirer und Reisigen des Bischofs, nebst dessen geistlichen Dienern in Menge herbei kamen und die Schrift abreißen wollten. Es kam bald zu blutigen Händeln, die ersten für den neuen Glauben.

Gerne möchten wir auseinandersetzen, wie sich von nun an in der glut- und farbenvollen, höchst dramatischen Zeit bis 1535, unter eigenthümlichen Umständen der Kampf für Geistesfreiheit entwickelte, der hier zugleich ein Kampf für politische Freiheit war; wie nach dreijährigem Ringen mit äußern und innern Feinden, nach manchem Strauß mit dem Herzog von Savoyen außen, und mit dem Bischof innen, nach manchem Aufruhr und mancher Disputation, nach vielfachen Unterhandlungen und Zänkereien mit den Bundesgenossen, dem katholischen Freiburg und dem reformirten Bern, durch Verstand und Begeisterung, durch die klugen Magistrate und die Männer Gottes Farel, Froment, Viret und Bernard, das große Werk ohne Märtyrer und Blutgerüste zu Stande kam. Der Umfang dieser Blätter gestattet solche Entwicklung nicht; daher nur wenige Worte über die hiesigen Verhältnisse nach entschiedenem Kampfe im Innern.

Am 12ten August 1535 hob das Konseil die Messe provisorisch auf, und am 27sten erschien das merkwürdige Edikt, wodurch sie ganz abgeschafft und das Evangelium

als alleinige Richtschnur der Genfer Kirche anerkannt wurde. Die verkauften Kostbarkeiten, so wie das Vermögen der Kirchen und Klöster bildeten den Grund zu der herrlichen, noch jezt blühenden Anstalt des Hospitals in Genf, das nicht bloß für Kranke, sondern auch für Arme und andere Hülfsbedürftige, für Waisen und Nothleidende aller Art bestimmt ist.

Fast ein halbes Jahr lang blieb man verständig und mäßig, und es wurde keinerlei Zwang gegen die Katholiken geübt; nur hatten sie keine Kirche und durften keinen katholischen Gottesdienst halten. Im Grunde war dies schon drückend genug, konnte indessen durch die feindselige und gehässige Stimmung der Katholiken selbst gerechtfertigt werden. Am 6ten Februar 1536 ging aber die Regierung von diesen weisen Grundsätzen der Mäßigung ab, und man begann die Katholiken zu bestrafen, wenn sie den Protestantismus nicht annehmen wollten, ja man zwang sie am Ende, die Stadt zu verlassen.

Diese Intoleranz der Genfer Regierung hatte, wie alle ungerechten Maßregeln, ihre nachtheiligen Folgen. Die Katholischen erwarben nun ein Interesse, das ihnen bisher abgegangen war, sie wurden ihres Glaubens wegen verfolgt, sie litten für diesen, sie waren Märtyrer. Viele von denen, die ihnen bisher abgeneigt gewesen waren, hingen ihnen nun an; selbst Protestanten ließen heimlich ihre Kinder von katholischen Priestern taufen. Alles wurde wieder Partei und innerer Krieg. Und auch von Außen war Genf mehr und heftiger bedroht als je. Feinde wirkten da mit Freunden zusammen. Der alte Erzfeind Savoyen rüstete mächtiger als je; Frankreich versprach zwar Hülfe, aber dafür sollte sich ihm Genf unterwerfen; mit Bern war es ebenso. Genf Unterthan des Berner Bären! davor schauderte Jedem. Außerdem verheerten savoyische Reisige, so wie die Ritter der Schlösser Peney, Gaillard, Jussy und andere die Umgegend der Stadt, plünderten alle Dörfer und Landgüter, überfielen die Genfer, die sich aus ihrer Stadt wagten, schnitten der Stadt die Zufuhr ab u. s. w. Die Gefahr war so nahe, daß die Männer mit dem Degen in die Predigt gingen, um bei einem Ueberfall gleich bei der Hand zu seyn, und daß sie die Geistlichen auf die Wälle und auf die Hauptwachen kommen ließen, um ihnen zu predigen und Muth einzusprechen. Genf aber vertraute auf Gott und schlug damals schon Münzen mit der Inschrift: Post tenebras lux, und auf der andern Seite: Deus pugnat pro nobis. Und doch konnten diese Leute im Oktober 1535 nicht einmal aus ihrer Stadt, um den heranziehenden Neufchatelern die Hand zu reichen, die zu ihrer Hülfe kamen und an denen die Savoyer feindlich, die Berner aber schlecht handelten. Die Bedrängniß wurde nach und nach so arg, daß auf Farels Antrag für den 18ten December ein feierlicher Buß- und Bettag angeordnet wurde, und neunzehn Tage nachher, am 7ten Januar tönte die große Clémence von St. Peter wieder, um Gott für die zugestandene Hülfe Dank zu sagen, denn die lang zaudernden Berner hatten sich endlich erklärt, Genf mit allen Kräften zu Hülfe kommen zu wollen, da der Herzog von Savoyen immer drängender gegen die Stadt anrückte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Uebrigens machen die allerlezten Worte die Treue unseres Biographen doppelt verdächtig, da er sie offenbar aus der geharnischten Vorrede von Gutzkow entwendete, den Einige anfänglich für den bekannten Schildknappen jenes Goliaths II. hielten, indem sie die Chiffer K. G., womit er seine Artikel in dem verbreitetsten Organe deutscher Oeffentlichkeit unterzeichnet, auslegten: der Knappe Goliaths; andere hielten ihn für den großen Riesen selbst. Und in der That renommirt er mit seinem Priesterhaß und seinem alten, abgehezten, neumodisch aufgezäumten Atheismus, und läßt das magere arme Thier Capriolen machen, wie der alte Ritter mit seiner Rozinante. Doch wir wollen den schlafenden Löwen nicht wecken, ruft er ja den großen Berliner Professoren, die sich an der Pensions- und Ordenssonne wärmen, mit gewaltigem Drohen zu: „gegen diese Herren bin ich gerüstet bis an die Zähne, die eine scharfe Rede umhegen und die deutschesten Laute." Ritterlicher und heldenmüthiger hat wahrhaftig sein uralter Vater nicht gesprochen, als er den glänzenden Helm Mambrins, das bekannte Barbierbecken, auf dem Haupte hatte und Windmühlen und Schafheerden zum Kampfe aufforderte. Der Kritiker behauptet, er habe schon mehr der Art Kämpfen zugesehen, und man könne ihren Memorabilien als Motto vorsetzen, was in einer alten Kölnischen Chronik steht:

Und do war ene blodige Krieg,
Doch Jott gaf,
Dat Niemand blaf.

Sind übrigens die Nachrichten der Alten mit dem Strickstrumpfe richtig, so hat auch wirklich schon seine Vorrede einen solchen Berliner siegreich aus dem Felde geschlagen. Der große deutsche Buchhändler-Börsenverein, der sein Haus am Reformationsfeste einweihte, soll

geglaubt haben, auch etwas für die Moral thun zu müssen, und trug darum, dem Vernehmen nach, auf Exkommunikation des Herrn Campe in Hamburg an, weil er die obigen Worte gedruckt. Dieser soll aber den neuen Moralitätswächtern erklärt haben, daß er sich gar erstaunlich wundere über diese befremdliche Prüderie und Splitterrichterei seiner Kollegen, da dieser fanatische Vorschlag ja von einem Berliner Buchhändler ausgegangen, der eine Prachtausgabe der so schmählich gelästerten Luzinde veranstaltet, wozu er doch nur nachträglich die Vorrede geliefert; daß er demnach so unschuldig sey, wie ein neugebornes Kind. Wobei es denn auch in der That sein Bewenden hatte zum Vortheile der Moralität, die sich dadurch merklich erweitert fand.

Der Unglückliche, der von ihm weggeht und den kummerschweren Kopf auf die gefalteten Hände mit dem Rosenkranze stützt, erweckt nicht sowohl Abscheu, als tiefes Mitleid; denn er trägt nicht wie die meisten Andern den Stempel des Lasters und Verbrechens. Er sieht aus wie Einer, der schon vierzehn Tage geweint hat und noch weinen wird, nirgends aber einen Ausweg aus seinem Kummer gewahrt. Er war von Jugend auf ein zartes, weiches Gemüth, das, in der Zimmerluft und im Schatten auferzogen und vor jeder Zugluft sorgfältig bewahrt, zu schwach war, um den rauhen Stürmen des Lebens Trotz zu bieten. Er konnte sich mit einer bis in's Kleinliche getriebenen Gewissenhaftigkeit ängstigen und abquälen, daß ihm oft der Kopf schwindelte. Nun wurde ihm die Erziehung zweier Knaben anvertraut, die er mit der angstvollsten Sorgfalt bewachte. Er machte mit ihnen eine Reise durch die Alpen. An einem heißen Mittag kamen sie auf eine jener wundervollen Höhen, von wo man in weiten Kreisen die weißen Schneeberge Haupt an Haupt mit ihren tausend Spitzen an einander gedrängt sieht, wo man den Thälern von ihrem Ursprunge an mit allen ihren Zweigen und Aesten bis tief in die Ebene folgen kann. Dort legten sie sich nieder, in der glühenden Mittagssonne auszuruhen. Es war ein grüner Rasenplatz, der sich nach allen Seiten senkte, nur nach einer Seite hin war er durch starke Bäume verdeckt und die Aussicht versperrt. Er sagte den Knaben, sie sollten ruhig an seiner Seite bleiben und ein wenig schlafen, er selbst dachte zu wachen. Allein die Hitze, die Ermüdung und die beständige ängstliche Sorge schlossen auch ihm bald die Augen zu. Die Knaben wachten vor ihm auf und schlichen leise gegen seinen Befehl nach den Bäumen hin, um Heidelbeeren und Erdbeeren zu pflücken. Wie es aber in dem hohen Gebirge häufig ist, hinter den grünen Sträuchen war eine senkrechte, hohe Felsenwand versteckt. Der jüngere beugte sich über den Rand, bekam das Uebergewicht, wollte sich an dem Rocke seines Bruders halten, und mit einem Schrei des Schreckens stürzten beide die Wand hinab, wo man sie zerschmettert fand. Der Unglückliche, im ersten Augenblicke wie rasend, riß sich die Haare aus und rannte mit dem Kopf wider die Wand, dann fiel er in tiefen, stummen Kummer, er sprach kein Wort, wollte nichts essen, schien Niemand zu erkennen, ja Alles vergessen zu haben. Seit einiger Zeit hat sich sein Schmerz in Thränen aufgelöst, immer hört er noch den Schrei der Hinabstürzenden und sieht die Felsenwand; er bedeckt sich die Augen, um den Jammer der Eltern nicht zu sehen. Gerne möchte er beten, allein immer übermannt ihn von Neuem der Schmerz.

Zwischen dem Gefängnißwächter und dem Religionsfabrikanten geht eine andere Gestalt des Schmerzens, ein Mädchen mit gefalteten Händen, das lange Haar mit dem Kamm nachlässig auf dem Kopf festgesteckt und über das Gesicht herabfallend. Sie hat uns den Rücken gekehrt, und man sieht das Gesicht nur von der Seite. Auch sie hatte von Natur ein weiches, sanftes Herz, das in dem religiösen Zwiespalt ihrer Konfession aufgerieben wurde. Ohne höhere, feststehende, durch Jahrhunderte unwandelbare Autorität, der sie ruhig hätte vertrauen können, sollte sie sich in einer hundertfältig zerrissenen Zeit ihre eigene Religion schaffen. Die Kälte der Rationalisten mit ihrer Geistesdürre und Armuth, die statt Beruhigung dem Menschen nichts zu geben weiß, als ein zweifelhaftes Achselzucken und eine bettelarme Moral ohne sichern Grund, konnte ihr nicht genügen; sie besuchte nun die pietistischen Prediger jeder Art, von den zuckersüßen, sentimental flüsternden, bis zu den einfachen, naiven, populären; von den giftigen, die jeden Andersdenkenden schief ansehen, und wenn er bettelt, ihm ihr Gold verführerisch zeigen, als Lohn, wenn er sich bekehren wolle, während sie ihm das Brod versagen, wenn er sich weigert, bis zu jenen salbungsreichen Naturen, die alle Welt in einen Brei zusammenrühren möchten. Alle hörte sie, und von Jedem glaubte sie, bei ihrer Gewissenhaftigkeit, das Strengste nehmen zu müssen. So wagte sie bald nicht mehr frei zu athmen, sie seufzte, wenn sie ein fröhliches Kind sah, die bunte Farbe eines Kleides machte ihr Angst, gern hätte sie die ganze Welt in eine große Herrnhuter Anstalt umgewandelt. Und für alle diese Entsagung hatte sie nicht den Ersatz, daß sie, abgeschieden von der Welt, nun ihren Blick voll ruhiger Zuversicht zu Gott hätte richten, für sich und Andere beten und ihre Seele reinigen und läutern können. Es war ja Alles so unsicher und ungewiß in ihrem Innern, ihr Glaube schwankte in steten Aengsten hin und her. Aus diesem Prediger hatte der heilige Geist so gesprochen, aus jenem so, und man fürchtete, er möchte bald aus dem ersten wieder anders sprechen. Es wurde ihr oft schwer, das Strengste und Ueberspannteste

herauszufinden, so gern sie es gethan hätte. Ihr Kampf stieg auf's Höchste, als sie unwillkührlich eine Neigung für einen Offizier fühlte. Nun quälte sie sich damit ab, ob es nicht eine Sünde sey, wenn sie sich verliebe, und ob sie nicht lieber einen heirathen müsse, den sie nicht liebe. Es kam zulezt dahin, daß sie sich selbst ein Gewissen daraus machte, zu beten, denn sie hielt sich dazu ganz unwürdig, sie könne nur Gott dadurch erzürnen. So fiel sie in eine tiefe Schwermuth, in der wir hier die Unglückliche finden; da sie indessen, wie das Bild zeigt, bereits wieder Muth zum Beten gefaßt hat, so steht zu hoffen, daß sie in einiger Zeit ganz wieder geheilt werde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Wohlfeilheit in London.

Darf ich annehmen, daß es in Dresden keinen Mann des Mittelstandes gibt, der sich eines jährlichen Einkommens von mehr als zehntausend Thalern zu erfreuen hat, so liegt es auf der Hand, daß dort der achthundert Thaler-Mann ein viel reicherer ist, als der dreihundert Pfund Sterling-Mann in London, wo es Männer des Mittelstandes mit einem Einkommen von jährlich über fünfzigtausend Pfund gibt. Dessenungeachtet gehört ein solcher dem Mittelstande mit gleichem, obschon auch mit keinem bessern Rechte an, als derjenige, der sich mit ihm zwar in derselben Lebenssphäre bewegt, jedoch ein bestimmtes Einkommen eigentlich gar nicht besizt. Dieses Bewegen in gleicher Lebenssphäre ist also in London, wie mehr oder weniger überall, die entscheidende Marke der verschiedenen Stände, und hier um so entscheidender, je abgeschlossener die Lebenssphären rollen. Ist man arm, d. h. so arm, daß man nicht einmal einen gewissen Schein von Wohlhabenheit um sich zu verbreiten vermag, so ist man fast hermetisch von den Kreisen derer abgeschlossen, die — ob wirklich oder mit täuschendem Scheine — sich in ungenirten Vermögensverhältnissen befinden. Es ist kaum zu glauben, welcher unbedingte Werth in London dem äußern Erscheinen beigelegt wird, um so unglaublicher, da der englische Charakter im Allgemeinen nur das wahrhaft Reelle und Solide zu achten und auszuzeichnen pflegt; aber der Grundsaz, immerhin arm zu seyn, doch nimmer arm zu scheinen, wird mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit beobachtet. Wer als Handwerker, als Kaufmann, als Künstler, als Gelehrter, als Arzt oder Sachwalter Beachtung finden will, darf nicht durch seine Aeußerlichkeit verrathen, daß er genöthigt ist, für Geld zu arbeiten. Er muß durch seine Kleidung, durch seine Wohnung, durch den Zustand seines Hauswesens das Publikum glauben machen, daß er „gut daran“ ist, und es ihm folglich ganz gleich seyn kann, ob das Publikum seine Dienste ansprechen will oder nicht. Von keinem Orte kann man in umfassenderm Sinne behaupten, als von London, daß Jeder just so hoch geachtet wird, als er sich selbst achtet, daß Jeder seinem Werthe den eigenen Preis stellt. Ein Künstler, und sey er noch so geschickt, ein Arzt, und sey er ein Hippokrates, ein Rechtsgelehrter, und spreche er mit Cicero's Zunge, wenn sie und Alle, die in ihren besondern Fächern ihnen gleich stehen, nicht auf einem gewissen eleganten Fuße leben, so können sie nie auf die Gunst und das Gold des großen Publikums rechnen. Ein Konzert mit einem Eintrittspreise von zehn Schillingen wird in der Regel zahlreicher besucht, als wenn derselbe Meister dieselben Musikstücke für ein Entrée von fünf Schillingen vorträgt, und es ist Thatsache, daß ein Sprachlehrer, so lange er sich erbot, seinen Unterricht für zwei Schillinge die Stunde zu ertheilen, keine Nachfrage, sobald er aber das Fünffache forderte, einen Schüler nach dem andern erhielt. Welcher Schaden hieraus der Allgemeinheit erwächst und nothwendig erwachsen muß, bedarf keines Beweises. Wie hart der Einzelne unter dieser festgewurzelten Thorheit leidet, ist eben so leicht zu begreifen, und einer der geachtetsten Sachwalter Londons hat mir aus seiner weitverzweigten Praxis die Versicherung gegeben, daß von hundert Aerzten und Juristen neun-und-neunzig über die Kräfte ihres Einkommens leben, um den Schein des Gegentheils zu behaupten. Wie aber offenkundige Armuth vom Umgange mit Reichen und Wohlhabenden ausschließt, so darf auch der reichste Bürgerliche nicht hoffen, zu den aristokratischen Cirkeln des Adels zugelassen zu werden. Ich spreche hier natürlich von dem, was sich als Regel herausstellt; denn einen gültigen Einwurf dagegen wird wahrscheinlich Niemand darin finden wollen, daß bisweilen ein junger, in seinen Geldmitteln beschränkter Lord Arm in Arm mit einem jungen, sein Geld vergeudenden Commoner die Regentstraße auf und nieder schlendert, daß junge Leute, die zwar Stocks, aber keinen Adel von ihren Vätern geerbt haben, in den Spielgesellschaften künftiger Pairs herzlich willkommen sind, daß eine Miß, deren Vater im Oberhause sizt, und die nach fünf oder sechs erfolglosen Seasons die Hoffnung aufgegeben hat, den ältesten Sohn eines altadeligen Hauses in Hymens Fessel zu legen, einem in Reichthum schwelgenden Bürgerlichen Gehör und Liebesblicke schenkt, und daß derselbe Bürgerliche von ihren Eltern die Erlaubniß erhält, in der stolzen Halle ihrer Ahnen ihr den Finger mit dem goldenen Trauringe und diamantenen Schuzringe zu schmücken, damit die Tochter nicht etwa einwillige, ihren Liebesbund vom Schmiede in Gretna-Green weihen zu lassen. Solche Beispiele werfen die aufgestellte Regel nicht um, und wer den Einwand gebrauchen will, daß die Herausgeber der Tagesschriften zu den Routs des Adels eingeladen und Tonkünstler für ihr Erscheinen oft reich belohnt werden, der vergißt oder hat nie gewußt, daß jene Herausgeber ihre Einladung durch eine das Fest an Glanz überstrahlende Beschreibung abverdienen müssen, daß der gefeierte Rubini durch die Art, wie er bei solchen Gelegenheiten behandelt wurde, sich zu der Aeußerung veranlaßt fühlte: „in diesen Cirkeln verkauft der Künstler seine Ehre,“ und daß, so weit die Annalen der englischen Routs reichen, die Sontag die einzige Bühnenkünstlerin ist, die, zum großen Entsetzen vieler jungen und alten Damen, mehr Auszeichnung erfahren hat, als in den Gesellschaften des Adels einer „bezahlten Person“ zukommt. Muß ich daher auch die Möglichkeit zugeben, daß die eisernen Schranken der Ausschließung sich einem nicht Ebenbürtigen öffnen, in den meisten Fällen ist Eigennuz, in den wenigsten Anerkennung des Verdienstes der Drücker an der fest verschlossenen Pforte. Das Gesagte wird genügen, die auf- und absteigenden Klassen zu bezeichnen, welche in London die Gesammtheit des Mittelstandes bilden. Und wie sieht es also in einer dahin gehörenden Familie aus, wenn eine freudig genährte Hoffnung ihrer Erfüllung nahe tritt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Oktober 1835.

Wenn in des Jammerthales grause Nacht
Auch nur ein Strahl der Hoffnungssonne fiele!
Byron.

Das Narrenhaus, von W. Kaulbach, nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Beschluß.)

In einem sonderbaren Kontrast mit all diesem Jammer und diesen wirren, wilden Träumen, womit die Unglücklichen sich peinigen und abmagern, steht der gleichgültige, wohlbeleibte Gefängnißwächter; er steht da, nicht als ob er in einen solchen Abgrund des Elends hinabsähe, sondern wie ein Landmann, der behaglich am Sonntag sein wohlbestelltes, frisch aufsprossendes Feld betrachtet. Er weiß sich gewiß nicht mehr zu erinnern, ob er einmal ein Gefühl des Mitleids mit dem Unglücke gehabt habe. Ist er nur warm gekleidet und wohlgenährt, dann mögen jene immerhin frieren und abmagern, es ist ja doch nur dummes Narrenvolk. Und obschon er so ruhig unter seiner langen Pelzmütze, die die ganze Stirne bedeckt, hervorsieht, so ist doch auch er nicht sicher, daß er nicht vielleicht einmal unter denen sitzt, die er gegenwärtig bewacht. Denn es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der beständige Umgang mit Narren leicht ansteckend wirkt, und daß die täglich wiederholten Eindrücke unwillkührlich sich ihren Aufwärtern einprägen. So geschieht es zuweilen, daß die, welche Rasende zu verpflegen haben, selbst rasend werden; so sieht man auch unter den Narren, daß einer, dessen Krankheit auf einer niedern Stufe steht, beim Anblick eines solchen, der sie im vollsten Maße hat, heftiger und in der gleichen Weise ergriffen wird. Und doch ist dieser Wärter mit seiner gleichgültigen Miene noch sehr respektabel gegen den gebildeten Pöbel, der des Vorwitzes halber die Narrenhäuser besucht und sich von den Wärtern, wie bei wilden Thieren, ihre verschiedenen Künste und Sprünge zum Amüsement vormachen läßt.

In diesem Gefängnißwärter ist eben der kalte, egoistische Weltverstand repräsentirt, der hier, wie überall, sein Amt verrichtet, weil er dafür bezahlt wird, der gleichgültig und gefühllos auf das Unglück herabblickt und es sich wie ein Mistkäfer dabei wohl seyn läßt. Für all das Elend und den Jammer der Unglücklichen hat er kein anderes Beruhigungsmittel, als die Peitsche in seiner Tasche. Es wäre aber unserer Ansicht nach zu wünschen gewesen, daß zur Milderung und Versöhnung des schmerzlichen Eindrucks, den der zusammengedrängte Jammer des Bildes nun immer machen muß, der Künstler neben diesem kalten, egoistischen Weltverstand auch den höheren, von Gott erleuchteten und erwärmten Verstand dargestellt hätte, der nicht, weil er bezahlt ist, gleichgültig und

gefühllos, wie eine Maschine, seinen Dienst versieht, sondern der um Gotteswillen, freiwillig, voll Mitleid und Liebe die Kranken wie seine Brüder pflegt. Hätte er z. B. einige barmherzige Schwestern in seine Komposition aufgenommen, dann würde er gegen die wilde Wuth der Wahnsinnigen, gegen ihre kalte Erstarrung, ihre endlose Angst, ihre flammende Begier und thierische Versunkenheit ein vollkommenes Gegengewicht erhalten haben in der stillen Hingabe und Aufopferung christlicher Seelen, die sich selbst vergessen und nur für Andere leben, und freiwillig und freudig ihren Brüdern Dienste leisten, die man um keinen Preis erkaufen kann. Aus ihrem ruhigen, mitleidsvollen Auge, dem Spiegel einer reinen, von keiner Leidenschaft, sondern von heiliger Liebe erglühten Seele, wäre in diese Nacht des Elends und des Verbrechens ein Lichtstrahl aus einer höhern Welt herabgefallen. Und gewiß würde man seine erleuchtende und erwärmende Kraft auf dem Gesichte der Unglücklichen wieder erkannt haben. Denn es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, welche wunderbar magische Kraft selbst das gewöhnliche ruhige und feste Auge des Arztes auf die Seele, auch in dem Zustande ihrer völligen Zerrüttung übt; wie denn umgekehrt auch hier noch sehr häufig das Gewissen sich in seiner verhüllt wirkenden Kraft zeigt, indem Esquirol die Beobachtung gemacht, daß Wahnsinnige, welche in ihrer Wuth große Verbrechen, wie die Ermordung ihrer Freunde oder Verwandten begangen, eine völlige Unheilbarkeit fürchten lassen, da er noch keinen behandelt, der in diesem Falle wieder genesen.

Wir wiederholen nochmals, wie unendlich wohlthätig es dem Gefühle gethan hätte, wenn der Künstler jene Gestalten des Friedens und der Barmherzigkeit lindernd und tröstend ihren unglücklichen Pfleglingen gegenüber gestellt hätte, wie sie das wilde Ungeheuer des Wahnsinns an dem seidenen Bande ihrer Liebe führen. Da indessen der Künstler die Absicht hat, Blätter der Art von Darstellungen, welche unmittelbar aus dem Leben gegriffen sind, und die das Leben in seinen verschiedenen Verhältnissen an unserem Auge vorüberführen sollen, noch mehrere zu geben, so ist zu hoffen, er werde in einem künftigen Blatte ein Gegenstück zur Versöhnung dieses schmerzlichen Eindrucks uns darstellen. Möge es ihm dann gelingen, daß, wie der Beschauer bei der furchtbaren Wahrheit dieses Blatts von Schauer und Schreck über die entsetzlichen Gestalten des Unglücks und des Lasters im Wahnsinn erfaßt wird, er in gleichem Grade voll freudiger Ueberraschung auf den Frieden und das Glück der Tugend, der Weisheit und Heiligkeit herabblicke.

Wir glauben auch, daß solche Blätter, wenn wirklich das Leben, dem sie entlehnt sind, aus ihnen herausspricht, auch lebendig wieder auf das Leben zurückwirken werden; denn es bedarf zu ihrem Verständniß keines Studiums, da ihre Wahrheit jedem verständlich ist und ihm das zurückruft, was er so oft gesehen oder selbst erfahren. Auf diese Weise haben auch die Hogarthschen Darstellungen so außerordentlich auf ihre Zeit gewirkt, wenn sie gleich bei ihrem unerschöpflichen Reichthume von gesundem, scharfem Volkswitze sich nicht über eine gewisse Höhe des Gedankens erheben und manchmal unter die Sphäre der Kunst herabsinken.

Mögen Einige immerhin solche Gemälde aus dem wirklichen, alltäglichen Leben als Genrebilder geringschätzig behandeln, so bleiben wir unsererseits, wie wir am Eingange schon angedeutet, bei der Ueberzeugung, daß in dieser Beziehung die Aufgabe des Künstlers ganz mit der des wirklichen Historikers zusammenfällt. Auch dieser kann die bedeutendsten, ganze Jahrhunderte oder große Wendepunkte der Geschichte repräsentirenden Charaktere und die folgenreichsten, universalhistorischen Ereignisse auf die kleinlichste, gedankenloseste und oberflächlichste Weise darstellen, so daß sie alle Größe und Bedeutung verlieren und das Ganze zu einer Sammlung geistloser Anekdoten, kleinlicher Intriguen, gewöhnlicher Tagsgeschichten, zu einer sogenannten Memoirenklatscherei herabsinkt. Man lernt daraus so viel von dem eigentlichen Charakter und der Richtung einer Zeit, und von dem innern Grunde der einzelnen Ereignisse, und warum sie diese und keine andere Wendung genommen, wie man aus dem Munde eines antichambrirenden Kammerdieners die Gedanken eines Fürsten und die Gesinnung und den Zustand eines Volks erfahren kann. Dieses ist historische Genremalerei. Und umgekehrt kann auch der wahrhafte Historiker, gleich dem wahrhaften Künstler, das ganz alltägliche Leben mit all seinen scheinbar unbedeutenden Erscheinungen in einer Weise auffassen, daß es zu einem großartigen, gedankenreichen Gemälde wird. Er kann in dem Leben und den Schicksalen eines zerlumpten Bettlers, mit seinen Sorgen und Hoffnungen, den Charakter eines ganzen Volks und seiner Zeit abspiegeln, und aus den Augen eines gemeinen Gardisten wird er besser die Geschichte jener glänzenden Kaiserzeit herauslesen, als ein Anderer aus dem Angesichte des Welterschütterers selbst.

Doch wird immer, wie sich von selbst versteht, das Große, Heilige und Göttliche, ist es auf eine seiner würdige Weise dargestellt, den Vorrang vor dem Kleinen, Nichtigen, Unvollkommenen und Flüchtigen behaupten, da die Größe der Darstellung des Letztern einzig nur darin besteht, daß es entweder als Symbol von jenem erscheint, oder eben durch seine in die Augen fallende Nichtigkeit und Unvollkommenheit den Geist an das erinnern soll, was ihm gerade fehlt, während das Große, groß dargestellt, für sich selbst in dem verklärten Lichte seiner ganzen höhern Würde und Herrlichkeit vor unsere Augen tritt.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Einige Tage vor der Berner Ankunft versuchten die Savoyer Abends zwischen neun und zehn Uhr auf drei verschiedenen Seiten die Stadt zu stürmen, wurden aber von den wachsamen Bürgern mit großem Verlust zurückgeschlagen. Zwei Tage später kam der Berner Herold an, der dem Herzog von Savoyen den Krieg erklärte. Aber ehe noch die Berner kamen, machten die Genfer mehrere glückliche Ausfälle gegen die Savoyer, um sich vom Lande Lebensmittel zu verschaffen, wobei freilich viel Rohheit und Grausamkeit geübt wurde. Ja sogar Gex, so wie die festen Schlösser Peney, Jussy und Gaillard wurden genommen und zum Theil zerstört. Endlich am 2ten Februar 1536 kamen die Berner Banner an. Unter ihrem tapfern Anführer Naegely hatten sie schnell das damals Savoyen angehörende Waadland unterworfen, denn nirgend hielten die Savoyer vor ihnen Stich, und überall hatten ihnen Schlösser und Dörfer die Thore geöffnet. Aber in dem armen, ausgehungerten Genf hatte man für die Freunde nichts zu essen. Daher zogen die Genfer, besonders ihre Reiterei, mit ihnen nach Savoyen, dessen Arve- und Seeland sie schnell unterwarfen und die Genf zunächst liegenden Theile für sich behielten.

Schon Farel sah ein, daß die äußere Sicherung Genfs und die Reformation im Innern nur von geringer Bedeutung wären und wenig Sicherheit gewährten, wenn nicht das Volk durch gute Schulen sittlich gereinigt und bleibend zum Bessern geführt würde. Daher drang er wiederholt auf deren Errichtung, und am 21sten Mai 1536 beschloß endlich das Conseil feierlich in St. Pierre: Quant aux écoles, on résolut unanimement qu'on tacheroit d'avoir un homme savant pour cela et qu'on le paicroit ensorte qu'il pourrait nourrir et enseigner les pauvres sans leur rien demander. Durch diesen Beschluß wurde Genf erst recht und bleibend reformirt. Aber schwer, unendlich schwer war das unternommene Werk in dem unwissenden und in Sitten so ausgearteten Genf. Gar manchmal ging dabei Farel und seinen Gehülfen der Muth aus, ja es wäre ihnen wahrscheinlich nicht ganz gelungen, hätte Gott nicht auch hier wieder im Augenblick der höchsten Noth Hülfe geschickt.

An einem Augusttag 1536 kam Abends ein ziemlich armseliger Wagen bei einer geringen Herberge in Genf an, und aus ihm stieg ein hagerer, bleicher Mann, um die Nacht da zuzubringen und am folgenden Morgen weiter gen Basel zu reisen. Die auffallende Magerkeit des noch jungen Mannes, sein gelbliches, kränkliches Aussehen, sein dünner, schwarzer, in eine Spitze ausgehender Bart, sein auffallendes, scharfgezeichnetes, aber sehr geistvolles Gesicht erregten Aufmerksamkeit, ohne jedoch zu gefallen. Glücklicherweise sah ihn ein Dr. Caroli, der mit ihm in Paris studirt hatte, und benachrichtigte sogleich Farel davon. Dieser Mann war Calvin. Farel ging sogleich zu ihm und suchte ihn zum Verbleiben in Genf zu bereden; aber dies gelang ihm nur mit großer Mühe und nach langem Widerstreben Calvins, denn dieser war von Natur schüchtern und der Studienruhe sehr ergeben. Nach Farels beredter Zusprache sah er endlich sein Verbleiben in Genf als Gottes Wille an: comme si Dieu l'eût saisi alors du ciel par un coup violent de sa main, wie er selbst sagt. Er begann auch sogleich seine religiösen Vorlesungen in St. Peter. Einige Tage nachher schrieb der Staatssekretär in die Akten des Conseils: Maitre G. Farel exposa que la lecture que ce Français (iste Gallus) avait commencée à Saint-Pierre, était nécessaire; c'est pourquoi il suppliait qu'on avisât de le retenir; und am 13ten Februar 1537: On a donné six écus au soleil a Cauvin, soit Calvin, vu qu'il n'a encore guère reçu.

Von nun an sehen wir Calvin als Professor, Pfarrer, Gesetzgeber, Führer, Rathgeber, ja als den Ruhm Genfs, der aus Frankreich und Italien eine Menge ausgezeichneter Familien nach dieser Stadt zog, deren Nachkommen zum Theil noch leben und der Republik zur Zierde gereichen. Calvins erstes Werk war die Reinigung und Verbesserung der durch schlechte Bischöfe, unsittliche Generalvikarien und Kanoniker, und besonders durch den öftern Aufenthalt des savoyischen Herzoghofs in der Stadt seit Jahrhunderten frei, frech und ausgelassen gewordenen Sitten. Unsäglich war der Widerstand, den er hiebei besonders von Seiten der Libertinerpartei fand, die es durch ihren Einfluß im Conseil auch dahin brachte, daß Calvin schon 1538 wieder von Genf verwiesen wurde, was die Regierung aber bald bitter bereute, und ihn nach zwei Jahren von Straßburg, wo er indessen Pfarrer geworden war, wieder zurückrief. Er wollte nicht kommen, ließ sich indessen überreden, kehrte 1540 nach Genf zurück und begann nun mit neuem Eifer sein großes Restaurationswerk. Von Calvins ganzer, fast wundersamen Thätigkeit und Wichtigkeit für Genf, in Beziehung auf dessen sittliche, religiöse und politische Regeneration, wobei ihm Theodor de Bèze redlich half, von seinen großen Verdiensten, aber auch von seinen großen Mißgriffen sprechen wir vielleicht ein ander Mal in diesen Blättern. Hier nur noch Einiges über seine Lebensweise. Les jours, sagt Th. de Bèze, que ce n'était pas à lui à prêcher, étant au lit, il se faisait apporter dès les cinq ou six heures quelques livres afin de composer, ayant quelqu'un qui écrivait sous lui; si c'était sa semaine, il se trouvait

toujours prêt à l'heure de monter en chaire, et après, étant retourné en sa maison, se remettait dans le lit ou se couchait seulement dessus tout vêtu, et ayant quelque livre, poursuivait son labeur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Wohlfeilheit in London.

Unter den zum Empfange des unbekannten Gastes versammelten Personen erblicke ich, Gottlob! keine Amme, no wet-nurse. Vor länger als rechtsverjährter Zeit wurden in England die Frauen aller Stände in den Augenblicken verhängnißreicher Entscheidung von sogenannten Wehemüttern unterstützt: jezt leisten diese nur noch den Frauen der ärmsten, folglich der untersten Klasse Beistand; alle übrigen bedienen sich der Kunst männlicher Geburtshelfer. Ich habe mehrere Engländerinnen über diesen Wechsel ihr Erstaunen ausdrücken hören, und das auch sehr natürlich gefunden, da unter den Bessern des weiblichen Geschlechts das Zartgefühl wohl bei keiner civilisirten Nation regsamer ist, als bei der englischen. Man bedenke aber: Deutschland hat seine Hebammeninstitute, England nicht. In Deutschland geht der Anstellung solcher Frauen eine geordnete Prüfung voraus, in England ist das Gewerbe frei. Hieraus folgt von selbst, daß Deutschland in dieser Beziehung besser berathen ist, als das in allen seinen medizinischen Institutionen sieche England, und daß die Kindsmütter dort mehr Achtung und Vertrauen verdienen, als das hier füglich der Fall seyn kann. Eine Kinds- und eine Stuhlfrau sind daher in den Wochenstuben des Londoner Mittelstandes unbekannte Personen, und demnach besteht das ganze, der Dienstleistung gewärtige Personale nicht, wie in Dresden, aus fünf, sondern blos aus zwei Individuen, dem Geburtshelfer und einer Wärterin. Aber, wird nun von den Ufern der Elbe dem Gestade der Themse zugerufen, aber was kosten diese zwei Individuen in London? Ich antworte: im Durchschnitte zwischen zwanzig und dreißig Thaler, ohne allen rechtlichen Anspruch auf Extravergütung. Man erstaunt über diese Antwort; denn in Betreff der Londoner Theuerung ist theils durch reichthuende Engländer, theils durch solche Deutsche, die in England gewesen und entweder der Aufschneiderei freund sind, oder die Kosten eines festen Wohnsitzes nach dem Aufwande eines wochenlangen Durchflugs berechnen, über Deutschland eine vielfach übertriebene Vorstellung verbreitet worden; ich erinnere aber daran, daß der englische Charakter, im Allgemeinen, vom Scheitel bis zur Zehe kaufmännisch-spekulativ ist. Nimmt man dazu zwei andere Eigenthümlichkeiten, die einer stets regen Vorsicht gegen Uebervortheilung und die einer großen Vorliebe für Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten, so werden diese dreifachen Ingredienzien den anscheinenden Mangel an Delikatesse erklären, mit welchem der englische Hausvater oder die englische Hausfrau mit dem Arzt und der Wärterin, ehe noch die Zeit ihrer Dienstleistungen kommt, genau akkordiren. Die nächste Folge hievon ist der genaueste Preis, und das Resultat des Ueberflusses an Personen beiderlei Gattung die angegebene Wohlfeilheit. Ländlich, sittlich; wogegen die Dresdener „Anständigkeit“ sich zum Theil empören würde, das findet der Londoner Gebrauch ganz in der Ordnung, und am Ende sind die Londoner die Klügern. Mit wenigen Ausnahmen erwarten alle deutschen Aerzte in größern Städten ihre Honorirung von der Generosität ihrer Patienten, und senden Rechnungen nur, wenn sie müssen, d. h., wenn entweder der Patient gar keine generöse Anwandlung blicken läßt, oder gestorben ist, und ein vergeßlicher Erbe oder ein verantwortliches Gericht die Bezahlung zu besorgen hat. Bei diesem System ist häufig den Aerzten nicht wohl, die auf ihren redlich verdienten Lohn oft jahrelang warten müssen und selten eine sichere Einnahme haben, und die Patienten sind dabei in Verlegenheit, weil sie aus leicht begreiflichem Grunde nicht zu viel, und aus dem vollwichtigen Grunde der Anständigkeit nicht zu wenig geben wollen. In London begegnet der abgeschlossene Vertrag beiderseitigen Beschwerden. Jeder Theil weiß, was er zu leisten, was er zu geben und zu empfangen hat. Der Gebende verspricht nicht über seine Kräfte und der Empfangende erwartet nicht über das Versprochene. Bedarf außerdem ein Landesgebrauch überhaupt einer Entschuldigung, so läßt die Londoner Sitte sich sogar rechtfertigen. Deutschland hat seine Medizinaltaxen, England nicht. Schlägt daher in Dresden das Generositätsverfahren fehl, so weiß der Arzt, welchen Betrag das Gesetz ihm zuspricht, und auf die Entscheidung des Gesetzes kann sich auch der berufen, der eine etwaige Forderung des Arztes damit nicht im Einklange findet. Eventuell übt also das Gesetz die schiedsrichterliche Gewalt; nicht so in England. Die deutschen Aerzte werden schaudern, dafern sie hier zum ersten Male hören sollten, daß kein englischer Arzt einen gesetzlichen Anspruch auf Bezahlung hat. Ich werde krank und lasse mir einen Arzt holen; er kommt, ich finde nicht für gut, ihm, wenn er geht, die übliche Guinee in die Hand zu drücken, und er hat zwar kein Recht, mir auch nur einen Sixpence abzufordern, aber eben so wenig eine Verbindlichkeit, wieder zu kommen. Dieses einfache Beispiel wird den Vorwurf des Mangels an Delikatesse widerlegen, und das anscheinend unzarte Akkordiren als das sicherste Mittel rechtfertigen, beiden Theilen das zu verbürgen, was kein Gesetz ihnen zuspricht. Das Akkordiren mit der Wärterin bedarf keiner Bemerkung: das findet wohl auch drüben statt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 243:

Flaschenzug.

Räthsel.

(Nach Catone d'Urica Lucchese.)

Unter dem hellesten Himmel verdorren am Boden die Blüthen
Um so schneller, je mehr Regen von ihm sich ergießt;
Seine Gluth erzeuget den Thau, den häufig ein Mädchen,
Weil sie sein sich erfreut, sorglich im Busen verwahrt.
Ach unglückliche Blüthe, du lösest, je schöner der Tag war,
Ueber Tag und bei Nacht schneller in Seufzer dich auf.
Unter dem schweren Mantel erstickte der glänzende Himmel
Mit viel Brüdern zugleich roh dich, o liebliches Kind!
Und mit den grausamen Thränen des wilden egyptischen Thieres
Weinet er allzuspät um die Gemordeten dann.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Oktober 1835.

— Als man ihn
Verschmachtet in der Wüste liegend fand,
Lag vieles Gold vor ihm und die Schrift:
„Was half dem Tsafer Edelstein und Gold?
Verschmachtet liegt er hier!"

Herder.
Aus Sadis Blumengarten.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Der Schatz von Jemen.

Es fiel ein Wolkenbruch in Jemens Thal,
Die Ström' ergossen sich in wilden Wogen,
Und wühlten auf ein altes Todtenmal,

Aus welchem ward ein Weib hervorgezogen,
An dem der reichste Todtenschmuck sich fand.
Die Arm' und Knöchel schmückten goldne Bogen;

Ein Ring an jedem Finger jeder Hand,
Den Hals umwanden Perlenschnüre sieben,
Und ihr zu Häupten eine Truhe stand,

Voll Edelstein' und Schmelzwerk, goldgetrieben.
Doch drüber lag ein pergamenen Blatt,
Auf welchem war in alter Schrift geschrieben:

Im Namen Gottes, der an diese Statt
Mich legte sammt dem Schatz, von dessen kalter
Umflimmerung mein Herz nicht worden satt.

Ich, Tochter Safar's, schickte den Verwalter,
Mit einem Scheffel Silbers schickt ich ihn,
In Hungersnoth, zu kaufen Mehls ein Malter.

Und als dafür ihm keines ward verliehn,
Mußt' ich mit einem Scheffel Golds ihn senden;
Und als er wieder leer vor mir erschien,

Wollt' einen Scheffel Perlen ich verwenden;
Und als auch damit er zurück mir kam,
Zerrieb die Perlen ich mit wunden Händen.

Ich legte mich auf meine Schätz' im Gram,
Die mir nicht dienen konnten zur Erquickung,
Worauf ich so mit mir in's Grab sie nahm.

Wer dieses hört, beweine meine Schickung!
Und welch ein Weib den Glanz, der hier verdarb,
Gebrauchen will zu ihres Leibs Umstrickung,

Der sterb' ihr Sohn des Todes, den ich starb.

Abubeker von Kom.

In das Städtchen Kom, wo die Schiiten
Wohnen, kam einst der sunnitische Landvogt,
Glaubenseifrig sprach er zu den Bürgern:
Ich erfuhr, daß ihr aus starkem Hasse
Gegen die Gefährten des Propheten,

(Ueber dem und über denen Heil sey!)
Keinem eurer Kinder einen Namen
Jener Heiligen beilegt. Wenn ihr Einen
Mir nicht herbringt, dessen Nam' ist Omar,
Oder dessen Zunam' Abubeker,
Werd' ich dies und das euch thun. — Da zogen
Und durchsuchten sie die Stadt, und brachten
Endlich einen schielenden von Augen,
Kahlen Kopfs, von Antlitz ganz unholden,
Mißgewachsenen an allen Gliedern,
Dessen Vater war in Kom ein Fremdling,
Und ihn zubenannt hatt' Abubeker.
Als der Landvogt diesen sah, ergrimmt er,
Schalt und sprach: Ihr habt ihn Abubeker
Nur genannt, weil er ist gar so häßlich;
Eben das ist der Beweis des Hasses
Gegen die Gefährten des Propheten.
Doch es sprach ein Witzling unter ihnen:
O Emir, was dir gefällt, das thu' uns!
Doch der Boden und die Luft von Kom bringt
Einmal keinen bessern Abubeker.
Lachend sprach der Landvogt: Billig nehmen
Wir fürlieb denn mit dem Landerzeugniß.

Dank und Undank.

Zu den Zeiten unsrer Väter
Trat der große Wunderthäter
An den Weg der Menschenkinder,
Wo ein Lahmer und ein Blinder
Saßen, klagend ihre Noth,
Bittend um ein Stücklein Brod.
Dieses gab er ihnen nicht,
Aber Andres gab er wieder,
Lahmem die gesunden Glieder,
Und dem Blinden Augenlicht.
Daß auch nicht die Nahrung fehle,
Gab er Rinder und Kameele
Jenem, diesem aber Schafe:
Weidet sie und meidet Strafe!
Als nun eine Zeit vergangen,
Kam dem Wundermann Verlangen,
Nachzusehn, was Jene machten,
Wie sie seiner Wohlthat dachten.
Sich verwandelnd erst als Lahmer,
Zu dem Lahmgewesnen kam er:
Gieb, beglücktes Menschenkind,
Ein Kameel mir oder Rind,
Daß sich mehre deine Heerde,
Und die Hand nicht lahm dir werde!
Jener drauf voll Grimm und Scham:
Daß die Hand mir nicht ist lahm,
Will ich dir handgreiflich zeigen,
Wenn du gehn nicht wirst und schweigen.
Und er ging vom Herrn der Rinder
Und Kameele, nun als Blinder
Zu dem Blindgewesnen trat er,
Und mit schüchterner Geberde
Um ein Lamm der Heerde bat er.
Jener sprach: Die ganze Heerde,
Nicht ein Lamm allein ist dein;
Könnt' ich minder dankbar seyn,
Der ich arm und blind gewesen,
Und von beidem bin genesen? —
Heil dir! sprach, nicht mehr als Flehnder,
Segnend er: o wahrhaft Sehnder,
Sieh, wie reine Dankbarkeit
Von der Schuld die Welt befreit!
Jenes Weltkind mit den Rindern
Und Kameelen wollt ich strafen;
Du mit deinen frommen Schafen
Hast die Macht, es zu verhindern.
Da hier Dankbarkeit mir lohnt,
Sey der Undank dort verschont.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Calvin, der Mann auf dem so ungeheure Arbeiten lagen, war von mittlerer Gestalt, bleich, sehr mager, häufig am Fieber leidend, überdies geplagt von furchtbarem Kopfweh, von der Gicht, vom Stein, von heftiger Kolik, von Brustschmerzen und Blutspucken, und überdies von so großer Magenschwäche, daß ihn die leichtesten Speisen belästigten. Er ging etwas gebückt, aber mit dem Kopf ganz aufrecht; das Gesicht war von fast fieberhafter, von großer Anstrengung zeugender Lebhaftigkeit, doch ließ sich in seinen kränklichen, angespannten Zügen viel Kraft nicht verkennen. Wenn er sich setzte, stützte er sogleich den Kopf auf, als sey er müde und erschöpft, nie aber zeigte sich in seinen Gesichtszügen Erschlaffung. Um seinen Geist freier zu erhalten und weniger an manchen Uebeln zu leiden, nahm er nur einmal des Tags Nahrung zu sich, nämlich des Abends, ja wenn er sein heftiges Kopfweh hatte, blieb er manchmal sechs- und dreißig Stunden ohne Nahrung, was ihn jedoch gar nicht am Arbeiten hinderte. Sehr merkwürdig ist, was er kurz vor seinem Tod zum Conseil, das am 27sten April 1564 an seinem Krankenbett versammelt war, mit mehrfacher Unterbrechung sprach, nach goldenen Warnungen für alle Regierungen die schönen Worte: Enfin, magnifiques seigneurs, après vous avoir conjuré derechef de me pardonner les faiblesses et les

infirmités que vous avez remarquées en moi, lesquelles je n'ai pas honte d'avouer devant les hommes, puisqu'elles sont connues de Dieu, prenaz à gré mon petit travail. Je prie ce grand Dieu qu'il soit toujours votre conducteur, et qu'il augmente sur vous ses plus précieuses graces, à votre salut et à celui du pauvre peuple qu'il a confié à vos soins. Wer jezt in Genf lebt, wird wohl nicht zweifeln, daß Gott das Gebet seines sterbenden Dieners erhört hat.

Nach diesen Andeutungen gehen wir zur Feier dieser großen Zeit in den folgenden Jahrhunderten über. Es zeigt sich, daß 1635 die politischen Umstände, besonders Richelieu's alles beherrschender Einfluß in dem Frankreich so nahen Genf, jede öffentliche Feierlichkeit für das Reformationsjubiläum verhinderten. In den Familien wurde es indessen fromm begangen. Ein Jahrhundert später, 1735, wurde es öffentlich und eifrig gefeiert, und zwar von der Regierung, der Geistlichkeit und der ganzen Stadtbevölkerung, durch Predigten, Erleuchtungen, und ein großes Mahl, das vom Conseil der Vénérable Compagnie des Pasteurs und den angekommenen fremden Geistlichen gegeben wurde, denn Bern, Zürich und Neufschatel waren zu diesem Jubiläum eingeladen worden und hatten ihre ausgezeichnetsten Geistlichen geschickt. — So wären wir denn beim Jubiläum 1835 angekommen, dessen Beschreibung das bisher Gesagte nur als Prodromus und Verständigung dienen soll.

Unter der französischen Herrschaft war 1803 der katholische Gottesdienst nach zweihundert und acht- und sechzigjähriger Unterbrechung wieder in Genf hergestellt worden, und ihm wurde die Kirche Saint Germain in der obern Stadt angewiesen, ja es war in der Kaiserzeit zu Paris nahe daran, daß ihm St. Pierre, die alte, ehrwürdige Hauptkirche eingeräumt wurde. Durch den Traktat des Wiener Kongresses von 1815 waren zu dem neuen Schweizerkanton Genf mehrere benachbarte Gemeinden von Frankreich und Savoyen geschlagen worden, deren katholischer Kultus durch den bald darauf folgenden Turiner Traktat gesichert ward. Dadurch war Genf aus einem rein reformirten Kanton ein vermischter geworden. Es war daher sehr passend, daß die jetzige Regierung als solche keinen Antheil an dem Jubiläum nahm, sondern es lediglich der evangelischen Geistlichkeit und den Bekennern der Reformation in Genf überließ. Sie betrachtete es nicht als Staats-, sondern als Familienfest, und dies war es auch im schönsten Sinne des Worts.

Die Mäßigung der Regierung hinderte jedoch zwei sonst ganz verschiedene Parteien nicht, dem Fest entgegen zu arbeiten, um es, wenn nicht zu verhindern, doch weniger glänzend und anziehend zu machen: zuerst die methodistischen Geistlichen mehrerer waadländischer Kirchendistrikte, die auf die Genferische Einladung zur Theilnahme an dem Fest so unrichtig als herzlos und unnachbarlich erwiderten: sie könnten daran unmöglich Theil nehmen, weil Genf von den Grundsätzen der Reformation abgegangen sey. Eine ähnliche Antwort kam aus ähnlichen Gründen von Schottlands Geistlichkeit. Handgreiflicher und im Geist des Katholizismus des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts benahm sich der größte Theil der Genfer katholischen Geistlichkeit, welche im Dorf Anières das Volk zur Zerstörung eines evangelischen Bethauses aufregte und antrieb, hierauf eine Denkschrift an den Bischof von Freiburg, Lausanne und Genf abfaßte, welche über den Sinn und die Handlungen der Genfer Regierung, so wie der Privatpersonen gegen die Katholiken Unwahres vorbrachte, den Bischof um Abstellung aller dieser der katholischen Kirche drohenden Gefahr bat, und sich dabei eine Menge bitterer Bemerkungen über das bevorstehende Jubiläum erlaubte. Bekanntlich hat der Bischof von Freiburg den Sollicitanten seine Unzufriedenheit über dies Memoire zu erkennen gegeben. Alle ihre Maßregeln halfen auch nur dazu, die Theilnahme der gutdenkenden Katholiken im Kanton Genf — und dies ist die große Mehrzahl — an dem Reformationsfest zu vermehren und zu erhöhen; denn durch Brudersinn und reichliche Gaben für das Fest zeigten sie, daß sie nicht mit jenen Geistlichen in Eine Klasse gehörten. Hingegen war es der Genfer Kirche sehr tröstend und erfreulich, echt christliche und brüderliche Antworten auf ihre Einladungen zum Reformationsfest von den ausgezeichnetsten Kirchen und Geistlichen Deutschlands, Frankreichs, Englands, der Niederlande, Nordamerikas u. s. w. zu empfangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Regsamkeit in der Provinz.

Im September befindet sich halb Paris außer der Stadt; dieses Jahr besonders, in welchem Pairs und Deputirte, Erstere namentlich, es sich haben müssen so sauer werden lassen, liefen sie Alle davon, als die Session kaum beendigt war. Schon am Abend der lezten Sizung waren die Mallepostes und Diligencen mit Deputirten angefüllt; Richter, Studenten, Professoren, schöne und nicht schöne Frauen, Alles reiste, in der Hoffnung, der September werde so schön werden, als es der August gewesen war, worin man sich aber getäuscht fand. Auch der Hof begab sich auf einige Zeit in die Normandie. Bei dieser allgemeinen Auswanderung ist es ja auch wohl den Berichterstattern erlaubt, dem Stadtgewühle zu entfliehen und sich in der Provinz etwas umzusehen. Ich schlug nordöstlich von Paris die Landstraße nach Mez ein, um Freunde in der Umgegend des kleinen, aus dem Feldzuge von 1814 berühmten Städtchens Montmirail zu besuchen. Diese Landstraße wurde vor Kurzem noch weit mehr befahren, als jezt; denn auch nach Nancy

und Straßburg führte dieselbe; allein neulich ist eine kürzere nach diesen Städten eröffnet worden, und daher ziehen nur noch die von Metz kommenden Fuhrleute und Reisende über Montmirail, oder über Dormant und Chateauthierry. Es herrscht eine überaus große Regsamkeit im Weg- und Brückenbau, und die französische Postverwaltung gibt sich sehr viele Mühe, schnellere Verbindungen zwischen den Städten einzuleiten und das Postwesen zu verbessern, wo denn freilich noch immer viel zu verbessern übrig bleibt. Besonders abgeschmackt dünkt mich die Verordnung, nach welcher die auf einer Poststraße, z. B. der nach Metz, abgegebenen und für letztere Stadt oder für noch entferntere Städte bestimmten Briefe erst zurück nach Paris müssen, und von da nach Metz oder Frankfurt expedirt werden, so daß die Briefe, je näher man dem Ziele wohnt, desto weiter reisen und desto länger unterwegs bleiben. Wahrscheinlich ist diese unvernünftige Vorkehrung nur deßwegen getroffen, damit die Post, wenn sie einmal von Paris nach einer großen Stadt auf dem Wege ist, nicht durch die vielfältigen kleinen Versendungen von Ort zu Ort aufgehalten werde; denn diese Lokalkorrespondenzen werden nur als Kleinigkeit und Nebensache betrachtet; die Hauptsache ist die Korrespondenz zwischen Paris und der Grenze, folglich dem Auslande, oder einer der Grenze nahe liegenden großen Stadt. Indessen könnte doch auch die Korrespondenz von den Zwischenstädten besorgt werden, ohne daß die Briefe nöthig hätten, erst nach Paris zu wandern; wenigstens könnte man in den größern Städten auf einer Poststraße die Briefe aus den kleinen Orten empfangen und von dort aus versenden, wodurch sie wenigstens der unnützen Reise nach Paris überhoben würden. Das Anlegen einer Poststraße oder das Berichtigen und Verändern einer bereits vorhandenen erregt viel Eifersucht und Streit unter den kleinern Städten Frankreichs. In den Departementsversammlungen kommen daher auch die Ansprüche und Anmaßungen dieser Städte häufig zur Sprache. Freilich können nur die Poststraßen Leben und Bewegung in die Departementsstädte bringen, wofern nicht schiffbare Flüsse oder Kanäle diese Straßen ersetzen. Diejenigen Departements Frankreichs, welche weder Poststraßen, noch Flüsse und Kanäle haben, stehen daher auch in Hinsicht der Kultur und der Wohlhabenheit weit hinter den andern zurück. Uebrigens geht es hier wie anderswo: jede Stadt denkt und handelt für sich; wenn eine keine Poststraße haben kann, so möchte sie gerne eine Garnison, oder ein Bisthum, oder ein Gericht, oder ein königliches Schulkollegium haben; ob aber der Truppen, der Bisthümer, der Gerichtsbeamten und der Schulbehörden so viele seyen, darum bekümmert sich die Stadt wenig. So viel wird aber doch durch den regen Eifer bewirkt, daß man sich allgemein von der Nothwendigkeit guter Landstraßen und Wege überzeugt, und daher auf die Verbesserung oder Anlegung derselben sein Augenmerk richtet. Die Ingenieurs werden höchst wichtige Leute, und die Departementsgelder werden vorzüglich für Brücken- und Wegbau ausgegeben; freilich die beste Art, um die Staatskapitalien anzulegen, denn sie werfen den Departements reichlichen Gewinn ab. Ein anderer Punkt, welcher in der Provinz die Behörden vorzüglich beschäftigt, betrifft die Findelkinder. Man hat allgemein die Bemerkung gemacht, daß, seitdem man so human ist und der Verzweiflung der Mütter durch die Versorgung der unehelichen Kinder zuvorzukommen sucht, die Zahl der Findelkinder so bedeutend zunimmt, daß die Departementsbehörden vor den dadurch veranlaßten Auslagen erschrecken, und Alle darauf ausgehen, diese Ausgaben zu vermindern.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Wohlfeilheit in London.

Das Zweite, was ich meinem wettlustigen Freunde für seine hundert Pfund nachzuweisen habe, ist das in Vergleich mit Dresden wohlfeilere Begräbniß in London. Wo es sich bloß um den Kostenaufwand handelt, da kann darauf nichts ankommen, ob die Dresdener oder die Londoner Ceremonien die feierlicheren sind, worin diese und worin jene bestehen, und ob es hübscher aussieht, den Wagen, der den Sarg trägt, nach dortiger Sitte mit schwarzsammtener, in Gold gestickter Decke zu überhängen, oder nach hiesigem Gebrauche mit schwarzen Federbüschen zu zieren. Man braucht auch in der That, um das Resultat herauszufinden, ob die letzte Mühe, die der Mensch den Menschen macht, hier oder dort theurer bezahlt wird, nicht einmal die gegenseitigen Summen zu wissen und neben einander zu stellen. Das richtige Facit muß schon aus der Richtigkeit der zwei Sätze folgen, daß die Dresdener selten über die Kräfte ihres Einkommens leben, aber oft über die Kräfte ihres Nachlasses begraben werden, dagegen der Londoner Mittelstand es verzeihlich findet, über den Betrag seines Einkommens zu leben, es aber eine unverzeihliche Thorheit nennt, den Geschiedenen über den Betrag seines Nachlasses zu bestatten. Man wird vielleicht einwenden, daß diese Ansicht keineswegs zu meiner frühern Behauptung von dem unbedingten Werthe stimme, welcher in London der äußern Erscheinung beigelegt werde, und daß das Zahlenverhältniß solcher Familienmitglieder, von deren Nachlaß überhaupt keine Rede seyn könne, gegen das sogenannter Familienhäupter bedeutend groß sey. Ich gebe Beides zu, erkenne mich aber nicht verpflichtet, die Anomalie zu erklären, und räume zugleich ein, daß, selbst wenn ich es wollte, ich es doch nur versuchen könnte. Sollte etwa ein Grund darin liegen, daß die Engländer im Allgemeinen der Stätte, wo die Heimgegangenen ruhen und ihre Lieben den letzten Schlummer schlafen, weniger Aufmerksamkeit, weniger Sorgfalt widmen, als die, im Ganzen genommen, sentimentaleren Deutschen? Ein Gang über einen englischen und ein Gang über einen deutschen Kirchhof muß diese Thatsache beweisen. In England wie selten, in Deutschland wie häufig die sprechenden Zeichen einer das Grab überdauernden Anhänglichkeit! Wer je ein theures Leben dem Grabe übergeben hat, wird auf einem deutschen Kirchhofe fast stets Gefährten seines Schmerzes finden, wird fast stets dort solche sehen, die mit ihren Thränen die Blumen benetzen, welche sie vielleicht Tags zuvor mit zitternder Hand gepflanzt, oder frische Kränze an die Stelle der verwelkten hängen, gleich als solle überall ein freundliches Bild das Grausen der Verwesung bedecken. Auf Englands Kirchhöfen gehört eine solche Erscheinung zu den Ausnahmen; wohl aber erblickt man da Reihen von Gräbern, die kein Stein, kein Kreuz, keine Blume, nicht einmal ein Rasenhügel schmückt. Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, daß die Deutschen mehr äußerlich, die Engländer mehr innerlich empfinden; ich weiß auch nicht, ob es wahr ist; mein Gefühl zieht mich zur deutschen Grabessitte hin, aber die Merkmale letzter Ehrenbezeugung, welche die Hinterlassenen zu Bettlern machen, diese können dem Todten nicht willkommen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Oktober 1835.

Der Mohr kämpft allbereits mit meinem Gift!
Shakespeare.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Das Fieber.

Ein Araber im Sonnenbrand
Vom Fieber ward befallen,
Doch er that tapfern Widerstand
In seiner Feindin Krallen.

Er stieg hinab in's dumpfste Thal,
Recht in des Mittags Gluthen,
Zog nackt sich aus im Sonnenstrahl,
Und strich den Leib mit Ruthen.

Dann reibt er ganz mit Oel sich ein,
Wälzt sich im heißen Sande
Und spricht: Nun, Fieber, merkst du fein,
Zu wem du kamst im Lande?

Warum nicht bliebst du dort zu Gast
Bei Reichen und Emiren?
Mit dem du's aufgenommen hast,
Bei dem wirst du verlieren.

Und sich zu tummeln ruht er nicht,
Bis daß der Schweiß entspundet
Mit Kraft aus allen Poren bricht,
Und er steht auf gesundet.

Dann sagt man ihm am nächsten Tag:
Weißt du was Neues, Lieber?
Das Neuste: der Emir erlag
So eben hart am Fieber.

Er hört die Mähr' halb abgewandt,
Als ob er schon sie wüßte;
Er spricht: Ich hab's ihm zugesandt!
Und flieht in seine Wüste.

Der Einsiedler und der Hund.

Auf dem Berge wohnte der Einsiedler,
Dem an jedem Tag ein Brod — er wußte
Nicht von wannen — zukam, und er stillte
Seinen Hunger mit dem Brod zufrieden.
Eines Tages kam kein Brod, er brachte
Hungrig seine Nacht zu, und am Morgen
Wuchs sein Hunger. Von dem Berge stieg er,
Und es lag ein Dorf am Fuß des Berges;

Heischt' er da ein Brod am ersten Hause,
Und der Herr des Hauses gab ihm dreie.
Freudig nahm er sie und ging dem Berg zu;
Doch der Hund des Hauses kommt mit Bellen
Nachgerannt, bereit, ihn anzugreifen;
Und der fromme Mann in der Bestürzung
Wirft, ihn zu beschwichtigen, ein Brod hin.
Das verschlingt der Hund, und bellend wieder
Kommt er nach; er wirft ihm hin das zweite.
Dieses auch verschlungen, ist der Beller
Wieder da und droht ihn anzufallen.
Hin wirft er das dritte Brod und eilet
Seinem Berge zu; doch kaum auf halber
Höh' ist er, da hört er den Verfolger
Wieder schnauben hinter ihm. Nun wendet
Sich der fromme Mann und spricht zum Hunde:
Schamvergessner! nur drei Brod' empfing ich;
Alle gab ich dir, was willst du weiter?
Aber Gott that auf den Mund des Hundes,
Und er sprach: Wer ist der Schamvergessne?
Nicht du selber? Sieh, an meines Herren
Thore wach' ich Jahre lang, und oftmals
Leid' ich Hunger zwei Tag' oder dreie,
Und mir kommt nicht in den Sinn, den Posten,
Den mir anvertrauten, zu verlassen,
Um an fremden Thüren Brod zu betteln.
Doch dir bleibt die Nahrung einen Tag aus,
Ungeduldig lässest du die Schwelle
Deines Herrn, des Berges Andachtswarte,
Kämpfst um's Futter mit des Thales Hunden.

Die Engel in der Moschee.

Am Freitag stehen Engel
An des Bethauses Thor,
Und schreiben auf die Namen
Von Allen, die da kamen
Einander nach oder vor.

Sie schreiben den am ersten
Gekommnen am ersten Ort,
Und am zweiten den zweiten,
Und all so weiter schreiten
Sie bis zum lezten fort.

Wenn zum Gebet der Iman
Nun hervortritt, im Nu
Wirbeln sie ihre Rolle
Zusammen, die namenvolle,
Und hören mit Andacht zu.

Zur Ehre des Knechtes.

Mohammed sprach:
Ein Knecht zu seyn ist keine Schmach;
Des treuen Knechtes harret Lohn.
Und bei des höchsten Herren Thron!
Wär' es nicht, um den heiligen Streit
Zu führen und Gerechtigkeit
Zu spenden meinem Volksgeschlecht,
Ich wär' am liebsten selbst ein Knecht.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Den 21sten August kam ein mächtiger Kaiser mit seinen Vornehmen und Großen in einer kleinen slavischen Stadt an, wo aus allen Theilen Europas Könige, Königssöhne, Großherzoge, Erzherzoge, Herzoge, Fürsten und Große huldigend zusammenströmten zu einem Kriegsfest, das an Pracht und Aufwand, an Geräusch, an Staub und Kanonendonner wahrscheinlich seines Gleichen noch nicht in Europa gehabt hat. An demselben Tage, und vielleicht in derselben Stunde trafen in Genf, am westlich entgegengesezten Punkte .." tteleuropas, nicht weniger ausgezeichnete Fremde ein, die feierlich empfangen und eingeführt wurden; keine Könige und Fürsten, sondern Geistliche, treue Bekenner und Lehrer des Christenthums, wie es durch die Reformation umgestaltet, freier und würdiger geworden ist, Geistliche aus der übrigen Schweiz, Deutschland, Frankreich, England, Schottland, Irland, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, ja selbst aus Nordamerika. Alle kamen, um dem alten Genf, einer der ehrwürdigen Mutterstätten der Reformation, Glück zu wünschen zu ihrem dritten Kirchenjubiläum. Manche kamen in Auftrag ihrer Regierungen, Städte und Kirchen, Manche für sich selbst. Viele kamen mit dem Dampfschiff Leman, Andere anders, und sie wurden am Hafen von einer zahlreichen Deputation unserer Geistlichkeit freundlich empfangen. Dieser schöne Moment, dem Tausende gepuzter Menschen auf den breiten Kai's mitfeiernd beiwohnten, war vom heitersten Sommerwetter begünstigt, das unsere an der Hafenseite jezt so anmuthige Stadt in ihrem ganzen großartigen Reiz darstellte. Die Gäste wurden in die dazu bereiteten Säle des botanischen Gartens geführt, und hier begann eine neue, rührende Scene. Es traf sich, daß hier reife, und selbst alternde Männer wieder zusammen

kamen, die vor dreißig Jahren auf einer Universität nahe Bekannte oder Freunde gewesen waren, sich aber dann nach und nach aus dem Gesicht verloren hatten, wie das häufig im Leben so geht. Hier erkannten sie sich wieder, und in wenigen Augenblicken that sich vor ihren Gemüthern das ganze Zauber- und Feenland des Jugend- und Universitätslebens mit allen seinen bunten Memorabilien wieder auf. Welch herzliche Begrüßungen, welch schöne Anklänge! Ward ein Geistlicher von bekanntem oder berühmtem Namen eingeführt, so bildeten sich gleich Gruppen um ihn, die den Mann sehen, kennen lernen und mit ihm sprechen wollten, von dem sie schon oft hatten reden hören. Die protestantischen Kirchen vom baltischen bis zum mittelländischen Meer, von St. Petersburg bis Toulon, von Dublin bis Dresden, von Paris bis Berlin sahen hier ihre Repräsentanten, und dies Genfer Jubiläum hat die Bande zwischen den Kirchen und Geistlichen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz wieder fest gezogen, was unausbleiblich von großem Nutzen für diese drei Nachbarvölker seyn, und gar manches Ungleiche zwischen ihnen ausgeglichen wird. Aus dem Konservatorium des botanischen Gartens wurden die fremden Geistlichen in die Häuser geführt, wo ihnen auf ganz freies und selbst dringendes Anerbieten der Besitzer Wohnungen und die gastlichste Aufnahme bereitet war. Es war wieder die gute, alte Zeit, wo das Herz und der freundliche Menschensinn die einzigen Herbergen öffneten.

Sonnabends, den 22sten August, früh um acht Uhr war in der Kirche des Auditoriums die erste feierliche Versammlung, welcher der Pastor und Professor Duby als zeitiger Moderateur der Compagnie des Pasteurs vorstand. In der Geschichte des Protestantismus sind gewiß wenige ähnliche Momente zu finden, und seine ganze Weihe wird wohl keiner von denen vergessen, die hier gegenwärtig waren. Der Sekretär rief eine fremde Deputation nach der andern auf, und ihre Präsidenten drückten hierauf die Gefühle und Gesinnungen aus, die ihnen von ihren Kommittenten für Genf aufgetragen worden waren. Wir hörten nur Glückwünsche, Ausdrücke der Theilnahme, Freundschaft, Eintracht, des Mitgefühls, des christlichen Brudersinns. Besondere Auszeichnung neben so manchem schönen und trefflichen Wort verdienen hier die Glückwünsche des Königs von Preußen, ausgesprochen in einem Schreiben des Ministers von Altenstein, denn es ist unmöglich, menschlicher und echt christlicher zu sprechen. Die Genfer Kirche wird dieses königliche Schreiben unter den Urkunden bewahren, die ihr am theuersten sind, und auf deren Besitz sie stolz seyn zu müssen glaubt.

Viele protestantische Kirchen, die durch ihre zu große Entfernung oder andere Umstände an der Sendung eigener Deputationen gehindert waren, hatten sich doch in Sendschreiben an die Genfer Kirche auf das Herzlichste und Würdigste ausgesprochen. In allen diesen ehrenden Aeußerungen fand die in der neuern Zeit so vielfach mißverstandene, angegriffene, ja durch ein Schisma bezeichnete Genfer Kirche die erhabenste Genugthuung, und die Bestärkung ihres Vorsatzes, fortan auf dem einmal als richtig erkannten und betretenen Weg getreulich fortzufahren, und damit den echten Sinn des Protestantismus zu bethätigen, welcher ist Freiheit und Unabhängigkeit des evangelischen Sinnes von bloßer Menschen- und Kirchensatzung. In diesem wichtigen geistlichen Vereine, in diesem protestantischen Synedrium und Koncilium fanden die verschiedensten theologischen Meinungen ihre Repräsentanten, und diese redeten unabhängig, wie es Protestanten geziemt. Alle aber stellten sich fest um die Bibel, als den einen gemeinschaftlichen Hord und Fels, und sprachen nur Worte des Friedens, der Duldung, der Einheit und der Bruderliebe. Schon bei dieser ersten Vereinigung trennte man sich schwer und ungern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Wohlfeilheit in London.

Hiemit könnte ich die versprochene Beweisführung schließen, und jeder unparteiische Gerichtshof würde mir den Gewinn der Wette zuerkennen; ich bin indessen meinem Freunde noch eine Zugabe, einen Appendix schuldig, und der Gegenstand desselben ist, was ich den Höhepunkt des menschlichen Lebens nannte, die Verheirathung. Die Kosten desjenigen Theils dieses Aktes, den ich bestimmter mit dem Worte Trauung bezeichnete, damit den kirchlichen Consens meinend, sind in London ausnehmend gering gegen Dresden. In Sachsen, welche Mühe, welche Schreiberei, welche Beutelschneiderei, bevor man an den Altar gelassen wird! Man klagt in Dresden über die zunehmende Heiratsscheu; ich wundere mich, daß es dort ein einziges, in Sachsen getrautes Ehepaar gibt. Will der Zufall, daß beide Theile verschiedenen Konfessionen angehören, so muß Bericht erstattet und höhere Genehmigung eingeholt werden; fügt es sich, daß ein oder der andere Theil etwa fünf Meilen von Dresden, folglich außerhalb Sachsen, wohnt oder geboren ist, so fordert der trauende Priester, ehe er den Akt vollzieht, Tauf-, Ledigkeits-, Heimaths- und der Himmel weiß, was Alles für Scheine. Ist man etwa mit der Trauung pressirt, oder will aus irgend einem Grunde das sogenannte von der Kanzel Werfen vermeiden, so steht nur einer höhern Behörde die Befugniß zu, vom Aufgebote zu dispensiren, es wäre denn daß man ein Von vor seinem Namen hätte; doch dann

zählt man sich auch in Dresden nicht zum Mittelstande. Alle diese Dinge kosten viel, sehr viel Geld, und wer den Zeitverlust in Anschlag bringt, der muß eine enorme Summe vorräthig haben. Wandeln die Verlobten auf glatter Bahn, d. h., haben sie gar keine Steine des Anstoßes aus dem zur Kirche führenden Wege zu räumen, und lassen sie sich in gebührender Form dreimal von der Kanzel verlesen, so ist es möglich, daß die Entrichtung von zehn Thalern ihnen die Kirchpforte öffnet. Haben sie aber Scheine herbeizuschaffen, Berichte einzufordern und Dispensationen zu bezahlen, so können sie bis zu fünfzig Thalern und darüber besteuert werden. – Nun in London. Von Tauf-, Ledigkeits-, Heimaths- und allen dergleichen Scheinen ist hier schon gar keine Rede. An einen vorläufigen Gang zum Geistlichen wird eben so wenig gedacht, als dieser an eine ermahnende und verwarnende Allaroration denkt. Der Zeitgewinn springt also in die Augen. Und der Geldbetrag? Wer sich aufbieten läßt, gelangt ziemlich ohne allen Aufwand zur Kirche, und wer, was der Mittelstand meist thut, seinen Namen und seine Absicht nicht an der Kirchthüre angeschlagen haben will, geht zu einem bei den Doctors commons – ungefähr ein Institut wie das Dresdener Konsistorium – prakticirenden Anwalt, Proctor genannt, erklärt diesem sein Vorhaben, besiegelt dann mit einem Kusse auf das Evangelium die Versicherung, daß zwischen ihm und der Wahl seines Herzens, von welcher er bloß Namen und Alter anzugeben braucht, seines Wissens ein Ehehinderniß nicht stattfinde, verbürgt dies mit seiner Unterschrift und empfängt dagegen ein pergamentenes Dokument, Kraft dessen binnen drei Monaten nach seiner Ausstellung der Geistliche des Kirchspiels zu der diesfalls üblichen Zeit den Akt der Trauung vollziehen muß; Alles dies mit einem Aufwande von ungefähr dreißig Minuten und vierzehn Thalern. Ist das nicht billig? Käme es mir darauf an, meinem Freunde über die Zugabe hinaus zu zeigen, wie sehr er im Irrthum war, so könnte ich ihm viertens sagen, was in Dresden ein Kind zu taufen kostet, und er würde mir zugestehen, daß das um mehrere Male die Summe von drei Schillingen oder einem Thaler übersteigt, welche der Londoner Mittelstand dem taufenden Geistlichen und dem fungirenden Küster zu bezahlen pflegt. Doch ich will nicht zu generös seyn. W. S.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Findelhäuser. Rothschild als Gutsherr.

In England geht man den Vätern auf die Spur und zwingt diese, sie mögen wollen oder nicht, für die Kinder zu sorgen, deren Väter sie wirklich oder vorgeblich sind. In Frankreich aber würde dieser Vaterschaftszwang lächerlich scheinen; lieber sorgt man mittelst Steuern für den Unterhalt der unehelichen Kinder. Freilich ist dies keine Kleinigkeit; denn aus den vom Handelsministerium neulich veröffentlichten statistischen Tabellen (einer vortrefflichen Sammlung, die hoffentlich noch einige Bände ähnlicher Dokumente zur Fortsetzung haben wird) ergibt sich, daß in dem lezten Dezennium jährlich 114 bis 117,000 Kinder in Frankreich ausgesezt worden sind, deren Unterhalt neun bis zehn Millionen Franken gekostet hat. Nun sinnt man überall darauf, wie man diese Last vermindern könne. Einige Präfekten haben endlich ein Mittel gefunden, wenigstens meinen sie es. Sie haben nämlich bemerkt, daß manche verheirathete und unverheirathete Weiber ihre Säuglinge aussetzen, und es dann so einrichten, daß ihnen dieselben gegen einen bestimmten Lohn zum Säugen überlassen werden, so daß sie ihre Kinder auf Staatskosten ernähren. Diesem Unfuge, der freilich nicht so strafbar ist, als das Aussetzen, soll dadurch abgeholfen werden, daß die verschiedenen Arondissements eines Departements die Findelkinder ihrer Hospizien gegen einander austauschen, wodurch sie also den Müttern aus dem Gesichte kommen, und dieses soll, wie man hofft, zur Folge haben, daß die Mütter nicht so leichtsinnig ihre Kinder aussetzen, oder gar die Zahl ihrer unehelichen Kinder vermehren, um dadurch als Ammen mehr zu gewinnen. Im Airdepartement hat die Generalversammlung sogar vorgeschlagen, ein neben der Grenze befindliches Findelhaus in's Innere zu verlegen, weil die armen Savoyarden ihre Kinder dorthin brachten, so daß nicht allein die unehelichen Kinder Frankreichs, sondern auch noch die der Unterthanen Sr. piemontesischen Majestät dem Departement zur Last fielen. – In der Umgegend von Meaux sprach man viel von einer Jagdbelustigung, welche die Rothschildsche Familie auf ihrem Gute zu Ferrières neulich dem Kronprinzen, oder wie er hier heißt, dem Prince-royal gegeben hatte. Seitdem Rothschild das Landgut bei Ferrières besizt, hat sich der wohlthätige Einfluß seiner wohlberechneten Prachtliebe auf die ganze Umgegend bemerklich gemacht. Um zu dem ziemlich bedeutenden Dorfe Ferrières gemächlich gelangen zu können, hat der Gutsherr auf seine Kosten die Wege verbessern müssen, und diese kommen nun auch den umliegenden Dörfern zu gute. Der Pachthof zu Ferrières ist eine wahre Musterwirthschaft geworden, wo die Bauern in der Brie Manches lernen können, wäre es auch nur Reinlichkeit und Ordnung; in dem Kuhstalle zu Ferrières sieht es reinlicher aus, als in den meisten Bauerhütten. Seit der Julirevolution beschäftigt er fast beständig über hundert Arbeiter, und auch dadurch genießt die Umgegend viel Gutes. Das Schloß gehört den nicht zu den größten, ist aber auf's Kostbarste eingerichtet. Dem Modegeschmacke an Raritäten oder sogenannten Kuriositäten ist hier auf's Mannichfaltigste gehuldigt; ein langer Saal ist mit solchen Sachen, zum Theil aus dem Mittelalter, ganz angefüllt, und auch die Bibliothek enthält derselben eine Menge. Manche haben berühmten Personen angehört, oder stammen aus ehemaligen königlichen und fürstlichen Sammlungen. Aus dem Vestibul des Schlosses ist ein Arsenal gemacht worden, an dessen Eingang vier geharnischte Ritter stehen. Andere Säle zeichnen sich durch Meubeln von massivem, kostbarem Holze, oder durch elegant drapirte Wandverzierungen aus. In jenem Kuriositätensaale befinden sich Tapeten von bemaltem und vergoldetem venedischem Leder. Reizend und mannichfaltig ist der an's Schloß stoßende Park. Die Ländereien weit umher gehören dem Gutsherrn, und in dem an wohlhabenden Gutsbesitzern so reichen Frankreich kann Rothschild unter die bedeutenden gerechnet werden. Zu dem Gute gehören sehr beträchtliche Gehölze; in diesen fand die große Jagd statt; man sprach von einem Pavillon, den Madame Rothschild in der Nacht hatte errichten lassen, und in welchem die Jagdgesellschaft am andern Morgen ihr Frühstück zubereitet fand, ohne daß der Gutsherr auch nur etwas davon geahnt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Oktober 1835.

Histories are more full of examples of the fidelity of dogs than of friends.

Pope.

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

Schon mehrmals haben wir aus der Gleanings in natural history von Jesse, Parkaufseher des Königs von England, interessante Züge aus dem Leben der Thiere mitgetheilt. Die vor Kurzem erschienene lezte Sammlung liegt vor uns, wir benützen sie in der frühern Weise und beginnen mit den merkwürdigsten neuen, nach der Versicherung des Verfassers vollkommen beglaubigten Geschichten von demjenigen Thiere, dessen Fähigkeiten Jesses Bemühungen, allen Thieren etwas Höheres als den sogenannten Instinkt zuzuschreiben, allerdings am besten unterstützen, von dem Thier, dessen Racen ganz so unerklärlich sind wie die der Menschheit, dessen Naturgschichte überhaupt mit der des Menschen merkwürdige Aehnlichkeit hat, wenn man auch Goethes Epigramm, in welchem er beide einander assimilirt, für Verläumdung erklärt.

* * *

Einer meiner Bekannten schoß einmal einen Hasen an, und dieser schlüpfte durch ein Loch am Fuß einer Mauer. Ein alter Spürhund, den man ihm nachschickte, sezte hinüber, fing den Hasen und kam mit ihm zur Mauer zurück. Zu wiederholten Malen versuchte er, mit seiner Last die Mauer zu überspringen, aber vergeblich; da schob er den Hasen, so weit er konnte, durch das Loch, sprang hinüber, zog ihn hervor und brachte ihn seinem Herrn. — Ein Gegenstück hiezu ist folgendes. Zwei Jäger hatten auf der Entenjagd einen klugen Neufundländer bei sich. Beim Röhricht am Ufer eines Flusses legten sie ihre Hüte ab und schlichen dem Wasser zu. Bald darauf hießen sie den Hund ihre Hüte holen, wovon einer größer war, als der andere. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, beide mit dem Maul zu fassen, sezte der Hund den kleinern Hut in den größern, drückte ihn mit dem Fuß nieder und brachte so beide.

Die brittische Fregatte Leander, welche im lezten Krieg bei Halifax in Neuschottland stationirt war, hatte einen alten Neufundländer an Bord. Er war schon seit vielen Jahren auf dem Schiff, und man erzählte sich viele Geschichten von seiner ausnehmenden Klugheit; namentlich behaupteten die Matrosen sammt und sonders, der Hund verstehe, was man spreche, und nach dem folgenden Vorfall sollte man dies allerdings glauben. Er stand in großer Gunst bei der Mannschaft und war von jeher sehr gut behandelt worden; aber eines Tags, da er eben auf dem Verdeck lag, sagte der Kapitän: „Es kommt mich sauer an, aber ich muß Neptun erschießen lassen, denn er wird zu alt und schwach.“ Verstand der Hund diese Worte, oder erschreckte ihn nur der Ton, in dem sie gesprochen wurden? ich weiß es nicht, aber

gleich darauf sprang er über Bord und schwamm an ein Schiff, das neben dem Leander lag. Er wurde aufgenommen und blieb hier bis an seinen Tod. Durch nichts war er zu vermögen, wieder auf den Leander zurückzukehren; war er am Lande, und Jemand von der Mannschaft seines alten Schiffs kam ihm nahe, so machte er sich eiiends davon.

Sehr merkwürdig ist es, in welch großer Entfernung Hunde am Bord eines Schiffs Land wittern. Lange bevor ein Mensch eine Spur von Land entdeckt, geben die Hunde auf die unzweideutigste Weise zu erkennen, daß sie ein Vorgefühl davon haben. — Es ist allgemein bekannt, daß die Hunde, wenigstens manche Racen, sich, bevor sie sich niederlegen, mehrere Male im Kreis herumdrehen. Nun weiß man, daß viele wilde Thiere zu ihrem Lager vorzugsweise langes Gras aufsuchen, das sie niederdrücken und dadurch bequemer machen, daß sie sich zu verschiedenen Malen darin umdrehen. Die Gewohnheit unseres Haushundes scheint somit wirklich ein Ueberbleibsel aus seinem wilden Zustande zu seyn, und es ist dies sehr merkwürdig, als ein Beweis, wie fest der natürliche Instinkt des wilden Thiers noch nach tausendjähriger Zähmung haftet.

Unter mehreren neuen Beispielen, auf welch große Entfernungen und fast unbegreifliche Weise Hunde den Weg nach Hause finden, geben wir diesmal nur dieses. Ein Engländer reiste von Northumberland nach Amerika; er hatte einen Hühnerhund bei sich, verlor ihn aber bald nach seiner Landung auf der Jagd in der Umgegend von Baltimore. Einige Zeit darauf wurde der Bruder des Reisenden in Northumberland durch einen lärmenden Hund im Schlaf gestört; man ließ ihn ein und erkannte ihn alsbald als denjenigen, der die Reise nach Amerika mitgemacht hatte. Nach Jahresfrist kam der Eigenthümer zurück und ward von dem Hunde jubelnd begrüßt. Man brachte nicht heraus, auf welchem Schiff der Hund die Ueberfahrt gemacht, und wo er in England an's Land gekommen war.

Der folgende Fall beweist, daß der Hund gleichsam auch ein Zeitmaß haben muß. — Eine Londoner Familie war seit Jahren gewohnt, die Christtage bei Freunden in Guildsford zuzubringen; regelmäßig kamen sie den Tag vor Weihnachten zur Essenszeit an und hatten einen großen Wachtelhund bei sich, der bei beiden Familien in großen Gunsten stand. Nach etwa sieben Jahren entstand ein Mißverständniß zwischen den befreundeten Häusern, und die Einladung zu Weihnachten unterblieb. Am Tage vor Weihnachten, etwa eine Stunde vor dem Essen stand der Guilforder Mann am Fenster und rief seiner Frau zu: „Sieh, die Londoner haben sich eines Bessern besonnen; sie kommen, obgleich wir sie nicht eingeladen; dort ist schon Cäsar.“ Wie immer, kam der Hund in's Zimmer herauf, die Frau vom Hause rüstete die Betten, man wartete eine Stunde mit dem Essen, aber es erschienen keine Gäste. Cäsar blieb genau so viele Tage, als er gewohnt war, und trat sodann den Heimweg an. Der Briefwechsel, zu welchem dieser Vorfall Anlaß gab, führte die Aussöhnung der Familien herbei, und Cäsar stattete, so lange er lebte, in Gesellschaft seiner Herrschaft den jährlichen Besuch ab.

Ein Pächter, dessen Haus auf mehrere Meilen in der Runde ganz einsam lag, kam oft mehrere Tage nicht nach Hause, so daß die Seinigen Nachts nie auf ihn warteten. Eines Tags wurden sie durch ein furchtbares Gebelle des Haushunds, der immer in der Küche lag, aufgeschreckt. Man wollte ihn besänftigen; da er aber, immer kläglicher heulend, an der Thüre krazte, ließ man ihn hinaus. Nach einer Stunde kam der Herr des Hauses mit dem Hund, und erzählte, er sey in der Trunkenheit vom Pferd bis an den Hals in einen Graben gefallen. Unvermögend, sich heraus zu arbeiten, habe er sich am Rande gehalten, bis ihm vor Kälte — es war im Januar — die Sinne vergangen. Er erinnerte sich, daß er laut um Hülfe gerufen; der Hund hatte ihn beim Kragen gepackt und aus dem Graben gezogen. Es war dies etwa eine Meile vom Hause, und der Hund, der am Boden lag, mußte in der Stille der Nacht den Hülferuf seines Herrn gehört haben.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Als um Mittag die alte bischöfliche Clemence mit ihren kleinern Glockenschwestern den schönen Ruf in die Kirche ertönen ließ, zog die Stadt ganz freiwillig und ohne alle Mitwirkung der Regierung, ohne allen Befehl und Aufforderung ihr Festkleid an. Ueberall schlossen sich die Laden und Magazine, denn ihre Besitzer strömten mit tausend Andern nach den Kirchen, wo alle Genfer Kinder vom siebenten bis zum fünfzehnten Jahr, ohne Ansehen des Standes der Eltern, vereinigt waren, um aus den Händen ihrer Pfarrer die kleine Reformationsmedaille * und ein Exemplar der trefflichen kleinen

---

* Zwei Medaillen sind für dieses Fest geschlagen worden, beide in Paris, wo der Genfer A. Bovy, unstreitig jezt Europas ausgezeichnetster Medailleur, von der französischen Regierung schon den großen Preis dafür erhalten hat. Die große Medaille, bestimmt für die fremden geistlichen Deputirten und die andern Mitglieder der allgemeinen Versammlung, stellt auf der einen Seite dar: einen Altar und darauf die offene Bibel, rechts der Glaube, links die Vernunft, sich

Schrift des Pfarrers und Professors Cellerier über die Reformationsgeschichte in Genf zum Andenken an dies Fest zu empfangen. Es waren in den vier Kirchen über viertausend Kinder, alle festlich angethan und mit einer kleinen Bandschleife in den Farben der Republik (roth und gelb) bezeichnet. Unsere Kinder, die sonst immer so beweglich, zerstreut, schwer in Ordnung und bei Aufmerksamkeit zu erhalten sind, fühlten, daß es heute ein ganz anderer Kirchentag sey, wie sonst, daß er schwerlich für sie wiederkehren dürfte. Sie waren daher auf der Straße und in den Kirchen sehr gesammelt, wiewohl ihnen der Aktus der Vertheilung und Anrede hätte lang scheinen können. Sehr passend war das Orgelspiel und die zu diesem Zweck gedichteten und komponirten Hymnen, welche die Kinder einstudirt hatten und denen Chöre Erwachsener antworteten. Hierauf zogen die Kinder mit freudigen Blicken auf ihre Geschenke ab, und ihre Stelle nahmen die Eltern, Verwandten und Erwachsenen ein, welche mit ihren Geistlichen Dem danken wollten, der immer der Fels und die Festung der Republik gewesen ist.

Um vier Uhr versammelten sich die Kinder wieder an verschiedenen Stellen der Stadt; denn sie sollten zu schönen Festen ausziehen, welche die Besitzer großer Gärten und Landhäuser für sie angeordnet hatten, damit auch diese heitern Feste sie an den merkwürdigen Tag erinnerten. An ihrer Spitze ging volle Militärmusik; die Knaben zogen ihre Kanonen und Böller, und waren nach Fähnlein geschaart. Es war erfreulich, zu sehen, wie ausgezeichnete Pfarrer und echte Genfer Patrioten die Kinderzüge führten und rechts und links begleiteten; Aehnliches thaten Studenten der Akademie. Leider fiel starker Regen ein, als die Kinder schon an Ort und Stelle waren und auf weiten Rasenplätzen aßen und tanzten, Mädchen und Knaben besonders. Man hatte Mühe, die große Menge unter Dach zu bringen, und hie und da waren nicht nur alle Zimmer und Säle voll, sondern es mußten auch die Keller zu Hülfe genommen werden. Dies hinderte jedoch die Knaben nicht, Abends unter heftigen Regengüssen in derselben Ordnung wieder nach der Stadt zu ziehen und dabei ihre kleinen Lieder, Jeder das seinige, hören zu lassen, was gar komisch anzuhören war. Die kleinen Mädchen wurden zu Fünfzigen in Omnibus gepackt und nach Haus geführt, wobei freilich der schon durch den Regen eingeweichte Putz noch mehr in Unordnung gerieth. Die Mädchen behielten aber bei dem Allen ihre Heiterkeit und ihren frohen Muth bei. Es wurde sogleich beschlossen, daß dieses durch den Regen gestörte Fest einige Tage später bei schönem Wetter wiederholt werden sollte, damit die Kinder nicht zu kurz kämen; und so geschah es auch.

Der 22ste August hatte ganz den Kindern, der heranwachsenden Generation angehört. Es war Alles geschehen, damit sie auch im späten Lebensalter des schönen, für ihr Vaterland doppelt bedeutenden Jubiläums gedächten. Der Sonntag, 23ste August, sollte der herangewachsenen, reifen, kräftigen und der schwindenden Generation angehören. Die ersten Strahlen der diesmal herrlich und wolkenlos aufgehenden Sonne begrüßten unsere Glocken und schienen in ihren langsamen Akkorden das Genferische: post tenebras lux anzustimmen.

Schon lange vor dem Beginnen des Gottesdienstes war in den vier großen, neugeschmückten Kirchen kein Platz mehr zu finden; denn Jeder, der sie auch jahrelang nicht gesehen, fühlte doch heute einen besondern Zug dahin zur Feier der Reformation, die in Genf größere Bedeutung hat, als in Deutschland, da sie der kleinen Republik nicht allein Gedanken- und Religionsfreiheit gab, sondern auch neues politisches Leben und Daseyn, politische Unabhängigkeit vor dem drohenden Nachbar, und hierauf mehr Ordnung in der Verwaltung, Losreißung und Reinigung von der früher herrschenden Rohheit und Sittenlosigkeit. Wer hätte nicht wenigstens an diesem Tag den Blick und das Wort des Herzens dankend zu Dem richten wollen, der lange den kleinen Staat so wunderbar schützte und ihm nach zwölf traurigen Jahren unter fremder Zwingherrschaft wieder nationale Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gab? — Acht Stunden lang, von Früh acht bis Nachmittags vier Uhr waren die Kirchen immer gedrängt voll, und eine treffliche Rede, ein schöner Chorgesang folgte dem andern. Unsere Geistlichen zeigten sich überall in ihren Vorträgen des Tages würdig. In St. Peter, unserer Hauptkirche, von der 1532 Goulazeus erster Aufruf im Sinne der Reformation ausging, auf dieser ersten Disputationsarena zwischen Farel und Turbity, waren Sitze für die zweihundert fremde Geistlichen

---

vor ihr neigend, mit der Umschrift: Biblia fidei et rationi restituta, eine Sentenz, die den Protestantismus im Sinn der Genfer Kirche in sich faßt. Darunter steht: Liber apertus est qui est vitae. Apoc. XX. 12. Auf dem Revers der Medaille stehen die Köpfe und Namen der vier Reformatoren Genfs: Farel, Viret, Calvin und Theodor de Bèze, mit der Umschrift: Jubil. Ref. Genevae Ter Celeb. MDCCCXXXV. Diese Medaille hat 26 Linien im Durchmesser. Ausgezeichnet schön aufgefaßt und dargestellt sind in Haltung und Ausdruck die Gestalten des Glaubens und der Vernunft. Die Porträts sind nach Bildern auf der hiesigen Bibliothek. Gern hätte man auch Froments Kopf hinzugefügt, es findet sich jedoch nirgends ein Bild von ihm. — Die kleine Medaille, die zum Andenken an die Kinder vertheilt wurde, zeigt auf einer Seite die offene Bibel, mit den Worten: Biblia sacra, und dem Anagramma J. H. S., als Umschrift aber: Post tenebras lux; auf dem Revers bloß die Inschrift: 3e Jubilé de Réformation de Genève, 23. Août 1835.

bereitet, und ihre Gegenwart trug viel dazu bei, die Feier zu erhöhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Leben in der Provinz.

Diesseits sowohl, als jenseits Meaux sah ich, wie es mit den gewöhnlichen Kanälen in Frankreich steht. Wegen des trockenen Sommers hatten sie fast kein Wasser mehr, und konnten daher schon lange nicht mehr zur Schiffahrt dienen. Kanäle sind nicht das beste Verbindungsmittel in einem Lande, wo es oft an Wasser mangelt. Freilich sind nicht alle Sommer so heiß und dürr, als der lezte; indessen müssen doch auch die gewöhnlichen Sommer in den kleinen Kanälen Frankreichs wenig Wasser lassen. Uebrigens ist der Kanal bis Meaux mit vieler Sorgfalt angelegt; Baumpflanzungen beschatten seine Ufer, und neben Meaux ist ein kleiner Hafen mit zwei Magazinen zur Niederlage der ein- und auszuschiffenden Waaren. Zu Laferte zogen mehrere schwerbepackte Wagen mit auswandernden lothringischen Familien über die Landstraße. Alle waren guten Muthes, und hofften in Amerika ein Glück zu finden, wornach sie zu Hause vergeblich gestrebt hatten. Dagegen kam einige Tage später eine aus acht Individuen bestehende lothringische Familie von Havre zurück, die, weil sie kein Geld mehr hatte, sich nicht hatte einschiffen können, und nun im größten Elende, zerlumpt und bettelnd, wieder ihre alte Heimath suchte. Sie hatten ihre kleine Habe verkauft, um die Reise antreten zu können; allein das Geld hatte nur bis Havre gereicht, und nun besaßen sie nicht das Geringste mehr, und werden vermuthlich der Gemeinde zur Last fallen. Vielleicht thäte der Staat wohl, wenn er diesen Leuten das Auswandern durch eine Geldbeisteuer erleichterte, obschon ich überzeugt bin, daß es ihnen auch zu Hause nicht übel gehen würde, wenn man ihnen nur einigermaßen zu Hülfe käme. Uebrigens ist es auffallend, daß die einzigen Provinzen Frankreichs, aus welchen man nach Amerika auswandert, nämlich Elsaß und Lothringen, von germanischen Völkern bewohnt werden. Obschon auch im mittäglichen Frankreich manche Familie dürftig leben mag, so fällt es dort doch keiner ein, auf ihr Vaterland zu verzichten und ein anderes in einem entfernten Welttheile zu suchen; und geht man ganz Europa durch, so trifft man die Auswanderungslust hauptsächlich nur bei germanischen Völkern, d. h. in Deutschland und England; in lezterm Lande kann sie durch das Kolonialwesen geweckt worden seyn, warum wandern aber die Deutschen so gerne aus? Manches wirkt allerdings das Beispiel, und oft wandert man aus, weil Andere ebenfalls auswanderten. Dieses Beispiel wirkt aber in den Gegenden Frankreichs, welche die Lothringer durchwandern, gar nicht ansteckend; in der Champagne und Brie herrscht freilich große Wohlhabenheit, und fast jeder Bauer besizt sein eigenes Land, hat auch wohl noch ein Gewerbe dazu. — Obschon man befürchtet hat, nach Aufhebung des Vorrechtes der Erstgeburt werde das Land so zerstückelt werden, daß keine große Landwirthschaft mehr vorhanden, noch möglich sey, so hat bis jezt die Erfahrung das Gegentheil bewiesen. Es fehlt gar nicht an reichen Gutsbesitzern, welche im Stande sind, ihr Gut stets zu vergrößern und immer mehr Ländereien zu demselben zu ziehen. Ein solcher ist, wie oben erwähnt worden, der Bankier Rothschild; ein ähnlicher sizt zu Montmirail, der Herzog von Doudeauville, der bloß aus dem in seinen Waldungen gefällten Holze ein jährliches Einkommen von 60,000 Franken zieht, und der von seinem Schlosse herab nach allen Seiten nur ihm zugehörige Ländereien erblickt. Dieser Herzog lebt, wie so viele andere Hofleute aus der Restaurationszeit, auf seinen Gütern, und hat sich auch von den Wohlthätigkeitsvereinen, deren Vorstand er sonst war, fast ganz zurückgezogen. Für das Land mag diese Eingezogenheit so vieler reichen Landbesitzer nicht ohne Nutzen seyn; denn statt daß sie sonst ihr Einkommen großentheils in Paris verzehrten, lassen sie nun einen beträchtlichen Theil desselben in der Gegend, wo sie sich aufhalten. Montmirail ist eine von den kleinen Städten, die wenig Handel und Gewerbsfleiß besitzen, und sich daher auch wenig verschönern. Doch ist hier ein ziemlich starker Durchzug von Fuhrleuten, welche über Saarbrücken und Metz deutsche Waaren nach Paris bringen; auch kommen ziemlich häufig Handelskuriere durch, bloß um Börsennachrichten von Paris nach Frankfurt zu bringen. Gewöhnlich reiten diese nach der Börsezeit in Paris, das heißt nach vier Uhr, von dort ab und legen die zwei-und-zwanzig Lieues bis Montmirail in weniger als sechs Stunden zurück. Da die Post erst um sechs Uhr von Paris abfährt, so haben diese Kuriere einen bedeutenden Vorsprung vor derselben, und leisten daher den großen Handelshäusern, besonders dem Rothschildschen, einen wichtigen Dienst. Vielleicht schickt dieses Haus eben so viele, wo nicht noch mehr Kuriere ab, als die Regierung. So oft einer durchreitet, schließen die Leute auf der Landstraße, daß an demselben Tage ein bedeutendes Sinken oder Steigen der Staatseffekten auf der Börse zu Paris sich ereignet habe, und dies wird ihnen denn auch bald durch die Zeitung bestätigt. Die Pariser Journale trifft man überall; sie sind für einen großen Theil der Bevölkerung von Frankreich die Hauptlektüre, und da man sie sehr schnell bekommt, so können die Departementszeitungen gegen sie nicht aufkommen. Zwar fährt die Post erst, wie gesagt, am Abend von Paris ab; allein die Zeitungsexpeditionen haben mit manchen Diligencen, welche um sieben Uhr Morgens abfahren, die Uebereinkunft getroffen, daß diese die Zeitungspakete mitnehmen, so daß man zehn Meilen in der Runde gegen Abend die am Morgen in Paris erschienenen Zeitungen lesen kann, und die Nachrichten so gut weiß, als die Pariser. Für die Departementszeitungen sind die lezten Preßgeseze ein tödtlicher Schlag; da sie nur wenige Abonnenten haben, ausgenommen wenn sie in großen Städten erscheinen, so können sie die ungeheure Kaution nicht aufbringen, und müssen großentheils aufhören. Dadurch kommen die Pariser Journale noch mehr empor, und diese sind der Staatsgewalt weit gefährlicher, als die Zeitungen in den Landstädten, die etwa nur den Lokalbehörden lästig waren. Liberale Zeitungen findet man in den Landstädten weit häufiger, als legitimistische, die indessen immerhin noch eine bedeutende Anzahl von Lesern haben. Am wenigsten erblickt man ministerielle Blätter, das Journal des Débats ausgenommen, welches in literarischer Hinsicht noch immer geschäzt wird, und auch seiner Grundsäze halber sehr Vielen zusagt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 108 u. Intelligenzbl. Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Oktober 1835.

Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magischer Laterne.

Goethe.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend änderte sich die Gestalt des uralten Genfs. Das ernste, feierliche, religiöse Kleid vom Morgen, unter Glockenklang angethan, ward heiterer, lachender, farbiger, voll Leuchten, Glanz und Melodie. Weit auf standen die Pforten von St. Peter, und sein Inneres glich einem Feenreich. Ungeheure, mit Gase verhüllte Globen warfen ihr mattes Licht auf die gothischen Wände, Pfeiler und Galerien. Oben am Karnies lief eine Reihe Lampen hin, die in dieser Höhe nichts Störendes hatten, sondern wie eine Schnur Diamanten aussahen. Nur die Orgel war reich mit bunten Lampen beleuchtet. Tief im alten Chor der Kirche saßen die zahlreichen Sänger und Sängerinnen, die ein geistliches Konzert ausführten, in dem das herrliche Te Deum von Händel vorherrschte. Dirigent war unser Berstedt aus Braunschweig, der Schöpfer der hiesigen Kirchenmusik. Für den weiten Kirchenraum und die mit unvermeidlichem Geräusch darin immer hin- und herfluthende Menge waren jedoch der Sänger — wiewohl sehr zahlreich für Genf — viel zu wenig, und das geringe Volumen ihrer Stimmen drang nicht bis zum andern Ende der Kirche.

Während des Konzerts war es vollends dunkel geworden, und als wir aus der Kirche traten, überraschte uns auf dem St. Petersplatz ein taghelles Gewimmel von Lichtern und bunten Lampen in Reih und Glied, die sich an den Fenstern, Altanen und Kornischen der hotelartigen Häuser herum, hinauf und hinab zogen. Wir standen einige Zeit an, wo wir zuerst hingehen, oder wo wir uns eigentlich langsam hinbewegen lassen sollten. Da hörten wir zu Andern sagen: Venez au Bourg-de-four; c'est tout ce qu'il y a de plus joli. Also dorthin. Dicht bei dem engen Thor, das der burgundische König Gondebald, Genfs erster Gesetzgeber, erbaut hat, standen mehrere Wagen mit englischen Damen und jungen Herrn, welche den in dichten Massen von dem nahen St. Peter Herbeiströmenden das Weitergehen fast unmöglich, wenigstens gefährlich machten. Ich erinnerte mich gleich der Anmaßung und Unart dieser Leute beim römischen Karneval im Korso. In Rom trägt man dies aber geduldig, denn was ertrüge man da nicht von den studireichen Engländern? Hier aber trat ein wohlgekleideter Mann, der an dem einen Arm seine Frau und mit der linken Hand seine zwei Kinder führte, an den Wagen und sagte zu den Kutschirenden: Mesdames, vous devriez descendre de vos voitures et aller à pied comme nous autres; n'ayez pas peur, nous sommes tous en famille. Der Mann war einer unserer angesehensten

und reichsten Genfer, der mehrere Kutschen und die Pferde dazu hat, es aber für passender hielt, an diesem Tag unter seinen Mitbürgern zu Fuß zu gehen, wie die Aermsten; nur Fremde fuhren an diesem Tag. Dies fühlten jedoch die Engländer nicht, sondern befahlen ihrem Kutscher nur, von dieser engen Stelle wegzufahren. Aehnliches soll ihnen an mehreren Orten gesagt worden seyn, und ich weiß, daß sie sich am folgenden Tag bitterlich über die Genferische silliness und rudeness beklagt haben. Der ganze obere und untere Bourg-de-four war wirklich gar schön anzusehen. Da waren nicht allein alle Häuser, auch die schmalsten und kleinsten, vielfarbig von unten bis oben beleuchtet, sondern wie die gleichen Gedanken und Gefühle diesen Abend aus einem Haus zum andern gingen und sich gleichsam die Hand reichten, so zogen sich auch dicke Gehänge von bunten Lampen über die Straßen von einem Haus zum andern, und aus den Zweigen leuchteten viele wie kleine Baumgeister verstohlen hervor. Der Brunnen prangte als brillante Pyramide mit vielem leuchtenden Beiwerk. So schien der ganze Platz in gewisser Entfernung ein großes, festlich erleuchtetes Amphitheater. Wie armselig erschienen dagegen die großen, zum Theil pallastähnlichen Häuser der benachbarten obern Straßen und Plätze; denn diese waren nur gering mit wenigen Lampen beleuchtet oder ganz dunkel gelassen, deßgleichen das große Stadthaus, wo alle Regierungsbehörden ihren Sitz haben. Letzteres mußte freilich dem oben ausgesprochenen Grundsatz der Regierung treu bleiben; aber so viele Andere?

Herrlich zeigte sich dagegen die ganze untere und überrhonische Stadt. Da war in den langen, weiten rues basses, auf den Kai's und auf dem in der Genfer Reformationsgeschichte so interessanten Platz Molard, aber ganz besonders in St. Gervais, kein Haus, kein Häuschen, das nicht lustig von unten bis oben beleuchtet gewesen wäre; und doch wohnen in diesen Stadttheilen, besonders in dem letztern, viele unbemittelte, selbst arme Handwerkerfamilien. Daher hat St. Gervais — wo übrigens J. J. Rousseau seine erste glückliche Jugend verlebte — bei den andern Genfern, besonders bei den Leuten du haut einen übeln Leumund; die Kinder dieses Stadtviertels hatten auch ihr Fest in einem besondern Garten. Auf der Rousseauinsel spielte ein hübsches Feuerwerk, dessen Leuchtkugeln, Raketen, Feuerräder und Feuersonnen, aus dem Wasser widerstrahlend, einen gar lieblichen Effekt machten, wie Erinnerungen, die aus dem sechzehnten Jahrhundert Genfs in das neunzehnte herüberleuchteten. In allen Straßen waren passende Transparente mit guten Unterschriften angebracht, am häufigsten Calvins Brustbild. Selbst außer der Stadt leuchteten mehrere Landhäuser geschmackvoll mit weithin sichtbaren Lampenpyramiden auf den Dächern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

(Fortsetzung.)

Einer der interessantesten Punkte in der Naturgeschichte der Thiere, ist die verschiedene Weise, wie sie ihre Jungen füttern. Jeder Beobachter hat die Bemerkung gemacht, wie der den Eltern eingepflanzte Instinkt sie wunderbar das für die noch ganz schwachen, wie für die erstarkten Jungen passende Futter finden läßt. Die Fasanenhenne führt ihre eben erst ausgeschlüpfte Brut auf Wiesen zu Ameisenhaufen, später aber, wenn sie Sämereien ertragen können, auf Kornfelder. Sehr viele Vögel füttern ihre Brut in den ersten paar Tagen nur mit kleinen Würmern und Insekten, später mit immer größern. Bekanntlich legen viele Insekten ihre Eier in Substanzen nieder, welche die Entwicklung derselben befördern, und später der Larve als Futter dienen. Sehr interessant ist, was der berühmte Hunter von der Taube erzählt. Während des Brütens wird bei der Taube der Kropf allmählich viel weiter, seine Wände dicker als im gewöhnlichen Zustand; in diesem ist er dünn und häutig, aber kurz bevor die Jungen ausschlüpfen, erscheint er eigentlich drüsigt und weit blutreicher, zum Zweck der Absonderung des Stoffs, der den Jungen in den ersten Lebenstagen als Nahrung dienen soll. Tödtet man um diese Zeit eine Taube, so findet man in ihrem Kropf immer jenen Stoff, in Form einer weißen, geronnenen Materie, vermischt mit dem gewöhnlichen Futter des Vogels, Gerste, Wicken u. dergl. Läßt man die Jungen ätzen und untersucht dann ihren Kropf, so findet man denselben geronnenen Stoff darin, der sofort in den Magen übergeht. Einige Zeit wird die junge Taube allein mit dieser Substanz gefüttert, aber schon am dritten Tag zeigt sich etwas gemeines Futter beigemischt; das Verhältniß desselben steigt nun regelmäßig, und vom siebenten bis neunten Tag hört jene Absonderung im Kropf der Alten ganz auf. Merkwürdig dabei ist, daß die alte Taube jenen eigenen Stoff Anfangs ganz unvermischt heraufbringt, später aber ihn unwillkührlich in dem den Jungen zuträglichen Verhältniß mit gewöhnlichem Futter vermengt.

Jedes neue Beispiel von der Liebe der Thiere zu ihren Jungen unter ungewöhnlichen Umständen ist des Aufzeichnens werth. Die Selbstvergessenheit, die rücksichtslose Aufopferung sonst scheuer Thiere, wenn sie ihre Jungen bedroht sehen, ist oft im höchsten Grade auffallend und rührend. Im Park zu Richmond wurden Bäume gefällt, unter andern ein sehr hoher, in dessen Wipfel sich ein Eichhornnest befand. Das Geschäft ging sehr lärmend vor sich, aber das weibliche Eichhorn machte keinen Versuch, seine frisch geworfenen Jungen zu

verlassen, sondern blieb ruhig bei ihnen im Nest. Als der Baum stürzte, wurde es aus dem Nest geschleudert, doch nicht verlezt, und sofort mit den Jungen in einen Käfig gesperrt. Es säugte sie eine Zeitlang, fraß aber durchaus nichts; die Liebe zu seinen Jungen äußerte sich indessen bis zum lezten Augenblick, und es starb unter der Bemühung, ihnen so viel Nahrung zu verschaffen, als es im Stande war. — Ein Gutsbesitzer in Lincolnshire war eines Tags zu Pferde auf dem Feld und beaufsichtigte seine Pflüger, da sah er ein Rebhuhn aus seinem Neste schlüpfen, so dicht am Fuß eines der pflügenden Pferde, daß er meinte, die Eier müßten zertreten seyn. Dies war indessen nicht der Fall, und er bemerkte, daß die Eier ganz nahe am Ausschlüpfen waren. Kaum war er weg, so kam das Huhn zum Nest zurück. Beim nächsten Strich des Pflugs mußten nothwendig Nest und Eier in der Furche begraben werden. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er an den Fleck zurückkam und zwar das Nest, aber kein Huhn und keine Eier mehr fand. Er suchte umher und sah auch bald die Henne unter einer Hecke auf ein-und-zwanzig Eiern sitzen. Bis der Pflug wieder an die Stelle kam, waren etwa zwanzig Minuten vergangen, und in dieser Zeit hatte sie also, wahrscheinlich vom Hahn unterstüzt, die ein-und-zwanzig Eier etwa vierzig Ellen weit weggeschleppt.

Unter den neuen Geschichten aus dem Kapitel vom Nestbau ist wohl folgende die merkwürdigste. Bei einem Gutsbesitzer in Northumberland hatte sich eine Schwalbe den Winkel am Vorhause zum Nestbau ausersehen. Da sich aber hier nirgends ein Vorsprung als Stützpunkt für den Bau fand, so sah man die kleine Baumeisterin mit Material herbeikommen und daraus an beiden Wänden, nicht weit vom Winkel, eine Art Leiste bilden; sodann legte sie ein Stück Holz quer darüber, und in dem so gebildeten dreieckigen Raume konnte sie nun sicher fortbauen.

Manche Vögel müssen ein Ahnungsvermögen haben, mittelst dessen sie Gefahren oft lange voraus wittern, unter Umständen, wo wir gar nichts bemerken. Im Pfarrgarten zu Newcastle am Tyne fiel eine große, schöne Esche um. Den Jahresringen nach mußte sie sehr alt gewesen seyn. Dicht über der Wurzel war sie fast ganz verfault und im Innern kaum noch in der Dicke eines Arms gesund. Seit langer Zeit hatte alle Jahre ein Schwarm Krähen in der Krone des Baums genistet; sie mußten aber ein Vorgefühl von seinem bevorstehenden Sturze haben, denn etwa drei Jahre vorher verließen sie ihn ohne scheinbare Ursache und schlugen ihr Quartier auf einer benachbarten Esche auf.

*

Von der Schildkröte. — Im Sommer des Jahrs 1825 bezog ein Engländer ein Gut im Staate New-Jersey, das sein mütterlicher Ur-Urgroßvater im Jahr 1708 an sich gebracht hatte. An einem noch mit Urwald bewachsenen Hügel fanden die Arbeiter eine kleine, etwa vier Pfund schwere Landschildkröte, auf deren Brustschild die Buchstaben D. W. C., die Chiffre jenes Vorfahren, und die Jahrszahl 1708 eingegraben waren. Die Schrift war ganz deutlich, nur etwas auseinander gezogen und abgeblättert. Noch jezt ist es Brauch in Amerika, daß man in der Langeweile in Wald und Feld seinen Namen auf Schildkröten schreibt, wie die Verliebten in der alten Welt die Namen ihrer Gebieterinnen in die Bäume schneiden, und es ist wohl nach allen Umständen moralisch gewiß, daß jene Schildkröte schon vor 115 Jahren lebte. Wer weiß, wie alt sie damals schon war!

Ein englisches Kriegsschiff, das auf der Rückkehr nach Hause bei der Insel Ascension anlegte, nahm verschiedene große Schildkröten ein, unter andern eine, welche nur drei Tatzen hatte und daher beim Schiffsvolk Lord Nelson hieß. Es wurden ihr, wie gewöhnlich, mit dem heißen Eisen einige Buchstaben sammt Jahreszahl auf das Brustschild gebrannt. Das Schiff war sehr lang unterwegs, und in Folge davon wurden die Schildkröten krank oder starben. Bei der Einfahrt in den Kanal von England ward Lord Nelson, der dem Tode nahe schien, über Bord geworfen. Er mußte sich aber in seinem Element wieder erholt haben, denn zwei Jahre nachher wurde dieselbe Schildkröte in ihrer alten Heimath bei Ascension wiederum gefangen. Bedenkt man die ungeheure Strecke, und daß Ascension nur ein ganz kleiner Fleck im gewaltigen Ocean ist, so kann man sich nicht genug über den Instinkt wundern, mittelst dessen ein so schwerfälliges, scheinbar so beschränktes Thier den Weg in die Heimath fand.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Sprüche der Ueberlieferung.

1.

Sä' und pflanze früh und spät!
Wenn von dem, was du gesät
Und gepflanzt, ein Vogel frisset,
Ein Thierlein isset,
Denk, daß es ein Almosen ist,
Das du den Armen schuldig bist;
Es wird dir kommen zu Statten,
Vom Uebrigen wirst du ersatten.

№ 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. Oktober 1835.

— Keinen Tag soll man verpassen,
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen;
Er will es dann nicht fahren lassen,
Und wirket weiter, weil er muß.

Goethe.

Wie man in Paris bekannt macht.

1. Zeitungsannoncen. Prospektus. Anschlagzettel.

Die Kraft des Dampfes ist gewiß eine herrliche Erfindung; aber die Art, wie man in Paris bekannt macht, ist ohne Widerrede die wichtigste von allen, welche in unserm Jahrhundert aufgekommen sind. Weiterhin werde ich beweisen, daß ich nicht übertreibe. Die spezielle Eigenschaft dieser Bekanntmachungsart besteht darin, fortdauernd auf unsere äußern Sinne einzuwirken, unsern Ohren ununterbrochen dieselben Töne zu wiederholen, unsern Augen stets dieselben Buchstaben vorzuführen, kurz, auf dieselbe Weise zu wirken, wie alle langsamen und gleichmäßigen Kräfte, welche binnen einer gewissen Zeit ungeheure Massen in Bewegung setzen. Man macht sich im Grunde selten eine richtige und genaue Vorstellung von der Vortrefflichkeit und der unbedingten Macht, welche eine Maschine der Art auf uns auszuüben im Stande ist, gerade weil diese Wirkung unmerklich geschieht und sich so zu sagen in unser Gehirn einschleicht und einschmeichelt, nach Art jener Quellen, deren Wasser Tropfen für Tropfen durch den Felsen hervorsickert und am Ende einen reißenden Waldbach bildet. Fragt einmal den Trappisten, der alle Nacht gewaltsam aus dem Schlaf aufgeweckt wird, dem die heisere Stimme eines Mönchs unaufhörlich die Worte: „Bruder, Du mußt sterben!“ wiederholt, welcher jeden Morgen, wenn er aufwacht, am Fuß seiner Bettstelle die schrecklichen Worte: „Bruder, Du mußt sterben!“ an der Mauer angeschrieben erblickt; fragt ihn, ob jener fürchterliche Spruch auf die Dauer sich nicht auf unauslöschliche Weise seinem Geiste einprägt, ob der magische Schrecken und Schauer jener vier Worte, welcher ohne Unterlaß wie ein Hammer mit verdoppelten Schlägen an seine Einbildungskraft pocht, nicht am Ende darin Wohnsitz nimmt und sich darin festsetzt, wie ein Nagel, den man in's Holz schlägt. Und dieser Spruch: „Bruder, Du mußt sterben!“ ist in unserem Sinne die Zeitungsannonce, der Prospektus und der Anschlagzettel für den Orden der Trappisten.

Gehen wir also von da aus. Man ist jung und kommt fremd in Paris an; man hat einen schwarzen oder blauen Leibrock, eine leidliche Gestalt, glückliche Anlagen und den bescheidenen Wunsch, sich so hoch als möglich hinaufzuarbeiten. Das ist Alles sehr löblich und gut, aber nun muß man irgend einen Stand wählen, irgend eine Spezialität ergreifen. Wie aber auch die Wahl ausfalle, Maler, Musiker, Schauspieler, Architekt, Gelehrter oder Krämer, gleichviel, der allgemeine Lebenszweck ist, Geld zu gewinnen, und die Mittel dazu sind fast immer dieselben. Das Leben eines jungen

Menschen läßt sich in unsern Tagen in eine synthetische Formel bringen: andere Leute von sich sprechen zu machen, soviel als möglich von den hundert Posaunen des Rufs beschäftigen, in's große Horn stoßen und einige schreiende Mißtöne hervorbringen, welche in die Ohren dringen und die Vorübergehenden halb toll machen; das ist die ganze Sache.

Um nun zu diesem Endzweck in Paris zu gelangen, läßt man hier sich zuerst den Kopf sorgfältig frisiren, umpanzert sich das Gewissen mit dreifachem Erz, und legt namentlich, wenn man es je hatte, jenes feinere, deutsche Gefühl ab, nach Art der Bittsteller, welche, aus der einen Thüre hinausgejagt, zur andern sogleich wieder hereintreten. Vor Allem läßt man sodann eine Anzeige in die Zeitungen rücken, worin man den Schwamm seiner Eigenliebe bis auf den lezten Tropfen ausdrückt, und zwar wenn er eines Morgens recht stark geschwollen und voll war. Man schämt sich nicht, hier in den öffentlichen Blättern sein Standbild auf ein Piedestal so hoch als möglich zu stellen, damit es den Leuten in die Augen falle; man bindet sich darin einen Strauß von den prangensten Blumen, welche nur in den Treibhäusern des menschlichen Stolzes, Vorwitzes und Eigendünkels gedeihen, und vergißt ja nicht, sich einige Titel, und zwar wohlklingende, beizulegen und sich der mächtigsten und höchsten Gönnerschaften zu rühmen; kurz, man bläst sich die Backen mit Wind auf wie Aeolus und begießt seine Leser mit einem reichlichen, befruchtenden Thau von albernen, läppischen und unverschämten Redensarten. Ein solches Meisterwerk übergibt man nun irgend einem vielgelesenen Journale, welches einem gegen Erstattung der Einrückungsgebühren von 1 Frank 25 Centimes für die Zeile, nicht einmal, zweimal, sondern hundertmal, ja das ganze Jahr hindurch seine Spalten leiht und bereit hält. Dann läßt man das ausgestreute Samenkorn aufschießen, geht nach Hause und sorgt bloß dafür, daß man eine Wohnung mit einem Vorzimmer und eine eigene Klingel hat. Der Ruf und der Reichthum, diese beiden gütigen Feen, werden unverzüglich an eurer Thüre schellen.

Doch wenn dem Pariser auch gleich Anfangs ein günstiger Erfolg seiner Bemühungen zu Theil geworden ist, so läßt er seinen Eifer, seine Thätigkeit nicht erkalten; er überredet die Eigenliebe seiner neuen Freunde, es liege in ihrem Interesse, ihn anzupreisen und noch ferner zu rühmen, läßt rechts und links eine Masse Prospektus austheilen, verschafft sich ein Brevet d'invention, stiftet ein Journal, nimmt an einer Omnibusentreprise Theil, bezahlt ein Dutzend Zeitungsschreiber, miethet sich eine Loge in der großen Oper, begehrt endlich eine Audienz beim König der Franzosen oder reicht eine Bittschrift an die Deputirtenkammer ein. Vor Verlauf von sechs Monaten ist er ein gemachter Mann, hat 200,000 Franken in seiner Kasse und das rothe Band im Knopfloch. Das ist die Pariser Industrie, wenn sie es beim rechten Ende anzufassen weiß.

Viele Hunderte haben hier so und nicht anders ihr Glück gemacht. Ich will nur den weltbekannten Veron, den Direktor der großen Oper nennen, jenen Sultan, der so eben seine Krone niedergelegt hat, um fernerhin ruhig auf seinen Lorbeeren und von seinen 30,000 Franken jährlicher Renten zu leben, welche er in wenigen Monaten gewonnen und zusammengerafft hat. Die ganze Geschichte dieser 30,000 Franken jährlicher Renten ist folgende.

Bevor er Direktor der großen Oper wurde, war Veron Literat, und bevor er mit seinen Händen den literarischen Teig knetete, war er ein unbedeutender, sehr wenig bekannter praktischer Arzt, welcher gern viele Kunden und starken Zulauf gehabt hätte. Hartnäckigkeit ist heutzutage, und besonders in Paris, Genie. Veron spürte wenig Neigung, seine Krankenbesuche, zu drei Franken den Gang, noch lange fortzusetzen, und da er mit Händen und Füßen auf den Reichthum lossteuerte, machte er eines Morgens aus sich einen Apotheker und erfand als solcher die sogenannte pâte pectorale de Regnauld, was die leichteste Sache von der Welt war; jeder Stößer in einer Apotheke hätte diese Pâte verfertigen und erfinden können. — Nachdem nun die pâte pectorale erfunden war, mußte sie auch verkauft werden, und dafür wußte Veron wieder ein treffliches Auskunftsmittel. Er sezt zu dem Behuf einen weitläufigen Prospektus auf, wie er dergleichen später ebenfalls für die Revue de Paris und die große Oper anfertigte, füllt seine Taschen mit Fünffrankenthalern und läuft mit diesen und der Annonce zum Constitutionnel, zum Journal des Débats, zum Courrier und Gott weiß, wo sonst noch hin, so daß jeder Abonnent der obengenannten Zeitungen, wenn er die Anzeigen auf der vierten Folioseite seines Journals flüchtig durchlief, jeden Morgen dasselbe Detail, dieselbe schwülstige Lobhudelei von den bewundernswürdigen Eigenschaften der pâte pectorale de Regnauld wieder fand. Dieses Mittel befreite von Schnupfen und Katarrh, heilte geschwollene Drüsen, namentlich Mandeln, vertrieb Brustbeklemmungen, kurz, war gegen alle möglichen Uebel anwendbar und wirksam. Unmerklich gewöhnte sich der Leser an diesen Namen und versah sich aus Neugierde mit diesem famösen Heilmittel. Er wußte genau, wo man es verkaufte, so daß er es in vorkommenden Fällen auch wohl seinen Bekannten empfahl. Auf diese Weise debütirte Veron.

(Die Fortsetzung folgt.)

———

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

In diesen so festlich geschmückten Theilen der obern und untern nicht großen Stadt wogten gewiß an vierzigtausend geputzter Menschen umher; denn außer der ganzen Bevölkerung Genfs, die ihre Häuser leer stehen ließ, war hier ein großer Theil der Umgegend, Tausende aus dem Waadland und unzählige Fremde aus nah und ferne versammelt. Bald war man heiß und dicht gedrängt, bald konnte man wieder in bequemen Strömungen freier aufathmen. Ich bin überall hingekommen, ich habe überall stillgestanden, ich bin überall mit meinem zahlreichen Haus gegangen, ich kann also ein Wort mitreden, und ich rede es mit, indem ich versichere, daß mir nirgend in Europa bei einem öffentlichen, bei einem Volksfest ein so durchaus gehaltener, freier Anstand, eine solche Rücksichtsnahme, eine so würdige Ruhe neben warmer Heiterkeit, Brüderlichkeit und Gesprächigkeit vorgekommen ist. Es war durchaus das Fest einer gebildeten Familie, das Fest eines Hauses, in dem sich alle Bewohner kennen und gleich berücksichtigen. Kein überlautes Wort, keine in irgend einem Sinn unverständige Aeußerung, kein Schreien der Jugend, kein Drängen und Stoßen kam an diesem Abend vor. Alle gingen ruhig und freundlich an einander vorüber, die Bekannten sich schnell und traulich grüßend, die Unbekannten mit ruhigem Anstand. Kleine Kinder wanderten sicher neben großen Leuten, noch kleinere wurden von Müttern oder Vätern getragen, und gern machte ihnen Jedermann Platz, soviel es nur immer möglich war. Es war der große, helle Festsaal eines guten Bürgerhauses. Nur Eins fehlte, was doch bei andern europäischen Volksfesten gewöhnlich eine große und wichtige Rolle spielt — die Polizeisoldaten und die Waffengewalt. Von Beiden war nichts in den Straßen zu sehen, und nur aus Vorsicht, im Fall eines Unglücks, waren in der Arsenalhalle beim Stadthause einige dreißig Mann aufgestellt, die ihren Platz jedoch nicht verlassen haben.

Man wird fragen: woher diese schnelle Veränderung und Umgestaltung? Kaum ist's ein Jahr, daß der Genfer Korrespondent des Morgenblattes von schändlichen Volksscenen bei Gelegenheit eines dort dem helvetischen Konzert zu Ehren gegebenen Balles berichtete. Die Erklärung ist ganz einfach. Jene bösen Buben waren nach der vorgenommenen Untersuchung gar nicht aus Genf, sondern fast alle aus Carouge, und standen unter dem Einflusse eines pseudo-republikanischen Blattes, das damals hier erschien, nun aber seit mehreren Monaten aufgehört hat. Die Sache war angeordnet, um auf energische Art den Unwillen des Volks (!) über den hohen Eintrittspreis des Balles auszudrücken, eigentlich aber nur, um den Genfer Bürgern die Allgewalt des Republikanismus zu zeigen. Solche Demonstration, der alle Wege recht waren, auch die unsittlichsten, brachte aber sogleich ihr Heilmittel mit sich; denn diese Bürger verbanden sich fest und brüderlich unter einander zur Verhütung ähnlicher Auftritte, ja, es wäre denen schlecht ergangen, die sie noch einmal, gar am Jubiläum, hätten wiederholen wollen. Ueberdies hatten die Pfarrer in ihren Predigten und durch ihre Zusprache in Schulen und Familien viel dazu beigetragen, daß die jungen Leute die Weihe und Würde dieses echt nationalen Festes fühlten und recht davon durchdrungen waren.

Später, nach zehn Uhr, als hie und da die Lampenreihen schon merkliche Lücken zeigten, nahm das ganze Fest noch einen rührenden Familiencharakter an. Lange Tische wurden da schnell in den Straßen von St. Gervais, besonders in Coutance, längs der Häuser aufgestellt; im nächsten Augenblick waren die schmucken und geputzten Frauen und Mädchen schon mit mannichfachem Imbiß in reinlichen Körben und weißen Servietten zur Hand, die Männer trugen Weinbouteillen zu, aber mit Maß, denn man hatte sich das Wort darauf gegeben, anständig zu bleiben. Nun setzten sich alle Familien, groß und klein, aßen, tranken und stießen lustig die Gläser an. Da rief einer der Geachtetsten: „Mes amis! il nous manque ce que nous avons de mieux, nos bons pasteurs; allons les chercher!“ In einem Augenblicke waren die angesehensten Männer in der Höhe, die Röcke wurden wieder angezogen, und nun ging's zu den Pfarrern. Nur mit Mühe fand man Einen, den würdigen, allgeliebten Pfarrer Goty, einen der ausgezeichnetsten Kanzelredner Genfs. Als er in Coutance ankam, gingen ihm Alle begrüßend entgegen; es war ein allgemeines, herzliches Andrängen, alle Kinder wollten seine Hände, oder wenigstens einen Rockzipfel von ihm fassen. Da brach dem Mann die Stimme; er, der sonst so trefflich spricht, konnte jezt kein Wort hervorbringen, und doch war dies Schweigen so beredt, denn seine Rede sprach aus seinen Thränen. Es war eine Scene, der Farelschen und Fromentschen Zeit würdig, als das Volk diese Männer nach den Kirchen und Plätzen trug, damit sie ihm das lautere Wort Christi predigten. Aehnliche Scenen fanden auf dem Bourg-de-four und bei der Magdalenenkirche statt. Da standen offene Tafeln mit Wein und Erfrischungen für Jedermann unentgeldlich. Die Gastgeber waren bloß die Anwohner der Plätze, lange nicht Genfs wohlhabende Einwohner. Sie luden die Vorübergehenden freundlich zum Zulangen ein. Was half's ihnen aber? sie mußten ihr Gut selbst verzehren, denn Jeder dankte eben so freundlich, ging aber ohne Zusprache vorüber und erfreute

sich über die gastfreien Leute. Ich weiß nicht, in welchen Städten Europas Aehnliches geschehen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

Gesellschaftliches und Kunstleben.

Weimar vereint manche Elemente, um Jedem, der nicht durch den Schimmer des großstädtischen Treibens verwöhnt ist, einen angenehmen, genußreichen Aufenthalt zu gewähren und freundliche Erinnerungen darzubieten. Intelligenz und unverzärtelte Bildung, ein reger Sinn für alles Schöne, Offenheit und Biederkeit im geselligen Umgange sind die Hauptgrundzüge des hiesigen Lebens, die dem Beobachter wohlthuend begegnen. Man weiß, daß der Staat durch weise Grundsäze, liberale Konstitutionen, durch stetes Fortschreiten keine Gelegenheit verabsäumt, die Summe des Gesammtwohls zu mehren, daß die Regierung im einträchtigen Wirken mit den Volksvertretern nur einen Zweck, die Wohlfahrt des Vaterlandes, verfolgt. Hingebendes Vertrauen bildet daher einen schönen Zug im Charakter des Weimarischen Bürgers, und erklärt einen Theil der freundlichen Erscheinungen im hiesigen Volksleben. Die Erinnerung an die vielbesprochene Blüthenzeit Weimars unter Amalia und Karl August, den Unvergeßlichen, waltet unter den Einwohnern noch mächtig und belebend fort. Es ist anziehend und erquickend, wenn man aus dem Munde so manches schlichten Bürgers einzelne, in die Farben reiner Begeisterung getauchte Schilderungen, einzelne Züge vernimmt aus dem Leben jener Männer, die für Deutschland eine neue Aera, für Weimar eine glorreiche Epoche herbeiführten. Mit Wehmuth und gerechtem Stolze zugleich blickt der Weimarer auf diese Tage zurück, die auf fast alle hiesigen Verhältnisse so unverkennbar tief eingewirkt und die Bildung, die Humanität auf einen Höhegrad gebracht haben, der dem kleinen Weimar zur unvergänglichen Zierde gereicht. — Man hat dem Weimarer, besonders in der neuern Zeit, übermäßigen Hang zum Vergnügen vorgeworfen, eine Beschuldigung, die sich schwerlich im Allgemeinen und im Hinblick auf andere Residenzen rechtfertigen läßt. Der Kern der Einwohnerschaft bewahrt jene Einfachheit, die, den Freuden der wahren Geselligkeit nicht abhold, Extreme fast unwillkührlich vermeidet. Auch das den höhern Ständen, besonders dem Adel, zum Vorwurf gemachte Abschließungs- und Absonderungssystem schwindet immer mehr, und räumt unverkennbar nach und nach den durch die Anforderungen der Zeitverhältnisse gebotenen Rücksichten der Humanität das Feld. Weimar besizt, unter dem Schuz weiser Geseze, der Einrichtungen und Institute zur Verbreitung gemeinnüziger Kenntnisse, zur Beförderung der Wohlthätigkeit, zur Bildung des Volks, Belebung und Hebung der Industrie, zur Läuterung des Geschmacks und Kunstsinns verhältnißmäßig so viele, daß es sich mit größern und reichern Städten in die Schranken stellen kann.

Die Freuden der Geselligkeit beginnen nunmehr, mit dem Eintritt des Herbstes, ihren Kreislauf von Neuem. Das noch dem Sommer angehörige beliebte und in der Regel jährlich wiederkehrende sogenannte Volksfest, das Vogelschießen, zeigte auch diesmal nichts besonders Merkwürdiges. Es ist ein Vergnügen, nicht für eine bestimmte Klasse des Volks, wo diese den Akteur, die übrigen Stände die bloßen Zuschauer abgeben, sondern ein Vergnügen für alle Klassen und jedes Alter, ähnlich den meisten Lustbarkeiten gleichen Zwecks in andern Städten. Eine unbefangene, gemeinschaftliche, aber nicht gemeine Fröhlichkeit schlägt während der zehntägigen Dauer des Festes gewöhnlich ihren Siz auf und verdrängt, wenigstens momentan, manche Sorge, wenn auch vielleicht hin und wieder auf Kosten mancher schwer erworbenen Ersparniß. Ein besonderes Interesse dagegen bot in diesem Jahre die, wie immer, am 5ten September, dem Geburtstage Karl Augusts, eröffnete **Kunstausstellung**, ein Institut, das, so wie viele andere, dem genannten hochherzigen Fürsten sein Daseyn verdankt. Ursprünglich weniger für die Werke eigentlicher Meister vom Fach, als hauptsächlich zur Belebung des Eifers der Zöglinge des freien Kunst- und Zeicheninstituts bestimmt, gewann die Anstalt doch bald an Umfang, Bedeutung und Gehalt, indem sie beide Zwecke, einestheils Erweckung, Läuterung und Fortbildung des allgemeinen Kunstgeschmacks durch Darlegung tüchtiger Werke im Felde der Malerei, Skulptur und Architektur, Aufmunterung des wahren Talents, anderntheils Ueberzeugung des Publikums von den Fortschritten der Schüler der erwähnten Anstalt, vereinte. Der Einfluß **Schorns** auf beide Kunstinstitute hat sich in der kurzen Zeit seines Hierseyns schon so unverkennbar wohlthätig bewährt, daß sich von der fernern Leitung dieses geistreichen Mannes für das Ganze nur das Beste versprechen läßt. Die diesjährige Ausstellung liefert den Beweis, was reger, ernster Wille und Begeisterung für die Sache, bei verhältnißmäßig geringen Mitteln, vermag, eine Erscheinung, die überhaupt in Weimar nicht zu den Seltenheiten gehört. — Eine detaillirte Darstellung der einzelnen Werke, welche die Kunstausstellung gebracht hat, liegt außer dem Zwecke dieser Blätter. Darum sey nur kurz und flüchtig des Erwähnenswerthesten gedacht. Den auswärtigen Verbindungen des Hofraths Schorn verdanken wir diesmal mehrere treffliche Werke aus der Düsseldorfer und Münchener Schule; namentlich gereichen die Mährchenerzählerin, vom Professor Hildebrandt, ein Meisterstück in Idee, Ausführung und Kolorit, der unzufriedene Trinker, von Franken in Düsseldorf, König David, von B. v. Hopfgarten daselbst, der Hochzeitsmorgen im bayrischen Hochlande, von Peyl in München, ein Hirtenknabe beim Frühstück, von Mende in München, ein Invalide, der seine Thaten erzählt, von Engelhardt in Nürnberg, die schlummernde Tochter, durch die Mutter überrascht, von Kreul daselbst; unter den Landschaften mehrere von Heinel und Klein in Nürnberg, von Scheins in Düsseldorf, Brandes in Braunschweig, Ahlborn in Berlin, Mosch in Liegnitz, Jagdstücke und ein Fruchtstück von Brockhoff in Hildesheim, der Ausstellung zur Zierde, und zogen immer eine große Anzahl theilnehmender Beschauer an. Nicht weniger tüchtige, werthvolle Werke haben die einheimischen Künstler beigesteuert: so die höchst talentvollen Landschaftsmaler Preller und Kaiser, auch die geschickte, sinnige Historien- und Porträtmalerin Luise Seidler und der Genremaler Remde aus Weimar, jezt in Dresden, welche fast jährlich Beweise ihres schönen Talents liefern.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Oktober 1835.

Den süßesten Schlaf und Träume schönster Ahnung,
Die je gekommen in ein müdes Haupt,
Hab' ich gehabt. —

Shakespeare.

Gedichte von K. F. Hebbel.

Offenbarung.

An Sie.

Auf deinem Grabe saß ich stumm
In lauer Sommernacht.
Die Blumen blühten rings herum,
Die schon dein Grab gebracht,
Und still und zauberhaft umfing
Ihr Duft mich, süß und warm,
Daß ich in sanftem Weh verging,
Wie einst in deinem Arm.

Und meine Augen schloßen sich,
Vom Schlummer leicht begrüßt,
Und auf den Rasen legt' ich mich,
Der deinen Staub verschließt.
Es war mir so, als küßtest du
Zu himmelschönem Tod
Mir selbst die müden Augen zu,
Was dir kein Gott verbot.

Was ich geträumt, ich weiß es nicht;
Ich ahne es nur kaum,
Daß du, ein himmlisches Gesicht,
Mir nahe warst im Traum.

Doch, was dies flücht'ge Wiedersehn
Geschafft in meiner Brust,
Das kann die Seele wohl verstehn,
Die keimt in neuer Lust.

Du hast der Dinge Ziel und Grund
An Gottes Thron durchschaut,
Und thatest kühn mir wieder kund,
Was dir der Herr vertraut.
Und wenn das große Lösungswort
Gleich mit dem Traum verschwand,
So wirkt es doch im Tiefsten fort,
Gewaltig, unerkannt!

Auf ein schlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst —
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst?

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr später brachte Veron die Revue de Paris in Aufnahme, bezahlte seine Autoren in Bankbillets von 1000 Franken, und warf der erstaunten literarischen Welt Namen von Ministern und Pairs, die in den Reihen seiner Journalisten dienten, an den Kopf. Das Mittel wirkte drastisch; von der Ankündigung der Revue de Paris datirt sich die Erscheinung des buttergelben Umschlags, welchen die fashionablen Leser seit einigen Jahren günstigst und gnädigst adoptirt haben. Durch die Revue de Paris hatte Veron sich schon an die untersten Zweige des Baums in der Rue Lepelletier angeklammert, und einem so erfindungsreichen Kopfe konnte es nicht fehlen, daß er bald den Gipfel desselben erstieg. Er schaffte sich die schönste Equipage in ganz Paris an, wurde Gevatter von Mademoiselle Taglioni und der Cherubin von allen Pariser eleganten Schönen, gab prächtige Mahlzeiten und brillante Soiréen, umringte sich mit einem Hof von Künstlern und Feuilletonisten, deren Eifer und Journalartikel er splendid bezahlte; mit einem Worte, Veron verstand sich auf das Mittel, die Stummen sprechen, die Blinden sehen und die Tauben hören zu machen, so daß er in wenigen Monaten ein gemachter Mann war.

Didier, der Erfinder der Moutarde blanche, welcher seinen Laden in der Galerie d'Orleans des Palais-royal hat, soll gegen 200,000 Franken ausgegeben haben, um seinem Heilmittel Publizität zu verschaffen. Ja, er hat noch mehr gethan, und ein eigenes Journal gegründet, das nur dazu bestimmt ist, von den Wunderkuren seiner Moutarde blanche zu sprechen. Höchst selten verunglückt eine solche Ankündigung, und ich weiß mich nur eines solchen Falls zu erinnern: der Prospektus des Vicomte Botderel über die Omnibus-restaurans ist zu Wasser geworden, obschon, wie es heißt, die Unternehmung noch nicht ganz aufgegeben ist.

Die Pariser Kaufleute und Handwerker wenden dieselben oder ähnliche Mittel an, um Käufer herbeizulocken und Geld zu verdienen. Wenn der Kaufmann hier seine tägliche Einnahme sich verringern, seine alte Kundschaft und das große Publikum anderswohin gehen und sich selbst dadurch in die Nothwendigkeit, mit seinen Gläubigern zu liquidiren oder zu falliren, versezt sieht, nimmt er zu außerordentlichen Hülfsmitteln seine Zuflucht. Acht, vierzehn Tage lang läßt er die Quais, Boulevards und belebtesten Straßen der Hauptstadt mit sogenannten Prospektus überschwemmen, welche anzeigen, daß die grands établissemens des trois Sultanes, du Vampire oder des vêpres siciliennes geschlossen und die in diesen „unermeßlichen Magazinen“ aufgehäuften Waarenvorräthe wegen Auflösung der Handlung (par cessation de commerce) mit bedeutendem Rabatt, nämlich dreißig Prozent unter dem Fabrikpreise verkauft werden sollen. Das Publikum, froh, im Schiffbruch eines Handelsmanns sich wohlfeil versehen zu können, strömt in Masse herbei. Dank diesem stürmischen, egoistischen Eifer, welcher oft durch Gensdarmerie gezügelt werden muß, räumt der Kaufmann seine sämmtlichen fonds de boutique auf; Alles, was er seit Gründung seines Magazins an alten, aus der Mode gekommenen, verlegenen, verschossenen Waaren aufgehäuft hat, verschleudert er ballenweis um einen Spottpreis an die zahlreichen Käufer, welche sich vor seiner Ladenthüre drängen und Rippenstöße austheilen. Wenn der alte Waarenvorrath auf diese Weise ausgeleert ist, schließt der Kaufmann sein Gewölbe, läßt es neu anstreichen und vergolden, schafft sich neue Waarenvorräthe an, ändert sein Schild und läßt frische Prospektus austheilen, worin er dem verehrlichen Publikum ankündigt, daß die Eröffnung der grands magasins de la Dame blanche, de Robert Macaire oder de la Juive unwiderruflich auf den und den Tag festgesezt sey. So hat sich sein Magazin gleichsam neu gehäutet; er fängt seinen Handel gleichsam wieder von Neuem an, kann es seinen Nebenbuhlern zuvorthun und läßt es in der Zukunft auf Gott und das Handelstribunal ankommen.

Kein deutscher Buchhändler, kein deutsches Journal, kein deutscher Sprachmeister versteht die Kunst des Aufschneidens besser, als der Pariser Kaufmann und Handwerker in seinen Prospektus. Wie einfach und doch verlockend zugleich sind schon die Benennungen: „magasins à prix fixe und maisons de confiance? wie verführerisch und perfid lauten alle jene Anzeigen von unmöglichen Waaren zu so niedrigen Preisen, daß sie selbst die Erwartungen des ärmsten Lumpensammlers und des schmutzigsten Geizhalses übertreffen? Il faut le voir, pour le croire, heißt die banale Formel in dieser Hinsicht. Es ist nicht wohl möglich, den Prospektus eines neuen Journals, die Annoncen von der Einrichtung eines neuen Instituts und die Einladung zu irgend einer Subscription in listigern, geschmeidigern und schmeichelhaftern Ausdrücken abzufassen, als es in jenen tausend und aber tausend weißen, grünen, blauen, rothen und gelben Papierstreifen geschieht, welche einem hier am Ausgang aus jeder belebten Passage, an jeder Straßen- und Marktecke tagtäglich aufgedrungen werden. Wir lassen einige Proben davon folgen. Ein Marchand mercier, welcher in der Rue Saint-Denis ein Magasin au grand Mogol etablirt hat, kündigt seine neue Erfindung der Gigots-Zephir, das Stück zu 2 Fr. 75 Cent. folgendermaßen an: Cette charmante innovation a pour

agrément d'être d'une solidité complète et parfaite ; leur légèreté et leur grande souplesse offrent un avantage qu'aucun autre gigot n'a eu jusqu' à présent; ils ne font aucun bruit et ne cassent jamais lors d'une pression telle forte qu'elle puisse être, et reprennent de suite leur forme primitive; ils soutiennent la manche avec cette élégance, qui ne laisse rien à désirer. Zum Schluß folgen verschiedene Abbildungen vom Gigot-Zephir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Beschluß.)

Späterhin bildeten sich Runden, die heiter und lustig, aber mit Sitte bis gegen Morgen um die erleuchteten Brunnen tanzten, deren Lampen zwar nach und nach matt wurden und erlöschten, nicht aber die Freude und Lust der Nachbarn und Nachbarskinder, sich so zusammenzufinden. Es war das ganz wieder wie zu Jean-Jacques Zeiten, wo auch oft die Einwohner eines Quartiers Runden um ihren Brunnen tanzten.

Es wurde jedoch an diesen öffentlichen Festmalen und Tänzen etwas gesehen, was Rousseau in seinem Genf doch nie erlebt hat, nämlich die echte christliche Art, wie sich dabei lang entfremdete, in offenem oder geheimen Haß mit einander lebende Familien einander näherten, sich die Hände boten und mit einander versöhnten, um das Reformationsfest würdig zu begehen. Dergleichen geschah aber nicht nur in Genf, sondern auch in den umliegenden Dörfern, Gemeinden und Bezirken, wo die wohlhabenden und reichen Genfer Familien, die da Güter besitzen, Alles thaten, um den benachbarten Landleuten, besonders auch ihren Kindern, einige frohe Tage zu machen.

Der Montag (24ste) war weniger vom Wetter begünstigt, sonst würde er nicht bloß heiter an Freude, sondern auch durch Lampen und Lichter hell geworden seyn. Des Morgens war wieder eine geistliche Konferenz, wo mit neuer Wärme die großen Fragen der Zeit in Beziehung auf kirchliche Freiheit, Reinheit, Einfalt und Würde besprochen wurden. Merkwürdig war dabei besonders der reine, glühende Eifer der Geistlichen aus dem südlichen Frankreich, die dadurch an Farel, Froment und Calvin, ihre Landsleute, erinnerten. Möchten doch die wenigen, geistig sich erneuenden Franzosen auf solche Stimmen hören! Am Abend sollte in der Dunkelheit ein schönes Fest folgen. Alle unsere großen und kleinen Schiffe, Dampfboote, Barken, Schaluppen und Kähne waren bereits mit bunten Lampen erleuchtet, das Dampfboot zu begleiten, das die fremden Geistlichen und die Mitglieder des Genfer Konsistoriums von Secheron, wo sie zu Mittag aßen, nach der Stadt zurückführen sollte. Ueberdies sollte wieder der große Kay und alle die Straßen erleuchtet werden, durch die der Zug nach Hause ging; aber anhaltende Regengüsse vereitelten Alles. Die wenigen Lampen und Lichter, welche sich herauswagten, gingen sogleich wieder aus.

Dieser Festessinn dauerte noch die ganze Woche in Genf fort, weniger öffentlich, als in kleinen Vereinen. Nur Donnerstags war ein billiger Nachtrag für die Kinder. Hier zogen sie, aber diesmal beim schönsten Wetter, geputzt, in Reih und Glied, unter Musik und Fahnenschwingen auf den herrlichen, mit Bäumen umgebenen Rasenplatz auf Plainpalais, um hier in schönen Gruppen Kuchen, Wein u. s. w. einzunehmen. Später bildeten sich Reigen, Runden und Tänze, ja, diese würden noch länger gedauert haben, wenn nicht mit einbrechender Nacht die Luftballons mitten auf dem Rasenplatz sich immer mehr gedehnt und gebläht hätten. Bald darauf flog einer nach dem andern auf; es waren ihrer vier, sie kulminirten stolz eine Zeitlang und zogen dann, immer kleiner werdend, hinüber nach Savoyen und Frankreich, die Genfer Wappen, Farben, Embleme und freisinnige Inschriften leicht mit sich durch die Wolken tragend, hinter denen sie manchmal verschwanden. Hierauf begann ein lustiges Feuerwerk, und dieses sprühte, leuchtete und blitzte noch, als die Kinder unter Musik seelenvergnügt wieder in die Stadt zogen und müde, wie sie waren, eilig zu Bette gebracht wurden, wo sie das schöne Fest wieder anknüpften und fortträumten.

Die sehr bedeutenden Ausgaben für diese Feste, für den Druck der Reformationsschrift in so vielen Tausend Exemplaren, für die Medaillen, für die neue Dekoration aller Kirchen u. s. w. waren durch Privatbeiträge zusammengebracht, an denen der Staat nicht den geringsten Antheil hatte.

So schloß sich dieses Fest, vom ersten Glockenton an bis zum lezten Kinderjauchzen als reiner Abdruck des Volksgemüths, so schloß sich das Fest, vor dem so manchen Zitterern so bange gewesen war. Aber nicht bloß Genfer Reformirte hatten daran Theil genommen, sondern auch eine Menge verständiger und aufgeklärter Katholiken. Sie sahen darin nicht, wie die Zeloten, eine Beleidigung ihrer Kirche, wie sie jezt ist, sondern nur die Reminiscenz an das, was sie 1535 war, und wie sie solche jezt selbst nicht dulden würden. Sie erblickten darin auch lange nicht bloß ein kirchliches, sondern mehr ein Nationalfest. Darum hatten sie, wenn gleich ihre Kinder fehlten, doch als echte Genfer, als echte Bürger, als echte Republikaner durch reiche Gaben daran Theil genommen.

Dr. Ch. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Theater.

Aus dem Gebiete der Skulptur verdienen die Porträtmedaillons von Tiek in Berlin, David in Paris, die Büste Cuviers, von Mertieux in Paris, die Jungfrau Lorenz von Tangermünde auf ihrem Hirsch, von Rauch in Berlin, und mehrere Reliefs von Henning in London, ein Onyx mit dem erhaben geschnittenen Kopfe des Herkules und eine Anzahl Muschelkameen von Angelika Facius aus Weimar, und endlich einige Medaillons von A. Straube, ebenfalls von hier, vorzugsweise Erwähnung. — Es ist erfreulich, daß die von Schorn zur Verloosung mehrerer werthvollen Gemälde eröffnete Subscription allseitige Unterstützung findet. — Ein Gewinn für das Publikum und ein wesentlicher Fortschritt ist die jezige Einrichtung, wornach die Gemäldegalerie und die damit verbundene reiche Kupferstichsammlung an einigen Tagen der Woche geöffnet ist. Wenn auch die erstere mit den berühmten ähnlichen Sammlungen in Dresden, München ꝛc. eine Parallele nicht aushält, weder was die Zahl, noch was den Gehalt der Kunstwerke betrifft, so enthält sie doch manch schönes Stück, das auch größere Sammlungen schmücken würde, namentlich von Lukas Kranach, Holbein, aus der niederländischen Schule (Rubens, van Dyk, de Fries), von Caravaggio, Tischbein, Stieler und Jagemann; ganz vorzüglich aber sind es die vortrefflichen Handzeichnungen des genialen Carstens, welche der hiesigen Gemäldegalerie einen eigenthümlichen Werth verleihen.

Wenn wir von Anstalten zur Beförderung des Kunstsinns in Weimar sprechen, dürfen wir das **Theater** nicht unerwähnt lassen. Dieses Institut hat im Verlaufe der neuern Zeit so verschiedenartige Beurtheilungen erfahren, daß einige unbefangene Worte zu dessen richtiger Würdigung wohl am Plaz seyn dürften. Die Behauptung, daß die Weimarsche Bühne noch auf der Kunsthöhe stehe, welche sie unter Schiller und Goethe auszeichnete, wäre eben so einseitig, übertrieben und unwahr, als die andere, daß sie in der Periode ihres Glanzes ohne allen Einfluß auf den Zustand des deutschen Theaters überhaupt geblieben sey. Daß die jezige Zeit dem echten Gedeihen des leztern nicht besonders hold, daß der reine, geläuterte Kunstgeschmack zum guten Theile der sinnlichen Genußsucht gewichen, daß an die Stelle weiser Einfachheit und inneren Gehalts äußere Verschwendung getreten sey, sind längst gewohnte und, wer wollte es leugnen? nicht ungerechte Klagen. Der Mittel, dem gesunkenen Bühnenzustande wieder aufzuhelfen, sind viele in Vorschlag gebracht, wenige angewandt worden; namentlich hat es die wahre Kritik, bei allen ihren redlichen Bestrebungen, im großen Ganzen noch nicht dahin bringen können, den Direktionen die Wahrheit eindringlich genug zu machen, daß nur dann eine bessere Epoche des deutschen Bühnenwesens zu erzielen und hervorzurufen sey, wenn das Publikum zur Kunsthöhe herangezogen, nicht aber dem verwöhnten Geschmacke des großen Haufen länger gehuldigt, wenn der deutsche Dichter durch Sicherstellung seines geistigen Eigenthums ermuthigt und in den Stand gesezt werde, mit jener Freudigkeit und hingebenden Begeisterung für die Sache zu wirken und zu schaffen, die des Erfolgs gewiß ist. Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo diesen dringenden Bedürfnissen Abhülfe geschieht, wo der Deutsche auch in dieser Beziehung anfängt, wieder deutsch, wieder selbstständig zu werden. Daß dann auch Schauspieler erstehen, Bühnenkünstler in der edlern, würdigern, einzig wahren Bedeutung des Worts, unterliegt keinem Zweifel, und während wir jezt nur vereinzelte, spärliche Erscheinungen erblicken, wird eine bessere Periode frische, tüchtige Kräfte erwecken, pflegen und zeitigen, die jezt schlummern oder im Gewühle verflachen und untergehen. Der Kunstfreund wird es der Verwaltung des Weimarschen Theaters aufrichtig Dank wissen, daß sie, die Mängel des deutschen Theaters erkennend, das rüstige Streben zeigt, denselben nach Maßgabe ihrer Kräfte so viel möglich Abhülfe zu verschaffen und dem Institute seinen alten, wohlerworbenen Ruhm zu erhalten. Das vorherrschende Prinzip der hiesigen Bühnenleitung ist: Festhalten an dem guten Alten neben Fortschreiten mit dem Geist der Zeit, Veredlung des Kunstgeschmacks durch öftere Darbietung der Werke deutscher Meister, weise Benuzung und rechte Anwendung der gegebenen Mittel. Sie hat sich von der verderblichen Ueberschwemmung mit zum Theil seichten Produkten des Auslandes bis jezt ziemlich frei zu halten, und im Ganzen richtige Auswahl darunter zu treffen gewußt, auch dadurch unverkennbar günstig auf das Publikum gewirkt, daß sie in der Regel nur den bessern neuern Werken einen dauernden Plaz auf dem Repertoire einräumt. Wenn auch vielleicht denjenigen, welche meinen, die Raupachsche Muse werde, wie in Berlin, so auch in Weimar, theilweise über Gebühr gepflegt und begünstigt, nicht ganz Unrecht zu geben, und wenn die zuweilen hier öffentlich ausgesprochene Behauptung: Raupach gehöre den größten Dichtern aller Jahrhunderte an, eine arge Uebertreibung ist, so läßt sich doch, in Betracht der jezigen Sterilität auf dem Felde der dramatischen Literatur Deutschlands, die möglichst umfangreiche Benuzung des vorhandenen wenigen Einheimischen einer Anstalt nicht zum gegründeten Vorwurfe machen, welche, wie die hiesige, dem Andrang des Fremden Schranken zu sezen sucht. Das Weimarsche Theater, unter der Leitung eines vielseitig gebildeten Mannes, wie der jezige Intendant, Obermarschall von Spiegel, nimmt unter den Kunstanstalten unsers deutschen Vaterlandes sicher einen ehrenvollen Rang ein und steht, was das, der hiesigen Bühne stets vorzugsweise eigen gewesene Zusammenwirken der einzelnen Kräfte zu einem Totale betrifft, noch immer als Vorbild da. Daß übrigens die Weimarsche Bühne nicht die lezte seyn wird, welche zu Schillers Denkmal ihre Beisteuer liefert, läßt sich nicht bezweifeln.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 249:
Destillirkolben.

Räthsel.

Nach dem Lateinischen des Lactantius. (Symposion.)

Ich leb' auf großem Fuß,
Doch hab' ich nur den Einen;
In meinem großen Kopf
Verberg' ich meine Kleinen;
Mein Kind ist auch der Schlaf,
Doch müßt ihr ja nicht meinen,
Ich sey in ihn verliebt:
Ich selbst — ich habe keinen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Oktober 1835.

Wagner. — — Die Welt, des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.
Faust. — Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Goethe.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

Der Streit zwischen der Philosophie oder Spekulation, welcher Name in neuern Zeiten vorgezogen wird, und dem gemeinen Menschenverstand oder dem unphilosophischen Bewußtseyn, ist so alt, als die Philosophie selbst, und wird, wie mancher Reichskammerprozeß, nur dadurch beendigt und erledigt werden, daß das Reich — der Welt — aufhört. Wir sind jedoch weit entfernt, ihn für einen Streit um des Kaisers Bart zu halten, und wollen unser Interesse daran dadurch an den Tag legen, daß wir die gegenseitigen Anklagen beider anhören und ihre Ansprüche abwägen.

Gegen die Spekulation berief sich der Menschenverstand — man erlaube uns die beiden Parteien einigermaßen zu personificiren — auf jenes alte Wort: es sey nichts von einem Fieberkranken im Delirium gefaselt worden, was nicht auch ein Philosoph behauptet hätte; er berief sich auf den beständigen Wechsel der Systeme, deren jedes, seinen Vorgänger stürzend, sich selbst für untrüglich und unwiderleglich erklärte, bis es auch wieder einem siegreichen Nachfolger den Thron einräumen, das Scepter übergeben mußte; er berief sich darauf, daß die Koryphäen und Wohlthäter der Menschheit, die Ordner der Staaten, die Gesetzgeber, die Helden keine Philosophen waren. Die Masse von Begriffen, Einsichten und Kenntnissen, welche unter der Menschheit verbreitet ist, sey, so behauptet er, nicht ein Geschenk der Spekulation, sondern eine Tradition des Menschenverstandes, der immer fortschreitend, seine Erfahrungen erweiternd, ihre Resultate berichtigend, die Thatsachen der Natur, der Geschichte, des äußern und innern Lebens sammle, und unbefangen auf einem Wege, der Allen nicht eben stiefmütterlich Ausgestatteten zugänglich sey, der Wahrheit nachgehe, ohne jene überschwänglichen Flüge in's Blaue zu wagen, deren Gewinn meist ein glänzender Irrthum, ein kecker und gewaltsamer Widerspruch mit dem Leben bleibe, ungefähr wie jener griechische Philosoph durch seine Spekulationen endlich dahin gekommen, daß er die Bewegung leugnete, aber sogleich dadurch widerlegt worden, daß ihm ein Anwesender vor der Nase herumspazierte.

Die Spekulation ihrerseits hat nicht ermangelt, auf diese Vorwürfe reichlich zu antworten. Sie erinnerte den Menschenverstand (oder das gemeine Bewußtseyn), wie lang er an die Bewegung der Sonne um die Erde unbefangen geglaubt habe, bis ihm unwidersprechlich das, der sinnlichen Anschauung so ganz zuwiderlaufende Gegentheil demonstrirt worden; sie sezte ihm mit der Frage zu: ob die Menschen unter seinen Auspizien etwa einiger unter sich gewesen, als die Philosophen? sie forderte ihn auf, aus seinen Begriffen, Vorstellungen, Ueberzeugungen das auszuscheiden, was er mit Recht

als sein Eigenthum in Anspruch nehmen könne, und machte sich verbindlich, ihm, wofern er nicht auf den kahlsten Sensualismus sich beschränken will, eine Menge von Begriffen und Ansichten nachzuweisen, die er nicht als sein ursprüngliches Eigenthum besitze, sondern entweder von einer, über den Menschenverstand hinausliegenden Offenbarung oder von der Spekulation entlehnt habe. Wegen des Wechsels von Philosophemen aber hat sich die Spekulation damit entschuldigt, daß, abgesehen von manchen philosophischen Wucherpflanzen, die dem eigentlichen Stamm der Spekulation fremd geblieben, sich der Baum der Weltweisheit organisch fort und fort aus sich selbst entwickelt habe, daß immer an die Stelle einer abgeworfenen Blüthe eine neue und höhere getreten sey, deren Zusammenhang mit der früheren, dem Auge des Uneingeweihten unbemerkbar, von dem Kundigen leicht begriffen werde, und eben diese ununterbrochene Entwicklung sey die Bürgschaft von der unerschöpflichen Lebensfülle der Spekulation. Unwissend und undankbar empfange die Menschheit die Gaben dieser verkannten und bescheidenen Wohlthäterin, und der gemeine Menschenverstand, um Generationen hinter den neuen Entdeckungen der Spekulation zurückbleibend, fange an, die schon halb verschollenen Ansichten und Entdeckungen älterer Systeme zu rühmen und anzuerkennen, wenn die Eingeweihten längst an neuen und höhern Anschauungen sich erfreuen. In die Waffenrüstungen der von jüngern Siegern niedergestreckten ältern spekulativen Kämpfer stecke sich der gesunde Menschenverstand, als wären sie durch die Niederlage gefeit und gefestet, und als müßte die Spekulation zittern vor den Schatten von Gegnern, die sie schon einmal besiegt. Die Spekulation gesteht ferner dem Menschenverstand (und als Anhänger desselben gelten alle, welche nicht in die Höhen und Tiefen der Logik und Metaphysik sich hinauf und hinab gewagt haben, z. B. so ziemlich alle Engländer und Franzosen) gar kein Urtheil über sich zu, weil er selbst bekennen muß, ihre Studien nicht durchgemacht zu haben, und mithin nichts von ihr zu verstehen. Jeder Schuhmacher müsse seine Lehrjahre durchmachen, und obgleich jeder Mensch an seinem Fuße den Leisten habe, könne er sich doch nicht seine Schuhe selbst machen (— das ist wohl wahr, aber auch wer das Schusterhandwerk nicht erlernt hat, glaubt urtheilen zu können, ob ihn der Schuh — d r ü c k e?) Anerkannt gelehrte und geistreiche Männer müssen sich mit ihren Urtheilen über Spekulation von dieser zurückweisen lassen, als unbefugte Richter und anmaßliche Laien, während der Menschenverstand mit seinen Begriffen und Vorstellungen ihrem höchsten Forum unterliegt. Nichts als Vorurtheile hat der Menschenverstand oder das gemeine Bewußtseyn; von seinen Vorstellungen übersinnlicher Dinge weiß er keine Rechenschaft zu geben; seine Begriffe sind lose und willkührlich aneinander gereiht, gar nicht zusammenhängend, einander widersprechend; er huldigt der Autorität, statt selbstständig und selbstthätig zu wissen; er ist ein im Dunkel tappender Götzendiener, statt im Lichte der Wahrheit zu wandeln, das allein den spekulativen Philosophen strahlt. Mit solchen und ähnlichen Behauptungen stehen die leztern eigentlich als Wesen höherer Art, als eine geistige Aristokratie da, durch eine weite Kluft getrennt von dem Meere des Vorurtheils und der blinden Autorität, und wenn sie nicht die Großmuth hätten, mitleidig auch manchen Andern den gleichsam bewußtlosen, nur instinktartigen Besitz dessen zuzuschreiben, was s i e mit Bewußtseyn als gediegenen Schatz inne haben, so bildeten sie eine gar kleine Kaste bevorzugter, hellsehender Sonntagskinder, gegenüber von dem andern, blödsichtigen Werktagsschwarme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man in Páris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Der Schuhmacher Galmaie, aux deux petits lions de cuivre, Rue Dauphine, bittet das Publikum, sein Etablissement nicht mit andern dieser Art verwechseln zu wollen, da er der Einzige in ganz Paris sey, welcher ein paar Stiefeln zu 5 bis 6 Franken und auch darüber mache, die eben so elegant und dauerhaft seyen, als die zu 20 bis 25 Franken, welche man bei seinen Kollegen kaufe. Il ne dira pas, comme plusieurs de ses confrères, qu'il existe une grande diminution dans le prix des marchandises, il ne veut pas retirer le salaire des bons ouvriers qu'il occupe; mais il se contente d'un petit bénéfice. — Ein Barbier in der Rue Valois, hinter dem Palais-royal wendet sich an die hommes sensibles. Er beginnt: De tous les maux, qui affligent l'humanité, le plus affreux c'est l'usage de se faire la barbe. Da nun aber, fährt er fort, dieses schreckliche Uebel einmal bestehe, so sey unter so bewandten Umständen ein schlechtes Rasiermesser wiederum eines der größten Leiden für das menschliche Geschlecht; und dieses Leiden dauernd zu versüßen, haben bisher alle seine Kollegen mit ihren Savons onctueux und andern Cosmétiques vergebens versucht; er habe dagegen ein Mittel erfunden, welches das schlechteste, schartigste Rasiermesser trefflich schneiden mache; das sey der Talisman, der heilende Balsam und die Zauberruthe für alle Leute, welche einen Bart haben; von Stunde an plus de souffrances! plus de mauvais rasoirs! Le public en jugera! Den Flacon von diesem Elirier bietet der menschenfreundliche Barbier zu fünf Franken an. — In der Passage Choiseul fiel mir neulich

folgende Anzeige in die Hand: Ouverture des grands magasins de nouveautés etc. etc. Le nouveau propriétaire de cet établissement, jaloux de mériter votre confiance et de surpasser même les mérites de son prédécesseur, n'aura jamais recours aux indignes moyens, que le charlatanisme ne rougit pas de faire entrer dans les matières les plus respectables. Il a donc l'honneur de prévenir les dames, qu'il aura à leur offrir un choix considérable d'étoffes du meilleur gout, à des prix très avantageux, ayant traité des dépôts des principales villes de la France et de l'Europe. Elles rencontreront les plus belles qualités des véritables satins d'Arabie, reps d'Alger tout soie et la mousseline imprimée des Indes, châles cachemires, satins et foulards, mousselines Thibet pour robes, mérinos véritable barbe de Pacha, chalys, Sumatra, Pondichérys unis et brochés, toiles pour chemises, le tout au-dessous du cours. Darauf folgt eine lange Aufzählung von indiennes bon teint zu 18 Sous, von mousselines blanches zu 6 bis 8 Sous, von calicots sans apprêts zu 10 und 12 Sous die Elle, von mouchoirs zu 2, cravattes zu 5, écharpes zu 15 Sous u. s. f. — Ganz kürzlich wurde mir ein kleiner Zettel in die Hand gedrückt, worauf gedruckt zu lesen war: Dans la rue Galande Nr. 13 on habille une femme des pieds à la tête, robe, chemise, jupon, fichu, bonnet et bas pour — 4 francs 10 cent.

Keine Anzeige in einem Journal, stände sie auch in dem gelesensten Tageblatte, und wäre sie auch mit den größten Lettern, 100 Sous die Zeile, abgedruckt, würde jene Wirkung für den Kaufmann hervorbringen, als solch ein kleiner, überall ausgestreuter Prospektus thut. Es liegt in dieser Art zu verfahren viel Welt- und Menschenkenntniß; die Pariser Kaufleute wissen, mit wem sie zu thun haben, es muß hier Alles mit einer gewissen pikanten Unwahrscheinlichkeit auftreten; Bescheidenheit und Wahrheit machen hier kein Glück, und wer in diesem wogenden Meere von Betriebsamkeit nicht zu schwimmen versteht, kann sich nicht lange auf der Oberfläche halten, sondern geht darin zu Grunde. Daher ist es dem Kaufmann nicht zu verdenken, wenn er auf die Weise spekulirt, welche ihn selten trügt. Das Publikum weiß eben so gut, als jeder gelernte Krämer, daß man keine Mousselines zu sechs, oder Calicots zu acht Sous die Elle verfertigt; auch ist das verehrliche Publikum schon hundert und tausendmal mit den Mouchoirs à deux sous und Cravattes à cinq sous mystifizirt worden, und es kam noch nie zu rechter Zeit, um châles brochés zu 5 Franken und écharpes zu 15 Sous kaufen zu können; es hat sich aber dadurch niemals abhalten lassen, dahin zu gehen, wo man ihm neue Versprechen ähnlicher Art macht und fabelhafte Wohlfeilheit vorspiegelt; auch wird es in seiner unverbesserlichen Albernheit immer glauben, daß derjenige, welcher zulezt zu ihm spricht, Recht hat. Darauf spekulirte nun der oben erwähnte Prospektus; er bezweckte nichts weiter, als Lärm zu machen und auf eine Weise aufzutreten, welche die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und die neugierige Menge und Kunden herbeilockt. Und das gelingt durch ein solch einfaches Mittel jedesmal. Die Kauflustigen sagen zu sich: gehen wir einmal hin und sehen die Sachen an, wir brauchen ja nichts zu kaufen! und in Folge dieses Trostgrundes füllt sich die Bude des Kaufmanns und öffnet sich die Börse des Käufers; denn in wessen Sterblichen Macht ist es gegeben, der beredten Suada eines Pariser Krämers, der geschäftigen Gefälligkeit eines Pariser Ladendieners und der einschmeichelnden, sirenenartigen Beredsamkeit einer Pariser Comptoirdame zu widerstehen?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Improvisatoren. Geburt des Kronprinzen.

Seitdem die Muse Sariccі's verstummt ist und sich nur noch selten in einzelnen Gelegenheitsgedichten vernehmen läßt, sind die Improvisatoren, namentlich bedeutendere, in Italien Seltenheiten geworden. Während im vorigen Jahrhundert, besonders gegen das Ende desselben, die gesammte geistige Thätigkeit der Italiener in Akademien und literarischen Gesellschaften mehr oder minder erschöpfende Befriedigung fand, und unter der zahllosen Menge dieser Anstalten nicht leicht eine für vollständig angesehen wurde, die nicht einen guten oder schlechten Improvisator aufzuweisen hatte, scheint jezt mit der Gleichgültigkeit und Verachtung gegen diese Institute die Manie und das Vermögen, ex tempore zu dichten, in Abnahme und Verfall zu kommen. An Aufmunterung von Seiten des Publikums fehlt es nicht. Jeder Improvisator ist an sich eine so durchaus neue Erscheinung, daß sie noch jedesmal, und jezt der größern Seltenheit wegen vielleicht mehr als früher, in die Theater lockt. Was den Südländer beim Schaffen solcher Poesien anzieht, ist nicht allein die Tortur des Gehirns (mettere il cervello a tortura, wie der Italiener diese Versuche passend bezeichnet), nicht allein das, wenn man so sagen darf, physische Produziren des Geistes, oder das gewaltsame Ringen eines in sich konzentrirten Gemüthes mit Gedanken und Form, nicht die sichtliche Freude oder die Ueberraschung des Sängers, wenn glückliche Gedanken ihm erstehen, nicht das Sichermuthigen und Heben desselben durch den Beifall eines ihn in dem Moment verstehenden, ja seine nur halb ausgesprochenen, nur angedeuteten Ideen im Voraus fassenden Publikums, nicht dieses allein nimmt die Aufmerksamkeit der hiesigen Hörer in Anspruch, sondern mehr als dies die natürlichste, rhapsodenartige Recitation, dann das den Bewohnern dieses Landes sonst unbekannte, willenlose und unbeabsichtigte Sichhingeben an einen Gegenstand, die am Ende jedes Gedichts sich einstellende, fast bis zur Bewußtlosigkeit führende Erschöpfung, und endlich die Unsicherheit des Erfolgs, welche in einer ängstlichen Spannung erhält und einen geistigen

Kitzel erzeugt, wie man es hier eben zu lieben pflegt. — Lecconi, der jezt in Paris in größern Versuchen Sgricci nachstrebt, ist hier sehr wohl bekannt; man meint aber, von dem noch jungen Regaldi, der vor wenigen Wochen zum ersten Male öffentlich auftrat, sich dasselbe, vielleicht mehr versprechen zu dürfen. Es blizten in diesen Erstlingen seiner Muse einzelne Funken auf, welche ihn höherer Dichterweihe würdig machen und zu etwas Besserm, als zu einem Improvisator bestimmen könnten. Glücklich war er namentlich in seinem Liede auf den verstorbenen Romagnosi und in den Strophen auf den bekannten Segato. Wenn man auch zugeben kann, daß solche Gegenstände, die zum Tagesgespräch gehören, im Allgemeinen vorher überdacht waren, so tragen doch Wechsel des Versmaßes und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks durchaus den Stempel improvisirter, aber in dieser Beziehung ausgezeichneter Poesie. In dieser Hinsicht überraschte auch durch Einfachheit und würdige Haltung das Lied auf Florenz:

Beati i tuoi colli di rose vestiti,
Beati i tuoi campi di gloria nutriti,
Beate quell' onde, che versa Apennin,
Beati i tuoi templi, le mura fastose,
Che fra le guerresche vicende campose
Dell' arti maestro l'orgoglio divin.
Bambina la patria favella vagia,
Et era il vagito divin armonia,
Che rese più santo l'Italico sol.

Gepriesen deine Hügel, mit Rosen bekleidet,
Gepriesen deine Gefilde, vom Ruhm genährt,
Gepriesen die Wogen, die der Apennin gießt,
Gepriesen deine Tempel, die stolzen Mauern,
Die im Wechsel des Kriegs schuf
Göttlicher Stolz, Meister jeglicher Kunst.
Kind noch, wimmerte die heimische Sprache,
Und göttliche Harmonie war ihr Wimmern,
Die heiliger noch machte den italischen Boden.

Die Folge nun hat nach diesem guten Anfang zu lehren, ob Regaldi, wie es der Fall zu seyn pflegt, auf dieser Stufe verbleiben, oder durch sorgfältiges, fortgeseztes Studium weiter streben wird.

Es ist in fremden, auch in deutschen Zeitungen viel von großen Volksfesten die Rede gewesen, welche hier bei der Geburt des Kronprinzen gefeiert worden seyn sollen. Sie sind aber zunächst durch Schuld der Cholera beim guten Willen verblieben und auf's Unbestimmte hinausgerückt worden. Doch hat auch ohne sie dies glückliche Ereigniß für das Land seine unmittelbar heilsamen Folgen gehabt, und nicht allein hier und überall in den Provinzen in den bei solchen Gelegenheiten üblichen Salven, Messen und Te Deum sich ausgesprochen, sondern auch der Noth und dem Elend Unterstützung und Erleichterung gewährt. Hier ward den Aermsten ein gehöriges Quantum Brod verabfolgt, und auf den drei Pfandhäusern der Stadt unentgeldlich Alles zurückgegeben, was sich an Pfändern auf 1 — 4 Lire belief, und der Fiskus mit dem Schadenersaz belastet. Für unbemittelte Mädchen sezte man 560 Mitgiften, unter diesen 207, jede zu 20 Scudi, 353, jede zu 15, aus; die ersten vergab der Großherzog, die übrige größere Anzahl vertheilte das Loos. Alle vorliegenden Kriminalprozesse, Desertionen, Zolldefraudationen, unbeabsichtigter Mord, überhaupt alle Vergehen, die nicht einem Andern unmittelbaren Schaden bringen, wurden annullirt, politische Vergehen aber durchaus nicht berücksichtigt. Der Magistrat verordnete drei Festtage und forderte zu einer allgemeinen Illumination auf.

Weimar, Oktober.

(Beschluß.)

Musik. Meyer.

Der Sinn für Musik war in Weimar von jeher einheimisch, und in ganz Thüringen wird sie gepflegt und mit Begeisterung geliebt. Glücklicherweise hat ein richtiger Takt Ueberbildung, Verzärtelung und all den neumodischen Flitter bis jezt hier fern zu halten gewußt, die in unsern Tagen immer mehr überhand nehmen und, wie Schlingpflanzen, den guten, einfachen Geschmack zu ersticken drohen. Durch tüchtige Institute ist für Ausbildung des Musiksinns gesorgt; wir besizen eine Anzahl musikalischer Vereine, eine Liedertafel, eine treffliche Oper, Anstalten, die dem Würdigen und Gediegenen huldigen; wir besizen an Hummel, Lobe Häser ꝛc. Männer, welche sich durch ihre Leistungen einen ehrenvollen Namen erworben haben, und besonders auch auf den musikalischen Bildungsgrad in Weimar einflußreich wirken. — Der würdige Rochliz aus Leipzig hat neuerlich, auf Veranlassung des Hofes, den hiesigen Kunstfreunden einen Genuß reiner und edler Art gewährt durch seine Vorträge über die Geschichte der Gesangkunst, namentlich der geistlichen, in den lezten drei Jahrhunderten, als Fortsezung der von diesem ausgezeichneten Theoretiker bereits vor drei Jahren vor einem gewählten Cirkel über denselben Gegenstand gehaltenen Vorlesungen. Die Biographien und Werke von Rolle, Graun, Hasse, Naumann, Fasch, Haydn, Mozart, Beethoven, Hummel, Abt Vogler, Cherubini und Spohr waren diesmal die Gegenstände seiner gediegenen Vorträge, denen er mit Hülfe der Vorführung klassischer, theilweise seltener Tonstücke von den genannten Meistern, wodurch eines jeden Eigenthümlichkeit wahr, scharf und anschaulich hervortrat, noch einen besondern Reiz verlieh.

Nicht ohne Freude wird die literarische Welt die Nachricht vernehmen, daß Heinrich Meyers Geschichte der bildenden Kunst bei den Griechen (Dresden, 1824), bekanntlich das Resultat seiner, durch die Herausgabe der Winkelmann'schen Schriften in Gemeinschaft mit Fernow und Schulze angeregten vieljährigen Beobachtungen und Forschungen über die Geschichte der Kunst im Alterthum, kein Bruchstück mehr bleiben wird. Leider erlebte der Verfasser die Vollendung dieses Meisterwerks durch den Druck nicht; er starb, seinem Freunde Goethe bald nachfolgend, am 14ten Oktober 1832 in Jena. Dem thätigen Bibliothekar Riemer verdanken wir die Herausgabe der Fortsezung des Buchs, welche bei Meyers Tode zum Druck bereit lag. Ersterer hat sie vor Kurzem angekündigt unter dem Titel: Heinrich Meyers Geschichte der bildenden Kunst bei den Griechen und Römern (Dresden, bei Walther). — Aber nicht bloß als Künstler und Gelehrter, auch als Mensch hat sich Meyer ein unvergängliches Andenken bereitet. Die Armen hiesiger Stadt nennen seinen Namen mit Segen, denn sie verehren in ihm den Wohlthäter und Vater. Dieser edle Menschenfreund hat in seinem Testamente zu Erben seines ganzen, nach Abzug mehrerer Legate gegen 33,000 Thaler betragenden Nachlasses die Armen in Weimar ernannt. Der jährliche Zinsenabwurf von dem Vermögensstamme wird, nach dem Willen des Stifters, dazu verwendet, kranke Hausarme von jedem Stande, Alter und Geschlechte mit ärztlichem und wundärztlichem Beistande und mit Arzeneien zu versehen, sie zu warten, bis zu ihrer Wiedergenesung oder ihrem Tode unentgeldlich zu versorgen, und zwar in ihren eigenen Wohnungen. Diese Stiftung hat seit ihrem zweijährigen Bestehen schon viele Thränen getrocknet. Die Oberaufsicht über dieselbe führt die Frau Großherzogin, die erhabene Beschüzerin alles Edlen und Großen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Oktober 1835.

Treibt Schelmgewerbe, treibt's, da ihr's bekennt,
Als Handwerk!

Shakespeare.
Timon.

Wie man in Paris bekannt macht.

(Beschluß.)

Das Bekanntmachen beschränkt sich nun aber nicht auf die Einrückung einer Annonce in die Spalten eines Journals oder auf das Austheilen zahlreicher Prospektus, man sucht durch alle möglichen Mittel die Aufmerksamkeit und die Augen der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Besonders tragen die Pariser ihre Seelenergüsse noch in den großen Anschlagzetteln zur Schau, welche sie an den verschiedenen Mauern der Hauptstadt oft in ungeheurem Format ankleben, und worin sie ihre unverschämten Lügen in großen Worten und Buchstaben auskramen, um die Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit zu bethören. Bald ist es eine Anzeige in gothischen Lettern, bald gehen die Buchstaben von unten nach oben, bald von oben nach unten; der große Anfangsbuchstabe ist gewöhnlich in eine hübsche Vignette verschlungen. Hier wird die Anzeige auf rothem, dort auf grünem, blauem oder gelbem Papier gemacht, und bisweilen sind die Buchstaben sechs Zoll lang. Ja man begnügt sich nicht mehr, diese Anschlagzettel an die Mauern zu kleben, sondern man faßt sie zierlich unter Rahmen und Glas und läßt sie an irgend einem Hause, in irgend einer besuchten Passage oder an einem Schornstein aufhängen oder einmauern, wie man solches in der Rue Vivienne, in der Passage Colbert, auf dem Boulevard Bonne Nouvelle und an andern Orten sieht; man hängt sogar die Annoncen als Luftballon auf. Von meinem Fenster aus habe ich einmal Abends über dem Pont des Arts, etwa 300 Fuß hoch in der Luft, einen erleuchteten Luftballon schweben sehen, den ich Anfangs für den neuen Kometen hielt; genauer aber und durch die Brille besehen, war dieser neue Stern die Anzeige einer neuen Methode, in fünfzehn Stunden eine schöne Handschrift schreiben zu lernen. Ich glaubte, der Mann habe mir zum Spott seinen Luftballon da aufgehängt, und schloß ärgerlich das Fenster.

Vor der Julirevolution waren auch die ambulirenden Affichen noch Mode. Ein von Kopf bis zu Fuß, vorn und hinten, über und über mit Affichen bedeckter Mann ging damals von Morgen bis Abend in den Straßen der Hauptstadt herum und blieb an den besuchtesten Orten jedesmal eine Viertelstunde stehen. Das war wirklich eine neue, originelle Erfindung, welche Anfangs auch viel Glück gemacht haben soll. Seither hat man die Prospektusaustheiler in allerhand wunderliche Verkleidungen gesteckt; sie begegnen einem bald als Affen, bald als Matrosen, bald als Wilde, bald als Teufel oder Schotten gekleidet. Neulich sah ich in der Rue Richelieu zwei Milchweckverkäufer, wovon der Eine mit

einem eisernen Klöppel unaufhörlich auf eine Glocke schlug, während der Andere ein unbändiges Geschrei dazu erhob. Sie zogen einen kleinen, zweirädrigen Karren hinter sich her, auf dem die noch ganz frischen Milchwecken dampften, und über demselben ragte eine kolossale hölzerne, roth angestrichene Hand mit einem noch kolossaleren Daumen empor, worunter die Inschrift stand: Au pouce du millionnaire. Doch das sind Abnormitäten, und damit wollen wir uns nicht beschäftigen. Im Vorbeigehen bemerke ich übrigens, daß der berühmte englische Radikale und Schuhwichsverkäufer Hunt seine Waare gleichfalls in einem sonderbaren Wagen feil bot, der, ganz eigens geformt, mit schönen Pferden bespannt war und von reich gekleideten Bedienten in sonderbarer Livree geführt wurde.

Doch ich schließe; ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die verschiedenen Arten, sich in Paris bekannt zu machen, aufzählen wollte. Von den Pariser Aushängeschildern, als einer besondern zahlreichen Gattung von Annoncen, wollen wir die Leser dieser Blätter nächstens unterhalten. Für heute können wir schließlich unsern Landsleuten die Pariser Journalanzeigen, Prospektus und Anschlagzettel nicht genug zum Studium anempfehlen, wenn sie hier, wie es einem Deutschen Anfangs wohl in Paris zu begegnen pflegt, Langeweile haben und eine Unterhaltung suchen, die nichts kostet, oder doch nicht sehr kostspielig ist. Ueberdies ist diese Unterhaltung belehrend und angenehm zugleich. Wenn man mit dem Omnibus fährt, lasse man sich stets den Gratis geben, im Kaffeehause lese man regelmäßig das Journal des petites affiches parisiennes, und wenn einen der Weg an einem Platz vorüberführt, wo die Mauer von oben bis unten mit Anschlagzetteln bedeckt ist, so widme man der Lektüre derselben einige müßige Augenblicke. Man wird immer etwas Merkwürdiges für die Seelenkunde der Pariser darin finden, weil sie bei diesen Gelegenheiten ihr Herz — nämlich das, was sie auf der Zunge, nicht das, was sie im Herzen haben — ausschütten. Es sind lauter Windbeuteleien; aber die Aeolsharfe selbst braucht Wind, um ihre harmonischen, wunderbaren Töne dem vorübergehenden Wanderer zuzutragen; wie sollten die Pariser den Wind entbehren können, welche mit ihrer Industrie den Ton für die ganze Welt angeben wollen? Ich muß oft lachen, wenn ich hier an allen Straßenecken angeschlagen finde, daß man ein Hospital für alte, kranke und schwache Hunde eingerichtet habe, daß man Katzen und Hunden die Schwänze ohne Schmerzen abschneide und Zahnweh im Augenblick kurire, daß man in der Rue de l'arbre sec nr. 11 ein Dekokt finde, welches alle Uebel der Menschen auf der Stelle und von Grund aus heile, und Anderes dergleichen mehr. Es ist wunderbar, daß Elende die Mittel, gesund zu werden, und arme Teufel die Kunst, Reichthum zu erwerben, um ein Billiges öffentlich feilbieten. Doch darf man sich daran nicht stoßen und die Pariser deßhalb gleich der Quacksalberei und Charlatanerie beschuldigen. Wir haben in Deutschland auch so viele untrügliche Mittel, den Staat frei, reich und blühend, die Wanzen unschädlich, die Menschen glücklich, die Jugend wohlerzogen zu machen, daß man glauben sollte, es gebe bei uns keine arme Staaten, kein lästiges Ungeziefer, kein Elend und keine ungezogene Schlingel mehr. Das ist ein, allen Menschen gemeinsamer Egoismus, daß sie auf irgend eine Weise ihre Kenntnisse zum Wohl der Menschheit auskramen; und die gute Menschheit hat sich von den egyptischen Priestern an bis auf den Père Enfantin herab so viel vorschwatzen und vorlügen lassen, daß man bei den Versuchen, sie glücklich, gesund und frei zu machen, noch Manches wagen kann, ohne gerade für einen Betrüger oder Quacksalber zu gelten.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

(Fortsetzung.)

Um den Schein einer allzuanmaßlichen Ausschließlichkeit zu mildern, wird Einzelnen, die nicht gerade auf dem strengen und steilen Wege der spekulativen Methode und in der Zucht der Schule herangekommen sind, das Ehrenbürgerrecht der spekulativen Republik ertheilt, wie z. B. Goethe, welchem nachsichtigerweise die poetische Anschauung als begriffliche Spekulation, und die von ihm beobachtete Neutralität für geleistete Hülfe angerechnet wird; aber doch war auch Goethe, wenn man streng seyn will, obgleich mit der Krone und dem Purpur der Poesie geschmückt, doch nie mit dem weißen Mantel der Spekulation bekleidet; ach! er hat den Zauberstab der Methode nicht gekannt! Andere mußten für ihn aus der Fülle seiner Geisteserzeugnisse sein spekulatives Glaubensbekenntniß herauslesen und herausdeuten, was freilich dadurch leicht wurde, daß er hinsichtlich der philosophischen Probleme sich vorsichtig zurückgehalten, und die sich überall aufdrängenden Fragen mit Gegenfragen, mit Allegorien und Ironie, mit symbolischen Andeutungen und mit Bedenklichkeiten abgelehnt oder umgangen hatte. Wenn es aber Goethe gefallen hätte, über die Spekulation ein entschiedenes, ein ungünstiges Urtheil auszusprechen, würde sich diese darum bekümmert und ihm die Befugniß dazu eingeräumt haben? Gewiß nicht! Aber Goethe war zu besonnen, um sich durch Widerspruch, Tadel oder Zweifel da einen Gegner zu erwecken, wo ihm schon sein Schweigen und Zusehen einen Freund erwarb.

Gibt es also, um sich das Recht zu erwerben, über die Spekulation und ihre Ergebnisse zu urtheilen, keinen andern Weg, als den, sich unter ihre Meister und Jünger zu mischen und ihre schwere Sprache, die Hegel die Sprache der Götter nennt, zu lernen? Dies scheint wirklich ihre Forderung zu seyn, und dabei rechnen sie darauf, daß Jeder, der sich den geheiligten Kreisen nahe, durch den Genuß ihres Lotos so bezaubert werden müsse, daß er nicht als feindseliger Spion zurückkehre, sondern als getreuer Fechter und Wächter ausharre sein Lebenlang; wer einmal das Kreuz (des Begriffes) auf sich genommen, der muß auch im gelobten Lande sterben. Wer aber nicht treu bleibt — der ist eben kein rechter Schüler gewesen, und die Göttin Spekulation hat ihn, seine Tücke voraussehend, nicht mit echtem Nektar getränkt, der eine ewige Wahrheitstrunkenheit erzeugt, sondern mit einem nachgemachten Gebräue, das nur einen flüchtigen Rausch gibt. Nur ein solcher etwa, der, wie Odysseus an den Sirenen vorbeisegelte, obgleich er ihren lockenden Gesang vernahm, in gefahrloser Ferne sich mit der Spekulation vertraut gemacht hätte, könnte über sie urtheilen; aber das scheint beinahe unmöglich zu seyn.

Ist dieser anmaßliche Despotismus der Spekulation, die sich das Monopol der Einsicht in den höchsten und wichtigsten Gegenständen vorbehalten will, zu dulden? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Aber zuerst sehen wir, in welchen Gebieten sie denn eigentlich die Meisterin spielen will. In den Naturwissenschaften wohl nicht; denn hier bleibt doch immer das Erfahrungsmäßige überwiegend, verbunden natürlich mit dem Raisonnement, der scharfsinnigen Kombination und Divination, die mit der Spekulation nicht gerade nothwendig verbunden sind. Auch der Geschichte wird sich die Spekulation vergeblich ganz zu bemächtigen suchen, so lange tüchtige Kämpfer die wahren Schätze derselben gegen Gespenster hüten, welche gerne dieselben stehlen und falsches Zaubergeld daraus prägen möchten. Auch das praktische Gebiet der Rechte und der Politik hat sich die Spekulation noch nicht aneignen können. Die Sphäre, wo sie ausschließlich herrschen will und Jeden, der nicht ihre Farbe trägt und ihre Sprache redet, für unmündig erklären, ist die, wo die Begriffe und Probleme von Gottes Seyn und Wesen, seinem Verhältniß zur Welt, zur Natur und Geschichte, von der Religion und von den Religionen, von Unsterblichkeit, Freiheit und Nothwendigkeit, Schicksal u. s. w. vorkommen. Hier soll jeder Andere verstummen vor den Orakelsprüchen, die aus dem Heiligthum spekulativer Wissenschaft hervortönen; hier wird jedes, nicht dem Systeme entnommene Urtheil mit dem Namen **Vorurtheil** gebrandmarkt, jede Beweisführung, die von andern Voraussetzungen ausgeht, als schales Raisonnement verachtet. Die untergeordneten Sphären dürfen wohl auch von Andern behandelt werden, aber die lezten Ringe der Weltkette halten sie in den Händen, die Centralsonne der Intelligenz ist ihr ausschließliches Eigenthum.

Was ist denn aber der Zauber, der jene Glücklichen vom Boden, an dem wir andern, schwerfälligen Sterblichen haften, erhebt? was sind die Schwingen, die sie in den durchsichtigen Aether des Wissens und der Wahrheit tragen? welcher Art ist die Organisation, die zu einem solchen Vorzuge befähigt? Vor einiger Zeit gab die sogenannte intellektuelle Anschauung, die sich freilich nicht so genau beschreiben, nicht erzwingen, sondern nur **fordern** ließ, das Anrecht zu jener geistigen Adelstribüne, dem δος μοι που στω; in neuerer Zeit aber ist man auf die Entdeckung gekommen, die auch einem nivellirenden Zeitalter mehr Ehre macht: daß jene Verzückung nicht das Wahre sey, daß man mit gemessener Bedachtsamkeit sich emporarbeiten könne ohne jenes Gnadengeschenk der intellektuellen Anschauung, die, wie man jezt zu verstehen gab, dem nüchternen Denker wenig zieme. Als das einfache Mittel dazu wurde nunmehr angegeben — die Strickleiter der Logik oder des Denkprozesses, welche, angeheftet, und zwar, wie wunderbar! **unten**, an das reine **Nichts**, den unverdrossenen Eskaladeur bis hinauf zu dem Empyreum der Ideen, oder vielmehr des Begriffs, des absoluten Geistes leitet, wobei unerläßliche Bedingung ist, daß er nicht selbst vorwitzig taste und klettere, sondern sich der aus sich selbst weiter gesponnenen Strickleiter gänzlich überlasse, widrigenfalls sie ihm zum Fallstrick der raisonnirenden Subjektivität werden würde. Statt der Anforderung: die intellektuelle Anschauung zu haben, deren sich freilich Mancher nur ehrenhalber rühmen mochte, zumal da man nicht so streng examinirte, wird dem Zögling der Spekulation jezt nur die scheinbar kinderleichte Zumuthung gemacht, das reine Nichts zu denken, (was freilich wohl etwas Anderes seyn mag, als das bekannte Nichts oder an Nichts denken) und ihm verheißen, wenn er dieser Forderung entspreche, so müsse ihn die Selbstbewegung des reinen Denkens wie ein Sturmwind die ganze Stufenleiter der Begriffe hinan bis zum höchsten abschießenden Gipfel tragen. Wer, der jene erste Forderung zu erfüllen vermag, sollte sich nicht versucht fühlen, das wunderbare Experiment, die transscendentale Reise um die Welt mitzumachen, wo ein Land, eine Insel um die andere wie neu geschaffen emporsteigt, und er sich endlich wieder als ein spekulativer Cook auf der Stelle findet, von wo er ausgegangen! Einigermaßen freilich könnte der Enthusiasmus herabgestimmt werden durch die Resultate einer solchen Gedankenfahrt; denn während der Weltumsegler edle Metalle, Edelsteine, Gewürze, Vögel, Affen und andersredende

Menschen mitbringt als Beweise seiner Reise, bringt man von dem spekulativen Weltgang Sätze mit, wie: alles Wirkliche ist vernünftig, und alles Vernünftige wirklich, und von allen jenen Schätzen und Seltsamkeiten nichts — als etwa einen andersredenden Menschen, sich selbst. Dies Resultat hilft mit bestätigen, was ohnehin keinem Zweifel unterlag und keiner Versicherung bedurfte: daß es bei dem Prozeß der logisch-metaphysischen Weltschöpfung ganz natürlich zugehe, und den Glauben bestärken, daß der Schein des Wunders: aus dem Nichts das All, aus dem leeren Seyn die Natur und den Geist hervorgehen zu lassen, doch nachgerade verschwinden müsse. Immerhin aber kann sich unser Zeitalter auf seine Erfindungen, welche die Beweise einer unglaublichen Oekonomie und Benutzung aller Gegenstände sind, etwas zu Gute thun. Den Dampf sah man früher für so viel wie Nichts an, und jezt ist er die gewaltigste Kraft. Das Nichts hat man bisher thörichterweise für Nichts gehalten, und jezt erst findet man in seinen Falten den Keim der Welt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Das Pantheon.

London ist so groß und dabei so voll gestopft mit Sehenswürdigkeiten, oder wenigstens mit solchen Dingen, die Jedem, der sie noch nicht gesehen hat, als das non plus ultra des Sehenswerthen gerühmt werden, daß es für männiglich, zu dessen Lebenszwecken es nicht gehört, Jahr aus, Jahr ein vom frühen Morgen bis in die späte Nacht von Straße zu Straße, ich möchte sagen, von Haus zu Haus zu ziehen, geradehin eine Unmöglichkeit ist, Alles zu sehen. Wie oft bin ich mit dem Vorsatze ausgegangen, das seit ungefähr zwölf Monaten in neuer Pracht und Herrlichkeit erstandene Pantheon zu besuchen! Und wenn ich müde und matt nach Hause zurückkam, hatte ich Vieles, doch nicht das Pantheon gesehen. Sehr natürlich: rechts und links hatten riesenmäßige Anschläge mich vom Wege abgelenkt. Sie sprachen alle von Gegenständen, die kein Mensch ungeschaut lassen dürfe, und hier war es das allerlezte, dort das lezte und an einer dritten Hausthüre das vorlezte Mal, daß die Gelegenheit des Schauens sich bot, während ja das Pantheon ein feststehendes und täglich — Sonntags ausgenommen — geöffnetes Institut ist. Hierin fand ich stets genügende Entschuldigung für die Untreue an meinem Vorsatze, und wer weiß, wie lange ich mich noch von diesem Blendwerke hätte gängeln lassen, wenn ich nicht vor Kurzem in der Oxfordstraße von einem heftigen Herbstschauer überfallen und durch die Nähe des Pantheons auf den glücklichen Gedanken gebracht worden wäre, in der Befriedigung meiner Schaulust dem Regenstrome sein bereits angefeuchtetes Opfer zu entziehen. Als ich aber in die Halle eingetreten war, ohne zum Behuf des Oeffnens der Thüre die Hand an das Schloß oder an eine Klingel gelegt zu haben, denn hinter den ungeheuern Glasfenstern stehen aufmerksame Portiers, die dem Eintrittlustigen das Eine, wie das Andere ersparen, da empfand ich den schönen und reichen Gewinn gründlich gepflegter historischer Studien. Während Hunderte von Gaffern sich umhertrieben, nur mit der Gegenwart beschäftigt, wußte ich, wie es vor sechzig und mehr Jahren hier ausgesehen, kannte ich den Boden, auf welchem ich stand, schwelgte ich im Genusse der Vergleichung. Das große, unter dem Namen Pantheon die Oxfordstraße in London schmückende Gebäude wurde ursprünglich nach dem Plane von James Wyatt errichtet, 1768 angefangen, 1771 vollendet und, laut Versicherung eines Zeitgenossen, von Eingebornen und Fremden für das edelste Bauwerk in Europa, wo nicht des ganzen Erdkreises erklärt. Sein Zweck war, ein Schauplatz für öffentliche Belustigungen zu seyn, und wie es demgemäß am 27sten Januar 1772 dem Publikum geöffnet wurde, füllten über zweitausend der vornehmsten und fashionabelsten Menschen die ungeheure Rotunde und die vierzehn Säle, aus welchen das Ganze bestand. Erstere hatte doppelte, mit griechischen Reliefs geschmückte Kolonnaden. Aehnliche Reliefs füllten die weit gespannte Kuppel. Damit das Gebäude den Namen eines Tempels der Götter mit Fug und Wahrheit führen möchte, wurden rings um die Basis der Kuppel Nischen zur Aufnahme von Statüen heidnischer Gottheiten gewölbt, und drei derselben besezt mit — einer Britannia, einem dritten Georg und einer Königin Charlotte. Während des ersten Winters fanden im Pantheon nur Abonnementsassembleen des hohen Flugs statt, dreimal die Woche, bloße Schaugerichte, ohne Musik und ohne Tanz; aber man amüsirte sich himmlisch. An den übrigen drei Tagen wurde jeder Mensch eingelassen, der das Innere zu sehen wünschte, gegen Erlegung von fünf Schillingen die Person. Obgleich das für solchen Genuß selbst in London ein enormes Entrée ist, so faßte doch das weite Haus oft nicht die Zahl der Gäste, und man beschloß im folgenden Juli, das Gebäude zu vergrößern. Sobald das geschehen war, zeigte es sich für die Zahl der Gäste zu groß; denn Gottes weite Erde trägt kein veränderlicheres Geschlecht, als die müßige Londoner Welt. Also arrangirte man Maskeraden im glänzendsten Styl. Eine der berühmtesten ist die, welche der bekannte Pantalon Delpini zur Feier der Volljährigkeit des Prinzen von Wales veranstaltete. Er ließ sich jedes Billet mit drei Guineen bezahlen. Wer nur immer drei Guineen wegzuwerfen hatte oder solches die Leute glauben machen wollte, kaufte sich ein Billet. Dennoch kam Delpini nicht auf seine Kosten, und sagte deßhalb zum Prinzen, ein zweites Unternehmen der Art würde ihm einen Platz auf „des Papa's Bank“ (Kings bench) anweisen. Auf derselben Maskerade erschien Garrick als Zigeunerkönig, und der Annalist des Festes bemerkt, daß er diesen Charakter mit so viel Geist und Humor durchgeführt habe, daß, wer nach ihm denselben Charakter darstellen wolle, sich „ganz unbedingt blamiren müsse.“ Bei der Wankelmüthigkeit des Londoner Publikums geriethen diese Unterhaltungen nach und nach in Verfall, und das um so schneller, je fester die Unternehmer an dem unhaltbaren und mit der Eigenthümlichkeit einer Maskerade ganz unverträglichen Grundsatze hielten, daß die Gesellschaft eine gewählte seyn solle. So geschah es, daß nach der Einäscherung des Opernhauses im Jahre 1790 das Pantheon zu einem Theater eingerichtet wurde und die italienische Oper es in der Season von 1791 bezog.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Oktober 1835.

Der Schlaf hat seine eigne Welt; ein Reich,
Ein großes, voll seltsamer Wirklichkeit.
Und Träume haben Leben im Verlauf,
Und Thränen, Qualen und der Freude Puls.

Byron.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Der Traum der Wittwe.

In Basra eine Wittwe war
Mit ihren beiden Söhnen,
Die zog sie fromm von Jahr zu Jahr
Zum Guten und zum Schönen.

Einst schlief sie in Gedanken ein
An ihres Hauses Segen,
Da trat der Jüngste von den zwei'n
Ihr aus dem Traum entgegen,

Sprach: Mütterchen, wir haben da
Das Zicklein bei der Alten,
Das überwächst die Mutter ja,
Wenn wir's noch länger halten.

Es saugt ihr ganz das Euter aus,
Drum, eh' sie uns versiege,
Schlacht' ich das Zicklein in das Haus,
Und melke du die Ziege.

Die Mutter sprach: Das ist wohl wahr,
Ich will es dir erlauben.
Im Traum war Alles ihr so klar,
Sie konnte wach sich glauben.

Da ging der Sohn, das Messer nahm
Er aus dem Schrank und schliff es,
Ging dann damit zum Stall und kam
Zum Zicklein und ergriff es,

Und schlachtet' es und brühte es,
Und schob es wohlberathen
Zum Ofen ein und glühet' es,
Und zog's hervor gebraten.

Die Mutter prüft' im Traum am Duft,
Daß nichts war dran vergessen.
Darauf er seinen Bruder ruft,
Sie setzen sich und essen.

Da sagt ihr ältster Sohn ein Wort,
Das sie nicht recht verstehet;
Worauf zu ihm der jüngre dort
Her mit dem Messer gehet,

Und bohrt ihm's Messer in den Leib,
Daß es vom Blute rauchet.
Vom Traum erwacht das arme Weib,
In Schweiß und Angst getauchet.

Es fällt durch's Dach des Morgens Schein
Und dämmert schon im Raume.
Und wirklich tritt ihr Sohn herein,
Ihr jüngster, wie im Traume,

Spricht: Mütterchen, wir haben da
Das Zicklein bei der Alten,
Das überwächst die Mutter ja,
Wenn wir's noch länger halten.

Es saugt ihr ganz das Euter aus,
Drum, eh' sie uns versiege,
Schlacht' ich das Zicklein in das Haus,
Und melke du die Ziege.

Die Mutter spricht: Das ist wohl wahr,
Ich will es dir erlauben.
Da werden ihr die Bilder klar,
Daß sie den Sinn ihr rauben.

Hin geht der Sohn, das Messer nimmt
Er aus dem Schrank und schleift es;
Dem ältern Bruder ist's bestimmt,
Die Schaudernde begreift es.

Vom Lager sie sich raffen will,
Die Glieder doch versagen
Den Dienst, und wieder hält sie still
Ohnmächtiges Verzagen.

Sie sinkt in Schlaf zurück und ruft
Noch des Propheten Namen.
Er selber tritt aus Wolkenduft
Und spricht: In Gottes Namen!

Was wirret dich? — Da gibt sie ganz
Ihr Leid ihm in Verwahrung.
Er wendet sich im Morgenglanz
Und ruft: Traumoffenbarung!

Da tritt aus aufgethaner Wand
Ein Weib hervor, ein holdes,
Durchwirkt ihr Haar und ihr Gewand
Von Sternen reinen Goldes.

Er sprach zu ihr: Was nahmst du vor
Mit dieser armen Frommen?
Sie sprach: Bei Gott, der dich erkohr,
Ich bin ihr nicht gekommen!

Sie schwebt davon, er aber ruft
Zur Wand: O Traumverwirrung!
Ein unhold Weib tritt aus der Kluft,
Mit falschen Schmucks Umflirrung.

Er spricht zu ihr: Was wolltest du
Mit dieser frommen Alten?
Sie spricht: Verstören ihre Ruh
Mit falschen Schreckgestalten.

Er spricht: Geh hin! ich zürne nicht,
Du thatest nur das Deine.
Doch du, o Weib, im hellen Licht
Erwache, frei vom Scheine!

Geschlachtet ist das Zicklein schon,
Die Söhne sind im Frieden
Beim Schmaus, und haben dir davon
Den besten Theil beschieden.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

(Fortsetzung.)

Wagt man in den Schriften, Aufsätzen und Kritiken der spekulativen Meister und Jünger zu lesen, so wird einem freilich zu Muth, als wären dies Menschen aus einer andern Welt, als sollten sie sich ganz fremd fühlen unter den groben, plumpen, verblendeten Sterblichen, die auf der Stufe des gemeinen Bewußtseyns, des Menschenverstandes und der Reflexion stehen, als sollten sie, die hinter dem Vorhang in's Allerheiligste sehen und völliger Klarheit sich erfreuen, denen die Welt wie Krystall durchsichtig geworden ist, nicht mehr verkehren wollen mit den Alltäglichen, Ungeweihten. Welche Berührung haben die geflügelten Schmetterlinge der Intelligenz mit den schwerfälligen, kriechenden Raupen? Und doch, o Wunder! doch dauert noch dieser Verkehr in einem höhern Grade, als man möglich glauben sollte. Eng verbunden und verschmolzen sind noch häufig die Spekulativen mit den andern Sterblichen in dem gewöhnlichen Verkehr und Verlauf des Lebens, mit wie großer Verachtung sie auch in ihren Büchern sich von denselben abwenden. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? ist es etwa Demuth und Duldung, was die Erhabenen so verträglich stimmt, oder hegen sie die Hoffnung, nach und nach Alle zu sich heranzuziehen? Es ist wohl keines von beiden.

Gewaltig und unentfliehbar ist die despotische Macht der Alle beherrschenden Lebensverhältnisse. Nothwendigkeit und Bedürfniß, Gewohnheit und Sitte gleichen den Unterschied der Philosophen und der Kinder der Welt großentheils aus und schlagen zwischen beiden eine versöhnende Brücke. Nicht immer kann der Jünger der Spekulation sich ihr widmen und denken und schreiben; er muß auch rasten von seinem Dienste und den Bedürfnissen seiner Natur genügen; da vergißt er die Sprache

der Götter und redet — aus Großmuth oder gezwungen? — die Sprache der sterblichen Menschen, weil jene nicht verstanden würde, und es scheint ihm doch auch wohl zu werden in den behaglichen Hauskleidern. Zwar weiß er wohl, daß Essen und Trinken nichts anderes ist, als die Verzweiflung an der Realität der irdisch genießbaren Dinge und die Vollstreckung des Urtheils der Nichtigkeit an denselben durch Verzehren; aber mit liebenswürdiger Akkommodation an die Schwachen, geberdet er sich bei einer wohlbesetzten Tafel, als wäre ihm die Einsicht in jene Mysterien entschwunden, als wüßte er nicht, daß er einen wichtigen philosophischen Akt vollziehe, als ergözte er wirklich seinen Gaumen mit Speisen und Getränken, während er doch nur die Gewißheit jener Nichtigkeit von Neuem in sich bestätigt. Er weiß, daß die Luft die positive Identität mit sich, die negative Allgemeinheit, die verdachtlose, aber schleichende und zehrende Macht des Individuellen und Organischen ist; aber er scheint dies für gewöhnlich zu vergessen und sich nur daran zu erinnern, wenn die Sage von einem in der Luft daher schleichenden oder fliegenden Miasma den Verdacht gegen das Verdachtlose dennoch erweckt und so den Spekulativen in einen Widerspruch verwickelt, bei dem es ihm erst recht wohl wird. Er weiß, wenn er das Urtheil des Erwachens an sich vollbracht hat, recht wohl, daß er während des Schlafs aus der Welt der Bestimmtheit, der Zerstreuung, aus dem Festwerden in den Einzelnheiten in das allgemeine Wesen der Subjektivität zurückgekehrt war; aber während des Schlafs wußte er es nicht, wenn er nicht anders, was aber ein seltener Fall seyn soll, nach Kategorien träumte. Ach! so weit lassen sich die Schicksalskundigen und Vertrauten des Weltgeistes zu ihren schwachen Brüdern herab, daß sie selbst Rollen übernehmen in der Tragikomödie des Lebens, und sie mit einem täuschenden Ausdruck von Naturwahrheit, von Leidenschaft und Angst durchführen, so daß man darauf schwören sollte, sie seyen von dem großen Dichter der Welt, dessen Geheimniß sich ihnen im Begriff aufgeschlossen hat, ohne ihr Wissen und Wollen engagirt und inspirirt worden; ja auch durch ihre Theilnahme am Loose des Todes zeigen sie sich gleichen Geschlechts mit uns, und ihre Freunde verschmähen nicht, nach löblichem deutschen Sprachgebrauche den Abgeschiedenen das erbauliche Prädikat: der Selige, statt des spekulativen: der Aufgehobene zu geben. Diese Gleichartigkeit ihres Lebens und ihrer ganzen Weise zu seyn versichert uns so sehr von ihrer brüderlichen Verwandtschaft mit uns, daß wir oft mehr als billig ihrer höhern Natur vergessen und durch einige Phrasen aus dem Lexikon der Götter von Zeit zu Zeit gewarnt und zurechtgewiesen werden müssen.

Wenn nun aber die Spekulativen und die Ordinären in den gewöhnlichen Vorkommenheiten des Lebens, in Freuden und Leiden, in Erscheinungen, Wünschen und Bestrebungen, in Urtheilen über Charaktere und Thaten (nur daß jene rarere und gehäuftere Prädikate haben und weiter ausholen) so ziemlich zusammentreffen, sollte nicht am Ende der ganze Unterschied in Worten stecken? Dies wäre doch ein übereilter Schluß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, den 16ten Oktober.

Rückkehr des Hofes. Kaiser Nikolaus. Industrieausstellung. Theater. Reitlich. Schuster. Kunst. Journale.

Gestern Nachmittags vier Uhr trafen Ihre Majestäten hier ein und fuhren, Schritt für Schritt, durch die, troz des stürmischen Wetters gedrängt vollen Straßen, in denen das Bürgermilitär in Parade aufgestellt war, unter Glockengeläute, festlicher Musik und freudigen Akklamationen der frohen Menge, nach der Hofburg und von da nach Schönbrunn, wo sie noch vierzehn Tage verweilen werden. Fürst Metternich kam vorgestern an. Dieser Herbst bildet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Gegenwart. Der erneuerte Handschlag der drei großen Monarchen garantirt Europa den Frieden. Die Ueberraschung der Wiener bei des Kaisers Nikolaus von Niemand geahnter Ankunft war eben so froh, als allgemein; die rührende Aufmerksamkeit für Ihre Majestät die Kaiserin Mutter, sein Gang in die kaiserliche Gruft, seine einfache Erscheinung, wie das Leutselige seines Benehmens machten hier auf alle Gemüther einen sehr angenehmen Eindruck. — Unser geliebter Kaiser, erfrischt durch diese Reise, ist Willens, kommende Woche die durch die Kommission bezeichneten Preise in Medaillen von Gold, Silber und Bronze für die bedeutendsten Produkte der herrlichen Industrieausstellung, die den 20sten dieses geschlossen wird, selbst zu vertheilen. Bei dieser Gelegenheit sey ein Bild dieser Epoche machenden Centralisirung inländischer Friedenskräfte in Umrissen zu entwerfen erlaubt. Es führen auf dem schönen, durch das Bibliothekgebäude, die Reitschule und Redoute, wie durch das geschmackvolle gräflich Friessche Palais gebildeten Josephsplaze (von der in mitten prangenden Reiterstatue Kaiser Josephs so genannt) drei Portale in dieselbe. Der Haupteingang führt über eine breite Treppe in den ungeheuern Saal der Reitschule. Eine Tapetenwand bis zur halben Höhe theilt ihn in gleiche Hälften. Auf Tafeln liegen hier die kostbarsten Gegenstände des Luxus ausgebreitet. Säulen und Wände sind architektonisch geschmückt mit Shawls, edlen Wollen- und Seidenstoffen, Teppichen und Tapeten, unter denen sich die der kaiserlichen Linzer und der Neugebeiner Fabrik auszeichnen. Die Erzeugnisse in Glas, Porzellan, Silber, Pakfong und andern Kompositionen, die Plattewaaren, vor Allem aber die Mailänder Bronzeartikel seyen in Erstaunen, die Erzeugnisse aus Leder, besonders Damenschuhe und Handschuhe, überraschen behaglich. Unter den Gewehrfabrikanten gewann

Zeller den ersten Preis. Aus diesem Saale gelangt man durch einige kleinere Säle in den der Redoute. Hier stehen kostbare Klaviere von den berühmtesten Meistern, wie Graf, Streicher, Jansen, Rieß, Hoxa, Streichinstrumente, Harfen, Spiegel und Meubel. Von hier kommt man in die großen Parterrehallen des Bibliothekgebäudes, in die bei weitem interessanteste Abtheilung. Hier stehen nämlich, unter vielen andern wichtigen Metallerzeugnissen u. dgl., Modelle der verschiedenartigsten Maschinen, auch Maschinen im Großen. Die frappanteste unter diesen ist eine mächtige Decimalwage, im Verhältnisse von 1 — 100, für die größten Lastwagen. Der darauf geführte Wagen zeigt durch Federdruck den Centner als ein Pfund. Der Erfinder dieser Maschine (zu verschiedenem Gebrauche bis herab zur Goldwage) heißt Rolle. Unter den schönen Wagen erhielt ein leichter vierrädriger von Hartinger den ersten Preis. So viel im Allgemeinsten. Ich verließ die Ausstellung mit einem Gefühle, als müßte ich ausrufen: Anch'io sono Austriaco! Dieses liegende Heer des Friedens muß mit der Zeit das stehende des Krieges überflüssig machen. Man wird einst nur statistische Kriege führen, wie jezt schon nur noch diplomatische; man wird nämlich sagen: so viel erzeuge ich, wie viel erzeugst du? Wer weniger erzeugt, ist geschlagen. — Das ohnedies schon rege Stadtleben wird nunmehr täglich bunter. Im Hofburgtheater gastiren Herr und Madame Rettich (geb. Gley). Sie trat bis jezt als Maria Stuart, Olga und Gretchen (in Scenen aus Goethe's Faust) mit großem Beifalle auf, besonders in lezterer Rolle. Sie wird engagirt mit ihrem jungen Gatten, der sich zu seinem Vortheile verändert hat. Sein Spiel ist freier, sein Organ sonorer geworden. Gestern trat in der Leopoldstadt der vortreffliche Komiker Ignaz Schuster zum lezten Male auf; schon vorgerückt in Jahren, zieht er sich nun zurück. Das Josephstädter Theater, dessen Afterpächter Scheiner sich vor einigen Tagen von hier heimlich entfernte, wird wahrscheinlich wieder unter die Direktion des eigentlichen Pächters Stöger (in Prag) kommen. An der Wien zieht noch immer Nestroys neues Stück. Kunst wird ehestens als Belisar seinen neuen Gastrollencyklus eröffnen; zu seinem nächsten Benefiz gibt er Braunthals Trauerspiel, „die Geopferten,“ das bereits im Drucke erschienen ist (bei Rohrmann und Schweigerd in Wien). Von demselben Verfasser brachte die Pichlersche Buchhandlung ein Drama, „Shakespeare,“ nach L. Tiecks berühmter Novelle. Dichterleben. — Die Wiener Zeitschrift erscheint nun, herausgegeben von Schickhs Wittwe, unter verantwortlicher Redaktion von Friedrich Witthauer, der sich durch einige Jahre schon um dieses ehrenwerthe literarische Institut sehr verdient gemacht hat, und der den wohlerworbenen Ruf desselben mehr und mehr zu verbreiten Kraft und Talente besizt. Ebersbergs Feierstunden, vor Jahren gegründet für die Jugend, erscheinen gegenwärtig im Comptoir des Beobachters unter dem Titel: österreichischer Zuschauer. Dieses Journal, freisinnig redigirt, zerfällt in zwei Abtheilungen, in das Hauptblatt (mit kurzen Novellen, pikanten Aufsätzen, Biographien u. s. f.) und in ein Beiblatt, das durch mathematische und andere Aufgaben den Scharfsinn zu üben bestimmt ist. — Man spricht von einem neuen Journal, das mit dem 1sten Januar 1836 erscheinen und den Pater Veith (einst Thierarzt, später Liguorianer, jezt Weltpriester) zum Redakteur haben soll. Dieser ausgezeichnete Kopf eignete sich allerdings für ein solches Unternehmen, und ein Journal wäre für ihn eine Brücke zurück in's weltliche Leben, das ihn besser verwenden kann, als das geistliche.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Pantheon.

Das Haus war etwas eng, die Vorstellungen der italienischen Oper aber gediegen, und die Engländer konnten sich kaum bändigen vor Entzücken über die wunderschönen Sachen, die sie hier zum ersten Male auf ihrer Insel hörten, die Symphonien, Concerto's, Solo's und Rouladen, mit welchen Giardini, la Motte, Kramer, Giornovichi, Fischer, Crosdil, Cervetto und Andere sie beschenkten. „Wie gefällt es Ihnen hier?“ sagte ich zu einem alten Herrn von meiner Bekanntschaft, der in jenen Tagen jung gewesen war, und den ich zu der Stunde, wo der Regen mich in's Pantheon trieb, sich daselbst gemächlich auf einem Stuhle schaukeln sah. Er blickte auf, seufzte tief und sprach: „Mein lieber junger Freund, wer Anno 1791 im Pantheon gewesen ist und sich der Musik erinnert, die er hier gehört, und der glänzenden Versammlungen gedenkt, die er hier gesehen hat, der ist ein Kloz, wenn er Anno 1835 hier anders sizen kann, als seufzend.“ — Am 14ten Januar 1792 wurde das stattliche Gebäude ein Raub der Flammen. Das Feuer kam im Malerzimmer aus und griff so pfeilschnell um sich, daß auch nicht das Geringste gerettet werden konnte. Die von den trockenen Brennstoffen genährte Gluth erleuchtete das ganze Westende, und als das Dach einstürzte, erhob sich, ein furchtbar prächtiges Schauspiel, mehrere Minuten lang eine himmelanstrebende Feuersäule. Der Werth des auf diese Art zerstörten Eigenthums wurde auf 80.000 Pfund Sterling berechnet, und es war der Höhe und Dicke der Mauern zu danken, daß die benachbarten Häuser von der verzehrenden Gewalt des Elements verschont wurden. Später wurde es zwar wieder aufgebaut, doch keineswegs in seiner ursprünglichen Pracht; bloß die elegante Façade und den schönen Haupteingang in der Oxfordstraße stellte man wieder her. In dieser Form diente es bald als Theater, bald zu Ausstellungen, Vorlesungen und musikalischen Unterhaltungen, bis der Eigenthümer im Jahre 1814 sich bankerott erklärte und das Haus der Administration eines Gerichtshofs zufiel, welcher the court of chancery heißt, und hinsichtlich seiner Langsamkeit auf dem Kontinente nur mit dem seligen Reichskammergericht eine einigermaßen wahre Vergleichung aushält. Endlich entschlossen sich im vorigen Jahre vier oder sechs spekulative Köpfe, das bis dahin aus reger Sorge für das Beste der Gläubiger unbenuzt gelassene und keineswegs besser gewordene Haus dem vorsichtigen Gerichtshofe abzukaufen. Der Handel kam zu Stande; das Gebäude wurde unter Anleitung des Architekten Sydney Smirke reparirt und ausgeschmückt, und wenn es dem Leser nunmehr genehm ist, mit mir einzutreten, so wollen wir sehen, welche Früchte jezt auf dem historisch untersuchten Boden wachsen. Und gar keinen Blick auf das Aeußere? — Nun, auch den: ein von acht kannelirten dorischen Säulen getragener Portikus, darüber ein schönes venetianisches Fenster, dann ein einfaches Dachgeschoß, und wir sind fertig. Nicht so schnell wird es mit dem Innern gehen, denn ich lese in einem Zeitungsavertissement, daß dasselbe in Bezug auf Größe, Geschmack, Bequemlichkeit und Schönheit seiner Einrichtung weder in London, noch in Europa seines Gleichen finde. Also sehen wir uns das an.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Oktober 1835.

Blick' in der Hoffnung
Magischen Spiegel,
Schau' deiner Zukunft
Liebliche Landschaft:
Lorbeer und Pinie!
Myrth' und Cypresse!
Glänzender Aether!

Matthisson.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Den 18ten August.

— Also in Leipzig; schon und doch endlich! Das Wetter bis jezt war vortrefflich; gestern ein feuchtwarmer Abend, die Nacht dämmrig durch inkonsequenten Mondschein, um Mitternacht plötzlich fiel dichter Nebel, der bis heute um zwölf Uhr anhielt; doch blieb es warm ohne Hitze, schwül ohne Glut. Sogleich nach kurzem Mittagessen geht unsere Fahrt nach Naumburg weiter; bis über Rudolstadt morgen, Mittwoch sind wir in Coburg, Donnerstag in Nürnberg, Sonnabend muß Augsburg erreicht seyn, und dann mache ich in München Halt. Die bisherige Gesellschaft darf ich loben: Freund B. auf den ersten Stationen reiseunlustig zurückverlangend; der Kleine großstädtisch, wie es ihrer Viele gibt, von fertiger Zunge und fertigen Urtheilen, doch lustig und in frischer Hoffnung, ein neues Stück Welt zu sehen; ich selber stumm, still, und in Betreff der ersten Tage durchaus resignirt.

Den 21sten.

Du mußt mich heute in Nürnberg aufsuchen. Wie wir hierher gekommen, wie bisher gelebt, gefahren, geschlafen haben, Alles will ich sogleich berichten. Kaum hatte ich Dir Montags in L. geschrieben, als wir zu Tisch gingen, und kaum saßen wir, als auch K. bereits eintraf, so daß wir's uns nach dem Mittagessen schon im Wagen bequem machten. Das Wetter war unvergleichlich, das Gespräch hell und lebendig, obschon B. noch wolkig blieb. Um acht Uhr langten wir in Naumburg vor dem Hecht an; die Uebrigen gingen zu dem abgemachten Schmause, ich entschuldigte mich, blieb, aß und schwazte recht philisterhaft mit dem Kellner. Am andern Tage um vier Uhr beim ersten Morgengrauen saßen wir bereits wieder im Wagen. Der Morgen war frisch, die Unterhaltung auch. Von Jena aus ging ich mit K. voraus; die Gegend ward immer heiterer, die Saale, von immer freundlicheren Ufern umgeben, schlängelte und rauschte munter neben uns hin, die ersten kalten, kahlen Berge grünten lieblicher auf, der Nebel war gefallen, und Gottes Welt wurde mir lieb, das Reisen schön, jede Erinnerung erquicklich, und die Gegenwart nicht besser zu wünschen. In Rudolstadt Markt, Scheibenschießen, Gewühl von Vieh, Bauern, Leuten und Menschen. Die Menschen waren wir, und am Ende, da sie vergnügt und ausgelassen waren, die Uebrigen auch. Wir zwei liefen wieder voraus; der Weg nach Schwarzburg, von Berlin aus betrachtet, ist zum Glücklichwerden, und ich ward es auch. Erst ein weites, klares, grünes, bebautes, sächsisches Thal, bald aber verengert es sich,

und immer näher und näher treten die Berge zusammen, als liebten sie sich mehr. Rechts Birkengestrüpp zwischen Schiefernasen und Stirnen, drolligen Häuptern und kahlen Spitzen, links dichte, schwarze Kiefern, unten im Grunde die dunkle, schäumende Schwarza, zwar dürr wegen der Hitze, aber doch ein Forellenwasser und gebirgsfrisch, darüberhin Wolkenwechsel und Lichtspiel. Nun hob sich der Weg leise ansteigend, wir bogen um die Ecke, und das weiße Schloß von Schwarzburg blickte auf seiner schroff sich niedersenkenden Felsenspitze durch die dunkeln Tannen. Die Sonne war schon im Untersinken, wir eilten daher, das Schloß zu besehen, und wurden nicht müde, rechts und links in's Thal zu schauen. Welche Augenerquickung! Auf dem Wiesengrunde, durch den leise rauschend die Schwarza zwischen Laubholz sich hindurchwindet, lagerten Hirsche zu ganzen Rudeln, auf der andern Seite zieht sich das malerische Dorf stufenweise tief in's Thal herab; dicht beim Schlosse liegt das Wirthshaus, zu dem uns erst spät der Nebel und die Abendfeuchte hinauf trieb. Das Essen war schlecht, der Wein in Wasser erst erträglich, doch Hunger und Durst wurden Koch und Mundschenk. Sogleich zu Bett; schreckliche Federbetten; also um vier Uhr schon wieder im Freien, wir zwei voraus, immer beweglich und lustig. Die Müdigkeit verlief sich bald, und als der Wagen uns eingeholt hatte, durchfuhren wir nun das schönste, immer schönere Thal, das durch die Berge sich zu stets wechselnden Aussichten langsam hinschlängelte. Alles Bilder mit Everdingens Fichten, nur grüner, und die Berge ohne Granitkraft, aber höchst erfreulich. Auf der nächsten Station noch einmal voraus, denn sie packten jedesmal eine halbe Stunde an den Hutschachteln und Mantelsäcken. Gehend war es noch schöner, der Himmel hell, die Sonne warm, die Kräfte frisch, das Herz jung. Den Augenblick ersah sich der Reisegenosse und sprach mir vom Bodensee, Graubündten, Chur, dem Splügen, Como, Italien, Tyrol, München, Salzburg. von Linz und der Donaufahrt, von Wien, Prag, Dresden, dem schönen Wetter, seligen Leichtsinn, Erholung an Natur und Kunst — und ich müßte mit ihm. Er wolle von Como gleich wieder zurück durch Tyrol. Ich widerstand schwach, und die Sache war ihm abgemacht, als der Wagen heranrollte. So ging es immer weiter und weiter bis Bamberg. Leider kamen wir erst um acht Uhr an und mußten den Dom und die Burg dem Nebel überlassen.

Nachts hatte es sachte heruntergerieselt, und als wir um vier Uhr uns aus den ersten guten Betten erhoben, war Alles trübe und naß. Am vorigen Tage jedoch hatte der Staub uns dermaßen belästigt, daß uns der Regen nicht störte, als wir um fünf Uhr im Wagen saßen. Gegen neun Uhr schon klärte es sich, wir zwei Fußgänger gingen wieder voraus und kamen zunächst nach Erlangen; dann zur Mittagstafel langten wir in Nürnberg an; sie war gut, und das war nothwendig. Nach Tische labte mich das köstlichste Porträt des alten Holzschuher von Dürer, und machte den ersten eigentlichen Reiseübergang von Natur zu Kunst. Doch zum Beschreiben und Schildern habe ich noch keine Ruhe und Lust, und in die alte Gewohnheit, gleich an Ort und Stelle Kunstbemerkungen, gelehrte Notizen, neugefällte glückliche Urtheile reisepflichtmäßig aufzuzeichnen, werde ich diesmal wohl nicht hinein kommen. Mir ist, als müßte ich einmal nur genießen, statt nur zu lernen.

Leider fand sich zu solchem Genusse, als wir, um die dortigen Gemälde zu besehen, die Burg bestiegen hatten, wenig Gelegenheit. Die Sonne war schon im Untergehen, die Bilder, eines dem Könige gegebenen Stadtfestes wegen, hatten sämmtlich von ihrem alten Platze, auf dem ich sie in frühern Jahren mit erster Bekanntschaftsandacht bewundert hatte, weichen müssen, und hingen jezt im ungünstigsten Lichte. Von den Dürerschen Aposteln z. B. waren nur die Fußzehen noch deutlich zu sehen. Bei genauerer Betrachtung aber wurden selbst diese ein starker Beweis für die alleinige Originalität des Münchner Exemplars der gleichen Apostel. Solche Fußzehen hätte Dürer auch in ungünstigsten Stunden nicht malen können, und so galt mir denn das ex unque leonem auch diesmal. Aergerlich ging ich vor Kaiser Karl und Sigismund vorüber; die Bilder sind erst verpuzt, dann mittelmäßig übermalt; dies zweifach traurige Loos brachte mich dahin, bei nunmehr eingebrochener Abenddämmerung so schnell als möglich fortzueilen. Wir gingen in das neuerbaute, außen und innen wohleingerichtete Stadttheater. Sie gaben Lumpacivagabundus. Wie ein Kind, Theaterunschuldig, als hätte ich noch nichts gesehen, saß ich da; nach einer halben Stunde aber kam die Bildung wieder, und nach dem ersten Akte waren wir auf der Straße. Es ist eine prächtige Stadt: jedes Haus ein Individuum, voll Physiognomie, die Straßen charaktervoll, mittelalterlich, wenn auch dem Heutigen angepaßt, philisterhaft poetisch, Hans Sachs leider mit Clauren versezt, und doch eindrucksvoll und unvergeßlich. Das Echte ist unzerstörbar, und ich schalt auf unsere heutigen Bauherrscher und ihre geraden, zierlichkeitsüppigen, kahlen, nachgeahmten Linien und Formen ohne individuellen Geist und Leben. B. sprach in ähnlichem Sinne, und wir docirten in Verwünschungen.

Was nun in der nächsten Woche aus mir werden wird, weiß ich noch nicht. Die Naturfreude lockt mich den Riesenbergen, Gletschern, Seen, dem blauen Himmel, der Vergessenheit entgegen, und ich bin in stetem Schwanken. Mit B. gehe ich jedoch nicht nach Florenz und Neapel, denn er führt eine gigantische Brieftasche voll Empfehlungen an italienische gelehrte Notabilitäten

mit sich, und will sie alle abgeben. Mailand, München und Wien aber würde ich jenen Vorschlägen nach nicht verlieren; doch vierzehn Tage und — nun, wir wollen sehen.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

(Fortsezung.)

Es gibt allerdings Punkte und Gegenstände, wo sich die Spekulativen trennen von den Nichtspekulativen. Sie belächeln die Vorstellungen der Nichtphilosophen von solchen Begriffen wie Schicksal und Zufall; sie haben das Wesen Gottes gar anders begriffen, als der große Haufen der Ungebildeten, und selbst der Gebildeten; sie bedauern den Gott der gewöhnlichen Vorstellung wegen der ihm beigelegten Allwissenheit, vermöge deren er Alles, was da ist und geschieht, wirklich wissen sollte, weil, schon nach dem Sprichwort, viel Wissen Kopfweh macht, und sie setzen deßwegen, statt des gewöhnlichen Begriffs von Wissen, einen andern, spekulativen, der eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der Bewußtlosigkeit hat. Sie spotten des armen, pragmatischen Geschichtschreibers, weil sie mit dem durch die Geschichte sich hindurchbewegenden Geist auf Du und Du sind; sie wissen, daß die Ewigkeit etwas ganz anderes ist, als die endlose Zeit, und bedauern den, der ernstlich an eine Schöpfung im gewöhnlichen Sinne glaubt.

Hier werden sie nun wohl in ihrem Recht und dem Menschenverstand, dem unphilosophischen Bewußtseyn unangreifbar seyn? Wer über jene Probleme gründlich nachgedacht, kommt doch wohl zu einer richtigeren Einsicht, als wer bei der Ueberlieferung, bei unklaren, ungeläuterten Vorstellungen stehen bleibt, die er nur etwa mit wenigen zufälligen Reflexionen aufstuzt, ohne wirklich in ihr Inneres einzudringen, ohne das Nest von Widersprüchen darin ahnen und aufdecken zu wollen? Wie verworren mögen die Vorstellungen der Meisten z. B. vom Schicksal seyn, und dies darum, weil sie das Wort an- und aufgenommen haben, ohne sich den Sinn desselben durch eigene Denkthätigkeit zu verdeutlichen, so daß sie die gröbsten Widersprüche darin unbedeutlich dulden, während der spekulative Philosoph aufzuzeigen vermag, welche Stelle dieser Begriff im ganzen System der Begriffe und der Gedankenwelt einnimmt, und was der wahre Gehalt desselben ist, den er, als einen einfachen Kern, aus dem ihn umhüllenden Dunstnebel herauszieht. Gewiß verlohnt es sich der Mühe und ist dankenswerth, die oft schwer verworrenen Knoten solcher Begriffe zu entwirren, und man wird den Meistern der Spekulation zugeben, daß sie mit großem Scharfsinn und Konsequenz manchen aufgelöst haben; oft aber will es einem doch bedünken, der das Geheimniß der Welt aufhellende Philosoph gleiche einem Fackelträger, der seine nächste Nähe erleuchtet, während es vor und hinter ihm Nacht bleibt; das, was uns der Philosoph vom Schicksal z. B. sagt, das mag klar und wohl zusammenhängend seyn; aber was er uns erklärt, ist eben nicht der ganze Begriff des Schicksals, und nur er, der die Fackel trägt, meint überall hin sein Licht zu verbreiten. Ohne Zweifel hat Spinoza gründlicher und schärfer als seine Zeitgenossen über die Freiheit nachgedacht, und doch war sein, von der heutigen Spekulation verworfenes Endresultat die Unfreiheit des menschlichen Willens; ein Beweis, daß die Tiefe der Forschung und Schärfe des Verstandes nicht vor Irrthum schüzt. Wendet man aber dagegen ein, Spinoza sey auf dem Standpunkte der Verstandesreflexion gestanden, statt auf dem der spekulativen Vernunft, so müssen wir gestehen, daß uns nachgerade lächerlich vorkommt, auf die Unterscheidung von Verstand und Vernunft ein solches Gewicht zu legen. Sollte sich etwa Spinoza durch seine Art zu philosophiren die Vernunft gleichsam haben verrosten lassen und den Verstand geschärft, so daß er, mit der geistigen Verfassung, in welcher er starb, nicht mehr zum Schüler der neuen Spekulation tüchtig gewesen wäre, ungefähr wie ein Pferd, das viel Galopp geritten wird, nicht mehr gut traben kann? Ob man den Verstand oder die Vernunft in Thätigkeit seyn lasse, die geistigen Funktionen sind doch wahrlich immer dieselben: das Fassen und Festhalten von Vorstellungen oder Begriffen, das Fortschreiten von einer Vorstellung zur andern, das Verbinden Aller unter sich; der Verstand hat keine andern Geseze, als die Vernunft, denn beide sind Eins. Wenn Kant die theoretische Vernunft zum nothwendigen, ewigen Irrthum verdammte, so wird in der neuesten Spekulation dies Loos dem Verstand zugetheilt, nur daß freilich hier noch der Ausweg übrig bleibt, den Unglücklichen in den Adelstand der Vernunft zu erheben, während bei Kant die Vernunft ihre höhern und unvergeßlichen Ansprüche auf Besiz in partibus hätte aufgeben müssen, um als nüchterner Verstand anerkannt zu werden. Unpassend ist es gewiß, die Differenzen der intellektuellen Kraft, die allerdings ihren eingebornen Gesetzen mehr oder minder gemäß angewendet werden, schwächer oder energischer, einseitiger oder umfassender seyn kann, in den menschlichen Geist selbst hineinzutragen und durch Spaltung desselben in Verstand und Vernunft zu fixiren. Wenn aber die Spekulation die Fähigkeit, solche Begriffe zu fassen, wie die einer ursprünglich bewußtlosen und doch allweisen Intelligenz, eines unpersönlichen und doch sittlich wirkenden Weltgeistes, zum Kennzeichen machen will, ob Einer der

spekulativen Vernunft sich erfreue, oder noch an der Scholle des Verstandes klebe, so erklären wir, jenen Vorzug Niemanden zu beneiden; denn wir erblicken in der Aufstellung jener Begriffe (die dem gesunden Menschenverstand als baare Widersprüche erscheinen) nur das Bestreben, um jeden Preis über das Verständliche sich zu erheben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Das Pantheon.

Der Eingang von der Oxfordstraße führt durch eine Vorhalle in einen weiten Bogengang, wo mehrere recht gute Bildhauerarbeiten aufgestellt sind. Von hier gelangt man über eine einfache, steinerne Treppe zu den Sälen der Gemäldegalerie, die hoch ist und vom Dache aus erhellt wird. Aber durch ein edel gewölbtes, von Scagliolasäulen gehaltenes Portal öffnet sich die Aussicht auf die Hauptsache, auf den großen, zum Bazar eingerichteten Saal. Dieser 116 Fuß lange, 90 Fuß breite und 60 Fuß hohe Raum ist eben so glänzend schön, als der coup-d'oeil imposant ist, und ich glaube, nur ein Blinder kann nicht überrascht und entzückt seyn von der Größe der Dimensionen, von der Schönheit der Verhältnisse, von der Helle und Eleganz, von der Heiterkeit und Frische der Verzierungen. Fast alles Licht fällt vom Dache herein, welches, halbkreisförmig, in seiner ganzen Länge auf einer doppelten Reihe von Bogen ruht, die aus massiv steinernen Pfeilern hervorspringen. Die Abtheilungen der architektonisch reichen Decke sind in weißem Relief auf blaßfarbenem Grunde verziert, was bei der Fluth von Licht, welches von den zwei Reihen langer, gebogener Dachfenster zuströmt, eine lustiglebendige Wirkung macht. Die Seiten der Pfeiler und die Flächen der Bogen sind mit schönen Arabesken bedeckt, mit Blumen, Früchten und Vögeln, geschmackvoll in einem glänzenden, immer harmonirenden Wechsel von Farben. Diese Art der Verzierung ist in England neu, und ich irre vielleicht nicht, wenn ich sage, daß zur Zeit hier noch kein anderes öffentliches Gebäude sie besizt. Wer in München war, hat Aehnliches gesehen; doch haben die englischen Künstler die Idee nicht aus München, sondern aus Rom geholt, sie den Loggias des Vatikan abgeborgt. Die Malerei hält auch als Kunstprodukt die Probe, und verträgt nicht bloß, sondern verdient eine sorgfältige, nahe Betrachtung. Rings um das Ganze läuft zwischen den Pfeilern und den Seitenwänden eine geräumige Galerie, die eben so, wie die untere Flur, voll und sinnreich mit Verkaufstischen besezt ist. Ein Blick auf leztere macht beinahe glauben, daß man die Parterre eines bunten Blumengartens vor sich habe. Was Alles auf diesen Verkaufstischen ausgelegt ist, will ich nicht beschreiben; ich denke aber, daß wenig an dem Vielen fehlen wird, was der kultivirteste Mensch überflüssiger Weise zu seinem Anzuge, zu seinem Schmucke, zu seinen Spielereien und Tändeleien bedarf und begehrt, von der Wiege bis zum Grabe. Ausgenommen ganz allerliebstes, veritables Nürnberger Spielzeug, in dessen Verfertigung die Engländer unbedingt den Deutschen den Vorrang einräumen, dürfte ziemlich Alles englische Manufaktur und zum großen Theile das Werk geschickter und erwerbslustiger Frauenhände seyn, die man zu dem Ende sich emsig rühren sieht, und unter all dem Zierlichen, Zarten, Hübschen und Saubern, was das Auge erfreut, ist das nicht das Unangenehmste, daß die Verkaufstische von meist zierlichen und zarten, hübschen und saubern Verkäuferinnen bedient werden. Die Höhe und die richtigen Verhältnisse des Gebäudes lassen sich am besten wahrnehmen, wenn man die Treppe nach der Flur hinabsteigt. Der Schmuck des Ganzen trägt allenthalben einen klassischen Charakter, und es würde mir unmöglich seyn, eine erschöpfende Beschreibung zu geben von der gewählten Mannichfaltigkeit der Kranzleisten und Simse, von dem vollendeten Geschmacke und der Keuschheit der Pateră, oder von dem gediegenen Reichthume der Konsolen und Kandelaber, der Alto- und Bassoreliefs. Nur das darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daß alle diese Zierrathen aus einem Stoffe bestehen, der zu solchem Zwecke bis jezt entweder noch gar nicht, oder höchst selten angewendet worden ist, aus Papiermaché, und daß der Künstler, der in der Zeit von kaum vier Monaten sie erfand, ausführte und malte, sich Charles Bielefield nennt. Daß an die den Salon umkreisende Galerie verschiedene Gemächer stoßen, in denen die Besuchenden Durst und Hunger stillen, sich erfrischen oder erwärmen, erquicken und ausruhen können, werde nur nebenbei bemerkt. Wir haben keine Veranlassung, uns hier zu verweilen, und wenden uns nach dem sogenannten Konservatorium, in welches wir durch die große, dem Eingange von der Gemäldegalerie gegenüber auf der Flur befindliche Wölbung gelangen. Das Konservatorium ist 88 Fuß lang und 25 Fuß breit, ist in maurischem Styl gebaut und besteht aus einer reich geschmückten Halle, deren Decke mit Arabesken bedeckt oder vielmehr illuminirt ist. Unterhalb derselben befinden sich gigantische Spiegel und von vergoldetem Draht geflochtene Vogelbehälter, in welchen Sperlinge aus Java, die gelben Sänger der Kanarien und andere bunt und hell gefiederte Thierchen sich nach Möglichkeit belustigen. Daneben hängen in vergoldeten Reifen die ehrwürdigen, superklugen, mir aus mehr als einem Grunde verhaßten Papagaien. Die Mitte nimmt ein geschmackvoller Springbrunnen ein, der eine durchsichtige, mit Goldfischen bevölkerte Vase trägt, und seinen krystallenen Strahl hoch aufschießt, bis derselbe, zu Perlen verwandelt, in ein geräumiges Bassin niederstäubt, auf welchem schöne Wasserpflanzen blühen. Den Bogen der Halle tragen ich weiß nicht wie viele Scagliolasäulen mit glänzend vergoldeten Kapitälen. Wenige Stufen hinab führen zu einer Sammlung erlesener Pflanzen, exotischer und einheimischer, alle geschmackvoll geordnet, während andere mit graziöser Unbescheidenheit sich an den gläsernen Wänden hinauf nach der Decke ranken. Den Schluß des Ganzen machen drei, in maurischem Geschmack mit Spiegeln eingesezte, weiße Marmorbogen, und es begreift sich ungesagt, welche zauberähnliche Täuschung von Licht, Raum und Munterkeit die Spiegel hervorbringen. Der mittlere Bogen öffnet den Eintritt in einen zeltartigen Saal, wo alle diejenigen, die über einen Wagen zu verfügen haben, das Vorfahren desselben erwarten können. Zunächst ist die Vorhalle für die Dienerschaft, und aus dieser gelangt man in die große Marlboroughstraße. Aber, um all dies Herrliche zu schauen, welcher Eintrittspreis? — Der niedrigste, den es füglich geben kann, nichts.

W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Oktober 1835.

Laßt uns seyn ein Wall von Felsen,
Der alsdann, gar stolz und fest,
Von dem Meere der Gemeinheit
Sich nicht unterwühlen läßt.
A. Grün.

An Wolfgang Menzel.

In des Zeitenstromes Rauschen tobt der laute Menschenschwarm:
Der schleicht klug sich durch die Menge, der schlägt kreischend dort Allarm;
In der Schellen wildes Klappern und der Narren gellend Wort
Weinen sentimentale Seelen einen schmelzenden Akkord.
Donnernd aber durch des Stromes weitbeschäumten Katarakt
Schlägt die Wahrheit und die Liebe ihren ewig gleichen Takt.
Wenige Gemüther sind's nur, denen in die Seele tief
Jener Donner seine ernsten, majestät'schen Klänge rief,
Daß sie, vor Entsetzen schaudernd, fühlten unnennbares Weh,
Und die höchste Lust der Menschheit in des Gottverwandten Näh'.
Laß sie fest zusammenhalten, daß sie mit vereinter Kraft
Künftigen Geschlechtern wahren, was der Gott im Menschen schafft.
Auf! daß nicht der wirren Menge blinder, unbedachter Schritt
In den Koth der Erde nieder das urewig Schöne tritt!
Reich auch mir die Hand zum Bunde, edler Ritterschaft Genoß,
Und zum Kampf auf adeligen Sinnes stolzem Flügelroß!

D...m in Bayern. J. Br.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

(Beschluß.)

Der Prozeß der Spekulation, durch reines Denken vom Nichts bis zur absoluten Vernunft, zum Geist emporzusteigen, und diese ganze Welt der Gedanken und Wesen aus der undulirenden Dialektik hervorbrechen zu lassen, hat zwei Seiten: die Einen preisen nur die Wohlfeilheit der Mittel, womit Alles geleistet werde, die Kühnheit, die Bedürfnißlosigkeit und Selbstmacht des Gedankens; die Andern sehen auf das Resultat, welches sie für gleichbedeutend mit dem Anfang halten. Oder macht denn die Spekulation wirklich begreiflich, was das Leben ist, und wie es entsteht? läßt sie sich darauf ein, in ihrem Spiegel die Erschaffung oder Entstehung auch nur einer Thiergattung zu zeigen? hat sie die reale Definition, die das Zauberwort, die identisch ist mit dem Wesen und dasselbe hervorbringt? Die Frage nach dem Anfang bestimmter Wesengattungen, die doch erweislich nicht von Ewigkeit her sind, wie zum Beispiel das Alter des Menschengeschlechts durch die Geschichte der Erde gemessen wird, ist der spekulativen Philosophie eben so unlösbar, als dem Menschenverstand, und wird auch von ihr klüglich umgangen und abgelehnt. Mag immerhin ein Uebergang von den durch generatio aequivoca belebten

Wesen an, die ganze Leiter bis zum Menschen hinauf nachgewiesen werden: die Einsicht in den graduellen Fortschritt und den durch Mittelglieder unterhaltenen Zusammenhang ist noch nicht die Einsicht in die Nothwendigkeit, daß aus dem niedern Wesen ein höheres entstehen mußte, ist noch nicht die Anschauung der Kraft, wodurch dies geschah. Was ist damit gewonnen, wenn man sagt: der geistige Mensch habe die Pflanzen und Thiere zu seiner Voraussetzung, und erst in ihm komme der Planet zum Bewußtseyn? kann die Spekulation uns belehren, ob der Mensch aus dem Affen hervorgegangen, oder ob der Affe die Grenze sey der Thiere schaffenden Naturkraft, das lebende Denkmal ihrer Ohnmacht, wenn sie sich zu etwas Höherem versteigen will, das einen andern Ursprung haben muß?

Worauf sich die Spekulativen viel zu gute thun, das ist ihre völlige Hingabe an die Gegenstände, an die Sache selbst, deren man sich nur dadurch wahrhaft bemächtige, daß man sich völlig in sie versenke, im Gegensatz gegen das Verfahren, welches den Gegenständen willkührliche Bezüge und Voraussetzungen, einseitige Reflexionen aufdrängt. Dieses bezeichnen sie als räsonnirende Weise, das ihrige als spekulative Methode. Nur die leztere mache eine wahre Geschichte der Menschheit, eine Geschichte der Religion, der Kunst, der Philosophie möglich, indem sie überall das Beiwerk und die Hülse von Kern und Gehalt scheide, das Wesentliche hervorhebe und organisch Alles verknüpfend dem Gang der Sache selbst, ihrer innern Entwicklung treu und gewissenhaft, ohne subjektive Willkühr nachgehe. Ueber diese Grundsätze kann man ihnen gewiß nicht den Krieg machen; aber strebt derjenige, der kein spekulativer Philosoph ist, mit Bewußtseyn nach etwas Anderem, als eben auch darnach, das innerste und eigentliche Wesen zu erfassen, zu begreifen und darzustellen, und ist dem spekulativen Philosophen durch seinen Grundsatz schon eine Bürgschaft gegeben, daß ihm, wornach er strebt, auch gelingen müsse? gibt die Anerkennung eines an sich richtigen Satzes auch den Scharfblick, dessen Tugend es ist, das Wesentliche und Unwesentliche zu unterscheiden, das Zerstreute in die Grenze Eines Ueberblicks zu versammeln, und gibt sie die Fülle des Wissens? sind die gewaltigsten, treffendsten, erleuchtendsten und fruchtbarsten Ansichten wohl eher das Ergebniß einer konsequenten und lehrbaren Methode, oder des freien Genies? Wir stehen nicht an, uns für das Leztere zu entscheiden.

Vornehm sieht die spekulative Rechtslehre und Politik herab auf die räsonnirenden Theorien eines Rousseau und de Lolme; aber gerade auf diesem Gebiet darf man wohl fragen, ob die spekulativen Begriffe bis an die Wirklichkeit heranreichen, und bezweifeln, ob selbst das Wichtigste und Beste, was dort gelehrt wird, und angeblich durch die reine Bewegung des Gedankens erzeugt wurde, sich dort finden würde, ohne die Untersuchungen der Männer, die sonst als Philosophen zählten, in neuern Zeiten aber zu Räsonneurs degradirt wurden, und ohne die gemachten Erfahrungen der lezten fünfzig Jahre. Unter Anderem aber ist uns, wie wir gestehen müssen, die Rechtfertigung der Erblichkeit der Monarchie dadurch, daß hier das Vernünftige in das Natürliche umschlage, allzu spekulativ gewesen, und wir haben es uns in die schlichten Worte übersezt: es lasse sich dafür kein absolut vernünftiger Grund angeben, und man stelle es also dem Zufall der Natur anheim. — Die Weisheit der Natur in ihrer Sphäre wollen wir nicht bezweifeln, aber gewiß gebührt es nicht der Natur, den Staaten ihre Beherrscher zu bestimmen; denn dazu hat der Mensch die Vernunft, daß er die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse selbst, und zwar oft im Kampf mit der Natur, ordne. Mag also der Grundsatz der Erblichkeit aus andern Gründen empfehlungswerth seyn, spekulativ ist er gewiß nicht gerechtfertigt.

Wir suchen das Ergebniß und die Tendenz des Bisherigen zusammenzufassen. Möge man uns nicht mißverstehen! Wenn wir gegen eine übertriebene Schätzung und gegen die maßlosen Verheißungen der Spekulation uns etwas unglaubig zeigten, so möchten wir doch keineswegs zum Vortheil des Menschenverstandes die Spekulation herabsetzen. Wir erkennen es für eine ehrende Aufgabe, für ein lockendes Ziel des menschlichen Geistes, mit seinem Denken das ganze Reich der sinnlichen und geistigen Wesenheiten zu umfassen, ihre Bezüge zu entdecken, den Zusammenhang der Gebiete und Systeme in der Natur, der Thaten in der Geschichte, der Begriffe im Bewußtseyn nachzuweisen, und würden es für eine thörichte Anmaßung halten, der Subtilität in der Forschung Grenzen setzen zu wollen. Tadelt ihr den Naturforscher, der die kleinsten Organe des kleinsten Thieres sorgfältig mit dem Mikroskop untersucht, den Anatomen, der die feinsten Nerven und Muskeln zerlegt? wollt ihr den Denker schelten, der, um seine Probleme zu lösen, die Begriffe auf eine Art analysirt und dialektisch behandelt, welche dem, der sein Experiment nicht versteht, kleinlich, pedantisch und unfruchtbar vorkommt? Die Figuren, die der Mathematiker auf eine Tafel zeichnet, sind der Entwurf zu einer Maschine von unberechenbarem Nutzen — so kann die scheinbar pedantische Analyse eines Begriffs die fruchtbarsten Folgen haben. Lassen wir also dem Philosophen seinen Denkapparat unangefochten; wer nicht mit ihm studirt hat, dem gebührt über den Apparat keine Stimme; aber das wagen wir zu behaupten: auch der Nichtspekulative, auch der Menschenverstand hat eine Stimme über einen Theil der Resultate der Spekulation. Wenn Spinoza die Freiheit des Willens

leugnete, und das Bewußtseyn davon für eine Täuschung erklärte — was ist eher anzunehmen: daß das menschliche Bewußtseyn von der Freiheit eine allgemeine, aber nothwendige, unentfliehbare Täuschung sey, die der einzige Spinoza entdeckte, doch ohne sich selbst derselben erwehren zu können, oder daß er, der erste Philosoph seiner Zeit, sich irrte? In praktischen Gegenständen besonders, wo wir am Gewissen, in ästhetischen, wo wir am Geschmack, sofern er nicht ungebildet oder verschroben ist, einen Anhalt haben, darf sich der Menschenverstand wohl ohne Unbescheidenheit eine Prüfung der spekulativen Ergebnisse erlauben; und auch sonst kann oft eine glückliche Beobachtung, eine scharfe Aufmerksamkeit Einwürfe entdecken, welche das spekulative Gewebe zerreißen; aber unbestreitbar bleibt der Spekulation das Recht, Einwendungen, die lediglich auf vorgefaßten Meinungen und Autoritäten beruhen, abzuweisen und in keinem Falle sich in ihrem Streben irre machen zu lassen, das, wenn es auch keine Himmelsleiter erbaut, die zur vollkommenen Erkenntniß führt, doch eine treffliche Gymnastik des Geistes bleibt, und wenn es auch den Stein der Weisen nicht entdeckt und häufig ein Stein des Anstoßes wird, doch die Kraft, die Tiefe, den Reichthum des Menschengeistes mehr und mehr offenbart.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Den 22sten August.

Heute früh sollte ich künstlerisch gelungene Abbildungen einer neuen Seherin von Prevorst in Augenschein nehmen, welche in hiesiger Stadt seit vielen Wochen schon ihre seligkranken Gefühle zu erdulden hat. Doch Du weißt, wie sehr dieser Mittelkreis zwischen Geist und Leib, dies nervöse Himmelreich mich anwidert, und so wurde ich meiner Zusage ungetreu, und besuchte statt dessen die Sebaldus- und Lorenzkirche. Du kennst sie beide, auf Beschreibungen lasse ich mich deßhalb nicht ein. In der Moritzkapelle, welche durch die dort zusammengestellten Bilder seit einigen Jahren berühmt geworden ist, konnten wir leider aus Zeitmangel nicht lange verweilen, und seltsamerweise habe ich auch diesmal für die oberdeutschen Maler nicht den rechten Sinn. Selbst der tiefe Wohlgemuth will nicht recht bei mir greifen. Mein Sinn steht nach Lebensfülle, Duft, Farbe, Glanz und Glut. Nur ein paar Bemerkungen laß mich flüchtig hinzufügen. Die bekannte Grablegung Dürers in der Sebalduskirche ist unzweifelhaft eine Kopie, wie auch, wenn ich mich nicht verlesen habe, die Jahreszahl besagt; eben so wenig scheint mir das früher zur Boissereeschen Sammlung gehörige ähnliche Bild in der Moritzkapelle das eigentliche Original. Es hat die Physiognomie einer geistreichen Schülerarbeit; für Dürer ist es zu zahm und im Ausdruck zu kahl. Das eigenste Leben, der ursprüngliche, unbeschreibliche Hauch des Originalen fehlt. Eines andern Bildes wegen hätten wir fast einen Auftritt erlebt. Es war im Katalog als Herlein verzeichnet. Freund B., der denn doch vor wenigen Jahren die Kirche zu Nördlingen nicht vergebens mit mir wollte besucht haben, sezte den Kustos zur Rede, wie solch ein mittelmäßiges Bild mit diesem Namen zusammenstimme. Der Kustos, ergrimmt, ließ die Antwort nicht fehlen: das Bild komme aus München, dort sey der Name festgestellt und über jeden Zweifel erhoben; denn in München verstehe es der Herr Direktor wie kein Anderer, und damit Basta. Nun kam es, da wir Uebrigen lachten, zum Streit, den ich endlich durch den begütigenden Ausweg beizulegen suchte, daß es der Herlein ja mehrere gebe, von denen der schlechteste leicht einmal könne ein schlechtes Bild gemalt haben. Damit waren beide Theile zufrieden. Bei dieser Gelegenheit drängte sich mir aber doch die Bemerkung auf, daß die Münchner Regierung allerdings durch das Anlegen von Filialgalerien das ernstliche Bestreben darthue, durch das ganze Reich kunstgeschichtliche Kenntnisse zu verbreiten, durch die Qualität dieser Sammlungen aber auch viel Unheil zu stiften im Begriffe sey. Außer einigen werthvollen, dem Ort selbst zugehörigen Bildern sendet sie nämlich nur das in die Provinzialstädte, was sie in München selbst nicht brauchen kann. Dabei ist denn an pomphaften Namen kein Mangel. Wer nun als Fremder unglücklicherweise dergleichen Meister an solchem Orte zum ersten Male sieht, und sich ihren Werth fest einprägen will, erhält ein schiefes Urtheil, und muß, statt gelernt zu haben, später nur immer wieder umlernen. Den Einheimischen aber, und besonders den angestellten Kustoden, geht es mit solchen Sammlungen wie kleinen Städten mit ihrem Theater; jeder schwört darauf, Lustspiel, Tragödie, Orchester, Oper, Gebäude und Publikum sey nirgends in der Welt besser. Der Wust des Mittelmäßigen, alt und neu, wird überhaupt noch viel zu viel in prächtige Goldrahmen gefaßt und aufgehängt, und wo es vorherrscht, verschiebt sich durch Gewohnheit Auge und Urtheil nach und nach so unvermerkt, daß zulezt die Mittelmäßigkeit allein den ersten Rang einnimmt.

Den 23sten.

Heute in Augsburg. Abgespannt, denn von Nürnberg herüber wurde die Nacht hindurch die Fahrt auf der Schnellpost, der feuchten Frische beim klarsten Mondschein zum Troz, sehr ermüdend. Mein erster Gang

war zur Galerie auf dem Stadthause. Besonders interessirte mich ein Bild, das durch den auf einer Thurmglocke authentisch aufgeschriebenen Namen, Hans Holbein, mit der Jahreszahl 1499, sich als echt erweist. Eine gewisse Milde und Verblasenheit der Züge erinnert an die Kölnische Schule; die markige Individualität der frühern Niederländer dagegen ist erweicht und macht einem Drang nach verallgemeinerten Formen und deren Schönheit Platz, während wieder das Extrem oberdeutscher, übertriebener Wildheit im Ausdruck schlechter Leidenschaften mit absichtlicher Komik seltsam kontrastirt. Burckmair erschien mir in seinen Gemälden als ein Quodlibet der verschiedenartigsten Meister. Ein Rest von Wohlgemuths Ernst und Wichtigkeit der Charaktere geht ihm nicht ab, die kurzen Figuren des alten Meisters finden auch hier noch ihren Platz, die schwarzen Umrisse sind noch nicht abgelegt, aber die Farbe erfreut schon durch Schmelz und Glanz. Die Landschaften erinnern an die Art, welche Scheufflein von Dürer annahm; die Formen werden mit steigender Jahreszahl der Bilder immer weicher, charakterloser, und versuchen eine sogenannte idealere Schönheit zu erreichen; doch was sich auch sonst noch an eigenen und fremden Elementen anschließt, will sich zu einer kräftigen Eigenthümlichkeit nicht zusammenfügen und verarbeiten.

Traue aber diesmal meinem Urtheil nicht; ich kann nicht in den rechten Zug kommen, mein Auge schweift nur immer vorwärts und vorwärts, und all meine Sehnsucht strebt nach Süden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der europäische wissenschaftliche Kongreß.

Zwei oder drei Gelehrtenversammlungen, hier Kongresse genannt, haben wir diesen Herbst in Frankreich schon gehabt, ein lezter steht uns noch bevor. Die bisherigen wurden in Landstädten gehalten, eine zu Douay, eine andere stillere zu Toulouse, eine dritte ich weiß nicht wo. Aber nun soll auch ein Kongreß in Paris gehalten werden, und nicht weniger seyn, als ein Congrès européen. In Paris, dem Sitze so vieler gelehrten Gesellschaften, ist eigentlich ein beständiger Kongreß; es scheint also überflüssig, hier noch einen Congrès européen auszuschreiben, an welchem doch das übrige Europa wahrscheinlich nur geringen Antheil nehmen wird; denn die Gelehrten reisen nicht, wie Minister und Diplomaten, auf Staatskosten, und können sich jezt auch ganz gemächlich mittelst Zeitschriften und gelehrten Abhandlungen verständigen. Indessen ist von Seiten der hiesigen Gelehrtengesellschaft: Institut historique, ein gedrucktes Cirkularschreiben an die Gelehrten Frankreichs und des Auslandes ergangen, sich am 15ten November dieses Jahrs auf dem Pariser Rathhause einzufinden und daselbst dem europäischen Kongresse beizuwohnen, und damit sie sogleich wissen, was verhandelt werden soll, sind dem Cirkulare die zu erörternden Fragen angehängt, wovon sogleich die Rede seyn wird. Das sogenannte Institut historique ist eine seit einem Jahre bestehende freie Gesellschaft, der man ohne weitere Ceremonie beitreten kann, wenn man sich anheischig macht, einen jährlichen Beitrag von zwölf Franken zu zahlen, nebst fünf Franken für ein Diplom auf Papier. Will man eines auf Pergament haben, so zahlt man das Doppelte. Seitdem die genealogischen Dokumente in Frankreich ihre Wichtigkeit und ihr Ansehen verloren haben, sind die Gelehrtendiplome in Aufnahme gekommen, und manche Leute bilden sich etwas auf Pergamente ein, die von einer gelehrten Gesellschaft unterzeichnet sind. Dieses Institut nun gibt sich mit der Geschichte ab, und zwar in einem solchen Umfange, daß sogar die Geschichte der Wissenschaften und Künste also die gesammte Kulturgeschichte, in den Kreis ihrer Forschungen gezogen worden ist. Von ihrem Wirken zeugt ein monatlich erscheinendes Bülletin. Man sieht aus demselben, daß sie bisher sehr thätig gewesen ist, und eine Menge von Subscribenten für ihren Zweck gewonnen, aber im Grunde noch wenig ausgerichtet hat, wenigstens in Vergleich mit der Menge von Gelehrten, die sich in den Verein haben aufnehmen lassen. Ein löbliches, auch von andern hiesigen Vereinen beobachtetes Verfahren ist der Abdruck der Protokolle ihrer Sitzungen, so daß das Auge des Fremden bis in's Innere der Gesellschaft dringen kann, und ihm nicht einmal die kleinen Zwistigkeiten und Anmaßungen, welche in den Vereinen früh oder spät mehr oder weniger laut werden, verborgen bleiben. Das Institut historique theilt sich in sechs Abtheilungen: allgemeine Geschichte, Geschichte der gesellschaftlichen und philosophischen Wissenschaften, der Natur- und mathematischen Wissenschaften, der Sprachen und Literaturen, der bildenden Künste, und endlich Spezialgeschichte Frankreichs. Besser wäre es wohl gewesen, wenn der Verein sich bloß mit der Völkergeschichte abgegeben hätte, ohne auch noch die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst zum Gegenstande seiner Forschungen zu machen; aber in Frankreich will man immer viel umfassen, und so kommt es manchmal, daß man wenig leistet. Gewöhnlich werden die gelehrten Vereine von Leuten gestiftet, welche mehr Rührigkeit als Gelehrsamkeit besitzen, daher selbst kaum wissen, was sie leisten wollen, und die sonderbarsten Versprechen laut werden lassen. Nach und nach bringen jedoch bedächtigere Leute die Sache besser in's Geleise, und die rührigen Stifter verschwinden, nachdem sie wenigstens das Verdienst gehabt, einzelne Kräfte zu einem gemeinsamen nützlichen Zwecke in Vereinigung gebracht zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 255:

Mohnkopf.

Räthsel.

Nach dem Lateinischen des Lactantius. (Symposion.)

Viel Lärmen macht die Wohnung dort,
Doch der drin wohnt, ist stumm;
Die Wohnung läuft nur vorwärts fort,
Ihr Gast läuft um und um.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 261.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Oktober 1835.

— Die freie,
Ungeheischte Herzensgabe
Kaufen Eide nicht, die Treue.
F. Müller.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Die Strafe der Untreue.

Der Abbasside Alhadi, wird erzählt,
War in ein Mädchen Namens Trug verliebt,
Der Frauen schönste von Gesicht, und feinste
Von Bildung, holdeste von Sitt' und Art,
Und süßeste von reizendem Gesang.
Als sie nun eines Nachts ihn unterhielt,
Ihm sang und spielte, da verwandelte
Sich seine Farbe plötzlich, und ein Zug
Von Traurigkeit erschien auf seinem Antlitz.
Sie sprach: Was hat der Fürst der Gläubigen?
Nicht lasse Gott ihn sehn, was ihn verdrießt!
Er sprach: Gekommen ist mir in Gedanken
Die Stunde, wo ich sterben werd', und Harun,
Mein Bruder, nach mir diesen Thron besteigt,
Und daß mit ihm du dann wirst seyn, wie jezt
Mit mir du bist. — Sie sprach: Nicht lasse Gott
Mich überleben dich! Und dann begann sie
Ihn zu liebkosen, ihn zu unterhalten,
Vom Spiegel des Gemüthes wegzuhauchen
Den Anflug der Betrübung; doch er sprach:
Du mußt mir schwören Eide, kräftige,
Nicht nach mir ihm zu nahn. Da schwor sie ihm,
Und Zeugen nahm er und Versichrungen,
Die kräftigsten; dann stand er auf und sandte
Zu Harun, seinem Bruder, hieß ihn schwören,
Nicht mit dem Mädchen Trug nach ihm zu leben,
Und Zeugen nahm er und Versichrungen
Von ihm auch, wie er sie von ihr genommen.
Dann währt' es keinen Monat und er starb,
Und Harun nach Alhadi ward Chalife.
Der ließ das Mädchen rufen, und sie kam;
Er hieß sie mit Gesang ihn unterhalten.
Sie sprach: Und was nun macht mit jenen Eiden
Der Fürst der Gläubigen? Er sprach darauf:
Schon hab' ich sie für dich und mich gesühnt.
So lebt' er dann mit ihr, und sie gewann
An seinem Herzen bald so nahe Stelle,
Daß keine Stund' er seyn mocht' ohne sie.
Einst als sie schlief in seiner Kammer Nachts,
Erwachte sie verstört aus bangem Traum;
Er rief: Was ist's? Mein Leben zahlt für dein's!
Sie sprach: Dein Bruder kam zu mir und sang:
Und brachst du mir die Treue, seit
Ich ein Bewohner bin der Grube?
Vergassest und verscherzetest
Die Eide, die du schworst zum Luge?

Betrogest mit dem Bruder mich?
Wahr sprach, wer dich benannt vom Truge!
Nicht sey des neuen Bundes froh,
Und Unruh sey in deiner Ruhe!
Dich abzurufen, eh' es tagt,
Erschein' ich, und du folgst dem Rufe.
Und also denk' ich, folgen werd' ich ihm
Noch diese Nacht. — Doch Harun sprach mit Schmeicheln:
Mein Leben zahlt für dein's! Laß diesen Wahn!
Das sind des Traumes wirre Dichtungen.
Was mahnt er die Unschuldige, nicht mich?
Des Eides Straf' hab' ich auf mich genommen.
Sie aber sprach: Der Fürst der Gläubigen
Ist straf- und schuldlos, aber ich muß büßen.
Da faßt ein Schauer ihre Glieder an,
Sie rang die Hände, wand den schönen Leib,
Und war im Nu verschieden.

Der Vesir.

Von Vesiren habet ihr
Oft gehört; doch was Vesir
Heiße, mögt ihr nun auch wissen?
„Lastbar," weil er wohlbeflissen
Seinem Herrn die Last nimmt ab.
Hört, wie einer hin sich gab
Für den Herrn, wo's Noth geschienen,
Recht als Lastthier selbst zu dienen.

Der Vesir zum König spricht:
Du versäumest deine Pflicht,
Ganz und gar mit Seel' und Leben
Deiner Schönen hingegeben;
Liebe zieht zum Staub dich hin,
Aufwärts strebet Königssinn;
Laß zu deines Ruhmes Bahnen
Dich den treuen Diener mahnen.

Der getroffne König hört
Die Ermahnung sehr verstört,
Aber nimmt sie doch zu Herzen,
Unterläßt des Tags zu scherzen
Mit der Schönen, ungeneigt.
Wie der König finster schweigt,
Weiß sie ihm nach ein'gem Stocken
Das Geheimniß zu entlocken.

„Herr, die Liebe tritt zurück
Vor der Weisheit, die dein Glück
Hat im Aug' und die es deutet;
Sey dir jeder Wunsch erbeutet!
Jenem lohne nach Gebühr,
Schenke mich ihm selbst dafür!"
Und sie wird ihm zugesendet,
Schön, daß sie die Augen blendet.

Der Vesir, mit ihr allein,
Naht ihr gleich mit Schmeichelei'n,
Doch sie wendet erst sich blöde,
Spielt mit Artigkeit die Spröde;
Als er scheint genug ein Thor,
Legt sie die Bedingung vor:
Eh' du hoffst mich zu umfassen,
Mußt du auf dir reiten lassen.

Und sie legt, er sträubt sich kaum,
In den Mund ihm einen Zaum,
Einen Sattel auf den Rücken,
Und er muß dem Ritt sich bücken.
Da sie so ihn tummelt fein,
Tritt der Fürst gerufen ein:
„Ei, sind das die Weisheitsthaten,
Die mein Meister mir gerathen?"

Er mit Müh' erhebt sein Haupt,
Wie es ihm der Zaum erlaubt,
Und gebückten Leibs erwidert:
Siehst du, wie die Lieb' erniedert?
Diesem unterwarf ich mich,
Davor zu bewahren dich;
Besser, dacht' ich, daß ich's litte,
Als daß sie dich selber ritte.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Den 21ten Sept.

Hier sitze ich in dem großen Mailand, dicht an dem offenen Balkon; draußen über dem Garten, auf welchen hinaus unsere Fenster gehen, leuchtet der hellste Sonnenglanz, das hohe Zimmer mit Amoretten an der Decke, Seidentapeten, goldenen Leisten und Verzierungen, die Teppiche und Mahagonibetten deuten auf einen einstigen, jezt verfallenen Pallast, die Luft ist mild und noch nicht drückend, der ganze Zustand so wünschenswerth und behaglich als möglich, da ich mich endlich zu Dir, zu euch sammeln kann. Zu schreiben war durchaus unmöglich; kein Brief würde bis zu Dir gedrungen seyn; vorwärts, rückwärts, nach allen Seiten hin war die regelmäßige Verbindung mit der übrigen Welt versperrt. Wie dies zugegangen, wirst Du im Allgemeinen bereits aus den Zeitungen erfahren haben; so höre denn, wie es uns Allen im Einzelnen ergangen ist.

Die lezten Zeilen schrieb ich den 25sten in Augsburg. Kaum war dieser Pflicht Genüge geschehen, als ich den höchsten Thurm bestieg, und von hier aus rings über die leere, einst so reiche, volle Stadt hinaus einer freundlichen Aussicht genoß. Von Süden her drohten

schwere, dunkle Wolken, und ein heftiger Wind trieb mich wieder hinunter. Am nächsten Tage, vor Sonnenaufgang, bei frischester Morgenkühle, saßen wir in einem Haudererwagen, der uns bis Lindau führen sollte. Es regnete, die Cigarren brannten nicht, der Wagen war unbequem, die Pferde schlecht, der Kutscher krummfüßig, alt, bierroth, steif und eigensinnig, und das Gespräch stockte immer von Neuem. Mit dem Frühstück in Schwabmünchen klärten sich der Himmel und wir selber uns auf; wir zwei Fußgänger liefen wie immer voraus, und waren ohngefähr eine Viertelmeile gegangen, als wir fern am Wolkenhimmel, zur Linken, zum ersten Male die Vorarlberger Kette, als Vorboten der Tyroler und Schweizer Alpen, mit ihren krausen Wellenlinien fröhlich begrüßten. Nun ging es schon lustiger und hoffnungsreicher vorwärts. Historische lächerliche Examina, botanische Studien und sonstiges hinflatterndes Geschwätz wechselten wie sonst, und in Mindelheim war nach dem Vorgenuß einer herrlichen Aussicht auf das dunkelblaue, wolkenbeschattete Gebirg das Mittagessen ermuthigend. Dann fuhren wir wieder in's Weite hinaus. Der Tag wurde schwül, und wir schliefen sämmtlich ein. Plötzlich weckte uns gegen sechs Uhr der heftigste Sturm; stromweise rasselte der Regen und Hagel von dem schwarzen Himmel, die Pferde mußten ausgespannt und gegen den Wind gesichert werden, und diese Störung dauerte wohl eine Stunde, so daß wir erst mit anbrechender Nacht in Memmingen einfuhren. Für einen Reisesonntag war das Wirthshaus schlecht genug, kalt, feucht, ohne Erquickung guter Speise oder reiner Betten. Dennoch waren wir Montag schon um vier Uhr im Wagen. Es regnete von Neuem, die Wege waren ungangbar; wir kamen zum Verzweifeln langsam vorwärts. Nur ein gutes Mittagbrod in Wangen tröstete uns einigermaßen. Ein hypochondrischer Baseler mit seiner jungen Frau, die wir von Augsburg aus überall getroffen hatten, blieben auch diesmal unsere Tischgenossen. Der Regen hörte nicht auf, und erst gegen fünf Uhr waren wir auf der Spitze dieser ersten Hügelreihe. Nun aber, bei durchbrechenden, froh begrüßten Sonnenblicken, lag plötzlich der unabsehbare, grüne Bodensee vor uns, zu dem wir herniederrollten, während ein glänzender Bogen sich von Osten nach Westen über die hoch emporgethürmten Gebirge hinzog. Die Freude war groß; Lachenderes, Freundlicheres und Hohes zugleich hatte ich lange nicht gesehen.

Wir fuhren jauchzend in Lindau ein, das, auf einer Insel erbaut, rings vom See umspült wird. Hieher hatte ich deinen Brief von Augsburg nachzusenden befohlen, und war schon, ehe ich noch ein Zimmer betreten hatte, auf der Post. Ich fand sie bereits verschlossen, aber der gefällige Postmeister ließ sich aus seinem Familienkreise aufstören, und nach wenigen Minuten schon hielt ich die langersehnten Zeilen in meinen Händen. Sie in gehöriger Stille und Einsamkeit durchzulesen, fand sich die beste Muße; die Freunde, des starken Windes ohnerachtet, hatten sich sogleich, ohne mich zu erwarten, in ein Boot gesezt. Ich betrieb deßhalb nach dem Lesen die nöthigsten Hausgeschäfte, und sah, als sie endlich ausgerichtet waren, von ohngefähr aus dem Fenster, das auf den See hinausging. Die Berge ringsum glühten im feurigsten Rosenduft und spiegelten sich in dem grünen, wellenschlagenden Wasser immer glühender wieder; Schneespitzen ragten wie Rubinen in den Himmel hinein, an welchem die Wolken noch düster umherflogen. Da war kein Haltens mehr; ich eilte an's Gestade und stellte mich, wie sehr es auch stürmte, an die äußerste Hafenspitze. Diese Aussicht in diesem Lichte war unbeschreiblich. Weit im See segelte ein Kahn, es waren die Freunde, die zurückkehrten, und nicht genug von dem Sonnengold und Wiederschein in den Wellen, von dem schwarzen Wolkenrand, hinter welchen die Sonne zulezt hinabsank, zu erzählen wußten. Nun war Alles in Nacht und Schatten gehüllt, und auch wir nach einem mühseligen Reisetage suchten sobald als möglich die nöthige Ruhe.

*

Von hier aus sollte die Reise eigentlich erst angehen, und in der That hatte ich beim Erwachen Thüringen, Nürnberg, Augsburg, ja die Heimath und mit ihr die tägliche Plage und Lust der lezten Jahre wie vergessen.

Der Morgen glich dem Abend. Um sechs Uhr schon bestiegen wir das Boot, um hinüber nach Bregenz zu fahren. Vor uns ragte von Appenzell her der schneeige hohe Säntis mit seiner Bergreihe hervor, hinter uns lag Lindau mit lieblichen, grünen, bewachsenen Hügeln, Landhäusern und Baumgruppen, nach Westen hin verflachten sich rechts und links die Ufer, bis am fernsten Rande ein lichtblauer Berg, dem Donnersberge ähnlich, mit dem Himmel und den Wolken verschmolz. Wir steuerten auf Bregenz los, das sich terrassenartig emporthürmt, von den hohen Gipfeln Vorarlbergs überragt, indeß sich die Graubündtner Spitzen höher und höher emporhoben. Drei Bergreihen lagerten sich hintereinander, die nächsten durch die blauen Schleier, buntbewachsen, mit ihren wechselnden Formen und grünen Abhängen und Fichten durchschimmernd, die ferneren von dunklerem und hellerem Duftblau überschleiert.

Ueber dem Säntis zog sich am Himmel ein weiter, gelber Morgenschimmer hin, der in den grünen Wellen sich spiegelte; die breite Wasserfläche umspülte uns wie fließender Chrysopras mit Rosastreifen zart angehaucht, und dieses Farbenspiel wogte und schillerte so ineinander, sezte so scharf sich ab, und blieb so harmonisch, daß sich mir Natur und Kunst zum erstenmal in ihrem Wetteifer

verwirrten, bis ich der Natur den Farben- und Formensieg unbestritten zutheilte. Von diesen krausen Linien der Berge, von diesem Wechsel der Gestalt, von dieser Gewalt und Macht und lieblichen Phantasie, ja Phantastik der Gestalten und Färbung, hatte ich bisher keine Ahnung gehabt. Nur in der Wolkenbildung hatte ich das Aehnliche bewundert, nun sah ich es, wie für die Ewigkeit festgehalten, erstarrt, und doch wunderbar lebendig und stets lebendiger vor mir. Je näher wir Bregenz kamen, desto weniger fehlte es an Mittelgründen; denn eine Landspitze mit Wiesen, Häusern und prächtigem Laubholz, Buchen, Nußbäumen, Sträuchern und Tannen streckte sich tief in den See hinein, in welchen sich am Ende dieser Ebene der junge Rhein ergoß. Gegen zehn Uhr waren wir in Bregenz und bestiegen den Göbhardtsberg, dessen Spitze die schönste Aussicht liefern sollte. Wirklich war sie auf den See und Lindau hin von seltener Schönheit. Rechts die Appenzeller Berge, davor die üppigsten Wiesen zwischen dem Rhein und der Bregenzer Aach, die aus den dunkeln Bergen Graubündtens hervordrang. Aber es thürmten sich von Süden her immer drohendere Wetterwolken empor, oben auf der Höhe war es kalt und stürmisch, und ich mußte wieder hinab, um mich durch Laufen zu erholen; denn ich fühlte mich erkältet und krank. Aber eine heitere Heimfahrt bei stets wechselndem Wind und rings umher aufziehenden Gewittern, Abendluft und Nachtruhe stellten mich völlig wieder her, nachdem mich noch ein langer Spaziergang an den Ufern des Sees erquickt hatte. Um Mitternacht jedoch störte uns ein Klappern und Stoßen immer von Neuem aus dem Schlafe. K. stieg aus dem Bett; es war ein Gewittersturm, der schwarze Wolken vor sich hertrieb, es blitzte in der Ferne, und ein unheimliches Gefühl beschlich uns wider Willen, wenn wir der nächsten Tage gedachten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Der europäische wissenschaftliche Kongreß.

Bei dem vom Institut historique ausgeschriebenen Kongresse sollen, dem Programme zufolge, eine solche Menge von wichtigen Fragen erörtert werden, daß, wenn alles im Programme Angegebene zur Sprache kommen sollte, man im folgenden Jahre mit der Erörterung schwerlich zu Ende käme, und der Congrès européen so lange dauerte, als die Conférences de Londres, auch wahrscheinlich einen ähnlichen Ausgang hätte; denn bereits ist vom Institut historique angekündigt worden, am Ende der Diskussion solle keine Entscheidung erfolgen, sondern die vorgebrachten Gründe oder Thatsachen bloß resumirt werden. So z. B. will sich das Institut historique mit folgenden Punkten abgeben: Geschichtliche Nachweisung über den Einfluß des Christenthums auf die Bildung in der neuern Zeit. — Ueber die Kolonisation bei den Alten. — Ueber den Werth der geschichtlichen Dokumente Amerika's vor der Landung der Spanier. — Ursprung und Bildung der spanischen Kortes in Vergleich mit den gesetzgebenden Versammlungen anderer Völker. — Ursprung der Zigeuner, der Basken. — Ueber das Verhältniß zwischen dem religiösen Glauben und dem gesellschaftlichen Zustande der Völker. — Unterschied zwischen der Sklaverei bei den Alten, im Mittelalter und in den jetzigen Kolonien. — Ueber das Eigenthum der Geistesprodukte in älterer und neuerer Zeit. — Verhältniß zwischen der Sprache der Völker und ihrem gesellschaftlichen Zustande, Uebergang der ältern Sprachen in die neuern. — Ob gallische Sprache und Literatur in die französische als Element übergegangen sey. — Einfluß des Theaters auf Sprache, Literatur und Sitten in Europa. — Einfluß der Buchdruckerei auf Sprache und Literatur. — Ob die alte keltische Sprache noch vorhanden. — Geschichtliche Bestimmung der wechselseitigen Verhältnisse der Naturwissenschaften. — Geologische Erörterung der verschiedenen Meinungen über eine allgemeine Wasserfluth, und ob Menschen vor derselben vorhanden gewesen. — Einfluß der moralischen und religiösen Lehrgebäude auf die bildenden Künste. — Ob die kirchliche Baukunst von der bürgerlichen herrührt, oder umgekehrt. — Unterschied der keltischen und griechischen Musik und des Ambrosianischen und Musarabischen Gesanges, wie auch des Gregorianischen. — Geschichte der technischen Fortschritte der Malerkunst. — Geschichtliche Nachweisung über den Einfluß der französischen Institutionen auf diejenigen anderer Völker. — Charakterisirung der Bildung in Frankreich von Epoche zu Epoche. — Entstehung der Gemeinden. — Einfluß Frankreichs auf die Kreuzzüge. — Ueber die Politik Ludwigs XI., des Kardinals Richelieu u. s. w. — Dies ist nur ein Theil der vielen Fragen, welche dem Kongresse in einer vierzehntägigen Session vorgelegt werden sollen. Außerdem steht es noch Jedermann frei, andere Fragen vorzulegen, wofern dieselben vom Institut historique genehmigt worden. Auch werden noch unter der Rubrik pour Mémoire Fragen angehängt, unter andern eine über den Einfluß der Kosacken auf Literatur, Wissenschaft, Kunst und Bildung überhaupt, im Norden und im Morgenlande. Wahrscheinlich hat man mit Fleiß den Occident ausgelassen; vom Einfluß der Kosacken in den Jahren 1814 und 15 kann man sich durch eine Menge von Zeugnissen versichern, wenn man den Landstrich Frankreichs durchreist, den sie damals mit ihrer Gegenwart heimgesucht haben. Wahrscheinlich wird der Congrès européen das Meiste des zu Verhandelnden, wie die Schweizer Tagsatzung, ad referendum aussetzen; denn wo sollte er Zeit hernehmen, um Alles auch nur oberflächlich zu besprechen? Erfüllt er aber buchstäblich den Inhalt seines Programms, so können ein Dutzend gelehrter Vereine ihre Arbeiten einstellen; denn was sie seit so langer Zeit beschäftigt, wird der Congrès européen binnen vierzehn Tagen in's Klare gesetzt haben. Hoffentlich wird der Kongreß den Gelehrten nicht erlauben, ihre geschriebenen Abhandlungen aus der Tasche zu ziehen und vorzulesen, sondern sie zwingen, mündlich ihre Beweise zu führen; denn sonst würde er kein Ende nehmen. Sollte er etwas Merkwürdiges darbieten, so werde ich zu seiner Zeit auf denselben zurückkommen. Vielleicht ahnt der Kongreß selbst nicht, was für eine schwere Arbeit er übernommen hat.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 260:

Der Strom und der Fisch.

Beilage: Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. November 1835.

— Eine Mähre,
Die toll die Hörer macht.
Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Der Wetterbeschwörer.

„Sahst Du, Knabe, jenen Hügel am öden Strande? regellos hingeworfene Steine bilden ihn, und auf diesen ruht ein zerbrochener Anker. Ein böses Denkmal! unter ihm schlummern die, welche ihr Lebensschiff nicht zu steuern verstanden, die, statt es in den Hafen ewiger Glückseligkeit und des Gottesfriedens zu lenken, es unrettbar stranden ließen am Felsen der Verdammniß. Hüte Dich, Knabe, blick nicht so oft dorthin zurück! Es ist eine verfluchte Stätte, der Richtplatz auf der öden Insel. Nachts, wenn die Wellen an dem Strande sich brechen, wenn Sturmwinde heulen und der Mond aus zerrissenen Wolken niederschaut, da winden aus den Steinen sich Klagelaute los, da fassen Schattenarme aus der Tiefe, die an dem zerbrochenen Anker rücken und ihn nicht von der Stelle bringen. Es sind Arndt-Alderſons Arme. Schlage das Kreuz auf Deiner Brust, Knabe; Du hörst einen verruchten Namen! Er schlummert unter den Steinen. Wie lange hing sein Gebein, von den Winden gepeitscht, am Galgen, endlich begruben ihn mitleidige Schiffer, warfen die bemoosten Steine des Ufers auf sein Grab und legten den zerbrochenen Anker darüber hin, zum Zeichen, daß der, der unten liege, weiter keine Hoffnung habe. O wie entsetzenvoll! Haben sie doch Hoffnung, alle die Todten, die da schlummern auf der weiten Erde, in dem tiefen Meere, und nur dieser Eine Todte unter den Steinen auf der öden Insel soll keine Hoffnung haben? Er hat keine, Arndt-Alderson hat keine, denn er war der Wetterbeschwörer.“ —

Harry Willams, ein schwächlicher Knabe, bebte zusammen bei diesen Worten Giles Olfrieds, des Hochbootsmanns auf dem „Falken,“ einem Nordlandsfahrer, der auf den Wallfischfang auszog. Giles Olfried wußte viele entsetzliche Geschichten, aber die vom „Wetterbeschwörer“ war dennoch seine entsetzlichste. Er erzählte sie nur, wenn er guter Laune war, sonst mochte Niemand ihn daran erinnern, denn er hatte Arndt-Alderson im Leben gekannt, und es schmerzte ihn, daß die Leute die vielen Steine und den zerbrochenen Anker auf sein Grab gelegt hatten. Jezt, da man an dieser Stätte vorbei kam, da mußte er wohl die Geschichte erzählen, er mochte wollen oder nicht, Jedermann wollte sie aus seinem Munde hören, und als er sie nun erzählt hatte, richtete er, er wußte selbst nicht warum, die lezten Worte an den armen Knaben, der bleich und winselnd in seiner Matte hing, und beim Ende der Geschichte sich hoch und

höher erhob, um mit weit aufgerissenen Augen nach der fernen Küste der öden Insel hinzustarren.

„Seht die Krabbe!" riefen einige der Matrosen, „wie sie aus ihrer Schale den Kopf emporstreckt! — Gebt ihr den Schiffsbesen zu kosten! — Willst du auch das Wetter beschwören, du Otter?" — Diese Scherze galten dem armen Knaben. Einer seiner Peiniger fuhr mit dem in Seewasser und Sand getauchten Besen über des Kleinen bleiches Antlitz, indeß ein Anderer die wenigen schmutzigen Hüllen abriß, unter denen der zitternde Körper lag. „Werft ihn in's Wasser, den Wurm!" schrien nun Alle; „er ist doch zu nichts nütze, als den Zwieback und das süße Wasser zu vertheuern; werft ihn in's Wasser!" Des Kindes Augen glühten, es hielt die dürren Arme über die Brust geschlagen und beobachtete so die Bewegungen seiner Feinde, ohne ein Wort über die bleichen Lippen zu bringen. „Seht nur die blasse Landkröte, wie sie verstockt ist! ob sie wohl um ihr Leben bittet?" rief Andreas, ein rothköpfiger, wilder Schiffsbursche, und indem er diese Worte ausstieß, riß er das arme Wesen aus der Matte und hielt es über den Abgrund der Wellen. „Jezt beschwöre uns den Wind, mache, daß er von Süden nach Norden sich umschwenke, dann soll Dir Dein Leben geschenkt seyn." — „Ich kann nicht zaubern, ich kann es nicht!" wimmerte der Knabe, indem er sich fest an dem Arm, der ihn über die Tiefe hielt, anklammerte; „erbarmt Euch, laßt mir mein Leben!" Giles Olfried gebot dem Scherze ein Ende zu machen; kaum war der Knabe auf dem Deck, als er ohnmächtig zusammen sank. Er wurde in seine Matte gelegt und Giles deckte die wenigen Lumpen wieder über ihn, er that noch mehr, er tauchte ein Stückchen Zwieback in Arrack und gab es ihm in den Mund, indem er vor sich hin murmelte: „Ich habe daheim einen Knaben; Gott laß ihn nicht zum Spott und Hohn in der Fremde werden! Es thut wahrlich weh, allein dazustehen in der weiten Welt."

Als Harry Willams in der Nacht von seiner Ohnmacht erwachte, hörte er die Wellen unter sich schäumen, über sich sah er den klaren Nachthimmel mit seinen Sternen, das Schiff ging einsam seine Straße dahin. Von Neuem kamen Giles Worte und das Grab am öden Strande in des Knaben Seele. „Armer Harry," dachte er bei sich, „wenn du die Macht und Stärke Arndt-Aldersons hättest, wenn auf deine Stimme die Wellen, die jezt unter dir rauschen, schwiegen, wenn du dem Winde gebieten könntest, daß er von Süd nach Nord umsezt — ach! dann lägest Du nicht hier verlassen und verspottet, vor Kälte und vor Hunger zitternd. Wie würden die Elenden, die Grausamen, die dir jezt nicht einmal den ärmsten Winkel im Raume gönnen, die die Brocken schimmeligen Zwiebacks, welche dein tägliches Mahl ausmachen, lieber in die See werfen möchten, als daß durch sie ein Leben, das ihnen allen im Wege ist, gefristet werde, wie würden sie zu deinen Füßen auf jeden deiner Winke lauschen, wie wäre Gold und Silber nicht köstlich genug, um darin die herrlichsten Speisen für dich aufzutragen! Dann, dann läge ja an deiner Laune ihr Glück und ihr Leben! O, und sie sollten zittern! Wie würde da der arme Knabe blutige Rache nehmen! — Ja, zittern, zittern sollten sie!" Bei diesen Worten hatte er sich emporgerichtet, Fieberfrost schüttelte seine Glieder, fest klammerte er sich an das Seil der Matte, und indem er zum Himmel aufstarrte, flogen seine Haare im Nachtwinde. „Auch ich will reich und herrlich leben!" rief er, „auch ich will grausam und ohne Erbarmen seyn! — Ich kam arm und elend zu euch, ihr habt mich mit Füßen getreten, ich flehte euch an um Kleider, ihr nahmt mir noch die, die ich hatte! Wolltet ihr euern Kindern ein Fest bereiten, so peitschtet ihr mich, und wenn das Blut aus meinen Wunden eure Kleider nezte, so ward ich noch ärger geschlagen. O, ich will euch peitschen lassen, will auch grausam und ohne Erbarmen seyn! — Ja, ich will auch reich und herrlich leben! — Juhe, Wind, fasse mir die Segel, bring mich an den Strand, wo Gold und Silber aufgehäuft liegt! dort will ich mir die Tasche füllen, will mir einen Rock machen lassen von Gold starrend, und die schönste Königstochter soll mein Weib werden, und ich will fünfzig Schiffe ausrüsten, gegen welche dieses eine elende Nußschale seyn soll, und mit diesen fünfzig Schiffen will ich mir das schönste Königreich der Welt erobern, und dann wird der arme Harry auf dem Throne sitzen und eine goldene Krone tragen, und dann wird der arme Harry auch peitschen lassen, blutig peitschen lassen. Juhe!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Florentinische Volksfeste.

Obgleich die Florenz eigenthümlichen Feste kaum noch einen Schatten von der ehemaligen Herrlichkeit der Stadt bewahren, so verdienen sie doch noch immer im Cyklus des hiesigen Lebens eine vorzügliche Beachtung, weil sie immer noch den historischen Faden alter Ueberlieferungen faktisch fortspinnen. Hier sind es nicht Weihnachten, Ostern oder Pfingsten, überhaupt nicht die religiösen Feste, welche einer besondern Feier gewürdigt werden, sondern alle diejenigen, welche auf das politische Leben des Volks nähere oder entferntere Beziehung haben. Es fällt der Unterschied sogleich in der Osterwoche auf. Der heilige Donnerstag, der stille Freitag, Ostern selbst werden im Kleinen mit demselben Ceremoniell wie

in Rom begangen; der Großherzog übernimmt hier einige der Funktionen, welche der Pabst in Rom zu verrichten pflegt; aber man darf an die römische Feier nicht denken, um den Unterschied zwischen hier und dort nicht zu unangenehm zu empfinden. Dagegen aber ertönt am Sonnabend vor dem ersten Ostertage nicht allein mit dem Schlage Zwölf wieder das seit dem Donnerstage schweigende Glockengeläute, es treten nicht allein die kirchlichen Funktionen wieder in ihre Rechte, nicht allein die Trauerflöre fallen von Bildern und Skulpturen ab, sondern an einem Seil, das im Chor in der Domkirche befestigt ist, fährt eine brennende Maschine, in Gestalt einer Taube heraus, um das Pulver an einem hohen, ziemlich geschmacklosen Karren zu entzünden, der auf dem Platze zwischen Dom und Johanniskirche aufgestellt ist. Der Karren selbst bleibt dabei unversehrt, und ihn bringen, wenn das Knallen und Schießen eine Weile fortgedauert hat, zwei mit rothen Bändern geschmückte Ochsen wieder an seinen alten Platz. Es ist dies natürlich einerseits eine Anspielung auf das heilige Feuer, das in Jerusalem noch alljährlich an diesem Tage mit einer Art von bacchischem Enthusiasmus an der heiligsten Stätte der Welt vertheilt und verbreitet wird; andrerseits aber behauptet die Sage, daß der Gebrauch hieher durch Pazzo de Pazzi verpflanzt sey, der ein Häuslein Florentiner vor Jerusalem führte, und bei Stürmung der Stadt zuerst die Mauer erstiegen haben soll. Gottfried, der Heerführer aller Truppen, krönte, fährt die Erzählung fort, dem Helden das Haar mit einer Mauerkrone, gab ihm fünf Kreuze und zwei Delfine zum Familienwappen, und erlaubte ihm, drei Steine vom heiligen Grabe nach Florenz zurückzuführen. Diese drei Steine sind jezt in der alten Kirche St. Apostoli aufbewahrt, und ihnen werden an dem heiligen Sonnabend die Funken entlockt, welche man sodann mittelst einer Kerze für die Taube und für anderweitige Vertheilung des Feuers nach der Kathedrale bringt. An dieser Sage nun wird sich wohl wenig historisch nachweisen lassen; das Feuerwerk aber, das noch an demselben Tage vor dem Familienpallast der Pazzi abgebrannt wird, deutet immer auf etwas hin, das dieses patricische Geschlecht irgendwie mit dem Feuer in Verbindung sezt. So viel ist gewiß, daß die Colombina (so heißt die Sache von der obengenannten Maschine) das Volk jezt eher an die Pazzi, als an das heilige Feuer in Jerusalem erinnert. — Den Landleuten gibt dieses Feuer, je nachdem es schneller oder langsamer sich entzündet, Vorbedeutungen für ihre Ernte.

Die schönen Maifeste, welche hier, wie im Norden, ehemals auf volksthümliche und poetische Weise begangen wurden, und frühern Dichtern, unter ihnen Lorenzo von Medicis, dem Erlauchten, reichlichen Stoff zu ihren schönen Gedichten boten, sind eingegangen und jezt lediglich auf die sogenannte Eselsprozession (processione di somaro) beschränkt, welche an den vier Sonntagen des Maimonats in der Frühe nach der Kirche der allerheiligsten Annunziata wallfahrtet. Die Landleute der Umgegend bringen auf diese Weise ihre Opfer der Madonna dar. Der Esel ist stattlich herausgepuzt, mit Gaben aller Art, namentlich aber mit Oel und Wachskerzen beladen, und auf diesen zierlich geordneten Geschenken sizt ein Kind im Engelkleide. Daß solche Frömmigkeit zugleich für die Kirche einträglich ist, weiß namentlich die Madonna dell' Impruneta, eine Kirche, welche sechs bis sieben Miglien von hier gelegen ist. Sie steht im Kredit noch größerer Heiligkeit, und daher sieht man, ungeachtet die Wallfahrten zu ihr vom Mai bis September dauern, oft an einem Sonntage zehn bis zwölf beladene Esel. — An diese Aufzüge will ich hier für diejenigen, welche in diesen freiwilligen Opfern zu viel Aeußerliches und Heidnisches sehen, und im wohlgemeinten Eifer für Aufklärung mit diesen Auswüchsen den Katholizismus selber vertilgen, und in Folge dessen den Italienern die darnach unausbleibliche tabula rasa des Unglaubens unterschieben möchten, für diese also will ich hier ein schöneres Fest anreihen, welches am Sonntage nach Ostern (domenica in albis) im nahgelegenen Siena begangen wird.

Von einer eigens dazu ernannten Deputation wird hier im Voraus bestimmt, welche der Madonnen an diesem Tage für den allgemeinen Kultus zu erwählen sey. Gewöhnlich gibt dabei der Wunsch irgend eines Kirchspiels, eines Dorfes oder eines Gutsbesitzers, welche diese oder jene Madonna verehrt sehen möchten, den Ausschlag, wobei sie nach Gewährung ihrer Bitte eine Summe, gewöhnlich hundert Scudi, deponiren, um dadurch die Kirche, welcher das gewählte Bild angehört, vor jedem Schaden sicher zu stellen, den die dazu erforderliche ungewöhnliche Pracht des Ritus etwa veranlassen könnte. Ist dies geschehen, so wird von der Deputation angezeigt, daß dieses Jahr diese oder jene Madonna auserlesen sey, und zur Verehrung eingeladen. Aus den entlegensten Enden der Provinz ziehen nun die Landleute in Menge herbei, um der Madonna, welche namentlich für die kommende Ernte Sorge tragen soll, das Beste von dem zu opfern, was die vorjährige Ernte ihnen gegeben hat. Dabei geht Alles malerischer zu, als in Florenz. Zunächst ist der Dom Siena's, in welchem das Heiligenbild immer ausgestellt wird, eines der schönsten Kirchengebäude Italiens, und dann bewahren die Provinzen der Maremma, und namentlich die nähere Castellina, immer noch mehr nationales Kostüm, als die florentinische Umgegend, deren Frauen sich höchstens noch in den Männerhüten mit den Federn, in großen silbernen und goldenen Ohrgehängen und Halsketten

gefallen. Die Bevölkerung ganzer Dörfer, im besten Staat, begleitet ein schön herausgepuztes, mit Fässern voll Wein und Oel, mit Wachskerzen und ähnlichen Gaben reichbeladenes Maulthier, und stimmt dazu vom Thor der Stadt bis an die Kathedrale Volkslieder an, die vielleicht in Nord- und Mittelitalien nirgend harmonischer und reizender ertönen, als hier an der Arbia. Auf den Fässern sitzen als Genien gekleidete Kinder, so frisch und schön, als sie im Gebirge nur immer gefunden werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden, Ende Oktobers.

Schluß der Saison.

Der große Kursaal und das Theater sind geschlossen, die Musik rauscht nicht mehr durch die Bäume und in den Ballsälen, die wogende Menge hat sich zerstreut wie die Kinder Israels in alle Welt, und wenn schon das launenhafte Glücksrad in dem kleinen, oder sogenannten Restaurationssaale noch immer fortrollt, und eifrige Jünger um den grünen Tisch versammelt sind, so ist doch die Saison als geschlossen anzusehen. Die Zahl der Fremden war auch dieses Jahr bedeutend, und beläuft sich bis jezt auf mehr als 15,400; die Mehrzahl bestand aus den Söhnen und Töchtern Albions, und sie machten zum wenigsten $^3/_5$ der Totalsumme aus, wo nicht noch mehr. Nach den Britten frequentirten die diesjährige Saison vorzüglich Russen und Holländer, weniger Deutsche und Franzosen. Die Spielsucht war auch hier unter dem Badepublikum nicht gar lebhaft; das eine der Roulette stand fast immer leer, was in den vorhergehenden Jahren nicht der Fall war; doch hatte es die Bank mit drei großen Spielern zu thun. Der Umstehende wird wenigstens temporär gegen das Geld gleichgültig, wenn er mit der größten Ruhe Tausende von Goldstücken hin- und herschieben sieht; Summen von zwanzig bis dreißig Napoleons beachtet der Zuschauer nicht mehr, und erst Rollen oder Tausende vermögen seine Aufmerksamkeit rege zu erhalten. Auffallend war dieses Jahr das Spielen auf Parole, welches sich selbst zu den Plebejern unter den Spielern verbreitet hatte. Wenn ein Matador mit seinem: dix mille Francs à la rouge! und dem dreifachen Echo der Croupiers eine Todtenstille im Saale verbreitete, so erscholl um so deutlicher, aber auch um so komischer gleich hintendrein: cinq Francs à la rouge! Zum Zählen lezterer Summe braucht man doch wahrlich nicht so viel Zeit; denn nur darin kann diese Spielweise ihre Entschuldigung finden, daß man durch Aufzählen einer bedeutenden Summe das Spiel nicht verzögern will, und auch nicht gerade zurückbleiben möchte bei einer Taille, auf die man gerade Fibuz hat, wie die Spieler sagen. — Von den hohen und höchsten Herrschaften verweilte die Prinzessin von Oranien am längsten hier. Von Karlsruhe aus hatte man der Prinzessin besondere Aufmerksamkeit gewidmet; so unter andern soll ihr Wohnzimmer ganz dem ihrigen im Haag ähnlich meublirt und dekorirt gewesen seyn. Auch die sonst gerade nicht im Rufe zu großer Höflichkeit oder Aufmerksamkeit stehenden Badener strengten sich an: am Geburtstage des Großherzogs defilirten die hiesigen Bürgerkorps vor der Wohnung der Kronprinzessin. Die schönen Punkte der reizenden Umgebungen Badens hat sie häufig besucht, und sehr oft sah man sie, ganz einfach gekleidet, nur von einer Hofdame begleitet, spazieren gehen. — Auf kürzere Zeit waren hier der König von Würtemberg sammt dem Kronprinzen, der Großherzog von Sachsen-Weimar, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Prinz Emil von Hessen, und viele andere fürstliche Personen. — Die Bälle und Tanzreunionen waren außerordentlich zahlreich besucht, und jedenfalls dürfte die Nachricht als merkwürdig in den Annalen der Bäder dastehen, daß hier noch am 21sten Oktober ein äußerst glänzender Ball im Konversationshause abgehalten wurde. Obschon der Ball von vielen ausländischen Schönheiten strozte, so muß ich doch, zur Ehre der hiesigen Damen, die Krone der Ballkönigin einer Badnerin zugestehen. Da dieser Ball als Schluß der Sommersaison und als Anfang der Winterunterhaltungen zu betrachten, so wäre im Interesse der hier noch anwesenden Fremden, die größtentheils den Winter hier bleiben, sehr zu wünschen, daß der kleine Saal zu ähnlichen Reunionen den Winter über geöffnet bliebe. Die Urbanität des Entrepreneurs, Chabert, ist zu allgemein bekannt, als daß er, bei ertheilter Bewilligung, sich nicht dazu verstehen sollte. Es haben sich seit einigen Jahren hier so viele Engländer theils wirklich angesiedelt, theils überwintern sie hier, des milden Klima's oder der Ersparniß wegen, daß Baden auch jezt noch einer brittischen Kolonie gleicht. Hiedurch widerlegt sich am besten das von Galignani's Messenger auch in französische Zeitungen übergegangene Gerücht, als ob wegen, gesezlich sogar zu rechtfertigender Tödtung zweier Hunde eines Britten uns seine Landsleute sammt und sonders verlassen hätten. — Wenn schon, wie erwähnt, das Theater den Winter über geschlossen ist, so wird doch dem gebildeten Publikum mancher genußreiche Abend bevorstehen. Hofrath A. Schreiber wird Vorlesungen über die Geschichte der drei lezten Jahrhunderte, und Dr. Muhl Vorträge über das häusliche Leben der Griechen und Römer halten. Außerdem hat sich ein musikalischer Verein gebildet. Hiezu kommen noch zwei andere Umstände, die den hier überwinternden fremden Familien den Aufenthalt viel comfortabler machen: einmal die schönen, neuerrichteten Häuser, denen die Winterbequemlichkeiten nicht abgehen, und zweitens ein hier unter Direktion des Dr. Muhl errichtetes Institut für junge Engländer, Franzosen und Deutsche. Es ist erwiesen, daß in frühern Jahren einige Familien wegen Mangel einer Anstalt der Art hier nicht überwinterten, und das rege Interesse des fremden Publikums zeigte sich namentlich auch dadurch, daß die hier anwesenden Fremden ersten Ranges der vor einigen Tagen stattgehabten Prüfung der Zöglinge beiwohnten. Die unermüdliche Thätigkeit des Vorstehers und die für ein derartiges Etablissement günstige Lage Badens versprechen dem Institute einen bedeutenden Flor. Einige junge Engländer, schon länger Zöglinge des Direktors, sprachen und schrieben das Deutsche mit einer solchen Fertigkeit, daß sie alle Anwesenden in Erstaunen sezten; weder Accent, noch Konstruktion verriethen den Engländer. Wenn es in Deutschland jezt Modeartikel, hauptsächlich unserer Damen ist, englisch zu lernen, so studiren andernseits die Engländer sehr fleißig unsere Sprache, und eine Dame hohen Ranges versicherte mich, daß in St. James das Deutsche gegenwärtig die eigentliche Hofsprache sey. — Einige Darstellungen aus dem Badeleben selbst behalte ich mir auf ein anderes Mal vor.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. November 1835.

Sieh', der Herbst schleicht her, es erstarrt das Leben;
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden!
Chamisso.

Herbstabend.

Still ist's in den Thalen,
Goldbeschwingte Strahlen
Schlüpfen, Engeln gleich, durch Busch und Grün;
Abendglocken hallen,
Ich muß einsam wallen,
Weinen in das herbstliche Verblühn.

Durch den Thränenschleier
Glanzlos blickt das Feuer
Weggeworfner Wünsche, krank und matt.
Ruhe, was verblühet! —
Abendröthe glühet
Mondlich sanft noch auf dem gelben Blatt.

Ach ja, wenn es ruhte!
Doch dem siechen Muthe
Wird zum Dolch ein Strahl aus früher Zeit;
Schmerzliche Gesichte
Stehn, wie zum Gerichte,
Vor mir auf in dieser Einsamkeit.

Mir zu Füßen spielen
Seh ich nach so vielen
Jahren mich, mich selbst, ein blühend Kind;
Von den rothen Wangen
Schüttelt es die langen,
Goldnen Locken flatternd in den Wind.

Wie es auf sich richtet,
Fühl' ich mich vernichtet,
Möchte lächeln gern und zitt're doch:
Deutend auf das reine
Herzchen, fragt die kleine,
Rührende Gestalt: bist du es noch?

Ludwig Seeger.

Florentinische Volksfeste.

(Fortsetzung.)

Der Zug schreitet nun mit dem Saumthier in die Kirche hinein, wo Priester die Gaben in Empfang nehmen, denen der Einzelne noch häufig Geld, Blumen u. s. w. beifügt. Die Sitte ist so alt, das Herkommen so geehrt, daß die Zurückerstattung des Einsatzes niemals Schwierigkeiten unterliegt. Die berühmtesten und deßhalb am meisten verehrten Madonnen in Siena sind die Madonna des Doms und die von Provenzano; an jene knüpfen sich die Großthaten sanesischer Geschichte, an diese fesselt größere Wunderthätigkeit die bewegliche Mehrzahl der jetzigen Bevölkerung.

Die hier genannten Feste sind so eigenthümlich an den italienischen Himmel und an die italienische Geschichte gebunden, daß sie kaum Vergleichungspunkte dem Norden gegenüber bieten können. Die Feier der Himmelfahrt aber läßt den Unterschied deutlich erkennen, welcher in dieser Beziehung Süden und Norden auf so entschiedene Weise bezeichnet. Die religiöse Bedeutung tritt hier ganz in den Hintergrund; es ist die Natur- und Frühlingsfeier, welche begangen wird, und das Volk aus den dumpfen Gemäuern der Stadt hinauslockt in die nahgelegenen Cascinen, um dort den ganzen Tag unter freiem Himmel zu verleben. Das Lokal kann nicht glücklicher gewählt seyn. An dem rechten Ufer des Arno in der Ebene gelegen, welche sich bis an den Apennin erstreckt, bietet dieser Garten auf der rechten Seite überall Durchsichten auf Fiesole und auf die zahllosen Villen dar, welche das nach dieser Seite hin allmählig sich erhebende Gebirge bekränzen, während ein höchst malerischer Pfad sich unmittelbar am Arno hinzieht und auf das am jenseitigen Ufer gelegene Kloster der Olivetanermönche eine Aussicht eröffnet, welche nicht weniger wegen der Masse des Gebäudes, als wegen des schönen Grundes, über welchem es sich erhebt, die herrlichste in und um Florenz genannt werden muß. Die gerade Allee der Ostseite gewährt an diesem Tage den Kutschen der vornehmen Welt den für diese Stadt möglichst großen Spielraum, während das Volk auf der Westseite, und unter dem Schatten, den frisches Laubholz nebst ewig grünenden Pinien, Steineichen und Cypressen hier gewähren, auf seine Weise sich belustigt. Aber nicht, wie es der Norden liebt, in eigenthümlichen Volksspielen, nicht in passenden Liedern, nicht in nationalen oder fremden Tänzen verkündet sich dieses Vergnügen, sondern materiell genug bloß in den bunten Reihen, welche sich um eine wohlbesezte Tafel gruppiren. Der Himmelfahrtstag ist, wie der Sonntag der Weihnachten, und das Paradefest von Piedigrotta in Neapel, bloß diesem sinnlichen Dienste gewidmet, und im Kalender reicher und armer Esser roth bezeichnet. Manches Vergnügen wird hier schon durch die Jahreszeit unmöglich gemacht; denn da die Hauptfeste gerade in die heißen Sommermonate zu fallen pflegen, so muß der Tanz schon deßwegen untergeordnet bleiben, auch wenn er je im Volksleben Wurzel gefaßt, und über den Saltarello und die südlichere Tarantella hinaus Eingang gefunden hätte. Die Volksspiele aber scheinen gerade in Toskana in dem Maße seltener zu werden, als das Ballspiel (giuoco di pallone) allgemeiner, und im eigentlichsten Sinne des Worts Kommunalangelegenheit zu werden beginnt. Dagegen bemerkt man, daß im Römischen und Neapolitanischen, wo dies Spiel seltener ist, die Volksspiele sich noch immer erhalten. Versuche, es auch dort einzuführen, sind so fehlgeschlagen, daß das prächtigste Gebäude dieser Art, welches Macerata, eine der reichsten Städte der ankonitanischen Mark, um den unsinnigen Preis von 13,000 Scudi errichtete, fast das ganze Jahr leer und unbenuzt steht und höchstens von fremden Spielern auf einige Zeit besezt wird. Erst die dem Toskanischen näher gelegenen Städte, wie Perugia, Chiusi und Spoleto, treiben das Ballspiel mit einiger Leidenschaft. Hier in Toskana aber hat jedes Städtchen seinen Ballplatz, der gewöhnlich an der Stadtmauer liegt, in Miethe gegeben und in gutem Zustand erhalten wird. — Volkslieder endlich darf man nun einmal bei den Florentinern nicht suchen; sie sind zu modern gesinnt und haben zu viel musikalisches Gedächtniß, als daß sie an solchen einfachen Melodien Vergnügen finden, und ihnen nicht lieber die Operarien und Aehnliches vorziehen sollten. — So bleibt an dem ganzen Feste das allein Erfreuliche das Spiel des Lichtes, welches die Pechfackeln Abends auf das frische Laub zurückwerfen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsezung.)

Der Wetterbeschwörer.

Hier sank Harry zusammen, verkroch sich klagend unter seine Lumpen und lag still da, um die Aufmerksamkeit seiner Peiniger nicht zu erregen, deren einige sich auf dem Deck sehen ließen. Ein paar dunkle Gestalten kamen heran, er erkannte die Stimmen, es waren der alte Giles Oldfried und Bertram, der Untersteuermann. Sie waren im Streit mit einander, und Bertram rief: „Ihr seyd ein alter Thor, Giles, daß Ihr hier auf dem Schiffe Eure Mährchen erzählt, um den Leuten den Kopf zu verrücken. Was ist's denn nun mit Eurem Wetterbeschwörer? — Gesteht, daß Ihr die Geschichte erfunden habt, um die müßigen Buben hier zu belustigen. Dergleichen aber paßt nicht für einen alten Graukopf, wie Ihr seyd.“ — „Freund Bertram,“ entgegnete Giles, „bei diesem grauen Kopfe schwöre ich Dir zu, daß ich Wahrheit geredet habe. Ei, schickt nur an die norwegische Küste von Bergen aufwärts, fragt nach dem Königshafen und nach dem Fischer Peter Carlsson im Pallaste zu den drei Kronen am Meere; er bewahrt das Boot mit dem doppelten Boden, in welchem, verborgen in ein gelb und roth gewürfeltes Tüchlein, der kostbare eiserne Reif liegt, der, wenn Ihr ihn an den kleinen Finger Eurer rechten Hand steckt, Euch die Macht über Wind

und Wellen gibt. Geht, schickt hin.“ — „Daß ich ein Narr wäre,“ antwortete lachend Bertram. „Ein Fischer, der in einem Pallast wohnt, schon das klingt sehr glaublich, und dann habe ich auch nie von einem Königshafen bei Bergen sprechen gehört.“ — „Gut, Gevatter Bertram, gut — glaubt's, oder glaubt's nicht, mir soll's gleich seyn. Freilich habe ich mich schon, als Ihr noch nicht auf der Welt waret, auf dem Dinge da,“ er zeigte auf's Meer, „herumgetrieben und — Arndt-Alderson war mein Freund; jedoch glaubt's nicht, meinethalben!“ — „Sey nicht böse, Vater Giles.“ — „Böse?“ rief der Alte, „nein, auf Euch bin ich nicht böse, wohl aber auf ihn, daß er nicht auf meine Warnungen und Bitten hörte. Jetzt ist's zu spät, nun haben sie ihn tief verscharrt und die vielen Steine und den zerbrochenen Anker auf sein Grab geworfen. Ach! wenn das die arme Hannah wüßte! aber ich habe nicht den Muth, es ihr zu sagen.“ — „Wer ist die arme Hannah?“ — „Was geht's Euch an? glaubt Ihr doch einmal nicht an meine Worte.“ — „Alter, sage mir, wer Hannah ist!“ — „Nun wohl, Hannah, die arme Hannah ist Arndt-Aldersons Tochter, die einzige, die von den Seinigen noch übrig ist; sein Weib starb vor Kummer, und seine zwei Söhne hat die See. Doch bei Gelegenheit von Arndts Weibe muß ich doch erzählen, was an ihrem Hochzeittage sich ereignete. Ihr wißt — doch nein, Ihr wollt ja nichts wissen und an nichts glauben.“ — „Vater Giles, Du bist ein Starrkopf, und verdienst, daß man Dich auch einst auf der Insel bei Deinem Freunde begräbt.“ — „Nun, nun, Ihr sollt's ja erfahren, Freund Bertram. Seht, Arndt war ein Norweger von Geburt, aber sein Weib suchte er an der Küste Altenglands. Den Tag hat mein altes Gedächtniß wohl aufbewahrt, ist mir doch, als wäre er erst gestern entschwunden. Die Küste lag vor uns, hell und goldig; wir Beide, zwei kräftige Bursche, dienten zusammen auf der königlichen Brigg Cornelia. An dem Tage hatten wir gerade unsern Sold bekommen, und indeß die andern Gesellen in einer wüsten Herberge schwärmten, trat ich in meinem Sonntagswamms, mit der Binde der königlichen Marine geschmückt, in Adam Elingfords, des Pfarrers Stube, um ihn zur Trauung abzuholen. O, über die unglückselige Lust und Freude, die jetzt in Folge dieser Trauung in Hannahs Wohnung laut wurde! Sie war Ursache, daß der arme Arndt-Alderson eine jener fürchterlichen Bedingungen vergaß, die ihm der Geist des Rings auferlegte.“ — „Und welche war diese?“ fragte Bertram, indem er jenen Anstrich von Spott und Unglauben aus seinem Antlitze und dem Ton seiner Stimme verbannte. Giles fuhr beruhigter und vertrauungsvoller in seiner Rede fort. „Die Gebote, die der Geist dem Geschenke seiner Macht beifügte, waren folgende. Drei Mondwechsel durfte eine Fahrt dauern, überschritt sie diese Zeit auch nur um wenige Stunden, so forderte das Meer ein Menschenopfer, es forderte es von dem, dessen Geboten es sich hatte knechtisch fügen müssen, und wehe, wenn es ihm versagt wurde. Das zweite Gebot war dieses: nicht länger als drei Nächte darf ein Wetterbeschwörer auf dem Lande zubringen, in der vierten Mitternacht fordert ihn in fürchterlicher Gestalt der Geist des Rings zum Kampf auf Leben und Tod heraus; selten rettet der arme Sterbliche das erstere, nur zu gewiß ist ihm der zweite. Arndt-Alderson unterlag im Kampfe nicht, doch hatten seitdem die bösen Mächte ihn sichtbarlich gezeichnet. Er war ausgestoßen aus dem Kreise fröhlicher Menschen, finstere Gespenster verfolgten ihn, sein Antlitz und Wesen waren furchtbar verändert. Bald darauf trieb ihn sein Gewissen, seine Schandthaten und sein böses Werk zu bekennen, und ein schnell zusamsammenberufenes Gericht erkannte über ihn den Tod durch Henkers Hand, der auch an ihm vollstreckt wurde am Strande jener öden Insel. Den unglückseligen Ring hatte er wenige Monde vorher an den Ort verborgen, von dem ich Euch schon gesprochen habe. Dort lauert der böse Geist auf seinen neuen Herrn, bis die Jahre seiner Dienstzeit vorüber sind und der Talisman seine Kraft auf immer verliert.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 28sten Oktober.

Strauß.

Die Nachricht, daß Strauß, der berühmte Walzerkomponist, der originelle Walzerspieler, auf seiner Fahrt durch's südliche Deutschland mit seinem ganzen Orchester auch Stuttgart besuchen werde, gab unserer tanzlustigen und musikalischen Welt, die durch das Einerlei der dargebotenen musikalischen Genüsse in Lethargie versunken war, neue Spannung. Sonnabend den 24sten Oktober gab Strauß in dem königlichen Redoutensaale die erste musikalische Abendunterhaltung, wie der bescheidene Mann die Produktion seiner glänzenden Mosaikmalerei zu nennen beliebte: eine lobenswerthe Einfachheit, die Zeuge innerer Gediegenheit und weit entfernt von den marktschreierischen Aushängeschilden ist, welche die Leistungen so mancher Kunstjünger neuerer Zeit heben sollen, aber nur bunte Lappen sind, die Blößen der Kunstarmen zu bedecken. Eine ganze Stunde vor dem Anfang der Unterhaltung schon war der Saal gedrängt voll; es mögen über tausend Personen anwesend gewesen seyn, und mancher Spätling fand keinen Platz mehr. Das schöne Geschlecht hatte sich besonders zahlreich eingefunden, die Blüthe der Residenz war in dem Saale versammelt, und man vergaß, daß eine böse Krankheit noch eben erst so mancher Familie tiefe Wunden geschlagen, wenn das Auge mit Vergnügen auf dem blendenden Kreise ruhte. Endlich begann die Ouvertüre zu den Falschmünzern von Auber. Das unangenehme Gequicke des Stimmens und die widerlichen, stehenden musikalischen Phrasen, welche man

sonst vor dem Beginn der Musik von den einzelnen Instrumenten freigebig zu hören bekommt, waren dem Anfang derselben nicht vorangegangen. Die Ausführung war sehr gut, eine glückliche Instrumentation, bei der jedes Instrument, der neuen Manier entgegen, sich in seinem eigenthümlichen, natürlichen Tonkreise bewegte, machte, daß man das Orchester für weit stärker besezt halten mochte. Von den Walzern, dem Huldigungswalzer, Philomelenwalzer, dem Venetianer und Fortunagalopp, schweigen wir; die Originalität des Musikers in Walzerkompositionen ist zu bekannt, als daß man ein Wort darüber zu sagen brauchte; genug, daß die Aufführung eben so gelungen, als originell durch die glücklichste, oft überraschende Vertheilung der Instrumente und durch die Präzision des Vortrags war. Ganz neu dagegen erschien Strauß in seinen Potpourri's. Sonderbar genug sprach die Walzerguirlande aus den beliebtesten Partien verhältnißmäßig am wenigsten an, wiewohl in ihr, wie der Titel besagt, die schönsten Theile aus der reichen Fülle seiner Walzerkompositionen an einander gereiht sind. Es ist ein gewisses Gefühl des unmotivirten Stückwerks, das den Zuhörer unbefriedigt läßt, während die vorgetragenen einzelnen Walzer als abgerundete und in sich geschlossene Tonstücke erscheinen. In dem großen Potpourri: „der musikalische Wortwechsel,“ zeigte Strauß, daß er der Kunst des Komponirens Herr sey. Ein Anderer mag ihm die glückliche Verbindung der verschiedenartigsten Melodien, welche am Schlusse sich zu Einem Ganzen vereinigen, während jedes einzelne Instrument beinahe nur seinen eigenen Weg geht, ein Anderer mag ihm das vielleicht nachmachen, ob er aber den gleichen, bald lieblichen, bald burlesken Eindruck hervorbringt, ist eine andere Frage. Den größten Beifall fand das große Potpourri: „ein Strauß von Strauß.“ durch die Menge lieblicher Melodien, durch die wirklich geniale Verbindung der einzelnen Glieder zu Einem Ganzen, durch das großartige Tongemälde am Schlusse, das den feierlichen Einzug eines Monarchen in seine Residenz versinnlicht, und durch die eingestreuten komischen Partien. In lezteren versteht es Strauß meisterhaft, Musik mit Dingen zu machen, wovon es sich kein Sterblicher träumen läßt, daß man damit musiziren könne, wie z. B. Rasseln von Schlittengeschirr, Sporengeklirr, und gar das Zerbrechen eines ganzen Korbes voll Glas. Zu nicht geringer Belustigung des Publikums diente die schnurrbärtige Catalani, welche Strauß mit sich führt. Herr Stransky trug im höchsten Falset die Cavatine der Norma von Bellini vor. Sah man den Mann und seinen Bart nicht, so hätte man darauf schwören mögen, eine Primadonna der neuen Schule singe dieses Tonstück sotto voce. Die Weichheit der Stimme, die Rundung der Koloraturen erregten gerechte Verwunderung, die in den allgemeinsten Applaus ausbrach, und selbst einer unserer ersten Sängerinnen den Ausruf des höchsten Beifalls entlockte. Ob wohl nur das Komische der Parodie sie zur unwillkührlichen Anerkennung hinriß? Bei einer zweiten, gleich stark besuchten Abendunterhaltung am 27sten wurde die Mehrzahl der am 24sten gegebenen Tonstücke wiederholt; neu waren der Elisabethenwalzer, ein Mazureck (Lieblingsmasur Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland) und eine Cavatine von Paccini, gesungen von Hrn. Stransky. — Damit wir doch wenigstens etwas, nach Rezensentenweise, zu tadeln haben, möchten wir den Wunsch aussprechen, daß Strauß Tonstücke, die, wie der Venetianer Galopp, gleich dem weiland Jungfernkranz seit Jahr und Tag auf allen Gassen zu hören sind, weglassen möchte. Auch die gelungenste Ausführung derselben läßt im günstigsten Falle gleichgültig. Wäre uns nicht die Versicherung gegeben worden, daß auch in Wien die Besetzung des Straußschen Orchesters mit Violinen gewöhnlich nicht stärker sey, würden wir sie als zu schwach tadeln, gegenüber den vollen, wohlklingenden Blaseinstrumenten, welche besonderes Lob verdienen. Seine Trompete hat einen so vollen Ton, wie man sie selten hört, und der Posaunist eine nicht gewöhnliche Fertigkeit. Die Vortrefflichkeit der Blaseinstrumente gibt dem ganzen Orchester eine so breite, satte Unterlage, daß, unbeschadet des Rhythmus, alle die spizen, gezupften Partien, welche in den Straußschen Walzern so originell sind, wie der Bliz aus dunkler Wetterwolke zündend in das tanzlustige Gemüth schlagen. — Der Eindruck, den Strauß zurückließ, war gemischter Art: befriedigend, wenn man die Leistung an sich betrachtete, unbefriedigend, wenn einem der Gedanke kam, wie er dem größern und schönern Theil des Publikums gewiß kam, im raschen Walzer und feurigen Galopp im schwindelnden Kreise nach diesen Tönen sich zu drehen. Wenn Strauß fortfährt, Walzerkonzerte zu geben, so wird er der Gründer einer ganz neuen Gattung von Tanz werden, und sich in den Annalen der tanzenden Menschheit mehr noch dadurch, als durch seine originellen Kompositionen ein Monument sezen. Riß sich der Beobachter von dem Zauber der Musik los, so konnte er so manches artige Köpfchen im Walzerrhythmus sich wiegen sehen, und eine ebenmäßige, ruhig-selige Bewegung der Füßchen folgte den Wendungen des Hauptes, das, durch das Organ des Gehörs zunächst angeregt, wie billig auch in die stärkste Pendelschwingung gerieth. Sollte Strauß nicht der Erfinder einer sizenden Tanzkunst werden, wie er selbst bereits eine stehende praktisch exekutirt? Sieht man den Mann, wie er die Töne seiner Geige mit rastlosen Bewegungen des ganzen Körpers begleitet, und jede Modulation sich unwillkührlich in allen Muskeln ausdrückt, wie er, geigend und auf einem Flecke vor seiner Direktorialtribüne verweilend, bis zum lezten Striche tanzt, so fühlt man Mitleid mit dem Armen, daß er zu solcher Tantalusqual verurtheilt ist. Und wie schön wäre ein sizender Tanz, noch anständiger, abgemessener, als das abgeschäzte Menuett, wie bequem für alte, galante Herren, und für junge, die das Asthma plagt, oder die zu träge für eine raschere Körperbewegung sind! — Auch hier fehlte es nicht an musikalischen Stockphilistern, die in den Straußschen Produktionen nur eine Entwürdigung der Kunst sahen, die in den ungewöhnlichen Mitteln, komische Wirkungen hervorzubringen, nur barocke Effekthascherei erblickten, und dem Kompositeur gern alles Talent abgesprochen hätten, wären geduldige Zuhörer zu finden gewesen. Ich bin auch kein Freund von all dem musikalischen Klingklang, der, eine Ausgeburt der neuen Oper, der reinern Harmonie den Todesstoß versezt, kann es aber auf der andern Seite für nicht minder lächerlich halten, wenn man in dem Ballsaal Oratorien hören will, als es ärgerlich wäre, wollte man in Kirchen Walzer aufspielen. Alles hat seine Zeit und Alles seinen Ort. Unbestritten wäre es besser gewesen, wenn Strauß, wie in Wien, in einem Gartensaal sich produzirt hätte, als auf dem Schauplaz, für den alle seine Kompositionen berechnet sind. Da nun aber Strauß unsere gute Stadt im Spätherbst heimsuchte, und ein Wintergarten à la Faust bis jezt hier noch nicht zu finden ist, so war die Konzertform der einzige Ausweg, den er wählen konnte, um so mehr, als das Arrangement eines Balles mit Straußscher Musik auf dem Museum an temporären Schwierigkeiten scheitern mußte. Der Adel veranstaltet einen Subscriptionsball in dem Königsbad.

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. November 1835.

— Gold, du sichtbarer Gott,
Der eng Unmöglichkeiten selbst vereint,
Daß sie sich küssen! Herzensprobstein du!
Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Wetterbeschwörer.

Dieses waren des alten Giles Worte, mit denen er ein Gespräch abbrach, das ihm nah an's Herz ging, und das er geendet wissen wollte; denn wohl sah er Bertrams Mienen an, wie sie sich nur mit Gewalt des gewohnten Spottes enthielten. Dem Knaben Harry entging kein Laut, keine Bewegung des Erzählers; horchend saß er auf dem Lager und starrte in die Dunkelheit hinaus, und schien mit weit offenen Lippen die Nachtluft gierig einzuschlürfen, die auf ihrem Fittig jene geheimnißvollen, denkwürdigen, tiefeindringenden Schicksalsworte in seine Seele trug. Ja, es war beschlossen, sein Knabenherz erzitterte, aber es war beschlossen. Im Geiste sah er sich schon an Norwegens Küste vor dem Pallast des seltsamen Fischers. Was galt ihm der weite, beschwerliche Weg! — Er mußte hin, um sein Eigenthum, den köstlichen Ring, zu holen, der in seiner Hülle von gelb und roth gewürfeltem Seidentuche seiner harrte. Er bog sich aus seiner Matte heraus und in die schwarzen, schäumenden Wellen unten schauend, rief er: „Wie theuer deine Schätze, altes Meer?“ Er tauchte die Hand nieder, er machte, als zöge er schwere Beute damit herauf: „Ha, deine Perlen, deine Korallen, wie du sie mir knechtisch ablieferst! — noch mehr, und immer mehr! — Genug! ich bin nicht unersättlich, ich will nur auch einmal reich und glücklich seyn, und ihr Sklaven, fort mit den Schätzen in meine Palläste, dort schüttet sie aus vor eurer schönen Königin! Fort, was zaudert ihr?“

Der Wind schüttelte das Tauwerk, die Wellen brausten, auf dem Schiffe ward es stille. Der arme Harry war in Schlaf gesunken, und Fieberträume bewegten seine Seele. Jetzt war es ihm, als segle das Schiff wiederum dem öden Inselstrande vorüber, die bleichen Steine leuchteten weit im Mondenglanz, und auf ihnen hochaufgerichtet stand Arndt-Aldersons Gestalt. In seiner dürren, erhobenen Rechte blinkte etwas, es war der Ring. Harry wollte ihn fassen, er bog sich weiter und immer weiter hinüber, bis plötzlich eine schwarze Woge, aus der Tiefe auftauchend, seinen Leib umfaßte und ihn hinabzog. Als er erwachte, stand der alte Giles Oldfried bei ihm und hüllte ihn gegen die kalte Morgenluft in seinen Mantel.

Mehrere Wochen vergingen, da kehrte das Schiff mit reicher Beute zurück; der Fang war diesmal gut ausgefallen. „Der Falke,“ wie Bertram zu sagen pflegte, „hat auf's Neue seine Fänge in des alten Wasserdespoten

Seite geschlagen und ihm die Meerkrone entrissen. Der Falke ist ein tüchtiger Segler, der seine Ehre zu bewahren weiß."

*

Am Feste des Fischzugs Petri versammelte sich in Bergen die Fischergilde und hielt Tanz und Schmaus. Die kleine Gaststube war angefüllt mit derben Gestalten, die sich die Gevatter und Kollegen des heiligen Petrus nannten, dabei aber ein gar nicht apostolisches Ansehen hatten. In ihren schwarzbraunen Gesichtern waren in tiefen Furchen die Mühseligkeiten und Gefahren weiter Reisen verzeichnet. Manche dieser Physiognomien konnten, wer sie zu lesen verstand, für treffliche Schiffstagebücher gelten, andern sah man an, daß sie noch nicht Seewasser geschluckt und sich noch nicht um einen Rest verschimmelten Zwiebacks blutig geschlagen hatten. Doch dieser jungfräulichen Gesichter waren nur wenige in der Gaststube, sie waren mehr im Nebenzimmer zu finden, wo ein paar lustige Fiedeln zum Tanz aufspielten, und der kräftige Schlag norwegischer Dirnen sich in ungeregelten Sprüngen tummelte. Was für Lügen erzählten sich die Nachfolger des ehrwürdigen Apostels! wie lustig schwärmte die Pöbelphantasie auf den dicken Tabakswolken der kleinen Gaststube! welche tolle Sprünge machte der nautische Harlekin, der um Vieles lebendiger ist, als der schläferige Held unsers komischen Theaters! denn dieser macht auf sicherer Erde seine Possen, jener auf dem beweglichen Schiffe in wahnsinniger Tollheit, stets die Gefahr und den Tod im Angesicht. In der That, es ist schade um die vielen guten Geschichten, die am heutigen Abend in der Gaststube zu Bergen verloren gehen, weil der Tabaksqualm, das starke Bier und das unendliche Geschrei sie verschlingen, ehe sie noch das Ohr eines Hörers erreichen. Welch wüster Lärm! es ist zu arg, hört, wie sie rufen: „das Steuer gewandt, die Segel gehißt — den Fockmast gekappt!" — Die Trunkenbolde! sie bilden sich ein, im Schiffe zu sitzen. Die kleinen Fenster der Gaststube werden aufgerissen und ein Dutzend rothe, aufgedunsene Fratzen legen sich hinaus. „He, die Boote ausgesezt, das Wasser steigt schon bis an's Deck!" — „Zum Henker, ihr Narren!" brüllt der dicke Wirth," wollt ihr mit meinem ehrlichen Hause in See stechen?" — „Blut und Tod! seht ihr die dicke Robbe da um's Schiff schwimmen? schnell gebt ihr das krumme Eisen zu schmecken, legt sie trocken auf's Deck!" Und in dem Augenblicke fliegen Stöcke und Tischbeine nach dem unglücklichen Wirthe, der, schnell auf die Seite springend, tausendmal den Einfall verwünscht, den Gevattern des heiligen Petrus sein Haus geöffnet zu haben, die damit in See stechen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florentinische Volksfeste.

(Beschluß.)

Noch muß ich des jährlich wiederkehrenden Johannisfestes gedenken. Ueber die Bedeutung desselben ist so Manches geschrieben worden, daß hier die Bemerkung genügt, wie auch bei diesem Feste längst die religiöse Bedeutung in der politischen unterging. Ist auch jezt nur ein Schatten von früherer Herrlichkeit geblieben, so wird doch Jeder, der Florenz und florentinische Geschichte liebt, diese Tage mit Andacht begehen, und immer noch Veranlassung genug finden, durch das, was geblieben ist, die glücklicheren Tage der größten Republik sich vorüberzuführen. — Die Vorfeier des Tages, die sogenannte Vigilie, ist, wie bei fast allen italienischen Festen, nach und nach zur Hauptsache geworden; das berühmte Wettrennen, Erleuchtung der Stadt und Feuerwerk fallen auf diesen Tag. Montaigne, der so selten Gutes über Italien zu berichten hat, beschreibt die Spiele der Arena in seinem naiven Gascogner Dialekt in einfach hübscher Weise, und mag von Fremden der Erste gewesen seyn, der ihnen auch jenseits der Alpen eine gewisse Berühmtheit verschaffte. Was er schon als kaum halbverstandenes Ueberbleibsel einer verschwundenen Zeit bewunderte, ist jezt natürlich noch bei Weitem unkenntlicher geworden. Geblieben ist das Lokal, der Platz vor der Maria Novella, geblieben die römische Tracht der Wagenlenker und die verschiedenen Farben derselben, und außerdem etwa noch die Art und Weise, wie den Zuschauern die Sitze errichtet werden; der Geist der Spiele aber, der eigentliche Kampf unter den Wagenlenkern ist schon dadurch beschränkt worden, daß Alle Einem Herrn dienen, und strengen Befehl haben, einander beim Rennen nicht zu schaden und zu hemmen. Daß ganz Florenz dies weiß, und dennoch jedesmal wieder in Menge herbeiströmt, wird man, denke ich, als einen Beweis gelten lassen, daß der Arnobewohner in dieser Beziehung wenigstens seiner antiken Ahnen nicht ganz unwürdig geworden ist. — Diese Freude endet ungefähr mit anbrechender Nacht; man hat unterdessen schon angefangen, die Stadt zu erleuchten. Ist es ganz dunkel geworden, eilt man nach dem Lungarno, der auf beiden Seiten erleuchtet ist, und jezt einen überraschenderen Anblick gewährt, als wenn die schöne Welt von Florenz an Sommerabenden an ihm auf und ab wandelt. Einzig ist namentlich, daß an der innern Seite der Mauern gegen den Arno zu zwei Reihen von Pechfackeln über einander angebracht sind, und auf diese Weise jede Bewegung auf dem Flusse deutlich wahrnehmen lassen. Ein ungeheures Drängen ist jezt zwischen Ponte Vecchio und Trinita; Alles eilt, eine Barke zu erreichen, um von dieser das Feuerwerk gehörig genießen

zu können. Man wird auch bald von den Barkarolen angerufen, aufgehalten, bestürmt; einem muß man sich ergeben, man wähle den, welcher seinen Kahn am vollsten hat und abzusegeln bereit ist. Den Arno kaum wieder erkennen lassend, ruft die Menge der Kähne altvenetianische Festspiele mit Gondeln zurück. Je nach Lust und Vermögen der Leute sind die Kähne mit bunten Zelten, frischem Laube, Kronleuchtern und Lampen geputzt; hier, wo zwei Kähne verbunden sind, kann eine große Familie nach Bequemlichkeit essen, zechen, scherzen und tanzen, während dort andere einer größern Barke folgen, welche eine ganze Trattoria trägt. Zwei stark besetzte Musikchöre sind in zwei Kähnen beisammen, mehr, um den Lärm zu vermehren, als zu einer festlichen Stimmung, oder gar zum Schweigen einzuladen. Ohne starke Militärmusik würde dies Fest so wenig vollständig seyn, als ein italienisches Feuerwerk ohne eine betäubende Menge von Kanonenschüssen. Der Arno trägt uns ruhig unter die schöne Brücke della Trinita, weil mit ein Uhr in der Nacht das Feuerwerk auf Ponte Carraja abgebrannt wird. Dies beginnt mit den gewöhnlichen Raketen und mit einer großen Façadenansicht, deren Säulen, reich mit Guirlanden geschmückt, in der Mitte in einer Krone endigen; es folgt dann, wie bei der römischen Girandola, der violetrothe Nebel, der, ganz allmählich sich erhebend, der ganzen Atmosphäre seine Farbe mittheilt; nach allen Seiten schießen dann die breiten Strömungen und Feuerstrahlen aus, in deren Mitte endlich ein Feuermeer hoch in einer Menge kleiner Feuersäulen sich emporschwingt. Ist mit Raketen, geräuschvollem Kanonenfeuer und dergl. geschlossen, tritt eine sechssäulige, zierlich erleuchtete Tempelfaçade ein, welche sich die ganze Nacht hindurch in ihrem Glanz erhält. Auf Ponte Vecchio sieht man nun rückkehrend die drei Bogen und den breiten Raum über ihnen in geschmackvollster Zeichnung erleuchtet. Wie herrlich auch die ganze Erscheinung in einer stillen, florentinischen Sommernacht sich darstellt, und wie magisch auch Alles im Arno sich wiederspiegeln mag, so wird man doch nicht umhin können, zu erkennen, daß die römische Girandola durch größere Präzision, durch den grandiosen Bau der Engelsburg, durch die Engelsbrücke und den Lauf der Tiber einen durchaus imposanteren Anblick gewährt.

Weg vom Arno strömt nun die Menge in die Stadt, um die Erleuchtung der Häuser, der Palläste und der öffentlichen Gebäude anzusehen. Wer die Kuppel von St. Peter an ähnlichen Abenden gesehen hat, wird gespannt seyn, wie neben derselben die Kuppel von Brunelleschi sich darstellt. Der leztern ist man in der Stadt überall zu nahe, es ist schwer, den rechten Augenpunkt zu gewinnen. Vom Domplatz aus sieht man immer zugleich auch das Tamburo, so daß das Auge nicht allein auf die obere Masse konzentrirt wird. Aus der Ferne aber, vom jenseitigen Arnoufer, erscheint sie ganz anders, man sieht bloß die Kuppel, an der sich nun die Fackeln auf das Schönste abheben. Der römischen Kuppel kommt sonst vor dieser Vieles zu gute: zuerst ist es der Gedanke, den über dem Grabe des heiligen Petrus sich wölbenden Himmel noch durch einen künstlichen Sternhimmel zu verzieren; ferner eignet sich auch die runde Kuppelform, weil sie mehr Masse bildet, besser für die Erleuchtung, wogegen hier die durch den ältern Bau bedingte achteckige Gestalt, schön und unerreichbar, wie sie an sich seyn mag, Theilung in der Ansicht bedingt. Im Norden, wo man im Allgemeinen **Wohnungen**, **Häuser** zu erleuchten hat, hält man auf hübsche Blumen, grünes Laub, reinliche Leuchter, Wachskerzen, gute und schlechte Inschriften; hier ist man wenig besorgt, die Häuser eigens zu erleuchten, man begnügt sich mit einem paar wohlfeiler papierner Lampen und wenig Lichtern; größere Wachskerzen werden nur selten an die Fenster der Reichern gestellt. Das häusliche Leben fordert nicht dazu auf; grünes Laub sieht man hier zu jeder Jahreszeit, ohne daß es eigens und mit Mühe aufgesucht zu werden brauchte. Das Verlangen, seine vier Mauern noch besonders zu schmücken, kennt der Italiener nicht, weil das Haus ihm im Allgemeinen nichts gilt, und am Ende wenig mehr als ein nothwendiges Uebel ist. Dagegen pflegt man denn die **öffentlichen Gebäude** mit Geschmack zu verzieren. Je drei Lampen, die vor den niedrigen Fenstern des **Palazzo Vecchio** angebracht werden, sind gerade hinreichend, die ungeheure Masse des kühnen Gebäudes noch imposanter zu machen; jede berechnete Verzierung, jede Zeichnung in Aufstellung der Lampen würde störend seyn. Für die Loggia dei Lanzi aber und für den schönen Thurm genügte die geringe Anzahl der Lampen bei weitem nicht, mit denen die Pilaster bei jener und die Fenster bei diesem verziert waren. Bei Gebäuden der Art, die wesentlich auf malerische Wirkung berechnet sind, sollte man diesem eben auf alle Weise nachhelfen und alle Einzelnheiten möglichst hervorheben. — Das Volk wird nicht müde, in den Straßen auf und ab zu wandeln, und noch spät in der Nacht war der Platz von St. Giovanni mit Menschen angefüllt.

Am **Johannistage** selber beschränkt sich fast Alles auf Festlichkeiten der Kirche. Das Battisterium St. Giovanni (Dante's il mio bel S. Giovanni) ist durch farbige Seidenvorhänge in der Weise verziert, wie es in der italienischen Kirche seit den frühesten Zeiten mit Geschmack geschehen ist; die berühmte Altarbekleidung mit den zum Theil in Silber getriebenen Reliefs ist dieses einzige Mal dem ganzen Publikum ausgestellt. — Das Pferderennen, das gegen Abend stattfindet, beschließt

das Fest nicht gerade auf die beste Weise; der Lauf geht von Porta di Prato bis Porta St. Croce durch den winkeligen Corso, und gewährt, im Vergleich mit andern Städten, einen kaum momentan befriedigenden Anblick.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Eröffnung der italienischen Oper. Bellini.

Mit Anfang dieses Monats hat die italienische Oper wieder ihren Saal eröffnet und ihre Vorstellungen begonnen. Die reiche und elegante Welt harrte mit Ungeduld auf diese Wiedereröffnung; denn da eine italienische Oper nun einmal in Paris und London zum Sammelplatze der reich geschmückten Damen geworden ist, so konnte der Zuspruch auch nicht fehlen, und die Logen waren fast alle im Voraus gemiethet. Sonst ging man schlicht und einfach in diese Oper, und Musik war die Hauptsache. Die reichen englischen Familien haben aber in dieses Schauspielhaus die Pracht und Verschwendung übertragen, womit sie in ihrer Londoner italienischen Oper zu erscheinen pflegen, und Damen und Herren sehen sich jezt gezwungen, wenn sie in den Logen nicht unangenehmes Aufsehen erregen wollen, den kostbarsten Schmuck zur Schau zu stellen, und sich zum Schauspiele wie zu einem Bal paré vorzubereiten. Dies kann der Kunst nur nachtheilig werden; denn wenn die Logen solch eine Pracht darbieten, so haben die Zuschauer zu viel Zerstreuung, als daß sie die Oper gehörig würdigen könnten. Dem Operndirektor kommt es freilich sehr gelegen, daß die reiche Welt seinen Saal zu ihrem Sammelplatze gewählt hat; nur durch die reichlichen Beisteuern der wohlhabenden Familien ist er im Stande, die ausgezeichnetsten Virtuosen dem Pariser Publikum vorzuführen. Sie machen ungeheure Forderungen; aber die Logen bringen auch bedeutende Summen ein, und er ist schon im Voraus gewiß, daß die Saison ergiebig für ihn seyn wird. Der Ertrag des Parterre ist nur beiläufig, und wird als baarer Gewinn gerechnet. Andere Sänger und Sängerinnen zu bekommen, als die des vorigen Jahres, war nicht wohl möglich; sie waren nach dem März alle nach London gegangen; der Direktor brauchte sie bloß von dort wieder nach Paris zu berufen, nämlich die Grisi als Primadonna, Lablache, Tamburini und Rubini als Hauptsänger. Auch die Auswahl der darzustellenden Opern scheint ungefähr dieselbe zu seyn, wie im vorigen Winter, meistens Rossinische, mitunter Bellinische und Donizettische. Gleich Anfangs wurde der Genuß der Dilettanti durch den Tod des jungen Bellini getrübt, dem ein wahrer Triumph durch die mit vieler Sorgfalt einstudirte Oper Norma vorbereitet war. Schon durch seine für das hiesige Schauspiel gesezte Oper, i Puritani, hatte er sich den Kennern auf eine vortheilhafte Art bekannt gemacht, und welch glänzende Laufbahn stand ihm, dem jungen, eleganten Tonkünstler bevor, dessen Ruf schon in Italien und Frankreich begründet war, den zwei Könige mit Ordenszeichen geschmückt hatten, und der in den üppigsten Cirkeln von Paris die schmeichelhafteste Aufnahme fand! Ein frühzeitiger Tod zerstörte alle diese Hoffnungen, und der junge Tonkünstler starb gerade, als die italienische Oper, der Schauplatz seines Ruhms und seines bevorstehenden Triumphs, wieder geöffnet werden sollte. Wenige Künstler sind in Paris so betrauert und mit so vielem Gepränge zur Erde bestattet worden, als Bellini; nicht allein was er geworden war, sondern auch was er noch hätte werden können, bedauerte man bei seinem Verluste. Augenscheinlich hatte er sich eine eigene Bahn zu brechen gesucht, und von den künstlichen Verzierungen und Verschlingungen des Rossinischen Styls zu der edeln Einfalt älterer Meister zurückkehren wollen. Dieses Streben hatte in ihm noch nicht völlig reife Früchte hervorgebracht. Er hatte sich noch nicht hoch genug emporgeschwungen; man bewunderte einzelne vortreffliche Züge, aber noch keine bestimmte Eigenthümlichkeit in seiner Musik. Sein Talent bedurfte noch der lezten Ausbildung, die wahrscheinlich nicht ausgeblieben wäre, wenn das Schicksal ihm ein längeres Leben vergönnt hätte. Es war schon viel, daß er, der 29jährige Jüngling, Opern wie Norma, il Pirata, la Straniera hatte sezen können; wie hoch hätte er in seinem 40sten Jahre stehen können! Frankreich hat um so mehr Ursache, ihn zu bedauern, da auch die französische Oper sein vielversprechendes Talent in Anspruch genommen hatte, und Bellini für die komische Oper sowohl, als für die große arbeiten sollte. Eine Menge von Künstlern und Gelehrten drängte sich zu dem Seelenamte, welches ihm zu Ehren in der Invalidenkirche gehalten wurde, der einzigen, in welcher der gestrenge Erzbischof von Paris nichts zu sagen hat. Jedoch fiel diese feierliche Messe unter der Erwartung aus, und befriedigte die Kenner ganz und gar nicht, obschon man mehrere Tage gebraucht hatte, um sich dazu vorzubereiten. Das läßt sich jedoch mit den vorhandenen Umständen entschuldigen. Der französische Klerus hält sich für verbunden, weltliche Musik aus der Kirche zu verbannen, und glaubt, es gehöre zur Andacht und zum Geiste des Katholizismus, den barbarischen Kirchengesang aus dem Mittelalter aufrecht zu halten. Nur hie und da erlaubt sich zuweilen ein kunstliebender Pfarrer in Paris, im Gottesdienste ein wenig bessern Gesang und auch etwas harmonische Musik anzubringen. Dies darf aber kein Aufsehen erregen, denn sonst hat er die Ungnade des geschmacklosen Erzbischofs zu befürchten. Eine Hofkapelle ist unter dem jezigen Könige auch nicht vorhanden; wo sollten also die Tonkünstler Gelegenheit haben, Kirchenmusik aufzuführen? Indessen wird doch der Wunsch, gute Kirchenmusik eingeführt zu sehen, laut ausgesprochen; man bedauert nun, daß die von Choron gestiftete Schule für Kirchengesang, in welcher man die Meisterwerke italienischer älterer Tonsezer wieder hervorzog, fast eingegangen ist, ohne daß die Regierung das Geringste gethan hätte, dieselbe aufrecht zu halten, und schon fordern die Tagblätter die Musikliebhaber auf, zur Wiederaufrichtung jener Schule das Ihrige beizutragen. — Wie verschieden ist das Schicksal der Fremden in Paris! Während man mit so vielem Gepränge den überall gut aufgenommenen Bellini zur Erde bestattete, während italienische und französische berühmte Männer sein Lob verkündeten, und während die Bilderhändler Porträts von ihm (wahrscheinlich sehr unähnliche) verfertigen ließen, trugen einige Polen in der Stille einen Landsmann, den Schriftsteller Podczasinski, zu Grabe, dem am Ende sogar das Brod fehlte, um sein armseliges Leben zu fristen, und welchem der Kummer das Herz abgenagt hat. Er gab vor der polnischen Revolution ein Journal zu Warschau heraus; dies mißfiel dem Großfürsten, und Podczasinski mußte sein Vaterland verlassen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. November 1835.

Ein Regentag und widrige Gesichter,
Des Pilgers böse Genien!
Byron.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Mailand, 5ten September.

Es regnete von dem rings umzogenen Himmel nieder, als wir uns am nächsten Morgen gegen fünf Uhr in den Wagen sezten, um am Abend wo möglich noch Chur zu erreichen. Kaum waren wir jedoch, ohne mehr als den Fuß der immer höhern Bergen, zwischen denen wir im Thal entlang rollten, sehen zu können, mehrere Stunden gefahren, als wir inne wurden, daß wir nicht weit würden vorwärts kommen. Es regnete unaufhörlich bei wärmster Luft, die Wolken zogen schwer an den Bergspitzen hin und lagerten sich immer tiefer und tiefer, um jede Aussicht zu verhüllen. Doch das Grün der Wiesen, die dichten Fruchtbäume, die Zweige der Nußbäume, die über die Straße hinreichten, konnten sie uns dennoch nicht rauben. Ueber Feldkirch gelangten wir endlich bis Balzers. Dort mußten wir wider Willen bleiben, obschon das Bauerwirthshaus neu gebaut, die Wände erst gestern geweißt waren und mich der Kalkgeruch von einem naßkalten Zimmer in's andere trieb. Aber es half nichts, ich mußte die Erkältungsfurcht besiegen. Auch waren wir nicht ohne Leidensgefährten. Ein dicker, wohlredender Düsseldorfer, ein Sechziger und Sylbenstecher, nebst großer, zweiter Frau saßen wie wir in der Klemme. Dies neue Paar hatte die Basler schon in Lindau ersezt; zu unserem Ergötzen, denn besonders K. konnte nicht müde werden, dem Manne nachzusprechen. Er sollte bestraft werden: nach einer halben Stunde entdeckte sich's, er sey ihm verschwägert, und um den Spaß voll zu machen, war die Frau eine Tochter eines nahen Freundes meines Vaters. Desto weniger hielten sie uns ab, am Donnerstag den 28sten mit dem Frühesten, als der wolkenleerere Himmel einen guten Tag versprach, weiter zu reisen. Den Luciensteig wanderten wir zu Fuß hinauf; er hebt sich langsam in bequemen Windungen den Berg hinan, immer an frischen Hängen entlang, über welchen steil in wundersamen Formen die Spitzen emporstarren; Klüfte theilen und vereinzeln die Kette der Felsengipfel, durch die dunkeln Fichten zieht sich das üppigste Grün, neben dem Rauhen und Wilden ist überall Freundliches und Mildes; der kühle Morgenduft, die Thaufrische, die Brunnen und Quellen brachten mich in die beste Stimmung, obschon, was man eigentlich schweizerisch nennt, hier noch kaum zu finden ist.

*

Weiter zu schreiben, war gestern unmöglich; erst heute, so eben aus dem Bett gestiegen, kann ich zu erzählen fortfahren. In Maienfeld, als wir zur Frühstückzeit

ankamen, überraschte uns die schlechte Nachricht, von dem großen Regen sey der Rhein übergetreten, und auch in der Nacht schon hatten uns in Valzers die Bauern geweckt, welche aus dem ganzen Dorfe waren zusammengerufen worden, um den heranwogenden Fluthen Einhalt zu thun. Mit einem Umwege aber kamen wir diesmal noch glücklich davon, und die Fahrt nach Chur gelang in dem klarsten Wetter, wie keine andere vorher. Die Wiesen wurden immer grüner, die Dörfer reicher, die Berge starrten in einzelnen Kegeln riesenmäßig empor, rauh und kalt in der Nähe, in der Ferne mit blauen Schleiern zu den schönsten Farbenspielen umzogen. Mittags waren wir in Chur, dessen Lage unbeschreiblich schön ist. Das Erste, was wir hörten, war die Unmöglichkeit, weiter nach Tusis zu reisen, wie unser erster Plan gewesen war. Die Brücken seyen fortgeschwemmt, die Wege zerrissen und ringsher ein Unglück und eine Noth, wie sie seit hundert Jahren nicht sey erlebt worden. Doch genauen Bericht, wo, wann denn alle dies Elend sey angerichtet, wodurch es veranlaßt, wie es zu lindern sey, wußte Keiner zu geben, obschon den ganzen Mittag über am Wirthstisch von nichts Anderem die Rede war. Zwischen Bleiben und Weiterfahren langweilig geärgert, liefen wir nach Tisch eine Zeitlang in der Stadt umher, bis mir einfiel, ich könne hier in Chur ja einen alten Handelsfreund meines Vaters besuchen, welchen der Düsseldorfer schon während des Mittagessens als den lustigsten, umsichtigsten Kompan seiner eigenen Jugendtage zu schildern nicht hatte aufhören können, und uns deßhalb, wenn wir nur bleiben wollten, auf heute Abend die beste Unterhaltung versprach. Sogleich wurde ein Besuch beschlossen. Das Haus fanden wir schnell genug, doch mußten wir lange läuten und wieder läuten, ehe es sich öffnete. Da kamen wir nun leider der Hausfrau in die Quere, denn sie hatte die Wäsch, und entschuldigte deßhalb die älteren und jüngeren Töchter, welche vorzuführen unmöglich sey. Ich glaube, sie wurden von sonstigen Erfahrungen her verleugnet. Endlich trat auch der langerwartete Jugend- und Handelsfreund in's Wohnzimmer, kurz, dick, alt, schmutzig, halb blind, und deßgleichen taub, verschlafen, noch einmal schmutzig, sehr schmutzig, erinnerte sich eben so wenig des Jugendbekannten, als des Handelsgenossen, und sprach am Ende kein Wort mehr, nachdem er uns mit einer Einladung auf den Abend schon im Voraus abgespeist hatte. Auf der Treppe begegneten uns gar noch die Söhne, welche mit Hunden und Flinten in einem Aufzuge von der Jagd kamen, in welchem sie füglich den Herrn Vater hätten repräsentiren können. Das entschied; welche Gefahr uns auch auch droben mochte, ärger als solch ein Abend vermochte sie nicht auszufallen; also vorwärts. In fünf Minuten waren wir Fußfertigeren schon auf dem Wege nach Tusis, die beiden Andern sollten zu Wagen nachfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Wetterbeschwörer.

Die Tänzer haben aufgehört, die Fidel schweigt und die norwegischen Dirnen ergehen sich vor dem Hause, ohne Zweifel, um sich nach den Erhitzungen eines so leidenschaftlichen Abends zu erholen; doch sie finden wenig Zeit hiezu, die jungen Burschen folgen ihnen nach, und indeß die alten Polterer mit dem Hause lustig davon segeln, zeigt sich hier manches kecke Korsarenschiff und macht reiche Beute. Man muß den armen Knaben den Scherz lassen; ihre strenge Herrin, die See, läßt ihre murrenden, dumpfen Befehle schon aus der Ferne hören. Die Wange, die jezt noch unter Küssen glüht, in wenigen Tagen vielleicht bleicht sie im Meeresgrunde, unter wüstem Geröll und den Ungeheuern der gräßlichsten Oede begraben, und der Hut des Armen treibt an die Küste, noch geziert mit dem verwelkten Blumenstrauß, den die Hand der Liebe an diesem Abend ihm ansteckte. — Elendes Loos eines Matrosen!

Doch wer ist der feine, schlanke Bube, der abwärts steht, allein, ohne Mädchen, ohne Genossen? Ein fremder Schiffer wohl, der als Gast hier eingesprochen und den man im lustigen Taumel vergessen hat. — Er wirft jezt den leichten Bündel auf die Schulter, bezahlt seinen Platz am Tische, nimmt den Wanderstab in die Hand und tritt auf einen graubärtigen Veteranen zu, der verdrießlich an seinem Pfeifenstummel nagt. „Gevattersmann, ich möchte Euch um etwas Bescheid fragen. — Wie weit ist's bis zum Königshafen?“ — „Wohinaus soll's liegen?“ — „An der Küste, wenige Meilen von hier aufwärts —“ — „Hier aufwärts? — hum, putzt Euch die Kajüte, Freund; ich will verdammt seyn, wenn ich jemals von einem Königshafen gehört habe.“ — „So wißt Ihr vielleicht, wo der Schiffer Peter Carlsson wohnt?“ — „Carlsson? Peter? zum Henker! soll ich jeden Lump im Lande kennen?“ — „So habt Ihr nie von dem Pallast zu den drei Kronen gehört?“ — „Pallast? wollt Ihr mich narren? macht, daß Ihr fortkommt, oder ich schlage Euch das Deck ein!“ Mit diesen Worten drehte sich der Veteran zur Seite und kaute an seinem Stummel weiter. Der Wanderer blieb stumm und mit

verzweifelnder Miene vor dem Tische stehen, er sah sich die Gesellschaft an, die daran Platz genommen hatte, ihr Anblick gab wenig Hoffnung; dennoch faßte er Muth und wiederholte seine Fragen, doch die Antworten fielen wenig besser aus, als die des Alten; Niemand wußte etwas vom Königshafen. Nach einer Weile, als er sich zum Fortgehen anschickte, fühlte er sich am Arm festgehalten; ein hinkender, einäugiger Spielmann war von seinem Gerüste herabgeklettert und zog den Jüngling bei Seite, indem er mit geheimnißvoller Miene zischelte: „Petermännchen, Du willst wissen, wo der Königshafen ist? Gut, gieb mir Tabak für meine Pfeife, daß sie dampfend das Dorf dort erreicht, und ich will Dir, während wir so gemächlich hinabschlendern, erzählen, was Du wissen willst.“ Der Jüngling ging in den Vorschlag ein, der Geiger packte sofort seine Fidel unter den Arm und sie wanderten Beide in die Dunkelheit hinaus.

Die Nacht ist still, der wüste Lärm tönt nicht mehr herüber, der kleine, bucklichte Musiker läßt sich das Recht eines Beschützers nicht nehmen, seinen Beschüzten etwas auszuforschen, und obgleich dieser, was den Zweck seiner Reise betrifft, ziemlich geheimnißvoll thut, so erfährt er doch seinen Namen, Harry Willams, sein Alter, fünf- und-zwanzig Jahr, und sein Geschäft, ein Handel mit dem Schiffer Peter Carlsson. Das ist für's Erste genug; Jarl, der Dorfgeiger ist ein Schlaukopf, er weiß, daß Peter Carlsson eine hübsche Tochter hat, daß diese einst drei guterhaltene Böte und ein ziemliches Grundstück ererbt; nichts ist gewisser, als daß der leichtfertige Bursche von diesen hübschen Dingen in der Fremde gehört hat, und daß er nun kommt, um die drei Böte so bald als möglich zu verschleudern, das Geld durch die Gurgel zu jagen, das Grundstück in die Luft zu sprengen und zulezt das hübsche Weib mit zwölf elenden, armseligen Kindern in's Hospital zu fördern. Ja, man weiß, wie solche Bursche es treiben. Doch immerhin, der Dorfgeiger will Niemanden seinen Tanz verderben, er spielt zu jeder Weise auf, so drückte er auch zu Harrys muthmaßlichen leichtsinnigen Plänen noch das eine Auge zu, das ihm noch übrig geblieben, und sagt mit schlauem Lächeln: „Ich verstehe Dich, mein Sohn, Du willst mit Peter Carlsson Geschäfte machen — o ich verstehe! — Doch wer, zum Henker, hat Dir den Namen Königshafen auf die Zunge gebracht? — Hier im Dorfe bin ich vielleicht der Einzige, der da weiß, daß die paar Schritte am Ufer des kleinen Landsees, an dem Carlssons Haus liegt, diesen Namen führen. Die Leute sagen, der See habe vor alten Zeiten mit dem Meere zusammengehangen, und damals sey dort ein berühmter, mächtiger Hafen gewesen, in welchen der König Erich sich einst vor seinen Verfolgern gerettet, darum der Königshafen. Doch, Sohn, Du mußt schon noch einigen Tabak zulegen, denn noch haben wir unser verwünschtes Dorf nicht erreicht. Ha, ich wollte, König Erich legte noch mit seinen Schiffen hier an, und ich dürfte ihm einmal aufspielen zum Tanz auf meiner Geige; wie wollte ich geigen! Aber Deine Geschäfte, Freiersmann — gut! ich will mit Dir gehen, sonst würdest Du den Pallast zu den drei Kronen nimmermehr finden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder der Nacht.

Die Bienen.

Eine weiße Rose blühet klar
Auf weiter Flur alleine,
Viel Immen mit güldenem Flügelpaar
Umschwärmen die Süße, die Reine.

Nachtgenuſs.

Meine Gedanken, die streu' ich hinaus
In stillen Mitternächten,
Aber sie kehren mir nimmer nach Haus,
Schweifen zur Linken und Rechten.
Wirft doch der Mond auch die Strahlen hinaus,
Spinnt Fäden nach allen Enden,
Aber er spinnet sich nimmer aus
Im üppigsten Verschwenden.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Reform des Unterrichtswesens.

Die Feste unsers Reformationsjubiläums sind nun längst vorüber, nicht aber der schöne Nachklang, den sie wie milder Blumenduft in vielen Gemüthern zurückgelassen haben; denn es ist sichtlich, daß sie auf die Reinigung und Vereinfachung der Sitten nicht ohne Wirkung geblieben sind. Möge dieser echt evangelische Einfluß fortdauern, dann ist unsern edeln Reformatoren, besonders dem Sittenbändiger Calvin, das würdigste Monument errichtet.

Das Morgenblatt hat nach seiner Bestimmung oft von den alten und bemoosten Mißgriffen, so wie von dem Zurückbleiben unsers Unterrichtssystems in allen Sphären, besonders bei der Akademie, sprechen müssen. Es ist erfreulich, heute berichten zu können, daß die langjährigen Arbeiten einer Umbildungskommission jezt endlich — nicht eine Maus, wie Viele fürchteten — sondern einen guten Bau hervorgebracht haben, der viele Vorwürfe beseitigt, die der Akademie früher mit Recht gemacht werden konnten, besonders dem der Einseitigkeit; denn durch den herrschenden Einfluß einer bedeutenden Celebrität und ihrer dienenden Trabanten war den Natur- und mathematischen Wissenschaften ein

unmäßiges Uebergewicht über alle Humaniora, ja über alle Studien eingeräumt, wo nicht auseinandergelegt, gemessen, berechnet und gewogen werden konnte. Sehr zu bedauern ist, daß diese herrschende Richtung vor zwei Jahren den trefflichen Professor Rossi von hier nach Paris trieb, während die Verlassung dieses Systems, gleichsam sühnend, den trefflichen A. Decandolle zur Niederlegung seines Professorats bewog. So verlor Genf ausgezeichnete Persönlichkeiten durch beide Systeme, gewinnt aber jezt unendlich durch die breitere, zeitgemäßere Basis seiner Akademie, die nicht mehr an die für allen höhern Unterricht so armselige französische Kaiserzeit, sondern an gute akademische Muster des Auslandes erinnert, ohne sich auf ihre Nachahmung zu beschränken, oder an sie zu binden. Im Gegentheil, manches frühere Gute ist beibehalten worden, und man pflanzte auf die Trümmer nur anerkannt Besseres. Es ist zu erwarten, daß der Staatsrath, in dessen Händen jezt die Akademie liegt, dauernd und fortschreitend für ihre Vervollkommnung und Entwickelung Sorge tragen, und besonders dahin streben wird, daß die Lehrstühle immer nur in Hände kommen, die ihnen Ehre machen und die Wissenschaft in ihrem höchsten und würdigsten Standpunkt auffassen, was bisher lange nicht immer der Fall war. Zu den frühern Mißgriffen und Lücken trug besonders bei, daß die akademischen Professoren Genfer seyn, sich vorgängigen Inscriptionen oder gar Prüfungen unterwerfen mußten, und dies für sehr geringe Gehalte! Die Basis dieser neuen Organisation ist das Gesez vom 31sten Mai dieses Jahrs, und sie wird künftigen 1sten November in's Leben treten. Wir werden in einiger Zeit auf diesen Gegenstand zurückkommen. Es ist zu erwarten, daß die akademischen Verbesserungen, ja die ganz neue Richtung des Studienwesens in Genf auch wohlthätigen Einfluß auf alle unsere andern Lehr- und Schulanstalten haben wird. Hieher gehören besonders die sogenannten Pensionen, in denen dreißig und mehr junge Leute vereinigt sind. Man hat oft getadelt, daß in ihnen die Knaben nur wenig, und das Wenige nur halb lernen, daß sie zu viel Vergnügungen, Lustpartien, Zerstreuungen und Ferien haben, daß sie in ihrer sittlichen Ausbildung nicht genug beaufsichtigt und geleitet seyen, daß bei ihnen viel Rohheit und Ungeschliffenheit mit unterlaufe, ja, daß bei Allem viel zu viel dem Schein geopfert sey, z. B. bei den lang vorbereiteten, öffentlichen Prüfungen, Preisvertheilungen u. s. w. Ich glaube, dieser Tadel an einzelnen Anstalten ist nicht ganz billig, und trifft viel weniger sie selbst, als das ganz irrige, aber einmal zur Mode gewordene Erziehungssystem, welches Erziehungsanstalten ungefähr wie Fabriken und Dampfmaschinen betreibt, wo nur viel gefertigt und abgesezt werden soll. Von diesem System kommen alle jene Uebelstände und noch mehr andere. Nur da, wo wenige Zöglinge beisammen sind, kann sie der Meister in Erziehung und Unterricht unausgesezt und gleichförmig beschäftigen und streng darauf halten; da er Alles selbst übersehen kann, so braucht er sich nicht auf Unteraufseher zu verlassen; er beobachtet und bessert leichter, und beim Lehren, Nachsehen und Korrigiren hat er eine Menge Vortheile vor den großen Instituten. Auch sind die Resultate ganz anders. Religiöser, sittlicher, anständiger, gleichförmiger entwickelt, so wie viel gründlicher unterrichtet werden immer die jungen Leute in den Häusern seyn, wo nur wenige Zöglinge sich in die Thätigkeit, Sorge und Aufmerksamkeit des Meisters theilen. Aber dabei wird dem Vergnügen und der Bequemlichkeit der Zöglinge, deßgleichen der bestehenden Allgemeinheit und Oberflächlichkeit nicht geschmeichelt, auf die so viele Eltern halten.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsezung.)

Die große und die komische Oper.

Die große französische Oper ist noch immer mit den Zubereitungen zu ihrer „Bartholomäusnacht“ oder sogenannten „Bluthochzeit“ beschäftigt, und wie gewöhnlich werden, um die Erwartung hoch zu spannen, allerlei sonderbare Dinge in Betreff des Inhalts erzählt. So z. B. soll das Musketenfeuer den Takt zu den Chören schlagen. Es sollte mir um Meyerbeers Ruf leid thun, wenn er sich wirklich mit solchen Spielereien abgäbe, unter welchen der Genius der Musik erliegen muß. Schon in Robert le diable ist des Spektakels genug. Das jezige Publikum besizt aber einmal lange nicht die Geduld und Langmuth seiner Vorfahren, welche eine fünfaktige Oper anhören konnten, ohne Zerstreuung und ohne Augenweide. Das Gehör ermüdet jezt leichter, als sonst, und wenn eine Oper nicht viel Bewegung, Schauspiel, außerordentliche Effekte u. dergl. darbietet, so vermag der Zauber der Musik die Zuhörer nicht zu fesseln. Daher ist beinahe das gesammte ältere Repertoire der Oper wie verschollen, und sicher würde der Direktor es jezt nicht wagen, eine Piccinische oder Gluckische Oper aus dem bestaubten Archiv hervorzuziehen. Schon die langgedehnten Arien würden hinreichen, Langeweile zu machen; die heutige Welt will rascher und mannichfaltiger unterhalten werden. Man wird nun sehen, ob die „Bluthochzeit“ im Stande ist, die hochgespannte allgemeine Erwartung zu befriedigen. Man gibt unterdessen häufig die Jüdin, Robert le diable und einige beliebte Ballette, unter andern l'ile des Pirates. Wenn die Oper nichts Neues zu bieten hat, so läßt sie ihre unübertrefflichen Tänzerinnen auftreten, und dann geduldet sich das Publikum gern. Die komische Oper hat mit vielem Erfolge dem Publikum Herolds „Zampa“ wieder vorgeführt, und gibt diese Oper fast alle Tage; man hat nämlich dem Publikum weiß gemacht, es kenne diese Oper kaum, und die gutmüthigen Pariser, welche in der That die Oper schon halb vergessen hatten, eilten hinzu, um sie als etwas Neues zu bewundern, und das war es eben, was die Direktion bezweckte; denn erstlich füllt sie dadurch ihre Kasse, und zweitens gewinnt sie Zeit, etwas Neues vorzubereiten; ohne Neuigkeit kann ein hiesiges Theater doch nicht lange bestehen. Obschon der September eben nicht der fruchtbarste Monat im Jahre für die Theater zu seyn pflegt, so hat er doch in diesem Jahre über fünfzig neue Stücke hervorgebracht. Freilich sind die meisten kleine Vaudevilles in einem oder zwei Aufzügen, die wie Herbstblumen bei Eintritt des rauhen Wetters wieder verschwinden; etwa ein Duzend derselben hält den Winter hindurch aus, und einige blühen vielleicht noch ein wenig länger fort. Es hat sich auch in diesem Monate ein Direktor für das kleine, bankerott gewordene Pantheontheater gefunden, und dieser Mann hat den Muth, sein Heil in diesem Saale mit einer Menge von kleinen Stücken zu versuchen, welche kaum die Aufmerksamkeit der Theaterkritiker in den großen Tageblättern auf sich ziehen. Auch ein Bastilletheater soll ehestens in Gang kommen, wenn es nicht bereits offen ist. Es gibt jezt der kleinen Theater so viele in Paris, daß das Entstehen eines neuen nicht das mindeste Aufsehen macht, und nur die Leute in dem Stadtreviere, worin es liegt, näher angeht.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. November 1835.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.

Goethe.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Wetterbeschwörer.

Harry und sein Führer langten, nachdem sie die Nacht in der Hütte des Spielmanns ausgeruht, am andern Tage in einem Dorfe an, das aus wenigen elenden Hütten bestand, die an dem beschilften Ufer eines Sees lagen. Die aufgehende Sonne warf eben ihre ersten Strahlen auf die Strohdächer. Der Ort hatte etwas Stilles, Friedliches, Geheimnißvolles; Harry konnte sich eines Schauers nicht erwehren, wenn er an den mächtigen Schatz dachte, der hier verlassen in einem Winkel der Welt schlummerte, während er dazu geschaffen war, die Welt zu beherrschen. Diese Träumereien beschäftigten noch seinen Geist, als die Töne eines hellen Morgenliedes ihn schnell zu sich selbst brachten. Eine Fischerin fuhr in ihrem Kahne vorüber; die Lichter des Morgens spielten auf ihrem blonden Haar und glänzten vom schönen Augenpaar wieder, das Wasser nahm mit Vergnügen ihr Bild auf, und schien nur unwillig, da es dasselbe wieder zurückgeben mußte; dafür sogen die Lüfte von den frischen Lippen die süßen Töne, und gaben sie nicht wieder, sondern entführten sie in den nahen Wald, aus dessen Schatten der junge Harry und der sehr ehrwürdige Geiger eben hervortraten. „O Glückskind von einem Freier!“ schrie Jarl; „da muß Dir nun, gerade da Du den ersten Schritt zum Königshafen thust, die schöne Lore entgegen gefahren kommen, und zwar in dem kostbaren Boote sitzend, das einmal Niemand anders, als sie erben wird. Verteufelt richtig gesteuert! sag ich.“ Harry vernahm von diesen Worten nur die letzten, die auf's Boot gingen. Das Mädchen landete und grüßte den Spielmann, unterdessen betrachtete Harry das Boot. „Wetter!“ rief Jarl bei sich, „hab ich's nicht gesagt? der läßt sich keinen faulen Apfel in die Hand drücken, der untersucht und prüft. Ja, untersuche nur, es hat seine Richtigkeit, das Holz derb und tüchtig, neu gefügt, die Farbe frisch und dauerhaft; das beste Boot im Dorfe! — was sag ich — im Königreich!“

Doch das war gerade das, was Harrys Muth niederschlug; in dem neuen, zierlichen Dinge konnte der kostbare Schatz nicht liegen; oder lag er einst darin und war bei der Ausbesserung in fremde Hände gefallen? Armer Harry, wo wären da deine herrlichen Pläne! so hättest du umsonst die weite Reise gemacht! — Er blickte bekümmert auf, da sieht er in die schönen Augen des Mädchens, und er weiß selbst nicht warum, er hofft von Neuem, er fühlt Muth und Entschlossenheit. Nun sucht

er den Pallast zu den drei Kronen, aber er sieht nur ärmliche Fischerhütten. Der alte Giles hat wohl seinen Scherz getrieben, und Bertram hatte Recht, ihn zu verspotten; wo käme hieher ein Pallast? „Das ist das Haus meines Vaters!“ ruft die schöne Lore jezt, und zeigt auf eine der Hütten, die von Bäumen halb versteckt an einer klaren, dunkeln Bucht des Sees liegt; Jarl, der froh ist, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, sezt eilig hinzu: „Du siehst, mein Sohn, die Trümmer, die nahe dabei waldeinwärts liegen? Einst stand hier ein mächtiges Königsschloß, in dem die drei Gegenkönige Erichs zusammen gehaust haben sollen. — O, es war eine böse Zeit, gewiß; dennoch wette ich, die Leute hätten sich nicht untereinander gemordet und beraubt, wenn sie Meister Jarls Geige hätten hören können. Jezt geht es in dem Pallaste zu den drei Kronen friedlich genug zu.“

Schon eine Woche wohnte Harry bei dem Fischer Carlsson, der ihn gastfreundlich aufgenommen, und noch hatte er nicht den Muth gehabt, von Giles Olfried und dem geheimnißvollen Schatze Arndt-Aldersons zu sprechen. Der Fischer hätte ja den Wunderring für sich in Anspruch nehmen können. Er untersuchte heimlich die Boote vor dem Hause, doch unter den dreien, die Carlsons Freude ausmachten, konnte das mit dem doppelten Boden nicht seyn, und ein viertes besaß der Fischer nicht. Auf's Neue war's um Harrys Muth gethan. — Eines Abends ging er mit der schönen Lore in den Wald, aus seinen Gedanken war das unglückliche Boot schon fast verschwunden, er dachte glücklich zu seyn auch ohne den Ring des Wetterbeschwörers, denn er liebte das hübsche Mädchen, das lächelnd an seinem Arme hing und sich ihm zärtlich anschmiegte. „Laß uns umkehren,“ flüsterte sie ihm plötzlich zu; „hier an diesem Platze ist's nicht geheuer. Siehst Du, wie der falbe Mondglanz dort in dem schwarzen Wasser sich spiegelt, hörst Du, wie schaurig es im Schilfgrase seufzt? — dort, das schwarze Holz, das aus dem Sumpfe emporragt, das ist der alte Zaubernachen! In jeder Neujahrsmitternacht wird er flott, unsichtbare Geisterhände steuern ihn, und er macht seine Fahrt um den See, der dann in wilden Wogen schäumt. — Komm, laß uns fort von hier!“ Harry ward aufmerksam: „Wem gehört das alte Boot?“ — „Der Großvater hat es in seiner Jugend gebaut; der Großvater hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht, sagen die Leute, und der Teufel — aber sieh, sieh — wie der alte Kahn schwankt! es ragt was darin, es zittert ein weißes Licht!“ Sie riß sich los und floh wie ein gescheuchtes Reh dem Ausgange des Waldes zu. Der Jüngling blieb stehen und sah ihr nach, dann richtete er seinen Blick auf das Boot, und auch ihn befiel ein Grausen. Er wagte es nicht einmal, näher zu gehen, nur von Ferne sah er den morschen Kiel ragen, hörte, wie die Wellen an die lecken Seiten schlugen, und gleich menschlichen Stimmen im Schilf es flüstern. — Als er heimging, wiederholte er sich Lorens Worte: „Mein Großvater hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht! — Dieser Teufel war Arndt-Alderson, o gewiß! sein Ring liegt in dem unheimlichen Nachen. Wer hätte es wohl gewagt, ihn von dort zu rauben? der Schatz ist noch da; aber, Harry, bedarfst du denn seiner? — Bedenk es wohl, ein Bund mit dem Teufel! — Mache lieber einen Bund mit einem Engel, mit dem kleinen Fischermädchen, das dir herzlich gut ist; laß dir ihren Ring an den Finger stecken, er wird dich zwar nicht vor allen Stürmen der Lebensreise bewahren, doch er sichert dir einst einen ruhigen Hafen, eine friedliche Sterbestunde, eine ehrliche Grabstätte. — Es ist so entsetzlich das ehrlose Grab auf der öden Insel, das Grab mit dem Steinhaufen und dem zerbrochenen Anker! — Ja, du willst die kleine Lore heirathen, und Meister Jarl soll für dich um sie werben.“

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Von der Pracht der Gegend laß mich schweigen. Ich wäre sie mir einzeln zu vergegenwärtigen nicht mehr im Stande. Ich weiß nur, der Rhein blieb uns stets zur Seite; wild angeschwellt, brauste er durch lachende Wiesen und reinliche Dörfer, zu beiden Seiten an den Ufern stiegen die Berge, durch welche der Weg bequem sich hinschlingt, immer riesiger empor, bald starr und kahl, bald von Fichten, Tannen, Laubholz oder Lerchenbäumen ernster oder lustiger überwachsen. Der Sonnenuntergang war unvergleichlich; immer farblos schattiger wurden die Thäler, die Klüfte immer schwärzer, nur der Rhein leuchtete hin und wieder mit weißen Wellenblitzen aus der Tiefe empor, indessen plötzlich die ersten Schneespitzen, dann ganze Schneeberge, kalt und doch rosenroth glühend und funkelnd, in den dunkelblauen Abendhimmel hineinragten. Als wir in Tusis anlangten, war ringsum Berg und Thal schon in Nacht versunken, und zum erstenmal überraschte mich das seither unbekannte Gefühl tiefster Einsamkeit. Aber auch in diesem wenig besuchten Ort sollte es an Bekannten nicht fehlen. Diesmal war es ein Professor aus Leyden, ein blondsanfter, stiller Mann mit blauen Augen und zuvorkommender, rückhaltender holländischer Höflichkeit: der beste Ersatz für die angedrohte Gesellschaft in Chur. Doch brachte der so unverhofft wiedergefundene Freund,

indem er sich sogleich als Leidensgefährte ankündigte, schlimme Nachrichten: schon seit gestern sey er hier und habe so eben die Umgegend von Neuem rekognoscirt; an Fahren sey von hier aus nicht mehr zu denken, die Gewitterregen hätten die Straße zerrissen, die Chaussee der via mala sey nicht zu passiren, und den neuen Fußweg, an welchem die Dorfbewohner noch die ganze Nacht über arbeiten mußten, schilderte er so lebensgefährlich für Jeden, der irgend an Schwindel leide, daß ich mich, der ich wohl wußte, wie leicht mich dieses Uebel übermannte, schon unten in der Tiefe sah; denn eine Viertelstunde lang sollte man auf allen Vieren dicht an dem schroffabschießenden Abgrunde fortkriechen müssen; doch schien er entschlossen, sich am nächsten Morgen dem Wagniß nicht zu entziehen, und da die übrigen Gefährten sich ihm muthig zuzugesellen versprachen, mußte ich mich schon zu der gleichen Wanderschaft bereitwillig finden lassen.

*

Wohlgerüstet standen wir am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang zu fünf Mann vor der Thür des Wirthshauses, und zogen, als die sieben begleitenden Führer sich die Koffer, Reisesäcke und Mäntel sorglich zusammengeschnürt und aufgepackt hatten, mit frischen Kräften auf Abenteuer in die morgenkalten Bergschluchten hinein. Denn gleich von Tusis aus wendet sich die bequem auf und ab steigende Chaussee in das Felsenthal hinein. Der nächste Rückblick auf Tusis und die übereinander gethürmten Bergreihen war beim Sonnenaufgang höchst erquickend. Bei dieser Morgenruhe der heiter erwachenden Natur verschwand jede Vorstellung von Sturm, Verwüstung und Gefahr. So ging es denn auch zwei Stunden lang ganz behaglich vorwärts, schon aber schlossen sich die Felsenberge näher aneinander, und plötzlich verengten sie sich zu solch schmaler Kluft, daß der tobende Rhein unten in der immer jäher absteigenden Tiefe der höchsten Gewalt bedurfte, um sich Bahn zu brechen. Links waren die Felsen von oben bis unten wie in der Mitte glatt durchgeschnitten, rechts lagerten sie sich in etwas wenigstens bequemer hin. Dennoch war es eine Lust, in diesen Engen, bei schon durchwärmterer Morgenluft der nahenden Gefahr rastlos entgegen zu wandern. Nach einer Stunde wurde das Thal breiter, dann aber, als wir die eigentliche via mala betraten, verengte es sich in doppeltem Maße. Wahre Höllenschlünde gähnten in der Tiefe, und der Rhein brauste und bäumte sich zornig und zischte empor und schlug mit zerschäumend wilden Wasserfäusten die harten, wiedertönenden Felsen, daß die Noth des geängstigten Jugendstroms auch mich fast beengte. Zwei Brücken führten uns thurmhoch auf den schmalen, fast zitternden Ufern herüber und hinüber; plötzlich hatte die Straße ein Ende. Dreihundert Schuh lang war sie in die Tiefe hinabgeschleudert, ohne daß sich sagen ließ, wo sie gewesen und wo sie geblieben seyn konnte. Felsstücke, mit Wasserströmen herniederstrudelnd, hatten sie, hieß es, fortgerissen. Jezt sollte unser gefährlicher Spaziergang auf allen Vieren beginnen. Als wir aber die Sache in der Nähe besahen, war nicht nur von Gefahr nicht die geringste Spur, sondern der freilich schmale, sonst aber ganz bequeme Steg führte an einem Waldabhange hin, von dem sich in bester Sicherheit die schönsten Blicke auf den in der Tiefe hinblitzenden Rhein wohlgemuth thun ließen. Wir lachten uns wechselsweise aus und glaubten Alles überstanden zu haben. Rings umher aber auf dem ganzen Wege hieher schon war die Zerstörung entsetzlich; haushohe Felsblöcke und die darüber liegenden Brücken, als hätten sie niemals dagestanden, waren plötzlich verschwunden; Gestein, Schlamm, Erdklöße, von den Spitzen der Berge niedergeschwemmt oder herabgewirbelt, lagen umher, oder stürzten, wo der Rhein, durch die Bergwasser zu unglaublicher Höhe angeschwellt, gewüthet hatte, stromabwärts meilenweit fortfluthend, in die breitern Thäler hinab. Statt sich zu mildern, verstärkte sich dies Bild der Verwüstung, und kaum hatten wir uns gefreut, bald den Wagen besteigen zu können, um heute noch jenseits Italien zu begrüßen, als nun erst das Klettern über Abhänge, das Betreten schwankender Brettchen, um die plötzlich entstandenen Waldbäche mit wirklicher Gefahr zu überschreiten, seinen mißlichen Anfang nahm. Nun waren wir den dunkeln Klüften schon entgangen, das Thal öffnete sich, die Chaussee wurde wieder sicher und bequem, und wir glaubten zum zweiten Male, von jezt an auf gerader Straße forteilen zu können, als uns die stattlichen Herrn Vorsteher der Wegkommission entgegentraten, in ihrer Begleitung ein Dachdeckerchen mit hellgrünem Frack und furchtsamen Beinen. Diese drei Herrn versicherten, nach Splügen vorzudringen, sey uns zwar nicht zu verbieten, doch offiziell in keiner Weise räthlich; sie kämen von dorther, und hätten den Weg so lebensgefährlich gefunden, daß es selbst gegenwärtigem Dachdecker, seiner Profession ungeachtet, nicht sey möglich geworden, an gewissen Stellen sich des Schwindels zu enthalten. Gegen diese Argumente war nichts einzuwenden, und wir beschlossen, in Andeer zu bleiben; denn auf dem Wege dorthin sahen wir in der That ein fortlaufendes Gemälde der unglaublichsten Wuth der Natur. Das als so freundlich berühmte Thal hatte sein ganzes Antlitz verwandelt, Häuser waren fortgeschwemmt, die Mühlen zertrümmert, der Strom tobte, zerrissen durch Geröll und zersplitterte Balken, und Lehm und Moder machten den Anblick noch wüster.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Fortsetzung.)

Peschier über deutsche Literatur.

Durch jene akademischen Verbesserungen wird hoffentlich auch ein mehr literarischer Geist nach Genf kommen, wozu Einheimische und Fremde, Sismondi, Rizo, Müller, Rossi, Peschier und Thourel, seit zehn Jahren Bedeutendes vorbereitet haben. Sehr dankenswerth ist auch in dieser Beziehung das französische Werk über die Geschichte der deutschen Literatur, welches A. Peschier angekündigt hat, von dessen Vorlesungen über deutsche Literatur wir voriges Jahr ehrend in diesen Blättern gesprochen haben. Jezt läßt er diese Vorlesungen in zwei Bänden abdrucken. Recht günstig stimmt dafür der Prospektus des Buchs, und wir wünschen dem Unternehmen auch in Deutschland verdiente Aufnahme. Es heißt in der Ankündigung unter andern:

„Es war einmal eine Zeit, wo Deutschlands Schöngeister an die Triumphkarosse berühmter Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts gespannt waren. Damals war es Mode, die Deutschen für den Prototyp des Kretinismus, für Wunder der Dummheit, Linkheit und Ungeschlachtheit zu halten, für Mittelgeschöpfe zwischen Menschen und Thieren. Zweifelte doch selbst der geistreiche Swift daran, ob sie eine Seele hätten, und der große Friedrich verglich sie mit den Wilden Kanada's. Diese dumme Verblendung dauerte lange. Das ganze französirende Modeeuropa stellte Deutschland hinter sämmtliche civilisirte Nationen, und alle großen Herrn der französischen Literatur, diese Aristokraten des Gedankens, fanden fortan ein Vergnügen dabei, die geistesarmen Deutschen mit stolzer Vornehmheit zu behandeln; sie hätten ihnen allenfalls einen oder den andern Gedanken als Almosen zugeworfen, wie Günstlinge des Glücks den Armen die Brosamen überlassen, die von ihrem Tische fallen. Aber la raison finit toujours par avoir raison, sagt Voltaire. Es begann, freilich sehr spät, eine Reaktion bei den Leuten, die lange voll enger Vorurtheile, nationaler Irrthümer und vorgefaßter Meinungen steckten. Jezt hält man seinen Haß nicht mehr für ein Verdienst und die Verachtung Anderer für Patriotismus. Man würde sich doch jezt in Frankreich schämen, wenn Einer den Baronen des Mittelalters gleichen wollte, die von ihrem Schloßthurm aus die Grenzen der bewohnbaren Welt zu sehen glaubten. Man gewöhnt sich nach und nach daran, das Schöne in Literatur und Kunst zu schäzen, wo man es auch finde. Vieles hat dazu gewirkt: zuerst die beharrlichen Bemühungen der Frau von Staël, um Franzosen und Deutsche einander zu nähern, jene, die lange gewöhnt waren, im Reich des Gedankens zu herrschen, diese, denen Voltaire's Wize und Napoleons eiserne Hand unerträglich geworden waren. Hierauf kamen Benjamin Constants Bemerkungen über Goethe's und Schillers Theater, einige mehr und weniger gelungene Uebersezungen Jean Pauls, Hoffmanns, Tiecks, Bürgers, ferner biographische Notizen, Abrisse und Resumé's; durch Alles dies wurde der Geschmack der Franzosen an der deutschen Literatur bei ihnen einheimisch, es ward der mächtige Durchbruch durch die eherne Mauer gebildet, die so lange scheidend zwischen beiden Ländern gestanden hatte. Aber des Menschen Geist ist einmal von Natur faul und ruht gern auf dem Erworbenen aus, lebt gern von Erinnerung und Bewunderung. Wie viel Leute leben nicht in Frankreich, die in der Kenntniß deutscher Geistesbestrebungen sehr zurück sind! Wie Viele haben nach Durchlesung der Allemagne von Frau von Staël der deutschen Literatur Valet gesagt, und meinen, seitdem sey darin Stillstand und Brache eingetreten. Diesen Leuten und Allen, die den Reichthum des literarischen Bodens in Deutschland kennen lernen wollen, muß endlich ein vollständiges Gemälde von den Reichthümern dieser lang ungekannten oder vielmehr unwürdig verkannten Nation geboten werden; denn dieses Volk wuchs schnell und mit Macht so heran, daß es in weniger als achtzig Jahren genug große Männer und genug Meisterstücke hervorgebracht hat, um den ältesten Literaturen Europa's gleichgestellt werden zu können."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Ambulatorische Konzerte.

Der Stifter der Abendkonzerte, Masson de Puitsneuf, hat doch nun endlich aufhören müssen, den Laffitteschen Saal jeden Abend mit Harmonien zu füllen, und sein Nebenbuhler Musard befindet sich im alleinigen Besize der Vogue, welche hier Alles ist. Freilich hat seine Anstalt etwas Eigenthümliches, welches das Publikum herbeizieht. Erstlich liegt der Saal in einem sehr bevölkerten Stadtviertel, der St. Honoréstraße, und ist außerordentlich geräumig, wovon man sich einen Begriff machen kann, wenn man weiß, daß die Deke des Saals auf vielen Säulen ruht. Um diese Säulen ist ein breiter Gang frei gelassen, so daß man rund herum spazieren kann. Die Size sind an den Wänden und zwischen den Säulen angebracht, und umherspazierend haben die Damen den Vortheil, zu sehen und gesehen zu werden. Das Publikum in diesem Konzertsaale ist daher nicht sowohl ein sizendes, als ein gehendes und wandelndes, und es herrscht eine Ungezwungenheit, die man in einem Schauspiel- oder Konzertsaale sonst nicht antrifft. Man hört einem Musikstüke zu, geht umher, trifft Bekannte an, spricht mit ihnen, sezt sich nieder, wo man sich zufällig befindet, und hat man Geschäfte wegen mit Jemand zu sprechen, so sezt man sich in eine Eke und schwazt auch während der Aufführung der Musikstüke. Für Manche ist das Musardsche Konzert nur eine Gelegenheit, Abends sich mit Bekannten zu unterhalten und einige Stunden nach dem Mittags-, oder wenn man will, Abendessen angenehm zuzubringen. Freilich wird die Musik dadurch herabgewürdigt und kann nur unvollkommen genossen werden. Es scheint auch, Musard hat das Plaudern in den Eken seines Saals vorhergesehen, denn sein Orchester ist so stark und der Blaseinstrumente sind so viele, daß ihr Schall alle Privatunterredungen übertönt und lärmend wird, wie in einigen neuern Opern. Solch eine Anstalt war gleichsam ein Bedürfniß für die Pariser; wie gerne geben sie die Kleinigkeit eines Franks aus, um Abends, wenn es schon zum Schauspiel zu spät ist, Personen ihrer Bekanntschaft zu sehen, mit ihnen sich angenehm zu unterhalten und dabei von fünfzig Musikanten akkompagnirt zu werden! Die Promenade im Saale wird auch auf dem Anschlagzettel mit zu den versprochenen Vergnügungen gerechnet. Singmusik darf deßwegen nicht aufgeführt werden, weil die Oper eine Art von Monopol der Chöre hat, daher, sobald eine Anstalt Opernchöre aufführen will, die große Oper sogleich ihr Vorrecht geltend macht. Schon das Aufführen von Ouvertüren war ihr zu viel, und sie hat versucht, auch dieses zu hindern; es ist ihr aber nicht gelungen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. November 1835.

Noch tosen die Fluthen,
Noch brausen die Stürme. —
Doch herrscht noch die Hoffnung
Gewaltig am Steuer,
Und rascher nach Süden
Beginnt schon der Lauf.

Matthisson.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Von unserem vorsichtigen Entschluß wollte der vorausgeeilte K. nichts wissen; selbst zu sehen, sey das einzige Mittel, ein Mensch sey schon den Weg von Chiavenna her passirt; wo Einer durchkäme, würden wir uns auch schon durchwinden, wer nicht wage, könne nicht gewinnen, die Furcht allein sey die Mutter der Gefahr, mit Geduld u. s. f. Ich neigte mich nur allzubald zu seiner Meinung hinüber; das faule, schlendernde Badevolk mit seiner Toilettenprätension und sorglosen Behaglichkeit mitten in dem Aufruhr der Natur, wurde mir in Andeer doppelt widerlich. Nur Freund B., den bei seiner namhaften Korpulenz das ungewohnte Bergsteigen angestrengt hatte, war nach einem großartigen Frühstück in der Mittagshitze nicht von der Stelle zu bringen. Er faßte Posto, griff nach den Zeitungen, und wies es ernstlich von der Hand, sich heute noch länger das Leben beschwerlich zu machen. Uns aber lockte der heitere Himmel, der Sonnenglanz, die frische Bergluft, die innere Aufregung, der Reiz der Gefahr; wir gingen, wie sehr er auch schelten und poltern mochte, und wir griffen, da nichts anderes half, nach dem schon gestern benuzten Zwangsmittel: er folgte, als ihm ein baumlanger Kerl als Extraführer für seine eigene Personalbequemlichkeit und Hülfe in Fällen der Noth gefunden war. — Von der Schönheit des Wegs erzähle ich nichts; die Reize der Wildheit steigerten sich mit jedem Schritt; ein meilenlanger Wasserfall, stürzte der Rhein sich immer neben uns in der Tiefe hin; die Rückblicke auf die Berge, der Wechsel der Windungen, durch welche wir uns hinschlangen, das Spiel des Lichts durch die dunkeln Tannen auf dem wunderfrischen Rasengrün des Waldes, Alles wurde schöner und schöner, und jeder neue Blick war der schönste. Dabei fehlte es, wie wir es nur irgend wünschen konnten, an der nöthigen Gefahr in keiner Weise. Ein dreißig Fuß hoher Felsenabsturz mußte an einer schlüpfrig schwanken Leiter herabgeglitten werden, und dann auf noch schlüpfrigern Felsenriffen und Platten hatten wir weiter zu schreiten, indessen dicht daneben der Rhein sinnverwirrend mit einer Wuth und Gewalt hinschoß, daß jeder Fehltritt dem unrettbarsten Tode überantwortet hätte. Ein fester Tritt und einige Balance brachten uns glücklich hinüber. Nach diesem Siege, vor welchem der Dachdecker ausdrücklich gewarnt hatte, schreckte es uns kaum mehr, wenn wir auf einem schwachen Brett oder unbehauenen, nassen Baumstamm über die Bäche, die von allen Seiten in den Rhein brausten,

wegeilen mußten; jedes bestandene Wagniß versperrte den Rückweg und trieb neuen Fährlichkeiten entgegen, so daß sich Fuß und Auge nach und nach befestigten und das sonst Gefährliche gefahrlos mochten. In einer Köhlerhütte erquickten wir uns, und als die Sonne sank, langten wir endlich beim Dorfe Splügen an.

Den 4ten Sept.

Von den Fenstern des Wirthshauses aus waren die Verwüstungen ganz in der Nähe zu überschauen. Doppelt genossen wir deßhalb der vollständigsten Bequemlichkeit, die uns für die Mühen des Tags entschädigen sollte. Bald nach uns kamen Engländer an, die unerfreulichsten Reisegefährten, abgeschmackt und obendrein langweilig. So gingen wir denn so früh als möglich zur Ruhe, um am folgenden Tage vor Sonnenaufgang wieder frisch auf den Beinen zu seyn. Wirklich graute der Morgen erst, als wir schon mit denselben Führern, nachdem wir uns von dem Holländer getrennt hatten, der über den Bernardin seine einsame Reise fortsetzen wollte, aus dem Hause traten, um über den Splügen nach Italien hinunter zu wallfahrten. Die nächsten Stunden waren höchst beschwerlich. Gleich die ersten Schritte gingen über ein schaukelndes Brett, unter welchem in geringem Zwischenraum der breite Rhein mit einer Eile und Macht hinfluthete, als wolle er noch Dörfer und Felsen mit sich fortwühlen. Dann zur Erholung ging der ungebahnte Weg eine halbe Stunde lang durch thaunassen Klee steil aufwärts, so daß ich schon nach den ersten hundert Schritten innen und außen in Wasser lief und eine starke Erkältung vorahnend in allen Gliedern fühlte. Die Chaussee war zerstört, und wir mußten hoch aufwärts über die Alpenwiesen klettern. Drei Stunden lang ging es immer steiler und steiler; K. und ich voraus, dann folgte der schon ermüdete, blaß gewordene Kleine, den wir gegen Italien hin in's Italienische übersetzten; weit hinten pustete, schwitzte, klagte und stolperte Freund B., und blieb bei diesen dauernden Mühseligkeiten bejammerungswerth. Zwei Sennhütten brachten uns zur Erquickung in der Morgenkühle kalte Milch und zum Sitze nasse Steine. Endlich waren wir Ersten auf der Spitze des Splügen und blickten rückwärts auf die kahlen, starren Felsengipfel, vorwärts in das gleich starre, kahle Italien hinein. Es war eine furchtbare Einsamkeit. Aber die Bäche rieselten schon nach der andern Seite munter hernieder, und dem scharfen Südwinde entgegen, folgten wir ihnen lustig, schnell und schneller bergabwärts. Bei der Douane erholten wir uns an Eiern, erwärmten uns an Wein und wurden bester Dinge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Beschluß.)

Der Wetterbeschwörer.

„Hab ich's nicht gesagt?“ ruft der kleine, bucklichte, einäugige Geiger, als am nächsten Sonntage der Jüngling seinen Wunsch ihm vorträgt; „Schlaukopf, wie er sicher geht! Einen Monat hat er sich Zeit genommen, um die drei köstlichen Böte und das Grundstück zu prüfen! — Nun, an mir soll es nicht fehlen. Ich brauche nicht zu fragen, was Ihr dagegen bietet; denn wer die reiche Fischertochter heimführen will, muß etwas mehr haben, als ein zerrissenes Wams und einen alten Wanderstab. Versteht Ihr? mich geht's nichts an, ich stimme meine Geige zum Hochzeittanze, tanzet Ihr nachher nicht, so ist's nicht meine Schuld.“ — Auf dem Wege zu dem Fischer murmelt er: „Pfui um den lockern Burschen! ich sehe schon Peter Carlsons spitziges Haupt sich bedenklich schütteln. Was sind das für faule Fische, Freund Jarl, mit denen Ihr da handelt? meint Ihr, ich werde meine Dirne dem hergelaufenen fremden Bettler geben? wenn Ihr es noch wäret, Jarl, der Ihr eine treffliche, gutgestimmte Geige mit in die Wirthschaft bringt!“

Während dieser Betrachtungen des Meisters stand Harry in der Kirche. Es war ihm um's Herz wie einem Geretteten. Er hatte seine Armuth, sein Elend vergessen, er hatte vergessen, wie er sich an der bösen, grausamen Welt rächen, wie er unermeßliche Schätze sammeln und sich zum Herrn des Meeres machen wollte. Nur Lore, die kleine Hütte, der nahe See, dieses sollte sein Eigenthum seyn. Er dankte eben dem Himmel für seine Rettung, als — der Teufel ihn mit seiner Kralle packte. Doch nein, es war nur die mißgestalte Hand des kleinen Dorfminstrels, der ihm die abschlägige Antwort des alten Fischers brachte. „Ihr seyd noch jung, geht, erwerbt Euch Schätze und kommt dann nach zehn Jahren wieder.“ — „Schätze erwerben!“ stöhnte der arme Jüngling, „also nur um diesen Kaufpreis winkt mir Glück, Liebe und Segen? Wohlan, so will ich auch nicht länger feige und zaghaft säumen; — hin zum Walde, zum alten Kahne!“ — Er flog aus der Kirche, die bösen Geister hatten in seinem Herzen ihre Stätte gewählt. Jarl hinkte ihm nach, um ihm Trost einzusprechen, allein er konnte den Forteilenden nicht mehr erreichen.

In der Fischerhütte Carlsons war es stille, die einsame Lampe brannte, draußen warf der Sturm die Zweige an's Fenster, der See rauschte, als hielte der gespenstische Kahn wieder seine Umfahrt. Rings um den See brannten die kleinen Lichtsterne aus den Hütten,

Niemand getraute sich hinaus. Lore stand am Fenster, sie öffnete es, der Wind faßte ihre blonden Locken, er strich an ihre heiße Wange, er lüftete das Tuch an ihrem bebenden Busen. — „Horch! waren das nicht seine Schritte um die Ecke herum? — Wo bleibt er? — Drei Tage sind es, daß ich ihn nicht gesehen, und jezt ist's schon Mitternacht! — Wo bleibt er? — Horch, wieder Schritte — ja, ja, troz des wilden Rauschens des Sees erkenne ich seinen eiligen Gang. Aber Himmel! er geht dem Haus vorüber, er biegt in den Wald ein! — Seine Schritte verhallen — jezt höre ich sie nicht mehr!" Sie sezte sich in der Hütte auf ihren Platz, schloß das Antliz in die Hände und weinte. Der Sturm wüthete, immer heftiger rauschte der See, es war eine grausige Nacht. Endlich hob sich der Mond am Nachthimmel langsam und mit zitterndem Lichte über die schwarzen, wilden Massen; blasse Scheine flatterten über den See und tanzten auf den Wellen.

Harry arbeitet im Walde, er steht halbbekleidet im hohen Schilfe und strebt, so viel seine Kräfte vermögen, den tief eingesunkenen Nachen hervorzuziehen. Umsonst, der schlammige Grund weicht den Schritten, immer tiefer verschwindet der Schatz in den schwarzen Wellen; wie im Hohn rauscht es im Schilfe, wie ein fernes Gelächter tönt es im Walde. Immerhin, den Ring muß er haben! da packt er noch einmal mit nervigen Armen den halbversunkenen Kiel; — siehe, wie das schwarze Gewässer sich kräuselt, es sammelt sich wie ein Nebel, jezt hebt sich ein weißes Haupt aus den Wellen, der Stern der glanzlosen Augen ist auf den Jüngling gerichtet. „Arndt-Alderson!" schreit dieser, und kaum ist der Laut verklungen, so steigt der alte Nachen von selbst aus der Tiefe und schwankt auf dem Wasser. Harry springt hinein, das scharfe Beil blinkt im falben Mondlicht, und dumpf fallen die morschen Bretter zusammen. Es zeigt sich auf dem Grunde ein dunkler Ballen; gierig greift die Hand darnach, doch in dem Augenblick tönt eine Stimme durch die Nacht; es ist der Ruf der armen Lore, die den Geliebten sucht. Harry hört die ängstlich bittenden, schmerzlichen Töne, und er schleudert den nassen Ballen wieder in die Tiefe, daß hoch auf der Gischt herumsprizt. Da spricht hörbar eine Stimme aus dem Schilfe zu ihm: „Ja, kehre nur zurück zu Armuth, Elend, Hohn und Verachtung, feiger Thor! Die Peitsche ist geschwungen, Dich zu empfangen, das Schwert geschliffen, Dein Herz zu durchbohren!" — Von Neuem hält die Hand den Schatz umspannt, mit krampfhafter Gier umspannt, die verfaulten Hüllen fallen ab, und aus der lezten, dem seidnen Tüchelchen windet sich der mächtige Talisman fast eigenmächtig los. Mit einem raschen Druck ist der einfache eiserne Reif am Finger seines neuen Gebieters, und dieser springt aus dem Nachen, umfängt das liebende Mädchen, das vor Furcht und Entsetzen in das Gras niedergesunken ist, und preßt sie an's Herz, indem er mit bewegter Stimme ruft: „Du bist jezt mein! die Schätze, die Dein Vater verlangt, sie sollen bald gefunden seyn! O sieh mich an! ich, ich bin der König der Welt!" — Er steht hoch aufgerichtet am Ufer, seine Blicke glänzen in wahnsinnigem Stolze, die ausgestreckte Rechte scheint dem Sturm und den Wellen zu gebieten; und horch! o horch! welch süßes Blättergesäusel, welch heimlich liebliches Schlummerlied, das dem bösen Kinde, dem Sturm, von den Nymphen des Thales gesungen wird! „Hörst Du die Töne, Lore? Die Welle schweigt, um zu horchen, die alten Stämme des Waldes stehen von Melodie bezwungen, die tausend wilden Arme, mit denen sie dem Sturm entgegenkämpften, sind gebunden, die zerrissenen Wolken oben schwimmen weich in einander, und auf ihr sanftes Lager legt der Mond sein träumerisch Haupt. Ruhe, Ruhe weht durch die ewigen Räume; o, wie ist diese Ruhe so schön! Kann der mächtige Geist, der so Liebliches hervorruft, ein böser seyn? kann er in's Verderben locken? Ach, nein! Ich schwöre es, seine Kräfte will ich nur anwenden, um Gutes zu schaffen!"

Noch einmal säuselte es im nahen Schilfe wie ein leises Hohngelächter, dann lagerte sich die tiefste Stille über Wald und Flur.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Klassische Laune des Publikums.

Das Théâtre français ist ganz erfreut, daß sich das wetterwendische Publikum einmal wieder zu den alten Lust- und Trauerspielen der französischen Bühne wendet, und in Menge herbeikommt, wenn Molière's Lustspiele und Racine's, Corneille's und Voltaire's Trauerspiele von den vorzüglichsten Schauspielern aufgeführt werden. Beinahe hatte man jene alten Stücke für verloren gehalten, und kaum gehofft, der Geschmack des Publikums werde sich ihnen je wieder zuwenden. Diese Stücke waren so oft vor leeren Bänken gespielt worden, daß die Schauspieler sie kaum noch vorzunehmen wagten, wenn nicht etwa das Spiel der Dlle. Mars oder eines ausgezeichneten Schauspielers ihnen neuen Reiz gab. Sie mußten, um die Gunst des Publikums nicht zu verlieren, sich entschließen, auch zu dem so beliebten Romantischen ihre Zuflucht zu nehmen, und Victor Hugo um Beistand bitten, der ihnen auch mit seinem Tyran de Padoue nach seiner Weise geholfen hat. Allein mit dem alten Repertoire steht sich dieses Theater besser, wenn es ihm gelingt, das Publikum wieder für dasselbe zu gewinnen. Solch eine Erscheinung hat nun eben jezt statt, indem das Publikum des vielen, auf den meisten Bühnen dargestellten Gräßlichen und Häßlichen übersatt ist, und sich wieder zu dem ältern Theater wendet, wo es derben Wiz und echt

Komisches, so wie einfach und erhaben Tragisches antriffe. Man würde jedoch irren, wenn man daraus schließen wollte, daß sogenannte Klassische trage endlich den Sieg über das hier sogenannte Romantische davon, wie es einige alte Theaterdichter und Kritiker längst wünschten und weissagten. Ach nein, nur zur Abwechslung wohnt das Publikum der Aufführung älterer Meisterstücke bei, wenn sie gut gegeben werden, und in dieser Jahrszeit, wo es so viele Fremde in Paris gibt, tragen auch diese dazu bei, den Saal des Théâtre français zu füllen. Wahrscheinlich werden aber die Sociétaires dieses Theaters wohl thun, wenn sie nicht abwarten, bis das Publikum des Altklassischen wieder genug hat, sondern sich bei Zeiten nach etwas Neuem umsehen, oder wenigstens einen Schauspieler oder eine Schauspielerin aufsuchen, welche im Stande sind, dem Alten neuen Glanz zu geben. Alexander Dumas beherrscht noch immer mit seinen grausenden Dramen die Bühne des Porte St. Martintheaters. Er ist jezt abwesend, hat aber ankündigen lassen, er habe auf seiner Reise zwei neue Stücke verfertigt, wovon er bereits eines jenem Theater eingeschickt hat. Auf die Umsegelung des mittelländischen Meeres, die bereits in einem Prospektus so bestimmt versprochen war, scheint dieser unstete Dichter verzichtet zu haben; wahrscheinlich hat ihm dieses Mittel, Geld und Ruhm zu gewinnen, allzu unsicher geschienen.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Oktober.

(Beschluß.)

Peschier über Deutschland. Studium des Deutschen.

Schon aus diesen Stellen geht die innige Begeisterung des Verfassers für seinen Gegenstand hervor, und es ist ein glücklicher Umstand, daß sich ein französischer Literator auf diese Art vernehmen läßt, denn ein Deutscher hätte so nicht von seinem eigenen Volke zu Fremden sprechen können, ohne Mißtrauen und Tadel zu erregen. In ähnlicher Stimmung sagt der Verfasser da, wo er von Klopstocks Messias spricht: „aber nur in Deutschland konnte ein Dichter die Harfe der Propheten ergreifen und Töne daraus hervorlocken, die vielleicht jenen hohen Männern selbst nicht unwürdig geschienen hätten, nur in Deutschland konnte der Messias gefeiert werden, der von Menschenhand starb und der Menschen Heil doch mit seinem Blut erkaufte; denn nur in Deutschland, in diesem klassischen Land des Gedankens, strenger und tiefgehender Philosophie, echt historischer Vaterlandsliebe, ist die Religion kein schüchternes Mädchen, die sich nur ängstlich am Tageslicht zeigt, die nur erröthend an Nationalfesten, an Trauer- und Freudenfesten des Vaterlands, an großen und imposanten Feiertagen Theil nimmt; dort lebt sie in allen Herzen, in den Darstellungen des Geschichtschreibers, in den Erinnerungen des Chronisten, in dem Nachdenken des Moralisten, in den Dichtungen des Romanschriftstellers und in den Herzensergießungen des befreundeten und Familienlebens; in Deutschland bezeichnet die Religion mit rührender Feier den Eintritt des Menschen in die Welt, sie begleitet ihn bei allen seinen Handlungen, sie unterstützt ihn und sichert seine Schritte, wenn er schwankt, sie drückt ihm endlich die Augen zu; die Religion schmückt die Kindeswiege mit der Unschuld Reiz, so wie das Grab mit der Unsterblichkeit Hoffnung.“ Man muß selbst ein edler Mensch seyn, um von einem andern Volke so anerkennend zu sprechen. Wir werden später, bei der Erscheinung des Peschierschen Buchs, auf diese Merkwürdigkeit in der Literaturgeschichte zurückkommen. Deutsche Sprache, Wissenschaft, Kunst und Art finden jezt überhaupt mehr Anklang hier, als sonst, nicht etwa, weil man deren Verdienst ahnte, fühlte oder erkennte — sagte doch selbst in der lezten Diskussion des Großraths über die akademischen Umgestaltungen ein sonst leidlich vernünftiger und unterrichteter Professor: Deutschland sey noch dreißig Jahre hinter Frankreich zurück! — sondern weil man bei der Verbindung mit der Schweiz Deutsch braucht. Dies wird auch sorgfältig bei jeder Gelegenheit wiederholt, wo von deutscher Sprache die Rede geht; Manche treiben auch etwas weniges Deutsch, weil es jezt in Paris und London stark Mode ist. Weniger für die Genfer, als für junge Ausländer hat der Dr. Christ. Müller hier seit einigen Jahren eine jezt blühende „deutsche Erziehungsanstalt“ gegründet, wo er nach den Grundsäzen deutscher Art und mit sorgfältiger Vermeidung alles Educations-Charlatanismus sechs junge Leute aufnimmt, um sie durch gründliche Studien für die Akademie, die Universität oder irgend eine andere Laufbahn in gebildeten Verhältnissen, z. B. den höhern Kaufmannsstand, vorzubereiten. Dabei beschränkte er sich immer nur auf diese geringe Zahl, denn in ihr erkennt er die erste Bedingung eines folgerechten, ausgezeichneten und gewissenhaften Unterrichts. Religion und sittliche Strenge liegen dieser Familienerziehung zum Grunde, bei der jedoch sehr auf angenehme Lebens- und Gesellschaftsformen gesehen wird. Er selbst lehrt die meisten Gegenstände deutsch oder französisch, und verwendet viel Aufmerksamkeit auf die Ausarbeitungen der Zöglinge, die sie in diesen beiden Sprachen über jede Lehrstunde machen müssen. Neben den alten Sprachen treiben sie auch Italienisch und Englisch; ihre vorzüglichste Sprachbemühung ist jedoch darauf gerichtet, deutsch und französisch richtig, leicht und selbst schön sprechen und schreiben zu lernen. An die gewöhnlichen Schulwissenschaften reiht sich auch Unterricht in Geschichte der Civilisation, besonders der deutschen und französischen Literatur und Kunst. Diese deutsche Erziehung hat bisher nur ausgezeichnete junge Leute geliefert, und es leben deren schon Mehrere im südlichen Deutschland. — Die deutsche reformirte Kirche hatte schon seit mehrern Jahren eine gute Schule und Bibliothek unter Weizels Leitung. Diesem Beispiel folgt jezt auch die deutsche lutherische Kirche. Beide Lehranstalten sind besonders für die Kinder der vielen hier lebenden deutschen Handwerker, jedoch können auch Andere daran Theil nehmen.

Räthsel.

Nach Catone Lucchese.

Den Strahlenwagen tauchet in die Wellen
Der Sonnengott; in Schauern unter'm dunkeln
Und schweren Mantel wandl' ich, wo er ging;
Die Sterne sind mir liebliche Gesellen,
Und während sie auf meinem Wege funkeln,
Löst sich die Dämm'rung, die mein Schooß umfing,
In Thränen auf; die trinkt das holde Licht,
Ich öffne meinen Schooß, gebäre Tag,
Der jenen schwindet, wenn er diesen scheint.
Ist nun das Dunkel allzu helle nicht,
Daß kaum sich Eines noch besinnen mag?
Ich glaube kaum; die Nacht ist nicht gemeint.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. November 1835.

Licht, vom Himmel flammt es nieder,
Licht, empor zum Himmel flammt es;
Licht, es ist der große Mittler
Zwischen Gott und zwischen Menschen.

Platen.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

1.

Der Feuerdienst.

Die purpurrothe Feuersäule flammt
Zur goldnen Sonn' empor, von der sie stammt,
Und ihre glühend mächt'ge Strömung reißt
Mit sich empor nach oben jeden Geist.

Das Volk steht dicht gedrängt im Kreis umher,
Kein Herz im Busen bleibt von Andacht leer,
Die Flamme streut mit heiligrothem Licht
Verklärung über Aller Angesicht.

Ein Priester fort und fort den Holzstoß nährt;
Er naht den heißen Flammen unversehrt,
Er wühlt mit weißer, unversengter Hand
Vertraut und lächelnd in dem heil'gen Brand.

Den Festgesang beginnt die Knabenschaar,
Ihr Kleid ist weiß und golden ist ihr Haar.
Nur leis begann ihr Lied — des Feuers Lob —
Das bald in vollern Tönen sich erhob:

Süß ist die Pflicht,
Wohlthätern zu zahlen
Des Dankes Tribut;
Aus des Herzens Füllen er bricht,
Wie die Blume, von Strahlen
Geweckt im Lenze,
Aus der warmen Erde, wo sie geruht,
Daß sie lebendig im Lichte glänze.

Heiliges Feuer! dir bringen wir Dank!
War das Leben nicht bleich und krank,
Eh' es in durstigen Zügen dich trank?
Aber du kamst!
Scheutest dich nicht vor den Finsternissen,
Hast die Welt dem Feinde entrissen,
Der tückisch und kalt,
Mit finstrer Gewalt,
Mit Armen von Eis sie umstrickte,
In Schauern der Nacht sie erstickte,
Bis du in die goldenen Arme sie nahmst.

Aus Himmelshöhn, des Tages Leuchte,
Schickst aus du deine ew'gen Flüsse;
Zum klaren Aether ward die Nacht, die feuchte,
Es brennen deine Küsse
Hinunterwärts
Tief in der Erde durst'ges Herz.

Da springt hervor die Blume, bunt von Farben,
Das schwarze Feld krönt sich mit goldnen Garben;
Vom Berge, der sonst Wasser nur ergossen,
Kommt jezt ein geistig heißer Strom geflossen.

Heil, Feuer, dir!
Auf stillem Herde lodern deine Flammen;
Da finden Alle traulich sich zusammen,
Die von dem gleichen Blute stammen:
Da sizt der Greis, der Silberlocken Zier
Vermengt sich mit der Kinder goldnen Haaren,
Und rüst'ge Männer, von der Schlacht Gefahren,
Von kühner Jagden edler Lust
Zurückgekehrt, weglegend Schwert und Lanze,
Sie drücken jezt, im Friedensglanze,
Die treuen Frauen an die Brust.
Du winkest den Entfernten, sich zu ein'gen,
Du mahnest die Befleckten, sich zu rein'gen.

Preis dir, wenn in unsichtbaren Funken
Auf die Krieger am Morgen der Schlacht
Oft du zündend herabgesunken
Und ihre Seelen zu Flammen entfacht!
Wenn du von Furcht des Tods sie befreitest,
Wenn du zu Helden die Knaben weihtest,
Daß sie, von göttlichem Glanze geblendet,
Fröhlich das fröhliche Leben verschwendet!

Und Preis dir, wenn du einen Tropfen
Von deiner süß-geheimsten Glut
Dem freudigen Jüngling gießest in's Blut,
Daß die Pulse mächtiger klopfen,
Daß die Seele, sich dehnend, schwillt,
In der Brust, in der eigenen, fremd,
Wie ein Bergstrom oft überquillt,
Den nicht das alte Ufer mehr hemmt:
Bis ein Gegengift reifet den Schmerzen,
Bis das Brausen des Sturmes schweigt
Und aus der Nacht in dem wogenden Herzen
Glänzend, versöhnend ein Morgenroth steigt;
Wenn die ahnenden Seelen
Erkennend sich wählen,
Ihre Flammen vermählen,
Und jedes die Glut, die es einsam gefühlt,
In den Gluten des andern wunderbar kühlt.
Preis dir, o Feuer!
Dann hebt dir ein neuer
Altar sich, der duftig vom Weihrauch flammt!
Deine Gottheit zu ehren,
Die Gluten zu nähren,
Dem Erlöschen zu wehren,
Ist der Priester, der Glücklichen Amt.

Und Preis deiner Kraft,
Wenn du im Geiste stets reiner glühest,
Wenn du stärker und stärker
Aus dem dumpfen Kerker,
Aus des Dunkels Gefangenschaft
In die heitre Heimath zurück ihn ziehest!
Wenn du die Sehnsucht sich lässest entzünden,
Aufzufliegen vom Laube der Sünden;
Wenn du das Auge klärest dem Hoffen,
Zu durchdringen die Mauern von irdischen Stoffen;
Wenn zum Gastmahl des Lichts du die Blinden ladest,
Die Befleckten in Jungfräulichkeit badest!

Preis dir, o Feuer! wenn das Verlangen
Nach dir, das Irdische himmlisch verzehrt,
Und erlöst der Geist, der so lang gefangen,
Feurig zum ewigen Feuer kehrt!

Der Hymnus schweigt, und laut der Priester spricht:
„Erfüllet jezt des frommen Dankes Pflicht,
Bringt eure Opfergaben glaubig dar,
Sie zu empfangen, flammet der Altar.“

Da eifert ungeduldig jede Hand,
Zu weihn der Gottheit frommer Andacht Pfand;
Und Thiere, Früchte, Weihrauch, Gold — zu theuer
Ist nichts — geopfert wird's dem heil'gen Feuer.

Und Blumen von noch nie gesehner Pracht
Hat eine holde Jungfrau mitgebracht;
Dem Regenbogen gleicht der bunte Kranz,
Rubinen und Smaragd besiegt ihr Glanz.

Dem Priester sie das Blumenopfer reicht,
Sie, die der zartsten Blume selber gleicht;
Sie zittert wie im Wind ein schwankes Blatt,
Bis er die Gabe angenommen hat.

Die Flamm' empfängt den frischen, duft'gen Strauß
Und saugt den Saft der grünen Blätter aus;
Zu grauer Asche brennt die Farbenglut,
Der Lilie Milch, der Rose süßes Blut.

Verschwunden ist die Blumengarb' im Nu;
Die Geberin schaut der Zerstörung zu.
Die Wangen glühen, doch der Mund bleibt stumm;
Sie geht und weint, und weiß noch nicht warum.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Nun ging es eilig nach Italien hinein; bis zum nächsten Dorfe, Planazzo, Anfangs ganz gut: die Gegend ward milder, die Morgenluft wärmer, der Weg immer wegsamer, die Aussichten immer schöner; doch als sich, wie gestern, auch hier das Thal zu verengern anfing, und jezt, wie drüben der Rhein, hier die Lira durch Felsenklippen hintoste, begann der grauenvollste Anblick: die ältesten Bäume lagen entwurzelt am Boden, rings brausten Wasserfälle, denn jeder Bach stäubte als Wassersturz von den Gipfeln in die Tiefe, und das Felsenfeste selber war losgerissen, hernieder geströmt, zerbröckelt; das ganze Thal entlang sah man nichts als einen Strom von Geröll, das der Wasserschwall mit sich fortgeschwemmt hatte, der sich nun zornig dazwischen fortschob, und es, wo er gehemmt ward, in geflügelter Hast mit nachdrängender Wuth überflog. Viertelmeilenlang war die Straße fortgerissen, halbe Dörfer waren spurlos verschwunden, und die zerbrochenen Dächer, Balken, Hausgeräth, Kisten und Kasten waren erst eine Stunde später hin und wieder auf einsamen Inseln oder an vorspringenden Felsenecken wieder zu finden. Auf diese Verwilderungen niederschauend, mußten wir uns in schwindliger Höhe an den Felsenwänden hinwinden. Es war der belohnendste, aber gefahrvollste Weg. Oft würde der leiseste Fehltritt unfehlbar den Hals gekostet haben. So war z. B. der Fußweg an einer Stelle plötzlich durch einen Gießbach unterbrochen, der sich über hundert Fuß tief in einen Abgrund stürzte. Nur ein paar glattgeschliffene, nasse, ganz schmale Vorsprünge, in der Entfernung von je drei Fuß, leiteten über den Wassersturz; sich anzuhalten, war von keiner Seite möglich, und drüben mußte man sich sogleich niederbücken, und so gekrümmt um die Felsenecke klettern. Wer glücklich hinüber gekommen war, zitterte nun doppelt für das Leben der Andern. Nun aber war die Hauptgefahr auch überstanden, das Thal öffnete sich, und wir sahen schon Campo Dolcino, das erste größere italienische Dorf, wo wir übernachten wollten, vor uns liegen. Ehe wir jedoch hingelangten, weich ein neuer, trostloser Anblick der Zerstörung! —

Den 5ten Sept.

Wie soll ich Dir heute das Ende unserer Fährlichkeiten schildern? Ich möchte und müßte in den lieblichsten Farben mit Licht und Duft malen, und mir ist schlafdumpf und mißbehaglich. Das Beste wird seyn, ich fasse mich so kurz als möglich.

Wir hatten im Posthause eine gute Herberge, geschäftige, wenn auch durch das unerwartete Unglück noch traurig zerstreute Wirthe, herstellendes Abendessen, vortreffliche, reinliche, hochaufgethürmte Betten gefunden. Mit Sonnenuntergang schon legten wir uns zur Ruhe, und waren mit Sonnenaufgang schon auf dem Wege nach Chiavenna, bis wohin die eigenen Füße noch immer das einzige Mittel, vorwärts zu kommen, blieben. Noch einmal begünstigte uns der klarste Himmel und Windstille. Und das war nothwendig, denn die Gefahr für Arm und Beine blieb dieselbe, das gleiche Bild der Verwüstung begleitete uns noch in verstärktem Grade, und kontrastirte nur um so mehr gegen die milde Luft und freundlichere Gegend. Was wir vorgestern auf der via mala erblickt hatten, fanden wir hier noch einmal, nun aber sanfter, welligter, süßer wieder. Schon prangten die Berge ringsum mit echten hellgrünen Kastanien, deren stämmiger und doch schlanker Wuchs und krauses Gezweig bald an Nußbäume, bald an Eichen erinnerte, nur daß ihnen die markige Gedrungenheit der deutschen Eichen mit ihrer ernsten Blätterzierlichkeit fehlte; die Fichten dagegen verschwanden ganz, und die Ferne kleidete sich in einen Duft des Glanzes, der uns zuerst Italien verkündigte. Von Einzelnem wüßte ich nichts mehr zu sagen. Dicht vor Chiavenna war die Aussicht in das weite Thal und die theils vorgeschobenen, theils abschließenden Berge, in jeder Schattirung des hellsten und tiefsten Blaus, von unermeßlicher Schönheit. Welche Farben, welche Formen, welch saftiges, sattes Grün und glühendes Braun! und über das Ganze hin welch goldiges, duftermäßigtes Sonnenlicht! Dabei kos'te die warme Sommerluft schon lockender und weichanschmiegend um uns her, Traubengehänge begrüßten uns, das bunte Ranken und reiche Verschlingen begann, schwarzgrüne Cypressen, mit hellerm Grün leicht umflogen, stiegen ernst und doch im Einklang mit der Sonntagsheiterkeit der Natur empor, und in dem glücklichsten Gefühl, nun „auch einmal nicht wie im Exil“ zu seyn, schritt ich durch die Straßen von Chiavenna. Müde aber waren wir doch geworden, und einem trefflichen warmen Frühstück nach italienischer Art sprachen wir so tüchtig zu, daß uns die große, breite Extrapostchaise, die uns schnell und sicher nach Riva trug, höchst willkommen wurde. Bei Riva endet der Comersee, oder beginnt dort, wie Du willst. Leider mußten wir in brennender Sonnenhitze eine Stunde lang auf Schiffer warten, die uns nach Collico, der nächsten Station, über den See fahren sollten. Ich ging mit dem Gefährten an dem kahlen, niedrigen Gestade auf und ab. Das lichte Farbenspiel, das mich heute entzückt hatte, gab mir eine unwillführliche Sehnsucht nach dem bunten Venedig, und ich improvisirte den Vorschlag, den Weg

nach Wien quer durch Oberitalien zu nehmen. K. bezeigte wenig Lust dazu; das schärfte die meine. Sollte ich etwas auf dieser Reise lernen, so war es nur in Betreff auf Kolorit möglich. Endlich kamen die Schiffer. Die Gondel war bequem, vor der Sonne geschützt, und wir segneten einstimmig, nach so langem Klettern, Springen und Gleiten, Berg auf und ab, das glatte Element, auf dem wir in der behaglichsten Ruhe hinschiffen. Anmuthig jedoch erschien diese Spitze des Sees in keiner Weise. Je weiter wir fuhren, desto steiler, starrer, rauher und grauer stiegen zu beiden Seiten die Felsen wild und düster auf. Das Wasser war durch die Bergströme schlammig und Elbgelb; hätte nicht der blaueste Himmel über uns gelacht, Italien wäre uns nicht in den Sinn gekommen. Als wir aber um die erste Felsenecke bogen, breitete sich schon der bisher enge See aus, blaue Fernen thaten sich auf, Inseln flogen an uns vorüber, und plötzlich, in gerader Linie über die ganze Breite des Seespiegels hin, schied sich die Farbe des Wassers. Das schönste Maigrün blühte uns nun wie Edelsteine klar aus jeder Welle entgegen, und schien sich wunderbar mit dem Blau des Himmels zu verschmelzen; wenigstens stritten wir lange, ob es blau oder grün sey, was uns so milde entgegenfunkelte, und konnten nicht einig werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

A. Dumas. Pigault le Brun.

Dumas kann außer Paris unmöglich etwas Gutes oder Auffallendes schaffen; die Pariser Gesellschaft ist sein Element. Von den Pariser Schönen, den Theaterdirektoren, seinen Freunden und Nebenbuhlern muß er angespornt werden, wenn er etwas leisten soll, was Lärm macht. Ein Meer langsam zu umsegeln, Länder zu beschreiben, Merkwürdigkeiten aufzuzeichnen, ist nicht seine Sache. In dem Feuilleton eines Pariser Journals hat man ihm neulich bei Gelegenheit der Erscheinung vorgeblicher Selbstbekenntnisse vorgeworfen, er mache sich über seine Leser lustig, und habe das Publikum zum Besten. Es scheint aber nicht, daß er sich viel aus solchen Vorwürfen macht. Während nun Alexander Dumas in den Pariser Gesellschaften umherflattert und sich das Leben so angenehm macht, als er nur kann, führt der Dichter Casimir Delavigne auf dem Landgute, wo er mit seiner Familie wohnt, ein sieches Leben, das ihn jedoch nicht vom Dichten abzuhalten vermag. Außer seinem Don Juan d'Autriche, der dieser Tage auf dem Théâtre français gegeben worden ist, hat er auch noch ein neues Lustspiel geschrieben, welches wahrscheinlich ebenfalls künftigen Winter auf dieselbe Bühne gebracht werden wird. Es steht zu befürchten, daß er mit diesen Stücken seine theatralische Laufbahn beschließen wird. — Ein berühmter Romandichter, Pigault le Brun, ist neulich in einem hohen Alter gestorben; auch er hat einige Stücke für das Theater geschrieben, aber bloß Lustspiele, die noch zuweilen gegeben werden. Weit mehr Stücke haben andere Dichter aus seinen Romanen gezogen, mit welchen der Verleger Barba im Palais-royal so gute Geschäfte machte, daß er dem Verfasser einen lebenslänglichen Jahrgehalt aussetzte. Jedoch gerieth der Buchhandel in der Folge in's Stocken, und ich weiß nicht, ob Pigault le Brun seine Pension richtig bezogen hat. Eine andere bekam er von der Regierung als ehemaliger Beamter an der Mauthverwaltung, eine Stelle, die er zur Napoleonschen Zeit erhalten hatte, und die ihm unter der Restauration abgenommen wurde, weil er wider Moralität und Religion in seinen Schriften gesündigt habe. Aber diese Schriften waren längst vor der Restauration erschienen, und es war hart, den Mann in seinem Alter die Vergehen seiner frühern Jahre entgelten zu lassen. Ganz wagte man jedoch nicht, ihn außer Brod zu setzen, und er bekam daher eine Pension. In seinem Mannesalter war er ein witziger Gesellschafter gewesen und in großen Gesellschaften sehr gesucht worden. Seine Tochter hatte er an einen Advokaten, Victor Augier, verheirathet, der sich auch im Schriftstellerfache versucht hat. Unter andern hat er mit seinem Schwiegervater die Beschreibung ihrer Lustreise in's südliche Frankreich herausgegeben. Pigault le Brun hatte in seinem Alter den unglücklichen Gedanken, vom Romane abzugehen und sich in geschichtliche Studien zu werfen, wozu es ihm ganz an Vorkenntnissen fehlte. Seine „Geschichte Frankreichs“ nahm ihm mehrere Jahre Zeit und Mühe weg; schlecht ist sie eben nicht, dazu hatte er zu viel Scharfsinn, aber loben kann man sie doch auch nicht; denn von Quellenstudium hatte der witzige Mann keinen Begriff. Seinen Romangeist scheint Paul de Kock von ihm geerbt zu haben, und dieser ist bei gewissen Lesern und besonders Leserinnen jezt eben so beliebt, als es Pigault le Brun zu seiner Zeit war. Als dramatischer Dichter hat Pigault le Brun Nachfolger genug. Man würde gewiß in Paris nicht verlegen seyn, wenn man an Einem Tage fünfzig Theaterdichter zusammenbringen sollte, und wahrscheinlich beläuft sich ihre Zahl auf Hunderte. Beständig kommen neue Namen zum Vorschein. So hat man von den Gebrüdern Cotgnard, einem Dichterpaare, das bisher unbekannt war, ein beliebtes Stück im Gymnase dramatique, nämlich le pauvre Jacques, eine ziemlich rührende Darstellung der Seelenleiden eines armen Musikus; es entfernt sich von der gewöhnlichen Gattung der Vaudevilles, und heißt daher auch auf dem Anschlagzettel ein Drame à couplets. Zärtliche Damen weinen bei demselben eben so sehr, wie im vorigen Jahre bei dem Vaudeville: Elle est folle. Bouffé, sicher der beste Schauspieler am Gymnase dramatique, gibt den pauvre Jacques vortrefflich; mich wundert, daß nicht schon längst das Théâtre français diesen Schauspieler in Beschlag genommen hat. Da ist ein anderer, Namens Fréderic Lemaitre, der in den Melodramen der Boulevardstheater glänzt, und seit einem Jahre beinahe nur von einem einzigen Stücke lebt, nämlich von Robert Macaire, einer geistreichen Parodie der Melodramen, worin er die Hauptrolle spielt, und welches die Pariser nicht satt werden zu sehen und zu beklatschen. Zuweilen zieht Fréderic Lemaitre mit seinem Robert Macaire in die Provinz, damit auch die Bewohner der Landstädte des Glücks der Pariser theilhaftig werden mögen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. November 1835.

Ich bin die Blum' im Garten
Und muß in Stille warten,
Wann und in welcher Weise
Du trittst in meine Kreise.
Rückert.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

1.

Die Suchenden.

Vergebens ihr die Blumen schmeicheln,
Umsonst sucht ihren Blick ihr Reh;
Sie mag das zarte Thier nicht streicheln,
Deß Fell so glänzend weiß wie Schnee.
Die Locken gibt sie preis dem Sturme,
Der Abends durch den Garten weht;
Ihr Auge blickt empor zum Thurme,
Auf dessen Höh ein Jüngling steht.

Sein Auge sucht nicht sie! nach oben,
Zum sterndurchwirkten Himmelsrund
Ist es mit tiefem Ernst erhoben;
Ein leis Gebet umschwebt den Mund.
Der Priester ist's, geweiht dem Lichte,
Der heut die Flammen angefacht,
Der Morgens heilige Gedichte,
Die Schrift der Sterne liest bei Nacht.

Stark, wie der Leu, den er sich zähmte,
Ist seiner reinen Seele Kraft;
Der ird'schen Wünsche Herrschaft lähmte
Der Andacht Glut, die Wissenschaft.
Nach seiner Gottheit Stimme handelnd,
Hegt keinen eignen Trieb die Brust;
Er ist, im reinen Lichte wandelnd,
Nicht seiner Schönheit sich bewußt.

Der schimmernden Gestirne Bahnen
Verfolgt in stiller Nacht sein Blick;
Aus ihren Spuren darf er ahnen
Das sich bereitende Geschick.
Bis in des Weltalls tiefste Mitte
Strebt seine kühne Seele vor —
Kann er verstehn des Auges Bitte,
Das sehnend blickt nach ihm empor?

In heller Mondnacht schau'n die Beiden
Sehnsüchtig nach verschiednem Ziel;
Die ungestillten Seelen weiden
Sich an der Hoffnung süßem Spiel.
Sie sucht des Jünglings Aug' vergebens —
Er fand noch nicht den höchsten Stern —
Und Beiden bleibt das Ziel des Strebens,
Gehofft, ersehnt, noch immer fern!

3.

Blumen und Sterne.

„Ich mag euch, ihr armen Blumen, nicht pflücken,
Mag mit euch mir nicht Haupt und Busen mehr schmücken;
O mühet euch nicht, so farbig zu scheinen,
Ihr macht mir das Aug', das kaum trocken, nur weinen!

O, was noch nicht blüht, bleib' unter der Erde,
Daß nicht es die Beute der Winde nur werde!
Kommt im nächsten Frühling mit doppeltem Schimmer,
Dann erfreut ihr mich wieder — vielleicht auch nimmer!

Dort oben das goldne und blaue Gewimmel,
Die schimmernden, ewigen Kelche am Himmel,
Die seit Jahrtausenden wandellos blühn,
Die aufgehn am Abend und Morgens verglühn:

Die liebt er, die sucht er mit durstigen Blicken,
An ihnen mag er die Seele erquicken;
Euch, Blumen, verachtet er, weil ihr dem Staube
So nah, und dem Tode so frühe zum Raube.

Mein kindisches Herz kann noch nicht es erlernen,
Sich zu freu'n an den Sternen, den kalten, den fernen;
Man kann sie nicht pflücken, kann ihrer nicht warten,
Schaut von fern nur hinein zum verbotenen Garten.

O könntet ihr seine Gunst euch erwerben!
Wie würdet so süß ihr, so selig sterben,
Von seinen freundlichen Blicken erleuchtet,
Von meinen wonnigen Thränen befeuchtet!

O daß er euch liebte! Ihr seyd ja nicht minder,
Als die ewigen Sterne, des Lichtes Kinder!
Ihr müßtet mit eurem Duft ihn berauschen,
Daß trunken wir Seele um Seele tauschen.

O könnt' ich die Sprache der Sterne begreifen,
Die hoch die krystallene Wölbung durchstreifen;
Könnt' ich in des Himmels unendlichen Räume
Seinem Geiste begegnen in feurigen Träumen!

O welket ihr Blumen, ihr Sterne verschwindet!
Gefallen an keinen mein Herz mehr empfindet;
Was mich tröstet, das werd' ich erfahren und lernen
Nur unter den Blumen, nur über den Sternen!"

4.

Das schwarze Mädchen.

Die Sklavin aus dem Mohrenland
Sah ihrer Herrin Weh;
Sie war, geraubt dem Heimathstrand,
Weit hergeschleppt zur See.

O! auch des wildsten Landes Kinder
Zermalmt des Heimwehs Last nicht minder,
Und quält ihr Stachel nicht gelinder.

Des schwarzen Mädchens Selith pflegt
Mit unerschöpfter Huld,
Zum Mitleid sie ihr Gram bewegt,
Zu himmlischer Geduld;
Sie nahm es aus der Räuber Händen,
Sie strebt sein Herz sich zuzuwenden,
Und drein des Trostes Licht zu senden.

Doch wenig Frucht trug ihr Bemühn,
Es sizt zu tief der Dorn;
Des Mädchens dunkle Augen glühn
Bald auf im Tigerzorn,
Bald kauert sie sich träumrisch nieder,
Ihr Sinn betäubt und schlaff die Glieder;
Sie murmelt ihrer Heimath Lieder.

Ihr scharfes Aug' zum Sternenraum
Oft rasch bei Nacht sie hub;
Manchmal bei einem alten Baum
Mit hast'ger Hand sie grub;
Die glatten, buntgefleckten Schlangen,
Die Andern geben Grau'n und Bangen,
Weiß sie mit leichter Hand zu fangen.

Als Selith glücklich war und froh,
Blieb Nummi kalt und fern;
Seit Seliths Lust und Blüthe floh,
Da naht ihr Nummi gern;
Sie schien die Glückliche zu hassen,
Zur Thränenreichen, Kummerblassen
Kann erst ihr Herz Vertrauen fassen.

Sie folgt ihr an ihr Blumendeet
Mit flügelleichtem Schritt;
Wenn weinend sie im Garten steht,
So weint die Schwarze mit.
Sie sucht hervor, was sie erfreue,
Entsagend ganz der alten Scheue;
Ihr Herz, sonst Gram, ist jezt ganz Treue.

Oft blizt ihr Auge deutungsvoll,
Ihr Mund zum Sprechen zuckt;
Ob reden sie, ob schweigen soll?
Ihr Herz ist schwer bedrückt.
Wird ihr Geheimniß lang sie tragen?
Wird es ihr nicht die Brust zernagen?
Wird sie es auszusprechen wagen?

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Der Wirth zu Chiavenna hatte uns eine schlimme Fahrt prophezeit, und wirklich, je weiter wir vorwärts kamen, desto heftiger blies uns ein scharfer Südwind entgegen, Gewitterwolken zogen sich drohend zusammen, der See ging hoch, unser Boot war klein, und wir waren froh, um drei Uhr in Collico wieder auf festem Grund und Boden zu stehen. — Von hier aus fuhren wir zu Lande, an dem Gestade entlang drei Stunden bis Varenna. Die grüne Wasserpracht des Sees, dessen Windungen stets neue Bergufer mit Ortschaften, Burgen, Kirchen, oft in geschmackloser, stets aber malerischer Architektur, in ununterbrochenem, immer schönerem Wechsel darboten, der wolkenschwere Himmel, das Spiel der Beleuchtung, die Abendsonne, die sanfte, warme Luft, die laute Lustigkeit der Bewohner, ihre bebende Lebendigkeit, dazwischen das Abendgeläute der Glocken, das Alles in der bequemsten Ruhe, gewährte einen Genuß, der mich dreifach würde beledt haben, wäre nicht die Abspannung nach den mannichfachen Anstrengungen am Ende doch doppelt fühlbar geworden. Eine kurze Erholung aber in Varenna stellte mich gründlich wieder her. Unser Gasthaus, früher eine Villa, lag dicht am Ufer, zu welchem ein terrassirter Garten niederführte, und als wir nun in der Dämmerung der Nacht auf dem Balkon standen und über den See auf die umnebelten, mondbeglänzten, blaugrünen Berge, und dicht vor uns im Garten auf die ersten Orangen und gelben Citronen und dunkeln, flüsternden Cypressenspitzen blickten — welche Stunden! Das volle Vorgefühl von der Schönheit Italiens hat mir keiner als Goethe so ganz und klar gegeben, und hieher nie wieder zurückkehren zu können, um Leib und Seele gesund zu baden — ich würde es als die schlimmste Mißgunst des neidischen Glücks ansehen. Wir gingen spät zur Ruhe, an Schlaf aber war für mich zuvörderst nicht zu denken. Dicht neben dem Zimmer, in welchem ich mit K. lag, schwatzten und polterten so eben angelangte Deutsche, und es dauerte nicht lange, so schrie es mit lauter Stimme: „K., erwache!" der Schlafende schreckte auf, richtete sich empor, horchte, doch schwieg er weislich, als er die Stimme erkannte. Das Wiedersehen wollten wir uns auf den Morgen versparen. Als wir erwachten, war die ganze Gegend in Nebel gehüllt, und bald genug regnete es bei der weichsten, wärmsten, lieblichsten Luft. Die so unerwartet gefundenen Freunde kamen vom Wormser Joch her, und wußten nicht genug von den Schreckensscenen zu erzählen, deren Augenzeugen sie gewesen waren, deren Fährlichkeiten sie hatten bestehen müssen. Denn von den Gewittern und Stürmen überrascht, wußten sie Anfangs nicht aus, nicht ein; es war ihnen, weniger rüstig, schlimmer ergangen, als uns. Nach dem Frühstück zogen sie ihres Wegs weiter, während uns, als es zu regnen aufgehört hatte, eine lustige Barke nach Bellaggio übersetzte. Hier, wo die drei Arme des Sees zusammentreffen, liegt auf einer Halbinsel am Hügel hinauf die Villa und der Garten des Sign. Conte Zerbeloni. Ich war matt und verdrießlich, doch dieser Pracht der Natur, dieser seligen Fülle des Daseyns war nicht zu widerstehen. Mit süßer Schmeichelei floß die laue Luft wie ein unsichtbar würziger Blumenhauch um Haupt und Glieder, der blaugrüne See in drei Spitzen lag vor uns, überall blickten am Ufer, auf den Bergen die Villen, Städte und Dörfer aus dem lustigsten Grün heraus und spiegelten sich hellfarbig im See wieder, Orangen, Lorbeer, Oleander, jedes Köstlichste in Blüthen und Duft prangte in üppigster Fülle von allen Seiten, und dem bedeckten Himmel zum Trotz glühte und brannte ein Glanz der Farbe, den ich in der Wirklichkeit noch nie mit Augen geschaut hatte. Bis in's tiefste Herz hinein athmete ich mich mit vollen Zügen gesund und glücklich. Das Wasserfahren in der Mittagsschwüle, das flüchtige Durchlaufen der Villen und Gärten, Besichtigen mittelmäßiger Sammlungen verscheuchte zwar in etwas diese günstigste Stimmung, so daß ich nach einem Mittagessen in Candenabia für das Thorwaldsensche Relief in der Villa Somariva die Ruhe und Muße nicht finden konnte, deren es zu vollem Genusse bedarf, und nur froh war, als uns das Dampfboot aufnahm und nach zwei Uhr vorwärts fuhr. Von jezt an lebten wir in einem ununterbrochenen Naturrausch. Die Ufer wurden immer lieblicher, der See immer grüner, immer blauer, die Wolken theilten, der Himmel klärte sich, die Sonne brachte verdoppeltes Licht und zugleich einen reizendern Hauch und Duft; die Terrassen, phantastischen Thürme und Palläste, die Bogengänge, Weingelände verdrängten sich, um sich stets zu erneuen, die Lage, Gestalt und Farbe der Berge und Felsen wechselten bei den vielfachen Krümmungen des Sees unaufhörlich, nahe genug, um jede Form in klarer Bestimmtheit hervortreten zu lassen, entfernt genug, um mild und duftumflossen zu erscheinen, und so ging es stundenlang fort, bis die Sonne zu sinken begann. Welch eine wunderbare Veränderung von Riva aus! Von rauher Starrheit steiler Klüfte und Gipfel, durch die ernste und sanfte, üppige und reizende Schönheit hindurch, waren allmählich die frühern Riesenberge zu den freundlichsten Hügeln abgeflacht; endlich bogen wir um die lezte Ecke, und nun streckte sich Como an der lieblichsten Bucht breit und reich vor uns hin. Jezt

landeten wir, und geriethen nach der anmuthreichsten Stille in das Getümmel eines italienischen Hafens.

Was nun folgte, möchte ich verschweigen können. Sechzehn Personen, Deutsche, Engländer, Italiener, je acht an den langen Seitenwänden einer maßlosen Diligence eng aneinander gedrückt, saßen wir in gewitterdumpfer Schwüle da, und der eindringlich widrigste Knoblauchgeruch versezte uns den Athem. Fünf Stunden mußten wir in dieser Atmosphäre aushalten; es hatte schon zehn geschlagen, als wir in Mailand einfuhren.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Stuttgart, im Oktober.

Herbstlust. Wein.

In diesen Herbsttagen ist Stuttgart lebendiger, als sonst im ganzen übrigen Jahr, und dies um so mehr, als der reiche Weinsegen ein lautes Commers herbeiführt. Ganze Reihen von Wagen fahren in raschem Laufe mit leeren Fässern in die Thäler des Unterlandes, und kehren in wenigen Tagen schwer befrachtet zurück, um den Wein dem sogenannten Lande „ob der Steig“ zuzuführen. Namentlich wird das Gewächs des Remsthales schon als trüber Most, und so fort unter seiner Abklärung und nach der Gährung als neuer Wein gern getrunken. Diese Gewohnheit hat erst bei Mannes Denken mehr überhand genommen. Das rasche Getränk belebt die Gesellschaft in recht merklichem Grade; das Gespräch wird von jezt an immer lauter, fröhlicher; die Melancholie, welche der Eintritt der kürzern, oft nebeligen, naßkalten Tage herbeizuführen droht, wird durch die flüchtigen Geister des jungen Weines wohlthätig zersezt; der Nordländer labt sich an dem südlichen Gewächs, und entschädigt sich für die verfalbenden Bilder der äußern Natur an den aufsteigenden Gestalten der innern Welt. Der emsige Würtemberger würde sich in einen immer klaren, milden Himmel schwerlich finden. Viele seiner schweren, ernsten Arbeiten gelingen ihm nur im warmen Zimmer, wenn es draußen windet und schneit. Die Systole und Diastole der Jahrszeiten ist ihm zum Bedürfniß geworden. Er lebt gern und viel in Stubengedanken, Stubengefühlen, bringt sie in die Literatur, in die Welt, und bezieht, was er in seinen lieben Büchern findet, wieder auf sie.

Das Weingewächs des Jahres 1835 ist, nicht der Quantität, wohl aber der Qualität nach, ein mittleres, dem von 1828 ähnlich und nicht zu vergleichen mit dem des vorigen Jahres. Wir wollen dem Himmel für dessen Fülle danken. Wenige Gemüther vermögen dies ohne Beimischung einigen Bedauerns zu thun, daß uns die Vorsicht nicht noch, wo es am besten angelegt gewesen wäre, zehn Sonnentage geschenkt, wie wir sie im vorigen Jahr im Uebermaß und auch diesen Sommer entbehrlich gehabt. Warum wollen wir nicht den Blick etwas erheben und uns sagen, daß etwas Naturgesezliches in dem Ergebniß walte? Haben wir nicht durch die excessive Beschaffenheit des vorigen Jahres das gegenwärtige nach dem Gesez der Ausgleichung verschuldet? Ja, auch im laufenden Jahre selbst waltet die austheilende Gerechtigkeit der Natur darin, daß auf einen warmen, dauernden Sommer, der aller Vegetation zu gute kam, diese naßkalte Herbstwitterung folgte. Ein eigenes Leid droht in günstigen Weinjahren den Trinkern und Feinzünglern. Bis zum Ablassen des vergohrnen jungen Weins haben sie allerdings das Gewächs der Rebe in seiner vollen Güte zu genießen; aber ein Mephistopheles grinst schon hier, wenn sie vor Genügen bejahend nippen, über das Glas her. Wie wird es nach dem Ablasse schmecken? Dieser „Ablaß“ ist nämlich, wie jener Tezelsche, an ein christliches Judenthum geknüpft. Vor dem Ablaß bleibt das Gewächs des Weinstocks gewöhnlich rein; denn die Vermischung desselben mit Obstmost, die wohl auch vorkommt, wird von dem Kundigen auf dem Gaumen und an der nächsten Wirkung des Getränks empfunden. Aber nach dem Ablaß, der nach Lichtmeß stattfindet, werden häufig Mischungen mit verschiedenen Sorten und Jahrgängen vorgenommen. Bis hieher hat der Trinker Güte und Fülle des Herbstes in der Qualität, wie im Preise zu genießen; dann aber verschwinden die bessern Sorten, machen sich rar, werden theurer; die lagerfähigen Weine hält der kluge Wirth und Weinhändler zurück, streicht, wie man sagt, seine leichtern, weniger süßen und geistreichen Weine — Zuckerstoff ist Geist — damit, und sucht den Vortheil des gesegneten Jahres vom Konsumenten möglichst auf seine, des Handelsmanns, Seite zu ziehen. — Die umliegenden Berge ertönen nur sparsam den Tag über, aber unaufhörlich in der Dämmerung und eintretenden Nacht von dem Knallen der Gewehre und des vielgestaltigen Feuerwerks. Ein solches Schießen und Prasseln ist wohl im ganzen Lande nur noch in Heilbronn, wo der Herbst auf eine solenne und höchst ergözliche Weise gefeiert zu werden pflegt. Es ist wirklich recht unterhaltend, Abends einen Gang um die Stadt oder auf eine nahe Höhe zu machen, um diese im ganzen Kessel von Stuttgart sich laut verkündende Lust mit Augen und Ohren zu genießen. Die unausgesezt sich folgenden Schüsse wiederholt das Echo, als ein rollendes Getön, von Gebäuden, von Hügeln und aus allen Schluchten. Eine enorme Summe geht jährlich auf solche Art im Rauch auf. Das ist nun freilich die allerunproduktivste Konsumtion, denn die Freude ist das luftigste Kapital und das flüchtigste Interesse; aber der Nachhall der Weinhügel weckt nun einmal diese Lust, und die Dämmerung ist ein hebender Hintergrund; die bacchantische Jovialität will mit dem recht Energischen, mit Knalleffekten endigen. Die Vorwelt, die sich übrigens gut auf die Heiterkeit verstand, entbehrte die Lustfeuerwerkerei. Bacchus und Noah hatten das Pulver nicht erfunden, das dem neuen Zeitalter mit dem größten Ernst und Jammer auch viel Spaß brachte. — „Es geht in den Herbst!“ heißt hier zu Land ein Sprichwort, wenn man um diese Zeit kleine Excesse durchbringen will. Einen „Herbst“ halten, nennt man hier das gesellige Fest, das ein Weinbergsbesitzer am Tage der Lese seinen Freunden und Verwandten gibt. Hier wird denn bei einem splendiden „Herbst“ nichts gespart an Gesottenem, Gebratenem, Gebackenem und Wein. Die Trauben sind Nebensache. Musik fehlt selten, und diese begleitet häufig die bacchische Societät nach Hause, um sie da noch zu einem Tänzchen zu reizen. Die Herbstfreude geht nie ohne einige tragische Intermezzo's vorüber. Die Konstruktion der oft eilig zusammengerafften Gewehre, der Leichtsinn, mit welchem Manche Pulver und Feuerwerk behandeln, haben schon kleineres und größeres Unglück herbeigeführt. Gesicht und Hände sind oft in Gefahr, Kleider entzünden sich durch herumschwirrende Schwärmer und Frösche. Vor einigen Jahren verbrannte ein Fräulein elendiglich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 270.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. November 1835.

— Certains ignorans, compositeurs desdites inscriptions, renversent toute sorte de sens et de raison, au grand scandale de la république des lettres et de la nation française, qui se décrie et se déshonore par lesdits abus envers les étrangers, notamment envers les Allemands, curieux lecteurs et spectateurs desdites inscriptions.

Molière.

Wie man in Paris bekannt macht.

2. Aushängeschilder. Schrift an der Außenseite der Häuser und Läden.

Ich pflege öfters eine Wanderung in den verschiedenen Stadttheilen von Paris anzustellen, wobei ich in der Regel diese oder jene Entdeckung mache; denn man kann in Paris nicht über die Straße gehen, ohne seine Aufmerksamkeit irgend einem Gegenstande zuzuwenden. Ein Theil meiner Beobachtungen war so den Kaufmannsschildern und der Außenseite mancher Häuser und Läden gewidmet; ich will diese den Lesern mittheilen, indem ich nur wünsche, daß ihnen die Darstellung meiner Forschungen dieselbe Unterhaltung gewähren möge, welche ich beim Sammeln meiner Notizen gefunden habe. Wir wollen dabei chronologisch zu Werke gehen, um die Verwirrung zu vermeiden, welche dieser Gegenstand ursprünglich in meinem Kopf hervorgebracht; der Leser und ich werden somit eine leichtere Uebersicht über das Ganze gewinnen.

In frühern Zeiten, wo wenig Leute lesen konnten, mußte jeder Kaufmann nothwendigerweise irgend ein Zeichen vor seinem Laden haben, welches den Käufern seine Waare auf eine sprechende und deutliche Art vor Augen brachte, und dieses ursprüngliche Schild hieß daher auch schlechtweg signum, Zeichen. Später, als die Stadt sich erweiterte und die Verkaufsgegenstände zahlreicher wurden, kamen diese Zeichen in Mißkredit und galten für gemein. Es bildeten sich die Zünfte, von denen die meisten fromme Brüderschaften waren, welche sich Anfangs unter den Schutz irgend eines Heiligen, der Jungfrau Maria, einer Person aus der Dreifaltigkeit oder des Kreuzes Jesu Christi stellten. Frömmigkeit, Aberglaube, mitunter auch Heuchelei gaben die Veranlassung zu den ältesten Kaufmannsschildern; dahin gehören alle die Schilder zum heiligen Petrus, zum heiligen Paulus, zum heiligen Kreuz, oder zur Krippe des Erlösers, zu den drei Königen, zu den Magiern u. s. f., welche wir noch hie und da in den abgelegenen Straßen der Hauptstadt finden; jedoch müssen wir schon darnach suchen; die Jungfrau Maria hat man indessen noch vielfältig beibehalten, und es gibt ihrer noch mehr als zweihundert in Paris. Auf dem Quai des Célestins hat sogar noch ein Marchand de vin seinen Speisesaal und seine Cabinets particuliers unter den Schutz der heiligen, unbefleckten Jungfrau gestellt.

Als die Sitten der Geistlichkeit und andere Ursachen den frommen Glauben der Christenheit erschüttert hatten, spürte man die Folgen davon bald an den öffentlichen

Aushängeschildern; sie fielen aus dem Bereich der Religion in das der Moral oder der Materie, und gewannen sofort unermeßlichen Umfang. Der Fortschritt der bildenden Künste trug auch wesentlich zu dieser Umgestaltung bei, und aus dieser Periode stammen die Lämmer, die Arme und Köpfe von allen Farben, die Tauben, Hirsche, Bären und alles andere wilde und zahme Gethier. Ja selbst der himmlische Vater wurde durch die Vorsehung ersezt; ein bedeutender Fortschritt! — Indem darauf die Sitten verderbter wurden und der Luxus von den Großen auch auf die niedern Stände der Gesellschaft überging, verwandelte sich Alles in Gold und Silber; aus dieser Zeit schreiben sich die Schilder: zum goldenen Arm, zum goldenen Bart, zur goldenen Sonne, zum goldenen Stern u. s. f. In der Rue Saint-Denis liest man noch heutiges Tags über der Ladenthür eines Weißzeugkrämers: zur goldenen Schärpe. Jedoch kamen auch in dieser Hinsicht mancherlei Veränderungen vor, wovon wir die Spuren in Paris leicht auffinden. Man sieht hier zahlreiche Cadrans bleus, Caqs-hardis, Souliers-mignons und andere erbauliche Titel. Bisweilen zeigt sich auch deutlich der neckische Koboldsgeist der Franzosen, und zwar in spaßhaften Zügen. Auf manchen Schildern sehen wir ein Kreuz, welches ein Schwan mit seinem weißen Halse umschlungen hält, und darunter lesen wir au Signe (cygne) de la croix; in der Rue Saint-Martin ist eine Frau ohne Kopf abgebildet, und darunter steht: à la bonne femme. Mehrere in ihrer Art einzige Schilder — wenn man anders hier noch diesen Ausdruck gebrauchen kann — sind auf den hiesigen Friedhöfen. So liest man auf einem Leichenstein des Kirchhofs du Mont Parnasse: Ci git N.N. marchand de bonneterie; sa veuve inconsolable continue son commerce, rue Beaubourg nr. 12. Auf dem Père-Lachaise sieht man ein schönes Denkmal von schwarzem Marmor, worauf Schlachtmesser und Kalbsköpfe ausgehauen sind, und darunter steht zu lesen, dieses Grabmonument habe sich ein Mezgermeister errichten lassen, dessen Adresse weiter unten angegeben sey. Auf dem Grabe eines berühmten hiesigen Restaurateurs treffen wir einen Ofen und eine Kasserole abgebildet, und daneben steht in großen vergoldeten Buchstaben der Name und das Alter dieses Ehrenmannes; sa vie fut consacrée aux arts utiles, schließt die Grabschrift. — Eine andere ergötzliche Anekdote ist folgende: Der Kleidertrödler, welcher unter der Halle die Boutike an sich kaufte, worin Molière das Licht der Welt erblickte, ließ die Büste des großen Schriftstellers über seiner Ladenthür schwarz anstreichen und darunter schreiben: à la tête noire!

Von dem Zeitpunkte an, wo die Pariser Boutiken in sogenannte Magazine umgewandelt wurden, datirt sich eine neue Epoche für die Aushängeschilder. Sicheren Nachrichten zufolge war es ein Modewaarenhändler, ein sogenannter Marchand de nouveautés, welcher zuerst das Wort Magasin für Boutique anzuwenden und aufzubringen wagte. Unter Magazin — einem Worte arabischen Ursprungs, welches so viel als „Schatz" bedeutet — verstand man ehemals ein geräumiges Lokal, wo die Waaren, ehe sie in den Kleinhandel übergingen, aufgestapelt und niedergelegt wurden. Dieser heutzutage allgemein gebrauchte und alltäglich gewordene Ausdruck hatte damals etwas Angenehmes und Wohltönendes, das die Ohren des Kaufmanns kitzelte und zugleich seiner Eigenliebe schmeichelte, indem es die Aufmerksamkeit des Publikums und den Neid seiner Nebenbuhler rege machte. Der Modewaarenhändler, der Fashionable und Dandy des Handelstandes, welcher drei oder vier Klassen des Gymnasiums durchgemacht hatte und täglich mit schönen Damen verkehrte, denen er reiche und prächtige Stoffe verkaufte, mußte es natürlich bald unbillig finden, daß er für nicht mehr als einen einfachen Mercier gelten, oder gar dem Range nach unter seinem Nachbar, dem Epicier en demi-gros, stehen sollte. Er war daher zu Neuerungen sehr geneigt. Seither immer noch dem alten Grundsatz der Boutiquier huldigend, keine beträchtlichen Vorräthe im Laden zu haben, und als Detailverkäufer keine weitläufigen Spekulationen zu unternehmen, hatte er sich einmal daran gewöhnt, den Kaufmann en gros als die direkteste Quelle, aus der er seinen Waarenbedarf ziehen könne, zu betrachten. Diese Art des Handels war auch höchst einfach, aber nach und nach dünkte sie dem Marchand des nouveautés unter seiner Würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 7ten Sept.

So waren wir denn wirklich in Mailand. Unglücklicherweise konnten wir nur wenige Tage bleiben, und mußten unsere Zeit, wollten wir auch nur das Wichtigste sehen, ernstlich zusammennehmen. Die vergangenen Tage aber waren zu reich gewesen, um nicht bei der wachsenden Hitze eine Abspannung zurückzulassen. Die Art der diesjährigen Sommerglut hier zu Lande ist schwer zu beschreiben. Ohne Gewitterschwüle, im Schatten immer noch mild und angenehm, in der Sonne aber trocken, brennend und nervenschlaffend, steigert sie sich

von zwölf bis gegen drei Uhr zur höchsten Glut, dann verringert sie sich, und nach Sonnenuntergang tritt eine volle Erquickung ein.

In der schlimmsten Sonnenhitze nun liefen wir sogleich zum Dom. Ein wunderbar Gebäude, innen und außen; noch bis auf den heutigen Tag wird daran restaurirt und fortgebaut, im Ganzen ohne Störung des Totaleindrucks und ziemlich in einem Guß, die Façade ausgenommen, welche durch viereckige Thüren und Fenster und damit zusammenhängende Verzierungsweise im Sinne des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ein für allemal verunstaltet ist. Doch paßt Goethes Bemerkung von dem „erfinderischen Unsinn der gothischen Baukunst“ auf diesen Dom am wenigsten. Die Andacht des Mittelalters treibt zwar von dem Hauptschiff und doppelten Seitenschiffen aus zu unzähligen Thürmen, Thürmchen und Spitzen empor, reicher und fast noch vollständiger als in vielen deutschen, englischen und französischen Kirchen derselben Zeit, nichts Antikes in Formen und Maßen mischt sich ein, aber das Ganze ist durchaus architektonisch klar, einfach und überschaulich geregelt, symmetrisch im höchsten Grade, und aller Andacht ohnerachtet, streckt sich dies weiße Marmordenkmal mit seinen breiten Massen, Schneespitzen und blitzenden Eiskanten so bequem hin, und steigt so leicht, reinlich und heiter in den südlich blauen, wolkenlosen Himmel hinein, daß selbst die Heiligen, die jede Thurmspitze krönen, sich eines frohen Erdendaseyns zu erfreuen scheinen. Besonders die vordere Façade gibt diesen Eindruck, indem das breite Dachdreieck von der Spitze des Mittelschiffs aus über die zwei Nebenschiffe zu jeder Seite sich in stumpfem Winkel hinsenkt, und, statt spitz und schmal emporzustreben, in ruhiger Behaglichkeit daliegt; anders noch als bei englischen Kirchen, die sich, wenn auch mit ähnlich flachem Dach, doch schwerfälliger und in mehr düsterem als erheiterndem Ernst breit hinlagern. Das Innere ist überraschend und nur aus seiner malerischen Wirkung zu erklären und zu rechtfertigen. Das Hauptschiff ist von einer Breite, wie ich sie in diesem Styl der Architektur noch kaum gefunden habe, dafür aber über doppelt so hoch, als breit. Die dicken Pfeilerbündel heben sich fest und kühn hinauf, nach den Seitenschiffen in einer Höhe ihre Bogen schlagend, wie sie gewöhnlich nur das Hauptschiff selber zu haben pflegt; dann folgt nur ein zwergartig kurzer Mauertheil mit Fenstern, ganz außer der gewohnten Regel und eigentlich ohne alles Verhältniß, und doch stört es nicht, doch befriedigt's. Man muß, was man früher gelernt und sich als allgemein gültig festgestellt hat, vergessen, aber man vergißt es gern und vollständig; hier dichtet eine neue Phantasie mit veränderter Pracht der Erfindung. Pfeiler, Bogen, Wölbungen, Mauern, Alles ist massig, schwer, aber zu der Höhe, in welche es hineinragt, so sicher und leicht emporgetragen, daß sich um die Pfeiler, hoch in den Lüften, noch ein breiter Kranz von Heiligen mit Fußgestellen und Dächerchen umherzieht, ohne merklich zu lasten und zu drücken, und die durchbrochene Wölbung des Hauptschiffs ist so zierlich, so licht und freundlich, daß überall ein gnädiger Himmel tiefblau und heiter scheint hereinblicken zu wollen. Und doch ist die braungelbe Farbe des alten Marmors geheimnißvoll, und rings herrscht Stille und Dämmerung, wie hell auch die Sonne durch die kleinen obersten Fenster scheint. Dies malerische Genre besticht in derselben Weise, in welcher das architektonische Aeußere zufriedenstellt, obschon die Spitze des Hauptthurms, der einer spätern Periode angehört, in's Konditorartige und Zuckrige übergeht. Wer aber nicht vergeben kann, kann nicht genießen, und auf den gegenwärtigen Kunstgenuß kommt es mir in diesen Wochen so sehr an, daß ich vor Jahrszahlen und historisch genauen Studien beinahe Scheu trage. Ich mag nur Eindrücke auf Eindrücke häufen. Solch ein unbefangenes Aufnehmen kommt einem später zur rechten Stunde doch auch zu gute. Leider muß ich nun aber mit dem zufrieden seyn, was der erste flüchtige Eindruck gibt.

Nächst dem Dom lockte mich vornämlich die Bildersammlung in der Brera zu einem schnellen Ueberblick. Ich fand, was ich suchte: viel Bilder aus der mailändischen Schule, wie sie seit Leonardo's Aufenthalt in dieser Stadt ihre eigenthümlich nachbildende Richtung nahm; besonders von Bernardino Luini war eine Anzahl Fresken da. Die energische Entwickelung einer bestimmten Richtung ist in der Malerei die Sache der Mailänder nie gewesen; nur die frühere Ausbildung der Perspektive wird von ihnen gerühmt. Ihr Bestes erreichten sie erst durch fremden Einfluß. Du weißt, wie hoch ich Leonardo verehre. Einen bessern Meister zu seiner Zeit konnten sie kaum finden. Seine vielseitige Kenntniß, sein treuer Fleiß, der tiefe Ernst, schwermüthig trauernd im wundersüßesten Lächeln, die Harmonie in diesem entgegengesetzten Ausdruck, der Eifer, Alles und Jedes zu plastischer Genauigkeit herauszugestalten, und malerisch die leiseren Uebergänge des Lichts und Schattens, obschon seine ganze Malweise etwas Schwerfälliges und Gequältes hat, ineinanderspielen zu lassen, und so viel anderweitige Eigenthümlichkeiten der Meisterschaft da Vinci's merkten sich die Mailänder, sie suchten die Vorzüge ihres Vorbildes in's Weichere und Süßere zu verfreundlichen, blieben aber im Ganzen hinter demselben zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Stuttgart, im Oktober.

(Beschluß.)

Fieber. Strauß.

Eine große Zahl von Familien vermag die allgemeine Herbstlust in diesem Jahre schon vorweg nicht zu durchdringen, ja sie tönt wohl gar wehthuend in ihr Leid hinein. Ein bösartiges Schleim- und Nervenfieber hat seit ein paar Monaten manches theure Glied aus dem Kreise liebender Angehörigen weggerafft. Unter den mittlern und höhern Ständen war es verbreiteter, als unter dem niedern. Obwohl ein Laie in der Medizin, möchte ich mir doch das Eintreten solcher epidemieartigen Krankheiten einigermaßen begreiflich machen. Die Cholera, die unser südwestliches Deutschland auch diesmal wieder verschonen zu wollen scheint – sie ist besonders Branntwein trinkenden, Gemüse und Obst essenden Nationen gefährlich – gab uns schon viel zu denken. Ist die Menschheit nicht vergleichbar dem einzelnen Menschen, der mit den vorrückenden Jahren immer andern Krankheiten unterworfen ist? So jene mit dem Vorrücken der Jahrhunderte. Auch am Baume sezt der Schwamm erst mit einem gewissen Alter an. Die äußern Einflüsse auf unsern Körper kombiniren sich in gewissen Jahren, Jahrszeiten auf eine bedenkliche Weise; das Schädliche potenzirt sich durch jähen Wechsel der Temperatur, durch Mischungsverhältnisse der Luft ꝛc. Auf unserer Seite ist aber die Opportunität zu bedenken. Hier kann eine ähnliche gefährliche Kombination in der Konstitution stattfinden und sich physisch und psychisch zu einem Aeußersten potenziren. Der Körper ist reif, die Natur schlagfertig. Zwei forcirte Einseitigkeiten stehen sich wie Plus- und Minuspol gegenüber. Beide Faktoren begegnen sich wie zwei elektrische Spitzen; der Funke der Krankheit zündet. Vergegenwärtigen wir uns die gefährlichen Erkrankungen und Todesfälle in hiesiger Stadt, so sieht mancher Fall einem Donnerstreich aus blauer Luft gleich; bei näherer Kenntniß der Verhältnisse verliert aber doch der Fatalismus viel von seinem Schrecken, und wir weisen einige Kausalität nach; wie denn der Mensch sich auch beim traurigsten Ereigniß einigermaßen zu fassen, zu trösten weiß, wenn er eine Verbindung von Ursache und Wirkung auffindet. Wir verzweifeln nur über den blinden Unglückswurf des Zufalls, versöhnen uns aber mit der natürlichen Nothwendigkeit. Selbst das glaubigste Christen-Gemüth ergibt sich leichter in den Verlust eines geliebten Angehörigen, wenn der Hingebung in die höhere Schickung der Hausarzt mit der der Sektion entnommenen Nachweisung zu Hülfe kommt, daß die Konstitution und Disposition des Verewigten das Verhängnißvolle schon lange in sich getragen und im Stillen, ihm und den Angehörigen unbewußt, zu der bedauernswürdigen Krise gebracht haben.

Die Anwesenheit des berühmten Strauß aus Wien mit seinem Orchester brachte auch einige Abwechselung in das gewohnte Tägliche. Man muß fast jeder neuen Erscheinung Etwas zugeben; selten ist ein bedeutendes Kunstereigniß von der Art, daß das Publikum sich alsobald und ohne Umstände mit demselben konformiren, es sich mit unbeschränktem Behagen zueignen kann. Den natürlichen Leuten fiel dies bei den Leistungen des beliebten Walzerschöpfers noch leichter, als manchen Höhergebildeten. Hatten jene doch schon zuvor oft nach seiner Pfeife getanzt, und hörten manche bekannten Töne; diese aber mußten die hieher transponirte Pratermusik wieder in Gedanken dahin zurücktransponiren. Der Konzertsaal störte sie ein wenig; als wäre er nicht auch oft ein Tanzsaal! Wie leicht war es, sich das Auditorium vollends in rhythmischer, rotirender Bewegung zu imaginiren? Daß man der wandernden Kunst ihre Reisekosten an der Kasse vergüten mußte, war doch wohl auch in der Ordnung. Seit unsere Mechanik der Fuhrwerke die Zeit abkürzt, fürchtet der Mensch auch den Raum nicht mehr; alle Entfernungen rücken sich näher, und wir werden mit jedem Jahr mehr Künste reisen sehen. Chinesische Musiker in Schwaben sind nichts Undenkbares; sie setzen dann aber voraus, daß es uns ein wenig Chinesisch zu Muthe werden könne, wenn sie mit Succeß spielen sollen. Aehnliches konnte auch Strauß erwarten, nämlich daß wir „wienerisch“ fühlen werden, wenn er uns sein Bestes zum Besten gebe. Das Zusammenspiel, der Vortrag seiner Kapelle war so vollendet, rund, leicht, frisch, und wie man das Lebendige noch benennen mag, daß schon dieser Genuß Alles, also immerhin einen Gulden werth war. Einzelne Soli blickten hindurch, bei denen man, wenn nicht Virtuosen, doch die erfreulichsten Virtuositäten begrüßte. Eine Klappentrompete erinnerte durch Reinheit und Weichheit an die Menschenstimme, während die meisten Instrumente dieser Art falsch klingen und die Töne ineinanderziehen. Viele Musikfreunde erwarteten in den Walzern eine Art Wiegenfest, nämlich die Harpeggiaturen der Ländler, der steyerischen Tänze, oder die kakolyischen Melodien der Wenzel Müllerschen Opern. Strauß ist aber eigenthümlich und repräsentirt nicht eigentlich und streng das österreichisch-nationelle Tanzmusikwesen. Seine Rhythmen sind oft sehr künstlich, seine Harmonie berechnet, und beide würden unter einer andern Leitung und bei weniger vollkommener Ausführung die Tänzer oft vexiren. Die Ausstattung seines großen Potpourri: „ein Strauß von Strauß,“ mit Kastagnetten, Posthorn, Harfe ꝛc., seine beiden Tongemälde: die Schlittenfahrt und der fürstliche Einzug mit Glockengeläute ꝛc. – mögen sie bei manchem kritischen Puristen ein Kopfschütteln erregt haben, sie waren nothwendige Erweckungs-, Unterhaltungs-, Fortleitungsmittel. Nehmt sie hinweg, und Strauß macht kein Glück mehr beim Konzertpublikum. Wer wird das Quodlibetunwesen nicht schelten? Bezeichnet es nicht recht unsere materielle Zeit, die kein ideales Ganzes mehr ertragen will? Aber die Potpourri's unsers Künstlers lassen den Hörer doch der einzelnen Glieder ein wenig froh werden. Er wollte, er mußte Vielerlei geben; man war mit ihm stillschweigend darauf übereingekommen. Eine Gewissensfrage: befördert oder verderbt Strauß den Geschmack? – Er erweitert ihn um Etwas. Wie man von antiken weiblichen Statuen und Titians nackten Schönheiten behauptet, daß sie nicht unerlaubt reizen, eben weil sie durch ihre Kunsthöhe sich an höhere Vermögen, als an die animalische Sinnlichkeit in uns wenden, so möchte ich auch von dieser Musikgattung keine Gefahr für den Geschmack besorgen. Es ist etwas Eigenthümliches, Charakteristisches, Geistiges, ein lebendig Schönes an den Leistungen des Meisters und seiner Kunstgenossen. Daher erscheinen uns die Neugierigen, die nach solchem Genuß ein langweiliges Gesicht machen, in einem komischen Lichte und wir bußfertige Sünder. Wie leicht ist Reue nach der Sättigung! Warum haben sie nicht die Versuchung durch festen Entschluß überwunden? Oft verhüllt die Klage nur den Aerger, daß es nicht noch massiver hergegangen. Die Reinen verdanken dem Tonkünstler einen unschuldig heitern Abend, den Genuß einer wohlberechneten, in sich runden, vollendeten Darstellung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. November 1835.

— Nacht, Wind, Luft, Erd' und Meer
Sind dienstbar dir,
Und ihre Geister harr'n auf dein Begehr.
Byron.
Manfred.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

5.

Die Magie.

„Nicht länger kann ich schweigen: so höre mich!
Ich will aus deinen Nöthen erretten dich!“
Beginnt das schwarze Mädchen, sonst karg an Worten,
Und rasch entquillt die Rede der Lippe Pforten.

„Ihr rühmt Euch hoher Weisheit und seyd doch blind;
Bei uns könnt' euch beschämen ein jedes Kind.
Ihr preiset und verehret des Lichtes Mächte,
Und gehet blöd vorüber am Reich der Nächte.

Ihr lobt den Aar und sprechet der Eule Schmach,
Ihr kriecht nicht in die Klüfte der Schlange nach,
Ihr wisset nicht die Schätze des Schachts zu wittern,
Verstehet nicht der Pflanzen geheimes Zittern.

Ihr schaut nur die Gestalten und nie die Kraft,
Ihr kennet nicht was tödtet, was Leben schafft.
Ihr stopfet zu die Ohren, wenn aus den Tiefen
Des Meeres und der Berge euch Stimmen riefen.

Ihr spaltet streng der Körper, der Geister Reich,
Und jenes ist so dunkel, und dies so bleich!
Ohnmächtig liegen beide — keins soll zum andern
In kräftiger Vermählung hinüber wandern.

Vernimm du das Geheimniß der Zauberei:
Durch sie wird reich das Leben und stark und frei;
Allmächtig fast gebietet der Geist den Stoffen,
Des Stoffes Kräften stehen die Geister offen.

Ein Wort versezt die Berge und ruft der Nacht,
Und eine Locke bindet des Willens Macht.
Oft mag ein Blick die Wildheit des Tigers lähmen,
Ein Stein die wilden Wünsche des Busens zähmen.

Ihr Weiße werft zurücke der Sonne Schein,
Wir Schwarze aber trinken die Strahlen ein;
Ihr bleibet immer Fremde im bunten Leben,
Das sich mit seinen Schätzen an uns ergeben.

Wir horchen und wir lauschen auf jede Spur,
Verstehn der Thiere Sprache, des Steins Figur;
Ihr seht nur hohle Bilder in einem Spiegel,
Ihr löstet nie vom Buche der Nacht das Siegel.

Ich ward entführt der Heimath, ein schwaches Kind,
Der Weisheit tiefste Lehren noch fremd mir sind:
Doch bin ich wohl erfahren im Tränkebrauen,
Auch magst, ein Herz zu binden, du mir vertrauen!

Willst du es mir gestatten — zu deinem Dank
Gewinn ich dir den Jüngling mit einem Trank,
Der einen Liebesstachel in's Herz ihm senket,
Sein Auge von den Sternen in deines lenket!“

So fragt die schwarze Nummi, ihr Auge glüht,
Umsonst es zu verweigern sich Selith müht;
Sie ringt mit schwachen Worten zu widerstreben —
Den Wink hat schon ihr Auge, ihr Herz gegeben.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Auch von dem farbenmuthigeren Gaudenzio Ferrari, bei welchem sich schon die Einwirkung der Raphaelschen Schule sichtbar macht, fand ich ein großes Bild, die Marter der Catharina; von Francesko Francia einen Gruß des Engels, ein früheres Bild, wie es schien, nicht in schon auswendig gelernter, nur immer sich selbst kahl und unlebendig kopirender Manier, noch etwas gezwungen, aber dafür naiver. Reich ferner ist die Galerie an Venetianern, von Carlo Crivelli bis auf Paul Veronese, von dem auch hier wieder Riesenbilder aufgestellt waren. Ein Hieronymus in der Wüste, von Titian, durch braunglühende Felsenlandschaft ausgezeichnet, fesselte mich lange; einen Bartolommeo Montagna würde ich mit Luigi Vivarini verwechselt haben, hätte der Name nicht darunter gestanden; der trefflichste Guido, Paulus und Petrus, versöhnte mit allen je gesehenen schwächeren Bildern desselben Meisters; die Krone aber bildete für mich das Sposalizio von Raphael. Es ist solch ein seliges, inniges Andachtsbild, von so anspruchslos stiller Schönheit, solcher keuschen Bescheidenheit der Kunst, solcher Treue des Gemüths, daß ich fast von Neuem wankend werden möchte, ob dem Meister oder Schüler Raphael der verehrendste Kranz zu winden sey. Die Länge der Gestalten, das gezwungen Freie in der Stellung und Bewegung, das Geahnte und noch nicht keck Erreichte, was bei Andern als Mangel erscheinen müßte, ist hier die liebenswürdigste Tugend einer engelgleichen, kindlichen Malerunschuld. Die lieben Mädchen und Frauen, die Männer, Jünglinge und Greise, alle sind sich verwandt in Gestalt, Ausdruck, Physiognomie, Geberde und Bewegung, und doch jedes individuell verschieden; die Gruppirung ist weniger fast als einfach, und doch könnte und dürfte nicht anders seyn. Soll doch aus allen Gestalten nichts als dieses stille Schauen, diese zarteste Bescheidenheit der Seele, dieses stumme, heimlich = ahnende Verständniß herausblicken. Den süßen, feinen, geschlossenen Lippen, den feinen Nasen, den runden Gesichtern, den in sanfter Schwebung theils zur Seite, theils vor, theils zurückgebeugten Köpfen, den treuen Augen, der ganzen unbefleckten Reinigkeit und sinnenden, tief und tiefer sinnenden Unschuld konnte ich weniger und immer weniger widerstehen. Auch das Kolorit des Bildes ist köstlich; die grünen und braunen Bäume und blauen Berge dahinter entzückend schön, der große Tempel mit dem Ganzen in weit anderer Harmonie, als im Kupferstich, die Gesichter von einer Zartheit des Tons, und doch nicht kränklich, von einer ätherischen Durchsichtigkeit selbst in den alten Köpfen, von einer Milde und Süßigkeit, daß man an Körper und Fleisch kaum denken kann; Geist, Andacht, Seele durchscheint das Ganze, und Alles ist so licht und klar, als wäre auch der leiseste, verhüllende Duft und Nebelschleier von dieser reinen Welt fortgehaucht. Die Glut, der Schmelz, das Spielen und Schwimmen im Golddust des Lichts, die irdische Fülle und Wärme Titians würde in diesem Bilde aus aller Stimmung bringen. Die Anbetung der Hirten, ehemals der Familie Ancajani zugehörig, jezt in Berlin, ist gewiß mehrere Jahre später zu setzen, obschon ich das Sposalizio vorziehe.

Welch einen Gegensatz bildete Abends in der Scala die neue Oper von Ricci, Chiara di Rosenberg! Ich bin kein Verächter Rossinischer Musik, die nach ihren guten Seiten hin immer schmeichelnd erfreuen und ergötzen, stellenweis sogar durch Wahrheit des Effekts ergreifen muß, und selbst in den äußersten Abirrungen im Leeren und Trivialen noch Talent durchblitzen läßt. Ricci aber ist ein so armseliger Nachtreter, und geht die allgemeine neue Heerstraße mit solch lärmender Prätension entlang, er gibt die abgedroschenen musikalischen Phrasen und bedeutungslosen Redensarten mit geringer Veränderung, so ganz ohne Eigenthümlichkeit, Geist und Leben wieder, daß kaum zu begreifen ist, wie er sich selber und wie ihn die Italiener für einen dramatischen Komponisten halten mögen. An dieser Oper würden selbst die größten Sänger und Sängerinnen scheitern, und die gegenwärtigen waren nur zweiten Rangs. Die Prima Donna, schlank und hübsch, mit kräftiger, wohlklingender und geübter Stimme, Signora Manzocchi, that ihr Bestes in der bekannten Manier, doch ohne eigene Leidenschaft und Empfindung eingelernt, glücklicherweise ohne große Coups und berechnete Effekte. Poggi, der Tenorist, eine etwas angestrengte Kopfstimme, passirte; Galli, als Buffo, mit schönem Baß, der Liebling des Publikums, wie es schien, konnte es zu lebendigem Spaß und Humor nicht bringen; Negrini, ein guter Bariton, hatte wenig Ausbildung; die Uebrigen waren unbedeutend oder schlecht, das Orchester dagegen stark besezt, diskret, genau, eingespielt und voll Nüancen. Das Haus rechtfertigte, was Größe und Umfang betrifft, seinen Ruhm; sechs

Reihen Logen, abgetheilt wie die Ställe, gleichmäßig drapirt, eben so hoch als breit, stehen übereinander. Gefüllt nimmt es sich vielleicht grandios aus, halbleer erschien es nur groß und bunt, ohne eigentliche Majestät, Pracht oder Noblesse. Dem ersten Akte folgte das Ballet. Es theilt sich in Pantomime und Tanz; erstere bei den Hauptpersonen leidenschaftlich, aber in Veränderung der Stellungen und Bewegungen so taktmäßig und rhythmisch genau, so plötzlich und scharf accentuirt und meist eckigt, daß mich das Marionettenartige zum Lachen brachte. Ein echter Ausdruck kam wenig zum Vorschein. Mehr noch als die italienische Musik ist das Ballet ganz konventionell geworden. Das Corps de Ballet dagegen griff recht lebendig mit stetem Spiel in die Pantomime ein. Der Tanz war wie der unsrige, nur die Röcke kürzer, und bei der Häßlichkeit der Weiber wirklich skandalhaft. Den zweiten Akt der Oper konnten wir nicht ausdulden, und kamen durch das viele Schlechte und Schiefe mißgestimmt nach Hause.

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Der Modehändler hatte Anfangs nur immer so viel eingekauft, als er von einem Tage zum andern brauchte; bald aber nahm er seinen Bedarf für die ganze Woche auf einmal. Um diesen Vorrath unterzubringen, schaffte er die Meubeln aus dem Hinterstübchen seiner Boutique, welches ihm so lange zur Wohnung gedient hatte, in den Entresol hinauf, und damit war der Anfang zu einem Magazin gemacht; denn von nun an beschloß er, dem Kaufmann en gros seine Kundschaft völlig zu entziehen und seine Waare selbst unmittelbar aus der Fabrik zu beziehen. Wozu hatte er noch lange eine Mittelsperson nöthig, da er sich ja eben so gut in eigener Person an die Fabriken wenden konnte? Von dieser Zeit an galt es für eine der ersten Handelsmaximen und eine der wesentlichsten Bedingungen, welche eigentlich den wahren Kaufmann ausmachen, den Vorrath der zu verkaufenden Waaren aus der ersten Hand zu beziehen. Der Modewaarenhändler miethete sich daher ein Kabriolet, fuhr damit zu den Waarenniederlagen der Fabriken, kaufte ein, was ihm vortheilhafte und gangbare Artikel schienen, zeichnete dieselben mit seinem kaufmännischen Stempel und ließ sie in sein Magazin schaffen. Die Meubeln und Hausgeräthschaften, nebst Hausfrau, Kind und Magd verließen jezt den Entresol und mußten ein oder zwei Stockwerke höher hinaufwandern, und zwischen den beiden Fenstern des Entresols wurde ein großes Schild befestigt, worauf in großen goldenen Buchstaben zu lesen stand: Grands magasins de nouveautés, in welcher Aufschrift alle vorgenommenen Neuerungen kurz und bündig zusammengefaßt waren, daß nämlich der **Krämer** aus seiner **Boutique** ausgezogen und der **Kaufmann** in seinem neuen **Magazin** installirt sey.

Das machte Aufsehen und Epoche unter den Kramläden in Paris. Jedermann nahm entweder für oder wider den kühnen Neuerer Partie. Die Aeltesten unter den Boutiquiers schleuderten zornentbrannt Acht und Bannstrahl gegen die Reformation der Boutique und gegen die Vornehmthuerei; sie verkündeten Schimpf und Schande, schmählichen Untergang und Bankerott dem jungen Geschlecht, welches sich zu der neuen Einrichtung des Ketzers bekennen würde. Die Jüngern dagegen ließen sich durch diese Unheilsprophezeiungen nicht abschrecken, sondern ahmten die neue Sitte nach, und bald war ganz Paris Zeuge eines wunderbaren Wettstreits. Jeder Kaufmann suchte nun auf irgend eine sinnreiche, elegante oder auffallende Weise sich die Gunst der Kaufliebhaber zu erwerben, der Eine dadurch, daß er der Außenseite seines Ladens ein so blankes, freundliches und geschmackvolles Aussehen als möglich geben ließ, der Andere dadurch, daß er seine Waare in den kunstreichsten Verschlingungen und Draperien vor den Augen der Vorübergehenden ausbreitete, ein Dritter endlich durch ein prächtiges Aushängeschild oder eine ergötzliche Inschrift. Die kaufmännische Eigenliebe und das dem Pariser insbesondere angeborne ästhetische Gefühl wirkten bald Wunder in dieser Hinsicht. Die Außenwände der Häuser, in welchen neue Magazine entstanden, wurden bunt bemalt, und die Schilder erlitten die mannichfaltigsten Modifikationen. Nachdem sie aufgehört hatten, nothwendig zu seyn, mußten sie am Ende eine bloße Angelegenheit der Mode und des Luxus werden, oder das Werk eines phantastischen Einfalls. Seit jener Zeit sah man in den Straßen der Hauptstadt schöne Gemälde, Statuen und Basreliefs, welche denselben ein artistisches und wunderliches Ansehen gaben und die wunderbare Pracht der heutigen Pariser Boulevards zu Wege gebracht haben. Alles das war, wie gesagt, der Mode unterworfen und änderte sich wie die Laune einer Frau, wie die Form eines Hutes oder der Schnitt eines Fracks. Ein Strumpfhändler am Markte Saint-Jean hat vor seinem Laden ein hübsches Oelgemälde, worauf die Fabel von Lafontaine: la vieille et les deux servantes dargestellt war, und nannte das au reveil-matin; in der Rue Saint-Honoré gehören die Schilder, worauf die Könige von Schweden, Dänemark und Polen, oder die schönen Pfälzerinnen, Spanierinnen u. s. w. abgebildet sind, jener ebenbezeichneten Periode an. Ein Quincailleriehändler in der Rue de la Barillerie nahe beim Palais de Justice, bietet noch heutiges Tags ein interessantes Schild jener Zeit dar, welches die englische Flotte

vorstellt: ein großes hölzernes Basrelief, worauf man den Wellenschlag des Meers und große Kauffahrteischiffe mit vollen Segeln sieht; das Ganze ist kürzlich neu überfirnißt worden und sieht wieder ganz blank und sauber aus. Ein Nachbar dieses Kaufmanns, und von derselben Profession, scheint dieser Ehrenbezeugung gegen England eine andere patriotischere haben entgegensetzen zu wollen; er hat auf seinem Schilde die französische Marine abbilden lassen; leider aber besteht die ganze dort befindliche Seemacht Frankreichs aus einem Küstenwachtschiffe und einer armseligen Fischerbarke. Der große Seeheld Jean Bart, der alte Fritz und der türkische Sultan haben sehr hübsche Schilder vor verschiedenen Tabaksläden abgegeben. Manche von diesen Gemälden haben wirklichen Werth und sind mitunter besser als viele, denen die Ehre des Salons im Louvre zu Theil wird. Zeuge dafür sind St. Crépinien auf dem Quai de la Megisserie und le Caraibe auf dem Quai de la Monnaie, les trois Sultanes in der Rue Vivienne, les deux Magots in der Rue de la Seine, la Glaneuse in der Rue St. Dénis, la jolie Savoyarde am Ausgang der Passage des petits Pères, le Gourmand bei Corcellet im Palais-royal, und so viele andere Gemälde auf den Boulevards. Heutzutage ist diese Mode und der alte Wetteifer in dieser Hinsicht erstorben; sey es nun, daß der Kaufmannsstand die schönen Künste zu niedrig anschlägt, oder daß die Künstler zu hohe Forderungen machen. Auch mag es den jetzigen Kaufherrn unangenehm seyn, wenn sich die ersten vier Wochen hindurch zu allen Stunden des Tags vor ihrem Laden eine große Menge neugieriger, müßiger Menschen versammelt, welche kein Geld haben, etwas zu kaufen, und sich bloß davor hinstellen, um das neue Bild zu begaffen, oder sich wohl gar ungebildete Späße und politische Anspielungen darüber erlauben, woraus am Ende eine Emeute entstehen kann, welche nothwendig das Schließen der Boutique veranlaßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Englische Oper. Drurylane.

Die Season ist vorüber, die italienische Oper geschlossen. Laporte scheint gute Geschäfte gemacht zu haben, denn er sizt zur Zeit nicht in Kings-bench, und die Londoner behaupten, die Metropolis sey bereits ungeheuer leer, was man den Zeitungen nach kaum glauben sollte, indem täglich Menschen im Gewühle überfahren oder ihres Tascheninhalts beraubt werden. Um indessen den verschiedenen Tausenden, die nicht zu den aristokratischen Schwalben gehören, sondern es sich auch für Herbst und Winter in London gefallen lassen, den Schluß der italienischen Oper minder schmerzlich zu machen, hält das sogenannte English Opera-House ihnen noch einige Zeit seine Arme geöffnet, und wer den Charakter der englischen Opern kennen zu lernen wünscht, muß sich nun in dieses Haus verfügen, welches sonderbar genug und als Andeutung, daß die Londoner keine gewaltigen Opernfreunde sind, das einzige hier ist, über dessen Bretter vorzugsweise Opern gehen. Eine der beliebtesten, die vor Kurzem frisch und neu dort aufsprang, nennt sich no plot without danger, keine Intrigue ohne Gefahr. Sie ist nicht auf englischer Erde gewachsen, sondern aus Italien herüber verpflanzt worden, wo sie unter dem Namen Eliza e Claudio geht oder ging. Die Musik ist, wenn ich nicht sehr irre, von Mercadante; für das englische Haus hat, ohne Nennung des ursprünglichen Komponisten, ein gewisser Herr le Jeune sie „zurecht gemacht.“ — Da die Engländer im Theater keine Freunde von der deutschen Genügsamkeit sind, so kann selbst die längste dreiaktige Oper den Abend nicht ausfüllen. Man verlangt nach der Hauptmahlzeit noch ein Desert. Ein solches ist jener Oper mehrere Male in einer Farce beigegeben worden, die in Deutschland spielt und den Titel führt: der Schulmeister in tausend Aengsten. Ich weiß nicht, ob der Unsinn ein Blümchen aus dem armseligen Garten deutscher Dramatik ist oder nicht. — Wie gewöhnlich eröffnete das Drurylanetheater seinen Winterfeldzug am ersten Oktober, und wie gewöhnlich waren die im Innern des Hauses vorgenommenen Veränderungen der erste Gegenstand für die Neugier des Publikums. Es fand dieselbe wenigstens einigermaßen befriedigt. Das Haus ist neu gemalt und die Dekorationen sind aufgefrischt, das Orchester ist erweitert und die Lampen vor der Bühne sind in einen Halbkreis gestellt, ein neuer Vorhang ist angeschafft und das Proscenium ist übertüncht, ja, in der Vorhalle ist, Keans, von Carew gefertigter Statue gegenüber, eine recht gute Statue Garricks von Mazzoni in gleichen Verhältnissen aufgepflanzt, und damit nicht bloß der Eleganz der Halle, sondern auch gewiß jedem Anspruche Genüge geleistet worden, den man an die Kräfte eines, nur auf die Kasse des Publikums angewiesenen Theaterunternehmers machen kann. In richtiger Erkennung seiner nationalen Würde begann Drurylane mit Macbeth, und nach herkömmlicher, echt loyaler Sitte ging der Vorstellung das von der ganzen Truppe gesungene und von der Mehrheit der Versammlung begleitete God save the king voraus. Mir dünkt immer, wenn ich das Lied so singen höre, als ob dieses freiwillige Einfallen eine der schönsten und sichersten Stützen des englischen Königthrons sey. Macbeth wurde von Macready gegeben. Er ist bereits früher so oft in dieser Rolle aufgetreten, daß ich die Art seiner Leistung als bekannt voraussetzen muß; sie weist ihm unstreitig einen der ersten Plätze unter den Schauspielern der neueren Zeit an, und er entwickelt darin so viel Umsicht, Energie, Gefühl und zur Natur gewordene Kunst, daß er mehrere, die ihm gleich stehen, von seiner Seite drängen würde, wenn er nur seinen Hauptfehler, seine Manierirung, sich abgewöhnen wollte; aber er will nicht, und Künstlereigensinn ist nicht zu beugen. Zum ersten Male zeigte sich in dem schwierigen Charakter der Lady Macbeth Miß Ellen Tree. Sie ist ein hübsches, liebenswürdiges Mädchen und eine angenehme Schauspielerin. Weil man aber Alles dies seyn kann und doch keine Lady Macbeth, so war das mit Fräulein Tree der Fall. Es ist wirklich wundersam, wie Zuschauer, die einen so richtigen Sinn für Shakespeare's Macbeth bekundeten, den geringsten Geschmack an einer Farce finden konnten, welche unter dem Titel: die Nachtpatrouille, den Abend beschloß. Das Ding ist nach einer Erzählung von Zschokke bearbeitet und spukt, wenn ich nicht irre, auch auf den deutschen Bühnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 91 und Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. November 1835.

— Um ihn zu halten,
Versuchet sie, umsonst, des Zaubers Walten.

Tasso.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

6.

Der Liebestrank.

Es waren die Beiden in mondheller Nacht
Auf des kräftigen Zaubers Bereitung bedacht
In der blühenden Laube des Gartens; es war
Gar seltsam anzuschauen das Paar:

Denn Selith war weiß wie der keimende Tag,
Auf der Stirne der Locken Sonnengold lag,
Ihr Auge so blau wie der Spiegel des Sees,
Und so fromm und so sanft wie das Aug' ihres Rehs.

Und Nummi war schwarz wie des Raben Brut,
Wie ein brennender Mond ihr Auge voll Glut;
Um die Haare, kraus und verworren ganz,
Trägt sie von fahlem Gras einen Kranz.

Bald streckt sie die Arme, bald sinkt sie auf's Knie,
Bald schüret sie Feuer und ruhet nie;
Sie rühret und mischt und murmelnd sie spricht,
Es tropft ihr der Schweiß von dem Angesicht.

Doch Selith saß stumm in ergebener Ruh
Und schaute der Sklavin wie träumend zu;
Ein Seufzer, ein Wort ihrem Mund oft entfloh,
Sie hofft, doch macht sie die Hoffnung nicht froh.

Und Nummi bereitet den kräftigen Saft,
Aus saugt sie der Stoffe tief-innerste Kraft;
An schaut sie die Herrin oft, heischend ihr Lob,
Die das Haupt wehmüthig lächelnd nur hob.

Da flüstert sie Namen, sonst nie genannt,
Da preßt sie Kräuter, von ihr nur gekannt,
Da schüret sie Flammen von schwarzem Holz,
Darin sie manch' köstlichen Edelstein schmolz.

Der Trank ist bereitet, er schimmert wie Wein
In krystallnem Pokal an der Kerzen Schein;
Er duftet so süß wie Vanillen und Zimmt;
Ist's ein Antlitz, das lächelnd und rosig drin schwimmt?

Es locket der süße, berauschende Duft
Herbei die Nomaden der nächtlichen Luft:
Wie kann, wer ihn trinkt, seiner Macht widerstehn?
Wie sollte sein Herz nicht in Sehnsucht zergehn?

Und dreimal hat Selith hineingehaucht,
Und dreimal den Finger hineingetaucht,
Den sie an die rothe Lippe geführt,
Mit dem sie ihr schlagendes Herz berührt.

„Jezt seinen Namen noch!“ Nummi gebot,
Und Selith lispelt ihn — glühend roth
War der liebenden Jungfrau Antliz vor Scham,
Wie der Himmel, wo eben das Morgenroth kam.

7.

Das starke Herz.

An der Pforte steht Selith und spähet hinaus;
Jezt kehret die treue Schwarze nach Haus,
Sie hat der Herrin von fern schon gewunken,
Nun ruft sie tief athmend: „Er hat getrunken!

O freue dich, Selith, er ist jezt dein!
Bald entbrennt ihm im Herzen die Sehnsuchtspein;
Bald muß er an deinen Busen sich stürzen,
Zu löschen den Durst von den Zaubergewürzen!“

Doch Selith verschleiert ihr liebliches Haupt,
Den Worten der Sklavin zweifelnd sie glaubt,
In ihr Hoffen mischt sich die Galle der Reue;
Ihre Freud' ist gedämpft von magdlicher Scheue.

Bald drängt sie's, nach ihm hinaus zu spähn,
Bald wünschet sie Alles ungeschehn,
Bald schilt sie die Sklavin, die sie betrogen,
Von des Trankes Wunderkraft prahlend gelogen.

Doch schuldlos ist Nummi. Ihr Trank war stark,
Er hätte durchglüht jedes Mannes Mark:
Aber Karis Geist ist schwer zu besiegen
Und kann nicht gewöhnlichem Zauber erliegen.

Seine herrliche Seele ist lauter und rein;
Nicht bringet ein irdischer Wunsch leicht ein.
Er, ganz in's Geheimniß des Himmels versunken,
Ward nicht vom gefährlichen Taumelkelch trunken.

Wohl rollte ihm schneller und heißer das Blut,
Wohl stieg in die Wangen röthere Glut,
Wohl fühlte sein Herz er von Ahnungen schwellen
Und sein sehnendes Auge sich kräftiger hellen:

Doch brünstiger ward jezt nur sein Gebet,
Nur andachtsvoller am Himmel er späht,
Und der Trank, der sein Herz soll irdisch bezwingen,
Spannt kräft'ger der göttlichen Seele die Schwingen.

Die Jungfraun sahen ihn wandeln von fern;
Ernst folgte der Löwe der Spur seines Herrn,
Dessen Antliz ein leuchtender, silberner Spiegel,
Auf die Stirn hat die Reinheit geprägt ihr Siegel.

Frei bleibt er von Sehnsucht und Liebesbrunst,
Zu Schanden macht er die Zauberkunst,
Und Nummi glaubt sich herausgefordert:
Ob dieses Herz nie in Flammen lodert?

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsezung.)

Man hat gegenwärtig im Allgemeinen auf die großen Aushängeschilder verzichtet. Seinen größten Ruhm sucht der Pariser Kaufmann heute in der glänzenden und zugleich sinnreichen Ausstattung seines Ladens; er bietet Alles auf, um durch die äußere Eleganz und prächtige innere Einrichtung seiner Boutike sich in der Gunst des Publikums festzusetzen. Der Luxus der Dekoration wächst von Jahr zu Jahr. Bei einer früheren Gelegenheit haben wir in diesen Blättern eines Bäckerladens in der Rue Feydeau erwähnt, dessen Wände in pompejanischer Weise verziert, und statt der sonst üblichen Tapeten und anderer Wandbekleidungen mit Freskogemälden ausgeschmückt sind, deren Inhalt sich auf den Mythus der Ceres bezieht. Als Gegenstück dazu tragen wir heute den neuen Mobeladen der Madame Noguet in der Rue Richelieu Nr. 106 nach, welcher mit einer selbst hier noch nie gesehenen Eleganz eingerichtet worden ist. Zwei hohe Bogenfenster, mit reichen Vergoldungen eingefaßt, schöne Marmorbekleidungen und höchst geschmackvolle Persiennes fesseln schon von ferne den Blick, und jeder Vorübergehende bleibt unwillkührlich vor dem Laden stehen, dessen Inneres in Absicht sowohl auf Schönheit der Dekoration, als auf Heiterkeit und Pracht mit dem Boudoir einer Fürstin wetteifern kann. Einen überaus prächtigen und zugleich verlockenden Anblick gewährt der schöne Bijouterieladen am Börsenplatze, wo Edelsteine, goldene Armspangen und Geschmeide im reichsten, kostbarsten Vorrath hinter den großen, spiegelblanken Fenstern funkeln. Hunderte von Ringen und Vorstecknadeln mit Rubinen, Sarhiren, Smaragden, Türkissen schimmern uns im blendendsten Glanze aus ihren Glaskasten entgegen; feine Perlenschnüre, Ohrgehänge, brillantene Zitternadeln und tausenderlei andere kleine Schmucksachen sind in gläsernen Cylindern ausgehängt, welche von jedem Lustzug hin und her bewegt werden, und besonders in prächtiger Abendbeleuchtung einen so wunderbaren Eindruck hervorbringen, daß es uns im eigentlichsten Sinne vor den Augen flimmert. Der Name des Juweliers steht in großen, mit falschen Diamanten aufgelegten Buchstaben über der Ladenthüre angeschrieben. Nicht weit davon, in der Rue de la

Bourse, zieht die äußere und innere Dekoration des Theedepots à la Porte chinoise unsere Aufmerksamkeit auf sich. Alles ist in chinesischer Weise angeordnet. An der Eingangsthüre stehen zwei Figuren in chinesischem Nationalkostüm, mit langen Schnurrbärten und kahlgeschorenen Häuptern, welche den Eintretenden mit freundlichem Nicken begrüßen; der Thee selbst wird in großen, wunderlich bemalten Kisten aufbewahrt, und vollständige Theegeräthschaften, Tassen, Maschinen, Vasen, Alles nach japanischem und chinesischem Muster, stehen zur Ansicht und Auswahl vor den Fenstern. In der Rue neuve Vivienne hat sich ein neuer marchand de comestibles etablirt, welcher seine Eßwaaren auf eine ebenso prosaisch reinliche, als poetisch reizende Weise ausgelegt hat. Duftende Ananas stehen zwischen den Schinken, Würsten, gespickten Reh= und Hammelskeulen vertheilt; Auge und Phantasie versöhnen sich gar leicht mit der schrecklichsten Alltagsprosa von Würsten und Schinken, wenn man dicht daneben das herrlichste, seltenste Obst und die prangendsten Südfrüchte in malerischen Pyramiden aufgestapelt erblickt. Neben einem mächtigen, brutalen Stück Hamburger Rindfleisch stehen kleine, bescheidene Körbchen mit Weintrauben und Erdbeeren; die pommerschen geräucherten Gänsebrüste liegen zwischen zuckersüßen Melonen, und in buntem, wunderlichem Gemisch trifft das Auge auf Jambons de Mayence und goldene Orangen, auf Teltower Rüben, grüne Erbsen, Truffes du Perigord, Salami, Nudeln, Makaroni, Birnen, Aepfel u. s. f. Frische Trauben, Pfirsiche und Melonen sind bei diesen Pariser Eßwaarenhändlern immer schon gegen Ausgang Mai's zu haben. Den See= und Flußfischen ist ein eigener Wasserbehälter angewiesen, dessen Seiten stets mit frischem Gras belegt sind und in dessen Mitte eine kleine Fontaine hervorsprudelt, welche die zerstreut umherliegenden gekochten und ungekochten Krebse, Hummern und Salme benezt. Schildkröten und anderes Getbier kriechen und spazieren hinter den hellen Fensterscheiben auf geäderten Marmorplatten herum und schmausen herrlichen Kopfsalat, Melonenschalen und andere Leckerbissen. Die innern Wände des Ladens sind höchst pittoresk mit Wein=, Rum= und Liqueurflaschen von den verschiedenartigsten Formen und Farben garnirt, und draußen über der Thüre liest man die Inschrift: Gastronomie cosmopolite in großen Buchstaben, welche auf höchst komische und sinnreiche Art aus Schnepfen, Fasanen, Lerchen, Hasen, Hirschgeweihen, Hummern, Fischen, Schmetterlingen, kurz aus den mannichfachsten lebenden Wesen zusammengesezt sind. Die Inschrift selbst ist unter Glas gefaßt und auf grünem Grunde gemalt. — Noch glauben wir unter den neu erstandenen Läden die Magasins de nouveautés nr. 9 auf dem Boulevard zwischen der Porte Saint=Martin und Porte Saint=Denis und Nr. 14 auf dem Boulevard Poissonnière besonders auszeichnen zu müssen, in denen die neuesten, kostbarsten Shawls äußerst geschmackvoll auf eigens dazu verfertigten Gestellen drapirt sind. Es gewährt einen eigenthümlich reizenden Anblick, wenn die belaubten Bäume der Boulevards sich in den großen Fensterscheiben spiegeln, hinter denen die reiche Pracht des Orients und Occidents so kunstvoll geordnet ist, daß einer nur einigermaßen dichterischen Phantasie unwillkührlich die Bilder eines Mährchens aufsteigen müssen. Ueberhaupt gibt es nicht leicht etwas Anziehenderes, als ein Spaziergang an einem schönen Herbstabend auf den Pariser Boulevards, wenn alle Läden und Boutiken in glänzender Beleuchtung strahlen, und mit ihren tausend und aber tausend Lichtern die zu beiden Seiten der Boulevards in ihrer ganzen Länge hinlaufenden Wege für Fußgänger erhellen, welche bei nur irgend erträglichem Wetter alle Abend diese öffentliche Promenade überschwemmen. Fast möchte man an einem solchen Abend in der großartigsten Umgebung, im Wogen der schöngepuzten Menschen nur eine angenehme Täuschung der Phantasie sehen; ja, man meint oft, man habe die Welt eines Dichters, die phantastischen Traumbilder eines schöpferischen Geistes, Feenpalläste, verzauberte Prinzessinnen, Kobolde, Gnomen, Zwerge, Nymphen und Sirenen in heiterer Wahrheit und Wirklichkeit vor dem Auge, und man weiß nicht, soll man den Blick mehr auf die reiche Pracht der Boutiken heften, welche wie in einem Feuermeere strahlen, oder sich im Anschauen jenes großartigen, lebendigen Gemäldes verlieren, welches unablässig an uns vorüberzieht. Alle Sinne sind hier gereizt, alle Leidenschaften aufgeregt; Einheimische und Fremde aus allen Ländern strömen auf dieser Promenade zusammen, welche das Rendezvous des denkenden Beobachters, des fleißigen Sittenmalers, des rüstigen Neugierigen, des Lüstlings, der Betrüger und Betrogenen geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Die Leipziger Eisenbahn und der englische Ingenieur.

Auf einem Weltmarkte, wie der an hiesiger Börse, wird von Allem Notiz genommen, was Handel und Gewerbe, Geld und Geldeswerth betrifft. Daher brauchen die Direktoren des Dresden=Leipziger Eisenbahnkomité sich weder zu wundern, noch können sie stolz darauf seyn, daß ihre Entreprise im Laufe des jetzigen Jahres dort zweimal — besprochen, würde zu viel gesagt seyn, aber — erwähnt worden ist. Das erste Mal geschah es vor ungefähr sechs oder acht Monaten, als die Leipziger Zeitung, die weder wegen ihres

eleganten Aeußern, noch wegen ihrer politischen Wichtigkeit, sondern eigentlich nur, weil sie in Leipzig gedruckt wird. Leipzig ein geachteter Handelsplatz, und die dortige Zeitung in dem konstitutionellen Sachsen das einzige erlaubte politische Blatt ist, hier in zwei oder drei Abdrücken cirkulirt, den siebenten Bericht besagten Komité's und in ihm die Anzeige brachte, daß die Ausführung des Unternehmens nunmehr so weit gediehen sey, um angefangen werden zu können, sobald die erforderlichen anderthalb Millionen Reichsthaler zusammengeschossen seyn würden. Unbekannt mit dem sächsischen Geschäftsgange und nicht ahnend, daß das Vorschreiten des Jahrhunderts auch diesem Flügel unter die Sohlen gebunden, indem wirklich vor einigen Jahren die Brücke über die Mulde bei Wurzen vollendet worden ist, von deren unbedingter Nothwendigkeit die Behörden sich bereits Anno 1700 überzeugt hatten, lachten die Londoner Kaufherren, daß, bevor ein Eisenbahnunternehmen zu solcher Reife gelangen könne, es achtzehnmonatlicher Berathung bedürfe, und daß zu Aufbringung von etwas über 200,000 Pfund Sterling ein Aufruf an das Publikum in einem siebenten Berichte erlassen werden müsse. Die Strafe folgte den Lachern auf dem Fuße. Zwei oder drei derselben entschlossen sich zum Spaß, den ganzen Aktienvorrath zu kaufen. Als aber der betreffende Auftrag in Leipzig anlangte, war keine Aktie mehr al pari zu bekommen, und die Londoner Kaufherren erfuhren zu ihrem großen Nachtheil, daß sie einen Posttag zu spät — a day after the fair — geschrieben hatten. So etwas vergißt sich indessen unter den Londoner Börsenspekulanten sehr bald, und man würde daher wahrscheinlich gar nicht wieder an den fehlgeschlagenen Spaß und das ganze Unternehmen gedacht haben, ohne eine Notiz in den Times vom 21sten Oktober. Es heißt daselbst kürzlich in treuer Uebersetzung: „Leipzig, den 7ten Oktober. Nach langem Verzuge ist endlich der englische Ingenieur hier angekommen, welcher die Aufsicht über den Bau unserer Eisenbahn führen soll. Man glaubt allgemein, daß er sich der Arbeit angelegentlich unterziehen wird, um den durch seine verspätete Ankunft verursachten Zeitverlust auszugleichen.“ Jetzt lachten die englischen Kaufherren wieder, einmal, daß man in Deutschland so einfältig sey, ohne Hülfe eines englischen Ingenieurs keine Eisenbahn bauen zu können, und zweitens, daß man zu Erlangung eines solchen Helfers sechs kostbare Sommermonate verschwendet habe. Die englischen Kaufherren lachten, aber dem Deutschen that das Herz weh. Keine Nation in der Welt vermöchte sich mit der deutschen zu messen, wenn sie wäre, was sie seyn sollte, eine Nation. Das aber ist der Fluch, der Deutschland drückt, daß der Sachse sich nicht dem Preussen, der Preuße sich nicht dem Bayer und der Bayer sich nicht dem Schwaben unterordnen will, keiner jedoch Bedenken trägt, dem Franzosen oder Engländer zu weichen, daß nur für gut geachtet wird, was den Stempel des Auslands trägt, daß man reich ist für die Erzeugnisse des Auslandes, arm für die Leistungen des Inlandes, und daß der Deutsche, um in Deutschland Geltung zu finden, zuvörderst bei einem fremden Volke Anerkennung gefunden haben muß. Es war das Aufzucken des Selbstgefühls, was den Gedanken an jenes Unternehmen hervorrief, es war ein schönes Zeichen volksthümlicher Belebung, daß wenige Stunden hinreichten, den Geldbedarf überflüssig zu decken; alle Schwierigkeiten schienen gehoben, die Regierung hatte den Bau genehmigt, und bot sogar die Hand, ihn zu fördern, der muthmaßliche Verlust des Postregals war mit einer bedeutenden Summe abgekauft, der Tract war ausgemittelt, welchen die Bahn durchschneiden sollte, die Entschädigung der Grundeigenthümer war festgestellt, Alles schien beseitigt, da entstand zwischen den beiden, dem Rufe nach sehr tüchtigen, mit Ausführung des Baues beauftragten deutschen Architekten eine Verschiedenheit der Meinung, und während in solchem Falle englische oder französische Bauverständige die Entscheidung einem geschickten Landsmanne überlassen, und den etwa gebotenen Rath, einen Ausländer zum Schiedsrichter zu machen, mit Hohn zurückgewiesen haben würden, erklärten die deutschen Architekten, daß sie nur dem Ausspruche eines englischen Kunstgenossen weichen und seiner Oberleitung sich unterwerfen wollten. Die Direktion sah sich demgemäß nach einem brittischen Vermittler um, und ihre Wahl fiel auf einen gewissen James Walker, dessen Name in England allerdings bekannt, aber keineswegs berühmt ist. Wäre er ein Deutscher gewesen, so würde die Direktion es ganz in der Ordnung gefunden haben, daß er sofort nach Empfang der Aufforderung den Eilwagen bestiegen, den Weg nach Leipzig genommen, sich daselbst zuvörderst jedem einzelnen Direktor und dann dem versammelten Komité in Frack, Schuhen und seidenen Strümpfen bescheidentlich vorgestellt, und zu allerlezt nach dem Honorar gefragt hätte. Weil aber James Walker ein Engländer war und das Leipziger Komité in seinen Briefen dergestalt en bagatelle behandelte, daß mit ihm durchaus zu keinem Resultat zu gelangen war, so entsendete die Direktion eines ihrer Glieder mit Vollmacht und Kreditbriefen, um den stolzen Architekten aufzusuchen, alle seine Bedingungen zu bewilligen und ihn auf die artigste Weise von der Welt nach Leipzig zu bekomplimentiren. Der Beauftragte eilte nach den Niederlanden; denn Walker hatte gemeldet, daß zu der Zeit, wo der Abgeordnete Brüssel erreichen könnte, er wahrscheinlich dort seyn werde. Als aber der Gesandte dort ankam, war Walker inzwischen nach London zurückgekehrt. Wer A sagt, muß in der Regel B sagen, und sagt in der Regel das ganze Alphabet. Demnach flog der Geschäftsführer mit dem ersten Dampfboote nach London. James Walker hatte aber indessen London verlassen, und da das geängstigte Mitglied des Direktoriums mit Sicherheit nur erfahren konnte, daß er in England sey, so durcheilte selbiges die Insel von einem Ende zum andern, verfolgte jede Walkersche Spur, und erreichte endlich den ersehnten Ingenieur in London. Wäre nun besagter Walker ein Deutscher gewesen, und hätte nächst Ersatz mäßiger Reisekosten vielleicht ein Tagshonorar von einem Friedrichsd'or begehrt, so würde ihm die deutsche Gesellschaft einen Dukaten geboten, und den Vertrag mit allen Schnurrpfeifereien der ängstlichsten Klausularjurisprudenz ausgestattet haben. Weil aber James Walker ein Engländer war, dessen nur ein exemplarischer Eifer hatte habhaft werden können, so gestaltete sich das Alles natürlich ganz anders. „Ich kann bloß versprechen,“ sagte Walker, „im Laufe des Monats September nach Leipzig zu kommen, und sollte es selbst einige Tage später seyn.“ — „Wir werden Sie von Mitte Septembers an erwarten,“ versezte der Bevollmächtigte, und in diesem Geiste kam zwischen Beiden ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Walker die oberste Leitung des betreffenden Baues in allen seinen Theilen übernahm und die Leipziger Gesellschaft ihm dafür zusicherte: erstens, den Ersatz aller Reisekosten, und zweitens, ein Tagshonorar von sieben Guineen oder neun goldenen Friedrichen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. November 1835.

— Carminibus quae versant atque venenis
Humanos animos.
Horaz.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

1.

Die Nelke.

„Weit lobt man dich als kluge Gärtnerin;
Doch ist dies Lob dein einziger Gewinn,
Du bindest schöne Sträuße dir und Kränze
Aus Blumen, welche welken mit dem Lenze.

„Du kennest wohl der Pflanzen Zeit und Art,
Hast nichts an deinen Lieblingen gespart;
Erfahren bist du in gefäll'ger Mischung,
Aus Blumenkelchen tränkst du mit Erfrischung.

„Doch hast du nie den höchsten Dienst begehrt,
Den eine Blume Kundigen gewährt;
Hast von den Wunderkräften, den geheimen,
Nie mitgetheilt den Zwiebeln und den Keimen.

„Sieh diese Blume! in des Neumonds Licht
Ward sie gepflanzt, dergleichen sahst du nicht!
Die Erde, drein sie ihre Wurzeln breitet,
Hab' ich aus seltnen Stoffen zubereitet.

„Mit Thränen, von der Sehnsucht dir erpreßt,
Hab' ich den schwarzen, lockern Grund genäßt;
Verscharrt darin von deinem Haar, dem weichen,
Zwei Locken, und zwei Nachtigallenleichen.

„Und andres Wasser hab' ich noch gesprengt,
Und manches kräft'ge Wort dazu gemengt;
Sieh jezt die Nelken, wie sie tiefroth glühen
Und ihre Düfte, sichtbar fast, versprühen.

„Sprich jezt hinein in diesen Nelkenstrauch
Der Liebe Wunsch mit leisem Wort und Hauch;
Dann laß uns sehn, ob über seine Seele
Auch dieser Zauber seine Macht verfehle!“

So weist die Sklavin ihre Herrin an;
Was hätte nicht das blasse Kind gethan!
Mit leisen Worten, Seufzern, Stammeln, Thränen
Vertraut den dunkeln Nelken sie ihr Sehnen.

Sie fühlet wohl der starken Würze Kraft;
Ein süßer Rausch hält ihren Sinn in Haft,
Ihr ist, als ob' der Wohlgerüche Wellen
Tief in die hingegebne Seele schwellen.

O wenn auch er tritt in der Düfte Kreis,
So muß erwarmen seines Busens Eis!
Dann sucht auch er, vom Sturm der Lust getrieben,
Den Pfad, den ihm die Liebe vorgeschrieben!

So hofft ihr Herz — doch Karis widerstand
Des Zaubers Macht, den er wohl süß empfand;
Der Sehnsucht Flamme ist in ihm entglommen,
Doch himmelwärts hat sie den Zug genommen.

Wenn er sich an dem Duftesstrom berauscht,
Sein Ohr nach der Musik der Welten lauscht;
Er dürstet mit dem Ew'gen, Lichten, Reinen,
Nicht mit dem ird'schen Weib sich zu vereinen.

9.

Der Pfirsich.

„Es soll die lezte Probe gelten!
Mißlingt auch die — magst du mich schelten,
Der Mutter fluchen, die mich trug,
Und deren Künste Tand und Trug!“

So Nummi, und vom Pfirsichbaume
Die Frucht, bedeckt vom rothen Flaume,
Die Frucht, gleich fleischgewordnem Licht,
Mit leichter Hand sie sorgsam bricht.

Der Pfirsichbaum, der frühe blühet,
Deß Blüthenschmuck wie Rosen glühet,
Er beget Früchte, deren Mark
So süß und mild, wie rein und stark.

Mit eines goldnen Pfeiles Spitze
Gräbt Nummi eine leichte Ritze
In's weiche Fleisch der schönen Frucht,
Drein Liebe sie zu impfen sucht.

Und in das Wundenmal des reifen,
Rothsammtnen Perserapfels träufen
Läßt sich von Seliths warmem Blut
Ein Tröpfchen, weckend Liebeswuth.

Unsichtbar ist die kleine Narbe,
Er strahlt in röthlich lichter Farbe,
Das Auge saugt aus seinem Schein
Schon seines Markes Nektar ein.

„Mit dem ist meine Kunst zu Ende!“
Ruft Nummi, „aber ich verpfände
Dir, Herrin, meines Herzens Blut,
Daß dieser Pfirsich Wunder thut!“

Dem Priester bringt sie ihn am Abend;
Wie schmeckt die saft'ge Frucht so labend
Wie sog der Jüngling unbewußt
Ein gährend Gift in seine Brust!

Und Selith hat's entzückt vernommen:
Noch heut muß der Geliebte kommen!
Bricht nicht ihr Herz, wenn er besiegt
Noch heut an ihrem Busen liegt?

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Doch verlieren wir über all dieser Pracht und Herrlichkeit nicht unser ursprüngliches Thema aus dem Auge. Wir bemerkten zulezt, daß im Allgemeinen der Gebrauch, große Oelgemälde oder sonst kostbare Schilder vor den Läden aufzuhängen, hier gegenwärtig mehr und mehr in Abnahme gekommen ist. Der Kaufmann, welcher eine neue Boutike eröffnet, beschränkt sich gewöhnlich darauf, seinen Namen, den Namen seiner Waare und die unerläßlichen Worte: prix fixe über seiner Thür anschreiben zu lassen. Manche schreiben auch: vrai prix fixe, welches den vorsichtigen Käufer veranlaßt, überall zu handeln und zu dingen. Aus dem eben Gesagten darf man jedoch keineswegs schließen, daß der Untergang und Fall der Aushängeschilder hier allgemein geworden sey; der Pariser Spießbürger entsagt so leicht seinen alten Gewohnheiten nicht, und es gibt in einer großen Stadt, wie Paris, sehr viele Spießbürger, besonders seit der „großen Woche;“ aber in den fashionablen Stadttheilen würde ein Kaufmann, der einen neuen Laden mit einem großen Aushängeschild eröffnete, einen ungeheuren Schnitzer begehen, man würde ihn ebenso mitleidig belächeln, wie jenen Bürgermeister von Mecklenburgisch Friedland, welcher die Schalllöcher am Thurme vermauern ließ, um dem Stadtgeläute einen desto helleren Klang zu geben. Uebrigens wird man bei alle dem begreiflich finden, daß ein Name, wenn er sehr berühmt geworden ist, lauter und eindringlicher zu der Menge spricht, als alle möglichen Aushängeschilder. Hat doch der bloße Name Robinson sogar den Namen seines Verfassers in Vergessenheit gebracht. Wenn man daher Chevet, Chevalier, oder die Namen anderer Koryphäen der Pariser Industrie über einer Boutike angeschrieben liest, so kann man getrost eintreten, und man ist sicher, dort eben so gut bedient zu werden, als wenn man ein Schild à la bonne Foi, à la Croix du Sauveur, oder gar au Père éternel über der Thüre aufgehängt sähe. Wenn es in Paris dahin kommen könnte, daß ein einziger Name in jedem Zweige des Handels diese Garantie darböte, so würde sogar die Bezeichnung prix fixe ganz wegfallen dürfen, und das wäre allerdings sehr wünschenswerth.

Aber indem ich das eben Niedergeschriebene noch einmal übermustere, bemerke ich, daß ich mir oft einen großen Fehler habe zu Schulden kommen lassen, den ich sofort berichtigen werde; ich habe mich nämlich zu wiederholten Malen des unsaubern Ausdrucks „Boutike“ bedient, welcher gegenwärtig außer Kurs gekommen ist und gegen die Sitte und feine Lebensart anstößt. Es gibt nämlich keine Boutiken mehr in Paris, sondern bloß Magazine, Salons und Maisons. Das alte Diktionär der französischen Akademie definirt umsonst, daß Magazin ein Ort sey, wo man Waaren aufhäufe und aufbewahre, ehe sie in den Kleinhandel kommen; Magazin ist heutzutage nach dem allgemein gangbaren Sprachgebrauch ein Ort, wo die Waaren feilgeboten und verkauft werden. Es gibt gegenwärtig in Paris keinen noch so winzigen Schenkwirth, dessen ganzer Vorrath vielleicht in zwei Ohm Wein besteht, welcher nicht über seiner Winkelkneipe Magasin de vins oder Commerce de vins anschreiben läßt. In früheren Zeiten nannte man alle Läden in Paris schlechtweg Boutiques; seitdem aber der dritte Stand in Frankreich, und mit ihm die industrielle Bevölkerung durch zwei Revolutionen erstarkt ist, würde es der Pariser Kaufmann sehr übel aufnehmen und es als eine vornehme karlistische Neckerei auslegen, wenn man seinem Gewölbe und seinem Magazin noch die alte Benennung geben und ihn dadurch gleichsam an seine frühere Unbedeutenheit und Abhängigkeit erinnern wollte. Er verlangt heutzutage de par les glorieuses, daß man von seinem Magazin spreche; er selbst sagt nicht mehr: meine Kundschaft, sondern meine Clientèle; er hält keinen Garçon de boutique mehr, sondern einen Commis; er verkauft nicht mehr diese oder jene Waare, sondern hält diese oder jene Artikel; er schreibt nicht mehr über seine Ladenthür: marchand mercier oder gantier, sondern Commerçant en merceries, ganteries. Denen, die bei ihm Einkäufe machen, überreicht er kein Memoire mehr, sondern eine Faktura. In der alten kaufmännischen Redeweise hieß es: ich verrechne meine Einnahme und Ausgabe, ich schreibe den Debit des Tags auf u. s. f.; im modernen Kaufmannsstyl sagt man: ich mache einen Ueberschlag über meine Kasse, ich ordne meine Bücher u. s. f. In ganz neuester Zeit fängt man auch konsequenter Weise an, den ersten Ladendiener Chef oder Intendant des Hauses, das Comptoir Bureau und das Magazin Salon zu benennen. Maison bleibt indessen immer der sublimste Ausdruck in dieser Art, und dessen bedient sich der Epicier in der Rue Saint-Denis am liebsten, wenn er mit der Feder hinterm Ohr vor seinem Comptoir sitzt und seinen Clienten die Ehre seines Hauses vordemonstrirt. L'honneurs de ma maison heißt in seinem Munde dann so viel als: mein Haus, mein Rang, mein Stand in der gesellschaftlichen Ordnung. Der Pariser Philister verabscheut nichts so sehr, als die Lumpen, und in Folge dessen die Oppositionsjournale.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

Einzug des Kaisers.

Das große Fürstengemälde in vier Tableaux, wovon das erste und zweite in Fischbach und Kalisch, das dritte in Töplitz sich entfaltete, ist nun mit dem vierten — welches unsere Stadt mit Glanz erfüllte — in Prag beschlossen worden. Wie es vorher bestimmt war, langten II. MM. der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich am 4ten hier an. Die gedruckten Anschlagzettel verkündigten ihre Ankunft zwischen ein und zwei Uhr, und um diese Zeit waren auch die Zünfte, Behörden und die Kinder auf ihre angewiesenen Plätze bestellt. Sobald man aber erfuhr, daß der Kaiser und die Kaiserin, wie gewöhnlich, nach der Messe von Töplitz ausgefahren seyen, sah man wohl voraus, insbesondere, wenn man bedachte, daß sie zwischen der Bade- und der Hauptstadt *wenigstens zehn* Triumphpforten, Gedichte und Anreden zu überstehen hatten, daß man sich in Geduld fassen müsse, und so hatte es denn auch längst fünf geschlagen, bevor die allerhöchsten Herrschaften anlangten. Endlich, gegen halb sechs Uhr, verkündigte der Kanonendonner auf den Stadtwällen und das festliche Geläute aller Glocken die Ankunft des Herrscherpaares. Der Vivatruf des Volkes vermischte sich mit dem Schalle der musikalischen Instrumente und den Tönen der Volkshymne, die in zahlreichen Chören gesungen wurde, und nichts trübte die allgemeine Freude, als daß der Kaiser und die Kaiserin im geschlossenen Wagen einfuhren, und also alle die Herrlichkeiten gar nicht recht sehen konnten, welche die Unterthanen zur Feier ihrer Ankunft mit so großer Mühe und Sorgfalt bereitet hatten. Das Gedränge auf allen Straßen und Plätzen war so groß, daß die armen Kleinen in Lebensgefahr kamen, und der Magistrat, als der Bürgermeister an den Wagen treten wollte, total von dem kaiserlichen Reisewagen abgeschnitten wurde, und lezterer sich mit Gewalt zu demselben Bahn brechen mußte. Als II. MM. am Schlosse angekommen waren, wo sie von dem Erzherzog Franz Karl, den Fürsten Metternich und Kolloredo, den Grafen Kolowrat, Chotek, Mensdorf und Klam-Gallas, dem Fürst-Erzbischof von Prag und dem Hofstaate empfangen wurden, erhob te der Volksjubel so laut und stürmisch, daß der Kaiser und die Kaiserin zweimal auf dem Balkon erscheinen mußten, sich dem Volke zu zeigen. Man hatte sich diesmal nicht mit den *Laubgewinden, Blumenkränzen und Gehängen* begnügt, in welchen sich jede kleine Stadt Böhmens, ja jeder Flecken und vielleicht manches Dorf erschöpft hatte, sondern rief Triumphbogen und Obelisken hervor, die mit dem Scheine der Solidität täuschten; man bedeckte die Häuser mit reichen Draperien in allen Farben, die freilich hie und da an das Wäschetrocknen erinnerten. An manchen Häusern wurde sogar Sammt und Damast zu dieser Zierde verwendet, und ein Haus der Schillingsgasse hatte seine Fenster mit acht-und-zwanzig Kaffeetüchern aller Farben und

Gröschen behängt. Viele verließen sich auf den Umstand, daß bei der lezten Anwesenheit Kaiser Franz I. in Böhmen der jezige Kaiser seinen Vater nicht begleitet habe, und brachten daher dieselbe Dekoration wie damals, entweder unverändert, oder mit geringen Variationen. Reich und glänzend war das Portal des Kolloredo'schen Pallastes mit Säulen mit goldenen Kapitälern, Laub und Blumen und Früchten geschmückt. Der schönste und wichtigste der Ehrenbogen auf dem Altstädter-Plaze, nächst dem Rathhause, war dem Brandenburger Thor nachgebildet, und wahrhaft imposant und geschmackvoll.

(Die Fortsezung folgt.)

London, November.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn nach Greenwich.

Ich wünsche dem Unternehmen den glücklichsten Fortgang und dem betreffenden Komité in Folge des mit Walker abgeschlossenen Vertrags keine Art von Unannehmlichkeit; sollte aber wider meinen Wunsch Lezteres der Fall, Walkers Hülfe zu theuer erkauft und das Resultat ein allseitig unangenehmes seyn, sollte Deutschland aus diesem Beispiele nochmals lernen, daß es am besten thut, seiner eigenen Kraft und seinem eigenen Wissen zu vertrauen, so würde ich mich eben nicht sehr grämen. Schließlich jedoch und als gut gemeinten Wink für ähnliche deutsche Unternehmungen kann ich nicht unbemerkt lassen, daß einige englische Ingenieurs des ersten Ranges die Leipziger Gutmüthigkeit recht aufrichtig und gewiß unparteiisch belächelt haben, und zwar im Hinblick auf die in Betreff des Baues der Greenwicher Eisenbahn mit dem Dirigenten, M'Intosh, kontraktlich festgestellten Bedingungen, und ich würde ein paar Worte mehr von diesen sagen, wenn Beschämung hier den geringsten Nuzen haben könnte. Indessen sollte Niemand, der Sinn für Großartiges hat, bei einem Besuche Englands jenen, vor mehreren Monaten von mir in diesen Blättern erwähnten Bau ungesehen lassen. Er ist seitdem rüstig, ich möchte sagen, riesenmäßig fortgeschritten, und das ungeheure Mauerwerk, welches eine seiner Haupteigenthümlichkeiten ist, nähert sich der Vollendung. An sechshundert Arbeiter sind unablässig dabei beschäftigt, und selbst der für alles Deutsche eingenommenste Deutsche wird nicht leugnen können, daß die englischen Handarbeiter aus dem einfachen Grunde, weil ihnen das Tabakrauchen nicht eigen ist, ein gutes Theil mehr thun, als die deutschen Schmaucher. Das Werk erstreckt sich bereits von Deptford bis zur Neckinger Heerstraße und von der Londonbrücke bis zur Bermondseystraße, so daß nur noch ungefähr viertausend Fuß zu überbauen sind, um die von Deptford und der Londonbrücke auslaufenden Striche mit einander zu verbinden. Die Entfernung zwischen Deptford und Greenwich beträgt nicht viel über eine englische Viertelmeile, und da auch auf dieser Strecke die nöthigen Vorarbeiten bereits so weit gediehen sind, daß die Mauerarbeit unverzüglich angefangen werden kann, so rechtfertigt sich die Erwartung, den Bau binnen wenigen Monaten vollendet und dann die Dampfomnibusse ihren Lauf, oder vielmehr ihren Flug beginnen zu sehen. Die Fahrt von Londonbridge bis nach Greenwich soll in fünf Minuten zurückgelegt werden, und das Passagiergeld für die Person nicht mehr als einen Sixpence betragen, bekanntlich die kleinste englische Silbermünze und das niedrigste Geldstück, welches ein Gentleman anständiger Weise in der Tasche haben kann; Kupfer — jeder wahre Gentleman würde bis über die Ohren erröthen, wenn man ihn einen kupfernen Penny in die Tasche stecken oder aus derselben nehmen sähe. Das erwähnte Mauerwerk besteht in einer ununterbrochenen Reihe von Bogen, jeder achtzehn bis zwanzig Fuß hoch. Aus gleichfarbigem grauen Backstein errichtet, gewähren sie in der Entfernung und ganz besonders von der Greenwicher Heerstraße einen sonderbaren Anblick. Sie strecken sich in beinahe endloser Folge hin, und wer nie Gelegenheit gehabt hat, die Ueberreste römischer Wasserleitungen im südlichen Frankreich oder in Italien zu sehen, der kann sich hier eine Vorstellung davon bilden. Obgleich bei einem solchen Unternehmen Aufwand und Ertrag möglichst genau berechnet zu werden pflegen, so war doch bei dieser Eisenbahn Niemand eingefallen, daß jene Bogen einen pekuniären Nuzen abwerfen könnten. Jezt findet es sich, daß dieser Nuzen gar nicht unbedeutend seyn wird. Ein Spekulant hat bereits einen der höchsten Bogen, ungefähr in der Mitte der Bahn, zu einer sehr geräumigen Trink- und Speiseanstalt eingerichtet; zwei andere gleich hohe Bogen werden gegenwärtig in der Nähe von Deptford zu Wohnhäusern ausgebaut, die keineswegs zu den kleinsten gehören, indem jedes sechs Zimmer zählt, und zwei oder drei Fenster breite und zwei Stock hohe Häuser in England vollkommen respektabel sind; es geht die Rede, daß alle übrigen Bogenräume gleichmäßig verwendet werden sollen, und da nachgerade in der Nähe von London der Grund und Boden zu Wohnungen, namentlich für die ärmere Klasse, zu mangeln anfängt, so darf die Ausführung des Plans und dadurch die neue Erscheinung einer meilenlang von einer Eisenbahn überdachten Häuserreihe mit ziemlicher Gewißheit erwartet werden.

W. S.

Auflösung der Räthselmaske in Nr. 267:

Laterne.

Räthsel.

Nach Catone d'Utica Lucchese.

Was mag mich doch so ungewöhnlich zieren,
Daß euren Augen ich so sehr gefalle,
Daß mir zu lieb, gleich unvernünft'gen Thieren,
Alsbald so dumm und stumm ihr werdet Alle?

Doch schließt ihr mir im Angesicht die Thüren
Und Fenster, mach' ich Miene nur zu kommen,
Ich bin, ihr wußtet Bessres nicht zu küren,
Je mehr ihr schließt, je sichrer aufgenommen.

Verliert mich einer, ist es gleich ein Jammer,
Er sucht mich Flüchtling wieder auf mit Schmerzen;
Meint ihr, er rühre sich? nein, seine Kammer
Verläßt er nicht, und möchte doch mich herzen.

In seine Leuchten weiß ich mich zu stehlen,
Und endlich lösch' ich ihnen aus das Licht;
Da liegt er platt, und wird sich nimmer quälen,
Sorgt ihm für Qual mein toller Bruder nicht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. November 1835.

Was gibt's für Zeitvertreib auf diesen Abend?
Wie täuschen wir die träge Zeit, als durch
Belustigung?

Shakespeare.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

Von der Hauptstraße abbiegend, nach einer ziemlich langen Fahrt in drückender Hitze, langte ich auf dem Landgute an, wo eine befreundete Familie wohnte. Ich fand die nämliche Gesellschaft, wie sie sich schon seit mehreren Jahren im Sommer hier zu versammeln pflegte, gute, liebe Leute, die sich hätten trefflich mit einander unterhalten können, die sich jedoch herzlich langweilten. Obgleich die Gegend, der Park sehr schön waren, so fragte man doch wenig darnach. Wie ich kam, so wurde mir gesagt, es sey seit einigen Abenden Gesetz, daß Jeder etwas erzählen müsse, wenn man sich in der großen Stube versammle. Ich ließ mir dieses Gesetz gefallen und trug schnell im Gedächtniß einen kleinen Vorrath von Geschichten zusammen, den ich hoffen durfte mit Glück an den Mann zu bringen. Eine kleine Person, die in der Familie die Gouvernante hieß, sehr lebhaft war und viel erzählte, hatte gerade auf den Abend, wo ich erschien, eine Geschichte angekündigt, und natürlich machte ich ihr den Platz nicht streitig, besonders da ich während der langen Erzählung Zeit erhielt, mir die lieben, seltsamen müssigen Leute näher anzusehen, in deren Gemeinschaft ich nun auf ein paar Wochen getreten war.

Auf dem Lande wird man entweder thöricht oder weise, auf jeden Fall geht man seinen eigenen Weg. Das schadet nicht, weßhalb soll Alles auf ermüdende Weise nach gleichem Muster zugeschnitten seyn? — Mein alter Freund, der sich hier auf dem Lande „Hausvater“ nennen ließ, hatte zwei Söhne, zwei rasche, kräftige Bursche, ferner eine recht hübsche Tochter. In der Stadt hatte sich Alles friedlich und erfreulich zusammengehalten, auf dem Lande ging Jedes seinen Weg; die Jünglinge waren wild, zänkisch und unbändig, die Tochter zeigte sich auf überraschende Weise launisch, und der Hausvater selbst wurde Allen lästig, indem er bei jeder Gelegenheit merken ließ, wie arg ihn die Langeweile plagte. Bei diesem Stande der Dinge war eine Person von großer Wichtigkeit, ein Mann von mittlern Jahren, den man geradezu den Offizier nannte, obgleich er nicht gedient hatte, und auch nicht Willens war, jemals in Militärdienste zu treten. Er war trocken, weder zu gefällig, noch zu zurückhaltend, niemals störend; er ging mit den Söhnen auf die Jagd, musizirte mit der Tochter, und fehlte nie am Abend, wo er dann nicht selten auf ruhige Weise einen guten Einfall vorbrachte, oder es geschehen ließ, daß man gutmüthig ihn neckte und mit der Gouvernante aufzog, mit der er in einem Liebesverhältniß stehen sollte. Der Scherz war herzlich abgedroschen und matt, aber für müssige Leute auf dem Lande

immer noch unterhaltend. War der Offizier abgethan, so stieg man gerne noch eine Stufe tiefer und suchte einen alten, abgedankten Diener hervor, der halb blödsinnig war und den man aus Muthwillen, und weil der Alte einst bei dem Dichter gedient hatte, Klopstock nannte. Auch dieser Scherz war nicht viel besser wie der frühere.

Allein wir müssen wohl dazuthun, um noch ein Stück von der langen Geschichte der Gouvernante zu erhaschen. Dieselbe spielte entweder in Ragusa oder Venedig; freilich zwei sehr verschiedene Orte, allein was thut das zur Sache? meinethalben mag sie im Monde gespielt haben; die Hauptangelegenheit war die, daß Donna Zephise den Don Rabutio liebt, daß er sie wieder liebt, daß jedoch, ehe sie heirathen können, ein Schiff untergeht, ein Thurm in die Luft springt, ein Pallast in Brand geräth, und zwei nichtswürdige Unterhändler mit Gift abgethan werden. Das Alles zu betreiben, fordert Zeit; so eilig die Gouvernante auch über manche wichtige Motive dahinglitt, so wenig es gründlich erörtert blieb, ob Rabutio Zephisen, oder Zephise Don Rabutio an Edelmuth übertraf, oder endlich, ob Don Xerres, Zephisens Vater, einen weißen oder rothen Bart hatte, so wurden doch die Zuhörer schon ziemlich ungeduldig und auf den Schluß der Geschichte begierig. Kaum hatte also die Erzählerin ihre Liebenden irgendwo zusammengebracht, und ließ nun einen Boten kommen, der einen Brief abgab, als alle Zuhörer mit den Stühlen rückten, aufstanden, sich ruhig im Saale zerstreuten und weiter sich nicht um die Dame bekümmerten, die nun mitten in ihrem Vortrag stillschweigen mußte.

Als ich mich nach dem Grund dieser Sonderbarkeit erkundigte, erwiderte sie mit Lächeln: „Ich habe mir mein Publikum verdorben, und bin selbst Schuld daran, daß man mich so behandelt. Bei der großen Menge von Geschichten, die ich immer erzählen muß, verläßt mich nicht selten mein Gedächtniß; ich gerathe bei den zu häufigen Verwirrungen, die ich geschehen lasse, selbst in Verwirrung, und lasse nun gemeiniglich, wenn mir die Sache zu bunt wird und gleichsam über den Kopf wächst, einen Boten mit einem Brief auftreten, der Alles schlichtet und in's Reine bringt. Daher werden Sie bemerken, so wie mein Bote mit dem Brief kommt, hält man die Geschichte für beendet und steht auf. Dieses Mal jedoch war es nicht so gemeint, und der Bote ist nicht meine Erfindung; er kommt in der Geschichte vor, ich konnte ihn unmöglich weglassen, obgleich ich voraus sah, daß man mich würde kein Wort weiter vorbringen lassen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Aus dem Mitgetheilten könnte nun mancher Leser den Schluß ziehen, es gebe in dem heutigen Paris gar keine Boutikiers mehr; denn Boutikier kommt offenbar von Boutike her, selbst das Wörterbuch der französischen Akademie erklärt den Boutikier als un homme tenant boutique; und wenn man einmal das Wort Boutike vermeidet und abschafft, so ist der Schluß, daß in Folge dessen auch der Boutikier verschwinden müsse, logisch ganz richtig; denn das abgeleitete Wort hängt wesentlich mit seinem Stammworte zusammen, und wenn Boutike aus dem neueren Sprachgebrauch gestrichen worden, muß auch Boutikier nach modernen Begriffen seine frühere Bedeutung verlieren, gleichwie Epicier, welches, wie Jedermann weiß, seit 1830 doch nicht mehr im Sinne der Akademie als un homme qui vend des épices gebraucht wird. Indeß kann ich meinen Landsleuten die sichere Zeitung bringen, daß das Substantivum Boutiquier doch noch nicht ganz Adjektivum geworden ist; die alte Boutike der Vorzeit ist noch nicht völlig von dem Magazin der Gegenwart verschlungen, oder deutlicher und richtiger zu reden, hat noch nicht für gut befunden, sich Magazin umzutaufen und auf gleiche Stufe mit dem Spätkömmling herabzusteigen. In den Faubourgs, in der Cité, in den Quartiers Saint-Denis und Saint-Marceau treffen wir noch die alten Boutikiers von echtem Schrot und Korn, die mit Stolz von ihren Boutiken sprechen und sich ihres Standes und Namens rühmen. Wer sich die Mühe nicht verdrießen lassen will, eine von den entlegenen, versteckten, engen und finstern Gassen der angeführten Stadtgegenden zu durchwandern, wird noch mehr als einen jener ehrenwerthen Comptoirspatriarchen sehen, welche weder an dem Innern noch an dem Aeußern ihrer Läden eine Neuerung vorgenommen, sondern die großväterlichen Ueberlieferungen treu bewahrt haben. Die Vorderseite der Boutike ist stets mit Schmutz besprenkelt und wird höchstens alle Monat einmal gereinigt; die Ladenthür ist von Holz und gerade so hoch, daß man sich mit den Ellenbogen darauf legen kann, um mit der gegenüberwohnenden Gevatterin zu sprechen, und was die Abendbeleuchtung anlangt, so besteht dieselbe in einer qualmenden Oellampe oder in einem von einer Glaskapsel eingeschlossenen Talglicht, das alle Viertelstunde mit den Fingern oder mit der Scheere geputzt wird. Diese Boutikiers alten Schlags sind ehrwürdige Männer mit Zopf und Haarbeutel, welche sich noch regelmäßig pudern, manchesterne Kniehosen und große Schnallenschuhe tragen, jeden Abend ihre Partie Piket spielen, um zehn Uhr Nachts ihre Buden zumachen.

und sie Sonntags um alle Schätze der Welt nicht öffnen. Von diesen Leuten wird das Wort boutique auch noch in der ungetrübten, echten, ursprünglichen Bedeutung gebraucht; sie sprechen von ihrer veste de boutique, casquette de boutique, nennen sich selbst locataires d'une boutique, und sagen faire un tour à la boutique, wenn sie als Nationalgardisten auf der Wache sind und ihren Offizier um Erlaubniß bitten, sich auf kurze Zeit vom Posten entfernen zu dürfen. Deßhalb thut man ihnen auch keinen Gefallen damit, wenn man von ihrem Magazin spricht; im Gegentheil, sie werden böse darüber und es beleidigt ihr Zartgefühl. Ueber die blanken Messingplatten, womit die Außenwände der neuen Magazine geziert sind, lächeln sie verächtlich, die Marmorbekleidung und andere äußern Dekorationen der modernen Kaufläden ekeln sie an, und die Einführung der Gasbeleuchtung ist ihnen ein Greuel; sie geben dafür denselben Grund an, wie die Gegner des Turnens in Deutschland, welche sich leicht darüber beruhigen, daß ganze Geschlechter langsam vergiftet werden, und laut aufschreien, wenn einmal von Tausenden Einer den Arm, oder von Hunderttausenden Einer den Hals bricht. So oft sie ein neues, prächtiges Kaufgewölbe erstehen sehen, rufen sie aus: das ist entsetzlich, das kann unmöglich bestehen, wo soll das hinaus? In der Rue Mouffetard ist neulich einer von diesen Käuzen gestorben, welcher fünfzig Jahre lang, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, keine zwei Stunden des Tags außerhalb seiner Boutike zugebracht hat. Er hinterläßt ein bedeutendes Vermögen und eine einzige unverheirathete Tochter, welche bei Lebzeiten ihres Vaters keinen Mann finden konnte, weil alle jungen Freier, die um ihre Hand warben, Magazinbesitzer waren, unter denen der Vater keinen Schwiegersohn haben wollte, und unter allen Boutikiers pur-sang in Paris keiner aufzufinden war, der jung und kräftig genug gewesen wäre; ein sprechender Beweis übrigens, daß das Geschlecht der Boutikiers auszusterben droht, so daß man vielleicht nach Verlauf eines Jahrzehends sich vergebens nach einem echten Typus dieser Race umsehen wird. Täglich bemerkt man den immer mehr und mehr überhand nehmenden Zuwachs an eleganten Magazinen; die Boutike wird nach und nach verdrängt, und verliert sich mehr und mehr zu ebener Erde, von der sie bald ganz verschwinden wird. Viele Leute hier halten sie schon für todt; vereinzelt, ungekannt, unbeachtet und eingenistet in einsame, düstere Schlupfwinkel, stirbt sie mit stillschweigender Ergebung ab, wie Alles, was von ihrem Alter ist, und was die Zeit bewahrt, so lange sie es brauchen kann, aber zerfallen läßt oder selbst zerstört, wenn es den Kreis seiner Wirksamkeit ausgelaufen hat und ihren Zwecken nicht mehr dient, wie die mächtige Weltbeherrscherin Roma untergegangen ist, an deren Erhaltung Helden und Weise fruchtlos ihr thätiges Leben verschwendet haben. Das undankbare Jahrhundert handelt gegen die altersschwache Boutike, wie es gegen einen alten, ehrwürdigen Ruf, gegen einen veralteten Grundsatz oder Glauben, und gegen eine aus der Mode gekommene Literatur handelt: es vergißt und belächelt sie. Wenn endlich die Boutike wirklich des Todes verblichen seyn mag, wird ihr Kind, das Magazin — ein undankbares, pflichtvergessenes Kind, welches seine Eltern verleugnet — sie auf den Kirchhof begleiten, und in der Leichenrede wird es von der Verstorbenen heißen: Sie war eine arme, ehrliche, rechtschaffene Kreatur; lange Zeit betrug sie sich einfach, brav und bieder; nur gegen das Ende ihres Lebens ist sie zänkisch, mürrisch, eigensinnig und perrückenhaft geworden. Friede ihrer Asche!

(Die Fortsetzung folgt.)

Abendschwere.

Die Luft ist weiß und regungslos;
Der Rauch aus der Kamine Schoß
Hält über jedem Dorfe still,
Von dem er träg nicht lassen will.

O Erd' und Himmel, schlieft ihr ein?
Sucht jedes für sich selbst zu seyn?
Verschmähst du ganz des Himmels Gunst,
Raubst, Erde, selbst ihm deinen Dunst?

O Wolkenluft, gewölbesfest,
Die keinen Hauch durchspielen läßt,
Hältst du den Duft zurückgebannt
Und ruhst zu schwer auf allem Land?

Ein Abend, todesstill und bang,
Schweigt meinem Herzen schon zu lang.
Das Irdische, zu unverrückt,
Hat selbst den Geist zu Grund gedrückt.

Am Kloße klebt das Himmelskind;
Doch Heil ihm! was verlautet lind?
Ein Lerchenlied steigt dort hinan,
Knüpft mit dem Himmel wieder an.

Karl Mayer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

(Fortsetzung.)

Einzug des Kaisers. Théâtre paré.

Die Adlerapotheke in der Brückengasse schien uns durch eine Reihe hochstämmiger Orangenbäume in den Süden versetzen zu wollen. Ein zweiter Kleinseitner Apotheker füllte mit unsäglicher Mühe alle Fensterscheiben seines Hauses mit Blumenmosaiken und dem Namenszuge des Kaisers an. Das Ganze war sehr sorgfältig gemacht, aber kleinlich. Reiche Armaturen schmückten sehr passend das Generalkommando-Gebäude, wie das Spittelthor, durch welches der Kaiser seinen Einzug hielt. Der Hoffederschmucker Barth hatte sein Haus recht zierlich mit zahllosen Federn, meist feinen weißen Schwungfedern, verziert, und vor dem Hause des Mannsschneiders Krach erhob sich vor einem purpurrothen Vorhang und zwischen zwei blumenbekränzten weißen Säulen die Büste des Kaisers. Eine der geschmackvollsten Zierden der Stadt waren die weißen Draperien mit rosenrothen Fransen am ersten Geschosse des Pinkasschen Hauses unter der Brücke. Aus allen Fenstern des zweiten Stocks, aus allen Dachlücken und selbst an den Schornsteinen flatterten weiß und rothe Fahnen in die Luft hinaus, und gaben dem Hause ein wahrhaft festliches Ansehen. Am Josephsplatze waren zwei Obelisken durch den an ihrer Spitze schwebenden kaiserlichen Adler in einen Triumphbogen verbunden, an welchem schwankend ein: „Willkommen!“ aus Blumen hing. Die erste Ehrenpforte, durch welche II. MM. in das Karolinenthal einzogen, war sehr luftiger Natur; in den Säulen von weißem Musselin, durch welche ein Regenbogen von gleichem Stoffe sich durchschlang, fing sich der Wind so gewaltig, daß er sie schier in Luftballons verwandelte, und man jeden Augenblick besorgt war, die musselinene Pforte mit dem Friedensbogen von Musselin und den musselinenen Kapitälern werde sich in die Lüfte schwingen. Großartig und von guter Zeichnung war die zweite Triumphpforte am Garten des Fabrikanten Jerusalem, dessen Wände mit vierfachen, purpurroth und weißen Draperien geziert waren. Ein anderer Kattunfabrikant des Karolinenthals hatte seine beiden Häuser ganz mit seinen Erzeugnissen überzogen, das eine grell schottisch quadrillirt, das andere geschmackvoller und sinniger mit gleichem Stoffe belegt. Schon am Tage nach dem Einzuge wurde die Beleuchtung der Stadt angesagt, welche hastige Eile freilich ihrem Gelingen störend entgegentrat; da man an den großen Häusern des Straßenzugs, welchen der Kaiser am „ten durchschnitten, einen halben Tag mit dem Abräumen des Laubes zu thun hatte, bevor die Lampen befestigt werden konnten, überdies der Hof schon um halb acht Uhr ausfuhr, so waren viele Häuser und Gerüste, z. B. die kolossale Kolonade am Rathhause, die in schönen Kontouren angedeutete Architektur des Mauthhauses und die wahrhaft geschmackvolle Dekoration des Roßthores kaum zur Hälfte angezündet, als der Hof vorüberfuhr, ja an den beiden Obelisken des Josephsplatzes brannten kaum fünfzig bis hundert Lampen. Wie aber der Kaiser vorüber war, wurde auch alles fernere Anzünden eingestellt, so daß die Erleuchtung der meisten Gebäude unvollendet blieb. Die schönsten Punkte waren die Gartenhäuser des Landgrafen von Fürstenberg und Grafen von Schönborn auf den nördlichen und südlichen Bergrücken zu beiden Seiten der Brücke, die gleich Feenschlössern in die dunkle Nacht hineinstrahlten. Auch der Obelisk auf der Färberinsel, wie die Erleuchtungen der Waldsteinschen und Ledebourschen Palläste zeichneten sich vortheilhaft aus. Die Dekoration des Graf Klam-Gallasschen Pallastes war großartig und reich; doch glich sie mehr einem Katafalk, als einem Freudengerüste. Ein Théâtre paré hatte unter den Abonnenten und allen Theaterfreunden, Patrioten und Neugierigen schon im Voraus große Sensation gemacht, und ein paar Tage lang den Stoff zur Konversation in den verschiedenen Coterien geliefert. Um nämlich den Raum für die große Zahl der Gäste zu gewinnen, mußten die bürgerlichen Logenabonnenten ihre Logen auf diesen Tag abtreten, und erhielten dafür Sperrsitze; die übrigen der leztern, wie die Parterre-Eintrittskarten, wurden größtentheils beim Landespräsidium vertheilt. Das Haus war gedrängt voll, und bot einen recht bunten Anblick dar, mit den österreichischen, russischen und preußischen Uniformen aller Waffengattungen, dazwischen Maltheser-, ständische und Civiluniformen, die Damen in full dress in den Logen vertheilt und von zahlreichen Kerzen und Lampen beleuchtet. Nach sieben Uhr traten, vom Jubel des Volkes empfangen, die beiden Kaiserpaare mit der Großfürstin Olga in die eigens dekorirte Hofloge. In der großen Mittelloge und den anstoßenden Logen des ersten Ranges, wie des Parterre, nahmen die kaiserlichen Prinzen, die Erzherzoge Johann und Karl mit des lezten beiden Söhnen und der liebenswürdigen Prinzessin Therese, die Erzherzogin Palatinus, die Großherzogin von Weimar, die preußischen und sächsischen Prinzen und Fürsten, der Herzog von Nassau und die übrigen hohen Gäste Platz, und man kann wohl sagen, daß die Prager Schaubühne an diesem Abend eine höchst interessante historische Galerie der Zeit darbot. Daß Aller Augen auf die Hofloge gerichtet waren und dem armen „Robert der Teufel“ durchaus keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde, ist wohl natürlich; man war heute bloß hieher gegangen, sich im Glanze der Majestäe zu sonnen, nicht den Robert zum zwölften oder dreizehnten Male anzuhören. Die Beleuchtung im Hintergrunde der Loge blendete jedoch so sehr, daß man insbesondere die Züge der Damen nicht deutlich unterscheiden konnte, daher sich nur ihr Wuchs vollkommen aussprach; deutlich aber sah man die hohe, schlanke Gestalt des Kaisers von Rußland und seine Haltung und Bewegung, den wahrhaft kaiserlichen Anstand, mit dem sich zugleich eine Art von ritterlicher Courtoisie vereinigt, die in ihm einen stattlichen Helden aus der schönsten Zeit der Chevalerie erscheinen läßt. Mit Ehrfurcht und Liebe schaute das Prager Publikum auf die erlauchten Brüder des Kaiser Franz, den Vertheidiger Böhmens in dem Revolutionskriege, Karl Ludwig, und den hochherzigen Beschützer alles Guten und Schönen, Johann, und mit nicht minderm Interesse blickten wir auf den ersten Diplomaten der Zeit, den Fürsten Metternich, und auf den achtbaren Minister Kolowrat an seiner Seite. Der Kaiser von Oesterreich schien kein großes Behagen an dem gemischten Kunstgeschmack dieser Musik zu finden, welcher er eben nicht viel Aufmerksamkeit schenkte; nach dem ersten Akte sprach er leise mit der Kaiserin, worauf beide hohe Personen plözlich verschwanden. Kaum hatten sie die Loge verlassen, als die fürstlichen Damen aus der Mittelloge herüberkamen und ihre Pläze einnahmen. Nach dem dritten Akte entfernte sich Alles; die Zuschauer brachten dem Kaiser und der Kaiserin von Rußland ein Lebehoch, das Beide sehr gütig aufnahmen, und besonders holdselig dankte die graziöse Monarchin dem Publikum mit freundlichem Lächeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. November 1835.

> Das Hauptverdienst der Inschriften, welche an den Wänden der Häuser den Witz der Eigenthümer repräsentiren, besteht für den Beobachter in ihrer Abgeschmacktheit.
>
> Mercier.

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Kehren wir jezt zu unserem Gegenstande zurück. Dem Deutschen, welcher sich länger oder kürzer in Paris aufhält, empfehlen wir dringend, die ausgezeichneten Gemälde, wovon wir oben gesprochen haben, in Augenschein zu nehmen. Von älteren gemalten Schilden, die im Sturm der Zeit verloren gegangen sind, haben wir, meines Wissens, nur wenige zu bedauern. Die Pariser Sittenchronik erwähnt jedoch eines, welches nicht sowohl wegen der Ausführung, als wegen seiner charakteristischen Beschaffenheit merkwürdig gewesen seyn mag. Man findet das Epitaphium desselben noch heute in der zurücktretenden Ecke links, wenn man vom Boulevard Bonne Nouvelle zur Porte Saint-Denis hinabgeht. Man liest dort über der — halt! bald hätte ich wieder Boutike gesagt — über dem Salon eines Perrückiers (die Pariser Perrückenmacher haben jezt nur einen Salon pour la taille des cheveux avec ou sans frisure), man liest an der bezeichneten Stelle, sage ich, noch folgende Worte: A Absalom. Es war hier, glaubwürdigen Berichten zufolge, ein kleines, ziemlich richtig gezeichnetes und erträglich kolorirtes Bild, welches den rebellischen Sohn des Königs der Juden, an einem Eichenzweig mit seinen langen Haaren hängend, vorstellte, und worunter man folgende Verse las:

> Passans, plaignez le triste sort
> D'Absalom pendu par la nuque;
> Il eût évité cette mort
> S'il eût porté perruque.

Nachstehende Verse sind auch der Erwähnung werth; sie dienen dazu, um das Schild einer mechanischen Bäckerei zu erklären. Das Gemälde stellt zwei Bäckergesellen in ihrem Kostüm dar, denen der Bäckermeister eines seiner Brode zu prüfen gibt. Die Poesie lautet folgender Gestalt:

> Plus léger et plus blanc, meilleur et d'avantage;
> D'un système nouveau, voilà le résultat,
> Qu'un ancien boulanger présente à votre usage.
> Voyez la vérité, vous êtes de l'état.

Die Neugierigen, welche das lesen wollen, müssen sich nach der Rue Saint-Antoine, zwischen der Rue Saint-Paul und dem Collège Charlemagne begeben. Nicht gar weit davon werden sie zu gleicher Zeit einen Confiseur à la renommée de France bemerken. Ich mache mich anheischig, demjenigen eine Düte voll der feinsten Bonbons zu geben, welcher zuerst herausbringt, was das bedeuten soll und inwiefern der Zucker in Beziehung zum französischen Ruhme steht. Ein Kleinmezger, welcher bloß altes Ochsengekröse und Kalbskaldaunen verkauft, und in der Rue Trainée gegen den Pont Saint-Eustache

zu wohnt, hat über seiner Hausthür oder über seinem Salon, wie man will, jenes nicht minder bemerkenswerthe Motto angeschrieben: au galant tripier. Nun sage man noch, daß die untern Volksklassen in Frankreich ungebildeter sind, als überm Rhein drüben! — Wenn man von der Galerie Valois im Palais-royal nach der Galerie Vivienne geht, kommt man durch eine kleine Passage, in der man über einem Tabaksladen ein Gemälde hängen sieht, worauf ein halb Dutzend nackter Teufel abgebildet ist, welche allerlei ergötzliche Sprünge machen, einander bei den Schwänzen herumzerren und ihre Pfeifen anzünden. Dieses Bild soll wahrscheinlich veranschaulichen, daß das Rauchen eine Erfindung der Hölle ist; die Inschrift fehlt. Höchst naiv ist folgende Aufschrift: N... gendre et successeur de Mons. N... entrepreneur de vidanges. Interessante Familie, welche weder ihren Adel aufgibt noch Mißheirathen schließt!

Die Schilder, welche man ihres alten Rufs wegen beibehalten hat, findet man besonders in den Stadttheilen, die ihre Spezialitäten haben. In der Rue des Lombards, wo die meisten Zuckerbäcker wohnen, findet man immer noch den klassischen Fidèle berger, la Reine de France, les vieux amis, le marc d'or, la Sainte-Cathérine und le grand monarque; auf dem Quai des Lunettes, bei den Brillenverkäufern, begegnen wir dem Observatoire, dem Télescope, dem Croissant, der Chambre noire péricopique, der Balance de Nicholson u. s. f., was indessen keineswegs verbindert, daß die Namen Breguet, Chevalier und Lerebours, ohne alle Zeichen oder Aushängeschilder, und ohne sich Maison Breguet, Maison Chevalier oder Maison Lerebours zu betiteln, dennoch den größten Theil der öffentlichen Aufmerksamkeit absorbiren. — Auf dem Quai des Orfèvres ist noch Alles von Gold: Chariot d'or, Crosse d'or, Lion d'or, Coupe d'or u. s. f. Auf den meisten Ladenthüren der Pariser Goldarbeiter liest man noch: Achat d'or et d'argent, aber der ehemals übliche Zusatz: Fonte de galons, wird fast allgemein weggelassen; der Tressenhandel gehört jezt ausschließlich in's Bereich der Marchands d'habits und Trödler. Das Geld, welches ehemals die Aushängeschilder kosteten, wird jezt vortheilhafter auf schöne, große Fensterscheiben, Wandspiegel, Marmorplatten und Acajoumeubel verwandt.

(Der Beschluß folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Wie ich mich von der Gouvernantin wegwendete, sagte mir der Hausvater, indem er auf jene wies: „Es ist nicht zu leugnen, daß sie langweilig erzählt, allein wie soll sie es anders machen? Wer moralisch erzählen will, muß so viele Dinge gänzlich auslassen oder nur oberflächlich andeuten, auf die es bei Erweckung des Interesses recht eigentlich ankommt. Die alten Novellisten haben sich hierin sehr wenig beengen lassen und frischweg in den Tag hinein gesprochen. Sie sind dabei so anmuthig, frisch, lebendig und unterhaltend, daß man sie nach einem halben Jahrtausend noch mit Vergnügen anhört, indeß unsere moralischen Erzähler kaum die Dauer eines Winterabends überleben. Wie soll dem Uebel abgeholfen werden? Nothwendig müßte man die Grenze bestimmen, auf der das wahrhaft Unmoralische und das nur durch unsere falsche Sittenstrenge dazu geprägte sich trennen. Und dies ist schwer, sehr schwer.“ Er brach schnell ab, entweder weil er nicht mehr zu sagen wußte, oder weil es ihm zu viel Anstrengung gekostet hätte, aus Obigem Folgerungen zu ziehen, durch welche vielleicht die langweilige Erzählermethode der Gouvernantin von Grund aus wäre verbessert worden. Es blieb also mir überlassen, über diesen Gegenstand zu philosophiren, ihn hin und wieder zu beleuchten und ihn so gründlich zu erörtern, als ich nur immer vermochte; doch mußte ich meine Gedanken für mich behalten, denn Keiner der müssigen Leute hatte Zeit, sie anzuhören. Ich dachte an das, was Goethe über den Charakter des Lüsternen sagt, und an die unnachahmlichen, lieblichen, frischen, kleinen Geschichten, die sich die deutschen Ausgewanderten erzählen; namentlich die heimlich-schauerliche kleine Novelle aus des Marschalls Bassompierre Memoiren, und dann die Erzählung, in der die Weise besprochen wird, wie eine hübsche, junge Frau sich mit ihrem raschen Blute und ihrem vernünftigen Liebhaber so abfindet, daß sowohl ihre Tugend, als auch das Amüsement des Lesers ihre Rechnung dabei finden. Man kann nicht leicht ein niedlicheres Geschichtchen und zugleich eines finden, dessen Tendenz so moralisch wäre, und dies in einer einfachen Sprache vorgetragen, die leicht von der Lebhaftigkeit, dem Organ, dem natürlichen Muthwillen und dem richtigen Geschmack des jedesmaligen Erzählers Farbe annimmt. Es ist ein hübsches Musikstück, das auch dann nicht seine Wirkung auf eine heitere Gesellschaft verfehlt, wenn ein völlig ungeübter Spieler es vorträgt. Es müßte eigene Erzählungen geben, die lediglich für den freien, mündlichen Vortrag geschrieben wären; dann würde man sogleich das Lahme, Schwächliche oder zu Gedehnte bei der Komposition herausfinden, so wie auf der andern Seite die Mienen der Zuhörer, troz aller Verstellung, gewiß deutlich genug anzeigten, auf welchen Theil der Geschichte das wahrhaft Unterhaltende, Spannende oder geistvoll Anregende fiele. Die besten Erzähler alter Zeiten haben sicherlich erst mündlich zu einem großen Kreise gesprochen, und nach

der Wirkung, die sie beobachteten, schrieben sie die Erzählung nieder: Boccacio, Ariost, Le Sage, Cervantes, die Erzählungen der Tausend und einen Nacht. Wenigstens könnte man fordern, daß sich unsere neuern Erzähler ein bestimmtes Publikum dächten, vielleicht sogar einzelne Personen, die sie beschäftigen oder unterhalten wollen; dann würden sie schon gezwungen seyn, einen bestimmten Charakter anzunehmen, und es wäre nicht erlaubt, einem gewissen schwermüthigen Hange nach unendlich langen Betrachtungen zu folgen, die den Gang jeder Erzählung unleidlich hemmen und am Ende Niemanden als ihrem Verfasser Freude machen. — Allein gehören nicht wohl gar die, die ich eben anstelle, zu dieser verpönten Sorte? Es könnte seyn, ich will sie darum abbrechen und zu den müssigen Leuten zurückkehren.

Da ein Theil vom Abend noch übrig war, so wurde Ball gespielt, musizirt, und endlich trennte man sich sehr vergnügt, nachdem vorher ein sehr gutes Souper war eingenommen worden. Am Abend darauf nahm der Offizier das Wort und sagte: „Obgleich man in diesem Kreise mich für sehr frivol hält und mir allerlei verfängliche Liebesgeschichten andichtet, so will ich keineswegs diesem Charakter gemäß meine Erzählung einrichten, im Gegentheil soll sie ernst, finster und sogar schauerlich, mit einem Wort, eine Gespenstergeschichte seyn. — Als ich zur Zeit des ersten Einzugs der französischen Armee in Italien mich aufhielt, langte ich nach einer beschwerlichen Reise in einem Städtchen an, in dessen einzigem, elendem Gasthause, überfüllt mit Soldaten und Reisenden, ich auch nicht das geringste nothdürftige Plätzchen zum Nachtlager erhalten konnte. Nach vielem Hin- und Herstreiten und vergeblichem Ueberlegen sah ich mich genöthigt, der Einladung eines Lohndieners zu folgen, der mir ein treffliches Nachtlager, ein Nachtlager eines Prinzen würdig, versprach, wenn ich es über mich gewänne, in einem Hause, das aus allerlei Gründen leer stehe, die Nacht zuzubringen. Ich hörte wohl, daß der dienstbare Helfer die Worte „aus allerlei Gründen“ mit einem besondern Ausdruck sagte, doch müde, wie ich war, von langem, fruchtlosen Zank betäubt, dachte ich nicht weiter darüber nach, und wir gingen mit einander unserem Ziele zu. Nachdem ein paar enge Gassen durchschnitten waren, stand das Haus vor uns. Es war ein alterthümlicher, hoher Bau, im innern Raum eines Hofplatzes errichtet. Ein Theil des Dachstuhls, so viel man in der Dämmerung sehen konnte, war abgetragen, das obere Stockwerk mit Gerüsten versehen; es sollte wohl ein Anbau hinzukommen, vielleicht dieses einzelne Haus mit einem Hauptgebäude verbunden werden, doch war alles Geräthe fortgeräumt, tiefe Stille umher; hatte der Baumeister die Mittel oder die Lust zur Vollendung seines Werks verloren? — Gleichviel; ich richtete mich bestmöglichst in dem mir angewiesenen Zimmer ein, der Hausknecht und eine Magd erschienen, mich mit dem Nöthigsten zu versehen, und die leztere bemerkte, als sie sich empfahl, auf ein erleuchtetes Fenster im Nebenhause zeigend: „Dort wohne ich, und wenn dem Herrn etwas zustoßen sollte, so braucht er nur zu rufen und ich werde bei der Hand seyn; über den stillen Hofplatz hinüber hört man ja den schwächsten Laut.“ Gute Nikolette! vor meinem Ruf bist Du sicher; was könnte mir Schlimmeres zustoßen, als wenn Du selbst wieder erschienest, so wie Du jezt vor mir stehst, mit der triefenden Oellampe in Deiner kleinen, verschrumpften, nußbraunen Kralle, mit dem faltigen, weiten Leibchen von elendem Kattun! Geh' zu Bette, liebe Nikolette, geh' zu Bette! wie sicher kannst Du schlummern! Dich weckt weder der Ruf eines verliebten Thoren, noch eines eifersüchtigen Ehemanns, am wenigsten der meinige.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Der Komet und sein Einfluß. Theater.

Mit dem Effekt des Kometen ist man durchaus unzufrieden. Er hat nicht im Entferntesten die Erwartungen erfüllt, und seine Durchreise war so schnell, daß man nur in seinem analogen Laufe mit den Weltbegebenheiten eine Entschuldigung findet. Unsere Vorväter sahen ihn als eine feurige Ruthe, die vom Himmel zur Erde reichte; zu uns kam er, ein langer, durchsichtiger Streif, und kluge Leute wollen durch seinen dünnen Kern andere Himmelskörper erblickt haben, obschon noch Klügere dies bestreiten. Einige meinen, er habe uns nicht mehr der Mühe werth gehalten, besser für uns zu scheinen, Andere, die Aufklärung habe das Wunder der Vorwelt so winzig gemacht. Die Zeitungen, vollgepfropft mit seiner Zukunft, schwiegen ganz still bei seiner Gegenwart, und nur Einer warf darin die Frage auf, was sein Schweif bedeute? Er hat weder Krieg, noch guten Wein gebracht, weder Mißernte, noch eine Geißel Gottes. Die Zeloten und Propheten, die noch die Cholera aufgriffen, um den Zorn des Himmels zu verkünden, hielten ihn allerdings für eine bedenkliche Waffe, aber die Jungen auf der Gasse lachten über ihn. Nun suche ich umher, was er gebracht hat, finde aber, daß nie eine Periode so arm an Ereignissen war, als dieser Kometenherbst. Wenn er an der Cobañon der spanischen Junten schuld ist, so erfuhren wir mittelbar seine Wirkung in einiger Börsenbedrängniß und Noth, die sich auch tragisch in einem abgeschnittenen Halse manifestirte. Ein Anderer, der aber nicht an spanischen, sondern gewöhnlichen Papierschulden litt, hat sich dieser Tage auf eine Weise um's Leben gebracht, die selbst in der Mährchenwelt unerhört ist. Man fand ihn an einem Orte, den man nicht nennen darf, sitzend, das scharfe Messer noch krampfhaft in die todte Hand gepreßt, beide Ohren abgeschnitten und den ganzen Bauch aufgeschlitzt. Ohne Influenz des Kometen läßt sich kein Grund zu solcher Selbstqual denken. — An Blüchers Statue hing am Morgen des achtzehnten Oktobers ein Kranz. Wie er dahin gekommen, wenn ihn der Komet mit seinem langen Arme nicht aufgehängt, ist ebenfalls unerklärbar; denn erstens steht eine

Schildwache davor, und zweitens soll die Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig hier nicht mehr gefeiert werden. Der Vorfall hat Anlaß zu einer Betrachtung darüber in der Spenerschen Zeitung gegeben, die immer merkwürdig ist, weil solche Betrachtungen jezt ganz außer der Zeit und unsern Zeitungen liegen.

Weßhalb Graf Stanhope hier gewesen und längere Zeit unter uns verweilte, ist jezt bekannt. Er hat die Früchte seiner Erfahrung über Kaspar Hauser dem hiesigen Polizeirath Merker mitgetheilt, der nunmehr in seinen Beiträgen zur Polizeipflege mit aktenmäßiger Genauigkeit nach diesen Eröffnungen ein Resumé seiner Ansicht aufgestellt hat. Da wird der Zweifel allerdings zum Verdacht; denn sprechende Thatsachen drängen sich übereinander zur Anklage gegen den Unglücklichen. Eine Jury dürfte darnach das Verdikt gegen ihn fällen, obgleich unsern Juristen die schlagenden Beweise noch zu fehlen scheinen. Doch nur der leztere Theil der Geschichte, der Mordanfall in Nürnberg und der im Anspacher Hofgarten, wird durch Stanhope's emsige Nachforschungen zu Hausers Ungunsten an's Licht gestellt, seine frühere Geschichte bleibt in demselben Dunkel verhüllt, und was Merker jezt mit Hülfe des Britten vorbringt, ist nicht mehr, als was er vorher allein aussprach, Vermuthungen, die auch vor einem unbefangenen Geschwornengerichte Hausern noch nicht als Betrüger stempeln. Merkwürdig bleibt übrigens der Eifer des Lords, nicht der humane frühere, für Hauser zu sorgen und eine ihm günstige Entdeckung zu befördern, sondern der, sich und aller Welt zu beweisen, daß er selbst die Rolle eines Getäuschten gespielt hat. Eine solche Selbstverleugnung liegt nicht im gewöhnlichen Lauf der Gestirne.

Auf das Theater hat der Komet den allerungünstigsten Einfluß geübt. Analog mit ihm ist Alles ein matt nachschlängelnder Schweif von gewesenem Glanze, gewesenem Eifer, gewesenen Kämpfen. Raupach hat einen dritten Theil aus Friedrich Barbarossa's Kaisergeschichte, den Streit mit Heinrich dem Löwen, einstudiren lassen, es sind aber nur schwache Nachklänge der frühern Stücke. Spurlos sind der Rothbart und der Löwe wieder von der Scene verschwunden. Die Singakademie hat versucht, die Prinz Radziwilsche Komposition des Goethe'schen Faust mit ihren reichen Mitteln zu exekutiren, und das ist zwar gelungen, es ist aber auch nur ein Werk, welches schon vor langen Jahren fertig war und diesen angehört. Auch bei gleicher Kraft, meint man, würde man heute den Faust anders komponiren, so genial auch Vieles darin aufgefaßt ist. In der Oper gastiren, oder sind engagirt, eine Masi und ein Herr Eichberger. Die Opposition fehlt, aber zum Glanz der erloschenen Gestirne will keines von beiden aufleuchten. Die Kritik ist sehr mild, und das höchste Verlangen geht nur nach erträglichen Remplaçans. In der großen Noth, doch für den Winter etwas zu haben, hat man sich gedrungen gesehen, die Tänzerinnen Elsler, einst Sterne erster Größe in der Geschichte des Enthusiasmus, wieder zu citiren. Sie sind da, aber es ist nichts Neues mit ihnen gekommen, nicht einmal ein Ballet. Die Theater füllen sich übrigens; denn Berlin ist eine große Stadt und wird täglich größer, und mit der Zahl der Arbeitenden wächst die der Müßigen. So kommt es denn, daß auch die klassischen Stücke, wenn sich eines dann und wann zwischen die Koulissen verirrt, gefüllt sind. Fast noch ärmer sieht es auf dem Königsstädtischen Theater aus. Hier ist man von Alters gewohnt, daß ein Ruf gemacht wird. Es gibt dazu verschiedene Mittel, und wenn die Komposition richtig ist, braucht es nur einen geringen Zusaz Talent. Seit Kurzem hat man hier aber auch das andere Mittel erfunden, einen gemachten Ruf, wenn er uns nicht mehr nüzt, plözlich erlöschen zu lassen, wie eine strahlende Lampe, der man das Oel durch den Schraubendruck entzieht. Wenn die Lampe eigensinnig ist und nicht selbst brennen will, wie man es von ihr fordert, so hilft das zuweilen, sie zur Besinnung zu bringen; will sie durchaus nicht, so löscht man sie aus. So ging es jüngst mit der Sängerin Vial. Sie sollte nicht eine andere Sontag werden, nein, die Sontag überbieten; eine Weile ging es, plözlich läßt man die Hand los, und verschwunden ist das Gestirn, das sich einbildete, ein Firstern zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Prag, Oktober.

(Fortsetzung.)

Hofkonzert. Maskenball.

Der Kaiser von Oesterreich bot als freundlicher Wirth Alles auf, seine verehrten Gäste auf's Beste zu unterhalten; Spazierfahrten wechselten mit militärischen Manövers, und am 8ten war ein Hofkonzert veranstaltet, welchem jedoch der Kaiser und die Kaiserin von Rußland nicht mehr beiwohnten. Die Kaiserin hatte an diesem Tage die Rückreise nach St. Petersburg angetreten, und Kaiser Nikolaus war nach Wien geeilt, um nicht allein die Kaiserin Mutter, sondern auch die Ueberreste seines verewigten Freundes und Bundesgenossen Franz I. in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern zu besuchen, und demselben ein frommes Gebet nachzusenden. Zu dem Hofkonzerte war das Konservatorium der Musik nach Hofe berufen worden, und excellirte in den Ensemblestücken, wie gewöhnlich, so sehr, daß der Kaiser und alle seine Gäste die lebhafteste Zufriedenheit, ja Ueberraschung zeigten, und der Monarch die Ouvertüre aus Figaro von Mozart — der seinem Geschmack mehr als Meyerbeer zuzusagen scheint — wiederholen ließ. Auch eine Ouvertüre von dem Institutszöglinge Sokoll fand gerechten Beifall.

An demselben Abend hatte Theaterdirektor Stöger einen maskirten Ball im Theater veranstaltet, welcher, troz der verdoppelten Preise des Entrée's und der Logen und Galerien, sehr zahlreich besucht wurde. Nach zehn Uhr erschienen — worauf man gar nicht gerechnet hatte — der Kaiser und die Kaiserin mit ihren noch anwesenden Gästen in der Hofloge, und wurden laut und herzlich empfangen. Nach etwa anderthalb Stunden brachen die hohen Herrschaften wieder auf, und da mehrere der Gäste noch in der Nacht abreisten, so wurde hier Abschied genommen, und die herzlichen Umarmungen der erlauchten Damen boten ein reizendes Schauspiel dar. Vorzüglich bezeugte dieser Moment, daß die holde Erzherzogin Therese bereits alle Herzen gewonnen hatte. Der Abschiedsruf des Publikums steigerte sich zu einem wahren Jubelsturm, als die hohen Gäste noch vor ihrer Abfahrt einen Gang durch den Saal machten, wo der Monarch seinen Unterthanen zuerst in der nächsten Nähe erschien. Die preußischen Prinzen theilten bis zum Schlusse der Redoute das Vergnügen des Publikums. Nach und nach zerstreuten sich die Gäste des Kaisers, der nunmehr seine ganze Aufmerksamkeit der Stadt zuwandte, die meisten öffentlichen Anstalten und Etablissements der Nationalindustrie, auch noch einmal das Theater besuchte, wo eine böhmische Posse ihm viel Spaß zu machen schien, und schon am 15ten Oktober seine Rückreise nach Wien antrat, nachdem der Kaiser von Rußland noch einmal von Wien hieher zurückgekommen war, um von seinem hohen Alliirten persönlich Abschied zu nehmen, ehe er die Heimreise in die südlichen Provinzen antrat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. November 1835.

Eine einzelne Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist.

Goethe.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Das gute Kind ging auch zu Bette, und ich war nun allein. Ich empfand mit Vergnügen, daß es so stille war; keine fluchenden Soldaten, kein zänkisches Gesinde, keine kreischenden Fremden — von alle dem nichts, dagegen Ruhe, ein hohes, kühles Zimmer, ein niedliches Kanape, ein Tisch vor demselben, helle Lichter und meine Stimmung, müde und schläfrig, gerade so, wie sie bei einem Reisenden nach Vollbringung seines mühseligen Tagewerks seyn muß.

Nachdem ich die Thüre nach dem Flur und eine andere zur Hintertreppe geschlossen hatte, mache ich mir mit den angenehmen und behaglichen Vorbereitungen zu thun, die einer zu hoffenden ungestörten, erquicklichen Nachtruhe voranzugehen pflegen; das heißt, ich knüpfe die Halsbinde los, lege den Rock ab, ziehe aus dessen Tasche einen alten französischen Roman und strecke mich auf das Kanape hin. Nach einer Weile sah ich auf, die Lichter waren tief herabgebrannt, das Buch ruhte in meiner Hand, doch die Schrift verkehrt, ich mußte also wohl in ein bewußtloses Sinnen, in einen Vorschlummer versunken gewesen seyn. Mit starrem Blicke schaue ich umher, es ist düster und still, ich wende mich der Wand zu, und das knarrende Geräusch, das das alte Meubel bei dieser Gelegenheit erhebt, dringt laut durch die Stille und hört nicht auf, obgleich ich ruhig liege. Ich schlummere ein, nach einer Weile ruft mich dasselbe Knarren meines Kanapes wach; jezt ist es, als wälze sich Jemand unruhig darauf hin und her. Ich springe auf und trete an den Tisch, auf dem das Licht brennt. Es ist Alles ruhig — dann wieder dasselbe Geräusch, nur noch heftiger, zugleich dringt an mein Ohr ein dumpfes Stöhnen. Das Licht erfassend, eile ich nach einer der verschlossenen Thüren, wähnend, es komme der Laut von außen, doch in dem Moment ertönt er wieder in der Stube selbst, vom Kanape her. Jezt ist es, als würde ein Anfall auf einen auf dem Kanape Schlummernden gemacht, ich höre ringen bei heftigem Knarren des Meubels, hie und da schlägt ein Bein auf dem Fußboden an, ein dumpfes Gemisch von Stöhnen und Flüchen, endlich ein entsetzlicher, aus der tiefsten Brust geholter Todesschrei, der sich an den Wänden des hohen Gemachs bricht und mein Blut erstarren macht. In der Angst meines Herzens fühle ich, wie meine Kräfte mich verlassen, der schreckliche Ton hat mein Inneres zerrissen, er hat mich auf einen Platz gebannt, von dem ich vergeblich fortzukommen strebe. Die Lichter brennen ruhig vor dem Kanape; von dem gräßlichen Kampfe darauf, von dem mein Ohr mir

Kenntniß gibt, sieht mein Auge keine Spur; das Buch, das ich auf die Polster hingeworfen habe, liegt unverrückt an derselben Stelle, die Kissen tragen noch den Einbug von meinem Körper, Alles ist wieder still und ruhig, wie es früher gewesen. Wage ich es, an den Tisch zu treten? — wird mir nicht plötzlich der Körper des eben Ermordeten von den Polstern entgegenstarren? — Hinaus, hinaus aus diesem Zimmer! — Mit dem Lichte in der Hand öffne ich die Thür nach der Haupttreppe. Indem ich noch auf der Schwelle stehe, rauscht es hinter mir: es ist, als würde etwas, in Tücher gewickelt, über den Boden geschleift, es geht dicht an mir vorbei, und gleich darauf höre ich es die Stufen der Treppe hinunterschleifen. Ich höre, wie der Kopf des Hinabgeschleiften an den einzelnen Absätzen dumpf anschlägt. — Draußen in der Nacht verschwindet Alles. — Ihr könnt euch denken, wie ich noch den übrigen Theil dieser Nacht zubrachte und daß ich diese Herberge mit ihren unsichtbaren Bewohnern in's Künftige ernstlich mied."

„Ist hier Ihre Geschichte zu Ende?" fragte Sophie, die Tochter des Hauses. — „Sie ist es." — „So gänzlich ohne Auflösung des Räthsels? — Hatte man nicht Nachrichten von einem Unglücklichen, der in Ihrem Zimmer einst war ermordet worden?" — „Allerdings, es soll ein alter Jude gewesen seyn, der auf Pfänder lieh und den einer seiner Gläubiger umbrachte."

„O pfui, warum denn ein alter Jude?" rief die Gouvernante; „ich dachte mir einen reichen Prinzen, oder wenigstens einen liebenswürdigen Reisenden, wie Sie, der so lebhafte Geschichten zu erzählen versteht."

„Allerliebst!" bemerkte Alfred, einer der Söhne, „dieser Wunsch im Munde einer Geliebten klingt in der That sehr erbaulich." Der ganze Kreis lachte und die Gouvernante that, als wüßte sie nicht recht, was hier Lächerliches vorgefallen. „Gleichviel!" rief der Offizier, „jenes Ereigniß ist mir nun einmal zugestoßen, und ich versichere auf meine Ehre, daß ich es nicht zum zweiten Mal erleben will, obgleich man, wie ich hoffe, mir Muth und Entschlossenheit zutrauen wird."

Nach einer Pause bemerkte der Hausvater: „Ich will es nur gestehen, daß ich, so wie ihr mich hier sitzen seht, an Gespenster glaube."

Sophie. Ach, lieber Vater, davon haben Sie uns ja früher nichts gesagt.

Hausvater. So habe ich meine eigenen Gründe gehabt; unterdessen bin ich aber unermüdlich gewesen, zu beobachten, zu vergleichen, zu —

Sophie. Und was wären ungefähr die Gründe, die Sie für ihren Glauben anführen könnten? —

Hausvater. Ach Gott, soll ich das auch noch sagen? Es ist heute ein so warmer Tag —

Gouvernante. Nun gut, sagen Sie sie nicht, wir wollen Ihre Gründe zu errathen suchen. So zum Beispiel finde ich hier gleich einen offenen Widerspruch. Man lehrt uns an Gott, als einen Geist glauben, und verbietet uns zu gleicher Zeit, an Geister zu glauben. Das eine nennt man mit ehrendem Ausdruck Religion, das andere mit einem verdammenden Aberglaube. Man schärft von Kindheit auf unsere Fassungskraft, um auf die sichtbaren Spuren des ewigen, gütigen Geistes in seiner Schöpfung zu merken, und man unterdrückt diese Fassungskraft, wenn sie ahnet, daß sie zugleich mit diesem größten Geiste auch von andern Geistern umgeben sey. Dieses sind jedoch ganz oberflächliche Gedanken und Ansichten, die weder Philosophie noch Metaphysik seyn wollen.

Hausvater. Und mit Recht, denn wenn man scharfsinnig untersuchen wollte, so könnte man leicht finden, daß —

Gouvernante. Was denn? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man in Paris bekannt macht.

(Beschluß.)

Ein Schild von Ruf wurde ehemals so gestohlen, wie man heute den Titel eines Buchs oder eines Journals stielt; man ahmte nach und ließ sich in der Nachbarschaft nieder. Die Tabaksbude à la Civette in der Rue Saint-Honoré hatte vormals wie heute einen unermeßlichen Ruf, und in ihrer Nähe befanden sich Civettes rouges, noires, d'or, petites Civettes, vraies Civettes u. s. w. Ein Marchand in der Passage Delorme hatte sich unter den Schutz des beau Dunois gestellt und dabei großen Zulauf gefunden; ein anderer etablirte sich neben ihm, ließ einen schönen, weißen, gefleckten Hund malen, den er beau Dunois nannte, und hoffte so auf die Zerstreuung der Kunden seines Nachbars spekuliren zu können.

In den Straßen Saint-Denis und Saint-Martin trifft man noch viele Schilder, aber sie sind meistens veraltet und drohen auseinander zu fallen. Ein Kattunverkäufer in der Rue Saint-Denis hat neuerdings ein großes Bild über seinem Laden anbringen lassen, worauf Foyatiers Statue des Spartakus im Tuileriengarten kopirt ist. Als ich neulich mit einem Franzosen vor dem Hause dieses Ehrenmannes vorüberging, war das Gemälde ganz mit großen Stücken Kattun umhangen, welche vom zweiten Stock bis auf das Pflaster herabreichten, so daß mein Begleiter bei diesem Anblick unwillkührlich ausrief: Tiens! voilà la république! où

diable va-t-elle se nicher? Ein Schild, welchem das Auge sehr häufig in diesen Stadttheilen begegnet, ist das der Hebammen, groß, gewöhnlich zwischen zwei Fenstern im zweiten oder dritten Stockwerk, selten in der ersten oder vierten Etage angebracht. Ein junger französischer Dandy versicherte mich neulich im Foyer der großen Oper, diese Gemälde seyen meistens Porträts; wenn es wahr ist, was ein fashionabler Mund sprach, den die glattesten, zierlichsten Phrasen umhegen, so kann das nur höchst schmeichelhaft für die Pariser Hebammen seyn; denn alle, die ich auf diesen Schildern abgebildet gesehen, sind hübsche Damen von gesetztem Alter mit Strohhüten, und alle Schülerinnen von Herrn Dubois und Madame Lachapelle.

Am verbreitetsten von allen Anzeigen, welche die Mauern der französischen Hauptstadt bedecken, ist ohnstreitig die des Journal des Connaissances utiles à 4 Francs par an. Man las dieselbe auch unter dem Fenster des Hauses auf dem Boulevard du Temple, von wo aus Fieschi seine Höllenmaschine losbrannte. Gegenwärtig ist die Journalanzeige überschwärzt, und an ihrer Stelle hat sich ein Fabricant de Billards nebst seiner Adresse anschreiben lassen. Die Pariser Industrie benuzt das größte wie das kleinste, das schrecklichste wie das lächerlichste Ereigniß der Gegenwart. Erhabener Spekulationsgeist des Pariser Gewerb- und Handelsstandes, ich bewundere dich!

Die Umgebungen des Place Vaudôme, der Rues de la Paix, Castiglione, Rivoli u. s. w. haben Schilder und Inschriften ganz eigenthümlicher Art. Es ist ein Stadttheil, wo die Reichen und Vornehmen, Diplomaten und Engländer, auch andere Fremde wohnen. Dort zeigen sich die Pariser Kaufleute nicht mehr in ihrer Muttersprache an; da heißt es: Room for cutting the heirs, Medical hall, surgeons etc. circulating library, english Pharmacy, hat warehouse, pastry-cook etc. Die Restaurans und Cafetiers haben keine cabinets de société mehr, sondern Rooms for private parties. Auf den Fensterscheiben aller Etablissements steht: English spoken here; französische Sprachlehrer bieten ihre Stunden in fremden Sprachen an: the french language taught on a new method; Natürliche Methode, um franzoesich zu lernen und dergl. mehr. Die Hotels hier haben alle englische Namen: hôtel de Brighton, de Londres, de Westminster, d'Edinbourg, de Portsmouth, während die Hôtels garnis in den übrigen Stadttheilen meistens den Namen einer Stadt oder Provinz in Frankreich tragen, weil gewöhnlich Studenten und Provinzialen darin logiren. Die Fabrikanten, welche auf der Industrieausstellung einen Preis oder eine Medaille bekommen haben, verfehlen nie, es auf ihren Schildern anzumerken. Andere schreiben dazu: fournisseur de S. M. l'Empereur d'Autriche, fournisseur de S. A. R. le prince d'Orléans, horloger du Roi, u. s. f. Zum Schluß empfehlen wir unsern Landsleuten noch den Herrn Saloski, Schumacher in der Galerie d'Orleans des Palais-royal, welcher mehreren großen Potentaten, unter andern dem Kaiser von Rußland, die Stiefeln macht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Buchhandel. Raumer. Charlotte Stieglitz.

Recht ernsthafte Betrachtungen über die Fortschritte des Mechanismus sollte uns das einflößen, wie wir denn hierin auch bei uns einer Vervollkommnung immer näher rücken. Die Gaslampen aus Spiritus gedeihen jezt, und die Möglichkeit, eine Eisenbahn nach Potsdam zu erhalten, regt sich auf's Neue, besonders seit man die andere Möglichkeit bewiesen, auch bei Nacht und Nebel die Theatergänger nach Potsdam zurückzubringen. Die Expropriation macht die meisten Schwierigkeiten, indem unser Landrecht keine Gesetze darüber enthält, daher erst über ein Prinzip de lege ferenda verhandelt werden muß.

Auch der Buchhandel hat zum Winter nichts Wichtiges geliefert, und er wird, aus erklärlichen Ursachen, von Jahr zu Jahr unbedeutender werden, und von dem, was man in höherm Sinne Berliner Literatur nennen könnte, sich separiren; denn hier gedruckt möchte, seit Langbeins Tode, wenig mehr werden als Rechenbücher, Lehrbücher nach Hegelschem System und einige Predigten. Fürst Pückler, der uns zunächst angehört, läßt seine Reisememoiren längst schon in Stuttgart erscheinen. In seinem lezten Werke: „Semilassos Weltgang.“ liefert er übrigens ein vortreffliches Bild seiner Person. Niemand könnte den Verstorbenen besser schildern, als er es selbst gethan. Ob er je von Algier wieder in die Kieferwälder der Lausitz zurückkehren dürfte, ist noch ein Problem. Herr von Raumer, der aus England zurückgekehrt ist, läßt seine Briefe in Leipzig bei Brockhaus drucken, und sie werden in diesen Tagen erscheinen. So viel unter Freunden davon bekannt geworden, darf man sich die reichsten Mittheilungen über Englands Staatsverhältnisse, Gesetze und den Stand der Parteiungen versprechen, auch hie und da lebenvolle Schilderungen einzelner interessanter Gegenstände. Dagegen wird, wer sich auf Personalitäten und charakteristische Anekdoten von lebenden Männern freut, wie sie wohl in den Pariser Briefen vorkommen, sich getäuscht finden. Durch ganz England herrscht unter allen Parteien, nach Herrn von Raumers Versicherung, ein solches Entsetzen, ja ein solcher Abscheu gegen die Art, wie Fürst Pückler in seinen Briefen die Familienpersonalien publik gemacht hat, daß ein Deutscher es nicht wagen darf, irgendwie schildernd in seine Fußstapfen zu treten, wenn er nicht sein Vaterland bei den Engländern in den ärgsten Verruf bringen will. Mittheilungen der ersten Staatsmänner Englands an den berühmten Historiker über einzelne Materien der englischen Verwaltung werden diesen Briefen übrigens eine Art von authentischem Charakter leihen. — Von Ludwig Rellstabs bekanntem Roman 1812 erscheint, auch in Leipzig, eine zweite Auflage. Der Verfasser hat sich jüngst, von einer Reise nach Holland her, sehr günstig in den hiesigen Zeitungen über die Dampfwagen vernehmen lassen, und den Beweis

geführt, daß sie wohl das Produkt des Bedürfnisses sind, aber eben so das Bedürfniß, wo es noch nicht klar wurde, erwecken. Möchte es wirken! — Die Lebensgeschichte der unglücklichen Charlotte Stieglitz, Gattin des Dichters Ludwig Stieglitz, ist jezt von seinen Freunden herausgegeben. Die Briefe der Dahingegangenen sind ein interessantes Vermächtniß, ein schöner Spiegel einer edeln Weiblichkeit, die nach ihrem Tode wie im Leben ein besseres Loos verdient hätte, als hier einen gemüthskranken Gatten aufrecht zu erhalten, dort das Aushängeschild abgeben zu müssen für eine Schule und Partei. Vielleicht wäre das, wenn sie darum wissen könnte, die bitterste Strafe für die Unglückliche. Sie, die Anspruchlose im Leben, muß nun als die Dritte in einem Bunde berühmter Berliner Frauen rangiren, deren Herzensergüsse uns für neue Incarnationen des ewigen Geistes gelten sollen. Indem ein bekannter Gelehrter und Schulmann, Professor Zumpt, selbst kaum genesen von dem in Athen grassirenden Fieber, aus dem Lande zurückkehrt, von wo die Schulweisheit ihre Abkunft herleitet, ohne daß Schulmänner bis jezt sie dort zu suchen pflegten, werden wir an den Tod einer andern ausgezeichneten Frau gemahnt. Des berühmten Savigny Tochter, die Nichte Bettinas von Arnim, kürzlich vermählt mit dem Griechen Schinas, erlag in Athen der mörderischen Krankheit. Die Geschichte ihrer Liebe und Heirath gleicht einem schönen Roman. Alle, die sie kannten, versichern, daß in ihr ein weibliches Wesen untergegangen, welches seines Gleichen an Tüchtigkeit, Tiefe und heiligem Ernst der Bildung gesucht. Es ist darum auch nicht zu fürchten, daß ihre Briefe durch den Druck bekannt gemacht werden. An allerhand dummen Gerüchten über ihre Heirath fehlt es nicht, wie denn alles Außergewöhnliche dem trivialen Zweifel leider selbst dann ausgesezt ist, wenn es auch keine Ansprüche machte, vor das Licht der Oeffentlichkeit zu treten.

Noch ist zu erwähnen, daß die französische Kolonie auch in diesem Jahre ihr Stiftungsfest feierlich beging. Es ist vergebens; je mehr man sich Mühe gibt, äußerlich die separirte Existenz darzuthun, um so mehr bekennt man damit, daß es mit dieser Separation aus ist. Das jüngere Geschlecht ist durchaus deutsch, und will selbst nichts mehr von der Exemtion wissen. Es sind nur noch die Alten, welche das Veraltete festhalten, und zu vergeben ist es ihnen, wenn sie die vielen schönen, wohlthätigen Institute betrachten, die der Kolonie ihr Daseyn, und denen sie wiederum ihr noch heutiges Bestehen verdankt.

Prag, Oktober.

(Beschluß.)

Poetische Feierklänge.

Die poetischen Feierklänge, die bei dieser Gelegenheit ertönten, waren eben nicht glänzend zu nennen. Daß die Quantität der Verse geringer war als gewöhnlich, wird wohl Niemand unerfreulich nennen; leider aber war auch die Qualität keineswegs lobenswerth. Selbst die bessern unserer Poeten: Gerle, Legis, Müller, Swoboda, Zimmermann u. s. w., waren diesmal nicht glücklich mit den Geburten ihres Geistes, und von den besten konnte man nur sagen, sie seyen nicht schlecht. Eine ganz eigene Monotonie herrschte übrigens unter diesen Gedichten durch den Umstand, daß fast alle keinen andern Eingang zu der Freude über die Gegenwart des Sohnes finden konnten, als den Tod des Vaters, so daß in allen dieselbe Wendung von diesem auf jenen wiederkehrte. Ebert, der sich übrigens in Gelegenheitsgedichten niemals sehr frei bewegt, soll einen Prolog geschrieben haben, der jedoch nicht an's Licht der Lampen trat, weil sich, dem Vernehmen nach, die allerhöchsten Herrschaften jedes Andeklamiren verbeten hatten. In Urbans kriegslustigem: „Böhmen und sein König,“ kommen in vierzehn vierzeiligen Strophen die Worte: Czechen, Böhmen und böhmisch sechzehnmal, König eilfmal und das Vaterland ich weiß nicht wie vielmal vor. Dieses Gedicht wird besonders drollig durch den Umstand, daß ein verbessernder Sezer alle Elisionen wieder ergänzte. Welleba reimt in seinem Gedicht: „Bohemia's Jubelhymne,“ dreimal Triumph auf Triumph, und das vierte Mal zur Abwechslung Hochtriumph. Preißner, der in seinem „Festgesang“ ein paar Verse hat, die ich zu skandiren nicht fähig bin, erzählt uns, daß der Kaiser mit väterlicher „Emsigkeit“ für uns sorgt, und der Dürftigkeit mit Gnade denkt, „wo Ueberfluß zu schauen.„ Ihm glühen, gleich den Sternen, die treuen Böhmenherzen, die für das Kaiserpaar zur Himmelsdecke flehen, und ein Vers sagt, nachdem er immer von den Böhmenherzen in der dritten Person gesprochen:

„Dies hohe Paar, für das wir schlagen —“

Allein der schrecklichste der Schrecken unter diesen Gedichten ist Professor Mikans Lied der Prager Studenten, welches nebst noch einigen andern bei dem Fackelzuge der Akademiker am Abend vor der Abreise des Kaisers unter seinen Fenstern gesungen wurde. So sagt z. B. die zweite Strophe:

„Wir lieben ihn (den Kaiser) sehr,
Bald sind wir und nüzen wir mehr:
Es steigen — wer weiß? —
Aus unsrem studirenden Kreis,
Hier Aerzte, Prälaten
Und dort Advokaten,
Wohl auch Präsidenten — wer weiß? —
Was Jeder auch sey,
Wir bleiben dem Kaiser getreu!“

Wenn ich Kaiser wäre, ich würde einen eigenen Censor für die Gelegenheitsgedichte aufstellen, oder noch besser alle verbieten. Gut, im höhern und edlen Sinne des Wortes, war von allen Gedichten, welche Kaiser Ferdinand und seine hiesige Anwesenheit feierten, nur Eines: „Das Kaiserwort,“ von Uffo Horn, mit dem Motto: „Vive l'Empereur! voix du peuple,“ welches jedoch erst nach der Abreise des Kaisers in der Bohemia erschien. Freilich hatte unser jugendlicher Gesanges-Aar auch einen Vorwurf, wie er wohl in Jahrhunderten kaum einmal gefunden wird. Zwanzig Hochverräther, Söhne der „giovine Italia,“ werden von dem Kriminalgericht, neunzehn zum Tode, der zwanzigste zu zwanzigjährigem schweren Kerker verurtheilt; Kaiser Ferdinand aber begnügt sich nicht, das Todesurtheil Aller aufzuheben und in Kerkerstrafe zu verwandeln, sondern er bietet ihnen die Wahl zwischen dieser Haft oder der Auswanderung nach Amerika an, die Regierung übernimmt ihre Ueberfahrt, er gewährt ihnen Bedenkzeit, erlaubt ihnen, mit ihren Angehörigen zu rathschlagen, die Wohlhabenden dürfen ihr Vermögen mitnehmen, ihren Frauen ist es erlaubt, sie zu begleiten, ihre Kinder dürfen ihnen folgen, wenn es die Vormünder gestatten — hat die Geschichte ein schöneres Beispiel von Fürstenmilde, Weisheit und Zuversicht aufzuweisen? Es ist natürlich, daß ein poetisches Gemüth davon begeistert werden mußte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. November 1835.

Da die Lieb' ich fand, um was
Könnt' ich hier noch werben?
Thu den Arm mir auf und laß
Mich im Kusse sterben!
Rückert.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

10.

Die Nacht der Erfüllung.

Hinaus! hinaus! wo schmelzend locken
Die Nachtigallen!
Wo weiß und purpurn Blüthenflocken
In Lauben fallen!
Wo in der Dämmrung Schmetterlinge
Sich spielend jagen,
Und Balsamdüfte Wunderdinge
Sich flüsternd sagen.

Hinaus, wo ihres Mantels Dunkel
Die Nacht entfaltet!
Wo heil'ger Sterne Goldgefunkel
Den Aether spaltet!
Wo, Liebelenzes Feuerfahnen,
Sich Rosen blähen,
Und an des Lebens Eile mahnen,
Wenn sie verwehen!

O geh', de i Liebling zu erwarten,
Den hohen Freier!
Hinaus, o Selith, in den Garten!
Laß weg den Schleier!
In Schatten läßt die Nacht zergehen
Verschämte Röthen;
Sie wird mild tröstend bei dir stehen
In deinen Nöthen! —

Sie geht hinaus mit hast'gem Schritte;
Matt sind die Glieder;
Sie lauscht dem Hall ersehnter Tritte,
Sie sinket nieder;
Kaum tragen sie die müden Füße,
Doch bald auf's Neue
Rafft sie sich auf, als ob sie müße
Entfliehn der Reue.

Bald will die Freude sich entzünden
In ihrem Herzen;
Bald will ihr Himmel, wie von Sünden,
Sich gräßlich schwärzen;
Sie fühlet schwerer, banger immer
Ihr Herz beklommen —
O — jezt ist's Zeit zu fliehen nimmer,
Er ist gekommen!

11.

Zauberwirkung.

Hat er sie schmeichelnd schon umfangen?
Hat er auf ihre heiße Wangen
Den Erstlingsweihekuß gedrückt?
Hat er in jene lichte Fernen,
Wo er einheimisch, zu den Sternen,
Geflügelt sie und sich entrückt?

Der Pfirsich, der mit Blut getränkte,
Zu Selith hin den Priester lenkte;
Er kann nicht länger widerstehn,
Er kann den Wahnsinn nicht bekämpfen,
Des Geistes Aufruhr nicht mehr dämpfen,
Ihn zwingt ihr Blut — er muß sie sehn!

Er schmückt sich prächtig mit dem Kleide
Von heller, flammenrother Seide,
Drin er der Gottheit Opfer bringt;
Ein Gürtel mit der Sonne Zeichen
Von Gold, und dem des Monds, des bleichen,
Von Silber, seinen Leib umschlingt.

Was ist's, das seine Hand ergriffen
Was hellt die Nacht? ha! scharfgeschliffen
Ein Dolch, im Priesteramt gebraucht,
Den oft schon schäumend Blut umflossen,
Wenn in die Brust den Sonnenrossen,
Den schimmernden, er ihn getaucht.

So stürmt er her, verwirrt, verblendet,
In ihre Brust, so zärtlich, sendet
Er bittern Tod mit kaltem Stahl.
Er sieht nicht ihres Auges Bitten —
Sie hat das Bittre schon erlitten —
Roth quillt das Blut im Mondesstrahl.

Sie sinkt, mit Lächeln ihm verzeihend,
Zum Opfer ihm sich willig weihend,
Und nur betrübt durch seinen Wahn;
Doch kaum begann ihr Blut zu fließen,
Als frei ihn die Dämonen ließen,
Und seine Augen wieder sahn.

Die Macht, die nicht durch Zauberworte
Sich einschleicht in der Seele Pforte,
Die, elternlos, sich selbst erzeugt:
Hat jetzt sich ihm in's Herz gegeben,
Daß er vor dem geknickten Leben
Sich wie vor seiner Gottheit beugt.

Es gilt, des Blutes Strom zu dämmen,
Des Lebens hast'ge Flucht zu hemmen,
Es gibt kein Gut mehr, als die Zeit!
Wenn er die Stunden bis zum Sonnen-
Aufgang vom Dränger Tod gewonnen,
Ist mitzusterben er bereit!

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Hausvater. Daß — doch lassen Sie uns abbrechen, der Abend ist wirklich schon sehr vorgerückt, und es fehlt uns daher Allen an Zeit, indem man sogleich das Souper melden wird.

Ich. Dennoch muß ich bitten, noch eine Bemerkung machen zu dürfen.

Alle. Und welche?

Ich. Es scheint fast, daß, um die Gegenwart von Geistern wahrzunehmen, uns Allen noch das rechte Organ mangelt. Es hat sich allerdings aus Galvanismus, Magnetismus, Traumleben und Ahnungsvermögen gleichsam ein solcher sechster Sinn erzeugen wollen, allein er ist wohl nicht recht zur Reife gekommen; wenigstens wollen die fünf andern Sinne noch nicht viel von ihm wissen und seine Untrügbarkeit eingestehen. Ich für meinen Theil will das Gewisse für's Ungewisse nehmen, und nehme daher gerne einen der fünf unbezweifelbaren Sinne zum Schiedsrichter über meinen Glauben. So zum Beispiel scheint mir hier das Gehör der tauglichste Sinn. Die Eindrücke, die er uns zuführt, sind so wenig körperlich, daß sie auf einen bloßen Hauch, auf ein Etwas, das jeder Messung und örtlichen Wahrnehmung entschlüpft, reducirt werden können. Wenn man den Ton zwingt, körperlich zu erscheinen, wie seltsam nimmt sich dann der geheimnißvolle Geisterbote aus: man sehe die Tonfiguren auf einer Glasscheibe. Vielleicht wird unsere Seele durch die Geisterwelt auf ähnliche Weise angesprochen, und diese Tonfiguren nennen wir Gespenster. — Weßhalb lassen die Propheten und heiligen Väter Gottes Gegenwart durch eine Stimme bemerkbar werden, die plötzlich erschütternd und überraschend vom Himmel herabspricht? Weßhalb, wenn nicht besonders durch's Ohr die geistigste Gegenwart sich ausdrücken ließe? — Daher die mystische ungeheure Herrschaft der Musik auf unsere Seele, die Niemand bezweifeln wird und Niemand erklären kann. Schadenfrohe oder nicht zur Ruhe gekommene Geister schaffen ihrem Unbehagen durch Mißtöne Luft. Ich habe einen Mann gekannt, der sich bitter anklagte, Schuld an dem Tode einer armen

Waise zu seyn, die er als Pflegekind zu sich in's Haus genommen hatte und die er öfters übel genug behandelte, weil das Kind einige schlimme Gewohnheiten nicht lassen wollte. Zu diesen gehörte, daß es, wenn die Familie bei Tische saß, auf seinem Teller oder auf dem Tischtuch entweder mit dem Messer oder mit den Nägeln der Hand krazte oder scharrte, welches Geräusch, wie es wohl wußte, seinem Pflegevater unleidlich und peinigend war. Nach dem Tode dieses Wesens wurde nun der Mann, als er eben mit einer fröhlichen Gesellschaft bei Tische saß, plötzlich durch den wohlbekannten widrigen Ton erschreckt, der dicht an seiner Seite, wo das Kind sonst zu sitzen pflegte, sich hören ließ. Die Gäste vernahmen nichts; man wechselte die Plätze, doch behielt das gespenstische Wesen den seinigen und fuhr in seiner Beschäftigung fort, bis die Tafel aufgehoben war. Von dem Augenblicke an ließ sich der Mann nicht ausreden, daß er durch zu harte Behandlung Schuld an dem Tode des Kindes sey, und daß dieses jezt vermöge seines böswilligen Charakters an ihm Rache nehme. Er versank in tiefe Melancholie, in deren Folge er auch starb. — Ich muß gestehen, daß ich mich entschließen könnte, ohne Weiteres eine solche Geschichte für wahr anzunehmen.

Hausvater. Ich wünsche Ihnen Glück; Sie würden auf jeden Fall mit Ihrem Glauben noch in den Schranken der Mäßigung bleiben gegen das, was neuerdings wieder an derlei Dingen uns zugemuthet wird.

Der Offizier. Wenn man mich fragte, welchen Sinn ich für das feinste, tauglichste Organ zur Wahrnehmung der Erscheinungen in der Geisterwelt halte, so würde ich statt des Ohrs unbedenklich die Nase nennen.

Allgemeines Gelächter. Alfred rief: „Jezt weiß ich, aus welchem Grunde Sie sich so gern mit Wohlgerüchen beschütten. Sie pflanzen die Geister Ihrer verstorbenen Lieben auf's Jabot, auf die Weste oder die Manschetten; einige weniger begünstigte Geister mögen wohl auf's Taschentuch versezt werden.“ — „Ohne Zweifel,“ entgegnete der Offizier, „würden Sie dorthin kommen, und noch manche Andere, deren Geister eben nicht die feinsten sind.“ — „Schon gut,“ rief der Jüngling mit einem boshaften Lächeln, indem er auf die Gouvernante blickte; „ich will den Leuten, die auf dem Jabot sitzen, auf keine Weise in den Weg treten.“

Sophie. Keinen Streit um die Plätze, da wir ja Alle noch zum Glücke leben, und unsere Geister noch nicht in die Riechfläschchen auf der Toilette des Offiziers haben abliefern müssen. Ihre Gründe, mein Herr, für Ihre Ansicht.

Der Offizier. Ich könnte ebenfalls eine Menge Geschichten erzählen, um meine Geistertheorie mit Beispielen zu belegen; doch ich will lieber nur gleich meine Schwachheit eingestehen und erklären, daß mir der Geruch der liebste Sinn ist und ich ihn für den edelsten halte. Ihm zu Liebe habe ich darum mein System ersonnen.

Die Gouvernante. Allerdings eine seltsame Behauptung.

Der Offizier. Man könnte sagen, ich sey durch meine ungebührlich große Nase zu alle dem verleitet werden. Gewiß ist es, daß ich ihr viele Genüsse zu danken habe, und obgleich es eben so wahr ist, daß sie mit glücklichen Talenten und Fähigkeiten schon geboren wurde, so ist doch meine Mühe, ihr die beste Erziehung zu geben, ihre schlummernden Anlagen zu wecken und zu befestigen, der erste Grund zu ihrer jetzigen Ausbildung. Abgesehen von der Geisterwelt, will ich hier nur einige Betrachtungen vorlegen. Wie sehr ist dieser edle Sinn bis jezt vernachlässigt worden, wie absichtlich verkrüppelt man ihn und sezt ihn zurück, bloß weil er nicht wie das Gesicht, Gefühl, Gehör dem gemeinen praktischen Lebensbedürfniß unmittelbar dient! Es ist himmelschreiend! Thoren glauben wohl gar ihn ohne Nachtheil ganz entbehren zu können. Die Elenden, wie sehr sind sie im Irrthum! Freilich, das Auge haben wir nöthig, um uns nicht zu stoßen, das Ohr, um von einem hinter uns kommenden Wagen nicht überfahren zu werden, der Tastsinn schüzt uns vor dem Verbrennen, und der Geschmack vor schädlichen, widrigen Substanzen, nur der Geruch hat keinen unmittelbaren Dienst, der da beweist, daß er in der Haushaltung unentbehrlich ist. Man hält ihn für einen Schmarotzer, eitlen Müßiggänger, und hat es gerne, wenn das Organ, das ihm angewiesen ist, recht klein, elend und verkrüppelt gestaltet ist. O Himmel, was sind die Nasen heutzutage für erbarmungswürdige Wesen! Sie sind es, die unter dem despotischen Joche der Civilisation am meisten leiden. Man sehe nur das Urbild einer Nase, wie sie seyn soll! Kühn und frei tritt sie aus dem Antlitz hervor, auf dem sie durch ihren Standpunkt schon gebietet und die übrigen Züge beherrscht; in göttlicher Ungebundenheit prüft sie und genießt alle Wohlgerüche, die, gleich einem stets belebten Meere in der Atmosphäre um sie her fluthen, die ein gütiger Schöpfer ihrer ungeschwächten, jugendlichen Kraft zum Labsal darbietet. Der edle, freie Sinn verschmäht alles Gekünstelte, Süßliche, Schwächliche; die Büchsen der Parfümeurs sind ihm ein Greuel, nur das frische Kind der ländlichen Flur vermag ihn zu locken; der Busen der jungen Rose, wenn er sich eben im Thaubade gekühlt, ist für seine Flamme der würdigste Gegenstand. O, über den freien, kühnen Natursohn! an keinen Knechtesdienst gebunden, schwärmend nur für Schönheit und Liebreiz! Wie glücklich bist du, kühner Liebling! Doch nein, du könntest es seyn, du bist es aber nicht; sie wissen deinen Werth nicht zu würdigen, deine hohe Bestimmung

wird verfehlt. Man quält dich unablässig mit verweichlichten oder widrigen Gerüchen, und treibt mit dir und deiner Kraft ein albernes Spiel.

Hausvater. O, wo sind wir hingerathen! sehr weit ab von unserm ersten Gespräch. In der That, das heißt, Einen an der Nase herumführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Delavigne's Don Juan.

Die wichtigste Theaterneuigkeit im vorigen Monate war die erste Aufführung von Cas. Delavigne's Don Juan d'Autriche. Wenigstens zwanzig Theaterkritiker haben seitdem das Stück und die Darstellung beurtheilt, und gewiß wird es auch auf deutschen Bühnen erscheinen. Eine umständliche Erörterung des Inhalts und des Werthes dieses neuen Geistesproduktes des beliebten Dichters würde hier also überflüssig seyn. Bekanntlich ist der Held oder die Hauptperson des Schauspiels der natürliche Sohn Kaiser Karls des Fünften, den man zum Mönche machen wollte, dessen kriegerischer Sinn aber bald so scharf durchblizte, daß König Philipp den Muth verlor, aus diesem Halbbruder einen Klosterbruder zu machen. Der „Beruf“ ist daher auch der zweite Titel des Stückes, und die Absicht des Dichters war keine andere, als auf anziehende Weise an Don Juans Beispiel zu zeigen, wie, alles Zwanges und aller Bemühungen der Umgebung ungeachtet, die angeborne Neigung (hier vielleicht etwas unrichtig Beruf genannt) durchbricht und sich einen Weg zur Berühmtheit bahnt; denn bekanntlich gewann Don Juan durch seine Tapferkeit und Entschlossenheit eine wichtige Stellung, und war eine Zeitlang wo nicht die erste, doch die zweite Person im Staate. Auffallend ist es, daß der Dichter, ein Meister im Versifiziren, in diesem Stücke auf diesen großen Vortheil ganz Verzicht geleistet hat. Das Publikum weiß aber nicht, daß Cas. Delavigne dieses Stück kurz nach seiner Wiederherstellung von einer schweren Krankheit und als er noch schwach war, gleichsam zu seiner Zerstreuung, gedichtet hat, und sich das Dichten daher hat etwas bequem machen müssen. Die Schwächlichkeit des Dichters läßt sich auch in der etwas zu langen Ausführung seines Plans spüren; sonst war dies kein Fehler nicht. Man hat ihm in den Tageblättern gerathen, das Stück abzukürzen; ich zweifle aber, ob er den Muth und die Kraft dazu hat; denn er ist sehr kränklich und selten noch zu großen Arbeiten aufgelegt. Nichtsdestoweniger heißt es, vor Ende des Winters sollen noch zwei neue Lustspiele von ihm aufgeführt werden, mit deren Abfassung er eben beschäftigt sey. Es ist nichts Ungewöhnliches hier, daß man Aufführungen von neuen Stücken ankündigt, die noch nicht einmal geschrieben sind. Der sonderbare Alexander Dumas schickte neulich den Plan eines neuen Stückes an den Direktor des Porte St. Martintheaters, damit dieser das Stück bereits anzukündigen im Stande sey, obschon es noch nicht gedichtet ist. Wahrscheinlich hatte er sich verbindlich gemacht, ein neues Stück zu schreiben, und der eingesandte Plan sollte ein Unterpfand seiner Gewissenhaftigkeit seyn. Dieser Dumas reist jezt im südlichen Italien, wahrscheinlich um von mehreren Seiten her das Meer zu besehen, das er mit Taylor umsegeln wollte; eine Reise, die, obgleich prunkend angekündigt, nicht vor sich gehen wird. Cas. Delavigne's Don Juan ist in den meisten Zeitschriften und Tageblättern lobend beurtheilt worden; indessen hat dieser allgemein geachtete Dichter auch seine Feinde, die, so oft er auftritt, in irgend einem Journale laut werden und ihn sehr hart behandeln. Diesmal ließ sich ihre tadelnde Stimme in dem Cabinet de Lecture grell vernehmen. Cas. Delavigne's Don Juan, hieß es, sey noch mittelmäßiger, als seine Comédiens oder seine Vêpres siciliennes; er habe nicht das mindeste Anziehende, und sey im Gegentheil höchst langweilig. Eine solche ungerechte Kritik kann jedoch dem Dichter nicht viel schaden. In seinen lezten Stücken hat er sich augenscheinlich bemüht, die Grenzen der ältern französischen Dramatik zu erweitern und der romantischen Schule das Beste abzumerken, was sie an Neuerungen auf die Bühne gebracht. Er ist also in so weit romantisch, als er romantische Stoffe nimmt und sie geistreich behandelt. Dabei hat Cas. Delavigne zu viel Geschmack und ästhetisches Gefühl, als daß er in die Abgeschmacktheiten und die widerlichen Verzerrungen der jezigen Schule verfallen sollte. Er versteht die große Kunst, dem geläuterten Geschmacke der französischen Kunstrichter zu gefallen, und dabei den regelrechten, aber höchst langweiligen Gang der ältern Schule zu vermeiden. Er nimmt von beiden Schulen oder Arten das Beste. Indessen ist doch sein leztes Stück ein wenig zu gedehnt, was aber, wie gesagt, vielmehr auf Rechnung seiner Entkräftung gesezt werden muß, als daß man es einem Mangel an Geschmack beimessen könnte. Freilich sind nicht alle Stücke von ihm tadelfrei; seine ältern Stücke lassen viel zu wünschen übrig, sein Paria ist verfehlt, seine Vêpres siciliennes erregen nur ein mittelmäßiges Interesse; man sieht es ihnen an, daß der Dichter damals keine andern Muster kannte, als die überspannten Heroen der alten französischen Tragödie. Seitdem ein natürlicherer und besserer Geist die Bühne angehaucht, hat dieser geistreiche Dichter auch bald die Mängel des französischen Theaters eingesehen und sich nach andern Mustern gebildet, ohne jedoch das herrschende Gefühl des französischen Publikums zu beleidigen. Er ist bei weitem nicht so kühn, als Victor Hugo, aber dagegen weit geistreicher, kennt die Bühne besser und weiß seiner dramatischen Handlung ein größeres Interesse zu geben. Gleichsam zur Erholung dichtet Cas. Delavigne kleine Gedichte, die jedoch seit der Revolution von aller Politik weit entfernt sind. So hatte er im vorigen Frühjahr, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, ein Klagelied eines Hirten oder Bauern um eine verlorne Kuh gedichtet, welche den Namen Ballade bekam, und von dem Inhaber einer Zeitschrift auf sonderbare Weise, nämlich mit Vignetten zwischen den Strophen, abgedruckt wurde, wobei er sich auf das sogenannte Eigenthum dieses Stückes viel zu gute that, und den andern Zeitungen verbot, das Lied wieder abzudrucken, ja sogar den Tonkünstlern untersagte, es in Musik zu sezen, „weil er der einzige Eigenthümer des Liedes sey.“ Wie er es geworden, wurde nicht gesagt; denn Cas. Delavigne besizt Vermögen genug, um der Unannehmlichkeit überhoben zu seyn, für Geld zu dichten, oder aus einem Liede eine Spekulation zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. November 1835.

— Augen,
Blickt euer Leztes! Arme, nehmt die lezte
Umarmung! und o Lippen, ihr, die Thore
Des Odems, siegelt mit rechtmäß'gem Kusse
Den ewigen Vertrag dem Wucherer Tod!
Shakespeare.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

12.

Die Lösung.

Sahst, o Nachtwandler Mond, du je ein Paar,
Das so unselig und so selig war?

Vernahmst du, Nacht, in höchstem Wonnerausch
Je solcher Liebesreden Wechseltausch?

Und säumtest du, o Morgen, je so lang,
Vorm Anblick, der dein Aug' erwartet, bang?

O Selith, wenn dein Blut wie Sand verlauft,
Dünkt dich dies Glück zu theuer drum erkauft?

Du, der dein Aug' auf Sonnen sonst gelenkt,
Hat je so reine Lichtfluth dich getränkt?

Wär' nicht ein Mörder jeder Augenblick,
Ihr neidetet nicht eines Gotts Geschick!

Doch beut den süßen Kelch euch Eine Nacht,
Den siebzig Jahre Andern nicht gebracht.

Ihr habt, was Andern stets verschlossen ist,
Ein Paradies durcheilt in Stundenfrist.

Die Lieb' im Tod noch prächt'ge Funken sprüht,
Wie Phosphor, der in Lebensluft verglüht.

Sie ist so bleich; ihr Lebensquell strömt fort,
Doch Leben trinkt sie neu aus seinem Wort.

Sie lächelt sanft; ihr Lächeln bittet ab
Die Zaubermittel, welche sie ihm gab.

Sie mahnet ihn, wie sie den Strauß ihm gab,
Zu werfen ihn in's heiße Flammengrab.

Er glühte damals nicht, wie sie geglüht,
Ihn faßt die Flamme jezt, da sie verblüht.

Verziehen, ohne Wort, ist Beider Schuld,
Wie ausgelöscht in einem Meer der Huld.

Sein Aug' bewältigt, seiner Stimme Ton
In ihrem Geist des Todesschlummers Mohn.

Sie staunt, wie friedlich sich der Sturm gelegt,
Und doch ihr Herz die vor'ge Treue hegt.

Er spart, weil sie noch athmet, seinen Schmerz;
Ein Eden, heut noch welkend, ist sein Herz.

Das Rosenöl der Liebe hält noch feucht
Den Lebensdocht, deß Flamme schon entfleucht.

Begeistert er von Sternen, Sonnen spricht,
Vom Lebensfeuer, vom urheil'gen Licht,

Und ahnet nicht, daß, wenn ihr Auge bricht,
Die Finsterniß verschlingen wird das Licht.

Der Wonne und des Jammers Kelch er tauscht,
So maßlos schlürfend, bis sein Geist berauscht,

Bis Zukunft und Vergangnes sich vermengt,
Zeitloser Traum die Gegenwart verdrängt;

Daß er nicht mehr mit ihr im Leibe lebt,
Bald durch des Aethers blaue Hallen schwebt,

Bald sich versezt in einen Rosenhain,
Wo er den Tod nicht lassen will hinein.

Er spricht: „Du bist der Mittelpunkt der Welt!
Das Dunkel wird durch dich erlöst, erhellt.

„Den ich umsonst gesucht — des Lichtes Thron —
Wird sichtbar bald! Die Fürstin nahet schon!

„Geklammert wie die Schlange an den Aar,
Flieg' ich mit dir empor in's Sonnenklar!“

Sie lauscht dem Redenden und fragt sich kaum:
Ob hohe Weisheit dies, ob Wahnsinns Traum?

Und wer frug dies, wenn der Besinnung Maß
Die Lippe des Geliebtesten vergaß?

Wenn eines Engels Hauch geweiht ein Buch,
Wird jedes dunkle Wort zum Göttersprüch.

Zu winket sie ihm, wenn er schweigen will,
Als stände dann des Lebens Puls ihr still.

Vorüber führt der blasse Mond die Nacht,
Die lezte, die die Liebenden durchwacht.

Der Morgenwind verläßt des Ostens Pfühl;
Er haucht das Blut in Seliths Wangen kühl.

Die weiche Hand, das süße Aug' erstarrt,
Zum Eisberg wird die warme Gegenwart.

Umsonst umfaßt sie inniger sein Arm;
Die Kälte steckt ihn an, sie wird nicht warm.

Kein Wort ihr mehr die Zärtlichkeit entlockt;
Der Geist ist flüchtig schon, die Zunge stockt.

Warum, o Karis, hältst du das noch fest,
Was spottend in der Hand der Tod dir läßt?

Meinst du, du lockst zu dem verlornen Glück
Der Liebe so die Flüchtige zurück?

O wähnet nicht, daß er noch hier verweilt,
Wenn seines Herzens Herz davon geeilt!

Er sieht nicht mehr die Hülle, die zerbrach;
Schon zieht er ihrem Licht als Schatten nach.

Der Jüngling, hingelehnt an seine Braut,
Ist eine Gruppe, die der Tod erbaut.

Doch folgt nicht Aug', nicht Ahnung und nicht Lied
Dem Seelenpaar, das aus den Hüllen zieht.

Ob sie im Garten weilten und zurück
Noch schaun, hin, wo sie kosteten das Glück?

Abschüttelnd jeden Wunsch und Trieb, der Raub
Wär' an dem abgestreiften Leib von Staub?

Ob sie gefaßt den dunkeln Saum der Nacht?
Sich schwangen in des Sternenhimmels Pracht?

Ob sie empfing der Morgenröthe Bad?
Ob sie zum Paradies erspäht den Pfad?

Es anzusagen weiß kein ird'scher Mund,
Doch einst wird Allen das Geheimniß kund.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Der Offizier. Ich bin noch nicht fertig. Beschämen uns die wilden Völkerschaften, ja, selbst die Thiere nicht im Gebrauch dieses Sinnes? — Er leistet seine Dienste, wo Auge und Ohr nicht mehr wirken können, zum Beispiel in Verfolgung der Spur eines Feindes. Doch wenn wir es auch aufgeben, auf diese Weise unsere Feinde auszuforschen und kennen zu lernen, ein Unternehmen, das sich bei unserem komplicirten Stadtleben oft komisch genug ausnehmen würde, so findet man doch tausend andere Weisen, sich scherzend oder ernstlich mit diesem Sinne zu beschäftigen. Weßhalb gibt es nicht Schulen der Gerüche, wie es Malerschulen gibt? warum ladet man nicht auf Duftkonzerte ein? Eben dieselben mystisch unbestimmten Eindrücke wie die Töne äußern die Düfte auf unsere Seele. Goethe phantasirt von einer Urpflanze, kann man nicht auch von einem Urdufte träumen? Vielleicht ist der Geruch des Meerwassers, ein so eigenthümlich wirkender mysteriöser Duft, ein Duft, bei dem sich so viel träumen und phantasiren läßt, und der fast prophetisch zu unsern Nerven spricht, ein solcher Urduft, der schon den ersten Schöpfungselementen beiwohnte? — Allein es fehlt wohl überall an einer Geruchästhetik, und diese müßte erst in

fester Form aufgestellt werden, ehe man weiter geht. Ich schlage vor, das Studium müßte anfangen mit dem ernsten Styl, dem Kirchenstyl: hierin begriffen sind nun alle die düstern, schwärmerischen Düfte der katholischen Weihgefäße, die die Seele mit den schaurigen Ahnungen und Entzückungen der höchsten Andacht füllen. Wer hat dieses nicht empfunden, der mit geschlossenen Augen und ehe die Musik begonnen, in eine katholische Kirche trat? — Dann der historisch-romantische Styl: der Waldesduft zum Beispiel, dieser echt zauberische Romanzenton im Duftkonzerte, die Gerüche der verschiedenen Blüthenbäume, der Meeresduft u. s. w. Endlich das Genre, der frivole Styl, wohin die tausend und aber tausend natürlichen und künstlichen Blumengerüche in den Gärten und auf den Putztischen, die Räucherblättchen, die Riechfläschchen und scharfduftenden Salze gehören mögen. Die Akademiker, die ohne Begeisterung und Aufschwung schaffen, zeigten sich dann in den Apothekerdüften, die erst durch den Destillirkolben, durch die nüchternsten Regeln der Kunst hervorgerufen werden. Man könnte diesen Styl auch den kritischen nennen.

Gouvernante. Ach, wie viel Albernheiten in Einem Zuge!

Hausvater. Was gibt man mir, wenn ich noch einen Styl angebe? — Ich will ihn den niederländischen nennen; nämlich der Duft, den ein tüchtiger Plumpudding, schwimmend in seiner brennenden Sauce von gewürztem Arrac verbreitet, oder den der Hautgout einer Wildpastete, gemischt mit dem Bouquet einer Flasche Johannisberger, aushaucht.

Der Offizier. Sie haben Recht, dieser niederländische Styl möchte wohl die meisten Liebhaber und Kenner zählen.

Hausvater. Das können wir ja sogleich entscheiden; der Diener hat schon zum zweiten Male gemeldet, daß angerichtet sey. Wirklich, es ist sehr spät geworden.

Während man aufbrach, wurde die Bemerkung gemacht, wie ernsthaft man mit einer Geistergeschichte angefangen, dann auf die Form und Bestimmung einer Nase übergegangen war und endlich mit einem Plumpudding geschlossen hatte.

Man muß nicht glauben, daß die müssigen Leute auf dem Lande in ihre Unterhaltungen eine Folge und Ordnung brachten, oder daß sie vollends nach einem gewissen System plauderten. Wie wenig denkt man auf dem Lande an dergleichen! Man langweilte sich also öfters auch ohne Beihülfe der Systeme, oder man trieb Dinge, die auf ein Haar wie schlechte Späße aussahen. Es war von Gesellschaftspielen, den sonst so beliebten Tableaux und dergleichen die Rede gewesen, und Franz, der jüngere der beiden Wildfänge, hatte ziemlich voreilig und zuversichtlich etwas der Art angekündigt. Als sich der kleine Abendkreis versammelte, wurde er vor eine Thüre gelockt, die verschlossen war und vor welcher sich eine Anzahl Stühle befanden. Bei Besitznahme dieser öffneten sich die Thürflügel. Im Zimmer erblickten die Zuschauer einen alten, in tiefe Trauer gekleideten Mann, der sich vor Schmerz nicht zu fassen wußte, und auf das Heftigste schluchzte und stöhnte. Ein jüngerer trat hinzu und ließ sich mit dem Alten in ein Gespräch ein, indem er ihn zu trösten suchte, und sich deßhalb nach der Ursache seiner Trauer erkundigte. „Ach!“ rief der Alte, „wie soll ich nicht weinen? meine Frau ist gestorben!“ — „Ihre Frau? O, das beklage ich von Herzen!“ — „Die Liebenswürdigste, Schönste, Geistvollste ihres Geschlechts! Ach! ach! ach!“ (Er weint laut.) — „Sagen Sie mir nichts weiter von ihr, ich habe sie ja auch gekannt. Ach, welch ein himmlisches Wesen!“ (Er weint ebenfalls.) — „Den Schmerz überlebe ich nicht!“ (Er weint.) — „Wer hätte nur ahnen können, daß ein solcher Schlag uns treffen würde! Hieß sie nicht Elisabeth?“ — „Nein, Dorothee.“ — „Ja wohl, Dorothee! (Sie weinen Beide heftig.) Ach, wie tugendhaft war sie, wie sanft! wie schön musizirte sie! ach, und ihr Tanz!“ — „Göttlich!“ (Er schluchzt laut.) — „Armer Mann! Besinnen Sie sich noch, wie sie die Contredanse tanzte?“ — „Die Solotour? O Gott, ich sehe sie ja noch vor mir!“ — „Etwa diese Wendung?“ (Er tanzt.) — „Viel, viel graziöser!“ — „Ja, Sie haben Recht, viel graziöser! O Dorothee!“ (Sie weinen Beide.) — „Gewöhnlich schloß sie mit einem kleinen Entrechat.“ — „Freilich, etwa so.“ — „Wie, mein Herr, so schwerfällig sollte sie getanzt haben? Nein so — mit dem rechten Fuß ausgefahren — so, nun die Wendung! — Geben Sie mir die Hand!“ — „Es wird nöthig seyn, daß ich etwas dazu singe.“ — „Raschern Takt! — So! — ach! Immer rascher — nun der kleine Entrechat!“ — „Allerliebst! — aber den Entrechat machte sie doch etwas höher; etwa so.“

Beide hatten sich bei der Hand gefaßt und sprangen, trotz ihrer Trauer, auf die ergötzlichste Weise herum; die Gesellschaft lachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Haag, November.

Kunstausstellung.

Ihrer Einladung zufolge, werde ich das Vergnügen haben, von Zeit zu Zeit über die interessantesten Erscheinungen, Kunst und Literatur und die damit zusammenhängenden Anstalten ꝛc. in unserm Lande berührend, gedrängte Berichte zu erstatten. Mit großer Zufriedenheit hat man hier wahrgenommen, wie seit einigen Jahren in dieser Beziehung mehr poetische Gerechtigkeit als früher gegen uns

geübt wird, und die Aufmerksamkeit unserer deutschen Nachbarn und Stammverwandten nach und nach, so mancher engherzigen Vorurtheile sich entschüttend, demjenigen sich zuwendet, was bei einer an Hülfsmitteln und Anstrengungen jeder Art nicht armen Nation auch in dieser Sphäre vorgeht. Die einzelnen oberflächlichen Versuche von rasch durchreisenden Belletristen, sowohl Deutschen als Franzosen, das öffentliche Urtheil des Auslandes über unsere Zustände zu verwirren, machen uns in dem Vertrauen nicht irre, daß die Wahrheit siegreich auch da durchdringen werde, wo vielleicht mehr persönlicher Geschmack als innere Ueberzeugung seither feindselig uns gegenüber gestanden ist. Die trefflichen Briefe Schnaase's, ein neuer Beweis deutscher Gründlichkeit und Tiefe, legen einen schlagenden Beweis dafür ab, und es ist zu wünschen, daß diesem Beispiele nachgefolgt, und auch über andere Partien in unserm geistigen Leben Holland dargestellt werde, wie es wirklich ist, und nicht, wie es bloß in der Phantasie meist unreifer und unkundiger Schriftsteller sich gestaltet, welche mit dem Dampfschiffe ankommen, und nach ein paar Tagen Durchflugs im Eilwagen durch unsere Städte, Schilderungen des Ganzen mit einer ernsthaften Miene entwerfen, als enthielten sie das Ergebniß jahrelanger Studien und Forschungen.

Ich werde Sie heute von unserer lezten öffentlichen Kunstausstellung unterhalten, worüber noch kein öffentliches Blatt in Deutschland berichtet hat. Sollen wir unser innerstes Gefühl ausdrücken, welches sich bei dem ersten Besuche des Saales der Ausstellung unserer bemeistert, so können wir nicht anders als zu der glücklichen Idee und dem guten Geschmacke Glück wünschen, durch welche die Kommission sich auszeichnete, besonders aber dafür, daß sie die Gemälde in einer so abwechselnden Ordnung aufgestellt hat, daß der Geist des Betrachters, ohne die gewöhnlich bei solchen Fällen stattfindende Ermüdung, von einem Gegenstande zum andern schweifen und, bei großer Verschiedenheit des Charakters, gleichwohl für jedes seinen Tribut an Bewunderung darbringen kann. Das fatale Systematisiren, wobei eine gewisse Monotonie unvermeidlich bleibt, schadet dem Interesse des Künstlers, dessen Produkte oft mit absichtlich parteiischer Launenhaftigkeit aufgehängt zu werden pflegen, nicht minder, als dem Interesse des denkenden Theils der in die Säle sich drängenden Zuschauer. — Um ein Urtheil im Allgemeinen zu fällen, und vorbehaltlich unserer Ansichten über das Einzelne, sind wir genöthigt, zu gestehen, daß, wenn die Ausstellung von 1835 auch nicht ganz besonders hervorstechend durch die Zahl der Gegenstände genannt werden kann, sie desto mehr durch die Auswahl derselben sich empfohlen hat. Deutlich bemerkt man die Fortschritte, welche unsere Künstler, gespornt von edlem Ehrgeize und einer großen Vergangenheit, in dieser Hinsicht gewonnen, und ohne Befahrung des Vorwurfs von Nationaleitelkeit, durften wir beim Anblick des hier Vorhandenen ausrufen: „Ja, es gibt noch Maler in Holland!"

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Delavigne. Alfred de Vigny.

Es hat nicht an einem Tonkünstler gefehlt, der troz dem Verbot des Eigenthümers das Klagelied Delavigne's in Musik sezte, und in der That ladet der singende Text ganz zur Musik ein, wie man aus den Anfangsstrophen sehen kann:

Ah! ah! de la montagne
Reviens, Néra, revien!
Réponds moi, ma compagne,
Ma vache, mon seul bien.
La voix d'un si bon maître,
Néra,
Peux-tu la méconnaître?
Ah! ah!
Néra!

Reviens, reviens; c'est l'heure
Où le loup sort des bois.
Ma chienne, qui te pleure,
Répond seule à ma voix.
Hors l'ami qui t'appelle,
Néra,
Qui t'aimera comme elle?
Ah! ah!
Néra!

Dis-moi si dans la crèche
Où tu léchais ma main,
Tu manquas d'herbe fraîche,
Quand je manquais de pain?
Nous n'en avions qu'à peine,
Néra;
Et ta crèche était pleine,
Ah! ah!
Néra!

In diesem schönen, aber etwas zu wizigen Liede fehlt es jedoch nicht an Uebertreibungen, z. B. wenn der Hirte seine Kuh daran erinnert, daß er sie am Palmsonntage mit Blumen zu bekränzen pflegte, und daß sie nun, statt eine gute Christin zu seyn, eine Heidin werde; oder wenn er klagend daran denkt, daß am künftigen Dreikönigstage keine Bohne für sie aus dem Kuchen gezogen, und sie also nicht als Königin gekrönt werden könne. Ich glaube nicht, daß selbst in der Schweiz die Liebe zu einer Kuh bei einem Hirten so weit gehen kann. — Des Beifalls ungeachtet, dessen Alfred de Vigny's Chatterton auf der Bühne des Théâtre français sich hat zu erfreuen gehabt, scheint dieser Dichter nicht fortfahren zu wollen, im dramatischen Fache sein ungemeines Talent zu zeigen; er hat sich lieber wiederum zu romantischen Darstellungen gewendet, und so eben eine Schilderung militärischer Zustände versucht. Wie er dazu gekommen, darüber gibt uns Saint-Beuve, sein Freund, in einem biographisch-literarischen Aufsatze einer hiesigen Zeitschrift Aufschluß; dieser Aufsaz, obschon mit Lobsprüchen gewaltig überladen, wie denn überhaupt die neue Schule mit den Superlativen sehr freigebig um sich wirft, erscheint zur rechten Zeit; denn obschon Alfred de Vigny allgemein bekannt ist, so wußte man doch wenig von seinem frühern Leben. Hier erfahren wir nun, daß er um's Jahr 1798 zu Loches geboren ist, während der Napoleonschen Regierung in einem Kollegium studirte und nach Rückkehr der Bourbonen in die königliche Garde trat, zulezt als Offizier in einem Infanterieregimente diente, und obschon er den Bourbonen eifrig ergeben war, doch von denselben wenig beachtet und gar nicht befördert wurde. Zur Zeit der Julirevolution, als die königliche Garde aufgelöst worden, habe er sich ganz vom Dienste zurückgezogen und in Paris als privatisirender Gelehrter niedergelassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. November 1835.

— Dahin, dahin!
Wie Segel, die vom Sturm getrieben,
Zurück der Menschen Häuser blieben,
Wie Meteore durch den Himmel
Hinziehn in stürmendem Gewimmel.
Byron.

Mecheln und die Eisenbahn.

Es war ein Sonntag Nachmittag. Vom Brüsseler Park herkommend, wo ein Freund mir die Stellung der Truppen des Prinzen Friedrich und die Geschichte der wüsten Oktobertage des Jahrs 1830 in loco erläutert hatte, gieng ich eben an dem glänzenden Hotel de Bellevue vorüber, welches die Spuren der Zerstörung, die es beinahe zu einer Ruine umschufen, glücklich ausgemerzt hat, als ich auf der Place-royale ein Paar nicht uneleganter, mit vier Pferden bespannter Wagen halten sah, auf deren über Gebühr langen Seiten man in großen schwarzen und rothen Buchstaben auf gelblackirtem Grunde die Worte las: Omnibus en correspondance avec le chemin de fer. Es wäre doch Unrecht, sagte ich zu mir selbst, die Gelegenheit nicht zu benutzen, eine Dampffahrt auf ebenem Boden zu machen, nachdem ich so oft auf dem Wasserspiegel ein Element durch das andere besiegen sah. Ich zahlte dreißig Centimes, schlüpfte durch die am hintern Ende des Fuhrwerks angebrachte Thüre in dessen geräumiges Innere, und setzte mich auf eine der beiden langen Seitenbänke nieder, wo schon Mehrere Platz genommen. Einen Augenblick darauf knallte der jokeyartig gekleidete Kutscher, und wir rollten dahin. Bald fuhren wir über die schöne Place de la Monnaye, wo das berühmte Café des mille colonnes liegt, und das 1817 erbaute Theater mit seiner etwas schwerfälligen Masse und den gedrückten Bogengängen, die es umgeben, keinen besonders gefälligen Eindruck macht, kamen durch einen Theil der stattlichen Rue neuve, lenkten dann in die Rue de Laeken ein und befanden uns an der Porte d'Anvers. Ein Seitenweg brachte uns bald darauf zu der Stelle, wo die Eisenbahn ihren Anfang nimmt. Es war ein entsetzliches Gedränge, bevor man, einer langen Reihe von Reise- oder Fahrlustigen folgend, bis zum Fenster der hölzernen Barrake zu gelangen vermochte, wo die Billets verkauft wurden. Für einen Frank löste ich eines für einen Charabancplatz, und stand bald auf der Abfahrtstelle, wo Hunderte von Neugierigen sich drängten. Da es gerade Sonntag war, wollten die Brüsseler, namentlich der Mezzo-ceto, das schöne Wetter benutzen, einen Ausflug nach Vilvorde zu machen, um dort in einem vielbesuchten Garten einem jener Instrumentalkonzerte beizuwohnen, welche in Belgien wie in einem großen Theile Deutschlands an öffentlichen Vergnügungsorten nie fehlen dürfen.

Ein langer Zug verschiedenartiger Fuhrwerke stand auf der Bahn. Hier war für Geschmack, Bequemlichkeitsliebe, Anforderungen und Beutel eines Jeden gesorgt: die elegante Berline neben der bequemen Diligence, der Charabanc neben dem ganz unbedeckten, mit einfachen hölzernen Sitzen versehenen Wagen, alle in langgedehnter Reihe

mit starken Eisenhaken aneinander befestigt. Eine große Menschenmenge füllte bereits die meisten, namentlich die letztern, auf denen man für 35 Centimes nach Vilvorde fährt; Andere waren im Einsteigen begriffen, noch Andere rannten hin und her, um sich gute Plätze zu suchen. Die locomotive Maschine, la Flèche, welche diesen gewaltigen Zug mit sich schleppen sollte, stand schon à la tête in Bereitschaft, und spie eine Dampfsäule aus wie ein Vulkan; ohne zu säumen, begab ich mich also auf meinen Platz, wo mir bald das Billet abgefordert wurde. Eine Glocke ertönte — ein Ruck — und wir fuhren. Anfangs ging's langsam, allmählich nahm die Schnelligkeit der Bewegung immer zu. Auf unserer Linken sahen wir noch einen Theil von Brüssel und die nach Laeken führende, mit Wohnungen besezte Straße; der Vilvordekanal durchschnitt die üppigen, grünen Wiesen, auf denen wohlgenährte Heerden sich das herrliche Gras gut schmecken zu lassen schienen, und wo einzelne Thiere, die sich gerade an der Straße befanden, erschreckt auf die Seite sprangen, wenn das Ungethüm des Wagenzugs rasselnd an ihnen vorbeischoß. Die näheren Gegenstände flogen vor unsern Blicken vorüber. Dicht am Wege liegen einzelne Häuser, Barraken für die Arbeiter, welche die Straße in gutem Stande erhalten sollen, und ein paar bretterner Galerien für Zuschauer; diese Gegenstände vermochte man kaum zu fixiren; sie nahten, sie waren da, sie waren hinter uns; der Moment, in welchem sie vorüberflogen, schien in der Zeit nicht einmal vorhanden gewesen zu seyn. Man schwindelte, wenn man versuchte, sein Auge auf irgend etwas in der Nähe Befindliche fest zu heften. So muß der nächtliche Ritt gewesen seyn, auf welchem der gespenstische Wilhelm die an Gott und Vorsehung verzweifelnde Lenore mit sich fortführte.

Die Empfindung, welche das rasche Fortbewegen erregt, kann man eben keine unangenehme nennen, wenn auch der Luftzug etwas scharf ist. Man spürt ein in unmerklichen Zwischenräumen auf einander folgendes oder vielmehr anhaltendes leichtes Stoßen, das ist Alles. Ehe man Vilvorde erreicht, welches 1⅓ Lieues von Brüssel entfernt liegt, wird Anstalt zum Halten gemacht und die Schnelligkeit dadurch allmählig vermindert. Der größte Theil der Mitgefahrenen, namentlich zahlreiche Frauen, blieben hier, die meisten wohl mehr in der Absicht, bei einem der Restaurans sich etwas zu Gute zu thun, was den Hauptcharakter eines Sonn- oder Festtags konstituirt, als philanthropisch-philosophische Betrachtungen über das große Zuchthaus anzustellen, welches die Kaiserin Maria Theresia, unter deren Regierung die von Karl von Lothringen verwalteten belgischen Provinzen so ruhig und glücklich waren, auf den Trümmern des alten Schlosses der Herzoge von Brabant erbauen ließ, wo die bekannte Dichterin, Madame Deshoulières, eine Zeitlang gefangen saß. Das erwähnte Korrektionshaus, welches übrigens ebenso wie das zu Gent vortrefflich verwaltet wird und musterhaft eingerichtet ist, und aus dem eine Menge nützlicher Handarbeiten hervorgeht, verleiht dem ganzen Vilvorde einen eben nicht freundlichen oder ansprechenden Charakter, und es ist, als wäre die Luft drückend und das Athmen beengt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Während die Thüren geschlossen waren und man im Dunkeln saß, ließ sich plötzlich unter den Bekannten eine fremde Stimme hören, die einige Worte sprach. Alle erschracken heftig, Sophie schrie laut auf und die Gouvernante flüchtete sich in der Angst und Verwirrung auf den Schoß des Offiziers, der ihr zunächst saß. Es war wieder still, man glaubte sich getäuscht zu haben, dann sprach wieder die fremde Stimme und die Gesellschaft fuhr von Neuem auseinander. Die Thür ward aufgerissen, um Licht zu haben, und jezt zeigte sich die gespenstische Stimme als einem wohlbekannten Gaste zugehörend, der eben angelangt war und sich, die Stille und Dunkelheit benutzend, mitten in den Kreis eingeschlichen hatte. Diese freudige Störung verursachte, daß man nicht weiter an die Bilder dachte. Der Ankömmling war ein ältlicher Mann, doch lebhaft und beweglich, dem man es an den Augen ansah, daß er nicht gerne einen guten Spaß verdarb. Der Hausvater, dessen Jugendfreund er war, hatte ihn schon lange erwartet. Man nannte ihn den Kammerherrn. Er war es auch wirklich, doch das thut nur wenig zur Sache.

Nachdem man die erste Freude des Wiedersehens ausgekostet hatte, entstand die Frage, welcher Platz dem neuen Mitgliede der müssigen Leute angewiesen werden sollte. Es schien grausam, die Gouvernante und den Offizier trennen zu wollen, und dennoch mischte sich so boshafte Intrigue in's Spiel, es wurde so stark und von allen Seiten dahin gearbeitet, daß endlich, troz seines heftigen Widerstands, der Offizier das Feld räumen mußte und der Kammerherr seinen Platz einnahm. Als dieser Triumph errungen war, sah man sich untereinander mit einem stillen, aber boshaften Lächeln an, das immer stiller und boshafter wurde, je näher es an den Offizier oder die Gouvernante kam. Der Kammerherr suchte sich, gleich einem Minister, der durch eine elende Kabale seine Stelle erhalten hat, so gut es gehen wollte, beliebt zu machen. Er bat daher, daß man nur da

fortfahren möchte, wo man bei seinem Erscheinen geblieben sey. „Wenn ich mich nicht täusche," sagte er, „so wollte man Tableaux darstellen?" — „O nein," entgegnete Franz pikirt, „etwas bei weitem Geistreicheres. Ich kann jene Tableaux nicht leiden, wo man gezwungen ist, halbe Stunden lang vor der geschlossenen Thür zu sitzen und endlich nach zahllosen Versuchen, nach Ausleerung von einem Dutzend Kleiderschränken und den mühseligsten Anstrengungen etwas zu Stande kommt, was mir jeder elende Kupferstich besser zeigt. Höchstens gewähren sie mir den Vortheil, daß ich ein hübsches Gesicht ungestört minutenlang anschauen kann, ohne daß es sich mir entziehen oder es als Unbescheidenheit auslegen darf. Von dieser Freiheit habe ich denn auch allemal Gebrauch gemacht und mich um das Uebrige herzlich wenig bekümmert."

Hausvater. O ich muß lachen, wenn ich an die Spiele, die in meiner Jünglingszeit Mode waren, zurückdenke. Küsse und immer nichts als Küsse; es war durchaus nichts Auffallendes, ein junges Mädchen zu sehen, das sich auf die Knie eines Herrn aufschwang und ihn auf die naivste Weise um eine Anzahl Küsse bat, die er ihr sehr bereitwillig gab, indeß der ganze Kreis herum zuschaute und sich nicht wenig ergözte. Bei Austheilung der Pfänder und dem Haschen nach Plätzen flogen einem oft drei bis vier Schönen mit dem reizendsten Ungestüm in die Arme. Heutzutage würde man dergleichen sehr unpassend finden.

Sophie. Und mit Recht; die gesellschaftlichen Formen haben sich sehr veredelt.

Der Kammerherr. Es herrschte damals die durch Lafontaine eingeführte falsch verstandene Natürlichkeit. Alles war Einfalt, Liebe, Natur. Man konnte den holden Naturkindern unmöglich etwas übel nehmen, so wie man ihnen auch nichts versagen konnte. Doch, junger Freund, führen Sie uns nun zu den Ergötzlichkeiten Ihrer Zeit.

Franz. Das wird wohl kaum mehr möglich seyn, mein Famulus ist entsprungen.

Hausvater. Nun, so wollen wir nach dieser Ausschweifung wieder zu unsern Geschichten zurückkehren. Du, mein Freund, bist so weit herumgereist, Deine Dienstzeit hast Du immer anderswo als an Deinem Platze bei Hofe zugebracht, Du mußt nach dem alten Sprichworte auch viel zu erzählen haben.

Kammerherr. Wer kennt nicht die Vorgänge auf Reisen? sie sind zerstückelt und ungenügend. Der Reisende ist selbst eine fahrende Geschichte, die nie zu Ende kommt und an der sich gleichsam an den Rädern des Wagens hundertausend kleine Geschichten, Episoden anhängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Alfred de Vigny. Scribe. Mad. Damoreau.

Alfred de Vigny's historischer Roman Cinq-Mars schreibt sich aus der Zeit her, als er noch im Dienste war. Dieser Roman war es eigentlich, der seinen Namen der Welt bekannt machte. Die Damen besonders waren entzückt, und baten ihn, doch noch mehr Cinq-Mars zu schreiben, eine Aufforderung, welcher der Dichter nicht entsprach; denn kein zweiter ähnlicher Roman erschien von ihm, dagegen Novellen verschiedener Art, und dies nebst Gedichten scheint sein Lieblingsfach; jedoch schreibt er bei weitem nicht so viel, als andere Modeschriftsteller, und sein Name findet sich nicht in einem Dutzend verschiedener Zeitschriften, wie der Name eines seiner Freunde, Emile Deschamps, welcher für die pittoresken Magazine, die Damenjournale, die Jugendschriften, die Almanache und für noch manche andere Sammlungen stets ein Gedicht oder einen Aufsatz fertig hat. — Scribe bleibt dem Theater getreu, dem er seinen Ruf und seinen großen Wohlstand verdankt, und wiewohl er jezt gemächlich auf seinen Lorbeern, oder auf den Früchten derselben, das heißt, auf seinem schönen Landgute und in seiner Pariser Wohnung ausruhen könnte, so arbeitet er dennoch, als ob sein Ruf noch nicht gemacht wäre. So wird jezt auf der Bühne ein Vaudeville von ihm, l'Octogénaire, der 80jährige Greis, und außerdem ein großes Lustspiel für das Théâtre français angekündigt, in welchem Dlle. Mars, noch immer die erste Schauspielerin dieses Theaters, und man kann sagen, der gesammten französischen Bühne, eine Rolle übernehmen will. Vielleicht wird das Stück für sie eigentlich geschrieben, wie denn überhaupt die Dichter hier stets auf die vorhandenen Talente Rücksicht nehmen, und ihretwegen Charaktere und Personen schildern. In einer Zeitschrift wurde es neulich als Scribe's besonderes Verdienst herausgehoben, daß er die Schauspieler des Gymnase dramatique so genau studirt und ihren Fähigkeiten und Talenten, ja sogar ihren Charakteren und Eigenheiten Rollen angepaßt habe. Rücksicht hat er gewiß auf die vorzüglichen Schauspieler dieses Theaters genommen, wenn er neue Stücke dichtete; aber schwerlich hat er dies so weit getrieben, wie es in besagter Zeitschrift behauptet wird. Er würde alsdann wohl nur schlechte Stücke gedichtet haben, und sie würden an andern Orten kaum gespielt werden können. Ich möchte im Gegentheil behaupten, die meisten Scribe'schen Vaudevilles seyen von der Art, daß jede Truppe, wenn sie nur nicht zu den schlechten gehört, dieselben leicht spielen kann; denn sie erfordern nur Verstand und ungezwungenes Spiel, und deßhalb werden sie auch überall, wo sich eine französische Bühne findet, mit Beifall gegeben. Man hat ferner in den Zeitungen angekündigt, Scribe bereite mit Auber eine Operette vor für das Auftreten der Mad. Damoreau auf der Bühne der komischen Oper. Diese Sängerin hat der neue Operndirektor Duponchel auf der Bühne seines großen Theaters, dessen Primadonna sie war, diesmal nicht festgehalten, entweder weil sie ihre Forderungen zu hoch spannte, oder weil sie ihm nicht unentbehrlich dünkte, und sie hat, wie die Zeitungen melden, mit der Direktion der komischen Oper einen Kontrakt geschlossen. Wahrscheinlich aber ist die ganze Ankündigung nur ein Kunstgriff ihrer Freunde, um den mächtigen Duponchel zur Reue

zu stimmen, und ihn zu bewegen, die von Mad. Damoreau gestellten Bedingungen einzugehen; denn eigentlich paßt die Damoreau auf keine Bühne besser, als auf die der großen Oper, und Duponchel würde Mühe haben, sie zu ersetzen, wenn sie fortginge. Nur sie besizt die Gunst des Publikums und versteht die Kunst, den neuen Operngesang vollkommen auszuführen. Die Gunst ihres Mannes scheint ihr nicht so sicher, wie jene; denn vor einiger Zeit erschien sie vor Gericht und führte Klage wegen der von ihm erlittenen Mißhandlungen. Der Mann war, wie es scheint, unzufrieden mit ihrem Betragen in der Ehe; allein sie deßhalb zu mißhandeln, ihr das Leben zu verbittern und ihre theatralische Laufbahn zu stören, das erlaubt die öffentliche Meinung und auch ein galantes Gericht keineswegs in Frankreich; dem Manne wurde daher sein Betragen verwiesen, seine Klage wegen der Aufführung seiner Frau abgelehnt und er zu den Kosten verurtheilt. Wahrscheinlich leben sie seitdem getrennt. Ich führe diese Thatsache nur deßwegen an, weil sie in den Zeitungen, wie alles vor Gericht Vorkommende, weitläufig erzählt worden ist; denn sonst ist es die Sache eines Berichterstatters nicht, das Privatleben der Schauspieler und ihre häuslichen Fata aufzudecken; er hätte allzuviel zu thun, und im Grunde würde es herauskommen, daß in dieser Hinsicht Paris nicht besser oder schlimmer ist, als diese oder jene andere große Stadt. Dg.

Haag, November.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Unter den Gemälden und Porträts unterschied man mehrere, der Aufmerksamkeit von Kennern ganz besonders würdige; zu diesen müssen gezählt werden die von B. Bing von Amsterdam, welche die Abtei Dryburgh, wo Walter Scotts sterbliche Reste beigesezt liegen, Kalisch, Amsterdam und Peter den Großen beim Maler L. Backhuysen vorstellen; von P. C. Christ, einem jungen Menschen von dreizehn Jahren aus Nymwegen: das Kloster bei dieser Stadt; von A. J. Couwenberg aus Arnheim: ein Landhaus mit einem kleinen Gehölze in der Gegend von Löwen, mit den Schützen van Damms, welche in Verfolgung des Feindes begriffen sind; von J. A. Beckhout aus dem Haag: Wilhelm der Schweigende, ermordet von Balth. Gerhard, und das Porträt des verstorbenen Oberbibliothekars C. Flament; von J. B. Gerstenbauer-Zimmermann aus Amsterdam: ein Ecce Homo nach Gaspard de Craijer; von van der Groen (Haag): ein Porträt in Basrelief von Michel Angelo; von F. L. Huygens (Haag): die Ankunft eines Fliboots von Scheveningen; von P. Jolly (Hoorn): eine Zeichnung von Simeon im Tempel, nach Rembrandt; von C. Kruysemann (Haag): das Bildniß einer jungen Dame mit ihrem Kinde, ein zweites und drittes weibliches Bildniß, das des Contreadmirals Melville de Carnbei, eines Staatsraths und eines Dragoneroffiziers; von J. H. H. Lamers (Amsterdam): das Porträt des Königs nach dem Gemälde des Ritters Kruseman; von G. J. Michaels (Harlem): eine Ansicht vom Walde bei Harlem; von J. Mock: das Grabmal des Admirals Wassenaar van Obdam in der großen Kirche im Haag; von W. H. Pauly (Haag): Oldenbaarneveldt im Gefängnisse, beschäftigt, seinen lezten Brief zu schreiben; N. Pieneman (Amsterdam): die Episode der Verwundung des Admirals Michael Adriaenszoon de Ruyter, ein männliches Porträt, sodann dasjenige einer jungen Burgfrau mit dem Sohne des Schließers; ferner Magdalene Moons, wie sie den Spanier Valdez durch ihre Bitten bestimmt, den Hauptsturm auf Leyden um drei Tage aufzuschieben; endlich die Fiskale der Generalstaaten, van Leeuwen und Sylla, mit der Todesbotschaft von Oldenbarneveldt; H. Rochussen d. J. (Haag): Maria v. Reigersbergen in dem Momente, wo sie ihren Gatten, Hugo Grotius, beschwört, in einer Kiste sich seiner Haft zu Löwenstein und dem ihm drohenden Schicksal zu entziehen; Radin Salet aus Java, dermal im Haag: ein Greis, im Mondscheine lesend, und ein männliches Bild; H. N. Sieburgh (Amsterdam): Herzog Albert von Bayern und Adelaide von Poolsgeest, vom Grafen von Oostervant ausgekundschaftet, sodann die Enthauptung der Lady Jane Gray; D. J. Slayter (Amsterdam): die Versuchung des heil. Antonius, mit chinesischer Dinte gezeichnet; B. Taurel (Amsterdam): das Porträt Sr. Majestät des Königs, nach Pienemans Gemälde; J. Texeira de Mottes (Amsterdam): ein Schutter, welcher nach dem zehntägigen Feldzug von 1831 seine Geliebte besucht; W. Verschuur (Amsterdam): eine Räuberscene aus Gilblas; S. de Vletter (ebendas.): ein Soldat, welcher den Seinigen die bestandenen Abentheuer erzählt, und die Rückkehr eines Matrosen; J. J. van West (Amsterdam): eine griechische Familie, welche ihre Vaterstadt Parga verläßt; J. J. Eeckhout (Haag): Abschied von Beyling; C. F. Kruger (Amsterdam): Jan Steen mit dem Bildnisse von Marie Herculens, welches K. de Moor angefangen, und welches jener seiner Gattin mit den Worten zeigt: „dies hier hat gefehlt!“ Endlich J. W. Pieneman (Amsterdam): die Kapitulation von Hasselt im Jahr 1831 und ein Porträt des Königs.

Mein folgender Brief wird eine Uebersicht des neuesten Zustandes der Literatur in Holland liefern.

Auflösung des Räthsels in Nr. 275:
Der Schlaf.

Räthsel.

Es ist ein Jüngling, reich an Schöne,
Todt ist für ihn das Reich der Töne,
Die Farben sind ihm wohl bekannt;
Oft wird er in der Klosterklause,
Doch auch in manchem lust'gen Hause,
Im Feld und Garten oft genannt.

Er weiß sich ritterlich zu wehren,
Will ihn ein plumper Feind versehren,
Doch Mädchen ist er zugethan;
Gern beut er ihnen seine holden
Geschenke, weiß und roth und golden,
Wenn sie ihm zart und sittig nah'n.

Wie niedrig wird den Jüngling stellen,
Wer nach den spizigen Gesellen,
Wer nach der Frucht den Werth ermißt!
Wie Dichtern dient es ihm zum Ruhme,
Daß über Duft und Glanz der Blume
Man ihn sammt seiner Frucht vergißt!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. November 1835.

Wenn ihr was vorzubringen habt,
Heraus damit! laßt euch nicht lange bitten.
Wieland.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Sophie. Gut, zulezt muß es also einen wahren Knäuel von Abenteuerlichkeit geben, und in der That, ich kann einen bestaubten, weitherkommenden, mächtigen Reisewagen nicht ohne Entzücken ansehen, wenn ich ihn mir als eine fahrende Chronik denke, an deren Einband Tag- und Nachtgedanken, fremder, wunderlicher Baumschatten, Mondenglanz und farbiger Schimmer aus Pallastfenstern, kurz, der ganze Spuk einer weiten Lebensreise hängen. Und schaut dann der immer schaffende, ordnende Geist hervor, und ich sehe ein liebes, kluges, Antliz mit frommen, bedeutsamen Augen, dann kommt der Wunsch, daß ich wohl gerne bei ihm säße, und wir führen durch die Nacht, und die alten Sagen und summenden Mährchen spännen sich immer dichter und fester um uns.

„Es geschieht auch wohl,“ sagte der Kammerherr, „daß einem solchen erfahrenen Reisenden des Platzes zu viel wird und er eine poetische Spaziergängerin vom Wege zu sich hereinladet, wo dann das Gewebe um Vieles abentheuerlicher sich zu gestalten pflegt, als wenn er allein den Faden gesponnen hätte.

Hausvater (drohend). Alter Freund, du magst wohl manchmal seltsame Fahrten gemacht haben.

Kammerherr. Nicht so seltsam, als es den Anschein haben mag. In dem steten Wechsel liegt die größte Einförmigkeit. Ich weiß, daß mir oft die Anekdote beigefallen ist, wo ein ausgelassener Schwärmer, überdrüssig seines Treibens, sich entschließt, einmal etwas ganz Neues, Unerhörtes vorzunehmen, und dieses ist — einen Tag zu Hause zu bleiben! — Wirklich ist dieser Wunsch oft das Resultat der angenehmsten, begünstigtsten Reise.

Sophie. Bis dahin würde ich es jedoch nie kommen lassen.

Kammerherr. Und dennoch geschieht es, ohne daß wir es ändern können. Der Dämon des umschweifenden, ruhelosen Lebens bemächtigt sich unser, unablässig treibt er die Pferde des Wagens an, Städte und Länder fliegen an uns vorüber, und fern, ganz fern leuchtet ein stilles Asyl, ein friedliches Plätzchen, nach dem wir sehnsüchtig blicken, das wir aber nie erreichen.

Hausvater. Nun, Deine Geschichte, Freund — Deine Geschichte! —

Die ganze Gesellschaft bat darum. „Jezt gleich?“ rief der Kammerherr erschreckt; „unmöglich! Ich muß mich nothwendig erst sammeln, meine Erinnerungen ordnen.“

Hausvater. O was für Umstände! Wir wollen ja keine Entdeckungsreise zu den Nilquellen, noch nach dem Nordpol; irgend ein einfaches, kleines Abenteuer, wie es sich allenfalls auf jeder noch so unbedeutenden Reise erleben läßt. Mache mich nicht ernstlich böse, Freund, mit Deinem Zaudern.

Kammerherr. Auch das kleinste Ereigniß will in einer gewissen Folge und in bestimmter Anordnung erzählt seyn.

Sophie. So, mein Herr, Sie wollen also nichts erzählen, aber anhören wollen Sie, was man Ihnen in einer gewissen Folge und in bestimmter Anordnung erzählt? — O ja, aber Sie sollen sich verrechnet haben, wir wollen kein Wort weiter vorbringen.

Hausvater. Was ist das? — völlige Anarchie und Empörung!

Sophie. Ei, lieber Vater, wir können ja den Rest des heutigen Abends mit einer Whistpartie hinbringen.

Hausvater. Schönen Dank, und wo bliebe ich dann? Nein, ich will, daß man erzähle. Bin ich nicht der Hausvater und kann fordern? Wenn ich im Kreise herumblicke, so scheint mir in den Mienen unseres Gastes etwas zu liegen, das —

Ich. Das wie Gehorsam für Ihre Wünsche aussieht? — Allerdings. Wenn ich keinem Würdigern den Platz benehme, so will ich eine Erzählung vortragen, die mir eben beifällt. Man liebt heutzutage das Phantastische, Entsetzliche, aber man haßt zugleich die langen Vorreden; darum will ich mich sogleich an's Erste machen und das Zweite bei Seite lassen, oder vielmehr es an der kleinen Andeutung genügen lassen, daß man in der Geschichte finden wird, was man sucht.

„In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts studirte auf der Universität zu Salamanka ein Jüngling, der Don Zerillo hieß und von einer angesehenen Familie aus Kastilien abstammte. Dieser junge Mann schien wenig Gefallen am Leben zu haben, er vermied die Zusammenkünfte und frohen Gesellschaften, verließ sein Haus nur zu den nothwendigsten Gängen und brachte die Tage, selbst einen Theil der Nächte, mit eifrigem Studiren zu. Nichts desto weniger hätte er Ansprüche an die Welt machen können, denn seine Gestalt war groß, sein Antlitz schön, obgleich ziemlich bleich, seine Stimme wohllautend; er sang zur Zither, trug mit Würde und Anstand Stellen aus den besten Dichtern vor, im Gespräch mit Männern hielt er sich weise, und Frauen wußte er zu begeistern durch die feinen Künste einer edlen Erziehung und eines gebildeten Geschmacks. Wenn Don Zerillo wollte, konnte er also liebenswürdig seyn, allein er wollte nicht, und so blieb er denn, in den finstern Mauern seines Pallastes eingesperrt, wie eine Eule sitzen, verspottet von seinen Mitgenossen, und kaum gekannt von den nächsten Nachbarn der Straße, in der er wohnte.

Eines Abends, als der Student sich auf einem einsamen Spaziergange befand, gerieth er in ein enges Thal, das durch hohe Felsen gebildet wurde, über welche herüber der Mond nur ein spärliches Licht gleiten ließ. Auf einem Rasenplatze blieb der Wanderer stehen und richtete seinen träumerischen, düstern Blick vor sich hin; plötzlich stieß er einen Laut des Schreckens aus, denn dicht vor seinen Füßen lag das verzerrte Antlitz eines, wie es schien, todt dahingestreckten Menschen. Der Leichnam war in eine braune Kutte geschlagen, doch nirgends war eine Spur von Verwundung oder Blut zu sehen, so daß man hätte annehmen können, der Arme sey in dieser schauerlichen Oede von Räubern überfallen und getödtet worden. Während der Student noch diese Betrachtungen anstellte, kroch aus dem Gebüsche eine mächtige dickleibige Spinne hervor; sie hatte die Größe eines Hühnereis und lange, behaarte Beine, mit denen sie mit großer Geschicklichkeit über die Grashalme herüber voltigirte und einem großen smaragdgrünen Käfer zu Leibe ging, der eben aus dem Kelch einer Glockenblume schwerfällig zur Erde niedergefallen war. Der Kampf, der sich zwischen diesen beiden widerwärtigen Kreaturen jezt entspann, wurde mit so großer Erbitterung und mit so vielen kleinen Kunstgriffen geführt, daß der Student darüber ganz den Leichnam vergaß, der daneben lag. Endlich gab der Käfer mit einem seiner grünen Flügelklappen der Spinne einen so starken Backenschlag, daß sie taumelte und einen kleinen Abhang hinabkugelte. In dem Augenblicke regten sich die wachsgelben, mondbeglänzten Züge des Todten, er schlug die Augen auf und stieß einen tiefen, weitschallenden Seufzer aus. Der Käfer flog durch die Lüfte fort, indem seine kostbaren Flügel im Mondglanz wie zwei grüne Sterne schimmerten. — Zerillo sprang herbei, um den Mann aufzurichten. Es gelang ihm erst nach einiger Anstrengung, ihn auf die Beine zu bringen; er schien sehr schwach, seine Gestalt war vom Alter zusammengezogen, ein langer, greiser Bart floß zum Gürtel nieder. Ehe er ein Wort sprach, stieß er noch zweimal jenen tiefen Seufzer aus und sah sich dann zweifelnd und forschend in der Gegend um. Sein Bewußtseyn schien nur langsam wiederzukehren. Endlich fragte er: „Freund, ich danke Dir, aber sprich, ist die garstige Spinne wirklich besiegt?" — „Sie ist's," entgegnete der Student, „nach einem hartnäckigen Kampfe überwand sie der grüne Käfer." — „Gottlob," seufzte der Alte, „so habe ich ein hundert Jährchen weiter zu leben. Das Geschenk kann man schon annehmen; ich fürchtete in der That, es sollte nun für immer zu Ende seyn." Don Zerillo fragte nach der Erklärung dieser Worte und der ganzen Erscheinung; der Alte wollte Anfangs nichts

erzählen, dann aber schien die Erinnerung an den glücklichen Ausgang des Kampfes zwischen dem grünen Käfer und der Spinne ihn so freudig und zutraulich zu stimmen, daß er mehr sagte, als man Anfangs wissen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mecheln und die Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

Bald darauf ging's weiter: im Nu waren wir der Provinz Brabant entrückt und befanden uns in der von Antwerpen. Das Land ist fast völlig eben, und kam dadurch der Anlegung der Eisenbahn von selbst entgegen. An einigen Stellen hat indeß der Weg erhöht werden müssen, an andern schneidet er in den sandigen oder lehmigen Boden ein, der sich zu beiden Seiten erhebt. So gelangt man, ohne daß irgend eine neue Physiognomie sich darbietet, nach dem Landungsplatze (wenn der Ausdruck gestattet ist) vor Mecheln. Die Flèche hatte 36 Minuten gebraucht; die vierstündige Entfernung soll aber gewöhnlich in 30 und noch weniger zurückgelegt werden. Die überaus vielen Menschen und der längere Aufenthalt zu Vilvorde hatten diesmal den Zeitverlust verursacht.

Eine Industrie führt die andere mit sich. Eine Art hölzerner Vorstadt hat sich schon an der Stelle gebildet, wo die Bahn beginnt. Ich zählte über ein Dutzend Cafés und Restaurans; ein Excuisinier du Roi hatte ein nicht unbedeutendes Etablissement eröffnet, wo nach der Karte servirt wurde; das Aushängeschild einer Barrake mit puppenmäßigem Balkon verkündete pomphaft Salons et cabinets de société für solche, die sich in ihren Vergnügungen nicht durch Unberufene stören lassen und ihr Glas Faro in Ruhe trinken wollen. Mehrere Eilwagen hielten auf dem Platze, um die zur Weiterreise Gesonnenen nach dem noch vier Stunden entlegenen Antwerpen zu führen; solchen Passagieren muß dann freilich auch auf der schnellsten Diligence das Fahren schneckenartig vorkommen. Doch Geduld, schon arbeitet man rüstig an der Fortsetzung der Bahn, und bald wird man in weniger denn einer Stunde den schönen Weg zwischen den bedeutendsten Städten des Landes zurücklegen können, während auch zwischen Lüttich und Brüssel, bei Tirlemont und Saint Trond, dies großartige Werk Fortschritte macht. Schon jezt berechnet mancher eilfertige Tourist und überlegende Kaufmann die künftige Stundenzahl einer solchen Reise von Brüssel nach Paris.

Mecheln macht mit seinen geräumigen Straßen, seinen ansehnlichen und wohlerhaltenen öffentlichen Gebäuden, seinen von Wohlstand zeugenden reinlichen Wohnungen, seinen guten Mauern und Thürmen und der fruchtbaren, gartenähnlichen Umgebung einen angenehmen Eindruck, und rechtfertigt die Benennung Malines la propre, welche es gegen die frühere Malines l'heureuse eintauschte, die es dem im Jahr 1452 hier gehaltenen Kirchenjubiläum verdankt haben soll. Während in manchen Gegenden die Städte an Feiertagen einen ziemlich trübseligen Anblick darbieten, Häuser und Laden geschlossen, der fromme Theil der Bewohner in den Kirchen, die Uebrigen größtentheils an wenigen öffentlichen Orten zusammengedrängt, standen hier die meisten Thüren offen, und einer allmählich immer mehr sich verlierenden alten Sitte getreu, saß die Familie im Korridor oder selbst vor dem Hause und sah sich die Vorüberziehenden an. Die Straßen waren nicht leer, aber Einem, der plötzlich aus dem geräuschvollen Brüssel sich hieher versezt fand, mußte es sehr ruhig vorkommen, wodurch indeß im Allgemeinen, so wie durch die größere Reinlichkeit, die Städte der nördlichen und westlichen Provinzen sich von den südlichen und namentlich den Wallonischen so sehr unterscheiden. Die breite, gerade Straße entlang, welche auf das alterthümliche Brüsseler Thor zuführt, ging ich über die Brücke, unter welcher die Dyle strömt, nach dem Domplatz.

Die Kathedrale, dem heiligen Rumold gewidmet, ist eine der berühmtesten Belgiens, reich und großartig, wenn auch im Ganzen von minder schönem Verhältnisse als andere, namentlich was den Thurm betrifft, an dessen Bauart das Auge sich nicht sogleich gewöhnt, wenn man auch seine gegenwärtige Nichtvollendung in Anschlag bringen muß. Er erinnert an eines der wichtigsten Ereignisse der lezten Periode des Mittelalters, denn er verdankt seine Entstehung den bedeutenden Geldsummen, welche während des schon erwähnten Jubiläums einkamen, wodurch der Pabst die Hauptstadt des zusammenstürzenden griechischen Kaiserreichs zu retten hoffte, die indeß schon im Jahre darauf in die Gewalt Mohameds des Eroberers fiel. Dicht unter seinem stumpfen Ende, das von einer Galerie umgeben und 350 Fuß über dem Boden ist, sieht man die gigantische Uhr, auf der man auch ohne Approchebrille entdecken kann, welche Stunde es ist. — Imposant ist die Façade mit dem prächtigen, tiefen Hauptthor und den sie schmückenden Statuen; von besonderer Schönheit sind die vielen reichverzierten Fenster im Spitzbogenstyl, welche das gewaltige Gebäude auf allen Seiten erhellen, und dem Ganzen kommt die günstige Lage auf einem geräumigen, an einer Stelle mit Bäumen bepflanzten Platze zu gut, welchen ansehnliche Gebäude und Wohnungen umgeben, zum Theil in alterthümlichem Geschmack, mit Giebeldächern und Erkern, mit in Stein ausgehauenen Verzierungen, Rosetten und Thürmchen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, den 19ten November.

Eisenbahn. Theater. Institute.

Wir stehen am Vorabend eines großen Ereignisses. Die Eisenbahn ist fertig, der Dampfwagen zusammengesezt, und nächstens (es heißt, am 24sten November) wird man in acht bis zehn Minuten nach Fürth fliegen, während man bisher im schnellsten Fluge vierundzwanzig bis dreißig Minuten brauchte. Näheres will ich Ihnen erst mittheilen, wenn die Fahrt in gehörigem Gange ist und sich bewährt hat. Zwar wird von Vielen schon jezt vieles Vortheilhafte oder das Gegentheil gemuthmaßt und selbst geweissagt; allein ich bin durchaus kein Mann der Zukunft, so wenig als einer der Vergangenheit, vielmehr gehöre ich der Gegenwart an, welche triviale Versicherung jezt, wo Alle aus derselben hinausfahren möchten, nothwendig geworden ist. Vorläufig will ich daher nur aussprechen, daß ich die Errichtung einer Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth zwar nicht als die conditio sine qua non der Wohlfahrt beider Städte, auch nicht als das *nothwendig nicht Nichtzugeschehende* betrachte — lezteres schon darum nicht, weil ich kein *Neuschellingianer* bin —, aber ich halte dieselbe doch für etwas recht Nüzliches und selbst Rühmliches, was immerhin Anerkennung verdient, wenn sich auch Manches mit Recht gegen manche damit verbundenen Einzelnheiten sagen lassen sollte. Wird doch jedenfalls Fürth dadurch zur Vorstadt Nürnbergs herangezogen, und dadurch der Verkehr zwischen 15,000 und 40,000 Menschen ein unmittelbarerer und sohin erfolgreicherer. Wie manches Geschäft mehr wird nicht z. B. gemacht werden, das besser persönlich abgemacht und bei größerem Zeitverlust unterlassen wird? Und sollten solche Geschäfte auch nicht eben die großen seyn, so sind viele kleine Geschäfte eben so viel, ja für die allgemeine Wohlfahrt mehr werth, als wenige große. Ueberhaupt betrachte man unser Stückchen Eisenbahn nur als einen Anfang, der mit der Zeit nach Osten und Westen fortzusezen ist; dann wird sich seine Nüzlichkeit erst in vollem Maße zeigen. Wie? wäre das nichts, wenn unser Anfang sich einerseits nach Prag, anderseits nach Straßburg über Stuttgart und Karlsruhe fortsezte? Ich denke nur daran, wie man dann etwa die Weihnachtsfeiertage in Prag, die Osterfeiertage in Stuttgart zubringen und sich die Genüsse verschaffen könnte, welche z. B. die dortigen Theater darbieten; denn das unsrige wird und kann sich nie über die Mittelmäßigkeit erheben, was nur Theater vermögen, die eine besondere und beträchtliche Unterstüzung genießen. Unser Theater wird so zu sagen nur von fremden, ausgezeichneten Schauspielern und Sängern in Regsamkeit erhalten, die es nicht, wie *Seydelmann*, verschmähen, das hiesige Publikum, welches ausgezeichnete Künstler wohl zu schäzen weiß, mit ihren Darstellungen zu erfreuen. So wurden verwichenen Sommer *Pellegrini*, die *Heinefetter*, die *Schröder-Devrient* *Breiting* ꝛc. mit Entzücken und rauschendem Beifall gehört. Von ausgezeichneten Schauspielern wurden wir weniger besucht, schon darum, weil es deren wenigere gibt. *Kunst*, der es über sich gewinnen kann, an Einem Abend Karl und Franz Moor in Einer Person zu geben, möchte ich für keinen echten Künstler halten, was auch sein *Hamlet* beweist, den ich einmal von ihm gesehen habe, und den er vor lauter Effektmacherei gänzlich verfehlte. Möchte Seydelmann, wenn er wieder einmal reist, Nürnberg wenigstens als Station nach Prag nicht übergeben, und denjenigen, nicht unbedeutenden Theil des Publikums, dessen Beifall ihm nicht ganz gleichgültig seyn kann, durch seine Darstellungen an die Leistungen seiner ausgezeichnetsten Vorgänger auf der deutschen Bühne erinnern. Seit einigen Tagen gastirt hier Dem. Vial, Sängerin bei der k. Oper zu Turin. Ich hörte sie als Sextus in der Clemenza di Tito, und obgleich ich diese Partie mehrere Male von der Schechner gehört, so befriedigte sie mich doch sehr. Die Stimme ist eine der reinsten und kräftigsten Altstimmen und, was bei dem überhand nehmenden Schreisingen nicht genug gelobt werden kann, wohlgeschult, gemäßigt und gehalten. Der deklamatorische Vortrag und die Aktion waren richtig und nicht auf Kosten der Musik — wie bei der Schröder-Devrient — vorherrschend. Gleichwohl bemerkte ich auch hie und da zu grelle Accentuation des forte und des piano. Auch sollte sich die junge, vielversprechende Künstlerin vor einer Neigung zum Kokettiren mit den untern Mitteltönen hüten, die, an sich stark und voll, wenn sie zu sehr markirt werden, etwas Hohles annehmen. — Herr Wilhelm *Cramer*, welcher uns schon im vorigen Winter mit einem Cyklus von Konzerten erfreute, hat auch in diesem Winter einen ähnlichen begonnen. Möge er fernerhin, wie bisher, jedes Konzert durch Produktion älterer, klassischer Kompositionen schmücken; er erwirbt sich dadurch ein Verdienst um Erhaltung eines bessern Geschmacks, der immer noch vorhanden ist, aber Nahrung haben will, wenn er nicht von der neuesten Galoppaden-, Walzer-, Spektakel- und Mirakelmusik, in der oft eine widerliche Mischung von Ueberflüssigkeit und affektirter Ueberkraft anzutreffen ist, übermannt werden soll.

Vor einiger Zeit, am 15ten und 29sten Oktober, fanden hier ein paar Grundsteinlegungen statt, nachdem beide Male die Gebäude selbst schon ein gutes Stück in Luft und Licht gewachsen waren. Der eine Grundstein galt einem neuen Gebäude für die hiesige polytechnische Schule, der andere einem Hause für eine landwirthschaftliche Armenschule. Die hiesige polytechnische Schule besizt zwar schon seit Jahren ein stattliches Gebäude; allein es fehlte bisher an Raum für Laboratorien und Musterwerkstätten. Unstreitig kommt auf Thätigkeit in diesen sehr Vieles, ja Alles an, wenn es sich um Verallgemeinerung höherer technischer Verfahrungsweisen handelt. Darum legt der Direktor der Anstalt, Herr Joh. *Scharrer*, mit Recht ein großes Gewicht auf diese Musterwerkstätten; nur müssen sie den wissenschaftlichen Unterricht nicht entbehrlich machen wollen. — Die eben erwähnte Landwirthschaftsschule ist ein Glied der hiesigen Kreis-Gewerbschule; doch steht sie unter der besondern Leitung des Herrn Dr. *Weidenkeller*, der viel Eifer für Hebung landwirthschaftlicher Kultur an den Tag gelegt hat. Er soll sich die berühmte *Wehrli*anstalt zu Hofwyl in der Schweiz zum Muster genommen haben, und das ist sehr lobenswerth. Möchte er nur auch zur Leitung der Armenknaben einen Wehrli finden! Dies wird Jeder, der den vortrefflichen Wehrli unter seinen Zöglingen einst wirken gesehen hat, für keine Kleinigkeit halten; denn ein Bauer von schlichten und einfachen Sitten und Bedürfnissen, ein kenntnißreicher, gemüthlich und vernünftig, nicht fein, aber vollständig ausgebildeter Mann, ein weiser, umsichtiger Lehrer und Erzieher in Einer Person seyn, das ist keine Kleinigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. November 1835.

Da freut' ich mich an Rollekutschen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutschen.
Goethe.

Mecheln und die Eisenbahn.

(Beschluß.)

Das Innere der, wie es heißt, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts begonnenen, erst im sechzehnten vollendeten Kirche, scheint mir dem Aeußern nachzustehen. Nicht daß es diesen Räumen und Wölbungen an Großartigkeit fehlte, aber der Styl des Baues ist minder edel, die Bildsäulen sind von keinem bedeutenden Kunstwerth, und es fehlt an interessanten Denkmalen und klassischen Gemälden. Nur vor einem derselben wird der Beschauer stehen bleiben: es ist eine Kreuzigung von Anton van Dyck in einer Kapelle zur Linken. Die Gestalt der trauernden Magdalena ist das Vorzüglichste in diesem Bilde und von großer Anmuth und Schönheit. — Besser bedacht mit Kunstwerken sind die Kirchen zu Sanct Johann und Notre-Dame, wo man u. a. Rubens wunderbaren Fischzug bewundert, eine der herrlichsten Kompositionen dieses großen Meisters, welcher die Gotteshäuser seines blühenden Vaterlands mit einem Schatze von Gemälden geschmückt hat, der noch jezt, nachdem in stürmischen und unglücklichen Zeiten manches weggenommen, manches verloren gegangen ist, unberechenbar genannt werden kann. Antwerpen, Gent, Brüssel, Alost, Lille, Löwen bewahren die kostbarsten Werke von der Hand dieses vielseitigen und unerschöpflichen Künstlers.

Für Mecheln wie für Brügge und Gent ist längst die glänzende Epoche vorübergegangen, wo unter halbrepublikanischen, Gemeingeist und Vaterlandsliebe fördernden Verfassungen, und dann unter der Vieles anregenden burgundischen Herrschaft, Gewerbe und Handel in ihrer höchsten Blüthe standen, und der reiche flandrische Bürger es mit Adel und Fürsten aufnehmen zu können glaubte. Hier wiederholte sich die Erscheinung der ewig denkwürdigen italienischen Freistaaten. Aber noch immer herrschen Thätigkeit, Industrie und Wohlstand in der hübschen Stadt, deren Manufakturen eine Menge geschäzter und vielgesuchter Artikel zu liefern fortfahren. Man kann sie überdies als den Hauptsitz oder Brennpunkt der kirchlichen Macht in Belgien betrachten: hier residirt der Erzbischof und Primas des Königreichs, hier ist die von einem Seminar unterstüzte sogenannte katholische Universität, welche unter der Regierung König Wilhelms nur mit dem größten Widerwillen das philosophische Kollegium zu Löwen duldete, und von der, so wie vom vielvermögenden Clerus überhaupt, großentheils die bekannte heftige, öffentliche und geheime Opposition gegen das von der niederländischen Regierung in Bezug auf das Unterrichtswesen befolgte System ausging, bei dessen Bekämpfung die katholische Partei, welche Gründe zu

Beschwerden sie auch sonst gegen die Regierung haben mochte, sich in den Augen der Unparteiischen so gewaltige Blößen gab.

Ich hatte mich ein paar Stunden lang in Mecheln umgesehen und dachte nun wieder an die Rückkehr. Vor den Thoren der Stadt war es lebhaft: längs dem Kanale, auf den mit Baumreihen besezten Wegen, unter den mit Früchten schwer beladenen Obstbäumen sah man eine Menge von Lustwandelnden aus allen Klassen, darunter viele Soldaten von verschiedenen Waffengattungen. Das belgische Militär ist glänzend uniformirt, am geschmackvollsten vielleicht die Artillerie, und der Einzelne macht sich recht gut; dem Ensemble aber mangelt die Haltung und die bisweilen vielleicht etwas peinliche Akkuratesse, woran man sich in einigen Ländern, namentlich in Preußen und Rußland, gewöhnt hat. — Die Cafés vor der Stadt waren mit Menschen gefüllt, die vor den Thüren stehenden Bänke und Stühle mit einer bunten Menge besezt, und Bier die dem Anschein nach beliebteste Labung. Kaum war ich auf dem Platze angelangt, wo die Eisenbahn für jezt ihr Ende erreicht hat und sich krümmt, um das Umspannen des Dampfwagens zu bewerkstelligen, so sah ich in der Ferne den dunkeln Zug herankommen, während neben mir eine Glocke das Signal gab. Die Erscheinung wuchs und wuchs, langgestreckt zog sich die schwarze Rauchsäule hin, in wenigen Augenblicken war das Ziel erreicht, Viele stiegen aus, Gepäck wurde abgeladen, Billette genommen, und bald war Alles wieder in Bereitschaft zur Rückfahrt. So geht es jezt sechsmal des Tags hin und her, wobei zwei Dampfmaschinen abwechselnd den Dienst versehen. Den großen Vortheil der Einrichtung wird man erst dann recht einsehen und berechnen können, wenn die Bahn bis Antwerpen geführt und der ununterbrochene Waarentransport, worauf so viel ankommt, möglich gemacht seyn wird.

In Vilvorde wurden die Wagen besezter. Die schöne, reiche Landschaft, an manche Rubens'sche Bilder erinnernd, deren überraschende Naturwahrheit man nur dann in ihrem ganzen Umfange und Werthe erkennen und bewundern lernt, wenn man Brabant und Flandern gesehen hat, lag uns zur Seite, mit ihren angehend herbstlichen Tinten, welche dem ganzen Gemälde namentlich dann, wenn die Sonne sich senkt, so viel Wärme und Mannichfaltigkeit verleihen. Ein Theil der Stadt Brüssel dehnte sich vor uns aus, und nachdem der Zug gehalten und ich mich durch die Menschenmenge, welche dem Schauspiel zusah, durchgearbeitet, langte ich bald nach fünf Uhr zu Hause an und hatte zwischen Gouter und Diner zu Brüssel St. Gudula und den Park besucht, eine Strecke von mehr denn vier deutschen Meilen zurückgelegt und dabei die Merkwürdigkeiten der guten Stadt Mecheln mit gehöriger Muße und Ruhe in Augenschein genommen.

Alfr. Reumont.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

„Ich bin der berüchtigte Magier Cocumbo," sprach der Alte, „von dessen Weisheit und übernatürlichen Kräften Du wohl gehört haben wirst, Fremdling. Man erzählt nicht zu viel. Ich war nur ein gewöhnlicher Araber in der Wüste, als ich schon den Lauf der Gestirne beobachtete und aus ihren Konjunkturen Schlüsse zog; später auf einer Wanderung nach Egypten gelangte ich zu dem Glücke, der Schüler eines weisen Priesters zu werden, der in einer der drei großen mittäglichen Pyramiden saß und über unendlichen Schätze geheimen Wissens brütete. So wachsam und eifersüchtig er sonst die Verbreitung seiner Lehre zu verhindern suchte, so gnädig und herablassend zeigte er sich gegen mich, dergestalt, daß ich in kurzer Zeit, da ich mich auf das Eifrigste anstrengte, dahin gelangte, so viel und vielleicht noch mehr als mein Lehrer zu wissen. Mein Ruf verbreitete sich jezt und kam auch zu dem Ohr eures Königs Sancho, der damals eine Pilgerschaft in's heilige Land unternommen hatte; er forderte mich auf, in seine Dienste zu treten, und ich willigte ein, weil mich ein Durst trieb, fremde Länder zu sehen, unbekannte Völkerschaften zu beobachten und die Früchte meines Wissens zum Besten meiner Nebenmenschen auszutheilen."

„Weiser Cocumbo," bemerkte hier der Student, „sollte Dein Gedächtniß Dich hier nicht trügen? König Sancho, den Du willst gekannt haben, ist schon seit dreihundert Jahren todt." — „Was sind drei elende Jahrhunderte?" rief der Magier spöttisch, „hältst Du Dein Vaterland für so unbedeutend, daß Du glaubst, man könne sich auf so kurze Zeit darin nicht gefallen? Ich habe nie das schnelle Reisen geliebt und pflege mich immer an den Orten, die mir zusagen, einige Zeit aufzuhalten. Ob ich aber die hundert Jahre, die mir jezt eben zugesichert werden, auch noch in diesem Lande zubringen werde, kann ich Dir so gewiß nicht versprechen, es gibt noch so Mancherlei zu sehen. Vor Allem will ich nach Padua gehen, um den berühmten Pietro d'Abano zu besuchen und mir von ihm das Wunderelixir zeigen zu lassen, welches Maximus Olybius in die Erde vergrub; von dort wandere ich gen Norden, um mir das Grabmal des Riesen Xenuphus anzusehen, in welchem einige Steintafeln mit merkwürdigen Prophezeiungen sind gefunden worden; habe ich die gehörig geprüft, so besuche ich England, wo in einem alten Kloster die adeptischen Berechnungen des Hermes Trismegistus, des großen Meisters, sich befinden sollen. Du siehst, Freund, Beschäftigung genug für die armseligen hundert Jahre, die mir der grüne Käfer von der habsüchtigen, neidischen

Spinne erobert hat. — O junger Mann, beklage mich! troß meines tiefen Wissens, meiner Macht über das Geisterreich und die Gesetze der Natur, unterliege ich immer wieder der despotischen Gewalt eines tückischen Dämons, der mir nach dem Leben trachtet. Er ist es, den Du in der Gestalt der dickbäuchigen, ekelhaften Spinne gesehen hast. Nach Verlauf von hundert Jahren erscheint er jedesmal, um sein Opfer zu holen; doch noch ist's ihm nicht gelungen, immerdar stellt sich ein guter Genius ihm im Kampf gegenüber und überwindet den Elenden, in welcher Gestalt er auch erscheinen mag. Obgleich ich immer vorher bestimmen kann, wann dieser Kampf stattfindet, so hat mich doch heute das plötzliche Erscheinen meines Todfeindes hier in der Wüste so überrascht, daß ich ohnmächtig niedersank und wie todt liegen blieb, also von dem ganzen entsetzlichen Kampfe, der dicht neben mir vorgefallen seyn muß, nichts wahrgenommen habe. Ich danke Dir nochmals für Deine Hülfleistung, junger Mann; kann ich Dir irgendwo in Deinen Geschäften von Nutzen seyn, so rechne auf meine Dienste.“

Zerillo dankte für dieses großmüthige Anerbieten, indem er es zugleich mit Bescheidenheit ablehnte. „Ich wüßte nicht,“ sagte er, „zu welchem Zweck ich Eurer Hülfe bedürfte; mein Leben geht in Stille und Abgeschiedenheit ruhig dahin, ich kenne weder Wünsche noch Hoffnungen. Wollt Ihr mir die Ehre erweisen, in meiner Wohnung einzusprechen, und gestattet Ihr, daß ich hie und da von dem Schatze Eures Wissens etwas koste, so werdet Ihr mich dadurch überschwenglich belohnen.“ — „Wir wollen erwarten, was die Zukunft bringt,“ entgegnete der Magier. „Denkt für's Erste daran, daß ich Euch meinen Schutz zugesichert habe; wollt Ihr mich sprechen, so findet Ihr mich im nächsten Vollmond an dieser Stelle.“ Mit diesen Worten grüßte er den Jüngling und verschwand um die Ecke der Felsenwand.

Aus dem Gedächtniß des Studenten in Salamanka war der Magier Cocumbo, so wie der Kampf der Spinne und des Käfers halb schon verschwunden, so eifrig hatte er sich wieder in seine Studien versenkt, als ein neues Ereigniß ihn wieder aufschreckte und diesmal einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er ward nämlich verliebt — ja verliebt, und da begreift sich's wohl, daß die Bücher auf eine Weile bei Seite geschoben wurden. Es ist schon bemerkt worden, daß Don Zerillo eine schöne Stimme hatte; jezt, da er verliebt war, hatte er eine noch viel schönere; er rezitirte schon früher Gedichte mit Ausdruck und Geschmack, aber jezt rezitirte er sie mit Feuer und Begeisterung; ja er tanzte sogar den Bolero, was man nimmer hätte für möglich halten sollen. Und warum that er dies Alles? — um einem kleinen Geschöpfe zu gefallen, das allerliebste braune Augen hatte, einen lebhaften Gang, einen zierlichen Wuchs, sanfte, aber ziemlich bäurische Manieren, was durchaus kein Wunder war, da ihr Vater aus den Einödden der Battuecas herstammte, einer Gegend, die eine Gattung dürrer, lebhafter, braungrauer Esel lieferte, welche von den Bewohnern von Leon sehr geschäzt wurden, und unter dem Namen „der guten Leute vom Gebirge“ kursirten. Man kann nicht immer geistreiche Eltern haben, das hängt nur wenig von uns ab; aber was wir haben können, wenn wir es nur wollen, sind Tugend und gute Sitten, und die hatte sich die schöne Ines zu erwerben gewußt. Es war im Grunde wenig daran gelegen, daß ihr Vater mit jenen „guten Leuten vom Gebirge“ handelte, und oft ganze Heerden von ihnen auf den Markt zu Salamanka trieb; die Liebe sezt sich über dergleichen Vorurtheile hinweg, und unser Student, wie gesagt, war verliebt; aber es ließ sich voraussehen, daß die alte kastilianische Familie, aus der er stammte, andere Gesinnungen aufstellen würde. Doch wer denkt immer an die Grillen alter Leute? Unsere Liebenden genossen jezt das Leben; Don Zerillo besuchte öfters wieder fröhliche Gesellschaften, die schöne Ines lernte in seinem Umgange gefühlvoll und zärtlich seyn, und Beiden kam es zulezt vor, als seyen sie für einander geschaffen. Man dachte ernstlich daran, sich zu verheirathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Kunstpreise. Ingres in Rom.

Im Oktober fand, wie in den vorigen Jahren, eine Ausstellung der gekrönten Preisstücke aus der Kunstschule statt. Die Académie des beaux arts, welche das Urtheil über diese Stücke zu fällen hat, war diesmal strenge gewesen; denn in der Malerei und Bildhauerkunst wurde kein erster Preis zuerkannt, sondern nur ein zweiter, welcher wiederum in einen ersten und zweiten zerfiel. Durch den Tod des berühmten Gros ist eine bedeutende Kunstschule eingegangen, denn er bildete ziemlich viele Schüler für die Geschichtmalerei; diejenigen, welche diesmal sich ausgezeichnet hatten, waren Schüler von Ingres und Coigniet, einem Künstler, der außerhalb Frankreich nur wenig bekannt ist. Jezt, da Ingres Direktor der akademischen französischen Kunstschule zu Rom ist, fehlt auch sein Unterricht und sein Beispiel hier. Aber wahrscheinlich werden Laroche, Scheffer und die andern Meister im neuern Style Schüler bilden und, den alten Akademikern zum Troz, eine eigene Schule emporbringen, gegen welche sich der Kunstgeschmack der klassischen Herrn vergebens sträubt. Die Aufgabe der Maler war, einen Zug aus der biblischen Geschichte darzustellen, nämlich das Auflegen der Fischgalle auf die Augen des blinden Tobias. Es waren da mehrere niedliche Gemälde aufgestellt, jedes mit drei oder vier Figuren, nämlich dem alten, sizenden Tobias, dem das Heilmittel auflegenden Jüngling und dem Engel zur Seite; Einige hatten noch eine oder zwei helfende Personen beigefügt. Man sah diesmal keine so

häßliche Gestalten, wie in den vorigen Jahren. Das Meiste mochte den Schülern der Engel zu schaffen gemacht haben, da ihnen hier das Muster aus der Natur fehlte. Auch hatten sie ganz materielle Jünglinge abgebildet und ihnen Fittige angemalt. Es ist sonderbar, daß die Aufgaben der Kunstschule stets aus der biblischen und profanen alten Geschichte, nie aber aus der neuern gewählt werden. Von diesem Gebrauche wird man zuletzt doch abkommen, wie von so manchem andern Verjährten. Uebrigens wird man in Frankreich allmählich bekannter mit den morgenländischen Gestalten und Naturen, besonders seit der Eroberung Algiers, und ist daher auch besser im Stande, die Patriarchen und die alt-testamentarische Welt darzustellen. Ich glaube, Ingres bedauert es, daß er sich hat nach Rom schicken lassen; es wird ihn dort die Langeweile überfallen; aber wahrscheinlich war er des vielen Geredes müde, das seine Malereien in Paris verursachten, Lob und Tadel durcheinander, und zwar beides gleich heftig. Für den großen Künstler ist es eine gefährliche Probe, zu solch widersprechendem Gerede Anlaß zu geben. Der Baron Gros hat die Schwachheit gehabt, das Ende seines Lebens einer solchen Lage vorzuziehen, und Ingres hat sich lieber nach Rom verbannt, um Ruhe zu haben. Das Lob erträgt man wohl, auch wenn es übertrieben ist; aber den übertriebenen Tadel, wer vermag den zu ertragen, wenn er so oft erneuert wird, daß das Lob beinahe darüber verstummt! Indessen hat auch die Lage eines Direktors der Kunstakademie zu Rom ihr Unangenehmes; Horace Vernet, der sich doch so bequem einrichtete als möglich, und bald nach Antwerpen, bald nach Algier reiste, hat die Erfahrung gemacht, daß auch zu Rom bei der Direktorstelle Unangenehmes mit der Herrschaft verbunden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nürnberg, den 19ten November.

(Beschluß.)

Literarische Fehde.

Die Fehde **Menzels** mit dem **jungen Deutschland** hat auch hier unter demjenigen Theil des Publikums, der sich für dergleichen interessirt, einige Sensation erregt und ein Ferment in die gesellschaftliche Unterhaltung geworfen. Ich habe Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Ansichten zu vernehmen, die darüber hier, wie überall, laut geworden seyn möchten. Ein großer Theil hielt sich, wie das gewöhnlich ist, an die Schale, und sah darin weiter nichts, als einen persönlichen literarischen Streit. Diese gaben, da sie ohnehin das corpus delicti noch gar nicht kannten und aus Menzels Angriff nur wenig kennen lernten, diesem wegen der Identifikation der Personalitäten und ihrer literarischen Produkte Unrecht. Besonders mag sich in einigen, dem jungen Deutschland Sinnverwandten ein um so größerer Unwille über die Porträtirung Gutzkows geregt haben, als sie vielleicht fürchteten, der Steckbrief könne auf sie zu lauten scheinen. Wenigstens geht es bei solchen Gelegenheiten Menschen, die kein ganz gutes Gewissen haben, in ähnlicher Weise, wie jenen Türken, von denen es in **Uhlands** schwäbischer Kunde heißt, da sie ihren Kameraden von einem schwäbischen Ritter in zwei Stücke gehauen sehen:

Und Jedem war's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.

Andere dagegen von ernsterer Gesinnung erklärten sich sogleich für Menzels Sache gegen das junge Deutschland, und bedauerten nur, daß dieselbe nicht rein von Persönlichkeiten geblieben wäre, nicht bedenkend, daß bei solchen Dingen, wo es sich um sittliche und religiöse Interessen handelt, Person und Sache wenn nicht identisch, doch kongruent sind. Später wurden von solchen, die mit eigenen Augen sehen wollten, die Wally und die Schriften gegen Menzel gelesen. Und obgleich sich bei der Lesung ergab, daß dieser sogenannte Roman Gutzkows viel zu barock gedacht und viel zu unanmuthig geschrieben sey, um irgend einen Menschen, der nicht schon nahe daran sey, an Geist und Gemüth Bankerott zu machen, gewinnen zu können, so leuchtete doch einerseits die Intention, das Christenthum, ja jede Religion und Sitte zu verhöhnen, fast Jedem ein, und anderseits, daß die liederliche Gesinnung eines großen Theils der Jugend in den witzelnden und sophistischen Raisonnements desselben eine quasi prinzipielle Befestigung finden werde. Denn daß irgend etwas Haltbares gegen Christenthum und Ehe, wie sie seyn sollen und seyn können, und auch öfter im Leben anzutreffen sind, als die Skepsis einer liederlichen Denkungsart zu finden vermag, in dem ganzen Buche gesagt worden sey, wird auch der nicht zugeben, der wohl weiß, wie oft Christenthum und Ehe nicht sind, was sie seyn können und seyn sollen. Vielmehr geht aus dem Buche hervor, daß der Verfasser, dem es an esprit nicht fehlt, doch nicht Gemüth genug besitze, um das Wesen des Christenthums und die Heiligkeit der Ehe sich nahe bringen zu können. Ueberdies verräth er — man könnte zweifeln, ob absichtlich oder unabsichtlich — eine Unkenntniß der ewigen Grundsätze des Christenthums und eine allerdings bedenkliche Gedankenverwirrung, die ihn Wahrheit und Irrthum durch einander mischen, Widersprüche auf Widersprüche häufen läßt. Das mag nun freilich das Loos vieler ruhmanstrebenden Jünglinge des jungen Deutschlands seyn, daß sie von dem, worüber sie reden, nichts Rechtes wissen, und noch weniger darüber gehörig nachgedacht haben. Sie sind wohl meist noch in der Periode ihres Lebens, wo sie sich zu emanzipiren trachten, wo es in ihnen gährt und noch ungewiß ist, ob aus der Gährung ein süßer und feuriger Wein, oder eine saure Brühe werden wird. Und so könnte man sie ihrem Schicksale überlassen; allein man kann sie auch als die übereilten Vorposten einer größern und respektablern Armee ansehen, die in Frankreich ihr Hauptquartier und in Deutschland mehrere detaschirte Korps zu haben scheint, und mit denen gewisse, noch immer sich spreizende philosophische Lehren in geheimer Wahlverwandtschaft stehen. Dann darf man auch nicht vergessen, daß viele retrograde Bewegungen in Kirchen- und Glaubenssachen auch den frivolsten Angriffen auf Sitte und Religion insofern Vorschub leisten, als diese in den Augen der Masse dadurch gerechtfertigt erscheinen. Wenn **Ammons** Idee der Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion nicht beherzigt wird, wenn man bei dem **Buchstaben** kirchlicher Dogmen und selbst einiger Bibelstellen stehen bleibt, wenn man die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit und das Gebot der Liebe nicht so hervorhebt, daß im Lichte jener Lehre und dieses Gebotes alle übrigen gezeigt und gesehen werden, dann steht zu befürchten, daß die frivolsten Lehren und Ansichten je länger je mehr Anklang finden dürften. — Das nächste Mal mehr Thatsächliches; doch sind Ansichten gegenwärtig auch Thatsachen, mindestens ihre Grundlage. — So eben vernehme ich noch, daß ein erster Versuch mit dem Dampfwagen gestern glücklich von Statten gegangen sey.

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. November 1835.

Licht verschießt die heil'gen Pfeile
Weiter immer, lichter immer,
Ahriman sogar, der dunkle,
Wird zuletzt vergehn im Lichte.
Platen.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

13.

Die Thiere.

Den Löwen spornt ein Sehnen,
Zu suchen seinen Herrn;
Er sträubt die gelben Mähnen,
Es blizt sein Augenstern.

Er kommt daher gesprungen,
Er wittert Blut und Mord;
Er sieht das Paar verschlungen
Am blutgetränkten Ort.

Er leckt des Meisters Hände,
Die kalt und weiß wie Schnee;
Jezt kommt daher behende
Gelaufen Seliths Reh.

Es fürchtet nicht den Leuen,
Der an den Leichen ruht;
Es halten lang die Treuen
Bei ihren Todten Hut.

Dem Thier mit goldnen Mähnen
Schwillt drauf der Gram zur Wuth;
Das Reh vergießt nur Thränen,
Der Leu will opfern Blut.

Das Reh, das zarte, schlanke,
Packt er in blindem Schmerz;
Er drückt die ehrne Pranke
Tief in des Thierchens Herz,

Fühllos, wie Männerliebe
Ein Herz zerreißen darf,
Das sich mit frommem Triebe
Ihm glaubig unterwarf.

Dann sinkt auch ihm die Mähne,
Dann schmerzlich laut er brüllt,
Und eine blut'ge Thräne
Sein großes Auge füllt.

Ist es dein Schatten, Reue,
Der nächtlich ihn bedeckt?
Ist es dein Stachel, Treue,
Der todt ihn niederstreckt?

Im thierischen Gemüthe
Wogt schwere, dumpfe Nacht,
Bis die gebundne Blüthe
Des innern Lichts erwacht,

Wenn wechselnd, Hüll' um Hülle,
Wie Schlangenhaut sich streift,
Und Werdelust zur Fülle
Der Geisterklarheit reift.

Sein Innerstes entfaltet
In Wandlungen der Keim,
Und kehrt dann vollgestaltet
Zu seinem Urquell heim.

14.

Der Sieg des Lichts.

Nummi, schmerzbetäubt, durchirrt die Nacht,
Unsichtbar ein Auge sie bewacht;
Eine Stimme, die sich nie verlor,
Flüstert mahnend, warnend ihr in's Ohr:

„Gieb, o Tochter, auf die schwarze Kunst,
Wecke nicht die unrein ird'sche Brunst!
Deine Haut ist schwarz — o wehre nicht
Auch dein Herz dem reinen, weißen Licht!

Mit des holden Lichtes ew'ger Macht
Unterliegt im Kampfe doch die Nacht.
Zauberei, verdreh'nd der Welt Gesetz,
Strickt sich selber nur das Todesnetz.

Grabe forthin gift'ge Wurzeln nicht,
Nimm nicht mehr bei Schlangen Unterricht,
Pflücke nicht die Frucht vom Upasbaum,
Reize nicht den Geist zum Sehertraum!

Deine Kunst bleibt fern doch ihrem Ziel,
Bittrer Ernst entkeimt dem frevlen Spiel;
Weh der Eule, die nur sieht bei Nacht,
Wenn einst ganz das Licht gewinnt die Macht!"

Namenloses Leid quält Nummi's Herz,
Unverstandnen Heimwehs Doppelschmerz;
Sehnet sie sich nach dem Mohrenstrand?
Nach der Geister lichtem Vaterland?

Schöner wiegt, mit Farben glänzend bunt,
Eine Blume sich auf dunklem Grund;
Froher fliegt vom rauchgeschwärzten Haus,
Wenn der Frühling lockt, die Taube aus.

Aus des dunkeln Steins, der Schlacken Haft
Bahnt dem Gold den Weg des Feuers Kraft;
Tief im Abgrund nie ein Strahl versank,
Den zurücke nicht die Sonne trank.

Nimmer hört die heil'ge Wandrung auf;
Aufwärts, aufwärts geht der Geister Lauf!
Wenn erlöst der lezte Tropfen Lichts,
Sinkt verkohlt der Stoff zurück in's Nichts.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Eines Abends verirrten sich die Liebenden auf einem Spaziergange und gelangten in das einsame Thal. Die Einöde war diesmal weniger auffallend und schauerlich, der Mond hatte ein sanftes, mildes Licht und der Athem der Lüfte wehte kühlend und erquickend. Sie hatten über ihr bevorstehendes Schicksal gesprochen, und die schöne Ines sagte jezt mit einem wehmüthigen Lächeln: „Sind es nicht Träume, die wir uns da ausmalen? werden denn Deine Eltern jemals in Deine Verbindung willigen mit einem armen Landmädchen? und wenn sie einwilligten, wirst Du selbst nicht einst bereuen, eine so unebene Wahl getroffen zu haben? Ach, in beiden Fällen wäre mein Tod gewiß!" Den Studenten rührte so viel Liebe, und er erwiderte: „Nie, nie wird geschehen, was Du fürchtest, keine Menschenhand wird Dich mir entreißen, und selbst wenn der Tod es thäte, würde ich — ich schwöre es bei dem Licht des Mondes! Dich dem kalten Schoß des Grabes wieder entreißen." Er drückte sie heftig an seine Brust und schloß ihre bebenden Lippen mit einem Kusse. „Schwöre nicht so vermessen!" rief Ines, „Du schwörest Unglück herab auf unsere Liebe! Wo gab wohl jemals das Grab ein schon erfaßtes Opfer wieder her?" — „Der wahren Liebe," entgegnete Zerillo, „verschließen sich die dunkeln Pforten nicht. Stieg Orpheus nicht hinab in die Welt der Schatten, um seine Euridice zu finden? wie, und was damals wohlthätige Götter zuließen, sollten sie heute verweigern?" — „Ich weiß nicht," sagte Ines bekümmert, „was die Götter damals zuließen, und wer die Personen sind, von denen Du sprichst; das aber weiß ich, daß der fromme Pater Bruno vor allen Werken der Zauberei warnte, und durch welche andere als durch diese kann geschehen, was Du begehrst?" Zerillos Stirne bewölkte sich: „Du verstehst dergleichen nicht, Ines, nur wir Gelehrte sind im Stande, über Dinge von solcher Wichtigkeit zu urtheilen. Aber weßhalb an Tod und Elend denken? sind wir nicht frei, glücklich, und lieben wir uns nicht zärtlich?" — „Gewiß!" rief sie und schmiegte sich an die Brust des Geliebten; „laß uns diesen finstern, einsamen Ort verlassen, nur er gibt uns so unselige Gefühle und Ahnungen ein." — Man sieht, die schöne Ines zeigte nicht den leisesten Anflug von bäurischen Sitten mehr, und sie war gewiß sehr liebenswürdig.

Kaum hatten sie den Ausgang des Thals erreicht, als schon das Unglück, von dem sie träumten, sie ereilte; um die Felsenecke sprangen vier bewaffnete und vermummte Männer hervor; zwei bemächtigten sich des Mädchens,

indessen die zwei andern Zerillos Widerstand vereitelten und ihn gebunden mit sich fortschleppten. Der Unglückliche mußte sehen, wie die schändlichen Entführer mit seiner Geliebten davoneilten, ihn selbst brachte man in die Stadt und in sein Zimmer. Einer der Verhüllten trat mit ihm hinein und gab sich ihm als seinen Verwandten zu erkennen. „Nichtswürdiger!“ schrie er dem armen Jünglinge zu, „Du warst auf dem Wege, unsere Familie und Dein ganzes Haus zu beschimpfen. Erkenne mit Dank, daß ich Deinen Schritten aufpaßte und Dich rettete, ehe Du vollends in die Fallstricke eines Eselhändlers aus Battuecas und einer lustigen Dirne, seiner Tochter, fielst. Beim heiligen Jakob von Compostella, wie arg kann doch das verwünschte Studiren einem gesunden Kopfe mitspielen!“ — Don Antonios, des Vetters, Rede war noch voll ähnlicher Bitterkeiten. Man mußte sie ihm verzeihen, er war ein tapferer Soldat seines Königs, bei Belagerungen und Ausfällen zeigte er sich stets als der Erste, der Ruhm und der Stolz der Familie lag auf seiner breiten Brust, die mit unzähligen Orden bedeckt war; aber von den süßen Gefühlen eines schwärmenden Herzens wußte er nichts, nicht nach seinem Bilde hatte Cervantes den verliebten Schäfer Chrisostomus geschaffen; mit einem Worte, es war ein Mann, gegen dessen Gründe nichts einzuwenden war, und dem, da er als Familienabgesandter handelte, der arme Zerillo sich fügen mußte.

Die Folge von so vielen Widerwärtigkeiten war endlich, daß die arme Ines, wie sie Anfangs gefürchtet hatte, nun wirklich starb, und daß Don Zerillo gezwungen wurde, eine reiche Erbin zu heirathen, die zwar auch recht schön, aber lange nicht so schön wie die kleine Ines war. O, welche Nichtswürdigkeiten sich das Schicksal oft erlaubt! Da haben wir nun ein schönes Mädchen, einen zärtlichen Jüngling, aber wir können sie nicht verbinden, sondern müssen Unglück auf Unglück häufen und zuletzt mit einer Greuelscene endigen. Nur Muth! die widerwärtigen, stolzen Verwandten sollen auch ihren Theil bekommen! —

Während die Vermählungsfeierlichkeiten mit großer Pracht begangen wurden, schlich sich der unglückliche Zerillo aus dem Pallaste in die stille Nacht hinaus. Ohne es zu wollen, betrat sein Fuß den Eingang zum geheimnißvollen Thalgrunde, der ihm so schmerzlich süße Erinnerungen bot. Er wandelte den bekannten Plätzen vorbei, ließ sich endlich erschöpft unter einem dunkeln Cypressenbusch nieder und erleichterte seine Brust durch Klagen und Thränen. Die Worte, die er noch vor wenig Wochen zu der Geliebten gesprochen, kamen ihm vermessen und thöricht vor, er fühlte, daß er mit Kräften geprahlt hatte, die er nicht besaß. Jetzt war dem Grabe seine Beute verfallen, und wie hätte man sie ihm wieder entreißen mögen?

Noch in diese Betrachtungen vertieft, bemerkte er eine Spinne, die sich langsam von einem Zweige über ihm herabließ. Der Anblick dieses Thiers rief ihm plötzlich den Kampf wieder in's Gedächtniß, den er an diesem Orte mit angeschaut, und zugleich mit diesem Bilde trat auch die Gestalt des ehrwürdigen Cocumbo vor seine Seele. Er besann sich auf das Versprechen, das Jener ihm gegeben, und daß er auf seine Hülfleistung bauen könne. Wenn es dem Alten Ernst war um seine Bereitwilligkeit, so mußte er nothwendig jetzt erscheinen. Zerillo rief ihm mit lauter Stimme, so daß der hohle Klang des Echo's sich an den einsamen Felsenwänden tausendfältig brach. Endlich nach einer langen Stille rauschte es im nahen Gebüsche, und aus der Niederung hervor trat eine dunkle Gestalt, an der nichts sich unterschied, als ein langer, silberweißer Bart. Es war Cocumbo. Der Jüngling erschrak über die Erscheinung, obgleich er sie selbst herbeigerufen hatte; er faßte sich jedoch schnell und rief: „Wir haben uns lange nicht gesehen, weiser Cocumbo; warum bist Du nicht zu mir gekommen, wie ich Dich bat, mir Unterweisung und lehrreichen Unterricht zu ertheilen?“ — „Weil,“ entgegnete der Alte verstimmt, „die Thorheit Dir Unterricht ertheilte, und Niemand zwei Lehrer hält, die sich einander in ihren Grundsätzen geradezu widersprechen. Ich wartete, bis Du aus Deinem Liebesrausche erwachtest, dann wollte ich mich bei Dir einfinden.“ — „So hast Du den Zeitpunkt jetzt gefunden,“ seufzte Zerillo; „ich bin erwacht, oder vielmehr, man hat mich auf das Grausamste erweckt.“ — Der Magier lächelte. „Du irrst, mein Freund; Dein Rausch ist gerade jetzt am hartnäckigsten, gleichwie die Kranken, die sich selbst für gesund erklären, am Schlimmsten im Fieber liegen. Du willst Dir die Geliebte aus dem Grabe wieder herausholen, und das ist das Zeichen, daß Dein Fieberrausch die höchste Spitze erreicht hat.“ — Der Jüngling wollte ihn mit einem verwundernden Ausruf unterbrechen, allein der Alte machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand. „Ich weiß Alles,“ rief er, „ich weiß auch, daß bei einer Sinnesart, wie die Deinige, vernünftiger Rath und Abmahnung nichts nützen; gib Dir also keine Mühe, mich zu belehren. Du willst Deine Ines wiedererwecken? gut; aber hast Du auch bedacht, daß die Brust, durch welche schon die großen Gefühle der Ewigkeit zogen, keinen Raum mehr hat für die kleinen Schwärmereien irdischer Leidenschaft? Wirst Du dem Auge, das schon den Vorglanz des Himmels sah, mit dem Liebesblick gemeiner Zärtlichkeit genügen?“ — „Grausamer Cocumbo!“ rief Zerillo. — „Still!“ nahm der Alte wieder das Wort; „ganz gegen meinen Willen habe ich schon Dir Vernunft gepredigt. Du willst meinen Dienst; ich habe ihn Dir versprochen, und will ihn Dir

leisten. Hier, nimm dieses Täfelchen, es enthält eine kräftige Formel, die selbst hundertjährige Schläfer aus ihrem Bette zu rütteln vermag; lies sie langsam und mit gehörigem Ausdruck ab, daß kein Wort vom Nachtwinde verweht oder vom Mondlicht aufgesogen, oder in neidische Felsenspalten eingeklemmt wird, stelle Dich zu Füßen des Grabes, das Du suchest, und fange gerade mit dem ersten Glockenschlage der Mitternacht an und endige mit dem lezten. Während der Rede räuspere Dich nicht, sieh nicht um Dich, stottere und zische nicht, und lies nicht falsch. Beobachtest Du diese Geseze auf's Strengste, so wird ein glänzender Erfolg Dich überraschen, verabsäumst Du jedoch nur eines derselben, so kann ich selbst mit all meiner Macht Dich vor dem Verderben nicht schüzen, denn das Reich, mit dem Du es jezt zu thun hast, ist das alte, launische, tückische Reich, gegen das schon König Salomo oft vergeblich Krieg führte."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsezung.)

Die neue Kunstschule. Musikpreis.

Eigentlich sollte ein Direktor der Kunstakademie zu Rom die Schüler leiten und ihr Lehrer seyn; dies ist er aber nicht, sie arbeiten, wie es ihnen gut dünkt; höchstens sorgt er dafür, daß sie ihre pflichtmäßige Arbeit vollenden und nach Paris schicken. Er ist vielmehr ein Verwalter der Anstalt, als ein Lehrer der Schüler; freilich würde das Lehren nicht ohne Nachtheil seyn, da man zuweilen mittelmäßige Künstler als Direktoren nach Rom sendet, und ihnen diese Stelle bloß deßhalb gibt, weil sie einem solchen Institute vorzustehen wissen. Horace Vernet hatte große Noth mit den jungen Künstlern der Anstalt, weil sie heirathen wollten, dem Gebrauche nach aber nur Unverheirathete auf Staatskosten nach Rom geschickt werden, damit sie sich ganz der Kunst ergeben können. Er hatte daher ein neues Reglement vorgeschlagen, die Akademie zu Paris aber, deren Gutachten von der Regierung über diesen Plan gefordert worden war, und welcher vor aller Neuerung bange ist, hatte dasselbe verworfen, worüber Horace Vernet so böse wurde, daß er gegen die Akademie, wozu er doch selbst gehört, in einem Schreiben seinem Unmuth Luft machte. Die Sachen sind beim Alten geblieben, und man erfährt nicht, ob auch Ingres von der Heirathslust der Zöglinge der Anstalt so sehr geplagt wird, wie H. Vernet; vielleicht war es unter Vernets Direktorium nur eine Neckerei der jungen Künstler, um dem stets reisefertigen Vernet etwas in Rom zu thun zu geben. Bei der diesjährigen Ausstellung der Schülerarbeiten konnte man die Fortschritte des Baues der neuen Kunstschule bemerken, in welcher dieselbe statt fand. Seit vorigem Jahre ist dieser Bau schon bedeutend vorgerückt, und man hat jezt die Gewißheit, daß das Gebäude seinem Zwecke völlig entsprechen wird. Schwerlich wird das Ganze vor zwei Jahren vollendet werden, obschon beinahe hundert Arbeiter unaufhörlich daran beschäftigt sind. Der Styl der architektonischen Anlage und die ganze Einrichtung wird etwas Besonderes haben, was der junge Künstler Dubon wahrscheinlich den italienischen Gebäuden abgemerkt hat. Dazu kommt, daß man die vormalige Kirche des Augustinerklosters, auf dessen Boden die Schule errichtet wird, wie auch eine vom Schlosse Anet hieher gebrachte und während der Revolution aufgerichtete Façade mit in den Bereich der Anlagen gezogen hat. Die Kirche steht zur rechten Seite im ersten und größten Hofe und die Façade des Anetschen Schlosses in der Mitte. Zuvor diente sie als Eingang in den Garten; dieser Garten ist aber nicht mehr da, sondern auf dem Grunde ein großes Viereck mit einem innern Raume gebaut worden, und die Façade steht nun ganz vereinzelt wie ein Triumphbogen da; auf der Hinterseite hat man mehrere Statuen und andere Bildwerke aus dem Mittelalter und aus der Zeit der Wiedererneuerung der Kunst in Frankreich angebracht. Die Kirche soll, wie zur Zeit des unter den lezten Bourbonen aufgehobenen Musée des monumens français, welches sich in dem ehemaligen Kloster befand, wieder zur Aufbewahrung von Kunstwerken dienen. In dieser Kunstschule wird nämlich, wie ich bereits zuvor erwähnt habe, Manches zu sehen seyn, z. B. die seit vielen Jahren von der Akademie gekrönten Preismalereien und Bildhauerstücke, Abgüsse von in Frankreich nicht vorhandenen Statuen, architektonische Modelle in großer Anzahl und manche Ueberbleibsel des vormaligen Musée des monumens français. Die Anstalt wird große Summen kosten; allein nicht immer wird das von den Kammern bewilligte Geld so gut verwendet. — Mit den Preisstücken der bildenden Kunst pflegt in der öffentlichen Sizung der Académie des beaux arts auch die beste musikalische Komposition gekrönt zu werden. Diesmal ward diese Ehre dem Sohn einer sonst auf der Faydeaubühne sehr gefeierten Sängerin, Madame Boulanger. Für diese, so wie für's Faydeautheater sind die guten Tage längst verschwunden. Sie ist kränklich und lebt von einer Theaterpension. Mit der Komposition der zur Preisaufgabe gestellten Kantate ihres Sohnes, welche das Orchester und die Sänger jenes Theaters bestmöglich aufführten, war man allgemein zufrieden; wenigstens berechtigte sie zu Hoffnungen; ob der junge Mann diese erfüllen und dereinst ein guter Opernsezer werden, oder sich in Paris als ein Liedersezer umhertreiben und nicht höher kommen wird, als so manche seiner Schulgefährten, wird sich in der Folge ausweisen. Alljährlich wird eine Kantate gekrönt; allein das ihr gezollte Lob verstummt zuweilen, ohne daß der geringste Nachhall erfolgt. Schon deßhalb ist die Trauer um den zu früh verstorbenen Bellini so allgemein in Paris; ein Theaterkritiker im Journal de Paris macht es sich selbst zum Vorwurf, daß er früher den jungen Tonkünstler zu hart behandelt habe; wie schön, wie originell erscheinen ihm jezt dieselben Kompositionen, gegen welche er sonst, da er das musikalische Genie des Tonkünstlers noch nicht faßte, so Manches einzuwenden hatte! O, wenn Bellini noch lebte, wie wollte er ihn loben und aufmuntern! Glücklicherweise hat es Bellini nicht an Aufmunterung gefehlt, und er ist sicher mit dem Bewußtseyn gestorben, daß die Mitwelt ihn schäzte und ehrte. Die reichen Besucher und Besucherinnen der italienischen Oper tragen jezt zu den Kosten eines Denkmals auf seinem Grabe bei, und ihr Schmerz wird durch die meisterhafte Darstellung seiner besten Stücke noch oft erneuert.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. November 1835.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu sehen;
Denn auch dieser Genuß verlangt Erholung und Muße.

Goethe.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Mailand, den 8ten September.

So schön Abends von unserem Balkon aus der Himmel in seinem ernsten Blau mit den freundlichen Sternen anzusehen war, so erquickend blieb es, in der Kühle an gleicher Stelle die Morgenluft einzuathmen. Nach dieser Stärkung war am nächsten Tage unser erstes Ziel wieder der Dom, den wir zu besteigen Anstalt machten. Der mühsame Gang ward auf's Beste belohnt, denn ein ähnliches Dach ist nicht leicht wieder zu finden. In je drei Absätzen, des Mittelschiffs und der beiden Seitengänge, hebt und senkt es sich allmählig und besteht aus weißen Marmorplatten, auf denen man wie auf breiten, niedrigen Stufen vergnüglich auf und ab spazieren kann. Hier steht man nun zwischen regelmäßig hingepflanzten Alleen von Thurmspitzen, die von dem Schiff und den Seitengängen schneeweiß (da die meisten seit Kurzem erst vollendet sind) mit ihren Märtyrern, Aposteln und Heiligen aufsteigen. Von dem Mittelthurme aus sieht man über die Stadt in eine reiche, wasserlose, immer grüne, unermeßliche Ebene, welche nur von der einen Seite durch die Berge, die den Comersee einfassen, begrenzt wird. Am Ende wurden wir's müde und stiegen hinab. Das Innere verwunderte und erfreute mich von Neuem, der Eindruck blieb immer derselbe, groß und freundlich, ja in seinem Ernst so lieblich, daß selbst ein modernes Walzer-agnus-dei, das der Organist zum Hochamt auf dem Flötenregister spielte, statt zu stören, mich erst vollständig in die rechte Stimmung brachte. Von hier aus ging ich in die Bildergalerie, um mir die Lieblingsgemälde dauernder einzuprägen. Am längsten stand ich wieder vor dem Sposalizio, und bewunderte heute vornämlich, wie Raphael in dieser Jugend schon, innerhalb ein und derselben Grundempfindung, dennoch durch die Verschiedenheit des Alters, Geschlechts, Charakters der Individuen eine erschöpfende Totalität, wie sie in der vorgeführten Situation liegt, mit der absichtslosesten Naivetät herauszustellen gewußt habe. Die ganze Auffassungs- und Ausdrucksweise erschien mir durchweg lyrisch, jede Gestalt mit sich und ihrem Innern sinnend beschäftigt; und ich nahm die Gelegenheit wahr, über den Unterschied des Lyrischen, Epischen und Dramatischen in der Malerei, worauf man bisher noch zu wenig die Aufmerksamkeit zu richten gewohnt ist, von Neuem nachzudenken. Auf dem Heimwege führte mich der Lohnbediente zum Sign. Rocca, der angeblich einen berühmten Raphael besitze und zu verkaufen gedenke. Das Bild war eine heilige Familie und sollte von Spanien ganz übermalt hieher gekommen

seyn. Erst die Restauration hatte den darunter ziemlich wohlerhaltenen Raphael kundgegeben. Ein gutes Bild, doch jedenfalls ein Schulbild oder eine Kopie von einem Niederländer, wie ihrer viele vorkommen. Maria hebt den Schleier von dem schlafenden Christus weg, dessen Gestalt und Ausdruck im Ganzen unbedeutend ist, Johannes, herzugeeilt, betet knieend an, ähnlich dem Johannes in der vierge au linge im Louvre, nur mit süßlichem Ausdruck in den Augen. Besonders die Füße des Kindes und die Hand des Johannes ließen die Restauratien erkennen, Marias Gesicht schien wenig berührt.

Nach einem so angestrengten Morgen fuhren wir Nachmittags, um die Stadt und nächste Umgebung kennen zu lernen, als es kühler zu werden begann, spazieren. Eine eigenthümliche Physiognomie hat Mailand nicht, außer dem Dom und den älteren und ältesten Kirchen wenig charakteristische Gebäude; an ausgezeichneten Pallästen fehlt es im Ganzen; einige Straßen sind schön, viele aber eng; die älteren Häuser, hoch und schmal, haben meist nur zwei Fenster in jeder Etage, weit von einander abstehend, viel Balkone, bunt ausgeziert, von lustigem Ansehen, die Dächer sind niedrig und ziemlich flach. Städtisches Gewühl entbehrt man nicht, doch ist es ohne Lebendigkeit, woran jezt die Sommerhitze Schuld seyn mag, die Läden zeigen wenig Pracht, und so gibt das Ganze den Eindruck einer großen Provinzialstadt, die gefällt, ohne eine dauernde Erinnerung zu hinterlassen. Für Erhaltung der äußeren Ordnung und Reinlichkeit haben die Oesterreicher das Ihrige redlich gethan; auch sieht man noch jezt viel Militär auf den Straßen, meist Kroaten mit ein und demselben breiten, gelben, backenknochigen Gesicht und kleinen Augen. Die schönste Straße ist der Korso. Dort wimmelt es von Fußgängern, Reitern und reichen Equipagen, nur die schönen Weiber vermißten wir. Die neue Passage ist höchst elegant, das Gefrorne vortrefflich; nirgend aber ging es lebendig zu. Ein faules Schlendern scheint besonders den Vornehmen zuzusagen. — Da heute die Riccische Oper wiederholt wurde, geriethen wir in eine schlechte Uebersetzung eines Vaudevilles von Scribe, das, mittelmäßig gespielt, uns über alle Gebühr langweilte. Ein Deutscher produzirte sich darauf als Affe mit den ekelhaft geschicktesten Verrenkungen der Arme und Beine. Recht mißgestimmt müde kamen wir nach Hause, und nur der blaue Himmel und die großen, stillen Sterne stellten mich wieder zu einem ruhigen Schlafe her.

Den 9ten Sept.

Der lezte Tag unseres Aufenthalts sollte noch recht beschwerlich werden. Die Hitze war unerträglich, und wir hatten noch das berühmte Leonardosche Abendmahl nebst einigen alten Kirchen zu besichtigen, welche am Ende der Welt lagen. Raritäten zu sehen, war ich heute am wenigsten aufgelegt, da man sie genau betrachten und studiren muß, wozu die Zeit gänzlich fehlte; für die Kirchen hatte ich keine Augen, denn Schulter und Hals waren mir durch Nachterkältung so steif, daß ich den Kopf und Nacken nicht heben und wenden konnte. Das machte mich verdrießlich im kleinen Styl, nicht einmal großartig ärgerlich. So gab auch das Leonardosche Wandgemälde keine Ausbeute; nur Reste der Umrisse bemerkenswerth, das Meiste übermalt, besonders der Christuskopf, den Leonardo, wie die Sage geht, zu vollenden immer nicht hatte wagen wollen, war neuerdings keck überschmiert. Fast schien mir, als habe Niemand diese Ruine mehr sehen wollen, und so sey sie des Trinkgeldes wegen restaurirt. Nun folgten die Packgeschäfte, das Rechnen und Zahlen, und ich war froh, als ich endlich um fünf Uhr mit K. auf der Schnellpost saß, um nach dem Abschiede von den bisherigen Gefährten durch die Lombardei nach Venedig hinzurollen.

Im Wagen war die Gesellschaft wechselnd schlecht, dafür der Sonnenuntergang herrlich, das Farbenspiel durch's Rothe, Gelbe, Grüne in's Blaue unnachahmlich, die Nachtluft kühl und die Fahrt, wenn auch langsam, doch bei untermischtem Schlaf nicht allzu abspannend. Die Lombardei aber ist die langweilig fruchtbarste Ebene. Nichts als Mais, Weinstöcke mit dazwischen gestreuten Oel- und Nußbäumen, am Wege entlang kurzes Gesträuch, und nun immer dasselbe stets in der gleichen Weise fortdauernd, zum Ueberdruß wiederholt. Nachts fuhren wir durch das lebhafte, freundliche Bergamo, Morgens früh durch Brescia, wo ich während des Umspannens die ausgegrabenen Reste des Tempels des Mars in Augenschein nahm, ohne etwas anderes als zerbröckelnde Säulenschäfte zu sehen. Dergleichen gestaltlose Stümpfe und Strünke haben, flüchtig nach einer schlechtzugebrachten Nacht betrachtet, fast gar kein Interesse für mich. Mit ganz andern Augen begrüßte ich den schönen, blauen Gardasee, mit seinen gleichgeformten, milden Bergen, an denen wir auf dem Wege nach Verona vorüberfuhren. Hier hatte ich eine neue Kunstprüfung zu bestehen. Die Mittagshitze war übermäßig, in anderthalb Stunden fuhr die Post weiter, und doch durfte ich die Arena nicht unbesucht lassen. Im Geschwindmarsch mit einem Lohnbedienten und zwei kurzen Individuen, von denen ich in der Eil nicht herausbringen konnte, ob es Engländer, Oesterreicher, Schweizer oder Ferienstudenten aus München waren, ging es durch Straßen, Quergassen über sonnige Plätze vorwärts. Lies nach, was Goethe von der zweckmäßigen Anlage dieser Arena und des wohlerhaltenen Amphitheaters sagt; beschreiben kann ich sie nicht, obschon sie mir lebhaft vor Augen steht. Nun sollte es zu Grabmälern gehen. Ich glaubte, es

seyen die berühmten der Scaliger, und schloß mich an, da der eine der Scaliger eine ziemlich mittelmäßige Poetik geschrieben hat. Wieder über viele heiße Plätze ging es im Trabe fort. Endlich standen wir vor einem ausgehöhlten Stein nach Art einer alten Badewanne, das sollte der Sarg seyn. Dann wurden wir in einen Gemüsegarten geführt zu einem gleichgültigen Baum; das sollte der Ort des Grabes seyn, und hier erst erfuhr ich, der Sarg sey Julias und Romeos, und drüber auch noch die Mauer, über die er in jener süßen Sommernacht kletterte, und ganz dieselbe wie im Shakespeare. Ich verwünschte im Ernste jede lezte Spur, die von Besichtigungsmarotte in mir war und mir das Mittagessen diesmal ungebührlichst schmälerte. Denn kaum angelangt, mußten wir wieder in den Wagen und fuhren fort und fort, immer zwischen Hecken und Maisfeldern, von schlanken und knorrigen alten Oelbäumen eingefaßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten empfing Zerillo eine kleine, schwarze Marmortafel, auf der deutlich und sicher ein lateinischer Spruch mit weißen Lettern geschrieben war, dessen Sinn er vergebens zu erforschen strebte. Der Magier, der das bemerkte, rief: „Begnüge Dich mit dem bloßen Ablesen der geheimnißvollen Worte; sie stammen vom berühmten Alfarabius her, der Arzt und Geheimschreiber bei einem der lezten maurischen Könige war. Der ehrwürdige Weise wollte durch sie seinen Freund und König, den ein plötzlicher Tod dahingerafft hatte, wiederum zum Leben erwecken. Unglücklicherweise jedoch mußte es sich fügen, daß ihn, während er halb die Formel schon ausgesprochen, ein tückischer Husten befiel und dadurch der Leichnam des Königs, der schon mit dem Haupte aus dem Grabe empor sah, wieder starr zurücksank. Welch ein Verlust für unsere Kunst, daß die kostbaren Schriften jenes großen Alfarabius und des noch größern Avicenna sämmtlich verloren gegangen! Wie nichtswürdig handelt der Zufall, indem er solche Schätze verschleudert und dagegen die Werke eines Petrarka, die Gesänge einer hirnverbrannten Zärtlichkeit, den faselnden Blödsinn eines Thoren aufbewahrt, die der Welt nur schaden, nie nützen können.“

Der Student ließ den Magier über die Ungerechtigkeit des Zufalls schwärmen, und dachte nur daran, sich mit seinem kostbaren Geschenke schnell auf die Wanderung zum nahen Kirchhof zu begeben; denn es war zur Mitternachtstunde nicht viel Zeit mehr zu verlieren. Er nahm Abschied auf lange Zeit; denn der weise Cocumbo erklärte, daß er jezt nothwendig seine Reise zu dem nordischen Riesengrabe antreten müsse. Mit von Liebe und Sehnsucht beflügelten Schritten eilte er, den Kirchhof zu erreichen, auf dem man der schönen Ines eine Ruhestätte bereitet hatte.

Der Vollmond glänzte durch die bewegten Gipfel der schlanken Cypressen auf den stillen Raum nieder, den eine Anzahl Leichensteine und Grabhügel füllte. Ein Schauer durchbebte die Glieder des kecken Jünglings, als er sich jezt, mit der magischen Tafel im Busen, den zahllosen Schlummerstätten nahte. Er stand noch eine Weile an der Pforte des Eingangs still, als bedenke er, ob es nicht verwegen und strafbar sey, die aufzuwecken, die ein gütiger Gott in Schlummer gesenkt. Die Stille und Ruhe schien seine leidenschaftlichen Gefühle fast mit Gewalt zurückzudrängen. Ueberschreite nicht unsere Schwelle! schienen ihm Geisterstimmen zuzurufen, führe uns nicht zurück in ein Leben, das uns beleidigte und das wir verachten! — Umsonst ist die rührende Bitte, schon steht der Ruhestörer mitten unter den Gräbern, er sucht dasjenige heraus, welches den theuern Schatz birgt. Vor einem einfachen, hellglänzenden Steine bleibt er stehen; die Glocke des nahen Klosterthums schlägt an und läßt den ersten, dumpfen, feierlichen Ton über die Gräber dahinschallen. Dem Unglücklichen schwanken die Knie, doch faßt er allen Muth zusammen und beginnt seine Beschwörung. Er sieht sich nicht um, er räuspert nicht, er überspringt kein Wort; doch da die Glocke sehr langsam schlägt, so bleibt ihm Zeit, schnell einen verstohlenen Blick über die Tafel hinüber auf das Grab zu richten, ob sich der schwere Stein nicht schon lüfte. Da sieht er, o Schrecken! daß er sich in der Stelle geirrt habe, daß nicht seine Ines unter diesem Steine schlummere, daß er vor einem fremden Grabe stehe. Wie vom Blitz getroffen, wankt er, sein Gehirn droht aus den Fugen zu kommen, zu spät ist es jezt, den Platz zu ändern, mechanisch lallt er die lezten, noch fehlenden Worte der Beschwörung, und mit dem verhallenden Glockenschlage öffnet sich der Grund und — nicht ein schönes, bleiches Mädchen, nein, eine hagere, bärtige Mannsgestalt steht, in ihre Grabtücher gehüllt, vor ihm und schaut ihn mit dunkeln, gespenstisch funkelnden Augen an.

„Ich danke Dir, Freund, für diesen Dienst,“ hob eine rauhe Stimme zu sprechen an, „allein ich kenne Dich nicht; solltest Du vielleicht dennoch einer meiner Schüler seyn?“ — Der arme Zerillo vermochte nicht zu antworten; die Zaubertafel war ihm entfallen, und er lehnte ohnmächtig am nahen Baume. Die Gestalt fuhr nach einer Pause zu sprechen fort, indem sie mit den

dürren Fingern das verwirrte Haar an Stirn und Bart ordnete; „Sprich, junger Mann, sey nicht befangen; ich bin keineswegs so grausam und übermüthig, als meine Feinde mir nachsagen, und wäre ich es auch, gegen Dich könnte ich's nicht seyn. Ach! wie frei, wie luftig es hier oben ist! welche scharfe Helligkeit! und doch ist's nur der Mond, der am Himmel steht, wie wird erst die Sonne leuchten und wärmen! Ich freue mich, wieder zu leben; komm, laß uns sogleich in die Stadt gehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Musikalische Klatschereien.

Wer wird jezt den großen Meister Rossini fortsezen, von dem nur noch einige Cavatinen und italienische Duette angekündigt werden? Donizetti, Marliani stehen weit hinter ihm und auch hinter Bellini zurück. Wie wäre es, wenn man sich in Deutschland nach einem Manne umsähe, der für die französische und die italienische Oper zugleich Musik sezen könnte? Aber vielleicht ist er in Deutschland eben so schwer zu finden, als in Frankreich. Und wie sollte man nun vollends einen so eleganten Jüngling wie Bellini ersezen, welcher in den Salons bei den glänzenden Soirées gegen die Damen so gefällig, ja fast süßlich war, und auf allgemeines Verlangen die ganze Gesellschaft mit seinen Arien oder seinen Phantasiestücken ergözte und entzückte? Den deutschen Liederdichtern aber fängt man an, große Aufmerksamkeit zu schenken. Im vorigen Winter erhielten Schubarts Kompositionen lebhaften Beifall in den musikalischen Soirées; jezt macht Henri Blaze, der Sohn des Musikkritikers Castil Blaze, in einem hochtrabenden Aufsaze einer Zeitschrift auf die Dessauersche Musik der Uhlandschen Lieder aufmerksam, die er, wie er erzählt, irgendwo in einem Landhause gleichsam entdeckte, und die ihn entzückten, rührten und wehmüthig machten, wie der Abschied einer deutschen Geliebten, oder so etwas, oder noch viel mehr; denn Henri Blaze ist überaus fruchtbar an Vergleichungen, Bildern und Parabeln. Sonst habe er nur von Dessauer Ein Stück gekannt, le gouffre de pierre, das man vorigen Winter überall gehört habe, so daß man diesem nicht sehr bezaubernden Strudel nur mit großer Mühe habe ausweichen können. Dies habe ihm keine hohe Meinung von dem deutschen Komponisten beigebracht; aber jezt, da er dessen Melodien der Uhlandschen Lieder kenne, sey es ganz etwas anders; das sey echte lyrische Musik, das seyen vortreffliche Melodien zu vortrefflichen Liedern, das seyen... so geht es mehrere Seiten lang in einem fort, um den Leuten die Vortrefflichkeit der Dessauerschen Melodien vorzudemonstriren. Eine musikalische Zeitung macht sich dagegen einen Spaß daraus, die Eigenheiten berühmter Tonkünstler zum Besten zu geben und sie mit amüsanten Anekdoten zu belegen, deren Echtheit aber vielleicht nicht größer ist, als die so mancher andern in den Biographien und in der Welt umher laufenden Anekdoten. So z. B. könne Meyerbeer keine Kazen leiden, worin er also das Gegentheil von Chateaubriand sey, dem es außerordentliche Freude mache, Käzchen springen und spielen zu sehen. Neulich sey Meyerbeer nach Scribe's Landhaus in seinem Kabriolet gefahren, um einige Tage in der Familie des berühmten Theaterdichters zuzubringen; allein kaum sey er abgestiegen und habe angefangen, mit Mad. Bayard, einer Nichte Scribe's, einen Spaziergang im Park zu machen, so sey er erblaßt und habe seinem Bedienten Befehl gegeben, wieder anzuspannen, um nach Paris zurückzufahren; man sey um seine Gesundheit besorgt gewesen, und habe ihn mit Fragen bestürmt, um zu erfahren, was ihm Unerwartetes zugestoßen. Da sey es herausgekommen, daß Meyerbeer Kazen auf dem Landgute entdeckt habe. Sofort seyen alle Individuen dieses Geschlechts bei Seite geschafft worden, worauf er dann wieder der heitere und gefällige Meyerbeer geworden sey, wie zuvor. Ferner erzählt die musikalische Zeitung, der Tonkünstler thue sehr geheim mit seinen Kompositionen, und noch jezt können die Sänger und Sängerinnen, welche in der „Bartholomäusnacht“ zu spielen haben, ihre Rollen nicht ganz, weil der Meister einen Theil derselben noch verborgen halte. Zulezt erzählt dieselbe Zeitung, Jedermann wisse (ich muß aber gestehen, daß ich wenigstens nichts davon wußte), daß, als Meyerbeer kurz vor der ersten Darstellung der Oper Robert le diable erfahren habe, wie Herold, der Verfasser Zampas, eine Orgel in der Partitur dieser Oper anbringen wolle, er, um dies zu verhindern, sogleich in sein Kabriolet gestiegen und bei allen Orgelmachern in Paris vorgefahren sey, und ihnen nicht allein die bereits fertigen Orgeln, sondern auch noch alle angefangenen abgekauft, und sie dadurch außer Stand gesezt habe, vor sechs Monaten eine Orgel zu liefern. Nachdem der Tonkünstler auf diese Art 40 bis 50,000 Franken ausgegeben, sey er recht zufrieden wieder nach Hause gefahren. Obschon die musikalische Zeitung dieses mit der größten Zuversicht erzählt, so bin ich doch geneigt zu vermuthen, daß sie es selbst nicht glaubt; aber solch ein Anekdötchen nimmt sich spaßhaft aus und läßt sich angenehm wieder erzählen. Mit der Wahrheit oder auch mit der Wahrscheinlichkeit wird es dabei nicht so genau genommen. Von Auber, dem Verfasser der „Stummen von Portici,“ hat jene Zeitung keine so lustigen Züge aufzutischen. Sie weiß bloß von ihm, daß er sehr einfach bei seiner Mutter, der Wittwe eines Bilderhändlers, lebe, aber die schönsten und theuersten Pferde in seinem Stalle habe; der Stall sey das einzige Kostbare, was sich in seiner Haushaltung vorfinde. Vielleicht gibt man bald auch Anekdoten über die musikalische Bauerfamilie Grasst zum Besten, die sich hier noch in den kleinen Theatern umhertreibt, und nun wenigstens zwei Dritteln der Pariser Bevölkerung zur Schau gestellt worden ist. Dem fleißig Umherwandelnden und alle Schauspiele Besuchenden mag sie wohl ein Duzendmal an verschiedenen Orten aufgestoßen seyn. Sie gefällt troz ihres bayrischen und bäurischen Ansehens; denn sonst würde sie schon längst von allen Schauspielunternehmern verlassen worden seyn. Es ist schon etwas Auffallendes, daß sich diese Familie seit drei oder vier Monaten auf den verschiedenen Bühnen hält; während dieser Zeit sind manche neue Theaterstücke gefallen, um nie wieder aufzustehen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. November 1835.

Als die Erzählung nun zu Ende war,
Da gab sie mir zum Lohn ein Heer von Seufzern
Und schwur: „fürwahr, höchst seltsam, wunderseltsam!
Und rührend war's, unendlich rührend war's!“
Shakespeare.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Der Auferweckte hob hiemit einen dürren Arm aus den Tüchern hervor, und diese Berührung schreckte den Jüngling aus seiner Ohnmacht auf und füllte ihn mit schauderndem Entsetzen. Er schlenderte die Gestalt von sich, indem er schrie: „Zurück in Deine Grube, Elender! nicht Dich habe ich wecken wollen! — Zurück, zurück, Gespenst, in den Schoß der Nacht, wo Du hingehörst!“ — „Ah so!“ rief die Gestalt, „ist's so gemeint? — Nein, nun ich einmal oben bin, steige ich nicht wieder hinab. Sieh hier, alberner Tollkopf, auf meinem Leichensteine steht mein Name, meine Titel, die bis ganz herunter reichen, weßhalb hast Du sie nicht gelesen? Ich bin der berühmte Doktor aus Bologna, der in einem gelehrten Werke bewiesen hat, daß im Blute die Seele steckt, daß das Blut allein uns belebt und ernährt — ah, Blut, Blut! — Mich freut es, daß ich meine unsterblichen Untersuchungen, in denen mich der Tod unterbrach, jetzt ungestört wieder fortsetzen kann; noch drei Kapitel, und zwar die wichtigsten, blieben mir zu schreiben übrig. Komm, komm, auf meinem Schreibtische wird noch eine Schale mit Lämmerblut stehen; ich will sie trinken, ich bin durstig. — Ja, im Blute steckt die Seele! — Blut, Blut!“ —

Zerillo sprang im Wahnsinn auf und packte die dürre Gestalt. „Zurück in Dein Grab!“ schrie er, „zurück in Dein Grab!“ — Sie kämpften jetzt Beide auf dem einsamen Kirchhofe, und der flatternde Leichenmantel des Doktors flog im Sprunge um die bleichen Monumente. Zerillo wollte ihn in die Grube zurückdrängen, doch mit all seiner jugendlichen Kraft vermochte er nicht über die schnellen, gewandten Wendungen seines Gegners zu siegen. Im dröhnenden Gestampfe flog der Kampf über die Steine und Hügel hinüber, endlich unterlag der Student, indem er ausglitt und stürzte. Der Fall und die Wuth seines Gegners kosteten ihm das Leben. Er war jetzt mit seiner schönen Ines vereint. Der Blutdoktor aus Bologna betrachtete noch eine Weile ruhig seinen erlegten Feind, dann fand er, daß es nöthig sey, um keine Zeit weiter zu verlieren, eiligst in die Stadt und in sein Studirzimmer zurückzukehren. Als er diesen Entschluß noch bedachte, fiel sein Blick auf die unheimlichen Gewänder, die seinen dürren Körper umflatterten. Unmöglich konnte er sich in diesem Aufzuge in die Straßen wagen. Er sann noch eine Weile, dann stürzte er sich plötzlich auf den todten Jüngling, entriß ihm Mantel, Kragen, Hut und Wamms, und nachdem er sie sich eilig angelegt, schritt er nun mit

stolzen Schritten über die Gräber hinweg und aus der Kirchhofpforte hinaus.

Man erinnert sich, daß im Schlosse von Zerillos Verwandten die Vermählung gefeiert wurde; es war also sehr natürlich, daß Boten ausgesendet wurden, um den Bräutigam aufzusuchen, dessen langen Spaziergang an einem solchen Abende man höchst unpassend und unhöflich fand. Ein Paar dieser Boten treffen vor dem Thore auf den gespenstischen Doktor, der gegen die kühle Nachtluft in seinen Mantel gehüllt daherwandelt. Sie lassen sich durch die Kleider täuschen, erkennen ihn für ihren Herrn und führen ihn in's Schloß, in's Brautgemach der harrenden jungen Gräfin. Sie ist schon in Schlummer gesunken, und das Ungethüm bedenkt sich nicht lange, die Stelle des Todten einzunehmen. Am Morgen darauf findet man die schöne Vermählte todt im Bette, am Herzen eine Wunde, die höchst wahrscheinlich der Doktor aus Bologna verursacht hatte, um seine Beobachtungen über den Blutumlauf, gelegentlich auch seinen Durst nach Blut zu stillen. Man hat nicht weiter von ihm gehört; es läßt sich denken, daß er der Inquisition in die Hände gefallen ist, die ihn verbrannt hat.

Ich hatte meine Erzählung geendet, und die Stille, die während des Vortrags und eine Weile nachher herrschte, gab mir die Versicherung, daß man mir mit Aufmerksamkeit zugehört. Der Schluß brachte den größten Effekt hervor, der sich besonders auf dem Antlitz Sophiens und der Gouvernante abbildete. Die Letztere holte tief Athem, als sey jezt eine peinliche, ängstliche Katastrophe überstanden. „Ach, was für Gräßlichkeiten!“ rief sie, „aber das wirkt, das begeistert! Ich sehe das Scheusal leibhaftig vor mir, wie es sich aus dem Grabe aufwindet, mit glühendem Auge um sich starrend; dazu der einsame Kirchhof, der helle Mondschein auf den Grabmonumenten, und zulezt der wahrhaft teuflische Kampf, die mit grausiger Phantasie gemalte Gruppe des jungen, blühenden Jünglings mit dem entsetzlichen Revenant! Aber gestatten Sie wohl, daß man Ihnen eine Bemerkung macht?“ — „Ich bitte darum.“ — „Wozu diese Scherze, diese Lächerlichkeiten, die durchaus nicht zum Gegenstande passen wollen? warum muß Ines die Tochter eines Eseltreibers seyn? was sollen ihre bäurischen Sitten, von denen doch wiederum nichts an ihr zu spüren ist? — Kann sie nicht ein durchaus edles Geschöpf seyn, meinetwegen arm, von dunkler Herkunft, aber edel? Auf diese Weise würde die Liebe des Schwärmers Zerillo auch besser motivirt seyn. Der alte Magier Cocumbo sagt ebenfalls Manches, was seinem Charakter und seiner geheimnißvollen Würde ziemlich entgegen ist; ich würde einige seiner Reden abgekürzt und dagegen die gräßlichen und fürchterlichen Partien in der Novelle mehr hervorgehoben haben. So müßte es einen großartigen Eindruck machen, wenn man das Kadaveröse an der Grabgestalt des Doktors schilderte, wie sich bei Lüftung des Grabes Moderduft über den ganzen Kirchhof verbreitet, oder Aehnliches. Er spricht von seinem Blutdurst, wie passend wäre es, wenn man ihn sich über den Körper des Studenten hinstürzen ließe, um seine ekle Lust sogleich zu befriedigen. O, ich fühle wahrhafte Leichenkälte bei diesen Vorstellungen, und alle meine Nerven beben!“

Sophie. Ich werde das abscheuliche Bild die ganze Nacht nicht los werden.

Ich. Wenn ich gefehlt habe, so ist's wenigstens nicht aus Mangel an Ueberlegung geschehen. Mit Absicht habe ich die zu grausen Schilderungen vermieden.

Gouvernante. Und weßhalb? Liegt nicht darin gerade der Genuß und der wahre Werth solcher Erzeugnisse, daß man sich durch sie von Grund aus die Seele aufregen läßt, das Liebliche, Edle, Rührende mit dem Teuflischen, herzzerreißend Gräßlichen und toll Phantastischen gepaart anschaut? — Denken Sie an Janin's todten Esel und an die Tänzerin Sara von Balzac.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Die Berge, welche Verona halb umschließen, verzogen sich bald, die weite Ebene ward immer gleichförmiger, die feinen Blättchen der Olivenbäume immer graugrüner, der Weg immer langweiliger, und leider dunkelte es bereits, als wir Vicenza erreichten. Doch blieb uns noch Zeit genug, auf den Markt zu eilen, der durch das große Rathhaus und mehrere Façaden Palladios seinen Ruhm wohl verdient. Das Lampenlicht aber ließ wenig sehen, und ich stellte mich nur durch die Betrachtung zufrieden, daß ich mir diesen Durchflug nicht als wirklichen Aufenthalt in Italien anrechnete. In Padua schliefen wir ein paar Stunden, da die Post nach Venedig erst um fünf Uhr Morgens weiter fährt. Diese Ruhe that Noth, denn solch ein staubheißer italienischer Reisetag strengt an. Längs der schmalen, kanalartigen Brenta ging es am nächsten Morgen in der gewohnten Weise vorwärts; nur die Landhäuser und kleinen Flecken, welche sich bis zu den Lagunen hinziehen, gewährten einige Abwechselung, und da Markt in Padua seyn sollte, gab die Landstraße durch Bauern, Ochsen, Kälber, Esel, Karren,

Wagen und doppelten Staub einen ganz belebten Anblick. Die Villen sind jedoch großentheils verfallen, von meist geschmackloser Bauart, die Gärten klein, und gewähren als Ruinen einer bessern Zeit nichts als einen traurigen Blick in die Armuth der Gegenwart.

Venedig, den 10ten Sept.

Nach einer gänzlich schlaflosen Nacht sitze ich hier als ein von Flöhen, Wanzen, Fliegen dergestalt Zerbissener, daß, wäre ich noch Kind und zu Hause, die Eltern schnurstracks zum Arzte schicken würden, der Masern oder des Scharlachfiebers wegen. Es ist schmachvoll und dennoch ist's. Damit Du aber wissest, wo mich dies Unheil betroffen hat, muß ich erzählen. Aus einem engen Gäßchen, in welchem etwa drei spannenbreite Wesen von meiner Statur aufstoßend neben einander stehen können, geht eine niedrige, schmale Thür in die „Königin von England.“ Das ist unser nicht unberühmtes Hotel. Im Hofe arbeiten in offenen Werkstätten des untersten Stockwerks Schuhmacher, Schneider und ein emsiger Handschuhmacher. Der enge Hof führt zur offenen Haupttreppe, mit breiten Gypsfiguren mehr in Absicht auf Pracht, als auf Kunst geschmückt. Wir bewohnen im zweiten Stock ein mäßiges Zimmer, dessen eine Hälfte die Betten, die andere wir Beide mit Tisch und Sopha ausfüllen. Das Fenster hinter mir gibt die Aussicht auf die Rückseite eines im sechzehnten Jahrhundert gewiß nicht verächtlichen Pallasthauses. Wenigstens deuten die Pfeiler und Spitzbogen auf diese Zeit der Erbauung. Jetzt ist es wie ein verwünschtes Schloß. In einem zerstörten Gärtchen steht ein einzelner Baum, die Fenster sind mit alten Brettern vernagelt, und doch scheint es bewohnt. Wenigstens sah ich so eben ein wohlangezogenes Individuum an die Thür klopfen. Es wartete lange, Niemand öffnete, verdrießlich ging es endlich weiter. Und dennoch ist Venedig ein namenlos herrlicher Winkel der Erde.

Sonnabend gegen zehn Uhr erreichten wir von Fusina her die Lagunen. Nun mußten wir den Wagen mit einem großen Boot vertauschen, um nach Venedig überzufahren. Noch war es nicht zu sehen; kaum aber bogen wir um die nächste Ufterecke, so lag am äußersten Saume diese aus dem Meere heraus in's Meer wieder hineingewachsene Stadt in der Morgensonne mit Spitzen und Kuppeln langgestreckt da, Schwesterinseln und Städte um sich her, wohin der Blick nur irgend schweifte. Ein frischer Ostwind kühlte die Glut der Sonne, und ich trat auf's Verdeck. Jede andere Stadt unter diesem Himmel würde in solcher Entfernung als blauer Nebelstreif erschienen seyn; hier aber zum ersten Mal vergaß ich, was Nebel sey. Von dieser Klarheit der Luft und Schärfe der Umrisse bei allem Duft und Glanz des Lichts ist keine Vorstellung zu geben, das müssen die eigenen Augen sehen. Dabei sind die Farben hier nicht etwa an sich selbst lebhafter, als sonst wo, das Meer nicht grüner, der Himmel nicht blauer, die Wolken nicht silberweißer; wo aber in dieser ungeheuren Meeresebene, ihrem durchsichtigsten Wasserduft und widerglänzenden Spiegel nur ein Strahl dieser Wundersonne hinscheint, glüht Alles zu warmer Farbe auf und glänzt mit so intensiver Kraft, ohne zu blenden, so mild und tief, mit solchem Schmelz, daß hier, von früh an, so lange gemalt wurde, die größten Koloristen entstehen mußten. Das ward mir bald klar, als ich die ersten Böte, dann die ersten Gondeln gleich schlanken Wasserenten vorübergleiten sah, am Rande schwebend die Schiffer, halbnackt, mit weißen Hemden, sonnenverbrannt, aber in einer braunrothen Glut des Fleisches, von der ich Aehnliches selbst in Gemälden nichts gesehen hatte.

Von dem nächsten Eindruck, als wir durch viele Nebenkanäle in den Hauptkanal einfuhren, weiß ich nichts mehr. Man ist zu sehr in einer eigenthümlichst fremden Welt. Endlich waren wir, mitten in dieser „Biberstadt,“ schmutzig und bestaubt, im Wirthshause. An Wasser fehlte es nicht, und nach einer Stunde bereits befanden wir uns auf dem Markusplatze. Ein mäßig breites Oblongum, rechts, links die Prokuratie-Gebäude, im Hintergrunde die fünfgekuppelte, rundbogige, säulenschwere Markuskirche in ihrer orientalisch christlichen, malerisch bunten Goldpracht, breit, klar und verwirrt, wunderlich schön, zum Lächeln, wie zum Erstaunen reizend. Mit ihr in gleicher Flucht, gegen das Meer hin, als wir um die rechte Ecke des Platzes bogen, stand der Dogenpallast da, von einer Festigkeit und schwebenden Leichtigkeit, farbig, zierlich, einfach, und doch von so anmuthiger Seltsamkeit, als habe der geniereichste Dekorationsmaler zu einer mittelalterlichen Feenheldenoper ein orientalisch ritterliches, ehrwürdiges und reizendes Gebäude erfinden wollen. Der Blick auf den anspülenden, grünen Wasserspiegel, mit Schiffen und Gondeln bedeckt, S. Giorgio Maggiore und die Giudecca, in der Nähe der große Kanal, der sich durch die Stadt windet, links in der Ferne die grünen Laubgewölbe der Giardini publici — dieser Blick, diese Aussicht in ihrer ausgeprägten Eigenthümlichkeit versetzten mich plötzlich aus Allem heraus, was ich bisher noch erschaut. Und so lebten wir an dem heutigen Tage auch nur diesen Gebäuden und Fernen, dem Platz, den Kanälen, Strassen, dem Sternenhimmel und Gewühl, um durch die nöthige Gewohnheit so bald als möglich in dem Fremdesten heimisch zu werden. Es war der genußreichste Tag der Reise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Eisenbahn. Der Komet. Wintervergnügungen.

Die Ausführung der eingeleiteten Eisenbahn von Dresden nach Leipzig stieß sich, zu großem Mißvergnügen der eifrigen Betheiligten, seither noch immer an die Wahl der zu nehmenden Tour, hauptsächlich daran, ob der Weg auf dem rechten oder dem linken Elbufer der passendere seyn möchte. Bei der ungemeinen Wichtigkeit einer recht zweckmäßigen Wahl und den so mancherlei Vorzügen und Nachtheilen, welche beide, das rechte, wie das linke, Ufer für die Sache darbieten, würde eine vorzeitige, vielleicht später zu bereuende Entscheidung noch weit schlimmer als die längste Erörterung gewesen seyn. Nachdem nun der erwartete, in solchen Angelegenheiten vielerfahrene Engländer Walker endlich hier eingetroffen, so wurden sogleich mit ihm neue Ortsbesichtigungen vorgenommen. Das Ergebniß ist dahin ausgefallen, daß die Eisenbahn auf dem rechten Elbufer beginnen soll. Je länger die Erwägung dauerte, um so schneller soll nun auch der Angriff an vielen Stellen zugleich erfolgen. Zwei Hauptbauten, eine Elbbrücke und ein Tunnel durch einen Berg, sind allerdings schwierige Punkte. Eine wichtige Erfahrung bietet ein erst vor wenig Tagen zu Nürnberg angestellter Versuch dar, weil er beweist, wie vortheilhaft auch Pferde auf den Eisenbahnen zu benutzen sind. Am 31sten Oktober legte ein mit drei-und-zwanzig Menschen belasteter Wagen, von einem einzigen Pferde gezogen, den Weg auf der Eisenbahn von Nürnberg bis Fürth in sechs-und-zwanzig Minuten zurück, und brauchte sodann zur Heimfahrt nach Nürnberg, weil auf ihr mehrere, auf dem Hinwege mit dem besten Erfolge unternommene Versuche, dem Laufe des Wagens auf der Stelle Einhalt zu thun, wegfielen, nur vier-und-zwanzig Minuten. Die Möglichkeit, auf den Eisenbahnen nebenher auch noch der Kräfte des Pferdes sich zu bedienen, würde besonders auf kurzen Touren und bei geringen Lasten von gutem Nutzen seyn. Nur müßte die Menschlichkeit das Amt einer Sachwalterin für die armen Pferde übernehmen.

Halley's Komet machte auch uns hier viel zu schaffen. Wir sahen seiner Ankunft bereits im Jahre 1834 entgegen, als er auf Einmal wieder abgesagt wurde, wie eine große Zauberoper mit Feuerregen und anderm Spektakel, wenn bei der Primadonna eine Unpäßlichkeit eingetreten ist. Desto gewisser aber sollte der große, uns Jeztlebenden allen noch von Person Unbekannte in diesem Jahre eintreffen. Das geschah nun auch allerdings und vermuthlich zur wahren Freude aller Sternkundigen. Aber, wie dergleichen zu geben pflegt, weil der Komet, vielleicht durch Alter und Erfahrung gewizigt, seinen gewaltigen Schweif von vormals eingezogen und seinen Glanz ungemein ermäßigt hatte, bezeigte ein Theil des großen Publikums Abends in den Straßen und auf öffentlichen Pläzen ihm seine Unzufriedenheit ganz unverholen. Der Komet erschien diesen Zuschauern ungefähr wie die Werke manches großen Mannes: in öffentlichen Anzeigen und Kritiken geben sie oft einen ganz übernatürlichen Glanz von sich, der, wenn man die Werke selbst zur Hand nimmt, sich nirgends darin vorfinden will. Eines Abends jedoch wurde auf einem hiesigen Plaze der Zuschauerhaufe immer größer, und dessen Satisfaktion über das diesmalige klare Licht des Kometen immer vollständiger. So, meinte man, lasse man sich den Kometen allerdings gefallen, wenn auch freilich sein Schweif durch Zeit und Umstände gewaltig gelitten haben müsse, weil er ja kaum wahrzunehmen sey. Es wäre denn, bemerkte jezt einer, daß das Baugerüst, hinter welchem der Komet hervorschielte, daran Schuld habe. Man fing bereits an, darüber ärgerlich zu werden, daß gerade hier ein neues Haus hingebaut worden, als es dem Sterne plözlich einfiel, eine neue Bahn einzuschlagen. Wenig Augenblicke nachher löste sich das Räthsel dieser ganz ungewöhnlichen Naturerscheinung dadurch, daß es gar kein Stern, sondern das Licht einer Laterne gewesen war, die auf einem Balken im Innern des Baugerüstes gestanden hatte und eben weggenommen wurde. — Aus dem Jahre 1811 stammt ein Kometenwein her. Wenn auch der dießmalige Komet eine gleiche Auszeichnung nicht verdienen möchte, da, den neuesten Nachrichten nach, der Wein in gar mancher Gegend, sogar in dem damit so reichlich gesegneten Frankreich, wenig hat gedeihen wollen, so ist doch dem hiesigen durch den jezigen Kometen wenigstens kein Abbruch geschehen. Vielmehr hat sich der Meißner Wein, nachdem er vor der Blüthe die reichsten Aussichten dargeboten, späterhin aber fast gar keine Hoffnung auf Reifwerden übrig gelassen hatte, in den lezten acht Wochen so außerordentlich erholt, daß die Besizer hiesiger wohlgelegener Weinberge alle Ursache haben, mit der Qualität, wie mit der Quantität des gewonnenen Mostes zufrieden zu seyn.

Die Wintervergnügungen fangen an, in dem hiesigen Tageblatte ihre herkömmlichen Rechte mit einer Art von Ungestüm zu reklamiren. Konzerte über Konzerte auswärtiger und heimischer Virtuosen; unter andern auch eines von dem hiesigen ausgezeichneten Flötenspieler Fürstenau, dessen an sich schon großes Interesse für alle Musikfreunde dadurch noch ungemein erhöht ward, daß der Künstler zu seinem Lokal einen so eben erst fertig werdenden Saal im Hotel de Saxe wählte. Dieser soll, seiner durch drei Stockwerke gehenden Höhe und Eigenthümlichkeit der Bauart und Verzierung wegen, ganz besonderer Aufmerksamkeit werth seyn, so daß der Wißbegier des eleganten Theils des Publikums dadurch ein neuer Reiz geboten wird. — Für unsere Bühne ist wacker gesorgt. Fräulein Bauer bewährt sich als ein in mannichfachem Lichte strahlender Stern. Dem durch Natur und Kunst gleich begünstigten, mit größtem Recht eine allgemeine Vorliebe genießenden Emil Devrient ist in dem neuengagirten Schauspieler Weimar ein sehr schäzenswerthes Talent an die Seite gesezt, und überhaupt für zweckmäßige Besezung der verschiedenen Rollenfächer Sorge getragen worden. In der Oper bemüht man sich, Alles zu thun, um die Abwesenheit der Schröder-Devrient minder fühlbar zu machen. Die Sängerinnen Heinefetter und Pixis, sehr willkommene Gäste, theilen sich in die Rollen der Vermißten, und finden in der Regel, sogar bei den für Leztere besonders Eingenommenen, vollständige Anerkennung ihrer Talente. Wie man vernimmt, ist die Sängerin Schröder-Devrient, nachdem sie in Pesth eine ungemein reiche Lorbeerernte gehalten, jezt in Wien und noch unentschlossen, welcher von den Einladungen nach München und Venedig sie zunächst folgen soll. — Immer lauter werden die Wünsche für endliche Verwirklichung der nun schon so lange genährten Hoffnung auf ein neues Schauspielhaus. Von Zeit zu Zeit flackerten seither immer neue Hoffnungslichter dieser Art bald in dieser, bald in jener Form hervor, die später sich leider als Irrlichter erwiesen. Zum Frühjahre gewiß! tröstet man sich nun wieder. Dabei wird gewöhnlich der Wunsch nicht unterdrückt, daß im künftigen neuen Theater der Oekonomie in Rücksicht auf die fast unglaubliche Enge der Zuschauerpläze keine solche Tyrannei verstattet werden möchte, wie jezt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. November 1835.

St. Marcl ehrne Rosse noch erglüh'n,
Ihr Goldgeschirr erglänzt noch in der Sonnen.

Byron.
Childe Harold.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 12ten Sept.

Gott sey Lob und Dank! die lezten Nächte sind besser vorübergegangen. Der erste Blick in den Spiegel zeigte zwar wieder neue rothe Punkte auf Stirn, Augen, Nase und Ohren, aber es war doch kein solches Brummen, Summen, Stechen, Brennen, Jucken ohne Ende gewesen. Auch sind wir getrösteter, seit wir erfahren haben, das sey im Monat September hier so des Landes Brauch, und besonders würden die Deutschen geplagt. Außerdem hatten wir uns auf's Kunstreichste geschüzt. Die Hauptnoth bereitet eine Art schrillend pfeifender Mücken, deren Gesang schon allen Schlummer verscheucht, ehe noch der Stich der geflügelten Schlangen verwundet. Gegen diese nun wehren wir uns folgendermaßen: hoch über unserem Haupte senkt sich eine Art Thronhimmel von Gaze bis zur Erde in breiten Falten hernieder; vom obersten Kranze bis auf meine Ruhestätte hin steckte ich diese schmutzige Hülle so fest zusammen, daß selbst für keinen Mückenkopf Plaz zum durchkriechen blieb. Das Ganze sah aus, wie ein österreichisches Schilderhaus. Das Schwierige besteht nur darin, von der Seite hereinzuschlüpfen. Denn zu dem hohen Bette hinauf gelangt man nur, wenn man den Stuhl besteigt, und gelüftet durfte das Heiligthum auch nicht werden; die Passage wollte geschickt benuzt seyn. Nach einiger Uebung wird es immer leichter gehen, und betrachtet man die ganze Veranstaltung zugleich als einen Transpirirkasten, so läßt sich für heiße Sommernächte Zweckmäßigeres nicht ersinnen. Das aber habe ich nachgerade gemerkt, wer die Behaglichkeit und Anmuth des Lebens genießen will, muß sich nicht eben die Lombardei zum Reiseschauplatz erwählen, und besonders Venedig scheint wenig in dieser Beziehung zu bieten; Wasser, Wein und Brod sind schlecht, die Luft im Innern der schmutzigen Stadt dumpfig, und nur Abends auf dem Wasser im Weiten und Freien erquicklich, die Cafés weder glänzend noch an Erfrischungen reich, und an öffentlichen Vergnügungen ist auch kein Ueberfluß. Am liebsten schlendert und sizt das träge, vegetirende Volk der Vornehmeren, während die Armen noch fleißig und angestrengt arbeiten, auf dem Markusplatze und gafft sich ohne zu reden an. Außer Gebäuden und Bildern wird mir wohl nichts als das immer neue Spiel der Farben und der goldigste Sonnenglanz übrig bleiben. Doch ich werde regelrechter erzählen müssen, wenn ich zu Rande kommen will.

Leider brachte ich nach dem Entzücken des ersten Eindrucks den Sonntag und Montag nicht auf's Beste zu.

Schon von Mailand her fühlte ich mich unwohl, so daß nur der stete Wechsel der Gegenstände, das Wunderbarste und Schönste, mich immer wieder anregen und aufrecht erhalten konnte. Am Sonntag früh wurde es schlimmer; die klare, intensive Hitze spannt bis zur Geistlosigkeit ab. Dabei konnte ich an keinem Flecke zu ruhigem Genusse haften bleiben; die Galerien waren verschlossen, K., den eine genaue Bekanntschaft mit Venedig zum besten Führer hätte machen können, wußte nicht wohin, woher, womit beginnen und enden, brachte tausend Dinge in Vorschlag und nichts zur Ausführung, so daß eigentlich nur ein stetes Hin- und Wiederlaufen in der Mittagshitze übrig blieb, welches nur den Nutzen hatte, daß ich mich gerade durch dies träge Umherdrehen in einem engen Kreise von Plätzen, Straßen, Gebäuden unbewußt in ihren Charakter einlebte. Zum Mittelpunkte wählte ich die Markuskirche. Erholung und Erheiterung gewährte sie mir nicht; ihre jezt verdüsterte Goldpracht beengte, die massigten Mauern, die bunten, breiten Rundbogen drückten mich nieder. Wie in Byzanz sich das Christenthum in weltlicher Hofpracht über das verdumpfte Heidenthum hinwölbt, ohne zu reiner, freier Himmelsluft hinaufzuheben, so ist auch die Markuskirche das abendländische Gebäude solcher Mischung, als wäre der himmelhohe Herrgott, zu dessen Dienst sie gebaut ist, eine Art griechisch-römischer christlicher Kaiser. Stelle Dir ein griechisches Kreuz als Grundform vor, im Mittelpunkte und in den vier Flügeln auf breiten, viereckigen, unverzierten, säulenlosen Eckpfosten mäßig hohe Kuppeln, darunter auf allen vier Seiten breite Rundbogen massigt hingeschlagen, das Ganze vergoldet, durch die Zeit und den Opferrauch der Spezereien gebräunt; in den Kuppeln, an den Bogen, überall Riesenmosaiken, farbig, doch eine versteinte Malerei, oft finster mehr als erhaben, die ältesten ohne Farbenpracht mit hagern, etwas grämlich blassen, aber ernstewigen Gesichtern; außer Christus und Heiligen häufig Scenen aus der Passionsgeschichte, hin und wieder wohl mit dem Bestreben eines menschlich individuellen Ausdrucks, doch ohne das Erstrebte zu erreichen. Die späteren nehmen mehr den jedesmaligen Charakter der Malerei ihrer Zeit an, und lassen sich in dieser Höhe von sonstigen Deckengemälden kaum unterscheiden, wie denn auch Tintoretto und Titian zu vielen die Kartons geliefert haben. Das ganze Gebäude, den hochaufstrebend hingestreckten Schiffen, dem erhabenen Chor, den hohen Kreuzflügeln gegenüber, wie sie das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert immer leichter emporwölbte, ist eng und dumpf, ohne eigentliche aufathmende Sehnsucht zum Himmelreich, das hier mit orientalischem Pomp umhängt, gözenartig, allem Bunten zum Troz, doch ohne Heiterkeit diesseits dasteht, schmeichelt und droht, und doch die Sehnsucht nach den lichten Säulenhallen und klaren menschlichen Göttern des Alterthums nicht beschwichtigt. Stelle Dir diese Bogen und Kuppeln, und dazu eine schwüle Luft, einen gedrückten Sinn recht lebendig vor, und Du wirst ohngefähr ein Bild des Eindrucks haben, den ich mit hinwegnahm, als ich heraustrat. Von Außen her läßt sich's schon heiterer an: Thür neben Thür, Rundbogen darüber, Mosaiken, Gold, Farben, Säulenreihen und Bogen über Säulen und Bogen, schwer verziert, gedrückt gleichfalls, aber doch bequem hingestellt, und nicht ohne Thürmchen, Säulchen und Heilige, welche noch im sechzehnten Jahrhundert scheinen in Gold geschimmert zu haben, bis dann endlich die Kuppeln das Ganze schließen; Alles zum Theil von schönster Arbeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Sophie. Ach ja, die Tänzerin Sara, die von ihrem Vater, einem alten Juden, während eines Ballets von der Bühne herunter dem Teufel überantwortet wird.

Alfred. Das Stück Elennshaut ist auch eine niedliche Erfindung, das immer kleiner wird, je mehr der Besitzer alberne und unmögliche Wünsche thut.

Ich. Diese Erfindung ist doch vielleicht nicht ganz ohne Ironie. Mit der Elennshaut könnte die neue französische poetische Schule gemeint seyn. Das wunderbare Fell scheint unverwüstlich, aber dennoch schwindet es unmerklich bei jedem neuen, tollen Gelüste der Poeten, bei jeder neuen, hohlen Erbärmlichkeit zusammen, und wird plötzlich unter den Händen verloren seyn, während die Thoren es noch für die Ewigkeit haltbar glauben. Es lassen sich nun doch mehr und immer mehr Stimmen gegen die Herrschaft dieses verzerrten Geschmacks vernehmen.

Gouvernante. Verzerrt? — dem widerstreite ich, eine Verzerrung kann nie wahrhaft erfreuen.

Hausvater. O ja doch, ich liebe leidenschaftlich die Karrikatur.

Ich. Als Zerrbild, gut, allein wenn Jemand sich angelegen seyn läßt, Ihnen immer wieder solche unglückliche Mißgestalten vorzuführen, wenn er Ihnen zum Ueberdruß wiederholt, daß diese Wackelbäuche, diese spitzigen, langen Nasen, diese breiten, zerplatzenden oder spindeldürren Figuren die einzigen wahren, echten Menschen seyen, daß es neben diesen keine oder nur sehr wenige Ausnahmen gebe, was würden Sie zu einem solchen Menschenkenner sagen, und wie lange würden Sie ohne Abscheu diesen Thorheiten zuschauen?

Hausvater. Schon gut, ich machte den Einwand bloß, um nicht ganz still zu schweigen. Es ist mir nicht im Mindesten um einen Disput zu thun.

Sophie. Man dürfte also, nach jener Ansicht, nie das Reich des Phantastischen, Gräßlichen zu betreten wagen?

Ich. Doch wohl, wenn man fühlt, daß man über dieses Reich herrscht, nicht aber von ihm beherrscht wird. Die Herrschaft jedoch geben wir kund, indem wir künstlerisch ordnen und mäßigen, das rein Fratzenhafte und Gräßliche, wenn es sich nicht ganz umgehen läßt, mit einem mildernden Lichte beleuchten, die Ironie, den Scherz zu Hülfe rufen, damit wir und unser erhöhtes Gefühl nicht den rohen Geistern der bloß sinnlichen Affekte anheimfallen, die mit uns ohne Schonung auf die Schlachtbank eilen würden.

Hausvater. Ach Gott, das schmeckt nun schon wieder nach einer Abhandlung.

Der Offizier. Was ich an der Erzählung zu tadeln habe, bezieht sich nur auf die Gestalt des Don Antonio, von dem behauptet wird, daß er die ganze Brust mit Orden besezt gehabt habe. Schwerlich waren diese Ehrenzeichen, wie man sie heutzutage trägt, damals schon Mode. Wie wir auf alten Bildern sehen, trug man große goldene Ketten, etwa mit Schaumünzen versehen.

Sophie. Nun gut, so hatte Don Antonio keine Orden. Er verdient sie auch allerdings nicht, da er sich so abgeneigt allem Hochsinne und aller edlen Gesinnung zeigt. Was den Doktor von Bologna betrifft, so soll diese fürchterliche Figur wohl einen Vampyr vorstellen?

Ich. Ich will es nur angedeutet haben.

Sophie. Ach, Sie haben Recht; es wäre auch zu grausam für unser Gefühl gewesen, derlei Geschöpfe noch genauer zu porträtiren. Dennoch kann ich es nicht unterlassen, dem unglückseligen Doktor eine gewisse Individualität zuzuschreiben. Dunkles, krauses Haar, eine hohe Stirne muß er gehabt haben, eben so blitzende Augen; die bleiche Gesichtsfarbe versteht sich von selbst, eben so sind hochrothe Lippen unerläßlich, dann schöne Hände, auf einem Finger ein Ring mit einem Rubin, die Kleidung schwarz. O, liebste Gouvernante, erinnern Sie sich jenes Engländers, der uns eines Abends in einer der einsamen Alleen zu Baden-Baden begegnete?

Gouvernante. Nur dunkel; ich glaube, er fragte uns, wo der Kirchhof gelegen sey.

Sophie. Schon diese Frage war auffallend; doch sein Auge, sein Auge — ich werde es nie vergessen. Ich meine, Alfred, Du hast ihn auch gesehen?

Alfred. Allerdings, am Tage darauf, Mittags an der Table d'Hote, wo er mit vielem Appetit ein Gericht von den schönen Bergforellen verzehrte.

Sophie. So wird's wohl nicht derselbe gewesen seyn, unmöglich konnte dieser seltsame Mann Forellen essen, wenigstens gewiß nicht mit großem Appetit. Das ist durchaus ganz gegen alles Kostüm.

Der Offizier. Da haben wir's. Wenn wir nun vollends erführen, wie der Mann heiße, wie alt er sey, welche Gewohnheiten er habe, welches Amt er bekleide, wer seine Verwandte seyen, so wäre aller Zauber dahin. Das Element des Mystischen liegt in der Unbekanntschaft mit allen Dingen, die im Stande sind, ein festes, bestimmtes Bild zu geben. Der eigentliche Typus solcher Geschichten bleibt daher immer die bekannte eiserne Maske.

Gouvernante. O, aber wie verbraucht ist schon dieser Spaß!

Der Offizier. Es kommt nun darauf an, ihn von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen, um inne zu werden, wie er, als Ernst behandelt, nie seine Wirkung verliert. Ein neuer Versuch der Art ist uns mit dem berüchtigten Findling geboten worden.

Der Kammerherr. Die Ueberzeugung ist ziemlich demüthigend, daß wir, um unsern Nebenmenschen Interesse einzuflößen, nur nöthig haben, uns zu verhüllen, oder zu entstellen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Balzac, Girardin und die Pfennigliteratur.

In einer so vielfach bewegten Stadt, wie Paris, nehmen sich die literarischen Fehden kleinlich aus, wenn sie nicht einen wichtigen Gegenstand betreffen; auch fordert das Publikum, daß sie mit Anstand geführt werden; die Hauptwaffe, die den Streitenden verstattet wird, ist der Witz; nur wenn dieser mit Geschicklichkeit gehandhabt wird, bildet sich ein Kreis von Zuschauern um die Streitenden. Aber von einer Fehde, wie die, welche gegenwärtig im südlichen Deutschland gefochten wird, hat man hier keinen Begriff; sie würde hier Niemand herbeilocken. Eine nicht unwichtige Fehde ist hier von dem Herausgeber und Redakteur der Revue de Paris, dem bekannten Romandichter Balzac, und dem Unternehmer des Journal des connaissances utiles, des Almanac des connaissances utiles, des Musée des familles und vermuthlich noch mehrerer andern Unternehmen ähnlicher Art, dem ebenfalls bekannten Emile Girardin, geführt worden. Der Streit betraf eine von Balzac geäußerte und bereits in diesen Berichten von mir erwähnte Klage über den vorgeblichen Verfall des französischen Buchhandels. Balzac behauptete nämlich, das Nachdrucken französischer Bücher in Belgien und die Gleichgültigkeit der Leser in Frankreich, dann aber vorzüglich die wohlfeilen Heftchen aller Art, worin jezt Wissenschaft und Unterhaltung feilgeboten werden, richten den Buchhandel ganz zu Grunde; Emile Girardin aber, welcher zur Aufnahme und Verbreitung wohlfeiler Heftchen

das Seinige beigetragen hat, und für einen guten Spekutanten auf heftweise erscheinende Zeitschriften und Bücher angesehen werden kann, hat sich dieses Verfahrens gegen Balzac angenommen und behauptet, gerade durch diese in kleinen Partikeln verbreiteten Drucksachen sey der Buchbandel von seinem Untergange gerettet worden. Die Balzacs und die andern Modeschriftsteller hätten es nämlich zu arg getrieben mit ihren Büchern, in welchen mehr weißes, als bedrucktes Papier sey, und die zuweilen nur aus einem Journalartikel bestehen, den man zu einem Bande aufgeschwellt habe. Die Charlatanerie der Verfasser und Verleger richte den Buchbandel zu Grunde, nicht die sogenannte populäre Literatur; im Gegentheil habe diese ihm wieder aufgeholfen. Nach der Julirevolution nämlich sey eine schlimme Epoche für den Buchbandel eingetreten. Die Verlagswerke seyen bei der Regierung verpfändet gewesen, und die Buchhändler haben nicht gewußt, wo hinaus. Damals habe man den klugen Einfall gehabt, sich nach den Vermögensumständen der Mehrzahl im Volke zu richten, die Bücher wohlfeil und gut und nicht mit überflüssigem, verschwenderischem Luxus zu drucken, und dem Volke für weniges Geld viel Gedrucktes zu liefern. So seyen denn so manche pittoreske Magazine, so viele eng, aber doch schön gedruckte Ausgaben entstanden, gegen welche freilich die verschwenderischen Ausgaben mancher Modeschriftsteller nicht Stich halten können. So z. B. könnte man dem Volke in neun Heftchen, jedes zu zwei Sous, den ganzen Balzacschen Roman le médecin de campagne geben, welchen die Käufer jezt mit fünfzehn Franken erstehen müssen. Welch wichtigen Einfluß die populäre Literatur auf den Buchbandel ausübe, könne man daraus ersehen, daß die Société nationale (ein von Emile de Girardin gestifteter und hauptsächlich aus ihm selbst bestehender Verein) im Jahr 1832 über 18.000 Ries Papier verbraucht habe, und daß der Druck des Journal des connaissances utiles (wiederum ein Unternehmen E. de Girardins), das zwei Jahre lang zu 130.000 Exemplaren aufgelegt worden sey, dem Drucke von 240 bis 250 Oktavbänden gleich komme. Die gesammten wohlfeilen Magazine, wovon einige zu 40 — 50.000 Exemplaren abgedruckt werden, könne man jährlich 3000 Bänden gleich schäzen; sie verbrauchen 75.000 Ries Papier, und ihren Gesammtwerth könne man zu drei Millionen Franken anschlagen. Anstatt also über den Verfall des Buchbandels zu klagen, sollen die Schriftsteller sich ferner nicht mehr dazu hergeben, das Publikum zu täuschen, und ihre Verleger verhindern, den Lesern halb bedrucktes Papier für schweres Geld zu verkaufen. Es kommen dabei saubere Sachen zum Vorschein; die Verleger von Werken der Modeschriftsteller bringen nämlich allerlei Ausgaben mit in Anschlag, z. B. die Zinsen des Honorars, welches sie den Schriftstellern vorstrecken, ehe diese noch Hand an's Werk gelegt haben, die Kosten des Kabriolets, womit sie bei den Journalisten umherfahren, um ihre Verlagswerke zu empfehlen, oder bei den Verfassern, um sie zur Arbeit anzutreiben. Darin stimmt übrigens E. de Girardin mit Balzac überein, daß manche Leser sich lieber an Lesekabinette wenden, als daß sie die Novitäten selbst kaufen, und daß dadurch der Absaz der neuen Schriften beträchtlich vermindert wird. E. de Girardin drückt diese Thatsache in folgender Berechnung aus. Es gibt in Frankreich 200 Personen, welche die guten literarischen Novitäten selbst sich anzuschaffen pflegen, und 800 Lesekabinette, Cirkel und Gesellschaften, was also eine Summe von 1000 Käufern ausmacht. Zu diesen verhält sich nun aber die Anzahl der Leser, wie 1 zu 40, wie 1000 zu 40.000. Leztere zahlen monatlich 2 — 6 Franken, um Novitäten, die oft freilich keine mehr sind, bloß zu lesen; anstatt für den Ankauf von hundert Bänden 750 Franken auszugeben, zahlen sie lieber 72 Franken jährlich für das bloße Lesen derselben. Dieses gibt nun dem spekulativen E. de Girardin Anlaß zu folgendem Vorschlag, welchem wieder das Projekt zu einem neuen Vereine zum Grunde zu liegen scheint. Er meint nämlich, wenn der Band der neuern Schriften, statt achthalb, nur anderthalb Franken kostete, so würde jeder Leser gern 72 Franken jährlich ausgeben, um 50 Bände guter, oder interessanter Schriften selbst zu bekommen, was doch ungleich besser sey, als 100 beschmuzte, schmierige Bände aus der Leihbibliothek auf einige Tage zu halten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 279:
Der Rosenstock.

Logogriph.

5. 2. 3. 4. 1.
Ein Mädchen ist's, die preist ihr Glück;
1. 3. 4. 5. 6.
Und ich ein Vögelein pick pick pick.
1. 4. 2. 5. 3. 7.
Ich ziere jeden Muselmann;
5. 3. 2. 1.
Mich tragen Schlüssel, Bock und Mann.
5. 3. 2. 1, 6.
Darfst mich nicht zum Propheten machen,
Obgleich ich stak in Wallfischs Rachen;
2. 3. 5. 6.
Doch ich bin Vogel und Prophet;
2. 3. 4. 5.
„Bist auch ein Schelm, der mir nachgeht.“
1. 2. 3. 5.
Ich komme weiter als der Schritt;
5. 2. 4. 1.
Mich nimmt die Henne gluckend mit.
5. 2. 3. 1. 6. 7.
Das Eisen, das mich wendet, bringt
Den Ton hervor, der besser klingt
Für Manchen, als wenn die Sontag singt.
3. 5. 1.
Ich hab' als Vorstand in St. Gallen
In meinem Nothstand wohl euch Allen,
Mein Haus doch besser noch gefallen.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Nun nehmt die Zeichen all zusammen,
Aus welchen all die Dinge stammen,
So sezt euch unser Geist in Flammen;
Wir sind dem Preßzwang unterlegen,
Doch das hat unsers Geistes Regen
Nicht hemmen, sondern fördern mögen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. November 1835.

— O rose of May!
Dear maid, kind sister, sweet Ophelia!
Shakespeare.

Ophelia.

Es ist nicht meine Absicht, die schöne Ophelia gegen den Vorwurf zu vertheidigen, der ihr von Goethe und Tieck gemacht worden, daß ihr Verhältniß zu Hamlet kein reines, unschuldiges gewesen sey. Einer solchen Vertheidigung bedarf das liebenswürdige Kind nicht, da jener Vorwurf seinen Ursprung einzig und allein in einer ästhetischen Genießlichkeit hat, welcher ein gefallener Engel pikanter erscheint, als das Bild himmlischer Unschuld auf Erden. — Vielmehr will ich dieses Mal Ophelia nur als ein Glied des großen dramatischen Ganzen betrachten, in welchem sie erscheint, und zusehen, welche Stelle sie in demselben einnimmt.

Es wird gegenwärtig ziemlich allgemein erkannt, daß Hamlets Tod an und für sich kein tragischer ist, daß er dieses vielmehr erst durch die Schlußscene wird, welche von geistvollen Regisseurs oft noch, als überflüssig, gestrichen wird. Denn in dieser Schlußscene wird erst ganz klar, wie Hamlet als Werkzeug in der Hand eines allgerechten Schicksals sich und seine ganze Familie vernichtet, da sie durch Frevel den Besitz des dänischen Thrones erlangt hat. — Dieser tragische Ausgang des Ganzen versöhnt mit dem Untergang der Einzelnen, auch des unschuldigen Opfers, welches eben Ophelia ist. Aber wir dürfen uns durch den Anblick der allgemeinen, weltgerichtlichen Katastrophe wiederum nicht verleiten lassen, Ophelias Geschick nur als ein untergeordnetes Beiwerk, vielleicht gar nur als ein Motiv zu nehmen, womit der Dichter dem allgemeinen Bedürfniß subjektiver Rührung habe entgegen kommen wollen. Denn abgesehen davon, daß solch modernes Haschen nach diesem oder jenem Effekt dem Genius Shakespeares unangemessen wäre, so zeigt eine, nur einigermaßen genauere Beachtung Opheliens und ihres Geschicks, daß ohne sie das ganze Drama nicht allein höchst interessante Scenen eingebüßt, sondern die belebende Seele verloren hätte. Hamlets Wahnsinn, wo er kein erkünstelter ist, hat nur Wahrheit in Beziehung auf Ophelien; und wie alle Figuren des Stücks in zwei entgegengesetzte Parteien sich gruppiren, so würden wir eine Lücke spüren, wenn Ophelia nicht als Gegenbild der Königin da wäre; ja, sie ist für Alle die Unentbehrliche, die Hülfreiche, die Heilsame, die Erwünschte, wie sich schon aus dem griechischen Namen herausdeuten läßt; sie ist es, welche die Uebrigen entsühnt, indem sie als unschuldiges Opfer der ihr fremden Leidenschaften fällt. Und wer mir auch in dieser Ansicht nicht beizutreten geneigt wäre, der würde doch zugeben, daß Ophelia und ihr Geschick ein wesentlicher, unentbehrlicher Moment, einer der beiden Brennpunkte sey, um welche sich die Ellipse des ganzen Dramas bewegt. Dieses ist so sehr der Fall, daß jedes schärfer blickende Auge noch

die zwischen beiden Brennpunkten, zwischen Hamlet und Ophelia, sich kreuzenden Kreise wahrnimmt, die sich um jeden derselben, als um ihr eigenthümliches Centrum, herumschwingen. Und so wäre es ein Leichtes, die um Ophelia sich reihenden Personen und Begebenheiten zu einem eigenen Trauerspiel zu vereinigen, das seinem Dichter, wenn er es selbst erfunden hätte, alle Ehre machen würde.

Da ich kein dramatischer Dichter bin, so begnüge ich mich, statt aller weitläufigen Erörterungen, meine Behauptung zu bestätigen, indem ich aus den im Hamlet gegebenen Andeutungen die Grundzüge zu einer allgemeinen Geschichtsfabel zusammenstelle, welche einem eigenen Trauerspiel: „Ophelia," zur Unterlage dienen könnte.

Ein geistvoller und edler junger Mann wurde von Liebe zu einem schönen Kinde ergriffen und von ihr mit der ganzen Kraft und Unschuld erster Jugendliebe wieder geliebt. Aber die glühende, wenn gleich reine Neigung hatte Beide vergessen lassen, daß Verhältnisse eintreten könnten, ja müßten, welche den jungen Mann nöthigen würden, das Band der Liebe, mit welchem er sie an sich gefesselt, wieder zu zerreißen. Nur zu bald traten diese Verhältnisse zwischen Beide, und zwar in so gebieterischer Art, wie die glücklich Liebenden sich nicht hätten träumen lassen. Innerlich wie äußerlich sieht sich der junge Mann durch die Pflichten, die der Sohn dem Vater, der Mann seiner Ehre und dem Wohle des Staats schuldig ist, unabweislich aufgefordert, in eine Laufbahn einzutreten und auf dieser ein Ziel zu verfolgen, die ihn zwingen, sich nicht allein von der Geliebten zu entfernen, sondern sie, da sie ihm in den Weg tritt, von sich zu stoßen, ja auf das Tiefste zu kränken und selbst wider seinen Willen ihr Herz zu brechen. Denn es kommt so weit, daß er dem theuren Kinde die einzige Stütze und Zuflucht raubt, indem er ihren Vater tödtet. — Ein Bruder der Armen, die durch den Verlust des Geliebten und des Vaters in Wahnsinn gestürzt wird und bald darauf den Tod findet, kommt herbei und glaubt keine heiligere Pflicht zu haben, als Vater und Schwester an ihrem Mörder zu rächen. Da er aber diesen Vorsatz auf eine höchst frevelhafte Weise ausführt, so büßt er seine Rachlust selbst mit dem Tode, nachdem er sich vorher von der Unschuld des gemordeten Geliebten seiner Schwester überzeugt und mit demselben versöhnt hat.

Daß dieser Stoff, wie ich ihn hier skizzirt habe, sich vortrefflich zu einem Trauerspiel, namentlich zu einem sogenannten bürgerlichen Trauerspiele der besten Art eigne, kann ich mir durch einen Kenner verbürgen lassen, dessen Kompetenz nicht dem geringsten Zweifel unterliegt. Ich meine Goethe. Wie? Goethe hätte dies behauptet? im Wilhelm Meister etwa? daß ich nicht wüßte, überhaupt mit keinem Worte, sondern, wie er liebte, thatsächlich — im Clavigo. Freilich ist das äußerliche Material ein ganz anderes, ja die Hauptcharaktere und die Bedingungen ihres Lebens sehr verschieden; es fehlen handelnde Personen im Clavigo, die in dem Trauerspiel Ophelia seyn müßten, und sie sind durch Goethe ganz eigenthümlich angehörende Figuren, durch den bösen Geist Karlos und durch den treuen, aber verschmähten Buenko ersezt; überhaupt ist Clavigo durch und durch eine echt Goethesche Schöpfung: nichts desto weniger ist das Thema beider, des wirklichen und des problematischen Trauerspiels, in den wesentlichsten Hauptmomenten nahe verwandt. Verläßt nicht Clavigo Marien, weil er höheren Zielen nachstrebt, an deren Erreichung er durch sie gehindert zu werden fürchtet, und bricht ihr nicht das eben das Herz? und ist es nicht Mariens Bruder, der die Schwester rächt, zur Rache herbeiellt? Und wie verschieden auch beide Stücke in den Einzelnheiten der Begebenheiten, ihres Verlaufs und ihrer Motivirung seyn mögen, so erinnert selbst eine einzelne Scene, das Zusammentreffen bei der Leiche, an die innere Verwandtschaft der äußerlich verschiedenen Stoffe. Was mit dem allerdings, dem Hamlet gegenüber, unedlen Charakter Clavigos einigermaßen versöhnt, daß ihm Marie Beaumarchais im Grunde stets theuer geblieben ist, dieser versöhnende Zug zeigt sich auch im Hamlet, wenn er bei Opheliens Grab ruft:

> Ich liebt' Ophelien; vierzigtausend Brüder
> Mit ihrer ganzen Quantität von Liebe
> Hätten nicht meine Summ' erreicht!

Doch es bedarf keiner durchgeführten Vergleichung. Ich stellte sie überhaupt nur auf zur Bestätigung meiner Ansicht: Ophelia und ihr Geschick bildeten ein, leicht zu einem Trauerspiel zusammenzustellendes, reiches, eigenthümliches Ganzes in dem größern Drama Shakespeare's, das, so oft wir es einer neuen Betrachtung unterwerfen, immer wieder Seiten, Züge, Schönheiten zeigt, von denen man früher nichts geahnt hatte.

Dr. W. B. Mönnich.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Nächst der Markuskirche machte mir der Dogenpallast am meisten zu schaffen. Er gibt, je mehr man sich in diese festgezauberte Luftgestalt hineinsieht, einen immer wohlthuendern Eindruck, und wie phantastisch er auch wider alle Regel aufgeführt ist, dennoch steht er da,

als hätte er nie anders erfunden werden können; man möchte die Ausnahme zur Regel machen, so schmeichelt sie sich, so unabweisbar prägt sie sich ein. Als erstes Grundgesetz für alle Gebäude, welche in festen, schweren Mauern aufsteigen, ist mir immer erschienen, unten auch für's Auge einen tüchtigen Fuß zu zeigen, auf welchem die übrige Masse sicher lasten und ruhen könne. Auch die mittelalterliche deutsche Baukunst befolgt dieses Gesetz, und durchbricht und lichtet nur erst mehr und mehr, je höher und höher die Mauern emporsteigen. Hier ist's umgekehrt. Zwei Pfeiler und Spitzbogenreihen, die untere massigter, die zweite leichter, bilden den untern Theil, der aus zwei übereinanderlaufenden Bogengängen besteht; diese luftigen Räume nun tragen die ganzen hohen, schweren Mauern, die nur durch eine Reihe nicht eben hoher und breiter Fenster durchbrochen sind. Das Versöhnende des Eindrucks bei diesem Widerspruch konnte ich mir dadurch erklären, daß hier in Venedig, mitten in diesem Licht und diesen Farben, in diesem Malerwetteifer der Natur auch die architektonische mittelalterliche Phantasie dem gleichen malerischen Zweck und seiner Wirkung habe huldigen müssen. In anderer Umgebung, ohne das grüne Meer, den blauen Himmel, die daneben hingelagerte Markuskirche, ohne dies farbenbunte Treiben auf dem ganzen Platz, ohne die Schiffe, Segel, Wimpel, Flaggen, die Böte und Gondeln, die hohen zwei Säulen am Ufer, ohne die blitzenden Wellen, und in den Vorstädten gegenüber die weißen Kirchen, Thürme, Häuser, ohne die mannichfaltigsten Gemälde rings umher möchte auch dieser malerische Pallast so vollständig nicht befriedigen. Der Malerei ist eine Freiheit gestattet, welche der Architektur verboten bleibt. Und was außerdem jenem lieblichsten Bauwerk zu Gute kommt, die Masse, die es bildet, erscheint in ihrer Festigkeit so leicht, durch die fast rosenrothen und weißen Steine, die hingehauchten feinen, weißen Spitzen, welche die Schlußverzierung bilden, so zart und luftig, daß von Lasten und Drücken jede Vorstellung entfernt ist. Genug, es ist ein Wundergebäude, in dessen Anschauen und Wiederschauen man sich träumend stundenlang verlieren kann.

Nach einem zweckmäßigen Nachmittagsschlummer ließen wir uns den öffentlichen Gärten zusteuern, welche an diesem Tage besonders gefüllt seyn sollten. Wir fanden im Freien ein Theater errichtet; eine jener Buden, in denen aus den armseligsten Geschöpfen, die hier die Brodarbeit ihres Handwerks treiben, nichts als Mangel und Noth und der schmutzigste Flitterstaat einer selbst nicht geglaubten Lüge hohl herausblickt. Sie schrien wie die Zahnbrecher ihre ausgedroschenen Phrasen her, ohngefähr wie wir Knaben, als wir Tragödie zu spielen anfingen; das Stück war entsetzlich moralisch, aber nur die Kinder hörten mit großen glühenden Augen und lebendigster Aufmerksamkeit zu. Bald genug suchten wir die Alleen und die Aussicht auf's Meer und die Inseln. Denn wie sparsam hier auch das Erdreich, Baumwerk, Gras und Blumen aus dem Wasser emporsteigen, immer sehnt man sich nach dem eigentlichen Element dieser seltsamen Stadt, nach dem Spiegel des Meers, wieder zurück. Volks genug drängte sich in den Gängen umher und lag auf dem Rasen, originelle Physiognomien jedoch fand ich nur in den untersten Klassen, bei den Schiffern, Fischern und besonders den Wasserträgerinnen, welche aus der Nachbarschaft herstammen. Die obern und mittlern Stände, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, sind wie überall. Da blieb es nun schon in den vorigen Tagen eine unausgesezte Lust, auf den Gassen, den Plätzen, den Gondeln die individuell energischen Gesichter, die alten wie die jungen, hauptsächlich die männlichen, in ihrer eigenthümlichen Tracht und Haltung zu studiren. Heute wurde ich von einem Bilde vollständig überrascht; wahrer und schöner wäre es nicht zu erfinden gewesen. Im Grase gelagert lag nachlässig und bequem ein Schifferknecht in seiner dunkelvioletten Sonntagsjacke und Hose da, die rothe Kappe übermüthig halb auf dem Kopf. Listig, verlangend und doch liebegewiß sah er zu einer Wasserträgerin auf, die vor ihm auf einem Baumstamm saß, gedrungen, den schwarzen Mannshut keck auf einem Ohr, die goldenen Bommeln lang vom Ohr herabhängend; muthwillig spröde knackte sie, als wolle sie nichts von ihm wissen und hören, ihre Nüsse, so mädchenhaft, derb, ursprünglich, wie es Keiner mehr, auch wenn er es vor sich sähe, malen könnte. Ueber die ganze Gruppe war solch eine Gluth der Farbe ergossen, in jedem Zuge solch ein Leben innerer Wahrheit, das Ganze durch zwei ältere, betrachtend plaudernde Verwandte so voll, in sich geschlossen, daß kein Kunstwerk sich vollständiger abrunden ließe.

Als die Sonne sank, gingen wir zur Stadt zurück. Nun erst in der Abendkühle wogte uns die Menge entgegen, still, ohne Gespräch fast, die Kinder allein sprangen, jubelten und schrien. Dagegen gaben uns Prügelscenen eines Marionettentheaters viel zu lachen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Buchhandel. Der literarische Bazar.

E. de Girardins Vorschlag wäre, die neuen Schriften auf ökonomische Art zu drucken, damit man den Band zu anderthalb Franken ablassen könne; dann könnte man auf einen bedeutenden Absatz rechnen, und daher Auflagen von

6 bis 10.000 Exemplaren veranstalten. Es müßten sich ja wohl in ganz Frankreich 10 bis 20.000 Personen finden, welche jährlich 72 Franken auf den Ankauf von Büchern verwenden können. Gesezt nun aber, sie finden sich nicht, so gibt E. de Girardin deßhalb sein Projekt nicht auf, sondern schlägt folgenden Ausweg vor. Man bilde in den Städten oder auf dem Lande kleine Vereine von vier Personen; jede trage jährlich 19½ Franken, oder 1 Fr. 55 Cent. monatlich bei. Dafür bekäme dann jede das Recht, 52 Bände zu lesen und 13 selbst zu behalten. Solcher Subscribenten, meint E. de Girardin, fänden sich in Frankreich sicher 10.000. Noch muß ich einer von ihm angestellten Berechnung erwähnen, deren Richtigkeit ich aber dahin gestellt lasse, indem ich nicht glaube, daß sich so etwas genau berechnen läßt. Er meint, man könne die Schriftsteller zu Paris in fünf Klassen theilen: erstens diejenigen, deren Schriften zu 2500 Exemplaren abgesezt und per Band mit 3 — 4000 Franken honorirt werden; deren gibt es nur zwei, Victor Hugo und Paul de Kock. Zweitens diejenigen, deren Werke einen Absaz von 1500 Exemplaren haben und die 1500 — 1700 Franken Honorar beziehen; deren gibt es keine vier. Drittens diejenigen, die einen Absaz von 1000 — 1200 Exemplaren haben und mit 1000 — 1500 Fr. honorirt werden; es soll deren keine sechs geben. Viertens die zu 3 — 900 Exemplaren abgezogenen und mit 5 — 800 Fr. honorirten; es gibt solcher Schriftsteller ein Duzend. Fünftens diejenigen Schriftsteller, deren Werke nicht einmal zu 500 Exemplaren abgedruckt und mit 100 — 500 Fr. per Band honorirt werden; ihre Zahl ist Legion. Wahrscheinlich spricht E. de Girardin nur von der belletristischen Literatur; denn die wissenschaftliche wird wohl ganz anders berechnet werden müssen. Aber eben weil die Romane der Hauptgegenstand der Girardinschen Berechnungen sind, wird sein Plan, der an sich gar nicht unausführbar ist, wohl keinen Eingang finden; denn für die oberflächliche Romanenlektüre dünken den meisten Lesern die Leihbibliotheken völlig hinreichend, und sie sind schon zufrieden, wenn sie die neue Schrift mit den Augen verschlungen haben und sagen können: „ich habe sie gelesen.“ So gar nüzlich, wie sie der unternehmende E. de Girardin schildert, sind die vielen pittoresken Magazine auch nicht; sie geben viel schlechte Holzschnitte und Kupfer; indessen haben sie doch zur Vervollkommnung der Holzschneidekunst wesentlich beigetragen. Durch viele Bestellungen und den regen Wetteifer aufgemuntert, haben sich die Künstler bestrebt, die Vollkommenheit der englischen Formschneidekunst zu erreichen, und einigen ist es geglückt. Man behauptet, vor zehn Jahren sey nur ein einziger Vignettenstecher in Paris gewesen; jezt gibt es deren siebzig. Außerdem läßt man noch Vieles in England stechen; so z. B. wird eine Prachtausgabe von Victor Hugo's Roman Notre-Dame de Paris angekündigt, die zu 11.000 Exemplaren abgedruckt werden soll, und wozu der Londoner Künstler Finden die Vignetten sticht. Nach den pittoresken Magazinen kommt nun die Reihe an die pittoreske Darstellung der Länder und Städte; so haben wir ein pittoreskes Frankreich, England, Italien, eine pittoreske Schweiz; ein pittoreskes Paris wird angekündigt, und eine pittoreske Reise um die Welt ist schon längst fertig. Indessen bleibt der Spekulation noch ein weites Feld zum Ausbeuten übrig, und der Beutel der Subscribenten wird sich leeren, bevor die Unternehmer mit der pittoresken Erde fertig werden. Um doch etwas Neues aufzubringen, hat ein Buchhändler den Einfall gehabt, eine vorgebliche Lotterie mit seinem Buchhandel zu verbinden. Alle diejenigen nämlich, welche für eine mäßige Geldsumme Bücher bei ihm kaufen oder auf Zeitschriften abonniren, bekommen ein Loos, und somit Anspruch auf große Prämien, welche jährlich gezogen werden sollen, wahrscheinlich aus dem Gewinnste, welchen der Buchhandel erst noch abzuwerfen hat. Ich fürchte, diese Ziehung wird nicht so bald vor sich gehen. Es ist zu bemerken, daß diese Lotterien gerade zu der Zeit emporkommen, da die Staatslotterien auf dem Punkte stehen, nach dem Beschlusse der Kammern aufzuhören. Zum Ersaze dafür füllen die Frankfurter Kollekteurs die Pariser Blätter mit Ankündigungen von der Ausspielung böhmischer Dörfer, von denen kein Pariser jemals das Geringste gehört hat. Sogar die Tageblätter in den Departementsstädten enthalten solche Ankündigungen, die doch wohl etwas einbringen müssen; denn warum sollten sonst die Kollekteurs in Frankfurt so einfältig seyn, die ungeheuern Kosten so vieler Anzeigen aufzuwenden? Unter die verunglückten Unternehmungen im Buchhandel gehört der Bazar oder das Bücherdepot auf dem Börsenplaze, dessen Eingehen auch für den deutschen Buchhandel zu bedauern ist; denn die Absicht der Unternehmer war, hier eine Niederlage nicht allein für französische, sondern auch für fremde, besonders deutsche Literatur zu errichten, weßhalb auch ein deutscher Buchhändler hier angestellt und eine Einladung an die Buchhändler Deutschlands ergangen war, Exemplare ihrer Verlagswerke zu senden und in Kommission hier niederzulegen. Später sollte auch ein deutscher Lesecirkel mit der Anstalt verbunden werden. Der Anfang wurde gemacht; man fand aber bald, daß der Ertrag die Kosten nicht decke; auch hatte man, um Aufsehen zu erregen, diesen Bazar sehr schön ausgeschmückt, eine bedeutende Sammlung von kostbaren Einbänden im neuesten Geschmacke zur Schau gestellt, auch in einem besondern Saale seltene alte Werke, wie auch Urkunden und Handschriften niedergelegt. Dies erforderte große Aufsicht, folglich eine Menge von Comptoirdienern und Buchführern; die Kapitalien der Aktionärs gingen darauf, ohne daß der Gewinnst einkam; sie verloren den Muth und stellten das Unternehmen ein. Paris verliert dadurch eine nüzliche Anstalt, die in der Folge, als Hauptniederlage der fremden und einheimischen Literaturprodukte, wichtige Dienste hätte leisten können. Es wird viel von Deutschland gesprochen, Zeitschriften und Bücher beschäftigen sich häufig mit den Deutschen; aber deßhalb ist die deutsche Literatur doch bei weitem nicht so bekannt, daß man auf einen bestimmten Absaz deutscher Bücher rechnen könnte. Allmählich wird dies kommen; ich glaube aber nicht eher, als bis die deutsche Preßfreiheit der französischen gleich ist. Was der englischen Literatur in den Augen der Franzosen so großes Uebergewicht über die deutsche gibt, und der Revue britannique so starken Absaz verschafft hat, wenigstens zehn Jahre lang, ist, meinem Bedünken nach, die Freimüthigkeit, womit die Engländer über Zeitverhältnisse und Zustände sich aussprechen, wogegen die Revue germanique sich stets nur unbeachtet fortgeschlichen hat, weil sie wenig von dem liefern konnte, was das große Publikum interessirt, Urtheile und Aufschlüsse über lebende Personen und gegenwärtige Zeitverhältnisse. Dg.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 285:

1 2 3 4 5 6 7
Trauben.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 121 und Monatsregister November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. December 1835.

— Das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
Goethe.

Weltgericht.

1.

Zum Wald zieht eine ernste Heeresschaar,
Mit dumpfem Klang der Pauken und der Pfeifen:
Viel Banner wehen mit dem schwarzen Aar,
So tief gesenkt, daß sie den Boden streifen.

Und zwischen ihnen fesselklirrend gehn
Erbleichten Angesichts muß ein Verbrecher;
Gezwungen ist sein mattes Aug', zu sehn
Wie ihn versengend trifft der Blick der Rächer.

Vor einem großen Grab wird Halt gemacht,
Umsonst nach Rettung seine Blicke suchen,
Da tritt ein Priester vor in bunter Tracht,
Ihm in den Tod hinüber noch zu fluchen:

Du Kind verruchter Geister! geh' dahin,
Wo sich verbannte Seelen ruhmlos härmen,
Wo nie ein freundlich Licht hinunterschien,
Die frostdurchschau'rten Glieder dran zu wärmen.

Im finstern Reich, bei Hela's grauser Kost
Sollst ewig über deinem Frevel brüten,
Wenn ihre Ungeheuer, Elend, Frost
Und Hunger wild an deinem Leibe wüthen.

Hier oben aber, in dem Reich des Lichts,
Soll dein Gedächtniß und dein Name sterben,
Und deinen Stamm der Fluch des Bösewichts,
Dein düstres Erbtheil, jämmerlich verderben.

Zerbrochne Ringe, Zeichen deiner Schmach,
Nimm mit in deine abgelegne Grube,
Und keine Seele frag' der Stätte nach,
Wo namenlos vergraben liegt ein Bube.

Verflucht sey, wen hieher sein Wille führt!
Verflucht, wer Blumen pflanzt an diesem Orte!
Verflucht sey, wer ein Bein von dir berührt!
Verflucht, wer's wagt zu flüstern Segensworte! —

Mit wüstem Jubel stimmt ihm bei das Heer,
Die Henker den Unglücklichen ergreifen,
In schaudervoller Qual verblutet er
Beim wilden Klang der Pauken und der Pfeifen.

Verächtlich zugeworfen wird sein Grab,
Mit Salz bestreut, nach altem Brauch der Rache.
Nun ist's vorbei: die Rächer ziehen ab,
Und heiße Schmach hält ihm die Todtenwache.

Doch kühlend über der verlassnen Gruft
Streicht hin die Zeit mit ihren leisen Schwingen,
Allmählig auch mit tröstlich mildem Duft
Einsame Blumen aus dem Grunde dringen.

2.

Der Ruf geht in der Stadt herum:
Gefunden ist ein Alterthum!
Im Walde hat man, tief versteckt,
Ein altes Riesengrab entdeckt. —
Neugierig ziehn hinaus die Leute,
Zu sehn, was dieser Fund bedeute.
Da kommen Kenner weit und breit,
Altklassischer und deutscher Zeit.
Arbeiter schaufeln mehr denn dreißig
Und wühlen in die Tiefe fleißig.
Was find't dort einer für ein Ding?
Schau, es ist ein zerbrochner Ring,
Und dann noch einer, auch zerbrochen,
Noch tiefer eine Handvoll Knochen,
Dabei ein Stück von rost'gem Eisen,
Doch weiter will sich nichts mehr weisen.
Weß Volkes ist wohl dieser Todte?
Ein Römer, Hunne oder Gothe?
Die Kenner stimmen überein,
Der Hügel müsse altdeutsch seyn.
Zwar gab nicht viel hervor sein Grund —
Doch immer ein merkwürd'ger Fund,
Vielleicht ein eisenfester Held,
Im Frieden groß und stark im Feld,
Versenkt in würd'ger Einsamkeit,
Ein Denkmal einfach=großer Zeit.
Sein Rest sey ehrenvoll bewahrt
Bei andern Resten alter Art.

Das Salz ward nicht mehr aufgefunden,
Es war im Lauf der Zeit verschwunden.

H. Kurz.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

Von Professor Fr. Fischer in Basel.

Erster Artikel.

Eine naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter dürfte Leser aller Stände interessiren, da es ihre eigene, innerste Geschichte ist und zur Klarheit über die so oft verkannten und darum durch schiefe Erziehung verkrüppelten Aufgaben der verschiedenen Alter führen kann.

Zwar fällt es schwer, die Lebensalter auf feste Begriffe zu bringen und die ihnen zu Grunde liegenden Entwicklungsgesetze der menschlichen Natur zu enthüllen, da die Erscheinungen des Lebens überhaupt, namentlich aber des menschlichen, einen ebenso flüchtigen und wandelbaren, als mannichfaltigen Charakter haben, und da namentlich die Naturgesetze der menschlichen Lebensentwicklung theils durch eigene Freiheit, theils durch fremde Einwirkung außerordentlich modifizirt werden. Darin steht überhaupt die Wissenschaft der lebendigen und geistigen Natur hinter der von der todten und körperlichen zurück, daß sie es nicht mit so festen, scharf abgegrenzten Gestalten und nothwendigen Gesetzen zu thun hat. Indessen fehlt auch auf dem Gebiete des Lebens und Geistes die feste Gestalt nicht, sie liegt nur tiefer auf dem Grunde; auch zieht sich ein entschiedener, naturnothwendiger Gang durch das Menschenleben hindurch, so sehr auch derselbe auf seiner Oberfläche durch eigene Willkühr und fremde Einwirkung verändert werden mag. Vermöge dieser auf seinem Grunde waltenden Naturnothwendigkeit unterliegt denn auch das menschliche Leben einer Naturbetrachtung, deren Schwierigkeit sich durch um so höheres Interesse belohnt. Denn es gewährt einen ganz eigenthümlichen Reiz, jene, den wandelbaren Erscheinungen des Lebens und der Freiheit zu Grunde liegende feste Gestalt und Naturgesetzmäßigkeit hervorzuheben und nachzuweisen, wie sie in den mannichfaltigsten und wandelbarsten Erscheinungen wiederscheint.

Die gewöhnlich unterschiedenen vier Lebensalter: die Kindheit, die Jugend, das reife Alter und das Greisenalter, sind allerdings die vier Hauptepochen des Menschenlebens. Allein es sind dies nicht, wie sie dargestellt zu werden pflegen, vier in Einer aufsteigenden Reihe fortschreitende Entwicklungsstufen; es nimmt vielmehr die fortschreitende Entwicklung mit dem Alter der Reife ein Ende, und das Greisenalter bildet einen rückschreitenden Gegensatz. Wie die drei ersten Lebensalter Stufen der Entwicklung, des Wachsthums, der Zunahme sind, so ist das Greisenalter umgekehrt die Zeit des Zurücksinkens, der Abnahme, des Absterbens. So bildet es eine eigene, den drei ersten Lebensaltern entgegengesezte Reihe, worin das, was sich in jenen entwickelt, nach und nach wieder abstirbt.

Um die verschiedenen Lebensalter nach ihrer naturnothwendigen Verschiedenheit zu charakterisiren, wird es darauf ankommen, auszumitteln, welche Aufgabe und welche Seite der menschlichen Natur sich in jedem der drei ersten Lebensalter entwickelt. Die Aufgaben dieser drei

aufsteigenden Entwicklungsstufen stellen sich nun etwas verschieden dar, je nachdem wir mehr die physische, oder mehr die geistige Seite des menschlichen Lebens in's Auge fassen, und so werden wir demnach eine dreifache, sich nach und nach entwickelnde physische, und eine dreifache geistige Aufgabe des Menschenlebens unterscheiden können. Die Verwandtschaft des Physischen und Geistigen im Menschen wird sich jedoch auch hier nicht verleugnen, sondern bei näherer Betrachtung sich ein durchgängiger Parallelismus zwischen den Aufgaben der physischen und denen der geistigen Lebensentwicklung herausstellen, oder beide werden vielmehr so sehr ineinander spielen, daß sie nur als Eine Entwicklungsreihe, von zwei verschiedenen Seiten betrachtet, erscheinen.

Die dreifache Aufgabe des physischen Lebens ist die Entwicklung des Gattungs-, des Geschlechts- und des Individualcharakters. In der Kindheit sind wir bloß Mensch, in der Jugend Jüngling oder Jungfrau, erst im reifen Alter, und namentlich erst im Hausvater und der Hausmutter, tritt der Individualcharakter, welcher unter der kindlichen Unschuld, wie unter den geschlechtlichen Reizen versteckt gelegen, ausgebildet hervor.

Die Aufgabe des geistigen Lebens ist die Umwandlung der auf dem Grunde des Geistes herrschenden blinden Naturnothwendigkeit in intelligente und moralische Nothwendigkeit, namentlich also die Verwandlung der blinden Gesetzmäßigkeit oder des Instinkts in Intelligenz, so wie die Erhebung der naturnothwendigen Unschuld zum frei angenommenen Charakter; denn die Bestimmung des Menschen ist die: die ursprüngliche Güte seiner Natur durch freie That zu seinem Eigenthume zu machen und aus der blindnothwendigen in die intelligente und moralische Form zu erheben. * Die Entwicklung des geistigen Lebens wird somit von dem naturnothwendigen Seelenvermögen ausgehen; es werden zum Anfange nur die unfreiesten und blindesten Seelenkräfte auftreten, namentlich die Empfindung und das Gefühl, sodann von intellektueller Seite die Sinne, die Fassungskraft und das Gedächtniß, von praktischer Seite endlich das Naturell, nämlich die Triebe mit ihren Bedürfnissen, Neigungen, Begierden und Leidenschaften. Die naturnothwendigen Anfänge werden sich einerseits durch das freie Spiel der Phantasie in Intelligenz, andererseits durch die freie Wahl der Willkühr in Charakter (in Tugenden oder Laster) verwandeln. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, werden sich uns die Aufgaben der Kindheit, Jugend und Reife von einer neuen Seite darstellen. Die Aufgabe der Kindheit läßt sich in geistiger Beziehung ausdrücken als Entwicklungsprozeß der naturnothwendigen Seelenvermögen, also der Empfindung und des gesammten Gefühls, der Sinne, der Fassungskraft und des Gedächtnisses, und endlich des Naturells. Die Aufgabe der Jugend stellt sich dar als Entwicklungsprozeß der Phantasie und der Wahlfreiheit, die Aufgabe des reifen Alters endlich als Entwicklungsprozeß der Intelligenz: des Scharfsinns, des Verstandes, der Urtheilskraft und der Klugheit, und des Charakters, oder der Tugenden und Laster.

Dieser geistige Entwicklungsprozeß entspricht in seinen drei Stufen ganz genau den Entwicklungsstufen des physischen Lebens; denn die naturnothwendigen Seelenvermögen bilden, als solche, gleichsam den Gattungscharakter des Menschengeistes; die Phantasie und die Freiheit sind die zeugenden, die Intelligenz und der Charakter die persönlichen Seelenvermögen. Uebrigens bildet diese Verwandlung der blinden Naturgesetzmäßigkeit durch Freiheit in intelligente Nothwendigkeit nicht bloß die drei Hauptepochen der geistigen Lebensentwicklung, sondern sie kehrt in jedem Lebensalter und in den jedesmal herrschenden Seelenvermögen, nur unter der Form der leztern, wieder, und theilt so jedes Lebensalter wiederum in drei kleinere Perioden, welche meist auch schon allgemein bekannt und benannt sind. Es treten nämlich die in jedem Lebensalter an der Entwicklungsreihe befindlichen Seelenvermögen immer zuerst mehr mit Naturnothwendigkeit, sodann mit Freiheit und endlich mit intelligenter Nothwendigkeit auf. So erscheinen die in der Kindheit sich entwickelnden naturnothwendigen Seelenvermögen zuerst in ihrer reinen Naturnothwendigkeit, nach und nach aber nehmen sie gleichsam den Geist der Phantasie und der Willkühr, und endlich den Geist der Intelligenz und des Charakters an, ohne daß jedoch diese, den spätern Lebensaltern vorbehaltenen Seelenvermögen schon in ihrer eigenen Form und selbstständigen Wirklichkeit vorhanden wären, indem sie nur gleichsam als Vorahnungen sich unter der Hülle und Form der an der Entwicklung stehenden Seelenvermögen regen. So tragen in der Jugend die nun zu ihrer selbstständigen Form und Wirklichkeit erwachenden Vermögen der Phantasie und Freiheit zuerst noch mehr oder weniger den Charakter der frühern Periode, wie sie andernseits nach und nach in Intelligenz und Charakter übergehen, und nur in dem mittleren Stadium der Jugend in voller und reiner Entwicklung stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Man vergl. des Verfassers Naturlehre der Seele für Gebildete, Basel, Schweighauser, 1835.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November. *)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Erster Brief.

Es trägt sich nicht alle Tage bei uns zu, daß ein Gast im ernsten Drama auf dem Hoftheater erscheint, und noch dazu ein Gast in einem Rollenfache, das hier von einem Künstler par excellence ausgefüllt wird. Ich war neugierig, welch ein Resultat die Vergleiche haben würden, die das Publikum nothwendig hier anstellen mußte, zu denen es hier hingezogen wurde; denn alles Versichern, sich der Vergleiche entschlagen zu wollen, konnte in diesem Falle nichts fruchten, sie drängten sich wider Willen auf; Marr und Seydelmann in denselben Rollen, wer konnte diesen vergessen, während er jenen sah? Was Herrn Marr betrifft, so glaube ich nicht, daß er hieher gekommen wäre, wenn ihn die Nachricht nicht getäuscht hätte, daß Seydelmann Stuttgart verlassen wolle. In diesem Falle durfte er auf einen andern Empfang, auf größere Theilnahme rechnen. Dem Abgehenden, Ungetreuen ist man nicht sehr geneigt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Vor seiner Ankunft schon widerlegte sich aber das Gerücht von Seydelmanns Entfernung, und nun erschien Herr Marr als Gast, der nach sechs gegebenen Rollen wieder zu seinen Laren zurückkehrte, ohne einen sehr bedeutenden Eindruck zu erregen, noch zurückzulassen. Es wäre möglich, daß zu den spätern Rollen sich ein größeres Publikum eingestellt haben würde, als zu den frühern, wenn es dem Gast gefallen hätte, einige Konversationsstücke in den Cyklus seines Gastspiels aufzunehmen. Wer ihn nur hier auf dem Theater gesehen, kann sich unmöglich einen richtigen Begriff von seiner Persönlichkeit machen, da er, mit Ausnahme des Königs in Don Karlos, nur als Jude, Türke und Teufel sich sehen ließ, also stets in nicht einnehmender Gestalt. Herr Marr ist aber ein noch junger Mann von angenehmer Bildung und feinem Benehmen. Warum er das in keiner Rolle geltend machte, warum er in keiner seiner eigenen Bearbeitungen auftrat, ist uns eben so räthselhaft, wie sein ganzes Gastspiel.

Während der große Zollverein alle Schlagbäume in Deutschland wegzuräumen bemüht ist, existirt doch noch immer, seltsam genug, eine Absperrungslinie zwischen Nord- und Süddeutschland in Sachen der Literatur und Kunst. So kannte denn auch in Stuttgart Niemand Herrn Marr, obgleich er seit Jahren Regisseur in Braunschweig ist, auf fast allen Bühnen von Bedeutung bereits gespielt hat und als dramatischer Schriftsteller mit Glück aufgetreten ist. Fragt man nun nicht mit Recht, was die vielen Korrespondenzartikel über Schauspieler in deutschen Blättern nutzen, wenn sie nicht einmal einen Namen von Braunschweig nach Stuttgart zu tragen im Stande sind? Und zeugt es nicht für die Beschränktheit gewisser Köpfe, daß sie sich noch immer einbilden, die Welt lege Werth auf so etwas, und die Feder eines solchen Korrespondenten könne Ehre und Ruf dem Künstler zu Wege bringen?

Die ersten drei Rollen, worin Herr Marr, nach eigener Wahl oder von den obwaltenden Verhältnissen genöthigt, sich uns zeigte, waren: Shylock, Soliman im Zriny und Jude Baruch in Dienstpflicht, drei Stücke, die mit dem jetzigen Theaterpublikum aufgewachsen sind; drei Rollen, von denen nur Eine auf poetischen Werth Anspruch machen kann, alle drei in der Gunst des Publikums im Allgemeinen nicht hoch angeschrieben. An dem Abend, wo Shylock gegeben wurde, wollte es ein neidischer Zufall, daß Strauß seinen Subscriptionsball gab. Der Streit der Gefühle konnte nicht lange unentschieden bleiben; unsere schöne und elegante Welt flog zu dem ihnen längst bekannten und geliebten Freudenspender, und kehrte Venedig und dem blutigen Prozeß den Rücken.

Herr Marr, als Shylock, war bei seinem ersten Auftreten befangen; erst später fand er sich in den Charakter, wie er ihn zu nehmen gewohnt ist; aber dadurch entstand eine für den unbefangenen Zuschauer befremdliche Ungleichheit der Darstellung, wodurch das sogenannte „aus einem Guß“ verloren ging. Wir müßten daher eigentlich diese Rolle noch einmal von dem Künstler, ohne jene störende Beimischung, sehen, um ein ihm und uns genügendes Urtheil darüber abzugeben. Für jezt können wir daher nur von dem Eindrucke berichten, den Herr Marr in dieser Erscheinung auf uns hervorbrachte. In seiner ersten Scene sahen wir in Shylock einen kleinen Juden, wie er dem Handel in den Straßen Venedigs nachgeht. Nichts verräth uns noch den tiefen Abgrund, der sich in diesem Charakter später enthüllt. Bassanio will Geld von ihm leihen, und er überlegt und berechnet dies Geschäft, wie es jeder Wucherer zu thun pflegt, der gern einen guten Profit schneidet. Stellt man die Forderung nicht höher, so ist die Darstellung von seltener Treue und Wahrheit, das Mienenspiel, in so weit es nichts als dies bezeichnen will, charakteristisch in hohem Grade; die hinaufgezogenen Augenbraunen, der vor sich murmelnde Mund, die singende Betonung, die bewegliche Fingersprache, jeder Zoll ein Schacherjude. Herr Marr hat das Leben studirt, und besizt die Gabe, es wahr und treu zu zeichnen. Die ganze, im entehrenden Drucke lebende, unter fremdem Himmel, von fremden Sitten umgebene, in tiefer Verachtung schmachtende, zu elender Verworfenheit herabgesunkene Nation spiegelt sich aber in diesem Individuum nicht ab; dies ist allerdings eine schwierigere Aufgabe. Ein Abweg wäre es jedoch, wollte der Künstler gleich anfänglich durch bloße äußerliche Zuthaten dem Shylock eine Bedeutung anheften, die sich Niemand zu erklären wüßte. In der nächsten Scene, wo Shylock uns durch die beredte Schilderung seiner ausgestandenen Kränkungen für sich einnehmen sollte, ließ Herr Marr sich zu einem hohen Grade von überschäumender Galle hinreißen. Der längst unterdrückte Zorn macht sich Bahn und strömt in reichlicher Fülle über Lippen und Bart des Hebräers. Dies konnte wahr im Allgemeinen genannt werden, wenn es gleich, zur ersten Scene gehalten, nicht folgerecht war. Das Feuer, das hier losbrach, war überdies nicht mit sich fortreißend, und ließ daher die Zuschauer kalt. Hier machte man zum ersten Male die Bemerkung, daß der ganzen Schöpfung der gleichmäßige Guß mangelte. Wir nehmen an, daß der Künstler die Befangenheit seiner ersten Scene wohl gefühlt hatte und nun, sich gewaltsam emporraffend und steigernd, zu einem solchen Extreme gelangte. Dieses Emporschrauben hatte aber den Vortheil, daß er sich von nun an auf einer Höhe befand, die dem Charakter des Stückes anpassender erschien.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir sind gewohnt, von Zeit zu Zeit einen Bericht über den Stand der hiesigen Bühne zu geben, und verflechten diesmal damit eine Beurtheilung des Marrschen Gastspiels. D. Red.

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. December 1835.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Räthsel lösen?

Platen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Venedig, den 15ten Sept.

Montag den 8ten September war Mariä Geburt, und als an einem Festtage fanden wir die Kirchen zwar geöffnet, für mich aber, der nur Bilder und Architektur darin suchte, war wenig zu sehen; die Akademie außerdem wie Abends das Theater geschlossen, die Hitze noch heißer, mein Unwohlseyn wenig gebessert, der Gefährte unentschlossener als je im Gehen, Stehen, Kommen, Bleiben, Forteilen, Wiederkehren, und im Ganzen daher für die zwölf Tagesstunden eine vielfältige Aussicht auf Langeweile. Langeweile in Venedig klingt für einen Kunstfreund seltsam, und doch war's so. Die nächste Zeit nahm wieder die Markuskirche weg. Vor der Hauptfaçade stehen auf bronzenen, zierlichen Füßen die schlanksten rothen Mastbäume, auf der Spitze mit vergoldeten Markuslöwen, die in der Sonne sonnengleich blitzten. An jedem Baume wehte heute eine ungeheure roth und weiß gestreifte seidene Flagge mit dem venetianischen Wappen, als Verkündigung der einstigen Meerherrschaft. Doch spielte heute der Ostwind wie in ironischem Spotte mit diesem Zeichen einstiger Pracht. Diese Mastbäume, welche gleich den feinsten, thurmhohen Säulen emporsteigen, haben den breiten, dahinterliegenden Kuppeln der Kirche gegenüber etwas Minarettenartiges, und vermehren den orientalischen Charakter des Ganzen. Das Innere der Markuskirche kam mir heute in seinem feiertäglichen Schmuck, von der Morgensonne hell beschienen, weniger düster vor, weiter und majestätischer, wenn auch von irdischer Pracht und sinnlicher Majestät.

Gegen Mittag in höchster Sonnenglut ließ ich mich in einer der zierlichsten schwarzen Gondeln den großen Kanal hinabschaukeln. Alles war still, nur selten gleitete ein Boot vorüber; mein Gondolier, jung, wohlgebaut, ein interessant melancholisches Gesicht, anständig, wie aus vornehmer Familie, verarmt und fleißig, beschränkte sich ganz auf sein taktmäßig gleiches Geschäft; kurz antwortete er, wie abwehrend, auf jede Frage nichts anderes, als: si signor, und gab mir in dieser stummen Resignation ein lebendiges Bild der ganzen, still von ihrer Höhe herabgesunkenen Stadt. Meergrün zieht sich der breite Kanal als Hauptstraße in sanften Windungen durch die ganze Stadt. Hier liegen die meisten und schönsten Palläste in fast ununterbrochener Folge, in Höhe, Breite durchaus verschieden, stets nach dem jedesmaligen Bedürfniß, die älteren ohne feste Regelmäßigkeit, jetzt größtentheils verfallen, grau und düster, wenn nicht die immer glänzende Sonne hier Alles färbte und mit einer Klarheit erheiterte, die bis in die weiteste Ferne und die dunkelsten Schatten durchsichtig hinreicht. Diese

Fahrt gehört zu den angenehmsten, wenn auch die Themse, London hindurch beschifft, einen lebendigern, weltstädtischeren Anblick von Schiffen, unendlichen Brückenbogen, Handelsgewühl und Fabrikthätigkeit gewährt. Doch sieht man dort nur auf die Hinterhäuser, Höfe und Ausgänge der Straßen, die an den fernen Ufern daliegen; hier in Venedig hat man Alles näher: unmittelbar aus dem Wasser steigen die schönsten Palläste und Kirchen auf, man schwebt stets zwischen dem fünfzehnten und siebenzehnten Jahrhundert auf und ab. Besonders eigenthümlich sind die ernsten und zugleich zierlich wohnlichen Häuser, die aus dem Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sich herschreiben mögen. In der Mitte der Fronte haben sie vier oder fünf und noch mehrere dicht zusammengedrängte hohe, schmale Fenster mit Pfeilern und Spitzbogen, die sich hin und wieder ineinander schlingen; wahrscheinlich die Fenster des Hauptsaals der Familie; dann folgt ein breiter Mauertheil, dann wieder je zwei oder drei Fenster, in oft unregelmäßigen Abständen; dieselbe Eintheilung wiederholt sich durch zwei, drei Stockwerke, unten sind bogige Thüren, selten in der Mitte des Gebäudes, sondern wo der Gebrauch am meisten ihrer bedurfte; die Dächer sind wenig sichtbar, die Schornsteine hoch und nach oben hin breit und schwer. Die einzige Brücke, der Rialto, wölbt sich, jener Schlange im Mährchen gleich, in einem weiten, breiten Bogen über das Strommeer hin und trägt auf ihrem Rücken zwei Reihen Bauten mit Läden und das vollste Menschengewimmel. Denn hier koncentrirt sich der Hauptverkehr der Stadt.

Ich fuhr fort und fort, von Straße zu Straße, Kanal zu Kanal. Ehe ich Venedig gesehen hatte, und nur immer von Gondeln und Wasserfahrten hörte, glaubte ich, die Kanäle seyen das einzige Verbindungsmittel. Das ist der Fall nicht. Sie zerschneiden zwar und vereinen, nach allen Richtungen sich durchkreuzend, die ganze Stadt, bald enger, bald breiter, grün wie das Wasser der Lagunen, doch ohne Wellen und sichtbare Strömung, nicht selten schmutzig, und an heißen Tagen durch einen unangenehmen Seewasser- und Fischgeruch beschwerlich; außer diesen Kanalverbindungen gibt es jedoch noch weit mehr Straßen in unserem Sinne des Worts. Mit einer venetianischen Straße aber ist es ein eigen Ding. Wenige ausgenommen, sind die meisten der schönern etwa fünf bis acht Fuß breit, ja sie bringen es selbst auf zehn Schuh Breite, glatt durch das ebene Granitpflaster, jezt bei der Hitze ziemlich rein, bei Regenwetter gewiß eine schmutzige Passage. Die Häuser, meist schmal, erheben sich vier bis fünf Stockwerke hoch, großentheils düstern, verödeten Ansehens. Doch ist in allen diesen Gassen, die theils gerade auslaufen, theils sich winden, überall kreuzen und zu spelunkenartigen Nebengäßchen führen, die in der Dämmerung und im Dunkel der Nacht oft wie Mördergruben aussehen, ein stetes Gehen, Tragen, Rennen, Stillstehen und Rufen; besonders der Mittelstand, im unmittelbarsten Lebensbedürfniß, bewegt sich rasch, emsig, ununterbrochen den Tag über durcheinander. Lebendiger noch werden die Straßen durch die Läden, Werkstätten, Kaffeehäuser, welche sich, alle geöffnet, dicht am Boden hinziehen, doch außer den Fruchtläden mit wenig Geschmack und Pracht, selbst in den eigentlichen Hauptstraßen für die vornehme Welt. Denn auch der Markusplatz, dessen Kolonaden Laden neben Laden sehen lassen, ist mit dem zierlichen Geschmack und Prunk des Palais-royal oder mit dem soliden Reichthum und Beleuchtungsglanz der englischen Kaufläden nicht in Vergleich zu stellen. Tag und Nacht aber bleibt das Gewühl, besonders um den Rialto her und nach dem Markusplatz hin, gleicher Art, obschon Pferde, die vier antiken Rosse auf der Markuskirche ausgenommen, und ebenso Wagen mythische Dinge, und selbst Hunde und Katzen wenig zu sehen sind. An Plätzen, größern und kleinern, von aller Form, meist unregelmäßig, fehlt es in keiner Weise, denn die sorgsamste Benutzung auch des kleinsten Raumes ist weiter als in Venedig wohl nirgend getrieben. — Auch im Innern und Innersten der Stadt, immer unter Brücken fort, hin und wieder, die Kreuz und Quer auf den Kanälen umherzufahren, ist eine gute, wenn jezt auch traurige Unterhaltung; Palläste sind überall zwischen bürgerlichen Wohnhäusern zu sehen, die größten jezt im Besitz der Regierung, die übrigen Häuser dieser unermeßlichen Stadt in Verfall, die Thüren verschlossen, als brauche hier Niemand Eingang und Ausgang, an den Fenstern weder Vorhänge noch Blumen, auf den Balkons auch nicht eine einzige Häßliche, noch weniger eine Schöne. Von der Häuslichkeit der Familien, von ihrem Leben und Treiben erblickt man nichts, aber man kann keine hundert Schritte gehen oder fahren, ohne eine Kirche zu sehen aus allen Zeiten christlicher Architektur, wenige vollendet schön, in allen fast fortwährend Gottesdienst. Das Volk hat recht, sich jezt an Gott zu halten; die Erde, scheint es, hat die armen Ueberlebten verlassen, und das Wasser nützt nichts mehr. Zu andern Jahrszeiten jedoch mag es reicher hergehen; jezt sind die Nobili aus ihren verfallenen Stadtpallästen in die verfallenden Villen längs der Brenta, nach Padua oder weiterhin gegen Treviso und Conegliano gezogen.

Nachmittags fuhren wir nach dem Lido, einer Insel, welche den Eingang in die Lagunen von der östlichen Seite her vertheidigt. Hier war wieder ein großes Getümmel, hunderte von Gondeln und Böten plätscherten herüber; mit Freude sahen wir endlich einmal Wiesen und weidendes Rindvieh, hübsche Räume, und vom andern Gestade aus das unendliche Meer. Heute war das Volk

lustiger, Musik überall, viel Tanzende, doch meist junge Schäferbursche, ohne Mädchen und Frauen, aber ausgelassen genug. Die Weiber sind im Ganzen nicht schön, kurz und dick, besonders die Füße, Nacken und Kopf noch eher erträglich. — Die Rückfahrt war wundervoll. Im fernen Hintergrunde Venedig mit seinen tausend Kuppeln und wenigen Spitzen nebellos klar hingestreckt; glutroth sank die Sonne nieder und spiegelte die Feuerglut in den grünen Wellen, die nun in allen Regenbogenfarben theils schillerten, theils zu Farbenstreifen sich sonderten und sie wieder verschmolzen; schon blinkte die Venus empor, der blasse Mond stieg auf, bis der Westen endlich nur noch goldgelb schimmerte und zum Grünen in's Blaue zerfloß, während um uns her im Osten Wasser und Inseln in dunkle, schwarze Nachtschatten versanken, und nur vor uns die Wasserfläche noch gelb und grün hinspielte. Fern flimmerten die ersten Lichter der Stadt; herannahend sahen wir die belebten Ufer, und das Abendgewühl im hellen Mondschein nahm uns schon auf, als wir den Markusplatz wieder betraten, um den Dogenpallast neu in dieser neuen Beleuchtung zu bewundern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Das erste Lebensalter, die Kindheit.

Das Kind ist oder soll wenigstens hauptsächlich nur Mensch seyn, in ihm soll sich der Gattungscharakter umfassend entwickeln; seine Interessen, seine Bedürfnisse, seine Liebe sollen allgemein menschlicher Art seyn, seine Beschäftigungen und Fertigkeiten sich bloß auf reinmenschliche Gegenstände beziehen. Das Kind soll essen, gehen, sprechen, spielen, allgemeine mechanische Fertigkeiten sich erwerben, Sprachen, Geographie, Rechnen, und was der allgemein menschlichen Kenntnisse mehr sind, lernen u. s. w. Der Geschlechtsunterschied wird sich zwar in allem diesem nicht verleugnen, so daß z. B. der Knabe selten mit der Puppe, das Mädchen nie mit Peitsche und Säbel spielt; allein er wird seiner selbst unbewußt und mehr nur vegetativ sich entwickeln. Kommt er bereits in der Kindheit zum Bewußtseyn oder gar zur Empfindung, so ist dies eine unregelmäßige Naturentwicklung oder Folge einer Verdorbenheit. Auch der Individualcharakter ist angedeutet, aber in schlummernden, unfreien Anfängen. Die Kindheit erstreckt sich in unserm Klima und Volksstamme bei den Knaben bis in's dreizehnte, fünfzehnte Jahr, bei den Mädchen bis in's zwölfte, vierzehnte.

Von den Seelenvermögen entwickeln sich in der Kindheit hauptsächlich die sogenannten thierischen und sinnlichen: die Sinne, die körperliche Empfindung, die sinnliche Begierde und die Bewegung der Glieder, nebst der Sprache; von den geistigen Vermögen, auf intellektueller Seite bloß die Fassungskraft und das Gedächtniß, von praktischer Seite bloß das Naturell.

Daß hingegen das Gefühl sich in seinem ganzen Umfange schon in der Kindheit entwickelt, wird man nicht leugnen können, wenn man bedenkt, welch einen feinen Takt die Kinder haben, Wahrheit und Falschheit zu ahnen und zu unterscheiden, wie viel Gemüth in der Eltern- und Geschwisterliebe, in der Kameradschaft sich entwickelt, aber auch wie viel Haß und Feindschaft schon in diesen kleinen Seelen Raum findet. Die egoistischen Gefühle bleiben auch nicht zurück; der Freiheitssinn ist beim Knaben oft ganz unbändig, der Rechtssinn außerordentlich fein und scharf, so daß ein Kind eine ungerechte Züchtigung tief und bitter empfindet, eine gerechte dagegen hinnimmt, wie sich's gebührt. Wie viel Streit und Hader ist schon in dem kleinen Besitzthum um Mein und Dein! Der Schönheitssinn spielt mit Puppen und Bildern; auch die Andacht fehlt so wenig, als das Gewissen. Jene strahlt vielleicht aus keinem Auge schöner, reiner und wärmer, als aus dem eines betenden Kindes, und das Gewissen schlägt die Kinder, wenn sie Unrecht thun oder lügen. Diese umfassende Entwicklung des Gefühls in dem Kinde ist aber auch sehr wohl begreiflich; denn das Gefühl ist mit der Empfindung die dunkelste und naturnothwendigste Region des ganzen Seelenlebens, mit welcher daher alle Entwicklung desselben beginnt.

Die Kindheit selbst zerfällt wiederum in die Säuglingsperiode, die Spielzeit und die Lernzeit.

Erste Periode der Kindheit: die Säuglingsperiode.

Diese Periode, die kürzeste von allen, umfaßt das erste Jahr und erstreckt sich über den größten Theil des zweiten. Die geistigen Verrichtungen des Säuglings entwickeln sich nach und nach aus der dunkelsten und nothwendigsten von allen Seelenverrichtungen, der körperlichen Empfindung, die somit am Anfang des menschlichen Seelenlebens steht, wie am Anfang des thierischen Lebens überhaupt auf der niedrigsten Thierstufe, den Polypen, den Korallenthieren, den Quallen. Der Säugling schmeckt Anfangs noch nicht, sondern empfindet höchstens das Angenehme oder Unangenehme, er empfindet mit dem Auge bloß den Glanz, mit dem Ohre die Stärke und den Wohlklang der Töne. Seine Geistesverrichtungen tragen auch die ganze Periode hindurch den Charakter der naturnothwendigsten Seelenverrichtung, eben der Empfindung; sie erweckt den Säugling, sie lenkt seine Aufmerksamkeit, sie leitet seine Bewegungen und seine anfangende Erziehung.

Was die physische Entwicklung des Säuglings anbelangt, so sind die körperlichen Funktionen, welche weder eine geschlechtliche Beziehung, noch einen persönlichen Ursprung haben, also die Funktionen der Gattung, das Ernährungsgeschäft, das Wachsthum, die unwillkührliche Muskelbewegung, vom ersten Momente an vollendet vorhanden, und werden noch besonders begünstigt durch den Schlaf, der den größten Theil des Säuglingslebens einnimmt. Besonders sprechend tritt der bloße Gattungscharakter des Kindes in der Physiognomie entgegen. Das Gesicht, wie überhaupt die ganze Physiognomie des Körpers hat Anfangs bloß den Gattungsausdruck der menschlichen Kindheit, so daß für den Fremden ein Kind so ungefähr dem andern gleich sieht, und nur Frauen und Mütter Familienzüge entdecken können. Die Familienähnlichkeit ist unmittelbar nach der Geburt noch so wenig vorhanden, daß sogar der Racencharakter sich erst nach mehreren Tagen einstellt, indem bekanntlich die Negerkinder weiß oder vielmehr braun geboren werden, wie die andern. Nach wenigen Tagen entwickelt sich der Racencharakter, die Haut erhält nach und nach ihre bestimmte Farbe, doch ist sie auch bei weißen Kindern in dem ersten Jahre immer noch röther, als später. Nach dem Racencharakter stellt sich nach und nach der Familiencharakter heraus; doch dauert es mit der Entwicklung desselben noch das ganze Lebensalter der Kindheit hindurch. Die Individualphysiognomie ist nur im Keime und ganz verhüllt vorhanden, denn ihre Entwicklung beginnt erst in der Jugend und vollendet sich erst mit dem Eintritt der Reife.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Die Scene mit Tubal ist stets eine mißliche, was den Effekt betrifft. Dieser müßte größer auf der Bühne seyn, nach dem Eindrucke gemessen, den die Scene schon beim Lesen hervorbringt. Hier ist aber eben die Nebenfigur des Tubal in der Darstellung störend. Man kann unserm Tubal durchaus keinen persönlichen Vorwurf machen, er hatte gelernt und that sein Bestes, aber dennoch greift die Scene nicht so ineinander, wie sie sollte; Tubal müßte von einem Virtuosen gegeben werden, wenn Shylock hier ungetrübt seine ganze Kunst entfalten und den ungetheilten Dank der Zuschauer dafür hinnehmen sollte. Tubal soll Shylock, wie ein Instrument das andere, obligat begleiten, nirgends sich hervordrängen, weder durch Dialekt, noch Gesten die Aufmerksamkeit auf sich hinlenken, und doch bedeutsam seine Meldungen bringen, mit ausgebildeter Kunstfertigkeit, die nur den bessern Schauspielern eigen ist, in die Rede fallen, damit Lücken, selbst die kleinsten, vermieden werden, und doch auch nicht dem Andern das Wort vom Munde wegschnappen, damit das Publikum den Gefühlen Shylocks bequem folgen und sie gehörig in sich aufnehmen könne. Tubal ist hier der Träger des Ganzen, er kann Alles verderben, und da bei fast allen Theatern diese Rolle als eine bloße Nebenrolle betrachtet wird, so hat auf keiner der vielen Bühnen, wo ich sie darstellen sah, diese Scene ganz so gewirkt, wie es mit gehöriger Berücksichtigung der Fall seyn müßte. Bei dem großen Personal, das die Besetzung erfordert, könnte dem Uebel nur dadurch abgeholfen werden, daß man einem guten Schauspieler zwei Rollen ertheilet; eine Usance, die weit mehr Berücksichtigung verdiente, da es eine dumme Prüderie ist, dies als eine Herabwürdigung der Bühne zu betrachten. Die Gerichtsscene gab Herr Marr fast in nichts abweichend von der Art und Weise, wie sie gewöhnlich, auf die Autorität Devrients hin, gegeben wird. Wir sagen hiemit nicht, daß er Devrient nachahmen wollte, sondern nur, daß er dessen Ansicht beipflichtete. Nachdem Nachlust und Blutgier ihren Kulminationspunkt erreicht hatten, und von dem abscheulichen Juden alle Herzen sich in Haß abgewendet haben, verschwindet er von der Bühne, ohne eine andere, mildere Regung in uns heraufdämmern zu lassen. Die verschiedenen Gemüthszustände in dieser großen Scene, der Troz, der auf seinem Recht beharrt, der teuflische Blutdurst, der in Wahnsinn ausartet, alle diese Steigerungen zeugten von dem gewandten Bühnenkenner, der Mittel und Geist in sich vereinigt, wirksam zu gestalten, ohne die Linie zu überschreiten, hinter welcher sich nicht mehr das befindet, was Antheil in den Zuschauern erregt. Und dieses ist schon ein bedeutender Grad ausgebildeter Kunst, und verdient Anerkennung von Seite der Kritik. Einzelne Stellungen waren beredt und malerisch zugleich; tadeln müssen wir jedoch das zu lange Verharren in der Gruppe mit dem Antonio auf die Brust gesezten Messer. Dies artete aus; die Bühne soll nur bewegliche Gruppen dem Auge vorführen, hier war es ein sogenanntes Tableau vivant, eine Wachsfigurengruppe. Sie war übrigens schön und fügte sich natürlich, und hätte, kürzer, lauten Beifall verdient und gewiß auch herausgefordert. Der etwas später gespendete, der nie bei dieser Stelle ausbleibt, galt dem weisen Ausspruche Portia's, wie Jedermann weiß.

Im Soliman sahen wir Herrn Marr als einen bleichen, zusammengeknickten, kleinen Greis, mit übermäßig langem Leonardobarte, in eine bunte Tracht gehüllt, oft von Fieberschauern durchrieselt, zusammenzuckend, mit den Fingern krampfhaft spielend, aus erloschenen Augen gespenstisch blikkend, eine unangenehme Erscheinung. Da Soliman erst Siebziger ist, so wäre es in der That nicht nöthig, die Hinfälligkeit des Alters so grell in seiner äußern Erscheinung zu geben, wenn es nicht geschähe, einestheils, um den allerdings poetischen Kontrast zu versinnlichen: die Herrschaft des starken Geistes über die Schwäche des alten Leibes, anderntheils aber, um die Wahrheit anzudeuten, daß die Leidenschaften eines solchen orientalischen Despoten seinen Körper eher aufzehren und ihn zur wandelnden Mumie machen. Dies wären allein die Gründe für eine solche Auffassung. Das heisere Organ, welches der Darsteller annahm, wird im heftigen Affekte, der ihn im Verlaufe dieser Rolle nie verläßt, kreischend, und trägt dazu bei, dies Bild in hohem Grade unschön zu machen. Nach dieser Auffassung ward jedoch Soliman konsequenter durchgeführt, als Shylock. Der Künstler beherrschte hier alle seine Mittel und die Aufgabe die er sich gestellt hatte, vollkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. December 1835.

Lady Macduff. – Poor prattler! how thou talk'st!

Shakespeare.

Die Mutter im Grab.

Auf der Mutter Grabeshügel
Steht der Vater mit den Kleinen,
Rosen und Vergißmeinnichte
Blüh'n schon über den Gebeinen.

Und das Jüngste nimmt ein Hölzlein,
Bohrt es in des Grabes Erde.
„Laß die Pflänzlein! spricht der Vater,
Keins mir ausgegraben werde!"

Spricht das Kind: „will keine Pflänzlein,
Bohr' ein Löchlein mit dem Stecken,
Daß nur eine, eine Hand kann
Mutter aus dem Grabe strecken."

Justinus Kerner.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Die physischen und geistigen Verrichtungen des Säuglings sind bei Weitem zum größten Theile naturnothwendige Entwicklungen angeborner Fertigkeiten, somit des angebornen Gattungscharakters. Denn überdenken wir Alles, was sich in dem Säuglinge während der zwei ersten Lebensjahre entwickelt, so werden wir gestehen müssen: es wäre, wenn er das Alles wirklich erst lernen müßte und nicht angeborene Fertigkeiten mitbrächte, die sich bloß entwickeln, mehr als der Mensch in jeder andern gleich kurzen Periode des Lebens lernt. Der Säugling lernt in den zwei ersten Jahren essen und trinken, die Arme und Hände bewegen, greifen, stoßen, ziehen u. s. f., stehen und gehen; er lallt die ersten Worte, er lernt oder entwickelt vielmehr Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken; es entwickeln sich die verschiedenartigsten Empfindungen und Gefühle, er weint und schreit, lacht und ist freundlich u. s. w. Selbst Züge des Naturells treten schon hervor, Zorn, Eigensinn, Selbstsucht, Gutherzigkeit, Rechtssinn, Eigenthumssinn u. s. f. von der unzweifelhaft angebornen Gesetzmäßigkeit der vegetativen Funktionen,

des Ernährungsprozesses, der unwillkührlichen Muskelbewegung u. s. f. gar nicht zu reden. Da glauben denn doch manche sogenannte Psychologen, die Seele werde als tabula rasa geboren, als leeres Behältniß oder als pure, nackte Kraft. In der That, es müßte wunderbar zugehen, wenn die Seele des Kindes alle jene Verrichtungen erst lernen müßte, besonders da sie durch einen erst zu formenden und Konsistenz gewinnenden Körper gehindert und in einen größtentheils schlummerähnlichen Zustand verhüllt ist. Wir werden natürlich nicht leugnen wollen, daß der Säugling nicht wirklich mancherlei lerne; nur zum größeren Theile behaupten wir eine Angeborenheit und naturnothwendige Entwicklung jener sinnlichen und geistigen Verrichtungen und ihrer kunstreichen Gesetzmäßigkeit. An den Empfindungen und Gefühlen wird nichts gelernt, sondern bloß entwickelt; an der Sinnenwahrnehmung wird nur sehr wenig gelernt, z. B. beim Auge die Direktion und das Maß der Entfernung. Das Meiste, was der Säugling eigentlich lernt und nicht bloß entwickelt, ist die Bewegung der Glieder und die Sprache. Die Bewegung der Glieder geschieht ursprünglich bloß massenweise, was der Säugling lernt, ist Greifen und Gehen; übrigens reducirt sich, was er hievon lernt, auf das bloße Resultat; der Mechanismus der Gliederbewegung beruht auf einer angebornen Fertigkeit, die sich bloß entwickelt und entwickeln würde, ohne alle Anweisung und Erziehung. Mehr Unterweisung bedarf die Stimme zu Erlernung der Sprache, denn ohne solche bliebe sie beim Schreien. Beim Erlernen der Sprache wirkt übrigens wieder ungemein viel angeborne Fertigkeit mit, namentlich in dem Mechanismus der Behandlung der Stimmorgane; selbst eine angeborne Anlage zur Muttersprache und zum speziellen Dialekte wird kaum zu leugnen seyn.

Fassungskraft und Gedächtniß treten in dem Säugling in keimenden Anfängen auf. Die Fassungskraft entwickelt sich, so wie der Säugling nicht mehr bloß hört und sieht, sondern horcht und blickt; sie hat schon einen ziemlichen Ansatz gewonnen, so wie er versteht oder gar Worte nachlallt. Das Gedächtniß wirkt in der Reproduktion der kleinen Kunststückchen, der Erkennung von Personen und Sachen, dem Fordern gewohnter Bedürfnisse. Das Naturell der Säuglinge rührt sich ebenso deutlich: die Knaben schreien, stampfen, schlagen; die Mädchen wimmern und sind freundlicher. Das eine Kind ist sanft, freundlich, liebevoll; das andere heftig, mürrisch, kalt und unempfindlich, oder neidisch.

Zweite Periode der Kindheit: die Spielzeit.

Kinder nennt man die Kleinen in dieser vom zweiten bis sechsten Jahre dauernden Zeit, ehe noch ein Unterschied des Geschlechts sich für die Empfindung zu rühren oder für das Bewußtseyn zu erwachen beginnt. Die Kinder spielen harmlos zusammen; der Knabe trägt noch Mädchenkleider und umgekehrt.

Was sich in dieser Periode entwickelt, sind einmal die thierischen Verrichtungen, welche sich vollkommen entfalten. Die Kinder lernen alle Sinne vollkommen gebrauchen, nur die technische Uebung des Augenmaßes ausgenommen; sie gehen, laufen, springen, sie greifen nicht bloß, sondern vollziehen sämmtliche mechanische Handgeschicklichkeiten des täglichen Lebens. Die sinnliche Empfindung ist am lebhaftesten und frischesten, und entwickelt ihr spezielles Temperament klar und entschieden. Auch das geistige Gefühl ist vollkommen entfaltet. Besonders zart und innig fühlt das Gemüth in der Anhänglichkeit und Liebe gegen Eltern, Geschwister und Gespielen. Kinder haben feines Gefühl für Wahrheit und Lüge, für Recht und Unrecht; es regt sich bei Knaben schon ein wenig Selbstständigkeit, manchmal Trotz, Selbstgefühl, mitunter wohl auch Stolz, bei Mädchen ein wenig Eitelkeit und Gefallsucht: sie putzen, wenn auch nicht sich selbst, doch ihre Puppen. Ueber Besitz und Eigenthum wird viel gestritten, viel geschlagen und gekrazt. Es tritt das künftige geistige Temperament und Naturell mit entschiedenen Vorbedeutungen hervor, doch so, daß es immer noch eines schärferen Auges bedarf, es zu entdecken.

Von den intellektuellen Anlagen ist es im Grunde immer noch höchstens die Fassungskraft und das Gedächtniß, was an der Reihe der Entwicklung und Ausbildung ist; allein — und dies ist der bezeichnendste Charakter dieses Abschnitts — die Phantasie ist erwacht, tritt aber noch nicht in ihrer reinen Form als wirkliche Phantasie auf, sondern schlägt in die erwachten niedrigern Seelenvermögen um, und gibt ihnen eben den bezeichnenden Charakter der Epoche, das Spielende.

Die Kinder wollen und sollen Alles spielend treiben und lernen, und es ist grausam, ihnen irgend etwas auf die trockenere, ernstere Weise eines spätern Alters zuzumuthen. Sie lernen spielend gehen und springen, unter dem Gelächter der Alten über ihre komischen Wendungen, ihr Humpeln, Fallen, ihr Rutschen und ihre Burzelbäume. Sie lernen spielend sprechen, unter dem freundlichen Vor- und Mitlallen der Alten. Sie leben sich in die Beschäftigungen und Verhältnisse der Gesellschaft spielend ein, indem sie sich eine Puppenwelt schaffen und ihre kleinen Lebenserfahrungen und Lebensweisheit praktisch memoriren. Selbst der Verstand, der in Spuren anklingt, ist spielendes Errathen. Der spielende Geist der Phantasie, welcher die Kinderwelt durchweht, tritt selbst der dichterischen oder eigentlichen Form der Phantasie näher in manchen possierlichen Erfindungen des kindischen Puppenspiels. Allein von einem freien

schöpferischen Geiste der Phantasie und des Verstandes ist noch keine Spur; denn Alles in der kindlichen Verstandeswelt ist Nachahmung und Auffassung. Die Epoche der Spielzeit ist auch physisch sehr bestimmt begrenzt durch Abschieben der Milchzähne, was sich jedoch noch in's siebente Jahr hereinzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 14ten Sept.

Obschon die Abreise mit schnellen Schritten heranaht, lebe ich noch immer wie bisher, schreibe außer den flüchtigen Briefen nichts auf, sinne nichts aus. Die fremde Kunst athme ich wie die fremde Luft; was zurückbleibt, bleibe, was vergessen wird, sey vergessen. Mir von euch jedoch, euern Zuständen ein nur irgend lebendiges Bild zurückzurufen, fällt mir ganz unmöglich; so ganz bin ich nur in dieser Stadt und Gegend, daß ich keine andere vor Augen haben kann. Zu einer Schilderung jedoch im Ganzen und Einzelnen halte ich mich noch immer nicht fähig, und muß mich begnügen, tagweise zu berichten, was wir gesehen und genossen haben. Da bleiben mir die Tage vom Dienstag bis Freitag zu beschreiben übrig. Ich kann von ihnen nur sagen, sie glichen sich, wie schöne Schwestern, nicht reizend und vollendet schön an Gestalt und Gliedern, doch von dem wunderbarsten italienisch glühenden Teint, rosenumhaucht.

Ich war fast nur mit Malerei beschäftigt, wo ich ging und stand; zuerst jedesmal stundenlang auf der Akademie, welche die Quintessenz des Besten, was hier zu sehen ist, zusammenfaßt, und auf welche ich mich deßhalb hauptsächlich zu beschränken bald entschlossen war. In den Kirchen, die ich nebenbei meist Nachmittags besuchte, haben die meist verschmutzten Bilder häufig ein schlechtes Licht; sie hängen entweder zu hoch oder an Pfeilern zwischen zwei blendenden Fenstern, und Koloristen im Dunkel, oder im blendenden Glanz der Sonne, oder des noch schlimmern Reflexlichts zu bewundern, ist einem die höchste Pein. Die Edelgesteine des schönsten Kolorits sollten wie Edelsteine gehalten werden, unbestäubt, durchaus rein; was kann alle Klarheit, Glut und Durchsichtigkeit helfen, wenn Staub, Rauch, eingetrockneter Firniß einen undurchsichtigen Schleier darüber legen! Die Gemälde der Galerie dagegen sind mit Geschicklichkeit und Vorsicht gereinigt, und wo eine weitere Restauration nicht zu umgehen war, mit gutem Takt und Liebe hergestellt. Wie anders aber sah ich im Vergleich mit früheren Jahren! Sonst kümmerte mich das eigentlich Malerische wenig; der Gegenstand, die rein geistige Konzeption, die spezifische Art des Ausdrucks interessirte mich allein; jetzt sah ich mit absichtlich entgegengesetzter Einseitigkeit nur auf Gestalt und Färbung, Pinsel, Klarheit, Wärme, Schmelz, und entzücken konnten mich nur die lieblichsten, unsagbarsten Zaubereien des Kolorits. Und doch, wer kann, einsam mit den Wundern immerdar beschäftigt, das Sinnen und Denken ganz von der Hand weisen? Laß mich Einiges, wie es mir einfiel, wenn ich auf's Meer hinausfuhr, oder auf den Kanälen mich hinschaukeln ließ, flüchtig berühren. Wie früher in Holland, lernte ich hier in Venedig besonders, wie wichtig auch im späteren Mittelalter für Malerei und Baukunst das heimische Lokal mit seiner Farbe und Beleuchtung, seiner Luft und deren atmosphärischen Prozessen, seinen Sitten, Gestalten, Physiognomie, Trachten, Fürsten, Verfassungen, Berührungen mit Fremden ist; wie thöricht es bleibt, ohne eigene Anschauung zu urtheilen und Kunstgeschichte zu treiben, ohne den steten, engen Zusammenhang der Kunst und des sonstigen Lebens lebendig aufzufassen. Aber ich schweife heute allzuoft ab und werde nicht fertig; zur Sache also.

Von früh an haben sich die venetianischen Maler an die Naturwahrheit in der Kunst, an die individuelle äußere Erscheinung auch des Geistigsten, und vor Allem an den Farbenschmelz dieses glanzumleuchteten Daseyns gehalten. Ihr wirkliches Leben führte diese Richtung herbei. Die Kunst der Alten umgab sie nicht, die Macht antiker Form bezwang sie nicht; ihre Kunst wuchs aus neuen Zuständen und deren eigenthümlichstem Boden, aus der Gegenwart des Lebens, und nicht aus den immer lebendiger einwirkenden Trümmern des Alterthums auf. Raphael konnte unter den Venetianern nicht erstehen. Die Ueberfülle der rings umher in Stadt, Meer und Himmel fort und fort malenden Natur erlaubte ihnen eben so wenig, den Florentinern ähnlich, dem geistigen Innern, der Seelenandacht und Religiosität Jahrhunderte lang den Vorrang einzuräumen. Sie lebten in der Pracht der Farben, im Reichthum ihrer Handelsherrschaft, im bunten Verkehr mit dem Glanz des Orients, mit allen Schätzen der Welt und den verschiedensten Völkern, tapfer, klug, in fester nationaler Verfassung, im Stolz ihrer Eigenthümlichkeit, und keine Kärglichkeit irgend einer Art schränkte sie ein. Bei aller Religiosität war ihr Blick freier und froher auf's Weltliche, wie es sie in seiner Herrlichkeit umgab, gerichtet, und das Tiefste und Höchste in Fleisch und Blut schön und reich in aller Lebensfülle zu verkörpern, war das Kunstbedürfniß, das ihre besten Maler vollständig befriedigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Das Bild wurde mit einer Menge kleiner nachahmender Züge ausgestaltet; von den Kennzeichen hohen Alters bis zu den Aeußerungen des nahenden Todes war Alles zu sehen; das Haschen und Zupfen, das sich bei Sterbenden zeigt, das stiere Auge, das Lächeln, nichts fehlte. Diese Art von Miniaturmalerei ist jedoch nicht die, welche auf dem Theater die größte Wirkung hervorbringt; hier verlangt man Wahrheit in großen Zügen. Wir wollen zugeben, daß Soliman eine Rolle sey, die sich nicht gut anders darstellen lasse, als Herr Marr sie darstellte, warum aber überhaupt sie geben? Fände sich nicht leicht, selbst in dem engen Rahmen unsers Bühnenrepertoires, eine Rolle, die mehr anspräche und mehr geeignet wäre, die Kraft und das Studium, welches sich unläugbar auch in dieser Leistung kund gab, in glänzenderm Lichte und in ansprechenderer Umgebung zu zeigen?

Der Jude Baruch in der „Dienstpflicht“ war die dritte Rolle. — Nur zwei bis drei Stücke von Iffland verdienten es jezt noch, dem Repertoire gerettet zu werden. Diese Menschen und Verhältnisse sind uns zu fremd; unsere Welt ist eine andere geworden. Ein solch alter, mürrischer Mann, wie der Herr Kriegsrath Dallner, ist — selbst wenn er nur das Rechte und Gute stets wollte — für unsere Gesellschaft von heute eine überlästige Erscheinung, der man gern aus dem Wege gehen würde. Und wen widerten nicht erst vollends die häßlichen Figuren dieses Gemäldes an, diese ränkesüchtigen Sekretärs, diese Bäckerlieferanten, diese Schacherjuden mit und ohne Bart! — Wie jezt die Sachen in der Welt stehen, begreift man wahrlich nicht, daß solch ein herzzerschneidender Jammer entstehen könne um die Summe von vierhundert Thalern. Dieses Einkassiren, mit Arrest drohen, Schenken und Bezahlen, dieses ganze dramatisirte Wechselrecht ist wahrlich nicht zu ertragen. Was die Zeichnungen selbst betrifft, so sind sie größtentheils scharf konturirt und mit Lokaltinten gut gefärbt. Darin läßt sich Iffland kein Vorwurf machen. Herr Marr war bemüht, die Aufgabe getreulich zu lösen. Er war ganz Jude in der äußern Erscheinung, der spitzfindige Witzling, der alttestamentarische Humorist nach allen Seiten. Diese Figur ist wohl dankbar in dem jammervollen Familientableau, und erregt Wohlgefallen und Lächeln; etwas Höheres kann dabei nicht erzielt werden; die Poesie bleibt ganz zur Seite, und von einer künstlerischen Lösung im höhern Sinn darf hier eben so wenig gesprochen werden.

Obgleich ich nicht sehr geneigt bin, Kritiken über die Leistungen unserer Hofschauspieler abzugeben, so kann ich doch nicht umhin, mit der Beurtheilung der Marrschen Leistungen eine kurze Charakteristik der Hauptglieder unserer Bühne zu verbinden, zumal die Redaktion dieser Blätter dadurch Gelegenheit findet, einem alten Brauche nachzukommen. So wenig es ihr möglich ist, über Kräfte und Leistungen auch nur der vornehmsten deutschen Bühnen Buch zu führen, so natürlich erscheint es, wenn sie die Bühne der Stadt, in welcher das Journal erscheint, nicht ganz aus dem Auge verliert und wenigstens von Zeit zu Zeit, nicht sowohl das Einzelne, zur Anschauung Gebrachte, als vielmehr die Talente mustern läßt. — Es verdient heutzutage schon den Dank der Theaterfreunde, wenn die Mitglieder eines Hoftheaters die Mühe des Umstudirens bei einem alten Stücke braviren; und so war denn auch hier eine Aenderung in der Besetzung des Kaufmanns von Venedig, wenigstens hinsichtlich des Bestrebens, lobenswerth. Zunächst war wohl Herr Pauli die Ursache davon; jener Pauli, der einst die goldenen Tage deutscher Bühnenkunst sah, und der es längst verdient hätte, sich mit seinen Lorbeern zurückzuziehen, eingedenk des Ausspruchs: „Wie uns der Künstler entschwindet, so lebt er fort in unserm Gedächtnisse.“ – Es ist nicht recht, wenn sich uns die Infirmitäten des wirklichen Alters in Greisenrollen aufdringen; die Kunst soll nur aus Täuschungen bestehen. Der Künstler selbst verliert das Meiste dabei; die neue Generation begreift ihn nicht, weil sie seine Blüthezeit nicht kannte; Alles, was man ihm zollt, ist Pietät, eine traurige Huldigung: du sollst das Alter ehren! — Herr Pauli gab sonst den Dogen, diesmal hatte ihn Herr Maurer; Herr Wallbach war für Herrn Maurer mit dem Antonio betheilt worden, und für Herrn Wallbach war Herr Moritz Bassanio. Zunächst leidet es keinen Zweifel, daß Herr Maurer einen kräftigern Dogen repräsentirte, als sein Vorgänger. Vom Anfange des Verhörs bis zur Einladung des fremden Doktors zu seiner Mittagstafel war der Repräsentant wie immer eines stolzen Anstands voll, was sich für diesen Mann in seiner Lage gar trefflich schickte. Die Aufgabe war leicht für einen Künstler wie Herr Maurer. Nicht ganz so verhielt sich's mit Herrn Wallbachs Aufgabe. Antonio, der königliche Kaufmann, verlangt einen andern Repräsentanten. Das Aeußere war ganz verfehlt. Der Himmel weiß, wo Wallbach das unscheinbarste Knappenröckchen aufgefunden hatte, und dazu einen Spitzhut, so windig, so fremd, so gar nicht altvenetianisch. Nur einen Blick auf die Tafeln jener farbenreichen Meister geworfen, die Venedigs Vorzeit verherrlichten, und es stellt sich uns ein so frisches Bild dar, das aus dem Rahmen springt und zu leben anfängt. Ich meine hiemit nicht die übermäßige Kostümstrenge; das sey für immer verbannt. Wie Maurer ging vielleicht nie ein Doge gekleidet, wenigstens wich sein Kostüm gänzlich von der großen Amtskleidung der Dogen ab, und doch war Maurer ein venetianischer Doge nach dem Leben. Es könnte aber zufällig der venetianische Kaufmann in jener Zeit, wohin der Dichter sein Stück verlegte, ganz so gekleidet gewesen seyn, wie Wallbach es war, und doch wäre dies kein Antonio, kein königlicher Kaufmann, der den Markt und Hafen Venedigs beherrschte. Man wird mich nicht mißverstehen. — Das scharfe Artikuliren, die markirte Betonung ist nicht überall zulässig. Man muß zum voraus einmal annehmen, daß die Leute, die unten sitzen und zuhören, deutsch verstehen; für die Andern wird ohnehin in den Wind gesprochen. Durch das zu Deutlichwerdenwollen geht das verloren, was man im Vortrage „darüber hinhuschen“ nennen möchte, und das ihm eine reizende Abwechslung verleiht. In jener Manier ein dichterisches Werk herunter sagen, gleicht einer simpeln Auseinandersetzung, und man begreift nicht, wie Künstler auf einen solchen Abweg gerathen können. So lassen sich wohl gemeine Prozesse und Händel, kaufmännische Geschäfte und andere Geschichten, wo es um eine trockene Deutlichkeit sich handelt, recht verdienstlich abhaspeln, aber keine tragische Handlung, keine Leidenschaft, kein großartiges Drama.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. December 1835.

— Die ganze Welt ist Bühne,
Und alle Frau'n und Männer blose Spieler.
Sie treten auf und gehen wieder ab;
Sein Lebenlang spielt einer manche Rollen
Durch sieben Akte hin.

Shakespeare.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Dritte Periode der Kindheit. Die Lernzeit.

Merkwürdig ist, daß der Knabe, wie er nun heißt, früher das Flügelkleid und die Kinderschuhe auszieht, als das Mädchen, das viel länger fortspielt, während es sich wieder früher auf die Jungfrau besinnt, als der Knabe auf den Jüngling. Daran zeigt sich, welch ein vorherrschender Grundton die Phantasie in dem weiblichen Seelenleben ist. Das Lernen ist überhaupt mehr Sache des Knaben, als des Mädchens; denn es fordert geistige Arbeit und Anstrengung des Verstandes, während die Natur dem Mädchen das zu Lernende lieber im Schlafe gibt. Das Mädchen hat mehr Takt, der Knabe mehr Geschick zum Lernen.

Die Lernzeit ist der Anbruch des Verstandes, wie die Spielzeit der Anbruch der Phantasie war, und zwar in derselben verhüllten Form. Denn das Lernen des Knaben ist noch nicht wirklicher, verständiger, intellektueller Verstand, alles Lernen ist ja Receptivität, bloßes Auffassen, Bemerken und Behalten, und zwar geschieht das Leztere noch keineswegs nach den verständigen Gesetzen der Ideenassociation, sondern nach dem reinen Mechanismus des Gedächtnisses. Wiederholung, öfteres Einprägen, gleichzeitiges und aufeinanderfolgendes Anschauen und Nachsprechen sind die Methoden der Knabenschule. Wohl aber ist der Geist des Verstandes in dem Lernen des Knaben vorhanden, indem die Zweckmäßigkeit an die Stelle des Spiels getreten ist. Der Hauch der Intelligenz beseelt die Fassungskraft und das Gedächtniß des Knaben: er zeigt Anhauch des Scharfsinns in seinem sichern, richtigen Blick, Anhauch des Verstandes in der offenen, leichten Fassung, Anhauch der Klugheit in der geschickten Behandlung seiner Arbeiten.

Das Temperament und Naturell hat sich in dem Knaben vollkommen entwickelt, so weit es ihm irgend angeboren ist, so daß ein Menschenkenner unfehlbar z. B. einen Sanguiniker sollte vom Choleriker unterscheiden können. Der Freiheitssinn tobt auf der Straße, der Rechtssinn zankt sich, die Herrschsucht prügelt sich, es schließen sich Freundschaften und Feindschaften, es bilden sich Allianzen, es organisiren sich Coterien, selbst das Verhältniß von Subordination fehlt nicht, in dem Anführer und dem Trosse. In den Parteien der Schulen und Stadtdistrikte spielt all der Ehrgeiz und die Ruhmsucht, wie auf dem großen Welttheater der Männer. Besonders rege wird der Ehrgeiz in der Schule gegen Lob und Tadel und die Nacheiferung in dem Wettkampf

der Collokation, was einem Knaben eben so viele Schmerzen und Freuden macht, als das Ranglaufen den Alten, nicht selten jedoch auf grausame Weise von Erziehern und Lehrern mißbraucht wird als moralische Tortur, zum großen Schaden des künftigen Charakters.

Merkwürdig ist die Beziehung der Geschlechter zu einander. Während Knaben und Mädchen als Kinder harmlos und ohne Unterschied mit einander spielen, treten sie jezt feindselig auseinander, fliehen sich oder schlagen sich wohl auch. Der Knabe langweilt sich bei dem in's Eitle und Gefallsüchtige umschlagenden Spiele der Mädchen, greift plump und tölpisch darein, stört die anständige Haltung und Sitte der kleinen Gesellschaft, wird hinausgeschoben und weggespottet, und eilt von selbst gerne der lärmenden Freiheit der Straße zu.

Das zweite Lebensalter. Die Jugend.

Die Aufgabe der Jugend ist die Entwicklung zum geschlechtlichen Gegensatze; der Grundcharakter des Jünglings und der Jungfrau ist daher der geschlechtliche. Sie sind noch so wenig, als die Kinder, Individuen mit ausgeprägtem und festgebildetem Individualcharakter, sondern entwickeln die allgemeinen Eigenschaften ihres Geschlechts, wie die Kinder die allgemeinen Eigenschaften des Menschen entfalten. Daher ist es so schwer, den individuellen Charakter seiner künftigen Frau in der Jungfrau, die man sich auswählt, kennen zu lernen; mehr oder weniger sieht eine der andern gleich, sie haben mehr oder weniger alle dieselben liebenswürdigen Eigenschaften mit denselben kleinen Schwachheiten, worunter die künftigen Eigenschaften der Frau, der Charakter des Individuums, tief und nur dem schärferen Auge des Menschenkenners sichtbar, verborgen liegen; sie sind alle mehr oder weniger Engel, wie man zu sagen pflegt, d. h. Jungfrauen. Nicht viel anders ist es mit den Jünglingen: sie haben die Lebhaftigkeit, die Begeisterung, den dichterischen Anflug der Jugend mit Gradunterschieden; aber tief versteckt unter dem Idealismus der Jugendfrische liegt der Realismus der künftigen Tugenden und Laster, der persönlichen Vorzüge und Fehler. Etwas Aehnliches findet ja selbst bei den Gesichtern Statt: die scharfen, eckigen, markirten Züge, welche in der Physiognomie des Mannes und der Frau nach und nach hervorstechen, sind in den jugendlichen Gesichtern noch mit der geschlechtlichen Fülle und Blüthe überwachsen, ganz eben so, wie die scharfen, eckigen, markirten Züge des Individualcharakters mit idealer Begeisterung. Wie öfters ein Jugendfreund das Gesicht des andern, den er als Mann wieder findet, kaum noch erkennt und erstaunt, Züge zu finden, die er unter der Jugendfülle nicht geahnt, so wäre die Verwunderung noch viel mehr am Platze in Beziehung auf die mit dem reifen Alter hervortretenden Charakterzüge: der findet seinen flotten Burschen als filzigen Knicker, der seinen fürstenmörderischen, freiheitsdurstigen Bundesbruder als gebückten, gehorsamen Kanzleimann, der seinen Bramarbas als ehrsamen Philister und zahmen Pantoffelhelden. Auch der Jüngling ist mehr oder weniger bloß Jüngling, mit den Fehlern und Vorzügen seines Geschlechtes, mit den Fehlern und Vorzügen seines Individuums dagegen erst in der Arbeit begriffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Die venetianischen Maler gehören mit Correggio und den Holländern zu den berühmtesten Koloristen. Auch diese Richtung ist aus ihrem Lokal zu erklären. Koloristen können sich nicht nur von innen her aus der Tiefe des Gemüths und den Wunderträumen der Phantasie bilden. Sie müssen sehen, wieder sehen und den Farben der umgebenden Natur, dem Licht, in dem dieselben herüber und hinüber scheinen, leuchten und glühen, der Luft, die sie umspielt, dämpft und verschmelzt, mit angebornem Blick die unerschöpflichen Räthsel ablauschen. Nun mag zwar Neapel noch heller und glühender, noch klarer und duftiger seyn, aber diese unerreichbar schwelgerische Farbenfülle weckte keinen überflügelnden Nacheifer der Kunst, sondern versenkte in den ewig neuen Naturreiz des Genusses. Der venetianische Himmel ist farbig genug, um Koloristen zu erschaffen, doch nicht zu reich, um nicht den Wetteifer der Kunst zu gestatten und zu gebieten. Ueberhaupt scheint es, als sey für große Koloristen die weite, unermeßliche Ebene des Landes und Meeres die beste Heimath. Venedig und Holland liefern hiefür das gemeinschaftliche Beispiel: Holland für den Norden, mit nebelvollerer Luft und bewölkterem Himmel, dessen Lichtspiel wechselnd die wunderbarsten Beleuchtungen ununterbrochen hervorbringt, und an und für sich eintöniger, mehr und mehr zu jenen einseitigeren Farbentönen treibt, in welchen die erfinderische Kunst im Grundklang einer Farbe dennoch alle Farben ineinander schimmern läßt; Venedig im Glanz einer wärmeren Sonne, zwar nicht an Nüancen und deren zauberischer Wirkung reicher, aber begünstigt durch jenes Licht des Südens, das jede Farbe zu unbeschreiblicher Glut entzündet. Da ist nun sogleich ein Gold- und Silberlicht zu unterscheiden. Der Silberglanz aber gehört nicht etwa dem Monde an, sondern auch der Sonne.

Wärme ist in beiden Nüancen; bei leichtbedecktem Himmel jedoch, im Mittagsblenden des Lichts, breitet dieser leise angeblaute Glanz sich mit unaussprechlicher Durchsichtigkeit über alle Gegenstände aus; selbst braune Gesichter werden heller, die Röthe zarter, das Glutbraun lichtet sich; es ist, als wenn Wellenschaum, Perlen, und statt der Sonne eine Mondsonne rings umher, glänzend und doch mild und harmonisch, eine unendlich wohlthätige Helligkeit ausgössen. An andern Tagen, vom Morgen bis Abend, und Abends am meisten, glüht der Goldschimmer des Lichtes auf. Nun gelbt und bräunt sich Alles; jede Farbe wird gesättigter, heißer, und doch so behaglich warm, feuerlodernd, und doch so still und friedlich, als würde alles Gold der Welt durchsichtig, und schiene nur wie ein Duft über Alles und Jedes hin. Das ist meist die titianische Glut, die einen Schmelz hat, einen Zauber, und in deren erfundenen Farbenwundern eine Wahrheit der Natur, daß man sagen muß: er hat doch nur gemalt, wie er's vor Augen hatte.

Solch ein Lokal kam der Ausbildung einer Richtung zu Gute, deren die italienische Malerei schlechthin bedurfte, doch weder bei den Sienesen, Umbriern, Florentinern, noch in den lombardischen Städten gefunden hatte. Diese Schulen strebten unbewußt dem Ziele entgegen, bei welchem Raphael nach der Vorarbeit von Jahrhunderten mit leichter Mühe des Genius anlangte; dem Ziele, die tiefe Geistigkeit des christlichen Glaubens mit der antiken plastischen Schönheit, mit diesem reinen Adel der Gestalt, dieser maßvoll individuellen Charakteristik und freiesten Bewegung in den erreichbar vollendetsten Einklang zu setzen. Wie das Christenthum überhaupt Gott und Welt zu versöhnen die Aufgabe hat, so wollte auch die Malerei diese Versöhnung in der Menschengestalt und der umgebenden Natur darstellen, und das Heiligste und Beste der menschlichen Brust in den reinsten und mackellosesten Gestalten zur Erscheinung bringen. Der Nachdruck liegt bei jenen Schulen aber im Ganzen noch immer theils auf der Innigkeit, Andacht und Schönheit der Seele, theils schweift die Phantasie in unabhängigem Kunstsinne zu dem Alterthume hinüber, um die den Alten entnommene, mit neuem Leben bereicherte Gestaltungsweise auch in **Stoffen** der alten Mythologie ungehinderter auszubilden. Das wirklichste Leben der Gegenwart, die Freude an der Welt, und deren nicht im Schönheitssinne der Griechen gereinigten Gestalten und Charakteren, der Jubel über die Herrlichkeit Gottes, wie sie nicht nur in Geist und Gemüth allein, sondern in Licht, Luft und buntem Farbenschimmer, in Fleisch und Blut, Fülle und Wechsel, Pracht der Erde und Lust der Menschen erscheint, diese volle Ausbildung der **weltlichen Seite** innerhalb des Religiösen selber würde den Italienern fehlen, hätten nicht die Venetianer dieselbe in immer höherem Grade zu ergreifen das frohe Talent gehabt. Allerdings verliert die geistige Seite, was die sinnliche gewinnt. Aber die Kunst lebt nun einmal im Elemente des Sinnlichen, und ist als **Kunst** um so voller und freier geworden, je mehr sie sich diesem, ihr eigensten Elemente mit Muth und Uebermuth überlassen hat. In diesem Sinne stehen Titian, und ebenso in anderer Weise Correggio, mit Raphael auf gleicher Höhe: Raphael, von allen bewundert und geliebt, denen Gott einen Blick für Gemüth, Andacht und reinste Schönheit schenkte, Titian und Correggio, von denen hervorgehoben, welche vorzugsweise mit dem Auge für die Wunder der Färbung und lebensvollsten, kunstgeadelten Wirklichkeit begabt sind.

Als ich nach dem ersten Besuche in der Gemäldesammlung der Akademie Bescheid wußte, war ich zufrieden. Das viele Ausruhen, Schlummern und Schlafen, das Müssiggehen, das die Hitze nothwendig machte, störte mich nun nicht mehr; das bunte Stadtgewühl, die Straßen, Plätze, Menschen, die Gondelfahrten gaben immer neue Studien und Ausbeute, der Sonnenuntergang, die Abendschatten, das Emporleuchten des Mondes, Alles vermehrte den Genuß und die Einsicht, und nun ließ ich mir auch Abends im Theater ein Lustspiel gefallen. Die Truppe war gut, das Spiel, wie ich's von den Franzosen gewohnt war, nur lebendiger noch und rascher, für uns Deutsche übertrieben, hier wirkliche Natur. Dann aber trat ein Brüderpaar auf, Flötisten, so eben aus Neapel ruhmgekrönt angelangt; zugerichtete Kinder, Automatenbeweise einer zwölfstündigen Uebung an jedem Tage und der verwünschtesten Finger-, Lippen- und Athemfertigkeit, ohne eigentlichen Flötenton, ohne Geschmack, Grazie, Seele; die personifizirte Variationenwunderkindsleerheit, die Gott je geduldet und das Publikum beklatscht hat. Sie scheuchten uns für diesmal in's Bett.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die theologische und die Rechtsfakultät.

Seit vorigem Monat sind die Bibliotheken wieder offen, die untern Schulanstalten beginnen ihren Lehrgang wieder und die höhern machen die Programme ihrer Vorlesungen und Vorträge bekannt. Das Collége de France ist vergrößert und mit neuen Lehrsälen versehen worden. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hatte im Sinne, die theologische Fakultät in Thätigkeit zu setzen, da sie bisher von den angehenden Theologen gar nicht besucht wurde, und wohl Lehrer aber keine Schüler da waren, indem diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande widmen, in den Seminarien ihren Unterricht und ihre Bildung erhalten. Es sollte ein

Geistlicher, welcher der jetzigen Regierung und seinen schriftstellerischen Talenten sein Emporkommen verdankt, der Bischof Guillon, an die Spitze jener Fakultät gestellt werden; aber da trat der leidenschaftliche Erzbischof von Paris dazwischen und hatte, wie es scheint, so viel Einfluß, daß das Vorhaben der Regierung wenigstens aufgeschoben wurde. Wahrscheinlich wird also die theologische Fakultät bleiben, was sie war, das heißt, ein Verein von Professoren ohne Zuhörer und ohne Lehrstühle, ein Programm ohne Wirklichkeit. In den Seminarien aber wird die Theologie nach alten Grundsätzen gelehrt, ohne daß die Regierung eigentlich weiß, ob dieser Unterricht den jetzigen Bedürfnissen und Ansprüchen der Zeit gemäß ist oder nicht. Der Unterricht der Geistlichkeit und die gesammte Bildung der sich zu diesem Stande Bestimmenden bedarf einer durchgreifenden Verbesserung; es wird aber noch einige Zeit verstreichen, ehe die Regierung daran denken kann, dieselbe mit Erfolg vorzunehmen. In der Rechtsfakultät haben es die Minister endlich durchgesezt, daß der von ihnen (besonders von dem Herzog v. Broglie) ernannte Rossi als Professor des konstitutionellen Rechtes von Gerichtswegen anerkannt worden ist. Bekanntlich hatten einige Professoren jener Fakultät gegen die Ernennung eines Fremden, welcher das Doktordiplom und das Patent eines französischen Bürgers mit seiner Bestallung erhalten hatte, feierlich protestirt, und die Studenten hatten bei seinem Auftreten im Anfange des vorigen Schuljahrs, einen solchen Tumult erregt, daß er nicht im Stande war, seine Antrittsrede zu halten, und unverrichteter Sache abtreten mußte, worauf dann seine Vorlesungen das ganze Jahr hindurch eingestellt wurden, nicht zu seinem Nachtheile, denn er bezog seinen Gehalt und genoß die Rechte eines Professors der Rechtsfakultät, wohl aber zum Nachtheile der Studenten und des ihn besoldenden Staates. Die vier protestirenden Kollegen haben ihren Prozeß gegen ihn in allen Instanzen verloren, was eben keine Empfehlung für Professoren des Rechts ist, und wahrscheinlich wird Rossi nun seinen Lehrstuhl ungehindert besteigen. Zuweilen haben die Studenten dieser Fakultät der Regierung viel zu schaffen gemacht, besonders unter der Restauration; seit der Julirevolution verhalten sie sich weit ruhiger, und die kleine Empörung gegen Rossi's Antritt seines Lehramtes ist die einzige unruhige Bewegung, die man unter ihnen seitdem bemerkt hat. Es scheint ein großer Eifer zum Studiren in sie gefahren zu seyn, und da in der langen Friedenszeit die Zahl der Mitbewerber zu allen Aemtern und in allen Ständen größer wird, so fühlen sie auch wohl die Nothwendigkeit, sich durch ernste und anhaltende Studien zum Examen vorzubereiten. Man erblickt ihrer eine Menge, außer den Lehrstunden, in den öffentlichen Bibliotheken und in den eigends für sie von Spekulanten errichteten Lesekabinetten, in welchen die vorzüglichsten neuern Schriften über Jurisprudenz, auch wohl ältere gegen ein mäßiges Eintrittsgeld oder Abonnement in gewärmten Zimmern zu ihrem Gebrauche bereit stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Muß es nicht diesem oder jenem Künstler oft widerfahren seyn, seine ehrlichste Anstrengung erfolglos hingenommen zu sehen? Je nun, er denke darüber nach, und bemühe sich, den Grund recht frei zu suchen, und er wird ihn gewiß wo anders finden, als da, wo ihn verlezte Eitelkeit so gern hin zu versetzen pflegt, nämlich in Ungeschmack, Theilnahmlosigkeit, Unverstand des Publikums. Er bedenke doch nur, dasselbe Publikum belohnt ja auch alles Schöne, Wahre und Große; er selbst erfreute sich oft schon dieses Lohns, wenn ihm in guter Stunde etwas gelang; dann war er nicht geneigt, das Urtheil des Publikums verkehrt zu nennen. Und es ist damit immer gleich; jenes steht nicht höher als dieses, und beide sind nicht verwerflich. Aber Jeder steige in seine Tiefen hinab, so weit es Jedem möglich, und strebe auf dem Wege der Wahrheit weiter. Vor Allem aber besitze er Talent; alles Grübeln und Denken hilft zu nichts, wenn es nicht auf die rechte Weise geschieht. Der Charakter des Antonio ist sehr schwer darzustellen. Man weiß, was ein solcher Kaufmann zu bedeuten hatte; sie waren den Fürsten zu vergleichen. Antonio ist großmüthig, weil er groß ist; er vertraut auf seinen Reichthum, und kann an Unglück gar nicht denken. Er ist jung, seine Freunde sind die lustigsten Gesellen Venedigs. Antonio darf nicht von Anfang an gleich so besorgt aussehen; er darf um Alles in der Welt nicht so erbärmlich thun; seine Geradheit, seine Solidität schlägt nicht auf die Brust bei jedem Worte, und streckt nicht allen Freunden die Hand entgegen und drückt ihnen die Ihrige. Das ist ein ehrlicher Philister unserer Börsen, aber kein königlicher Kaufmann Venedigs. Von einem solchen Menschen dürfte Bassanio kein Geld borgen, oder er wäre nicht Bassanio. Diesem armen, ehrlichen, peinlichen, ängstlichen Manne Geld abborgen, wäre ein zu leichtsinniger Streich; dies würfe das ganze Stück über den Haufen. Man braucht nicht zum Pathetischen oder Emphatischen, nicht zur hohlen Deklamation seine Zuflucht zu nehmen, um Antonio mit Würde zu bekleiden und ihn mit der Glorie zu umgeben, die ihm gebührt. Anschütz, Emil Devrient vor Allen sind solcher Darstellungen fähig; Rebenstein in Berlin war einst ein solcher Antonio.

Herr Moritz spielte den Bassanio angenehm. Er sprach da, wo der Dichter Begeisterung eintreten ließ, begeistert, und erschöpfte so die Aufgabe. Wenn dies aber allein Portia für ihn einnehmen sollte, so müßte sie anders von Shakespeare gezeichnet seyn. Portia ist nach dem Ausspruch aller Kritiker das verständigste, klügste, edelste Weib, das der große Dichter geschaffen. Bassanio sollte nicht ganz so glänzend seyn, wie es Moritz war, und etwas mehr innern Gehalt zeigen. Der Mann, der Blei erwählt, zeigt einen durchaus einfachen Sinn, oder er wählt Blei aus bloßer Spekulation, weil er pfiffig vermuthet, was dahinter steckt. Es darf uns nichts zu der Vermuthung führen, daß Portia in der Ehe unglücklich wurde, oder daß sie sich von Bassanio's Außenseite bethören ließ. Es ist nicht nöthig, daß ein Liebhaber bloß das sey, was heutzutage liebenswürdig heißt, im Shakespeare am allerwenigsten. Wenn Romeo, Bassanio und alle andern Verliebten gleich liebenswürdig, geglättet, begeistert, was man poetisch zu nennen pflegt, überzogen werden, so wird Shakespeare am Ende nicht mehr, als Raupach. Die Worte allein und wie sie gesprochen werden, machen keinen Unterschied. Die ungewöhnliche Denk- und Gemüthskraft, die eine andere Auffassung der Rolle bedingt, darf ich bei Moritz mit Recht voraussetzen, weil ich ihn genau kenne, und deßhalb mache ich ihn darauf aufmerksam. Moritz gibt oft so Gutes, daß man ihm das Beste zutraut; wer diesen Grad der Einsicht und künstlerischen Bildung einmal besizt, muß auch unaufhaltsam zur Höhe streben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. December 1835.

Hier wuchs die Kunst wie eine Tulipane,
Mit ihrer Farbenpracht dem Meer entstiegen,
Hier scheint auf bunten Wolken sie zu fliegen,
Gleich einer zauberischen Fee Morgane.

Platen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 15ten Sept.

Fragst Du nach dem allgemeinen Charakter unseres hiesigen Aufenthalts, so weiß ich kein anderes Wort, als: Hitze in Venedig, wo denn bald der Accent auf der Sonnenglut, bald auf Venedig ruht. Bald komme ich mir selber wie einer der hiesigen armen Reichen, oder Reicheren der Armen vor, wie sie bei Tag und am Abend vor den Kaffeehäusern auf kleinen Binsenstühlen sitzen, schweigen, schwitzen und Limonade trinken, oder wenn's hoch kommt, Sorbetti löffeln. Das ist wahr, ich lebe ganz in Venedig, und wie langweilig hier auch ein dauernder Aufenthalt seyn muß, so werde ich doch, bin ich erst fort, lange noch ein Heimweh nach diesem seltsamen Labyrinth von Kanälen, Gassen, Brückenbogen, düstern Höhlen und hellen Feenplätzen, nach diesen kirchenreichen Vorstadtinseln, den leicht hinschwebenden melancholischen Gondeln, nach diesem Gemisch einstiger Pracht und heutiger Armuth, genug, nach diesem Fleck der Erde und des Meers empfinden, der nie wieder in ähnlicher Weise entstehen, sich fortbilden, und Jahrhunderte lang untergehend, doch immer noch, wie es auch sey, bestehen wird.

Mein Asyl der Ruhe und Freude waren, wie gesagt, in den lezten Tagen die Bildersäle in der Akademie. Sie enthält aus der gesammten Entwicklungsgeschichte der venetianischen Schule schöne, oft die schönsten Gemälde, die irgend zu finden sind. — Bis zur Zeit Titians, als der Spitze der Vollendung, konnte ich bald drei Hauptgruppen in ihrer Fortbildung sondern. Innerhalb des venetianischen Charakters läßt sich auch hier ein ähnlicher Gang beobachten, wie ihn die übrigen gleichzeitigen Schulen zeigen. Im Beginn dieselbe strenge Symmetrie in der Anordnung und Tiefe im Ausdruck der Andacht, dieselbe fortschreitende Milderung der zunächst schroffen Charakteristik, und steigende Freiheit in der Bewegung, Fülle und Rundung der Gestalt, wo denn bei ausgebildeterer Technik auch mehr und mehr aus den dargestellten Individuen ein reicheres Inneres, ein subjektiveres Gemüth, sey es im Weltlichen oder Religiösen, herausschaut. Aus den ältesten Zeiten waren jedoch im Ganzen nur wenige Gemälde vorhanden, in denen zum großen Theil der Einfluß Giottos sich nicht verkennen ließ, wie z. B. Nicolo Semitecolo aus dem älteren byzantinischen Typus sich in Giottesker Weise, nur mit geringerer Energie herausarbeitet, und in Färbung, Länge der Gestalten, Faltenwurf, Ausdruck dem Taddeo

Gaddi nähert, ohne ihn jedoch erreichen zu können. Michele Onoria erinnerte mich an Fiesole, obschon er dessen zarte, süße, selige Andacht nicht auszudrücken vermag. Von jener großartigen Phantasie dagegen, in welcher Masaccio, Buffalmacco vorwärts schritten, und besonders Andrea und Bernardo Orcagna mit einer Dante'schen Energie den Triumph des Todes und die Qualen und Strafen der Hölle zur Darstellung brachten, fand ich keine Spuren. — Eine zweite, selbstständigere venetianische Richtung verfolgten die Vivarini's, Bartolommeo und Antonio, so wie Luigi Vivarini, der Aeltere und Jüngere, Karlo Crivelli und Montagna; doch ist bei ihnen, was sich später im vollsten Leben, freudiger, sinnlicher im zartesten Farbenschmelz, derb und kräftig, doch zart und duftig, ganz weltlich und doch immer noch geheiligt bewegt, noch symmetrisch erstarrt, bei den Aelteren ernst, ja oft selbst übertrieben stier, in den Charakteren individuell und gewaltig, naturtreu, markig und mit großem Sinn aufgefaßt, aber wie zu ewigem, heiterkeitslosem Gottesdienst festgehalten, durchaus kirchlich, typisch, mehr erschreckend als heranlockend; bei den Jüngeren milder schon und freundlicher in jeder Beziehung. Dies sind die eigentlichsten Elemente der späteren Vollendung. Den Weg zu dieser hin bildet die Stufe, welche fast in allen italienischen Schulen das reichhaltigste Interesse bietet. Der alte Ernst, die Gründlichkeit der Religiosität, die Kraft der Charaktere ist noch nicht verloren, und doch regt sich schon ein freies Leben; in Komposition, Ausdruck, Kolorit, obschon die höchste Stufe noch nicht erstiegen ist, läßt sich wenig vermissen, der Ausdruck wird reicher, vor Allem aber ist die Treue und Unschuld des Blicks und der Darstellung noch rein und vollständig bewahrt. Marco Basaiti, Vittore Carpaccio, und vor allem Gian Bellini stehen auf dieser Stufe. Mich interessirte diesmal vorzugsweise Vittore Carpaccio, der hier seiner ganzen Entwicklung nach kennen zu lernen und zu studiren war. Obschon vollständig ein Italiener und Venetianer, hat er besonders in seinen frühesten Bildern etwas von den ältesten Niederländern, das wohl in der Bravheit, Tüchtigkeit und dem zugleich gutmüthigen Ernst seiner Charaktere, in der Scheu und dem keuschen Maß seiner ganzen Darstellungsweise liegen mag. In seinem ältesten Werk, der Marter der zehntausend Heiligen auf dem Gebirge Ararat in Armenien, sind die Figuren noch lang, hager und steif, in der Gruppirung verwirrt, in Farben bunt, ohne völlige Harmonie, und das Ganze auch im Ausdruck noch mager. Wie rund und beschlossen dagegen, wie einfach und tief ist das späteste seiner hiesigen Gemälde, mit der Jahreszahl 1515, die Begegnung der heiligen Anna mit dem heiligen Joachim, zur Seite der heilige Ludwig und die Ursula. Die Stellung der Anna und des Joachim erinnert lebhaft an den Dürerschen Holzschnitt aus der Geschichte der Maria, auch der Ausdruck in seiner unendlich geheimnißvollen Stille und dem leisen Anflug eines gottgeheiligten, freudigen Schmerzes mahnt an das Dürersche Blatt. Die Ausführung ist bewunderungswürdig, die Farbe von schönster Klarheit und Glut, warmbraun, doch ohne jenen duftigern Schmelz rings umherspielender Luft, obschon die im Ganzen zurückhaltende Hand des ganz in die Sache versenkten Künstlers schon für die feineren Reflexspiele in den lichtern Tönen des Fleisches und der Gewänder den Grundton alles dessen angibt, was später Titian zur Unübertrefflichkeit ausbildete. In diesen Feinheiten, so wie auch in manchen nationalen Charakteren hat Titian, so schien mir, mit Carpaccio noch eine nähere Verwandtschaft als mit Bellini, wenn auch Carpaccio in Betreff auf Duft und die Geheimnisse der Luftperspektive mehr noch als dieser in der Wiege liegt. Und so behält auch Carpaccio in andern Bildern zuweilen eine gewisse Magerkeit der Formen, einen Mangel an festerer Muskulatur und beweglicherem Leben, wiewohl er nicht steif ist und es ihm an Innigkeit und liebenswürdiger Naivetät, an Figurenfülle und deren immer klareren Gruppirung, an mannichfacher, oft freilich phantastischer Naturumgebung und reicher Architektur nicht fehlt. Denn die frühe orientalische Pracht ihrer Baukunst spiegelt sich früh schon in den Bildern der Venetianer meisterhaft wieder. — Marco Basaiti ist im Ganzen kein so reichbegabter Geist als Carpaccio; sein Christus aber mit den schlafenden Jüngern im Garten von Gethsemane, mit der Jahreszahl 1510, zeigt eine Glut und Pracht der Färbung, welche man ihm, andern seiner Bilder zufolge, kaum zutrauen möchte. — Doch ich will Dich mit meinen Notizen für heute nicht länger behelligen; sie könnten zu kunstgeschichtlich werden, und ich bin selber ermüdet.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Was die Entwicklung der Seelenvermögen anlangt, so ist die Jugend die Zeit der Wärme des Gefühls, wie die Kindheit die Zeit der Weichheit desselben war; denn da das Gefühl schon in der Kindheit vollständig erwacht ist, so kann seine denn doch stattfindende Entwicklung bloß in einer Veränderung seiner Stimmung und Aeußerung bestehen. Der Knabe weint, der Jüngling, der sich des Weinens schämt, glüht, sey's vor Zorn

oder Liebe; die Jungfrau freilich hört nicht auf zu weinen, doch geschieht es jezt mehr aus Rührung, während es bei dem Mädchen mehr aus Empfindlichkeit geflossen. Zu dem Naturell, welches ebenfalls in der Kindheit bereits vollständig entwickelt war, tritt jezt der Geschlechtsunterschied hervor. Bei der Jungfrau gewinnt das Gemüth, bei dem Jüngling die Freiheitsliebe und der Rechtssinn das Uebergewicht; bei der Jungfrau die Gefallsucht und Eitelkeit, bei dem Jüngling die Ehrliebe; bei Lezterem der Sinn für Wahrheit, bei Ersterer der Sinn für Schönheit; bei der Jungfrau waltet andächtige, bei dem Jüngling sittliche Begeisterung. Was die Entwicklung der intellektuellen Vermögen anbelangt, so ist die Jugend die Blüthezeit der Phantasie. Die Sprache wird blühender, blumenreich, pathetisch. Jeder, selbst der trockenste Geist, fängt an, Verse zu machen, romantische Bilder der Zukunft füllen die leeren Zeiträume aus, Lieder werden empfunden und gesungen, Romane verschlungen, dramatische Arbeiten und romantische Dichtungen angelegt. Von Seiten des Willens ist die Entwicklungsreihe an der Wahlfreiheit, denn die Jugend ist die Zeit der Vorsäze und Entschlüsse; der Charakter hat sich noch nicht festgesezt, seine künftigen Elemente gähren noch in einem chaotischen Bildungsprozeß; die Jugend ist der entscheidende Moment für's Gute oder Schlechte, für's Tüchtige oder Nichtsnüzige; sie steht am Scheidewege des Herkules, der Versuchung und Verführung am zugänglichsten, aber auch der frischesten und kräftigsten Entschlüsse fähig.

Die Jugend dauert vom fünfzehnten bis in's fünf-und-zwanzigste, acht-und-zwanzigste Jahr. Physisch ist der Beginn des Jugendalters bezeichnet durch den Anbruch der geschlechtlichen Reife. Der Körper des Jünglings nimmt die männliche Geschlechtsform an, wird muskulös, Brust und Schultern dehnen sich aus, der Kehlkopf erweitert sich, die Stimme bricht. Der Körper der Jungfrau dagegen nimmt die Wellenlinie der weiblichen Schönheit an und rundet sich aus, was oft, verglichen mit der frühern Körperbildung des Mädchens, durch eine fast sichtbare Ummwandlung geschieht.

Die Jugend zerfällt in die drei Perioden der Tölpeljahre, der Zeit der Ideale und in die Periode der Begeisterung oder, wie man sie auch nennt, das gesezte Alter.

Erste Periode der Jugend. Die Tölpeljahre.

Der Uebergang aus dem Knaben in den Jüngling im vierzehnten und fünfzehnten, aus dem Mädchen in die Jungfrau im dreizehnten und vierzehnten Jahre ist durch eine sehr auffallende Unanstelligkeit, ein linkisches, scheues, ungeschicktes Benehmen charakterisirt; daher dieser Uebergang allgemein die Tölpeljahre genannt werden. Es rührt dies von dem Kampfe des hervorbrechenden geschlechtlichen Selbstbewußtseyns mit der knaben- und mädchenhaften Verschämtheit her. Es bricht ein ganz neues Element in dem Jüngling und der Jungfrau hervor, das sich erst einleben muß in die Kindesnatur, zugleich aber sich verschämt in sich selbst zurückziehen möchte. Am ungeschicktesten werden sich in diesem Alter Jüngling und Jungfrau einander gegenüber betragen, je mehr die neue scheue Regung sich gerade auf ihr gegenseitiges Verhältniß bezieht.

Das Gefühl ist in diesem Alter in seiner ganzen Wärme und Innigkeit erwacht, wozu noch die sich hereinziehende weiche Empfindlichkeit des Kindesalters kommt. Allein es ist zu blöde, sich zu entwickeln, oder gar sich zu äußern und auszusprechen. Um dieser Blödigkeit willen beschränkt sich der Freiheitssinn und Ehrgeiz, wie das Gemüth, fast ganz auf den Kreis der Kameradschaften. Warme Schul- und Spielkameradschaften werden geschlossen, Partien und Gegenpartien gebildet, und Bubenstreiche voll Kraft und Wiz verübt. Gegenüber von ältern Personen ist man verlegen, genirt, macht sich, wo man kann, in's Freie zu Spiel und Kampf. Angehende Jungfrauen hingegen werden ganz ausserordentlich gesezt und anständig, höchst anspruchsvoll und empfindlich, nehmen's höchlich übel, wenn sie nicht als erwachsene Jungfrauen behandelt werden, und sind doch meist vermöge ihrer Blödigkeit unerträglich langweilig und einsylbig, indem sie all ihren Wiz zurückhalten, um sich nachher unter ihren Gespielinnen über die Gesellschaft zu mokiren, zur Rache für die schlechte Rolle, die sie darin gespielt. Sie datiren — der einzige Zeitpunkt, wo dies geschieht — ihr Alter vorwärts und erröthen, daß sie erst vierzehn Jahre alt sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsezung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Dem. Stubenrauch ist im Besize der Portia. Seit einem Jahre, daß ich diese Rolle von der Künstlerin gesehen, ist sie bedeutend in den Charakter eingedrungen. Ich überlasse mich gern dem Gedanken, daß es ihr gefallen haben möge, die von mir in dem Literaturblatt empfohlenen geistreichen Analysen der Miß Jameson zu studiren. War dies nicht der Fall, und gelangen die Verbesserungen eigenem Studium ohne weitere Anleitung, so ist die Fähigkeit der Darstellerin noch lobenswerther; dann aber wiederhole ich ihr hier-angelegentlich die Empfehlung jenes Werkes, es wird um so sicherer auf ihre Leistung wohlthätigen Einfluß üben. Die leichte Laune, die dieses unbefangene, glückliche Geschöpf beseelt, ließ Dem. Stubenrauch fast gar zu sehr fallen, sie war zu gewichtig; diesem Mangel war das lezte

Mal ganz besonders abgeholfen. Nur die Rede entbehrte noch hie und da der Flügel; die Sprache will freier gehandhabt seyn. Es ist schon wünschenswerth, daß man dialektfrei spreche, doch darf dies nicht in Zwang ausarten. Der Süddeutsche ist hier bedeutend befangen; er besizt in der Regel nicht die Volubilität der Zunge des Norddeutschen, und ist sich zu sehr seines ausgebildeten Dialekts bewußt, der ihm seit der Geburt anklebt und den man ihm stets als häßlich geschildert hat, um gehörig unbefangen zu seyn. Will er nun reines, zierliches Deutsch sprechen, so kann er sich aus einer gewissen Schwerfälligkeit nicht loswinden. Der Norddeutsche bildet sich hingegen ein, das Vorurtheil für sich zu haben, daß ihm die feinste Muttersprache angeboren sey, und spricht wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ihm sind die Jagd und die Yacht eines, und Bett und Bad ist nur wenig von einander unterschieden, in Hamburg klingt sogar Beides auf ganz gleiche Weise. Da er aber keine Furcht hegt, so beschleunigt er den Fluß seiner Rede und stolpert nicht, und hält nicht inne, und legt sich um eines Wortes willen keinen Zwang an. Es ist indeß nicht zu leugnen, daß Dem. Stubenrauch vielleicht das reinste Idiom unserer Muttersprache im Kreise der hiesigen Künstler auf der Bühne hören läßt. Dies abgerechnet, war die Portia der Künstlerin eine der hohen Aufgabe vollkommen würdige Lösung, der wir unsere Anerkennung nicht versagen können. — Graziano wurde von Herrn Dobritz gut gegeben; der Verspottung des Juden im vierten Akte wäre eine Beimischung von edelm Humor wohl zu wünschen gewesen. Herr Tourny hatte den Lanzelot gut aufgefaßt; er gab ihm einen Anstrich vom Clown. Wären wir nicht so arm und könnten wir die Nerissa anders besetzen, so müßte Mad. Schmitt den drolligen Burschen meisterhaft spielen. Er erhält, von einer Dame gegeben, eine Leichtigkeit und Durchsichtigkeit, die sich zum ganzen Stücke besser verträgt, als wenn die Späße so derb dargebracht werden. Aber der alte Gobbo muß dann auch dabei seyn, und dies wäre eine Rolle, worin sich der wackere Veteran Pauli gewiß Dank und Beifall holen könnte.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, November.

(Fortsezung.)

Die Arzneischule. Die große Bibliothek.

Die medicinische Fakultät, in welcher kein geringerer Eifer herrscht, als in der juristischen, besizt nunmehr das von Dupuytren nachgelassene anatomische Museum, das wahrscheinlich noch durch manche Stücke vervollständigt werden soll, da Orfila, der wegen besagter Fakultät eigends eine Reise nach Holland unternommen hat, um die altberühmten anatomischen Präparate dort zu sehen, auch einen in der Präparirkunst bewanderten Mann mitgebracht haben soll, um fürs Pariser Museum zu arbeiten. Das neu eingerichtete, mit der medicinischen Fakultät verbundene Hospital steht nun ebenfalls offen, und der Unterricht wird hier zugleich theoretisch und praktisch gegeben. Eine Bibliothek für Lehrer und Studirende, und überhaupt für's Publikum, besizt die Fakultät schon seit langer Zeit, und wenn sie auch nicht vollständig ist, besonders was fremde Schriften betrifft, so nimmt sie doch bedeutend zu. Aber freilich kann dieser Zuwachs nicht mit dem der königlichen Bibliothek verglichen werden, die jährlich nicht allein mit den in Frankreich erscheinenden neuen Schriften (im Durchschnitt sechstausend) vermehrt wird, sondern auch noch eine Menge in und außer dem Reiche ankauft. Man sieht nicht ab, wie zulezt der ungeheure Vorrath von Büchern wird geordnet werden können. Schon jezt hat man viele Mühe, ihn auch nur aufzustellen. Das ungeheure Bibliothekgebäude steckt vom Erdgeschoß an bis zum Speicher voll von Büchern, und ungeheure Haufen derselben haben noch nicht einmal in Ordnung gestellt und eingeschrieben werden können. Das ganze Hotel des Schatzes wird zur Erweiterung der Bibliothek eingerichtet, es wird aber unbequem seyn, in dem großen Raume das Publikum zu bedienen. Ueber hundert Menschen erscheinen täglich, um zu lesen und zu excerpiren, und außerdem kommen eine Menge von Nachfragen nach Büchern, welche bekannte Gelehrte zu Hause zu benützen wünschen. Obschon eine Menge von Beamten angestellt sind, so reichen sie doch kaum zu, das Publikum zu bedienen, und wegen des großen Raumes, den die Bibliothek einnimmt, erfordert das Herbeiholen eines Buches oft viele Zeit. Man hat dieses Jahr eine Einrichtung getroffen, wodurch die Zettel mit der Bezeichnung der verlangten Bücher durch ein aufsteigendes und niederfallendes Gewicht in das obere Stockwerk zu den daselbst befindlichen Beamten gelangen, welche dann durch eben diese Maschine die Bücher nach unten schaffen. Aber auch diese Vorkehrung nimmt noch viele Zeit weg, und hat bloß den Vortheil, daß sie die Mühe der an der Bibliothek angestellten Personen erleichtert. Der alte, sonst so thätige van Praet ist schon seit einem halben Jahre bettlägerig und wird schwerlich wieder auf der Bibliothek erscheinen können. Der gute Mann konnte sich in alle mit der Bibliothek seit zwei Jahren vorgenommenen Veränderungen nicht finden, und sah mit wahrem Schmerze, wie die ihm ehemals so wohl bekannte Ordnung in der Aufstellung und Vertheilung der Bücher ganz über den Haufen geworfen, und dagegen eine ihm fremde eingeführt wurde, so daß er, der sonst mit zugebundenen Augen ein Buch finden konnte, jezt sogar nach langem Suchen nicht mehr fand, was er zu holen wünschte. Es ging ihm zu Herzen, wie einem Legitimisten, der blindlings an seiner Dynastie hing, und dieselbe nun vertrieben, eine andere dagegen auf dem Throne sieht, und nicht mehr weiß, wie er sich benehmen soll. Nicht er, sondern Letronne ward zum Direktor ernannt, und obschon auch die seit der Revolution bestehende, so zu sagen republikanische Verfassung der Bibliothek noch immer besteht, kraft welcher die Bibliothekare ein Konservatorium oder Komité bilden, welches durch Stimmenmehrheit seine Beschlüsse faßt und die Verwaltungsgeschäfte leitet, so hat diese Republik doch seit der Ernennung eines Direktors einen Stoß erlitten; denn ein Direktor ist etwas mehr, als ein gewöhnlicher Konservator.

(Die Fortsezung folgt.)

Räthsel.

Nach Voltaires Zadig.

Ein groß Geschenk, das schon dein eigen war,
Eh' deine Mutter dich gebar.
Du hast dafür mit Thränen danken müssen,
Und du genießst es, ohne wie? zu wissen.
Du siehst mit Schrecken seinen Abschied drohn,
Doch wenn es geht, erfährst du nichts davon.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. December 1835.

> — Une innombrable foule
> Demandait à grands cris le moment fortuné,
> Où doit fuir de son lit le Nil emprisonné.
>
> Méry et Barthélemy.

Die Chalidscheröffnung in Kahira.

Der Chalidsch, zu deutsch der Kanal, der das Nilwasser von Altkahira herschöpft und sich durch die ganze Stadt, d. h. durch ganz Großkahira schlängelt, um dann einige Provinzen zu überschwemmen, ist nun wieder mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten und Volksbelustigungen eröffnet worden. Manchen deutschen Lesern dürfte aber, was hier alljährlich üblich ist, höchst fremd und ungewöhnlich vorkommen, und ich glaube daher, wenn ich kurz erzähle, was ich seit gestern Nachmittag gesehen und gehört, und bei dieser Gelegenheit gedacht und empfunden, keine überflüssige und gewiß keine schon gethane Arbeit unternommen zu haben.

Die erste Nachricht vom Feste gab mir der Kanonendonner der bunt verzierten Barke in Bulak, *Akeba* genannt, an deren vielfarbigen Fahnenbehängung, Bemalung, Beleuchtung und Blumenausschmückung seit vielen Tagen gearbeitet ward. Am Aßer, d. h. zur Stunde des Nachmittaggebets, etwa 2¾ Stunde vor Sonnenuntergang, steuerte sie unter lautem Volksjubel mit einer rauschenden türkischen Musik ab, in Begleitung einer unübersehbaren Menge anderer kleiner und grosser Schiffe, stromaufwärts, längs der kleinen Insel *Quaranti*, so genannt, weil ein Italiener dieses Namens sie aus einer öden Wüste in einen freundlichen und erträglichen Obst- und Gemüsegarten umgewandelt, dann längs der ungemein reizenden, halb nach französischem, halb nach englischem Style angelegten Insel *Roda*. Jeden Augenblick reihen sich neue Schiffe an die majestätische *Akeba*, und vor Abend schon ist die ganze Strecke von Bulak bis Altkahira mit Rudern und Segeln bedeckt, während an beiden Ufern unzählbare Volkshaufen dem Chalidsch zuwogen, um den Damm, die Nilbraut, die lachenden grünen Zelte mit ihren reichen Divanen und Teppichen, in denen am folgenden Morgen *Chabib Effendi*, Minister des Innern und der Justiz, mit vielen andern Großen der Dammdurchbrechung beiwohnen werden, und ähnliche Merkwürdigkeiten zu bewundern. Wer nicht schon einige Tage vorher eine Barke miethet, und sie zwölfmal so theuer als sonst bezahlt, der muß sich mit dem trockenen Boden begnügen; daher auch ein greller Abstich zwischen der schwimmenden und gehenden Welt. Jene besteht größtentheils aus Türken, reichen Kopten, Armeniern und Griechen und einigen wenigen Europäern, diese dagegen aus eigentlichen Arabern. Von Letzteren sieht man, außer Matrosen, Bedienten und Musikanten, sehr Wenige der Feierlichkeit zu Wasser beiwohnen. Zu einer gar zu übermäßigen Freude ist auch für Letztere wenig Grund vorhanden, da das Gerathen des Nils, die Quelle aller Belustigungen, doch nur diejenigen angeht, welche die wohlthätigen Folgen

desselben genießen; und die Araber baden doch immer gleich viel, das heißt, so viel als sie brauchen, um nicht umzukommen, mehr wird ihnen doch nie gelassen.

Wenn sich mir nicht solche und ähnliche Betrachtungen beim Anblick des halb nackten, halb in Lumpen gehüllten Volks neben den mit Gold und Diamanten behangenen Türken aufgedrungen hätten, so würde ich die Leser bei der Beschreibung eines Volksfestes mit einem Jammergemälde verschonen. Malte ich ihnen aber nur die schönen Farben vor, so täuschte ich sie, und wer dann einmal selbst diesem Feste beiwohnte, würde es meiner Beschreibung nicht ähnlicher finden, als die neu angekommenen französischen Aerzte Egypten im Allgemeinen der verführerischen Schilderung, die ihnen Monsieur Jomard von diesem Lande gemacht. Dieses Mitglied des Instituts in Paris, ein reichlich bestochener Lobredner Mehmed Alis, unter dessen Aufsicht, zum Unglück für die Fortschritte der Wissenschaft und Kultur in Egypten, die in Paris studirenden Egypter gestellt sind, hatte die Stirne, jene Aerzte zu versichern, daß spätestens in zehn Jahren Egypten auf die Bildungsstufe Frankreichs gehoben seyn werde. Er sprach ihnen von Theatern, von Tables d'Hote bei den Regimentern, wo Zwiedeln und Bohnen die Hauptnahrung ausmachen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Fußgänger, die sich in fürchterlichen Staubwolken hin und her drängen; sie sind doch fröhlich und munter, es ist ein Tag der Phantasia, wie sie das in Gegenwart der Europäer nennen. Ihr wohlthätiger Leichtsinn läßt sie die Vergangenheit vergessen, wirft einen Schleier über ihre Zukunft, und die Gegenwart, die ist ja so schön. Es ist ja ein Festtag, an dem man keine Männer aufgreift, um sie mit einer Kette am Halse einem Regimente zuzuschicken, keine Kinder, um sie in den Fabriken oder an öffentlichen Gebäuden zu beschäftigen, keine Frauen, um sie einzuschiffen und entweder in männerleeren Dörfern das Feld bearbeiten zu lassen oder nach dem menschenarmen Sennar zu versenden. Es ist ein Tag, wo die lärmendsten Instrumente ihre, wenn auch einem europäischen Ohre ganz unausstehlichen, doch den Arabern, von kräftigem Händeklatschen begleitet, bezaubernd lieblich erscheinenden Töne frei in die Luft senden dürfen, wo Raketen gen Himmel steigen; ein Tag, auf den keine Nacht folgt, weil die Millionen Lichter auf dem Nil die ganze Gegend umher, und die Prozessionen mit Maschalas (Kienholzfackeln) die ganze Stadt erhellen, ein Tag, der den armen Mädchen auf einige Monate die Mühe erspart, das Wasser oft eine Stunde weit her täglich aus dem Nil auf dem Kopfe herbeizutragen. Ein solcher Tag macht auch die Aermsten glücklich; sein düsterer Blick heitert sich auf, sein Mund lächelt und enthüllt die in diesem Lande so bewunderuswerthen Zähne, er raucht sorgenlos seine Pfeife, und denkt, Allah ist doch ein guter, großer Gott.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Das Lernen geht in dieser Zeit noch rascher vorwärts, als zur eigentlichen Lernzeit. Der vollständig erstarkten, lebendigen Fassungskraft, so wie dem empfänglichen, treuen Gedächtniß kommt die frischerwachte Phantasie schwunghaft zu Hülfe und dient dem raschen Fortgang des Lernens um so förderlicher, da sie noch nicht oder nur ausnahmsweise sich mit eigenen Produktionen beschäftigt, sondern noch den receptiven Charakter der vorigen Periode trägt, als Vermögen freier Nachahmung. Die Phantasie, als das herrschende theoretische Vermögen der Jugend, durchläuft nämlich in den drei Perioden derselben wiederum in ihrem Kreise die drei Entwicklungsmomente der menschlichen Intelligenz: sie ist zuerst auf bloße Nachahmung beschränkt, wird sodann schöpferisch und idealisch oder reine Phantasie, und nimmt endlich den verständigen, gesezten Charakter an.

Auch die Willkühr oder Wahlfreiheit tritt bei dem Beginne der Jugend in der Gestalt und mit dem Geiste des Naturells auf, nämlich mit der blinden Gewalt der Triebe, die nur freier und willkührlicher geworden: sie erscheint als der Muthwillen der angehenden Jünglinge, die man in der Beziehung Buben nennt. Ausgelassene, boshafte Streiche, muthwillige Neckereien gegen ältere Personen sind ihr Element, und machen um so mehr Vergnügen, wenn sie gegen Personen verübt werden können, gegen die Respekt geboten ist. Auch die Willkühr ist somit noch nicht in ihrer reinen Form als vernünftige Wahl vorhanden; dieses wird sie erst in der zweiten Epoche, in der dritten dagegen gesezt oder charakterisirt, so daß sich also auch in der Willkühr wiederum die drei Entwicklungsmomente des menschlichen Willens wiederholen.

Zweite Periode der Jugend. Die Zeit der Ideale.

"Mit dem sechzehnten, siebenzehnten Jahre des Jünglings, und dem fünfzehnten der Jungfrau tritt die Phantasie, der Grundton dieses Alters, in ihre vollen Rechte. Die Poesie des Lebens beginnt, schöne Schwärmereien füllen die leeren Räume der Gegenwart und der Zukunft aus; es werden die köstlichsten Luftschlösser gebaut, in süßen Träumen wiegt sich der Ehrgeiz, die

erwachende Liebe des Jünglings, die Eitelkeit und die Sehnsucht der Jungfrau. Der Rosenschein jugendlicher Schwärmerei wirft seinen verschönernden, romantischen Widerschein über die prosaische Wirklichkeit; den mangelhaften Genuß der Gegenwart ergänzt die lebendige, immer rege und immer neue, jeder Wahrscheinlichkeit und Berechnung trotzende Hoffnung. In diesem Alter liest man, ja lebt man allein mit vollem Genuß die Zauberwelten der Dichtung, läßt sich auf die wärmste Weise rühren durch das Tragische, erträgt die größte Dosis von Pathos, theilt die Leiden und Freuden seiner Helden, lacht und weint mit ihnen, wird mit ihnen unglücklich und athmet leicht auf, wenn der Knoten der tragischen Verwicklung sich löst. Man liebt das Romantische, Ritterliche, liest Schillers Räuber, weint in Kabale und Liebe, wenn man nicht gar hinter die Ritter- und Räuberromane von Cramer und Spieß geräth. Ideale Gemüther ziehen die Lyrik vor: man schmachtet mit Hölty, tändelt mit Franz Horn, ist überschwänglich tief mit Novalis, erhaben mit Klopstock. Keine Lyrik ist zu innig und zu sinnig, die man nicht in ihrer tiefsten Tiefe mitempfände. Dramatische Dichtungen interessiren auf's Lebhafteste und reizen zur Nachahmung: man entwirft Plane zu schaudervollen Tragödien, zu lyrisch-deklamatorischen Schauspielen, zu sentimentalen Lustspielen. Das Theater nimmt alle Sinne in Anspruch; das mimische Talent entwickelt sich, wo es sich vorfindet, in drolligem Humor, man spielt und karrikirt seine Lehrer und Vorgesetzten, deren Ton und Manieren, Gang und Haltung, Charakter und Weise mannichmal ausgezeichnet getroffen werden. Man ist wohl gar so glücklich, ein Liebhabertheater zu besteigen. In das Verhältniß zur Jungfrau wirkt noch die Scheue der Tölpeljahre hinein: man betet von Ferne an, erblickt in jeder Jungfrau einen Engel, ein erhabenes, ätherisches Wesen, naht sich mit unendlicher Ehrfurcht, ist ungelenk und beklommen in ihrer Nähe, fühlt sich durch jede Gunstbezeugung, selbst einer Dirne, unendlich geschmeichelt und hoch beglückt, und zieht sich zurück, um in stillen Phantasien oder feurigen Sonetten sein Glück und sein Ideal zu preisen.

Die Jungfrau dieses Alters reift schnell zu dem Ziele der Periode. Ihre Bestimmung erwacht als gewaltige Sehnsucht; sie fühlt das weiche Gemüth in einer Fülle süßer Empfindungen sich entfalten; sie blickt zwar noch verschämt und erröthend, aber weiß sich schnell in ihre Rolle zu finden, und die Huldigungen, die ihr zufallen, als ihr Recht und mit Manier entgegen zu nehmen. Wie die Puppe zum Schmetterling, so entfaltet sich das Mädchen fast über Nacht zur Jungfrau, die sich, wie jener, in dem neuaufgegangenen Frühlingslichte des Lebens sonnt und mit allen ihren Reizen spielt. Die Phantasie der zum Selbstbewußtseyn erwachten Jungfrau findet sich seltener getrieben, sich in Verse und Dichtungen zu versteigen; allein sie ergeht sich desto üppiger in wachen, gefälligen Träumereien, seufzt über Romanen, weint über Trauerspiele, begleitet in Schau- und Lustspielen mit klopfendem Herzen die liebenden Paare durch die bösartigen dramatischen Torturen und Knoten.

Der Grundcharakter der Poesie zieht sich durch das ganze Seelenleben dieser Jugendperiode hindurch; man lebt nicht in und für die Wirklichkeit, sondern in poetischen, eingebildeten Regionen. Daher tritt die Begeisterung, die sich an wirkliche Interessen des Lebens anknüpft, erst mit der folgenden, der Schlußperiode der Jugend, ein. Die Zeit der Ideale erstreckt sich bei dem Jüngling vom sechzehnten bis zwanzigsten, bei der Jungfrau vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abendgang.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich so tief, so ganz hinein
In jene sel'ge Zeit versenke,
Wo wir zusammen Hand in Hand
Hier wandelten in stillem Wehe,
Da ist es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fortbestehe.

Wir wandeln fort und immer fort,
Und schau'n die Gräber in der Runde,
Du hast für jegliches ein Wort,
Und sprichst es aus mit sanftem Munde;
Du sprichst vom frühen Schlafengehn
Und von der Eitelkeit der Erde,
Und von dem großen Wiedersehn,
Das Gott uns nicht versagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
So rufst du aus: wir müssen scheiden,
Der Vater ruft die Tochter ab,
Wir wußten's längst und wollen's leiden.
Und ruhig wandle ich hinaus,
Wie einst aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heim rief in das Haus,
Und du dann sprachst, ich müßte warten.

K. F. Hebbel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart. November.

(Beschluß des ersten Briefs.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Was sich im Zriny auf unserer Bühne zutrug, kann in wenigen Worten zusammengefaßt werden. Wie das Stück

war auch die Darstellung nicht bedeutend. Krankheiten hielten die Herren Moritz und Wallbach von ihr entfernt; den Zriny gab Herr Maurer. Der ungezügelte Wortschwall, die Selbstlobhudelei, dieses ganz äußerliche und gemachte Heldenthum in Krafttiraden, verleitet leicht zu einem unmäßigen Kraftaufwande. Der Künstler ist zu entschuldigen, wenn er hier stark aufträgt, da sonst die leeren Rodomontaden noch greller in's Licht treten würden. Hier war der Dichter einmal Koulissenreißer. Das eigentlich Heldenmüthige im Zriny ist sein Auffliegen in die Luft, und da das im Stück durch ein wohlgeordnetes Feuerwerk und eine Opernmaschinerie erreicht werden kann, so gebührt diesem Theile der Darstellung auch wie billig die größte Aufmerksamkeit von Seiten der Regie und der größte Beifall von Seiten des Publikums. Ich glaube, nach verschiedenen Zeichen und Aeußerungen annehmen zu dürfen, daß die Zeit nicht mehr fern seyn wird, wo die eigentlich gebildete Gesellschaft sich mit entschiedenem Widerwillen von rohen Kraftanstrengungen und wildem Geschrei, von Statistenschmutz und Getümmel auf dem Theater mit Ekel gänzlich abwenden wird. Es wäre recht, wenn die Bühnenvorstände dieser hereinbrechenden Morgenröthe eines bessern Geschmacks vorbereitend entgegenschritten. Bei uns geschah etwas in dieser Hinsicht. Die Rollen der Helena und des Juranitsch, wobei Körner an Max und Thekla entfernt gedacht haben mochte, waren so ungenügend besezt, daß Zärtlichkeit und Schwärmerei mit Gelächter belohnt wurden. Es wäre in der That besser, nie wieder mit Zriny den Versuch zu wagen. Soll ich hier noch von Türken und Ungarn des Weitern berichten? Ich glaube, daß man es mir gern erlassen wird. Nur eines Ungarn will ich noch erwähnen, der im Stücke Peter Vilaky heißt, und den Seydelmann, um das Gastspiel zu fördern, für Herrn Wallbach schnell übernommen hatte. Eine Bereitwilligkeit, die Anerkennung verdiente und auch fand.

In einem bürgerlichen Stücke von Iffland finden die meisten Schauspieler leicht ihren Platz. Der Dichter hat hier trefflich vorgearbeitet, es ist so gefügig, seine Personen zu individualisiren. Ein Justizrath Listar, ein Sekretär Fallbring erfordern in der That nicht viel von dem, was wirklich „Kunst“ ist. Die Leute kommen und gehen wie im Leben, nur mit etwas mehr sonntägigem Anstrich; einige spießbürgerliche Feierlichkeit legen sie sich zu, und das soll denn das Gebilde in die höhern Regionen heben, wie gewöhnlich gemeint wird. Auch waren Herr Wallbach und Herr Gnauth ganz trefflich und spielten con amore. Sie leisteten Alles, was man nur verlangen kann. Herr Maurer war der alte Dallner. Wer nur überhaupt Gefallen an dem alten, groben Manne finden konnte! Maurer spielte ihn in der That mit großer Wahrheit und Mäßigung. In solchen Stücken blickt die gute Schule durch, die dieser Künstler einst bei Iffland erhielt. Seine Haltung ist darin tadellos, sein Vortrag sehr angenehm, seine Erscheinung die eines gebildeten Mannes. Aber nicht bloß in diesen altmodischen Zeichnungen, sondern auch in den neuern und elegantern gesellschaftlichen Tableaux wirkt Maurer günstig. Mir ist immer, wie jedem gesitteten Menschen, die gezügelte Kraft willkommener als die ungezügelte, und ein gemäßigter Ton auf der Bühne lieber wie Geschrei. Es ist kein gutes Zeichen, daß in deutschen Theatern hie und da das Publikum noch immer eine Vorliebe dafür kund gibt, und selbst Sänger und Sängerinnen beklatscht, wenn sie am Schlusse ihrer Arien recht loslegen, was die Lungen aushalten wollen. Italiener und Franzosen sind hierin weiter als wir. Geschrei ist ihnen im Kunstbereiche verhaßt. Die Melodramenschreier der Boulevards stehen bekanntlich außerhalb derselben. Herr Dobritz spielte den unglücklichen Sohn; unglücklich in jeder Hinsicht, da sein Leichtsinn wie sein Ende auch nicht ein Fünkchen Theilnahme für ihn zu erwecken vermögen. Diese verfehlte Wirkung lag hier nicht an dem Darsteller, der es an Fleiß nicht mangeln ließ und auch die Mittel zu dieser Rolle besizt. Madame Maurer ist in solchen Wittwen eine sehr passende Erscheinung. Seydelmann hatte den Fürsten für Herrn Moritz übernommen, der noch krank war.

A. Lewald.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die große Bibliothek.

Für die Bibliothek und folglich auch für's Publikum ist diese Veränderung nicht ohne Nutzen geblieben; denn seit der neuen Organisation herrscht weit mehr Thätigkeit, bessere Aufsicht und mehr Bestreben, dem Publikum, für welches die Bibliothek eigentlich da ist, und welches jährlich zu den Unterhaltungskosten sein Geld hergibt, die vorhandenen geistigen Schätze genießbarer zu machen. Dazu kommt, daß der jezige Minister des öffentlichen Unterrichts ein Gelehrter war, ehe er ein Staatsmann wurde, also den Werth einer wohleingerichteten Bibliothek besser kennt, als ein Ungelehrter, und alle Vorschläge zu einer zweckmäßigern Einrichtung und zur Bereicherung der Bibliothek eifrig unterstüzt. Die Konservatoren thun wohl, daß sie die Zeit, während welcher Guizot Minister ist, benutzen, um für ihre Bibliothek so viel zu bekommen, als möglich ist; denn kommt einmal ein gleichgültiger Minister, oder eine sparsame, mit dem Beuteln der Nation gut haushaltende Deputirtenkammer, so könnten ihr die reichlichen Zuflüsse leicht abgeschnitten werden. Schon ist einmal in der Deputirtenkammer geäußert worden, es wäre vielleicht besser, die ungeheuer große Bibliothek in mehrere kleinere nach den Spezialfächern zu theilen, z. B. für Jurisprudenz, Naturwissenschaft u. s. w. Ich glaube, zulezt, wenn sie zu etwa einer Million Bücher angewachsen ist, wird man die Nothwendigkeit fühlen, sie, wie ein großes Dikasterium, in mehrere Fächer zu trennen; das Publikum würde alsdann leichter bedient werden können, aber dem Staatsschatze würde wohl wenig Ersparniß daraus erwachsen. — Das leichter als die gedruckten Bücher zu handhabende Manuscriptenfach der Bibliothek, welches eine besondere Abtheilung derselben mit drei Konservatoren und zwei Subkonservatoren, nebst einem halben Dutzend Employés ausmacht, hat ebenfalls mehrere neue Säle bekommen, und bemüht sich jezt, einen vollständigen Katalog aller daselbst vorhandenen Stücke, sogar aller in händereichen Sammlungen vorhandenen Urkunden anzufertigen. Dem Antikenkabinette wird auch der Raum zu enge, und die dem Reisenden Cailliaud abgekauften egyptischen Alterthümer stehen nebst vielen andern noch auf dem Speicher, bis einmal Platz da ist, um sie aufzustellen. Erst neulich hat man Modelle von chinesischen Porzellanthürmen aufgestellt, die vielleicht schon seit einem halben Jahrhundert auf die Ehre des öffentlichen Ausstellens harrten. Noch blutet den Konservatoren das Herz beim Gedanken an den Verlust so vieler gestohlenen goldenen Münzen, die sie zum Theil in Goldklumpen wieder bekommen haben; allein mit Hülfe des neuen, von der Regierung bewilligten Geldes kaufen sie die alten Münzen allmählich wieder an, und nach und nach wird das Kabinet wieder zum Besitz manches Verlornen gelangen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. December 1835.

Verlangtest du, ein Jüngling, nach der Brust
Der Mutter? Und die inn're Welt
Der Regungen, der lichten Phantasie,
Des Anblicks aller Dinge, ist sie noch
Dieselbe dir, wie sie dem Knaben war?

Herder.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Dritte Periode der Jugend. Die Epoche der Begeisterung oder das gesezte Alter.

Sie dauert beim Jüngling vom zwanzigsten bis zum fünf-und-zwanzigsten, bei der Jungfrau vom achtzehnten bis zwanzigsten Jahre.

Mit dem zwanzigsten Jahre kehrt der Jüngling aus dem Reiche der Ideale zu der Wirklichkeit zurück, nicht aber, um diese zu nehmen, wie sie ist, sondern um sie zu idealisiren, um seine Ideale, die er bis jezt über die wirkliche Welt hinaus geträumt, an die Wirklichkeit selbst anzuheften und in dieselbe hineinzutragen. Seine platonische Verehrung namentlich vor irgend einem jungfräulichen Phantasiegebilde, vor einem Ideale, das er sich von dem Gegenstande seiner Wahl gebildet, wird zur Verehrung jenes Gegenstandes selbst; seine fernstehende Anbetung tritt näher heran und feiert die Jungfrau statt des Engels; seine platonische Schwärmerei wird mit einem Worte Liebe. Diese Epoche der wirklichen Liebe tritt bei der Jungfrau um einige Jahre früher, schon mit dem siebenzehnten Jahre ein, wie überhaupt die weibliche Entwicklung von jezt an der männlichen immer mehr vorauseilt.

Der Körper ist ausgewachsen, steht in seiner frischesten und kräftigsten Blüthe. Das Gefühl hat nicht bloß den höchsten Grad von Innigkeit und Wärme erreicht, sondern ist auch entschieden und mehr praktisch geworden. Das Temperament tritt in seiner bestimmten und entschiedenen Gestaltung hervor. Das tiefe Gemüth schwärmt für Freiheit und Vaterland und schließt den Bruderbund für große, weitaussehende Plane zum Besten der Völker und der Menschheit, der Hypochonder wirft sich mit Haß und Leidenschaft in den Parteigeist, der Melancholiker gefällt sich in weicher, schwärmerischer Begeisterung, der Sentimentale geht im Mondenschein den Nachtigallen nach oder klimpert und seufzt unter den Fenstern seiner Geliebten: dies die vier gewöhnlich unter dem gemeinschaftlichen Titel des Melancholischen zusammengefaßten Temperamente, welche mit einander die ernstere Tiefe und gehaltenere Dauer des Gefühls gemein haben, nur mit dem Unterschiede, daß Tiefe und Dauer bald aus Kraft, bald aus Schwäche stammen. — Von den vier unter dem gemeinschaftlichen Titel des Phlegmatikers zusammengefaßten Temperamenten, mit oberflächlichem und heiterem, aber andauerndem Gefühle, gefällt sich der Gemüthliche beim fröhlichen Trinkgelage, bei Spiel und Tanz; nur der Behagliche sizt fester noch

beim Becher und schlechten, vergnüglichen Witzen; der Phlegmatiker ergibt sich der Ruhe und dem Nichtsthun, raucht und trinkt, ohne sich viel mit der Unterhaltung zu inkommodiren, die er am liebsten im Spiele sucht; der Kalte ist häuslich und pünktlich in der Arbeit. — Von den vier cholerischen Temperamenten mit eben so tiefem als raschem Gefühl brütet der Feurige über ehrgeizigen Planen für die Zukunft; der Heftige balgt sich, um sich eclatant zu versöhnen; der Launige springt aus einem Zustand in den andern, aus warmer Freundschaft in bittere Feindschaft, er wechselt mit übertriebener Arbeit und schlummerndem Nichtsthun; die schwächliche Heftigkeit endlich wird von andern zum Spasse gereizt. — Von den vier sanguinischen Temperamenten mit eben so flüchtiger, als oberflächlich-heiterer Stimmung gibt der Joviale den Ton an zu allen schelmischen, muthwilligen und instigen Streichen; der unruhige Kopf macht Thorheiten und tolle Streiche; der Leichtsinnige wird ein Bruder Liederlich, der Geck ist ein eitler Thor.

Das Naturell mit seinen guten und schlechten Zügen, seinen reizbar und empfindlich gewordenen Trieben, seiner Liebe und Leidenschaft findet in den sich erweiternden und vervielfältigenden Verhältnissen des Lebens Spielraum zu immer konkreterer Entfaltung und Gestaltung. Zugleich tritt der Geschlechtsunterschied immer schärfer hervor: der Freiheitssinn und die Ehrliebe bei dem Jüngling, die Sehnsucht und die Eitelkeit bei der Jungfrau. Das Gemüth hat in Beiden die leichteste Zugänglichkeit, vereint mit der festesten Anschließungskraft: es werden mit großer Leichtigkeit Freundschaften geschlossen, welche zugleich die dauerndsten für das übrige Leben bleiben.

Die Willkühr oder Wahlfreiheit ist erstarkt und schreitet über bloße Vorsätze und Entschlüsse hinaus, indem sie dieselben nicht bloß mit großer Kraft und Ausdauer vollbringt, sondern auch nach und nach in Fertigkeiten und Gewohnheiten umwandelt. Es beginnen bereits die eigenthümlichen Lebensgewohnheiten sich festzusetzen, wodurch nachher der Mann sich so scharf abzeichnet; selbst Sonderbarkeiten treten hin und wieder schon hervor. Die eigentliche Charakterbildung, die Formation der Tugenden und Laster aus dem Stoffe der Neigungen und Leidenschaften, ist jedoch kaum erst in Spuren und Anfängen vorhanden.

Am ausgesprochensten ist der intellektuelle Charakter dieser Periode bei dem Jüngling durch die Begeisterung für praktisch gefaßte Ideale. Die Bewunderung und Begeisterung für das Pathetische und Lyrische in der Dichtkunst tritt zurück und kühlt sich nach und nach ab, und das Epische tritt nun an die Reihe der Verehrung. In der Wissenschaft hört man auf, ohne Wahl bloß die Wißbegierde zu befriedigen; die Kritik tritt in ihre Rechte ein: man entscheidet sich für gewisse Ansichten, wählt seine Schule und Partei, das eigentliche Lernen hat ein Ende und das Forschen beginnt. Man wirft sich mit blinder Begeisterung in die Ansicht einer Schule, kämpft und disputirt mit Heftigkeit, nicht selten mit Erbitterung für die ergriffene Sache. In dieser eintretenden Kritik und Entscheidung entwickelt sich die Intelligenz, welche nach und nach die Phantasie in ihren gebührenden Raum zurückdrängt und ihre Stelle einnimmt. Allein noch ist die Intelligenz nicht zu selbstständigem Urtheil und unabhängiger Schöpferkraft gereift, sondern ist mehr noch receptiv und nachahmend, tritt in den Dienst einer Autorität, einer angenommenen Partei. Man wird in der Philosophie Schellingianer, Hegelianer, in der Theologie Rationalist, Supernaturalist, Schleiermacherianer u. s. f. Auch das praktische Leben ergreift die ideale Begeisterung: man interessirt sich für Politik, wählt dort seine Partei, meist die der Bewegung, des Radikalismus oder Liberalismus, bespricht und bethätigt sogar die politische Regeneration der Staaten, wird, wenn sich's trifft, Demagog.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Die Chalidscheröffnung in Kahira.

(Fortsetzung.)

Ueberlassen wir nun den Pöbel seinem Freudentaumel und werfen einen Blick auf den sogenannten beau monde. Ich bemerke neben mir ein niedlich bemaltes Schiff mit rothen Vorhängen an den kleinen Fensterchen, ein blausammtner Divan umgibt die drei Seiten des kleinen Stübchens; drei diamantne Sterne an der Brust eines in der rechten Ecke sitzenden Mannes deuten auf den Grad eines Pascha, einige mit zwei und einem Stern auf den Halbmonden dekorirte Offiziere sitzen neben ihm, es sind Generale und Obersten; so eben bringt ein schwarzer Sklave oder Mameluk den Kaffee, während andere mit langen Pfeifen herbeieilen, deren Diamanten an den bernsteinernen Mundstücken mit denen der Dekorationen wetteifern; vier-und-zwanzig Ruderer, als Soldaten gekleidet, geben dem Schiffe eilende Flügel; Schalmeien, Gesang und Händeklatschen ertönen auf dem Vordertheile des Schiffs, doch der Pascha ist düster, und durch die dichtesten Rauchsäulen bemerkt man doch, daß schwere Sorgen seine Stirne umwölken. Ich weiß nicht, ob allgemein politische Fragen, von denen die Existenz seines Herrn abhängt, wie z. B. folgende: „was bedeutet das große türkische Lager um Coniah? wird der Fürst des Libanons Ibrahim Pascha immer treu bleiben? wird

die zweite Expedition nach Arabien glücklicher, als die erste ausfallen?" ihn beunruhigen, oder ob er weniger um das Schicksal Mehmed Ali's, als um sein persönliches sich bekümmert, oder ob er mit Mißtrauen auf einen neu ernannten Pascha hinblickt, ob er einen baldigen Sturz befürchtet, oder ob er gar schon in Unterhandlung mit dem Sultan steht, und vor einer unzeitigen Entdeckung zittert, die ihm das Leben kosten könnte. Gleichviel, seine Last ist wahrscheinlich noch schwerer zu schleppen, als die mancher Fußgänger, die neidisch auf ihn herüberschielen. Ehe ich aber dies Alles denken konnte, war sein beflügeltes Fahrzeug mir längst aus dem Gesicht; ich lasse ihn also in Gottes Namen weiter ziehen und wende mich wieder zu meiner nächsten Umgebung. Mein Ohr vernimmt ein geradbrechtes bon giorno, und mein Auge fällt auf eine Barke voll schwarzer Turbane und dunkelbrauner Kaftane. Es sind Kopten, vermuthlich Schreiber oder Geldwechsler; sie sind lustig, trinken brav Branntwein, ihre Augen blitzen, ihre strotzenden Wangen sind wie Scharlach, einer von ihnen, der mich kannte, bietet mir die Flasche, die Uebrigen verziehen ihr Gesicht. Die verfluchten Europäer! mochten sie denken; da überschwemmen sie ganz Egypten, unser uraltes Eigenthum; schon haben sie uns viele gute Aemter weggeschnappt, und was wird aus uns Allen werden, wenn einmal die von ihnen errichteten Schulen Früchte tragen, und die aus ihnen hervorgehenden Araber und Türken uns an Gelehrsamkeit übertreffen? „Beim Leben der Sitti mariam! wenn ich Pascha wäre, ich jagte alle Europäer aus dem Lande," sagte leise ein Kopte zu einem neben ihm sitzenden Griechen. „Ich, beim heiligen Geiste!" erwiderte dieser, „ich würde sie einen nach dem andern hängen lassen." Denn so wie die Kopten gegen die europäischen Gelehrten aufgebracht sind, so sind es Griechen und Armenier gegen die europäischen Kaufleute, mit denen sie natürlich nicht konkurriren können.

Mein Steuermann lenkt seitwärts, da stoßen wir auf ein Harem, und im Augenblicke ziehen sich die Köpfe von den Gittern zurück, die Kajütenthüre wird geschlossen, die Vorhänge herabgelassen, und das Schiff wird zu einem ambulanten Kerker. So viel ich sah, waren zwar alle Damen vermummt und verschleiert; doch selbst so wollten sie von keinem Abu Burnita, d. h. Hutträger oder Franken, erblickt werden, obschon sie mit merklicher Neugierde verstohlen zu uns herüberblinzelten, so oft sie unsere Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gerichtet glaubten. Auch in der Stadt ziehen sich die Frauen, sobald sie merken, daß ein Vorübergehender sie bemerkt, von den Fenstern zurück, um dann, wenn er nicht mehr zu ihnen hinaufschaut, wieder zu erscheinen und ihm, so weit als möglich, verstohlene Blicke nachzuwerfen. Der Mann verbietet der Frau nur, sich Jemanden zu zeigen, es soll Niemand außer ihm selbst mittelst der Augen sich an seiner Frau ergötzen; sie aber darf alle Männer angaffen, sie mag auch andere schöner finden, als ihren Mann, was liegt an ihren Wünschen und Gefühlen? ich besitze sie, denkt er, sie ist mein, wie mein Ochs oder mein Esel. Nun war die Melancholie an meiner Reihe, denn während ich hier das traurige Loos der Frauen allein bedauerte, mußte ich bald, als ich hinter mir eine zarte Frauenstimme, von einer Guitarre begleitet, eine italienische Arie singen hörte, und dann sie und andere junge Mädchen und Herrn in einem offenen Nachen vertraulich beisammen sitzen sah, die peinliche, unnatürliche Lage der Occidentalen beider Geschlechts um so tiefer fühlen, als ich selbst dabei betheiligt bin. Doch hievon ein ander Mal.

Während ich im bunten Gewühle auf und ab segelnder Schiffe, Barken und Nachen, mit Schwarzen, Braunen und Weißen, Juden, Christen und Mahomedanern, Europäern, Afrikanern und Asiaten angefüllt, mich einsam fühlte und nach Europa zurücksehnte, ward auf einmal der Lärm und das Gedräng noch größer; Alles ruderte nun stromaufwärts, und die Fahrzeuge schlossen sich so dicht an einander, daß sie bis zum Chalidsch eine mehr als eine Viertelstunde lange Schiffbrücke bildeten. Was bedeutet wohl dieses Drängen nach Altkahira hin? dachte ich, als ich aus einer benachbarten Barke vernahm, es sey bald Mitternacht, und um diese Stunde werde ein großes Feuerwerk an der Brücke des Chalidsch abgebrannt. Ich wollte mich auch nähern, doch es war nicht mehr möglich, vorwärts zu kommen, so daß ich mit dem Anblick einiger aufsteigenden Raketen mich begnügen mußte. In der Nähe müssen aber wunderbare Dinge zu sehen gewesen seyn, denn jeden Augenblick ließ sich ein fürchterliches ma cha Allah (wie groß ist Gottes Wille) hören.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

Hebels Denkmal.

Unsere Zeit zehrt an Erinnerungen. Sie feiert jetzt ein eigenes Fest, wie es die Dichter zuweilen thun, ein Fest der Rückschau. Die Fenster sind verhängt, ein spärliches Zwielicht herrscht in der Umgebung, der Dichter sitzt in feierlicher Stille allein an seinem Tische, und um ihn herum liegen Bücher und Manuscripte, seine Arbeiten. Er hat lange nichts Großes gedacht oder gethan, das ihn erwärmen könnte; aber gewohnt an das Erhabene, fühlt er dessen Bedürfniß, und flieht zu seinen frühern Schöpfungen. Aus den zerknitterten, verlesenen Papieren steigen sie herauf die Gebilde seiner Phantasie, die Helden seiner Trauerspiele, die er erschaffen und begraben. Er begeht eigenmächtig ein

Privatauferstehungsfest für die kurze Zeit dieser Stunde; es ist ihm wohl unter diesen bekannten Zügen, er drückt alle die Gestalten noch einmal an's Herz in dieser Weihestunde, ehe er sie hinabschickt in ihre Gräber. Jezt hatte er gerade Zeit, der Drang des Schaffens ruhte; ist er erwacht, so bildet er neue Gestalten und kann der alten nicht mehr gedenken. Solch eine freie Stunde hat jezt die Zeit. Sie ist auch Dichter, und was sie gedichtet, das nennen wir wahr. Es geht oft traurig zu, oft lustig in ihren Dichtungen, aber am Ende werden doch alle ihre Helden begraben. Sie arbeitet an einem großen Epos, betitelt „die Weltgeschichte.“ Weil die lezten Gesänge ihr etwas mager ausfielen, nachdem sie die großartigsten und erhabensten Strophen gesungen, so verhängt sie die Fenster, sezt sich unter ihre Schöpfungen und hält das Fest der Todtenweihe. Sie errichtet Denkmale für ihre großen Todten.

Es ist nicht jede Zeit geeignet, große Männer zu schaffen, sie zu ehren, ist immer Zeit. Auf der Vendomesäule steht wieder Napoleons ehernes Bildniß, nicht wie es der Kaiser sich selbst, sondern wie Frankreich es ihm aufgerichtet. In der Westminsterabtei vermissen wir nicht mehr Cannings, nur noch Byrons Standbild. Rousseau ist wieder aufgenommen in Genf, und bald wird Stuttgart Schillers Denkmal, vom dankbaren Deutschland errichtet, und Mainz das für Guttenberg in seinen Mauern besizen. Die einzelnen Länder, Städte und Sprengel wollen auch nicht zurückbleiben, ihre Landsleute zu ehren; in Berlin prangen eherne Statuen preußischer Kriegshelden, während frühere Jahrhunderte, kärglicher mit ihrem Danke, Bartholomäus Schwarz durch keinen Denkstein geehrt haben; ihm, der den neuen Helden den Sieg möglich machte, ergeht es fast wie Kolumbus unter den Höflingen: sie hätten auch die neue Welt entdecken können, und jezt ist es eine Schande, das Pulver nicht erfunden zu haben. — So denkt nun jede Bürgerschaft an den verstorbenen Dichter ihres Ortes, und es ist ihr ein Werk der Pietät, seinem Andenken und ihrer Anerkennung ein Monument zu setzen.

Vor neun Jahren starb Hebel, der allemannische Dichter. Das badische Oberland, mit dessen Sinn und Weise er zusammengewachsen war, wovon ihn weder das Residenzleben, noch das Prälatenkreuz trennte, fühlte am lebhaftesten seinen Verlust. Ein Berg in der Nähe von Schopfheim, im lieblichen Wiesenthale, dem klassischen Orte seiner Gedichte, wurde zur Hebelshöhe geweiht, und trägt seitdem diesen Namen. Diese Art, Namen und Andenken eines großen Mannes in das Volk zu verweben, wird bei uns noch zu einseitig nur Regenten vorbehalten, oder höchstens werden Stiftungen nach dem Namen des Stifters getauft. Dies wäre in unserer Zeit, wo man mit Sparsamkeit freigebig zu seyn verstehe, eine sehr zeitgemäße Auszeichnung. Statt einem verdienstvollen Manne einen Orden anzuhängen und ihn darnach Ritter oder Großkreuz zu tituliren, hinge man seinen Namen an eine Straße, an einen Plaz, und benenne diese nach ihm. Eine Gemeine, die ihrem Bürgermeister sich zu Dank verpflichtet glaubt, ein Bezirk, der seinen Landtagsabgeordneten ehren will, überbrächte ihm statt eines silbernen Pokals die Benennung einer Straße nach seinem Namen. In späterer Zeit wäre eine solche Stadt eine sprechende Geschichtsurkunde, und die Jugend wandelte in diesem großen Historienbuche umher, und bewahrte als frische Erinnerung, was sie sonst nur mühsam auswendig lernte. Ein zweites Denkmal, zu dem Hebel selbst den Stoff lieferte, sind seine sämmtlichen Werke, welche, nach seinem Tode zum ersten Mal gesammelt, worin manche Arbeit zum ersten Mal gedruckt erscheint, in diesem Jahre vollständig in acht Bänden herausgekommen sind (Karlsruhe, Müllersche Buchhandlung). Eine Lebensbeschreibung des Mannes, von einem Freunde sehr wohlmeinend, aber etwas dürr und unfruchtbar abgefaßt, gibt uns den individuellen Standpunkt für seine literarische Thätigkeit ab.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Das Kupferstich- und das geographische Kabinet.

Für neue Medaillen ist eine eigene Sammlung im Münzhotel vorhanden. Auch diese erhält jezt einige Erweiterung und eine zweckmäßigere Einrichtung. So sollen die Münzen aus der Napoleonschen Regierungszeit eine besondere und zwar bedeutende Abtheilung bilden, welche nächstens dem Publikum zur Schau gestellt werden soll. Das mit der königlichen Bibliothek verbundene Kupferstichkabinet, in welches von allen in Frankreich erscheinenden Kupferstichen, lithographirten Blättern und Heften ein Exemplar abgeliefert werden muß, wächst besonders seit der außerordentlichen Verbreitung der Lithographie ungemein an, kauft außerdem jährlich viele seltene Stücke, sowohl in Frankreich, als außer Landes, und die beiden Konservatoren gehen damit um, die Geschichte der Kupferstecherkunst in einer Reihe von Musterblättern unter Rahmen darzustellen. Bereits war seit langer Zeit der Anfang dazu gemacht worden; da aber der Raum sehr beschränkt war, so konnte auch nur eine kleine Anzahl von Kupferstichen zur öffentlichen Schau ausgehängt werden, und an ein geschichtliches oder wissenschaftliches Auseinanderreihen war nicht zu denken. Die von diesem Kupferstichkabinette abhängige Landkartensammlung ist aber noch im Entstehen. Zwar hat sie einige bedeutende Sammlungen, z. B. die vom hiesigen Kriegsdepot und vom Seewesen verfertigten Landkarten und die ihr geschenkten Karten der englischen Marine. Ferner hatte ihr der neulich verstorbene Gelehrte Klaproth eine bedeutende Sammlung von Landkarten verkauft, worunter sich manche seltene, Asien betreffende fanden; aber bei alle dem besizt das geographische Kabinet der Bibliothek doch nichts Vollständiges über irgend ein Land, und man hat eine Zeitlang behauptet, der Gehalt des Konservators belaufe sich höher, als der Werth des ihm Anvertrauten. Dies war nun wohl ein wenig übertrieben. Indessen mag es wahr seyn, daß der gesammte Landkartenschaz kaum 12 000 Franken werth ist, wogegen das Kupferstichkabinet Suiten von dem größten Werthe besizt. Es ist sonderbar, daß man erst so spät zur Ueberzeugung von der Wichtigkeit einer eigenen wissenschaftlichen Niederlage der Landkarten gelangt ist. Beim Kriegsdepot besizt man freilich eine sehr reichhaltige Sammlung, die aber natürlich nur den Zweck hat, im Kriegsfalle den Heeren die Wege zu zeigen. Daß die geographische Wissenschaft eine viel umfassendere Sammlung bedürfe und die in fremden Ländern gemachten geographischen Entdeckungen zu benuzen habe, daran scheint man lange gar nicht gedacht zu haben. Jezt gibt es so viel nachzuholen und zu ersezen, daß man beinahe daran verzweifelt, die vielen Lücken ergänzen zu können. Hier wäre es abermals gut, die günstige Stimmung der Deputirtenkammer zu benuzen, und sich von den freigebigen und dem jezigen Ministerium ergebenen Repräsentanten eine tüchtige Summe bewilligen zu lassen, um das geographische Kabinet auf einen respektabeln Fuß zu sezen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. December 1835.

Vive le petit métier sans boutique, sans patente, sans propriétaire, sans lettre de change, sans profit, le petit métier en plein air, à pied.

Jules Janin.

Kleine und niedere Industrie zu Paris.

Unablässig und gewaltig fließt der Strom des Pariser Lebens dahin; Welle drängt sich an Welle, und die Strömung windet sich ruhig im gewohnten Bette fort, bis sie, von einem Gewittersturm anschwellend, über die Ufer tritt und sich ein neues, selbstgewähltes Bette gräbt, oder in das alte zurückkehrend, dem Meer der Ewigkeit zuströmt. So mancher Platz, so manche Straße, so manches Fenster ruft Einem hier die Lehren der Vergangenheit in's Gedächtniß, und erstaunt frägt man sich bisweilen: sind die Wunder des Geschehenen nur für den gethan worden, der spärlich sie zu schätzen, noch spärlicher sie zu benutzen versteht? hat das Schicksal umsonst den Zeigefinger aufgehoben und ist die schaffende Kraft des Menschen umsonst geschäftig, umsonst reich, umsonst wahr und vortrefflich gewesen? Die Vergangenheit wächst hier stündlich; ein Ereigniß von gestern gehört schon der Chronik und der Dichtkunst an, und die Gegenwart, ein bunter Schmetterling, stirbt bald nach der Geburt, um der Zukunft Platz zu machen. Das Leben der Gegenwart aber flattert lustig und sorglos mit ausgebreiteten Flügeln von Blume zu Blume und schlürft berauschenden Nektar, oder es schleicht hager und stöhnend an Krücken und in Lumpen vorüber, um ein mitleidiges Almosen bettelnd. Unter welcher Gestalt indeß sich hier das Leben zeigen mag, tanzend, spielend, scherzend, prahlend, lachend, oder trauernd, sinkend, jammernd, kriechend, weinend: es regt und bewegt sich, es lebt. Und es ist, als ob dies Leben spräche: erkenne mich! und seine tausend Erzeugnisse: genieße uns! und seine unzähligen Stimmen: verstehe uns! — Ein aufgeschlagenes Buch ist Paris zu nennen, mit mancherlei Kupfern und naturgetreuen Abbildungen, mit deutlichem, leserlichem Druck für die, welche zu lesen verstehen, und herausgegeben von einem mächtigen, weisen Meister, der die Fortsetzung des Werks auf lange Zeiten übernommen hat. Wir pflegen fast täglich in diesem Buche einige Stunden zu blättern, und erfreuen uns an den Bildern darin und an den wunderlichen Buchstabenzügen. Wenn die Blätter auf- und zurauschen, setzen wir uns hin, einzelne Abbildungen zu beschreiben und so allmählich zum Verständniß des Ganzen zu gelangen, was nur voraussezt, daß man ehrlich, ohne Vorwitz und vorgefaßte Meinung lese und betrachte, gewiß die billigste Anforderung, die ein Buch, das etwas Eigenes ankündigt, an den Leser machen kann. Man kann viel daraus lernen, auch weite Reisen darin machen, und der Weg führt durch keine dürre Haide, wo weder Schatten noch Obdach den müden Forscher labt, sondern über eine belebte Heerstraße, wo oft der Kranz aushängt vor den Herbergen, in die der Wanderer eintreten kann, um zu

proben, welchen Wein sie führen. Denjenigen nun, welche keine Veranlassung haben, das Original anhaltend zu lesen, sondern es nur als Buch des Andenkens in Taschenformat mit sich herumtragen, so wie auch denen, welche überhaupt noch keine Gelegenheit fanden, die erste Ausgabe eigenhändig zu durchblättern, haben wir schon öfter manche Züge dieser Bilderschrift wieder in Erinnerung oder frisch vor die Augen gebracht, wobei wir jedoch nicht wissen, ob wir gerade die sinnreichsten herausgefunden. Auch heute beabsichtigen wir, dem Leser einige pittoreske Abbildungen zu beschreiben, wenn er anders uns seine Aufmerksamkeit und Nachsicht leihen will.

Wir versprechen dafür, diesmal eben so wenig, wie früher, die wichtigen socialen, politischen oder literarhistorischen Fragen in den Bereich unserer Darstellung zu ziehen; wir wollen nur schlechtweg von jenen wunderbaren, der kleinen, niedern Pariser Industrie angehörigen Gestalten sprechen, welche so munter und lustig ihr reges Wesen in den Straßen der Hauptstadt treiben, oft mit dem Fuße vom schmalen Pfade des Gesetzes ausgleiten und im Allgemeinen die Mitte zwischen dem Gewerbe ehrlicher Kaufleute und dem Stande unehrlicher Industrieritter halten. In der That, ich wäre verlegen, wenn ich die Leser noch ferner von der gewöhnlichen, großen Pariser Industrie unterhalten sollte; denn der industrielle Stand, welcher Patent zahlt, dessen Namen im Adreßkalender und Almanac du Commerce zu lesen steht, der auf die Wache zieht und in die Wahlkollegien geht, hat wenig Erhebliches, was der Beschreibung werth wäre, und dies Wenige habe ich schon bei früheren Gelegenheiten den Lesern des Morgenblatts mitgetheilt. Diese Industrie gleicht der gewöhnlichen, großen Pariser Presse; sie geht immer schnurgerade in derselben ehrenwerthen Richtung fort und weicht selten aus dem breitgetretenen Wege. Um sie herum aber regt und bewegt sich eine zweideutige, unstete kleine Industrie, welche wie ein Schmarotzer vom Aufdrängen an ehrliche Leute, oder wie ein Bettler von den milden Gaben der Vorübergehenden lebt. Sie ist jener neuern, wohlfeilen, pittoresken Literatur vergleichbar, eine Industrie ohne Namen, die jeden Tag sich unter einer andern Gestalt zeigt, auf der That ergriffen und in der Hast wiedergegeben seyn will.

Die Pariser nennen sie industrie pittoresque, und dieselbe scheint mir einer der bezeichnendsten Züge unserer zügellosen Epoche; nicht weil sie ein Erzeugniß, sondern weil sie der Widerschein unserer Zeit ist. Diese kleinen industriellen Geister haben zwar von jeher existirt, und besonders war der Boden der französischen Hauptstadt niemals dieses Schmuckes beraubt. Ich erinnere nur an die früheren Werber, Wahrsager, Kartenschlägerinnen, Magnetiseurs, Pamphlethändler, welche ihre Spott- und Zotenlieder unter dem Mantel verkauften, und an alle jene unzähligen Charlatans, von denen ältere französische Sittenmaler so viel zu erzählen wissen. Heutzutage ist das anders geworden, und wir sehen anstatt obiger Gestalten die bunten, phantastisch gekleideten Männer und Weiber, welche das papier Weynen aller Orten feil bieten, die Hundebader (baigneurs de chiens), welche sich besonders an den Brücken aufhalten, um die Hunde in der Seine mit Seife zu waschen, und deren ganzes Kostüm in einer Art Schwimmhose besteht; wir bemerken ferner die zweirädrigen Kabinette, jene ambulirenden Boudoirs und allerliebsten rollenden Häuschen, welche dem Kaiser Vespasian einen Namen abgeborgt haben, den ihre unbeweglichen Geschwister, die Cabinets inodores, dem Kaiser Commodus verdanken. — Wer kennt ferner nicht die Zauberinnen, Hexen oder Wahrsagerinnen vom Marché des Innocens, welche den Mägden die geträumten Nummern für die Lotterie sagen oder ihren zukünftigen Liebsten im Spiegel sehen lassen, auch den alten, untreu gewordenen Liebhaber wieder herbeibannen, wozu allerlei Dinge nöthig, namentlich Fünffrankenstücke und Schürzen, welche diese ehrwürdigen Matronen nicht selten vor's Zuchtpolizeigericht führen? Weniger bekannt, aber viel origineller und moderner sind die Birnenabkratzer (gratteurs de poires), von einer hohen Obrigkeit dazu bestellt, an den Mauern der Hauptstadt die strafbaren Bilder des Bürgerkönigs auszulöschen, welche die verwegene Kohle der Karlisten, Republikaner und Gamins an allen Ecken und Enden hinzeichnet. Und dessen, der den frommen Christen beim Eintreten in die Kirche den Weihwedel reicht, so wie dessen, der beim Einsteigen in einen Fiaker uns einen schwarzen Teppich unter die Füße breitet, und einer Masse anderer kleiner Gewerbsleute will ich gar nicht gedenken. Wir behaupten nur, jede Epoche hat ihre besondern Arten von Industrie; bei jedem Wechsel der Sitten und Gebräuche treten wir in eine andere, nicht minder eigenthümliche Phase des großen und kleinen Gewerbwesens ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Chalidscheröffnung in Kahira.

(Beschluß.)

Beim Erlöschen des Feuerwerks fingen die dicht aneinander gereihten Barken an, sich zu lösen: manche fahren davon, manche rollen die Segel zusammen und legen am Ufer an; Musik und Gesang verstummen, die klatschenden Hände fallen ermüdet auf den Schoß, die Kajüten werden geschlossen, die den Schlaf möglich machenden Mückennetze herabgelassen; es wird auf den kommenden Morgen neue Kraft gesammelt. Auch mich wiegte das leise

Murmeln des Nils in einen süßen Schlaf, so daß Sie die Beschreibung dessen, was bis nach Sonnenaufgang sich zugetragen haben mag, anderswo suchen müssen.

Kaum hatte die Sonne über das Mokatamgebirg herüber der Stadt Kahira den Morgengruß gegeben, als die von ihr zuerst beleuchtete Citadelle mit ihren zum Theil noch uralten, jämmerlich großen Kanonen das träumende Volk wieder in's Leben rief. Nun flieht Alles aus der Stadt, weit schneller, als hausten Pest und Cholera in derselben. Da bäumen sich die muthigen Nedjdihengste, da schimmern Gold und Juwelen auf den sammtnen Sätteln und verdunkeln die immer zunehmenden Hofequipagen, deren verrostete Wagen und Pferdegeschirre aussehen, als stammten sie von Karl V. her. Besonders possierlich nahmen sich diejenigen Fuhrwerke aus, welche Damen enthielten, und einige neben dem Wagen herreitende Eunuchen und einen Schwarm Sklavinnen auf Eseln hinten drein als Geleite und Gefolge hatten. Wer weder solche Rumpelkasten noch Pferde besitzt, schwingt sich auf seinen schnellfüßigen Dromedar, auf sein ausdauerndes Maulthier, oder auf seinen bescheidenen, doch hier zu Lande gut galoppirenden Esel; wer auch diese vermißt, nimmt seine rothen oder gelben bärenfüßigen Pantoffeln, oder geht gar baarfuß davon. Niemand bleibt zu Hause, wenn der Chalidsch geöffnet wird; Alles drängt sich zur Brücke, am Thore Altkahiras, wo auf Chabib Effendis Wink der Damm, der dem Wasser noch den Eingang in die Stadt versperrt, durchbrochen werden soll.

Es hat nämlich gewöhnlich schon einige Tage vor diesem Feste der Nil die gewünschte Höhe erreicht, um den sich durch die Stadt ziehenden Kanal auszufüllen; um dieses aber bis zur Feierlichkeit zu verhindern, wird ein Damm oder eine kleine Mauer errichtet. Hinter diesem Damm wird eine Frauengestalt aus Erde (die Nilbraut) aufgestellt, die natürlich der Nil, der, wenn er sich in den Kanal ergießt, einen kleinen Wasserfall bildet, zu Boden wirft. Ich verließ nun meine Barke, die nicht mehr vorwärts konnte, und bestieg die Höhe der Wasserleitung, die von der Brücke des Chalidsch weg die Citadelle mit Nilwasser versorgt. Ich war kaum oben, als man Chabib Effendi, von vielen Großen begleitet, mit einem Regimente von der Citadelle herab anrücken sah. Bald vernahm man die Trommeln, und kurz darauf die Pfeifen, und wäre Alles, was hier Europa nachgeäfft wird, dem Originale so ähnlich, wie diese Feldmusiker, so könnte Jomards Prophezeiung eintreffen. Sie trommelten und pfiffen Malbrough s'en va-t-en guerre lustig daher. Als sie aber in der Nähe des Chalidsch waren, da schwiegen sie vor der erbärmlichen Musik, welche die Marseillaise aufspielte. Chabib Effendi begab sich eine Weile in sein hübsches Zelt, das auf einem kleinen Sandhügel gerade über dem Damme aufgeschlagen war, während die Militärmusik die Retraite espagnole und andere von europäischen Flüchtlingen mitgebrachte veraltete Stücke so falsch als möglich herleierte.

Endlich erscheint Chabib Effendi vor dem Eingange seines Zelts; der alte, treue Diener des Pascha ist in diesem Jahre gar zu grau geworden; er hat einen einzigen, hoffnungsvollen Sohn verloren, der nach einem mehrjährigen, gut angewandten Aufenthalte in Paris, bald nach seiner Rückkunft zum Präsidenten des Staatsraths ernannt wurde. Er war ein höchst liebenswürdiger junger Mann, der mehr als ein billet doux von vornehmen Pariserinnen aufzuweisen hatte. Er war ziemlich literarisch gebildet, und besaß nicht wenig Kenntnisse in der Jurisprudenz und der Administration. Er war frei von allen Religionsvorurtheilen, sah mit Erbarmen auf den unsinnigen Stolz der gesunkenen Muselmänner herab, und war für Billigkeit und Gerechtigkeit wahrhaft begeistert. Als er während des Kriegs zwischen Mehmed Ali und dem Sultan von Ersterm hieher zurückgerufen ward, schiffte er sich, weil er die Sache des Sultans für die gerechte hielt, nach Konstantinopel ein. Erst nach dem Frieden ließ er sich von seinem Vater, der längst schon seine Begnadigung vom Pascha erhalten, bewegen, hieher zurückzukehren. Er starb plötzlich, und man vermuthet daher vielleicht mit Recht, daß ein mit Arsenik verzuckerter Kaffee seinem Leben, das für Egypten ungemein wohlthätig hätte werden können, ein Ziel gesezt.

Mit zitternder Hand wirft der verwaiste Greis Geld unter das Volk, das sich wüthend darüber herstürzt, auf ein gegebenes Zeichen feuern die Soldaten ihre Gewehre ab, und dies ist das Signal zum Niederreißen des Damms, an dessen augenblicklichem Verschwinden tausend Hände arbeiten. Wieder ein Feuerwerk, von dem man aber bei hellleuchtender Sonne nur den Rauch sieht und einige zurückfallende Stöcke fühlt, Kanonenschüsse, Militär- und Civilmusik, Lärmen und Jauchzen ohne Maß und Ziel. Doch fehlt dem armen Volke diesmal sein Lieblingsschauspiel, der Tanz und Gesang der reizenden Almäen. Wo sind diese schmerzlich vermißten Göttinnen? Ach, gar zu weit! Nach dem Sennar hat man Viele von ihnen transportirt, und den Uebrigen auf Begehren der Herrn Ulema's ihr Handwerk oder ihre Kunst gelegt. — Der Nil hat kaum seine Braut zu todt umarmt und über ihren Leichnam her sich seine Bahn gebrochen, als viele Barken ihm Schritt für Schritt nacheilen, während eine Menge Volk mit Tarabuken und Schalmeien ihm vorangeht, und Manche vom Pöbel sogar, in der Hoffnung, dadurch ein ganzes Jahr von Krankheiten befreit zu bleiben, bis über die Kniee im Wasser waden. So durchziehen sie nun fröhlich die Stadt, zur Entschädigung der Frauen, der Greise und der Kranken, die zu Hause bleiben

mußten, damit auch diese wenigstens von den auf den Kanal gehenden Fenstern herab etwas vom Jubel sehen. Da fast alle Jahre bei diesem Zuge Europäern Unannehmlichkeiten widerfahren, und besonders leztes Jahr ohne schleuniges Dazwischentreten mehrerer Soldaten einige Franken von den Fenstern herab gesteinigt worden wären, so hatten wir nicht Lust, dem Nil nachzulaufen, sondern zogen vor, zu Pferd zur Stadt zurückzukehren. Wir kamen, obschon wir sehr langsam ritten, doch noch eine halbe Stunde vor dem sich mühsam hin und her schlängelnden Wasser in's Frankenquartier, wo wir es von einer Terrasse herab herzlich willkommen hießen. Das Wasser hatte bald alle Stadttheile erreicht; nur der große Esbekiehplatz, der bisher bald einer öden Wüste, bald einem lachenden Zaubersee, bald einem grünen Kornfelde glich, blieb diesmal unbewässert, denn er soll auf immer in einen öffentlichen Garten verwandelt werden. Möge er recht freundlich blühen denen, die nach mir Kahira bewohnen, und ich, ehe seine Bäume erwachsen, in Europa's Lustgärten mich freudig ergehen!

Kahira, den 10ten September 1835. G. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Fortsezung.)

Hebels Denkmal.

Es scheiden sich in Hebels Leben drei Elemente: der Volksdichter, der Geistliche und der Prälat. Die beiden ersten waren ihm Neigung und Beruf, das Prälatenmäntelchen war ihm nur angehängt. Sein innerstes Wesen war eine ruhige Heiterkeit, eine einfache Gemüthlichkeit; sein Geist warf keine Flammen um sich, sondern ein mildes Licht, und oft Funken und Fünklein, die nicht brannten, aber ergözten; sein Wiz verwundete nie, er erheiterte nur. Ein frommer Sinn und eine klare Weltanschauung eigneten ihn zum Geistlichen, und eine bewundernswürdige Gabe der angenehm belehrenden Mittheilung zum Lehrer des Volks und der Jugend. — Hebels Heimath ist das Dorf Hausen im badischen Oberlande, obgleich er bei einem vorübergehenden Aufenthalte seiner Eltern in Basel geboren wurde den 10ten Mai 1760. Sein Vater war ein Bauer. Freunde und sein aufgeweckter Geist bestimmten ihn zum Studium. Weil ihm Alles sehr leicht wurde, strengte er sich auf der Universität nicht übermäßig an, ohnehin arbeitete er lieber selbstthätig, als daß er seinen Geist andern Geistern gefangen gab; zum eigentlichen Gelehrten hatte er wenig Anlage, er soll auch im ersten Examen durchgefallen seyn. Ein kleiner Trost für Leidensbrüder, vielleicht auch ein kleiner Beweis mehr, daß die Examinatoren die Antworten oft trefflich beurtheilen, nur nicht den Mann. Eilf Jahre lang mußte er sich nun nach seiner Aufnahme als Präzeptoratsvikarius in Lörrach mit 550 fl. Gehalt noch unter die Kandidaten zählen lassen. „Bis in das ein-und-dreißigste Jahr meines Lebens," klagte er selbst, „wartete ich vergeblich auf Amt und Versorgung. Alle meine Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. Ich stand noch da, wie der Prophet Jesaias sagt, gleich einem Baume oben auf einem Berge und einem Panier oben auf einem Hügel." — Eine Pfarrei auf dem Lande war immer das Loos, das ihm durch sein ganzes Leben als das beneidenswertheste vorschwebte. Seine Neigung, sein ganzer Sinn strebte vorwaltend dahin. Die Idyllen, die er dichtete, auch zu leben, blieb sein Wunsch. Er wurde an ein anderes Ziel geführt, er war nie Landpfarrer, aber im sechzigsten Jahre noch wiegte er sich so sehr in diesen Gedanken, daß er damals als Prälat eine „Antrittspredigt vor einer Landgemeine" schrieb. Er hätte mit froherem Herzen von der Kanzel einer alten Dorfkirche herab, als von den sammtnen Bänken der ersten Kammer der Landstände gesprochen. Vielleicht stand jenes Ziel sein ganzes Leben lang so lockend vor seinen Augen, gerade weil er es nie erreichte. Die Geliebte schwebt immer in idealerem Glanze vor uns, wenn sie nie unsere Frau wird. Seine Bahn wurde ihm an der Schule angewiesen. An dem Lyceum in Karlsruhe durchlief er alle Phasen des Lehramtes vom Subdiakonus bis zum Kirchenrath und Direktor. Hebel gehörte zu den wenigen Schulmännern, die nicht Pedanten sind. Er hielt auch mit Jean Paul an dem Grundsaze, daß eine Uhr nicht geht, so lange man sie aufzieht, und daß es mit Kindern und jungen Leuten eben so ist. Hebel versteinerte nicht den Geist der Schüler in der Syntax der alten Sprachen, er belebte im Gegentheil die Götter- und Heroengestalten, und ließ uns den Geist des Alterthums ahnen. Durch das Griechische und Lateinische ging nur der Weg hindurch. Er machte die alten Autoren nicht zu Quälgeistern für die Jugend, sondern zu Tempeln für die Götter und das Volk des Alterthums. Sein Lehrtalent war ausgezeichnet. Alle Gegenstände gewannen unter seiner Hand Leben, wenn sie bei Andern zu todten Formen erstarrten; überall hatte er Neigung und Liebe zur Sache erweckt. Mehr bedarf es beim jungen Manne nicht.

In ungestörten Stunden lebte er indeß im Geiste in seiner Heimath, und besang die Sitten und Weisen, das Thun und Treiben, das Dichten und Trachten des Völkchens der badischen Oberländer in seiner eigenthümlichen gemüthlichen Sprache: er wurde der allemannische Volksdichter. Was den Volksdichter macht, ist, daß er aus dem Volke hervorgegangen, mit dessen Neigungen und Gefühlen verwachsen, dessen Charakter in seine Lieder aufnimmt, und im Ausdruck seiner eigenen Gesinnungen dem versteckten Poeten, der in jedem einzelnen wohnt, Worte leiht. Schubart und Uhland sind Volksdichter, und Beranger ist es, aber für Franzosen. Der Stamm der allemannischen Oberländer ist ausgezeichnet durch kräftige, einfache Natur, heiter und bieder, und vor Allem gemüthlich, lachend anzusehen in ihren bunten Trachten, wie ihr eigenes Land, liebliche Thäler mit üppigen Wiesen, mit heiterm Weine geschmückte Hügel und ernste Berge, wohnliche Häuser und alte Schlösser, und zwischendurch die Silberbänder der Bäche und Flüßchen: — o, der Vergleich der Wiese mit einer schmucken Oberländer Dirne lag so nahe! Nur mit heiterm, lächelndem Wohlbehagen lassen sich diese Gegenden betrachten, und auch die Menschen müssen gefallen, und dasselbe Gefühl erregen uns Hebels Gedichte. Das weiß der Oberländer auch recht wohl, wie gut ihn Hebel getroffen hat. Fast bei jedem Bauern trifft man seine Gedichte an. Menzel ließ sich von dem urkräftigen Mittelalter und dessen Dichtern verleiten, als er die allemannischen Lieder geziert und süßlich fand. Sie sind der Ausdruck jenes Volkes, sie sind das Volk selbst in einer poetischen Ausgabe.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. December 1835.

Wer kann sich weg von diesem Bilde kehren,
Und möchte nicht mit brünstigen Geberden
Den Gott im Busen Titians verehren?

Platen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Venedig, den 16ten Sept.

So wenig Zeit mir auch heute, am lezten Morgen vor der Reise, übrig bleibt, muß ich doch schnell noch den Eindruck schildern, den die Titianschen Meisterwerke auf mich gemacht haben. Womit aber anfangen, womit enden, weiß ich nicht, die Bilder verfolgen mich, ich bin berauscht davon, und doch fällt mir das Schreiben schwerer, als irgend früher.

Auch für Titian enthält die Akademie eine höchst belehrende Stufenfolge und Mannichfaltigkeit von Werken. Sie rühmt sich, das früheste und das lezte Bild dieses größten Meisters aufzubewahren: jenes bescheiden in der Art seines Lehrers, jugendlich einfach und ohne besondere Tiefe und Lebendigkeit des Ausdrucks, Glut und Schmelz des Kolorits, dieses mit erblindenden Augen nach lebenslanger Gewohnheit keck hingefegt und gekleckst, in silbergrauen Tönen, auf Effekt berechnet, doch unvollendet. Die dazwischen liegenden Bilder dagegen bezeugen die wundervollste Reife der Meisterschaft. Auf fünfzig Schritt schon leuchtete mir jenes breite, gestaltenreiche Gemälde entgegen, das die Jungfrau darstellt, wie sie, gefolgt von einem langen Zuge, die Stufen des Tempels hinansteigt. Viviani hat es gestochen. Fast die gesammten Vorzüge Titians lassen sich an diesem *einen* Bilde bewundern. Vor Allem die Treue, mit der er Luft, Wolken und Himmel, Landschaft und Architektur, die adeligen Gestalten der Senatoren und der edelsten Frauen, Volk von allen Altern und Ständen, in einer nationalen Lebendigkeit und Frische auffaßte und in so freier Bewegung hinstellte, und doch die vielgestaltigsten Gruppen zu einem so klaren Ganzen abzurunden verstand, daß er die Wirklichkeit und Natur, die ihn umgab, durch die poetische Macht seines eigenthümlichen Genius zur höchsten Wahrheit in Kunst und Natur steigerte und vollendete. In der Mannichfaltigkeit und Partikularität seiner Individuen liegt bei der Großheit, die er bewahrt, etwas Shakespearesches, obschon er zu irgend einer Schroffheit und Härte fortzugehen sich nicht entschließen kann. Denn ihn beseelt durchweg eine heitere Milde, wenn er sich auch einem behaglichen Muthwillen in der Menge der Gestalten und ihrer Gruppirung hin und wieder überläßt. Der rühmenswertheste Zeichner, im Vergleich mit den Größten in dieser Beziehung, ist er nicht, auch blickt ein strenges anatomisches Studium nicht immer aus seinen Figuren heraus, dafür aber thut sich, statt einer bloßen Regelfertigkeit in konventionellen Formen, überall das individuelle Leben, frei und froh von Innen heraus bewegt und beseelt hervor, und wie

es alle großen Koloristen vermögen, weiß auch er durch die Farbenzauberei der Abstufungen und Luftperspektive jeden Mangel der Zeichnung zu ersetzen, und selbst das zu erreichen, wonach der beste Zeichner oft vergebens strebt. Wer diese Magie des Kolorits nicht zu sehen und zu genießen versteht, kann über Titian kein entscheidendes Urtheil fällen. — Die Komposition des genannten Bildes ist reich, doch beim ersten Blick verständlich, die Pracht der Architektur, der Gewänder und Stoffe von weiser Enthaltsamkeit gezügelt, der Ausdruck religiös, nicht eben allzuvertieft, doch auch die Tiefe nicht zu vermissen, obschon mehr eine weltliche Würdigkeit, als ausschließlich religiöse Andacht vorherrscht. Was mich aber immer von Neuem hinriß, war das wundervolle Kolorit. Es ist, als beständen die Farben aus lauter durchsichtigen Edelgesteinen, und doch sind alle so zart verschmolzen und dadurch in den Gegensätzen von solcher Milde, daß sich eine wohlthätigere Erholung für's Auge nicht finden läßt. In früheren Jahren hatte ich besonders die älteren Niederländer bewundert, welche das direkteste, scharffunkelnde Roth, das leuchtendste Blau, das intensivste Grün und goldigste Gelb, mit einem Worte, die Lokalfarben einklangsvoll neben einander stellen. Solch eine Art des Farbenglanzes findet sich hier nicht. Es ist eine ganz andere Glut und Harmonie. Jede Farbe, in sich schon mit den übrigen vereinigt, scheint aus sich selber zur andern herüberzuspielen, und das Grundprinzip des Regenbogens alle Lokaltöne prismatisch zu brechen und in allen ihren verwandten Stufen und Nüancen zum reinsten Ineinanderklingen zu stimmen und zu verschmelzen. Die höchsten Lichtpunkte, wie sehr sie auch blitzen, sind leise gedämpft, und über das Ganze zieht sich ein süßer Reiz, ganz ohne Weichlichkeit, immer noch ernst, männlich, in großartigem Styl mit einer unabsichtlichen Unschuld hin, als sey es die Natur selber, die hier mit Künstlerauge und Titianscher Hand sah und vollendete. Bis zu einer unbegreiflichen Magie im Kolorit bringt es jedoch dies Bild noch nicht, sondern zeichnet sich durch ein festes Maß auch in dieser Beziehung aus. Und doch leuchtet eine fortdauernde Farbenbegeisterung während des Schaffens überall hindurch.

Wie vollständig mir dies Werk auch den ganzen Titian darzustellen schien, so zeigten mir ihn andere dennoch von einer durchaus andern Seite, besonders ein Johannes der Täufer; die edelste, aufrecht stehende, nackte Gestalt mit etwas schmerzhaft ernsten, männlichen Zügen, von einer Regelmäßigkeit, Harmonie und Schönheit des Gliederbaus und Gesichts im Sinne der Antike, daß ich auf Titian nicht würde gerathen haben, wäre einem Andern als ihm eine solche Glut des Kolorits, und solch ein Sonnengold der Landschaft zuzuschreiben gewesen. Es war, als hätte sich die Skulptur hier mit der Musik der Farbe in einem selbst wieder plastischen Ernste vereinen wollen. Von ähnlicher Art waren auch kleinere Bilder, welche als Wandverzierung ein Zimmer in der Scuola di S. Giovanni Evangelista geschmückt hatten: einzelne Engelsköpfe, Masken, die Embleme der Evangelisten, zur Seite je eine männliche und weibliche sitzende Figur, von Raphaelischer Schönheit in durchweg Titianschem Kolorit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine und niedere Industrie zu Paris.

(Fortsetzung.)

Außer diesen allgemeinen industriellen Kategorien stößt man in den privilegirten Zeiten noch auf ganz absonderliche Einzelnheiten und Eigenheiten, wahre Urtypen, einzig in ihrer Art, welche aus diesem Meere der Industrie als Urfelsen hervorragen. Dahin rechnen wir z. B. die Industrie jenes Buckligen, zur Zeit, als das Law'sche System in Frankreich blühte, welcher sich ein bedeutendes Vermögen erwarb, indem er den Spekulanten der Rue Quincampoix, einer vergriffenen Ausgabe der Chausée d'Antin, seinen Buckel lieh, dessen die eiligen Mäkler sich für eine geringe Bezahlung als Stehpult zum Schreiben bedienten, wenn sie ihre Verträge unterzeichneten. Auch gegenwärtig hat die Pariser niedere Industrie noch manche Eigenheiten aufzuweisen, die man nicht füglich anführen kann, ohne in gesitteter Gesellschaft Skandal zu erregen. Halten wir uns daher an die Allgemeinheiten dieser Industrie, welche ihr Geschäft unter freiem Himmel, auf offener Straße betreibt, einer regelmäßigen Analyse aber unter den Händen fortlauft und von den Encyklopädisten nie unter die gehörigen Klassen gebracht werden kann; das ist jene kleine, oder um französisch zu reden, pittoreske Industrie, ohne Feuer und Obdach, jene die Vorübergehenden kneipende und zwickende Hellerindustrie, welche zwischen dem Rinnstein in der Mitte der Straße und dem Trottoir längs den Häusern ihr Wesen oder vielmehr Unwesen treibt, hinten von oben bis unten beschmutzt, aber vorne ganz malerisch ist. Wahrlich, man kann in Paris nicht mehr über die Gasse gehen, ohne diesen sonderbaren Handelsleuten zu begegnen und ohne mit dem Fuße in ihre phantastischen Ausstände zu treten. Wenn ich mich nur von meinem Hause (Rue Guénégaud) nach der Rue Vivienne, etwa 2000 Schritte weit, begebe, so bietet mir hier Einer seine Gilets zu 3 Franks 50 Cent. an, und dort hält mir ein Anderer seine crayons impermeables entgegen; zehn Schritt weiter preist ein Dritter seine chaines de sûreté, und ein Vierter seine gefundenen

Brillen zum Verkaufe an, noch weitere zehn Schritte, und ein Fünfter schreit seine Zahnstocher und Ohrlöffel zu einem Sou, seine boutons de chemises à 5 sous, seine cordons pour les cannes, oder seine cannes à 20 sous aus. Ein närrischer industrieller Kauz stand diesen Sommer am Ausgang der Galerie Vivienne. Der Mann beschäftigte sich nämlich damit, auf einem Brette Maikäfer festzumachen, welche so weit fest in Papier eingewickelt waren, daß sie nur den obern Theil des Körpers frei hatten. Mit den Füßen hielten sie kleine, zierlich geschnizte Stäbchen, welche diese armen Gefangenen bei ihren Versuchen, die sie beengenden Fesseln zu sprengen, hin und her bewegten. Zwei und zwei waren immer so einander gegenübergestellt, daß die Stäbe sich gegenseitig berührten, wodurch das Ganze nicht übel das Ansehen einer Myrmidonenschlacht bekam. Eine vom Brantweintrinken heisere Stimme machte den Kriegsherold: Voyez, Messieurs et Mesdames, les hannetons qui font l'exercice et livrent bataille; ils peuvent rester pendant vingt-quatre heures dans cette position, sans crever; la paire de combattans 2 sous! In dem Kranze, welcher sich jedesmal um dieses thierquälerische Schauspiel bildete, habe ich oft höchst vornehme und elegant gekleidete Damen, sogar Mütter bemerkt, welche, nachdem sie eine Weile den Spaß mit angesehen und angehört, sich am Ende doch bereden ließen, ihrem jüngsten Kleinen ein Kämpferpaar zu kaufen.

Dieser Klein-, oder richtiger Scheinhandel, erfordert einen gewandten, unternehmenden Kopf, aus welchem Bedürfniß offenbar der Koryphäe jener niedern Pariser Industrie, der Anbrenner, allumeur, hervorgegangen ist. Das ist ein wahrer Brander, welcher gegen die Käufer auf ruhiger See ausgeschickt wird, gehört übrigens zu den bemerkenswerthesten Gestalten des neunzehnten Jahrhunderts. Die Amtsverrichtungen eines solchen Allumeurs beschränken sich ganz einfach darauf, vor einem Ausstande zu stehen und sich das Ansehen zu geben, als ob er die ausgelegte Waare genau untersuchte. Wenn ein Käufer sich nähert, wirft der Allumeur zum zweiten Male die Angel aus; er läßt geschickterweise einige lobpreisende Worte fallen, bezahlt den verlangten Preis, ohne zu feilschen, und stellt sich hocherfreut, einen so glücklichen Kauf gemacht zu haben. Der Anbrenner ist in der Regel ein Mann von ganz ehrbarem Aussehen, gesezten Alters, halbwegs wohlbeleibt, trägt einen starken, schönen Backenbart, einen langhaarigen Seidenhut und einen Ueberrock à la propriétaire. Lange bevor diese Industrie auf die offene Straße herunterkam, war sie in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bekannt und üblich. Vorsichtige, besorgte Mütter hatten sie erfunden, indem sie ihren erwachsenen Töchtern einen seelenreinen, ergebenen Vetter an die Seite gaben, einen unschuldigen Lockvogel, welcher als Aushängeschild für die Mannbarkeit der jungen Mädchen diente. Die politischen Theriakskrämer und literarischen Dunstverkäufer in Paris lassen es auch daran nicht fehlen. Alle Komödien, welche in der Welt gespielt werden sollen, brauchen nothwendig diesen Vertrauten, dem der Charlatanismus auf offenem Markte, als er ihn für seine modernen Interessen in Anspruch nahm, nach seiner kräftigen Redeweise den zwar etwas rohen, aber doch bezeichnenden Namen allumeur gegeben hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Kind.

Die Mutter lag im Todtenschrein,
Zum lezten Mal geschmückt,
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie erblickt.

Das lange, weiße Todtenkleid,
Mit Schleifen reich besezt,
Mit Guirlanden überstreut,
Das kleine Kind ergözt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt dem Kindlein sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:
Du, liebe Mutter, gieb
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch so lieb!

Und als die Mutter es nicht thut,
Da denkt das Kind für sich:
Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So thut sie's sicherlich;

Schleicht fort, so leis' es immer kann,
Und schließt die Thüre sacht,
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

K. F. Hebbel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Fortsezung.)

Hebels Denkmal.

Eine andere Gelegenheit, sein Talent der volksthümlichen Mittheilung zu zeigen und anzuwenden, fand Hebel in der Aufforderung, den Kalender zu schreiben. In der einfachen, gemüthlichen Erzählung, bald mehr komisch, bald mehr rührend, ist Hebel vielleicht unübertroffen. Er gründete den rheinländischen Hausfreund, und verfaßte ihn von den Jahren 1808 bis 1815. Es wurden damals

jährlich 30 — 40.000 Exemplare davon abgesezt. In diesem Schazkästlein der trefflichsten Unterhaltung zeigte sich Hebel so, wie er unter seinen Freunden war, wenn er, der Behaglichkeit folgend, sich ganz gehen ließ. Wenn er im Museum in Karlsruhe mit seiner täglichen Gesellschaft Abends bei einer Pfeife Tabak um den runden Tisch saß, und nicht durch Aktenlesen verstimmt war, da verbreitete er Leben und Heiterkeit im ganzen Kreise, und launige Neckereien, muntere Wizworte und Geistesfunken flogen nach allen Seiten hin. Kein stechender, bitterer Wiz kam aus seinem Munde; seine Treuherzigkeit schaute überall durch und erhöhte nur die Anhänglichkeit an ihn. Ich habe nie Jemand ihm etwas Uebles nachsagen hören; ich glaube, er hatte keine Feinde. Eine gut gemeinte und schlecht verstandene Geschichte im Hausfreund für 1815: „der fromme Rath,“ bestimmte ihn, diesen den lezten Kalender von seiner Hand seyn zu lassen. Ein Handwerksbursche begegnet nämlich nach jener Erzählung auf einer Brücke zwei Prozessionen, zwischen denen er in der Mitte steht, in Verlegenheit, vor welcher der Monstranzen er das Knie beugen, welcher er den Rücken wenden soll. Da deutet der eine Priester nach dem Himmel, und der Junge folgt dem frommen Rath. Ein beigegebener Holzschnitt machte die Erzählung anschaulicher. Die Katholischen schrien Zeter, und die spätern Exemplare wurden daher ohne diesen frommen Rath ausgegeben. Das verdroß Hebel, und er zog sich gänzlich davon zurück.

Hebel war indeß Kirchenrath geworden und Mitglied der obersten Kirchenbehörde, und somit Kanzleiherr, und mußte „Berichte schreiben, Buch und Rechnung führen, Akten lesen, examiniren, kastigiren, Zeugnisse fertigen;“ das hieß für ihn, wie er selbst an einen Freund schrieb, „täglich sterben.“ Die Scheu, die er vor Akten und Kanzlei hatte, zeigt sich auch in einem Scherze, wo er bei Recitiren einer seiner Trugcharaden, „Hofrath,“ für den Schluß: „Mein Ganzes lebt und sizt auf der Kanzlei,“ eigentlich eine Aenderung für noch passender erklärte: „Lebt auch mein Ganzes nicht, sizt's doch auf der Kanzlei.“ Als die badische Verfassung 1819 in's Leben geführt wurde, erstieg er noch die lezte höchste Stufe, und wurde der erste badische Prälat. Als solcher hatte er seinen ständigen Siz in der ersten Kammer der Landstände. Alle diese lästigen Kollegialgeschäfte, die öffentlichen Sizungen, die Anforderungen der Politik entzogen ihn seinem stillen, beschaulichen Leben und führten ihn in Regionen, wo er sich nicht wohl fühlte. Er hatte Zutritt bei Hofe, der Adel zog den Herrn von Hebel in seine Soirées, er war zu rücksichtsvoll, um ein für allemal diese Einladungen zurückzuweisen, aber er bewegte sich beengt auf diesen Parquetböden, er, der sein Leben lang keinen Handschuh an die Finger brachte, und der Duft von Thee und Wohlgerüchen saß ihm auf die Brust und ließ kein wiziges Wort aus der Kehle. Er bezahlte die Ehre der Hoffähigkeit mit seinem heitern Humor; das Prälatenkreuz lag ihm schwer auf der Brust, und das schwarze Mäntelchen erstickte alle jovialen Einfälle. Sein idyllischer Sinn ließ ihn zu wenig Geschmack an Politik finden, als daß er in der ersten Kammer eine Rolle hätte spielen sollen, die man seiner Rednergabe und seinen Kenntnissen und Einsichten nach von ihm erwartet hatte. Als Prälat wäre Hebel nie berühmt geworden, wenn er es nicht als Dichter und Lehrer gewesen wäre. Eine seiner lezten Arbeiten, die er in dieser Zeit noch mit Liebe fertigte — denn das Dichten gab er als Prälat auf — war die Bearbeitung der biblischen Geschichten. Sie sind in der einfachen, gemüthlichen, ihm ganz eigenthümlichen Weise erzählt, die der Jugend und dem Volke so nahe liegt. Aber gerade darum fanden sie die Geistlichen zu individuell, sein Biograph meint, es müßten, um sie als Schulbuch benuzen zu können, manche unrichtige oder im Ausdruck verfehlte Stellen vorerst verbessert werden, und so unterwarf sie denn auch die vorjährige evangelische Generalsynode einer Purifikation. Es entstand nun daraus ein Ding wie die Uebersezung der allemannischen Gedichte in's Hochdeutsche. Hebel, den die Prozeduren der katholischen Geistlichkeit bei seiner Kalendergeschichte schon so sehr gekränkt, hätte es sich nicht träumen lassen, daß er sogar von seinen eigenen Amtsgenossen verkezert werden würde. — Ich habe nichts mehr von ihm zu berichten, als daß er auf einer Geschäftsreise in Schwezingen erkrankte und starb. Es war den 22sten September 1826. Er wurde sechs-und-sechzig Jahre alt. Fremde, welche des Gartens wegen jene Stadt besuchen, haben nun dort eine Merkwürdigkeit mehr zu sehen: das Grab des allemannischen Dichters.

Seit Hebels Tode beschäftigte seine Freunde und Verehrer immer wiederkehrend der Gedanke, ihm ein Denkmal zu errichten. Es unterblieb bisher die Ausführung, weil man sich nicht vereinigen konnte, ob die Stelle seiner Heimath, seines Todes oder seiner Thätigkeit es besizen sollte; derselbe Streit, der sich um Schillers Denkmal wiederholt. Mit dem Entschluß, daß es in Karlsruhe stehen solle, sezte sich auch dessen Vollendung in's Werk. In dem Schloßgarten daselbst, wenn du in dem Schatten dicht verschlungener, natürlicher Laubgänge in den englischen Parkanlagen hinwandelst, umfängt dich tiefe Stille, und deine Gedanken stört oder weckt kein Geräusch, als die sanften Töne der Nachtigall; du dringst immer tiefer durch das Dickicht, und überrascht stehst du auf einem kleinen, runden Rasenplaze, eingefaßt von wie natürlich sich darum herdrängenden Baumgruppen der verschiedensten Art, die ihre Zweige fast zu einer Kuppel zusammenwölben, und, eine majestätische Rotonde der Natur, nur dem Himmel über sich Raum lassen. Auf diesem Plaze erhebt sich auf einem steinernen Sockel das Denkmal von Gußeisen, als gothischer Aufbau leicht emporsteigend, der Schwere des Metalls zum Troze, und sich schließend mit einer zierlich aufrankenden Bedachung, die sich über der bronzenen Büste des Dichters wölbt. Die Uebereinstimmung des Plazes und des Denkmals, der Natur und der Kunst ist von wohlthätiger Wirkung. Der viereckige Untersaz trägt die verschiedenen Inschriften. Die Vorderseite:

Joh. Peter Hebel.
geb. d. 10. Mai 1760.
gest. d. 22. Sept. 1826.
Dem vaterländischen Dichter errichtet unter Großherzog Leopolds Regierung von seinen Freunden u. Verehrern. 1835.

Auf der Rückseite der bekannte Vers Virgils:

„Immer bleibet dir Namen und Ehr' und ewiger Nachruhm.“

Auf den beiden Seiten lesen wir Strophen aus Hebels Gedichten, wie wenn er selbst zum Beschauer spräche und ihm freundlichen Rath gäbe:

„... wenn de amme Chrüzweg stohsch,
und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still, und frog di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.“

Zur andern Seite endlich:

„Und isch's so schwarz und finster do,
se schine d' Sternli no so froh,
und us der Heimeth chunnt der Schi,
's muß lieblich in der Heimeth sy!“

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. December 1835.

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel!

Klopstock.

Der Alexandriner.

Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — solch ein Thier bewältiget kein Schah,
Kein Emir, und was sonst in jenen
Oestlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt; —
Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf? wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

Wie es geschrieben steht, so ist dein Wiehern: Ha!
Ausschlagend, das Gebiß verachtend, stehst du da;
Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; dein Auge blitzt, und deine Flanke schäumt: —
Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt,
Und mit Franzosenwitz geschulet!

Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur;
Ein Heerstraßgraben ist die leidige Cäsur
Für diesen feinen, saubern Alten.
Er weiß, daß eitler Muth ihm weder ziemt, noch frommt:
So schnäufelt er, und hebt die Hüflein, springt, und kommt
An's and're Ufer wohlbehalten.

Doch dir, mein flammend Thier, ist sie ein Felsenriß
Des Sinai; — zerbrecht, Springriemen und Gebiß! —
Du jagst hinan — da klafft die Ritze!
Ein Wiehern und ein Sprung! dein Hufhaar blutet, du
Schwebst ob der Kluft; dem Fels entlockt dein Eisenschuh
Des Echos Donner und des Kiesels Blitze!

Und wieder nun hinab! wühl' auf den heißen Sand!
Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren.
Nicht achte du den Schweiß! — sieh', wenn es dämmert, lenk'
Ich langsam seitwärts dich, und streichle dich, und tränk'
Dich lässig in den großen Meeren.

Ferd. Freiligrath.

Kleine und niedere Industrie zu Paris.

(Fortsetzung.)

Eine andere Industrie dieser Art, welche namentlich den Fremden auffallen mag, ist der Annoncenaustheiler. Die Annonce ist gegenwärtig das Schwungrad, das in der Handelswelt Alles in Bewegung setzt und ohne

welches nichts mehr von der Stelle geht. Die Pariser Annonce hat alle Mauern bedeckt, sogar die Schornsteine beschrieben; sie geht in den Straßen der Hauptstadt spazieren, nimmt die vierte Seite der großen, ernsthaften Journale ein und deckt durch diesen Einfall sehr oft die Anforderungen des Fiskus, welcher unbarmherzig für die Presse ist. Außerdem hat aber die Annonce noch eine eigene Art von Industrie geschaffen, indem sie an allen Straßenecken Männer in pittoreskem Kostüme aufgepflanzt hat, welche jedem Vorübergehenden ihren unbeugsamen Arm entgegen strecken und allen Leuten Prospektus aufdringen, auf denen zu lesen steht, wo man wasserdichte Hüte, landwirthschaftliche Zeitschriften, Mittagessen zu 17 Sous haben, und Pfandscheine des Leihhauses oder alte Tressen kaufen kann.

Diesen kleinen industriellen Leuten, in der That von sehr gebrechlicher Natur, begegnet es nicht selten, daß sie in Streitigkeiten mit der Justiz gerathen, und die Gazette des Tribunaux hat uns in ihren Spalten mehrere dieser originellen Handelsbeflissenen aufgedeckt. Dahin gehört z. B. der von jenem Blatte unter dem Namen employé aux trognons de pommes aufgeführte Apfelschalenwächter im Théâtre des folies dramatiques, gleichsam als eine zweite himmlische Vorsehung angestellt, um darüber zu wachen, daß die Nascher des Paradieses den Leuten des Parterres keine Apfelschalen oder sonstige verstümmelte Trümmer ihrer Schmausereien auf die Köpfe werfen. Im Sommer gibt es auch in den Boulevardstheatern eigene Angestellte, welche sorgfältig auf die Maikäfer Obacht geben, von welchen artigen Thierchen die Spaßvögel aus dem Marais böswilligerweise oft ganze Hände voll, und zwar an den pathetischsten Stellen des Melodrams loslassen; ein gottloser Spaß, den die Theaterdirektion der öffentlichen Rührung wegen nicht dulden darf. Dieses Verbrechen der Rührungs-Beleidigung wird gewöhnlich mit Verbannung in's Theater der Mad. Saqui bestraft.

Unter den Industriebeflissenen, welche sich mit Vorbedacht, Gewalt, Hinterlist, kurz mit allen Anzeichen deutlich ausgesprochener Gaunerei auf das Publikum stürzen, heben wir besonders Einen hervor, welcher den Käufer und Zuschauer im eigentlichsten Sinne des Worts beim Kragen nimmt; wir meinen nämlich den Dégraisseur, welcher angeblich Fett- und andere Flecken aus den Kleidern macht. Dieser Ehrenmann hält sich gewöhnlich auf den Boulevards oder Quais auf. Um die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln und um seinen Ausstand herum die größtmögliche Anzahl von Fracks zu versammeln, lockt er die Vorübergehenden in der Regel durch das Schauspiel einiger Schlangen und Vögel herbei, welch leztere so abgerichtet sind, daß sie sich todt stellen und unbeweglich auf dem Rücken daliegen. Sobald der Kreis sich gebildet hat, durchfliegt der Dégraisseur mit einem Adlerblick die Reihen der Umstehenden, und indem er geraden Wegs auf das ehrlichste und gutmüthigste Gesicht zuschreitet, faßt er mit der einen Hand den Kragen des Fracks und läßt mit der andern den weißlichen Schaum seiner Seife auf den ganz saubern Umschlag tröpfeln. Während der auf diesen raschen, unvermutheten Ueberfall nicht gefaßte Patient sich einer unerbetenen Wohlthat, die sich in ganzen Strömen über seine Kleider ergießt, zu erwehren sucht, hält der Dégraisseur den sträubenden Frack fest und beginnt unverdrossen seine Demonstration: Voyez, Messieurs, cet habit fesait mal à voir, tant il était malpropre. Jamais je n'avais vu quelque chose d'aussi sâle et d'aussi dégoutant que l'habit de Monsieur. Mon savon va faire disparaître toutes ces souillures. Nach diesem pathetischen Exordium beruhigt sich der Patient, und der Doktor fährt fort: Voyez, Messieurs! j'imbibe le revers, je frotte l'étoffe légèrement, puis plus fort, je la mouille, je l'essuie; il n'y a plus rien. Examinez! und indem er das geängstigte Schlachtopfer losläßt, schließt er tröstend: Monsieur peut maintenant marcher la tête haute et se présenter dans les meilleures sociétés. Ce n'est que 5 sous, Monsieur, et ce morceau de savon vous appartient. Vergebens sträubt sich der also genothzüchtigte Held des Drama's, auch noch diese Kontribution zu entrichten; was hilft's? um nur mit Ehren davonzukommen, muß er noch obendrein den ausgestandenen Augenblick Scham bezahlen, nachdem er dem industriellen Jünger Merkurs zuvor als Gegenstand des Spottes gedient hat. Ich habe kürzlich auf dem Boulevard Montmarte einen unglücklichen deutschen Landsmann gesehen, welchen ein Dégraisseur über eine Viertelstunde, zum Ergötzen der umherstehenden Menge, unter seinen Klauen hielt.

Ein würdiges Gegenstück zu diesem Kleiderfleckenreiniger ist der Pariser Décrotteur. Dieser Stiefelwichser ergreift Einem unversehens den Fuß, sezt denselben auf seinen Wichskasten und bürstet lustig darauf los, indem er nebenher den Vorübergehenden noch den Glanz seiner englischen Wichse anpreist. Wenn er mit der Arbeit halb fertig ist, fordert er seinen Lohn, und wenn man ihm denselben verweigert, läßt er Einen mit einem blanken und einem schmutzigen Stiefel abziehen.

Der Dritte in diesem Bunde ist der öffentliche Zahnauszieher, arracheur de dents, welcher den Leuten, besonders den gemeinen Soldaten, die Zähne unter Pauken- und Trompetenschall ausreißt, auch Heilmittel gegen Zahnweh und Hühneraugen verkauft. Alle diese Gewerbsleute in Duodez müssen, wenn sie Zuspruch haben wollen, eine nicht gewöhnliche Beredsamkeit entwickeln; denn bevor sie auf ihren eigentlichen Zweck zu

sprechen kommen, müssen sie das Publikum mit allerlei Schnurren und Anekdoten unterhalten, welche extemporirt werden, da sie der Fassungskraft der Mehrzahl unter den Zuhörern angepaßt seyn wollen. Ein störendes Ungefähr gibt oft die Veranlassung zu einem glücklichen Einfall und zu einer reichlicheren Einnahme. Ein Bänkelsänger hatte eines Nachmittags in den Champs-élysées einen großen Kreis andächtiger Zuhörer um sich versammelt, in den plötzlich ein kleiner Hund eindringt, welcher durch sein fortwährendes Gebell Spiel und Gesang unterbricht. Der Tonkünstler läßt die Geige ruhen und fährt den kleinen vierfüßigen Störenfried an: Veux-tu bien te taire, vilaine créature de chien! est-ce que tu sais de la musique? Ah, oui, il est artiste, parcequ'il a la queue en trompette. Ein donnerndes Gelächter verjagte den Hund mit dem geringelten Schwanze aus dem Zuhörerkreise.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Nun erst, nachdem ich auch diese Seite des Titianschen Genius kennen gelernt hatte, verstand ich seine berühmte Himmelfahrt der Maria ganz zu genießen. Ich muß sie dir schildern, wie klar ich auch weiß, jede Schilderung müsse mißlingen. Unten im Schatten die Jünger, wie von Nacht halb umdunkelt, in gewaltsamer Bewegung durcheinander geschlungen, im Gliederbau gedrungen, irdische schwere Gestalten, ohne höheren Adel des Geistes; aber wie durch ein blendendes Entzücken leiblich und im innersten Gemüth, unabweislich, mit allen Sinnen entrückt, streben sie empor, und doch verwirrt fast, mit Kampf und Mühe; das Leben, Wirken, Verkünden hält sie, und zwingt sie zur Welt zurück. Im obersten Theil Gott Vater, machtvoll, verschwebend, wie in körperlicher Schöpfergewalt hinfliegend, ein Licht- und Engelsglanz um ihn her. In der Mitte Maria auf Wolken; nicht blendend und brennend, aber ewig warm und unbewegt zittert ein unergründliches Lichtmeer leise in bräunlicher Goldglorie um sie her. Fest steht sie da, rothglühenden, flatternden und doch farbenstillen Gewandes, eine venetianische Maria, voll, gesund, den Kopf emporgehoben, die Arme aufwärts gebreitet, nicht mit erschreckendem, aber mit Wonne hoffendem, Seligkeits-sicherem Auge. Umher in Sichelform eine Krone von Engeln; einige Wolken tragend, andere übermüthig spielend, begrüßend, anbetend, die Meisten nackt, derb und tüchtig, einige Raphaelisch, in einem überraphaelischen Schimmer des Fleisches, das ganz Blut und Glut, doch in seiner lebensvollen Farbenbeseelung nichts Fleischliches mehr an sich trägt; alle in wimmelnder Bewegung durcheinander, doch klar gesondert und gruppirt, und so menschlich, so heimisch und froh, als gäb' es für den Menschen über den Wolken nur solche Kindergesellschaft, nur solche Genossen kecker, kindlicher Seligkeit. Auch in diesen Regionen kann Titian dieser gesunden Sinnlichkeit, dieser Pracht und Fülle der menschlichen Gestalt, dieses frohen Farbengottesdienstes der unschuldigsten Nacktheit nicht entbehren. Und doch ist auch hier wieder über das Ganze, bei allem Jubel, ein Ernst, eine einfache Kraft der Farbe verbreitet, welche auch das weltlich Frivolste würde noch adeln und ehrwürdig machen können.

Nach diesem Bilde ist es fast unmöglich, noch von den Schülern Titians zu sprechen, obschon ich vor Bonifazio keinen geringen Respekt bekommen habe; die meisten Bilder, welche hier seinen Namen tragen, würden in vielen deutschen, englischen und französischen Galerien als Titiansche Werke paradiren, und ich würde selber den Schüler und Meister verwechselt haben, wäre mir der Vergleich nicht so nahe vor die Augen gerückt, und wären Bonifazio's Gestalten nicht markloser, weniger von Innen her belebt, im Ausdruck abgeschwächter, und im Vergleich mit Titian verblasen gewesen. Dagegen lernte ich Paul Veronese hier erst vollständig lieben und verehren. Erst nachdem ich Venedig gesehen, verstehe ich seine riesenmäßigen Kompositionen, wie die Hochzeit zu Kana in Paris, und hier in der Akademie das convito del signore in casa di Levi. Bei Veronese ist es die ganze weltliche Pracht der meerbeherrschenden Stadt, ihr Völkerverkehr, der Luxus in Stoffen und Gewändern, die Majestät ihrer weiten Marmorbauten, das Gewühl in ihren Straßen und auf ihren Plätzen, der Pomp ihrer Feste, welche sich auch in der Darstellung religiöser Gegenstände geltend macht. Der religiöse Ausdruck, die Innigkeit der Andacht muß sich bei solchem äußern Prunk zwar in den Hintergrund zurückgestellt sehen, wie denn auch bei diesem Gastmahl nur der mittlere Theil des Bildes, dicht um Christus her, an Heiligkeit erinnert, während zu beiden Seiten das bunteste Leben sich wie in einem rauschenden Farben- und Gestaltenreigen in rascher Lustigkeit hin und wieder bewegt; ebenso haben die einzelnen Figuren nicht mehr die volle Identität der Titianschen Gestalten, dafür thut sich aber eine Vornehmheit der Pracht hervor, eine Gewalt der Phantasie in Beherrschung so ungemessener Flächen und Vertheilung der Figuren, Gruppen, der Architektur, Beleuchtung, Farben, eine Sicherheit des nie irrenden, mit geübtester Meisterschaft hinfliegenden Pinsels, eine Berechnung der Luftperspektive in allen Abstufungen und

Nüancen, welche nur die vollendete unabsichtliche Wirkung, nicht aber die Berechnung durchblicken läßt, und in allen diesen Vorzügen zugleich an der Grenze des Extrems noch ein Maß und eine Würdigkeit behält, daß nur der lieblichere Reiz, die süßere Milde bei aller unbeschreiblichen Kraft fehlt, um Paul Veronese mit Titian auf gleiche Stufe zu stellen. Hauptsächlich das hiesige Gemälde schimmert im vollsten Silberglanz einer unbeschreiblichen Helligkeit, wie ich sie hier in der Akademie nur in einem prächtigen Bilde von Paris Bordone ähnlich wiedergefunden habe. Die Gruppirung in den großen Massen ist von der klarsten Einfachheit, und die Luft und Architektur in der Nähe und weitesten Entfernung von solch einer Wirkung, daß man gestehen muß, Paul Veronese, obschon er gegen Titian im Ganzen zurücksteht, habe nach gewissen Seiten hin dennoch wieder einen Schritt vorwärts gethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Beschluß.)

Hebels Denkmal.

Ich kann es für keine passende Art der Inschrift auf ein Denkmal halten, ihn, zu dessen Ehren es dasteht, die Beschauenden anreden zu lassen mit einem beliebigen Stammbuchverse, mit einer Sentenz, die in keiner andern Beziehung zu ihm steht, als daß er sie gemacht hat. Die Mit- oder Nachwelt sezt ihm das Monument, und somit auch die Inschrift. Die Anreden auf Leichensteinen, das Sta viator! haben einen ganz andern Ursprung, und immer wird dann die Stimme aus dem Grabe von sich selber reden. Jedenfalls vertrüge sich dann der Virgilsche Vers, der dem Manne des Denkmals selbst gelten soll, nicht mit seinen eigenen Sprüchen. Oder soll diesen der Geist der Geschichte der Menge zurufen, und hat ihn deßhalb übersezt? Er selbst, der Kundige des Alterthums, hätte gewiß vorgezogen das

„Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt.“

Au einem schönen Herbstmorgen sah man einen langen Zug Menschen sich über den Schloßplatz in Karlsruhe nach dem Schloßgarten zu bewegen. Er war eigenthümlich bunt gemischt, nicht von Uniformen und Epauletten, und auch nicht von farbigen Straßburger Hüten und Pariser Shawls. Heiter, doch ehrfurchtsvoll zog die Menge mit. Ein Fremder, der nach der Bedeutung gefragt, hätte erfahren, daß Hebels Denkmal enthüllt werden solle. Was dem Zuge das Farbenspiel gab, das waren Abgesandte aus der Heimath des Dichters, aus dem innern und äußern Schwarzwalde; voran schmucke Dirnen und junge Bursche in ihren eigenthümlichen, so verschiedenen, lachenden, malerischen Trachten, mit Blumen und Früchten, mit Sicheln und Sensen, und es fehlten auch nicht die, welche reiche Weinranken mit reifen Trauben wie Thyrsusschwinger trugen. Ihnen folgten alte Männer aus jenen Gegenden, die mit dem jungen Peter noch in die Schule gegangen waren, oder den Herrn Präzeptoratsvikarius in Lörrach noch hatten predigen hören. Alle diese wollten ihren Dichter kränzen. An diesen bunten Theil schloß sich der lange, schwarze, städtische Zug an: voran sein zweiter Nachfolger in der geistlichen Würde mit dem goldenen Kreuze und dem schwarzen Mäntelchen. Möge er sie leichter tragen als der, dem sie zuerst umgehängt wurden! Ihm zur Seite und nach ihm die oberste Kirchenbehörde und die Geistlichkeit, die Professoren der Lehranstalt, der Hebel einst vorstand, theils noch Kollegen, theils seine Schüler, und den Zug beschließend die große Menge seiner Freunde, seiner Verehrer, seiner Schüler. Er hat deren Viele gehabt. „Vielleicht zweitausend Jünglinge,“ sagt er in jener Antrittspredigt vor einer Landgemeine, „habe ich in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Viele von ihnen erfreuen mein Antliz, wenn ich sie nun als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wieder sehe. Manche von ihnen stehen schon lange in geistlichen Aemtern, und manches fromme Wort, das ich hie und da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott! es trägt vielleicht jezt reichliche Früchte, ohne daß ich's weiß.“ — An dem Bestimmungsorte angelangt, ordnete sich die Menge auf dem kleinen Platze, so gut es ging. Das Monument war verhüllt, die Sonne hatte sich hinter aufsteigende Wolken verborgen, die Menschen standen lautlos, in Ehrfurcht einem erhabenen Augenblick entgegen harrend, kein Blatt bewegte sich im Winde. Von einer andern Seite kam zu Fuß der Großherzog in bürgerlicher Kleidung, und die Großherzogin, von ihren Kindern umgeben, von kleinem Gefolge begleitet, in dem festlichen Kreise an, und nahmen den vordersten Platz, dem Denkmal gegenüber, ein. Nun trat ein ältlicher Mann hervor, schwarz gekleidet — ich glaube, es war der Adjunkt — und hielt dem Dichter, dem Lehrer, dem Freunde eine Rede voll Wahrheit und Innigkeit. Und wie er geendet, so fiel die Hülle herab von dem Standbilde, und Hebels Büste sah freundlich auf die Menge nieder. Diese aber begrüßte ihn jubelnd mit einem schallenden „Hoch.“ Die Landmädchen legten ihre Blumen und Früchte vor ihm nieder als freudiges Opfer, und die Bursche schlugen ihre Sensen aneinander, daß es dröhnte, und schwangen ihre Thyrsusstäbe; die Sonne aber trat an den blauen Himmel hervor, und die Bäume regten sanft ihr Laub. Um auch den Enthüllten mit freudigen Worten zu begrüßen, schritt ein Mann vor die Menge hin, und begann. Doch als ich seiner Rede lauschen wollte, da — erwachte ich plözlich, und es fiel mir schwer aufs Herz, daß diese ganze Ovation nur ein Traum gewesen seyn sollte, ein nichtiger, flüchtiger Traum.

Den andern Tag bekam ich zufällig die Zeitung in die Hand, und las zu meinem größten Erstaunen, daß gestern, den 17ten September 1835, das Denkmal Hebels enthüllt worden sey. Ich fragte da und dort, es hatte Niemand etwas davon gewußt, die Stadt hatte kein Fest gefeiert. Der Vorstand des Unternehmens ging an dem trüben Tage unter Regenschirmen zu dem Denkmal hin, auf dessen Bitte fand sich auch der Großherzog nebst der Großherzogin und den Prinzen dort ein, und nun wurde die Kapsel hinweggenommen. Alle Anwesenden fanden die Arbeit recht schön, und gingen befriedigt nach Hause. „Eine besondere Festlichkeit bei dieser Veranlassung,“ sagt der Zeitungsartikel, „würde dem bescheidenen Sinne des gefeierten Sängers nicht entsprochen haben.“ Ach, wenn ihr ihn fragen könntet, hätte sein bescheidener Sinn auch kein Monument gewollt!

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. December 1835.

> Und so tändelt' ich mit
> In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
>
> Goethe.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Wien, den 20. Sept.

Seit wenigen Stunden erst sind wir hier; nur in etwas abgestäubt und gewaschen, und es treibt mich bereits, dir zu schreiben. Halb ist es Sehnsucht, halb Unruhe. Die Briefe von Haus sind nicht angekommen, und so habe ich seit Lindau keine Nachrichten; dennoch möchte ich sogleich wieder umkehren und nach Italien zurückgehen. Mein Verlangen nach Venedig ist unendlich, und es kommt mir wie eine Thorheit vor, daß ich nicht geblieben, nicht weiter und weiter in's Land hineingereist bin. Wie es jetzt steht, habe ich zu viel und zu wenig, ja dadurch gar nichts gesehen; das eigentlich vorgesteckte Ziel der Reise ist erreicht, und mir scheint nichts erreicht; ich bin in bekannter und erwünschter Umgebung, und finde mich dennoch einsam und beinahe trostlos. Doch betrübe dich nicht, es wird die Abspannung und Reisemüdigkeit seyn, die mich in solchem Grade mißstimmt. Vier Nächte und drei Tage sind wir ganz ohne Unterbrechung herübergefahren, und auch in Venedig war der letzte Tag anstrengender, als genußreich und belehrend. Denn wie gewöhnlich hatte ich Vieles stehen und liegen lassen, und mußte nun höchst Beachtenswerthes mit flüchtigen Blicken überfliegen. Früh schon bestiegen wir den Markusthurm, um noch einmal die ganze Stadt mit allen Inseln im Morgenglanze mit *einem* Abschiedsblicke zu umfassen; von hier ging's in die Markuskirche, um deren einzelne Merkwürdigkeiten zu durchmustern und die antiken Rosse in der Nähe zu besehen; dann in den Dogenpallast, die Deckengemälde zu bewundern, welche hauptsächlich die Heldenthaten der Venetianer und sonstiges, auf Staat und Verwaltung Bezügliches im vollsten Glanze darstellen; den wohlerhaltensten Gian Bellini, in der Sakristei der Frarikirche, Maria auf dem Thron, zwei musizirende lieblichste Engel davor, rechts und links je zwei Heilige und Doktoren der Kirche, von genauester Ausführung, mit der Jahreszahl 1488, ein ähnliches Bild in der Kirche S. Salvatore, Christus zu Emaus, das Brod segnend, mußte ich auch noch besichtigen; die Chiesa und Scuola di S. Rocho deßgleichen, sowohl der Architektur als auch der großen Bilder von Tintoretto wegen, welche für mich an innerem Werth um so viel hinter Paul Veronese zurückstehen, als sie ihn in äußerer Größe überragen; und nach allen diesen Kreuz- und Quergängen blieben noch viele der berühmteren Palläste übrig. Der Pallast Pisani Moreto, welcher das

Prachtbild Paul Veronese's, Alexander und Darius, enthält, war leider verschlossen; im Pallast Barbarigo fand ich zwar viele Titians, ursprünglich gewiß die trefflichsten Werke, jetzt aber so verstäubt und eingedorrt, daß sie in andere Hände kommen müssen, sollen sie vor dem Untergang gerettet werden; und so ging es fort und fort, bis ich zulezt weder Sinn noch Auge für Kunst und Natur hatte. Beim Sonnenuntergang ließen wir uns lange spazierenfahren, und nahmen dann, als der Mond schon den Markusplatz beglänzte, auch von diesem Raume den lezten Abschied. Dann aßen wir schnell und gingen noch auf eine halbe Stunde in's Theater, da uns seit einigen Tagen eine junge Schauspielerin durch eine noch nicht gesehene Raschheit und Präzision, innere und äußere Lebendigkeit und Wahrheit des Ausdrucks mehr und mehr zu interessiren angefangen hatte. Der Gefährte hatte sie am Morgen besucht, belobt, als Kenner aufgemuntert, und sie schien schon in den ersten Scenen sich heute doppelt bewähren zu wollen; kaum aber waren wir recht mitten in der Bewunderung, als wir der Visitationsgeschäfte wegen in's Zollhaus gerufen wurden. Nach langem Harren fuhren wir endlich um zehn Uhr zwei Stunden lang im Nachtdunkel durch die stillen, schwarzen Fluthen dem Ufer zu. Es schien eine endlose, traurige Fahrt. In Mästre bestiegen wir den unbequemen Postwagen, der uns zunächst nach Treviso schleppte. Dort mußten wir drei und eine halbe Stunde auf der Straße warten, weil die Briefpost aus Mailand nicht angekommen war; endlich ging's weiter. Doch ich will dich nicht der Länge und Breite nach durch Italien bis zur Grenze von Steyermark mitnehmen. In Udine, wo wir am ersten Tage Mittag gemacht hatten, ging die eigentliche Qual erst an. Von dortaus wurden wir, alles Protestirens unerachtet, mit dem verdrießlich täppischen Kondukteur sechs Personen, eng in einen kurzen Wagen mit den steilsten Seiten- und Rückwänden, die je gebaut worden, eingeklemmt, und hatten in diesem Torturkasten drei Nächte und zwei Tage hindurch, des Tages von der Hitze, dem unerbittlichen Staube, Nachts von der strengen Gebirgskühle dermaßen zu leiden, saßen so wenig, lebten so mittelmäßig, sprachen so gewöhnlich, daß ich wieder recht gründlich einsehen lernte, Reisen sey mehr als ein Vergnügen. Ein österreichischer Hauptmann, gutmüthig und unterrichtet, ein fleißiger Student der Theresien-Akademie zu Wien, ein Professor der Chemie aus Padua, furchtsam, eitel, ungereist und philisterhaft selbstgefällig, blieben unsere steten Leidensgefährten. In Wiener-Neustadt hatten wir Nachts noch den traurigsten Anblick einer vor wenigen Tagen niedergebrannten Stadt zu erdulden, und athmeten erst auf, als wir aus der Ferne her zuerst die Spitze des Stephan in die Morgenluft emporragen sahen.

Kleine und niedere Industrie zu Paris.

(Beschluß.)

Eine der originellsten Pariser Industrien ist besonders seit vergangenem Winter hier in's Leben getreten; sie besteht nämlich darin, Tänzer auf die öffentlichen Tanzplätze zu liefern. Da mehrere ungünstige Umstände sich vereinigten, welche die freiwilligen Tänzer von Tag zu Tag seltener machten, so fühlte die tanzende Welt das Bedürfniß, eine terpsichoräische Anstalt gründen zu sehen, welche für billigen Miethzins Tänzer liefert, originelle Tänzer, wenn es je welche gab, junge Leute von vortheilhaftem Aeußern, anständiger Haltung, gebrannten, parfümirten Haaren, weißer Kravatte, schwarzem Frack, gelben Glacéhandschuhen und unermüdlicher Kniekehle. Diese Feudaltänzer ruhen niemals aus, lassen keinen Tanz vorüber, walzen mit alten Weibern den Cholerawalzer, mit jungen, flinken Mädchen eine deutsche Galoppade, essen wenig Biscuit und Eis, nippen bloß am Punschglase, haben zierliche Gesten an sich und sind äußerst zurückhaltend und keusch in ihren Reden. Die Entrepreneurs oberwähnter Anstalt stehen für ihren moralischen Charakter; jede Mutter kann ihre fünfzehnjährige Tochter getrost diesen jungen Leuten anvertrauen; man steht außerdem noch für ihre Redlichkeit: sie werden nie den besseren Hut eines Andern mit ihrem schlechten verwechseln; man steht endlich für ihre Geistesgegenwart: sie werden beim Nachhausegehen nie so zerstreut seyn, einen Mantel mitzunehmen, der nicht ihnen gehört, wie das wohl in den hohen, höheren und höchsten Gesellschaften hier vorkommt.

Diese neue Art höchst pittoresker Industrie ist, wie gesagt, vorigen Winter, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, aufgekommen, und kann und wird auch wohl noch bedeutende Erweiterungen erhalten; ich zweifle keinen Augenblick, daß diese Anstalten im Dienst der Terpsichore einst noch eben so häufig werden, als die Ausgaben zu 2 Sous. So wird man am Ende für Hochzeit-, Tauf-, Leichen- und andere Ceremonien ganze Familien an diejenigen verabfolgen lassen, welche keine haben und derselben doch für den Augenblick benöthigt sind; Bittstellern, welche ihr Gesuch durch eine hübsche Hand einreichen und von einem zarten Munde Fürsprache einlegen zu lassen wünschen, wird man hübsche Mühmchen nachweisen, kurz, von nun an wird man sicher seyn

können, in kritischen Augenblicken des Staatslebens stets Minister, für gefährliche Unternehmungen stets Aktionäre, für schlechte Theater stets Zuschauer, und für alle Glaubenslehren wenigstens einige Gläubige zu finden.

Die dramatische Welt besonders gewährt einer großen Anzahl von Leuten der niedern Industrie Beschäftigung und Unterhalt. Wir wollen gar nicht einmal die Menge der bezahlten Klaqueurs rechnen, ohne welche keine Theaterunternehmung und keine erste Vorstellung mehr leben kann, sondern zunächst nur die Industrie vor den Thüren und Eingängen der Theater in Augenschein nehmen. Seit mehreren Jahren nämlich haben die von den Theaterdirektionen getroffenen finanziellen Anordnungen veranlaßt, daß eine Menge von Theaterbillets in Paris ausgegeben wurden, welche von den Direktoren, Regisseurs oder Autoren unterzeichnet sind. Diese Billets werden mit Rabatt verkauft und dem Publikum mit mehr oder weniger Bescheidenheit von den dramatischen Mäklern zum Kauf angeboten, welche, in der Nähe des Theatereinganges aufgepflanzt, ökonomische Zuschauer anwerben. Diese Industrie, welche mit den ersten Strahlen der Gasbeleuchtung aufblüht, macht für den ruhigen Spaziergänger gewisse Lokalitäten unzugänglich, wie z. B. die Passage des Panoramas, deren Ausgang jeden Abend von den Contremarkenhändlern der Variétés barrikadirt ist, welche jeden Vorübergehenden mit der unausbleiblichen Phrase anheulen: Billets des Variétés moins chers qu'au bureau! Dieser Handel bewerkstelligt sich vor andern Boulevardstheatern weniger stürmisch, z. B. vor dem Gymnase, wo aber eine andere Unsitte eingerissen ist. Die Administration dieses Theaters pflegt nämlich jedesmal eine Anzahl von sogenannten Billets de faveur auszugeben, welche in der Regel für zwei Personen gültig sind und wofür man nur 20 Sous nachbezahlt, um einen Logenplatz zu bekommen, so wird einem wenigstens gesagt; wenn man aber am Abend in's Schauspiel geben will, so merkt man, daß das Ganze nichts als eine herrliche Erfindung und sublime Mystifikation ist, welche einem für 20 Sous allerdings ein Billet, aber keinen Platz verschafft. Bei der großen Oper kauft man draußen das Eintrittsbillet nicht zur Hälfte des feststehenden Preises, sondern um das Doppelte dessen, was man an der Kasse zahlt, wo man, nebenbei gesagt, nichts als Parterrebillets haben kann, weil die andern schon früher ausgegeben werden. Die Billetsverkäufer an der großen Oper haben übrigens ganz höfliche Manieren, ihre Waare anzubieten, und man merkt ihnen an, daß sie mit Fashionables und angehenden Diplomaten zu thun haben. Die Contremarkenhändler sind heutiges Tages hier so zahlreich, daß die Meisten davon kaum so viel verdienen mögen, um die Zeche beim Marchand de vin zu bezahlen.

Dem Pariser Sittenmaler ist es eine unerläßliche Pflicht, von Zeit zu Zeit die Erscheinungen in der Geschichte dieser untergeordneten Industrie aufzusuchen, und jenes betriebsame Völkchen zu studiren, welches wie der Vogel von einem Aste zum andern fliegt, keinen Zügel, noch Halt kennt, bald gutmüthig und ehrlich, bald schlau und betrügerisch, und höchst charakteristisch für die Gegenwart ist, welche nach seinem Muster unruhig, unstät, ungeregelt dahinlebt; es gewährt Interesse, jenes irrende Volk zu beobachten, wie es den Miethzins für die Boutiken zu ersparen weiß und die Patentsteuer zu umgehen sucht, wie es nach der jedesmaligen Mode und Jahreszeit wechselt, und die Vogue des Tages, so wie jeden günstigen Umstand ausbeutet. Welch ein geschmeidiges industrielles Treiben, wodurch niedere Spekulanten die pfiffigen Berechnungen der großen Finanzleute und Börsenhelden auf der Straße parodiren, worin sich der erfindungsreiche, koboldsartige und listige Geist der Pariser abspiegelt, und worin eine Menge talentvoller Köpfe Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen, weil ihnen der Zufall ein besseres Theater und edlere Bestandtheile verweigert hat. Diese kleine Industrie hat von jeher auf dem Pariser Pflaster gelebt und wird auch noch ferner darauf leben; dem herrschenden Geschmack und den herrschenden Sitten unterthan, wird und muß sie dem Grunde und der Form nach oft wechseln. So oft wir etwas interessantes Neues in dieser Welt entdecken, wollen wir so frei seyn, es den Lesern dieser Blätter mitzutheilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Die Wahl des Lord-Mayors.

Der neunte November ist in London der Lord-Mayors-Tag, was weder mehr, noch weniger heißt, als daß daselbst jährlich am neunten November der Sessel des in der City regierenden Lord-Mayors geräumt und wieder besezt, ein großer Spektakel aufgeführt, viel gegessen, noch mehr getrunken und ansehnlich gestohlen wird. Es ist bekannt, daß jede Stadt in England einen Mayor und in ihm ihre höchste Magistratsperson besizt; aber so mächtig, wie der City-Mayor, ist keiner. Auch führt er allein den Ehrentitel Lord, und während die Gemahlinnen der übrigen Mayors sich mit der Benennung Dame Mayoreß begnügen müssen, wäre es, wenn nicht gefährlich, doch gewiß höchst unartig, die Gattin des Lord-Mayors anders als Lady Mayoreß zu tituliren. Den vollgültigsten Beweis seiner, einen Staat im Staate bildenden Macht gibt der Umstand, daß ohne seine Genehmigung keine exekutive Gewalt die Grenzen der City überschreiten darf, und daß selbst der König, ehe ihm das Thor geöffnet wird, welches jedem andern Menschenkinde offensteht und nur bei Annäherung des Königs sich schließt.

bescheidentlich anklopfen und mittelst Eides versprechen muß, im Fall er eingelassen werde, keine eigenmächtige Handlung zu begehen, sondern in den Privilegien der City ein unverletzliches Heiligthum zu verehren. Allerdings dürfte ein Lord-Mayor an der Spitze seiner, mit Speer und Schild bewaffneten Mannen sich in Verlegenheit befinden, dafern ein kühner König das morsche Thor erbrechen ließe; umringt und gefolgt von seinen schwergewappneten Reitern in die heilige Stadt einzöge, und nicht bloß König in England, sondern auch König im reichsten Distrikte seiner Hauptstadt seyn wollte. Allein der Lord-Mayor darf deßhalb so lange unbesorgt seyn, als größere Freiheiten in England unangetastet bleiben, und somit läßt sich nicht bestimmen, ob je und wann der Lord-Mayors-Tag aufhören wird, für den abtretenden Herrscher ein Tag des Schmerzes, für den eintretenden ein Tag der Wonne zu seyn. Wenigen gebornen Fürsten war es gegeben, freiwillig die Krone abzulegen; aber kein Lord-Mayor, glaube ich, ist noch je gerne von dem Amte geschieden, welches das letzte Ziel eines ehrgeizigen Londoner Kaufmanns ist. Wie daher die Römer ihre guten Gründe hatten, warum sie ihren Konsuln eine von der Zeit beschränkte Staatsgewalt vertrauten, so hat auch kluge Vorsicht diejenigen geleitet, welche die Würde der höchsten Magistratsperson in London bloß für die Dauer von zwölf Monaten ertheilten. Der neunte November ist aber nicht etwa der Tag, an welchem der Lord-Mayor den Namen des Mannes erfährt, dessen glücklichen Händen er die Zügel der Regierung überantworten soll. Zu dieser Kenntniß ist er bereits am vorhergegangenen Michaelistage gelangt. Am Morgen des neun-und-zwanzigsten Septembers versammeln sich zum Behuf der vorzunehmenden Wahl in dem stattlichen, the Guildhall genannten Gebäude der derzeitige Lord-Mayor, der Recorder (auf deutsch Syndikus oder Stadtschreiber), die Gesammtheit der Aldermen — der Pflanzschule der Lord-Mayors — alle ersten Beamten der City, die sogenannten livery-men oder zünftigen Bürger, und eine Menge anderer Menschen, die, weil sie von dem Allen nichts sind und zu dem Allen nichts zu sagen haben, den meisten Lärm und die lautesten Sprecher machen. Schlag eilf Uhr verfügen sich die Behörden in die Kirche St. Lawrence Jewry, hören daselbst eine Predigt des dem Lord-Mayor eigenen Kaplan und kehren dann nach Guildhall zurück. Sobald hier mehrere unwesentliche Förmlichkeiten gebührend durchgemacht sind, erhebt sich der Recorder, bemerkt den zünftigen Bürgern, daß in Gemäßheit des alten Brauchs der guten Stadt London gegenwärtige Commonhall gehalten werde zu ihren Gunsten und zum Behuf der Ausübung eines ihrer wichtigsten und ehrenvollsten Vorrechte, des der eigenen Erwählung ihrer obersten Magistratsperson, daß es ihr Privilegium sey, zu diesem angesehenen und einflußreichen Amte aus der Körperschaft der Magistratspersonen nach Belieben zwei Individuen vorzuschlagen, daß sie bei Ausübung dieses Rechtes keines Rathes nicht bedürften, indem ihre Zahl und Ehrenhaftigkeit die sicherste Gewähr ihres festen Willens sey, ihre hohen und wichtigen Freiheiten unversehrt zu erhalten, daß sie, eng verbunden, stets im Stande seyn würden, jeden Versuch zu Beeinträchtigung derselben zurückzuweisen, und daß nur Uneinigkeit ihnen den Sieg abgewinnen, einzig und allein Uneinigkeit sie des, nächst der Vertretung im Parlamente größten Vorrechtes berauben könnte, und schließt dann mit der Aufforderung, eine ihrer würdige Wahl zu treffen, fest zu halten an diesem ihrem unschätzbaren Vorrechte, und ungeschmälert, wie sie von ihren Vätern es überkommen, es treu und ehrlich auf ihre Kinder zu vererben. Nach solcher Rede entfernt sich der Recorder, mit ihm der Lord-Mayor und die Aldermen. Die beiden Sheriffs beaufsichtigen nun den Wahlakt, welcher darin besteht, daß der Common-Serjeant den Namen des ältesten Alderman ausruft und die Anwesenden ersucht, dafern sie ihn zum Lord-Mayor wünschen, solches durch Aufhebung der rechten Hand zu bekunden. Auf diese Art werden nach und nach sämmtliche Aldermen zur Wahl gestellt, und die Sheriffs entscheiden zuletzt, für welche zwei die meisten Hände sich erhoben. Auch lassen die Bürger sowohl, als die Nichtbürger es in der Regel beim Händeaufheben nicht bewenden, sondern drücken ihre Billigung oder Mißbilligung gleichzeitig und zwar so vernehmlich mit dem Munde aus, daß die Sheriffs, auch ohne die Hände zu zählen, über die Ansichten der Wähler nicht zweifelhaft bleiben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 291:

Das Leben.

Räthsel.

Nach Voltaire's Zadig.

Vom Zenith bis zum Nadir durch die Kreise
Der Weltenbahnen trägt mich mein Geleise;
Der Weg ist weit, viel weiter ist **mein** Weg:
Zur Ewigkeit bin ich der lange Steg.

Ich baue fort an mir in Einem Zuge,
Ich baue mich im allerschnellsten Fluge,
Wogegen, wenn das kleinste Maß ihn mißt,
Der Flug des Lichts, der Geister langsam ist.

So lang ich bin, so kurz ist meine Dauer
Für euch, es füllte Manchen schon mit Schauer,
Wie ich für seinen langen Wunsch so klein,
So hemmend seiner Aussicht könnte seyn.

So schnell ich bin, so langsam kann ich schleichen,
Dem lahmsten Schneckengange zu vergleichen,
Wenn Einer aus der Zukunft weitem Schooß
Erst für sich holen will das große Loos.

Unendlich klein sind meine kleinsten Theile,
Unendlich groß der Raum, darin ich weile;
Vermißt mich Einer, hat er mich verspielt,
Gar nichts, was ist, wird ohne mich erzielt.

Was klein ist, mag ich gern zu Staub zernagen,
Was groß ist, mag ich durch die Welten tragen:
Doch wird es mir zuweilen auch zur Last,
Dann werf' ich's hin zum übrigen Ballast.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. December 1835.

— Das sind keine Mühen,
Ist kein Werk, das kämpft und ringt.
Das ist, wie die Blumen blühen,
Das ist, wie der Vogel singt.
Rückert.

Gedichte von Ludwig Seeger.

Müssige Arbeit.

Es quillt ein stilles Sinnen
Herauf aus dem Gemüth,
Ein süßes Schwellen, Rinnen
Mir durch die Adern glüht.

Ein inniges Genügen
Durchlächelt Geist und Sinn,
Und legt in heitern Zügen
Sich auf die Stirne hin.

Ich brauchte nicht zu rufen,
Die Kräfte waren wach,
Ich sahe zu, sie schufen
Sich selber Dach und Fach.

Das Fach, das sie sich bauen,
Das ist des Wortes Leim;
Das Dach, aus dem sie schauen,
Das ist des Liedes Reim.

So, ob ich schon Nichts thue,
Nur in das Treiben schau'
In frühlingsmüder Ruhe,
Ersteht der kleine Bau.

Die Grasblume.

Als die Blume jähen Todes
Unter scharfem Eisen sank,
Dachte sie noch des Gebotes,
Das von Kindern fordert Dank.

Erde hat ihr blühend rothes
Kleid ihr prächtig umgelegt,
Mütterlich ihr oft bedrohtes
Leben an der Brust gehegt.

Jetzo, da sie von der lieben
Mutter sich verblutend trennt,
Hat sie dankbar ihr verschrieben
Allen Duft im Testament.

Sink' auch ich verwelkt einst nieder,
Wenn's dem Erntesammler daucht,
Erbt ihr Nichts von mir als Lieder,
Die ich liebend ausgehaucht.

Verdruss.

Waidein bin ich gegangen,
  Frug nach dem Wege nicht,
Was konnt' es mir verfangen,
  Wo durch mein Pfad sich bricht?

Quer über Bergesflächen,
  Von Wipfeln überrauscht —
Ringsum — weich wirrig Sprechen!
  Bin ich auch hier belauscht?

So ist's auch hier lebendig?
  Vor Schwätzern keine Ruh?
Ein Tannenhaupt verständig,
  Was raunt's dem andern zu?

Scheel von der Seite, trutzig
  Sieht her der Felsenstein,
Und Wolken hängen stutzig
  Ihr Schafsgesicht herein.

Das nämliche Geschnatter,
  Dem ich entgangen kaum:
Da bittet zu Gevatter
  Mich ein Holzäpfelbaum.

Die Birke muß bedauern,
  Der Eichstrunk raunt in's Ohr:
So könn's nicht länger dauern,
  Die Buche schlägt mir vor —

Wer blies der Narrenheerde
  Die heisern Stimmen ein,
Ist noch auf weiter Erde
  Die Schwätzerzunft zu klein? —

Du Thor! im Zorn aufflackern!
  Sie machen's ärger bloß;
Das Zischen, Blöcken, Gackern,
  Du wirst es niemals los.

Und Ruhe hoffe keine:
  Einst noch am stillen Ort,
Auf deinem Leichensteine,
  Schwatzt eine Grabschrift fort.

Sturmnacht.

Die Stürme, sie tanzen im lustigen Saal,
Aufspielen die Pfeiffer, die Winde, zumal;
Sie schwingen die Bräute durch's taumelnde Haus,
Und löschen die gaffenden Lichter aus.

Sie wiegen und küssen die Wolkenjungfrau'n,
Bis Morgenblitze in's Dunkel schau'n;
Die Töne verrauschen, die Luft ist gekühlt,
Die Dirnen erwachen, die Locken zerwühlt.

Die Junker grüßen mit höhnischem Mund,
Und ziehn in die Weite zur selben Stund;
Hinunter zur Erde die Mägdlein sahn,
Und huben in Strömen zu weinen an.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

Zweiter Artikel.

Das Lebensalter der Reife.

Die physische und geistige Reife tritt ein für den Jüngling mit dem fünf-und-zwanzigsten, für die Jungfrau schon im neunzehnten, zwanzigsten Jahre. Sie dauert bei dem Manne bis zum fünfzigsten, sechzigsten, bei der Frau bis zum vierzigsten, fünfzigsten Jahr.

Sie besteht in der Entwicklung der Individualität. Vor der Reife hat der Jüngling, noch mehr aber die Jungfrau, eigentlich noch keine Tugenden und Laster, sondern bloße Neigungen und Leidenschaften; sie haben noch keine individuellen Vorzüge und Fehler, sondern theilen den allgemeinen Charakter der Jugend, nur mit unendlich mancherlei Gradunterschieden. Der Jüngling ist mehr oder weniger gehoben und getrieben von den Ideen seines Geschlechtes, erfüllt von Begeisterung, gereizt und entbrannt von den Leidenschaften seines Alters: er ist freiheitliebend, ehrgeizig, unabhängig, pathetisch, poetisch, patriotisch, radikal. Ebenso repräsentirt die Jungfrau, nur mit Gradunterschieden, die Fehler und Vorzüge ihres Geschlechtes: sie ist mehr oder weniger sittsam, züchtig, gefallsüchtig, zart, fein, liebevoll. Die individuellen Charakterzüge stechen freilich schon mehr oder weniger hervor, für das geübtere Auge leicht bemerklich; allein noch liegen sie bloß im Hintergrunde des Seelenlebens. In den Vordergrund treten sie mit der Reife des Alters. Die Denkweise nimmt eine bestimmte Farbe, eine besondere Manier an; es setzen sich Ueberzeugungen, Ansichten und Grundsätze fest; Temperament und Naturell verwandeln sich mehr und mehr in Charakter; es werden Gewohnheiten und Eigenheiten angenommen, Tugenden und Laster treten hervor, während beim Jüngling eigentlich mehr nur Neigungen und Leidenschaften geherrscht. Es ist begreiflich, daß diese individuelle Gestaltung bei dem einen

Individuum eine bestimmtere und eigenthümlichere Farbe trägt, als bei dem andern; manches Individuum bringt es wohl auch gar nicht zu einem individuellen Charakter, sondern verbleibt, sey's aus weicher Biegsamkeit, sey's aus Mattigkeit oder Gehaltlosigkeit, in vager Allgemeinheit. Namentlich ist auffallend und merkwürdig, wie viel der Stand der Ehe, des Hausvaters und der Hausmutter dazu beiträgt, die Reife der individuellen Charakterbildung zu beschleunigen und zu entscheiden. Junggesellen und alte Jungfrauen behalten, gegenüber von gleichalterigen Ehemännern und Frauen, immer noch etwas Jugendliches. Sie theilen noch immer in mehr oder weniger überwiegendem Grade die allgemeinen Fehler und Vorzüge ihres Geschlechtes. Die Jungfrau, indem sie in den Stand der Hausmutter tritt, reift in einem Jahre um ein Jahrzehend, so daß in diesen Moment die bedeutendste Entwicklung und Verwandlung ihres Seelenlebens fällt. Es treten Eigenschaften, theils Vorzüge, theils Fehler, hervor, welche ihr Gatte in der allgemeinen jungfräulichen Haltung gar nicht geahnt. Der Eine findet hinter einer bescheidenen, anspruchslosen Schüchternheit ein reiches, aufopferndes, liebevolles Gemüth, Geist, Witz und Verstand; der Andere hinter der liebenswürdigsten Engelsmiene einen Hausteufel. Darum gilt eben die Ehe in einem so hohen Grade als Lotterie, weil in der Jungfrau der individuelle Charakter noch gar nicht entwickelt ist, auf Einmal aber in der Hausfrau hervortritt. Eine andere sehr allgemeine Beobachtung, daß mit Jungfrauen nur eine allgemeine und vage, mit Frauen dagegen erst eine konkrete und darum interessantere Unterhaltung zu führen ist, findet ebenfalls darin ihre Erklärung, daß die Frau erst individuelle Gestaltung mit individuellen Anknüpfungspunkten annimmt. Die gleiche Verwandlung wird bei dem Manne durch den Ehestand nicht in demselben Grade beschleunigt; doch reichen ein paar Jahre hin, dem Ehemann ein gesezteres Aussehen zu geben, verglichen mit Junggesellen.

Das Alter der Reife zerfällt wiederum in drei, jedoch weniger genau abgrenzbare Epochen: in das Alter der Mündigkeit, worin die Intelligenz zu vollendeter Entwicklung kommt, beim Manne von fünf-und-zwanzig bis dreißig, bei der Frau von zwanzig bis dreißig; in das Alter des Charakters, in der Umgangssprache das gestandene Alter genannt, worin der Charakter seine individuelle Gestaltung vollendet, gleichsam krystallisirt oder gesteht, bei dem Manne von sechs-und-dreißig bis fünf-und-vierzig, bei der Frau von dreißig bis vierzig; und endlich in das Alter der Vernunft und Weisheit, wo die Leidenschaften abgekühlt sind, und klare Anwendung von den erworbenen Gütern der Intelligenz und des Charakters gemacht wird.

Erste Periode der Reife, das Alter der Mündigkeit.

Mit dem fünf-und-zwanzigsten Jahre wird der Mann, mit dem zwanzigsten die Jungfrau mündig und kann heirathen, ist eine alte und allgemeine, meist selbst durch das Gesetz geheiligte Regel. Diese Mündigkeit bezieht sich übrigens weniger auf den Charakter, welcher noch in dem Chaos des Naturells gährt, als auf die Intelligenz, welche nunmehr in ihrer reinen Gestalt und Anwendung hervortritt. Nicht als ob wir die Intelligenz dem Jünglingsalter absprechen wollten; denn sie ist allerdings schon hier vorhanden, ja geht bereits dem Knaben auf, allein noch nicht in eigener und reiner, sondern in verhüllter Gestalt, nämlich innerhalb und in der Form der niedrigern Seelenvermögen, beim Knaben in der Form der Fassungskraft und des Gedächtnisses, beim Jüngling in dieser, hauptsächlich aber in der Form der Phantasie. Beim Knaben ist daher die Intelligenz noch ganz und gar rezeptiv, sie ist Verständniß im Auffassen, Geschicklichkeit im Lernen; beim Jüngling ist sie produktiv in poetischer und begeisterter Form und Anwendung, rezeptiv in der Nachahmung Anderer, so wie in der Aneignung fremder Ansichten und Urtheile. Produktive Intelligenz beginnt erst bei dem heranreifenden Manne, er erst greift mit eigenem, selbstständigem Urtheile in das Leben und die Wissenschaft ein. Noch regen sich Anfangs selbst in dem Manne chaotisch fremde und eigene Ansichten durcheinander; die Wahrheit ist ihm Anfangs noch durch Vorurtheile, Schulmeinungen, Mißverständnisse überwachsen. Die bisher auf fremde Autorität und durch fremde Influenz angenommene Wahrheit wird erst durch die Arbeit des Selbstdenkens sein Eigenthum. Seine Ueberzeugung ist Anfangs noch durch den Nebel idealer und poetischer Begeisterung verhüllt und getrübt; er lebt noch im Meinen und Glauben, und arbeitet sich erst nach und nach zur Gewißheit und Nothwendigkeit heraus. Er hat noch stürmische Anfälle des Zweifels durchzukämpfen, bis sich das Chaos seines Wissens und seiner Ansichten scheidet und zu klaren Gestalten formirt, so daß er wohl alle Hände voll zu thun hat, bis zum sechs-und-dreißigsten Jahre mit sich in's Klare und Reine zu kommen. — Die Formirung des Charakters hält nicht gleichen Schritt mit der Bildung der Intelligenz, und bezeichnet daher die folgende Periode.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Des Lord Mayors Aufzug.

Die Sheriffs überbringen hierauf das Resultat der Wahl an die versammelten Aldermen, die nun wieder unter sich

durch Stimmenmehrheit Einen von den Zweien wählen, der sodann durch den in Begleitung der Sheriffs zurückkehrenden Recorder den Bürgern namhaft gemacht wird, und sich unverzüglich selbst zu Abstattung seines Danks einfindet. Nun hängt der Schwertträger dem erwählten Lord Mayor die Ehrenkette seines Amtes um, der Ausrufer erklärt das Tagsgeschäft für beendigt, die Versammlung geht auseinander, und der Glücklichste von Allen ist vermuthlich derjenige, von welchem das Brockhausische Konversationslexikon eben so kurz, als falsch sagt: „Lord Mayor ist die vornehmste Magistratsperson von London. Er wird jährlich mit großer Feierlichkeit gewählt, bewohnt einen prächtigen Pallast — Mansionhouse — und erstreckt seine Gewalt über die ganze Stadt London und einige Meilen über die Themse hinaus. Sein Amtsgehalt ist 50.000 Thaler; seine Würde verursacht ihm aber einen Aufwand von 100.000 Thalern." Es läßt sich beinahe behaupten, daß jedes Wort dieser, unstreitig kurzen Notiz eine Unrichtigkeit enthält. Der Lord-Mayor ist allerdings die vornehmste Magistratsperson, aber nicht von London, sondern in dem Theile Londons, welcher die City heißt, und welcher zwar, als Sammelplatz des Handels und Reichthums, der Nerv, jedoch keineswegs der größte Theil Londons ist. Was die Feierlichkeit der beschriebenen Wahl betrifft, so habe ich den Verdacht, daß der Konzipient jener Notiz den Akt der Wahl am 29sten September mit dem Akte der Einführung am 9ten November verwechselt hat. Daß Mansion-house ein, wenn auch nicht prächtiger, doch ganz anständiger Pallast ist, in welchem der Lord Mayor seine friedensrichterlichen Sitzungen hält und bisweilen ein Frühstück oder Mittagsmahl servieren läßt, hat allerdings seine Richtigkeit; daß er aber diesen prächtigen Pallast bewohnt, davon weiß man in London nichts. Da die Gewalt des Lord Mayors zu Lande sich auf die City beschränkt, so folgt von selbst, daß sie sich nicht über die ganze Stadt London erstrecken kann. Zu Wasser hingegen reicht des Lord Mayors Arm so weit, als die Themse schiffbar ist. Er führt deßhalb den Titel Conservator of the river Thames, und aus demselben Grunde gehören alle auf dem Flusse vorfallenden Ungebührnisse zuvörderst vor seinen Gerichtshof. Amtsgehalt 50.000 Thaler — nein, er beläuft sich auf 100,000 preußische Thaler. Ob jedoch der Lord Mayor diese ganze Summe seiner Würde zum Opfer bringen will, ist Sache seiner freien Entschließung; eine Verpflichtung existirt nicht. Alles, was sein Amt und seine Stellung von ihm fordern, besteht in einem halben Dutzend Mahlzeiten, die mit der Hälfte des Gehalts vollkommen bezahlt werden können, und obgleich es allerdings splendide Lord Mayors gegeben hat, die ihre Würde sich ein Bedeutendes aus eigener Tasche haben kosten lassen, so weiß doch die Geschichte — und ganz besonders die der neuern Zeit — von vielen unsplendiden, die ein Bedeutendes in der Tasche behalten haben. Es will mir überhaupt bisweilen bedünken, als mache man jenseits des Kanals die Engländer freigebiger und verschwenderischer, als sie es diesseits des Kanals wirklich sind.

Sechs Wochen nach der Wahl erfolgt, wie gesagt, die Einführung des Lord Mayors mittelst großen Spektakels, den man, wenn man will, eine Prozession nennen kann, die in London the Lord-Mayors show heißt, und die ein städtisches Kinderspiel ist, welches wegen der mancherlei daraus entstehenden Nachtheile vernünftiger unterbliebe. Die Quetschungen, welche mir meine Wißbegierde voriges Jahr eingetragen, lebten am diesjährigen neunten November noch so frisch in meinem Gedächtnisse, daß die Besorgung unaufschiebbarer Geschäfte in der City mich an diesem Tage ein Kab miethen ließ, in welchem ich allen Hemmungen rasch und wohlbehalten zu entrollen hoffte. In flüchtigem Trabe fuhr der Kabführer ab; aber nicht lange, so befanden wir uns in einer Wagenburg, die erst langsamen Schrittes vorwärts rückte und endlich regungslos fest stand. Von diesem Punkte bis zum Orte meiner Bestimmung war eine gute Stunde Wegs und meine Zeit gemessen. „Was bedeutet der Aufenthalt?" fragte ich ärgerlich. — „Es ist the Lord-Mayors show," versetzte der Kutscher ganz ruhig. — „Aber ich muß vorwärts!" rief ich. — „Geht nicht, alle Straßen sind von der Polizei gesperrt; wir müssen uns gedulden, bis the Lord-Mayors show Finsbury-square passirt hat." — Ich lohnte den Mann ab, drängte nicht ohne Gefahr durch die Wagenburg und schlug mich durch bis Finsbury-square; da aber ging's nicht weiter. Mir entgegen kam die Prozession, und eingekeilt mußte ich dem von Guildhall herauf wogenden Zuge über eine halbe Stunde Stand halten. Welch lächerlicher Aufzug! Husaren, in der Rechten den blanken Säbel, am linken Arme ein mächtiges Schild, Zöglinge der öffentlichen Anstalten, theils in preußisch blauen, theils in schwefelgelben Hosen, Reiter in rothen Röcken mit bunten Bändern, Männer zu Pferde in vollen Rüstungen, bald vergoldet, bald reines Eisen, verschlossene Wagen mit den zünftigen Bürgern, ein vollständig bemanntes Schiff auf Rädern, die Fahnen und Insignien der Korporationen, die Riesen Gog und Magog mit wackelnden Häuptern, gut berittene Musikanten, die schlechte Musik machten, die stattlichen Equipagen der Sheriffs und Aldermen, die Kutscher mit flächsenen Perrücken, die Mannen des Lord Mayors mit Speeren und mächtigen Schilden, in alterthümlichen Wappenröcken, der goldene Staatswagen und darin der Lord Mayor, bis auf die Hüfte von einer Allongeperrücke umflossen — das dürften einige Pinselstriche des großen grotesken Gemäldes seyn. Sobald der Zug vorüber und in Folge der nachströmenden Menge etwas Luft in meiner Nähe geworden war, gelang es mir mit Hülfe des Regens, der gleich einer gut bedienten Wasserspritze auf die dicht geschaarten Haufen einwirkte, meinen Weg nach der Bank fortzusetzen. Von hier eilte ich nach beendigtem Geschäfte, die Londonbrücke früher zu erreichen, als the Lord-Mayors show auf dem genommenen Umwege daselbst anlangen würde. Ich war um eine ganze Viertelstunde früher dort, aber über die Brücke war nicht zu kommen. Und doch geht der Zug nicht über die Brücke, sondern unter ihr weg. Der Lord Mayor empfängt nämlich die Weihe seines Amtes in der Westminsterhalle und pflegt, weil diese jenseits der Grenzen seines Herrschergebiets sich befindet, um fremdes Territorium möglichst zu vermeiden, sich auf dem ihm unterthänigen Themseflusse einzuschiffen und erst in der Nähe der Westminsterhalle an's Land zu steigen. Der Ort der Einschiffung ist Sache seiner Wahl. Dieses Jahr hatte er die Treppe der Londonbrücke dazu bestimmt. Zu welcher Tageszeit man auch die Londonbrücke betritt, man findet den breiten Fahrweg stets mit Fuhrwerk gefüllt, und die breiten Trottoirs selten anders als unbequem voll; doch bewegt sich Alles, und man bewegt sich mit und kommt, wenn auch langsam, doch von der Stelle. Jetzt standen Tausende auf den Fußsteigen, Kopf an Kopf gereiht, eine undurchdringliche Mauer. Hunderte saßen in jeder denkbaren Haltung auf den Brustwehren, der Möglichkeit spottend oder vergessend, von der anstrebenden Menge in die Fluth gestürzt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. December 1835.

Am meisten scheint es, daß der Wasserstand der Ostsee sich vermindere, und es sind hier Gegenden noch zu Zeiten der Großväter mit Wasser bedeckt gewesen, auf denen jezt der Enkel seine Heerden in üppigem Ufergrase weidet; Städte und Dörfer auf hohen Lagen aus Seemuscheln erbaut, und tief landeinwärts Spuren von einer ehemaligen Anwesenheit des beschiffbaren Meeres.

G. H. Schubert.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

Einer der merkwürdigsten Umstände in der Naturgeschichte der Erde, den man erst in der neuesten Zeit gehörig zu würdigen gewußt hat, ist die allmählige Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Skandinavien. Wir theilen den bis jezt ermittelten Thatbestand mit, soweit er die Leser dieser Blätter interessirt, und nehmen dabei den Engländer Lyell, den Präsidenten der Londoner geologischen Gesellschaft, zum Führer, der selbst Untersuchungen über den Gegenstand angestellt und das bisher Beobachtete am vollständigsten gesammelt hat. (Philosoph. Transact. for 1835. — Principles of Geology, 4. edit.)

* * *

Es sind jezt mehr als hundert Jahre, daß der schwedische Naturforscher Celsius die Ansicht aufstellte, die Gewässer der Ost- und der Nordsee seyen in einem stufenweisen Sinken begriffen. Aus sehr vielen Beobachtungen folgerte er, daß das Verhältniß ungefähr vierzig schwedische Zolle in einem Jahrhundert betrage. Zur Unterstützung dieser Behauptung führte er an, daß sowohl an den Küsten des baltischen als auch des Nordmeeres Felsen vorhanden seyen, die einst unter dem Wasser liegende Riffe und gefahrbringend für die Schiffer gewesen, nun aber über dem Wasser hervorstehen, daß ein Theil der bothnischen Bucht in Land verwandelt, daß mehrere alte Häfen jezt im Lande liegende Städte, kleine Inseln mit dem Festlande verbunden und alter Fischergrund als zu seicht verlassen oder gänzlich ausgetrocknet seyen. Celsius behauptete ferner, die Ueberzeugung von solcher Veränderung beruhe nicht allein auf neueren Beobachtungen, sondern auch auf dem Zeugniß der alten Geographen, welche es bestätigten, daß Skandinavien früher eine Insel gewesen sey. Diese Insel, schloß er ferner, müsse im Verlaufe der Jahrhunderte durch den allmählichen Rückzug des Meeres mit dem Festlande verbunden worden seyn; ein Ereigniß, welches seiner Annahme zu Folge nach der Zeit des Plinius und vor dem neunten Jahrhundert statt gefunden haben müsse.

Diesen Gründen wurde entgegnet: die Alten seyen in der Geographie der nördlichen Theile Europa's so unwissend gewesen, daß ihre Autorität in dieser Hinsicht von gar keinem Gewicht sey, und ihre Darstellung Skandinaviens als einer Insel weit eher als ein Beweis der Mangelhaftigkeit ihrer Kenntnisse, als zur Bestätigung einer so kühnen Hypothese dienen könne. Es wurde ferner bemerkt, daß, wenn das Land, welches Skandinavien mit dem Hauptfestlande verband, zwischen

der Zeit des Plinius und dem neunten Jahrhundert bis zu der Ausdehnung trocken gelegt worden, in welcher es, wie wir wissen, in der leztern Periode über dem Meer emporgestiegen ist, das Verhältniß des Sinkens nicht, wie behauptet worden, gleichförmig gewesen seyn könnte, indem das Meer zwischen dem neunten und achtzehnten Jahrhundert weit rascher hätte fallen müssen.

Manche der von Celsius und seinen Anhängern angeführten Beweise wurden sogleich von mehreren Naturforschern widerlegt, indem dieselben deutlich einsahen und zeigten, daß das Sinken des Meeres an irgend einem Punkte nicht ohne ein allgemeines Sinken der Meeresgewässer über dem ganzen Erdkörper statt finden könne; sie bestritten, daß dies der Fall, oder daß die Senkung allgemein sey, selbst in dem baltischen Meere. Als Beweis der Stabilität des Meeresniveaus führten sie die Insel Saltholm in der Nähe von Kopenhagen an. Dieselbe ist so niedrig, daß sie im Herbst und Winter stets unter Wasser steht; nur im Sommer ist sie trocken und wird dann als Weide benuzt. Dokumente vom Jahr 1280 scheinen zu beweisen, daß Saltholm damals in demselben Zustande war, und genau gleiches Niveau mit dem mittleren Stande des Meeres hatte, anstatt ungefähr zwanzig Fuß unter dem Wasser zu liegen, wie es nach der Berechnung des Celsius der Fall seyn müßte. Ferner stehen mehrere am baltischen Meere liegende Städte: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, fünf, sechs, ja acht Jahrhunderte auf denselben Stellen, auf welchen sie erbaut worden sind. Der niedrigste Theil von Danzig lag im Jahr 1000 mit dem mittleren Meeresniveau gleich, und nach acht Jahrhunderten ist seine Lage noch genau dieselbe.

Manche der von Celsius und Linné, welcher derselben Meinung war, nachgewiesenen Beispiele von der Zunahme des Landes und Abnahme des Meeres wurden von Andern dem Absatz von den, in den Flüssen mechanisch enthaltenen Theilen, da wo dieselben sich in's Meer ergießen, zugeschrieben, und es leidet auch keinen Zweifel, daß Celsius keinen gehörigen Unterschied zwischen den durch diese Ursachen herbeigeführten Veränderungen und zwischen denen gemacht hat, die aus einer Verminderung der Gewässer des Oceans selbst erfolgt seyn würden. Manche der aus Gebirgen kommenden und sich in den oberen Theil des baltischen Meerbusens ergießenden Flüsse führen dem Meere Sand, Schlamm und Geschiebe zu, und an solchen Stellen soll das niedrige Vorland sehr rasch zugenommen haben, besonders in der Nähe von Tornea. Bei Pitea ist eine halbe Meile in fünf-und-vierzig Jahren gewonnen, zu Lulea eine Meile in acht-und-zwanzig Jahren. Alle diese Thatsachen sind auch unter der Annahme erklärlich, daß das Niveau des baltischen Meeres unverändert geblieben, eben so wie dies der Fall mit dem adriatischen ist, während die Ebenen des Po und der Etsch bedeutend an Oberfläche zugenommen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Beschluß.)

Zweite Periode der Reife, das gestandene Alter.

Die Leidenschaften sind in dem jungen Mann noch zu warm und heftig, als daß sie die Freiheit zu festen, dauernden Gestaltungen kommen ließen. Das Gepräge des Charakters, welches hin und wieder festgestellt und in ehrbare Falten gelegt scheint, kann durch stürmische Krisen wieder zerstört und aufgerissen werden, so daß vor und nach dem sechs-und-dreißigsten Jahre die Verwandlungen, die Bekehrungen, die Durchbrüche u. dgl. noch zur Tagesordnung gehören. Mit dem vierzigsten Jahre erst ist der Mann entschieden und für seine übrige Lebenszeit gemacht und im Reinen: er ist gut oder schlecht, weise oder thöricht, wahr oder falsch, selbstständig, charakterlos oder servil, ehrlich oder betrügerisch, gerecht oder ungerecht, billig oder unbillig. Mit dem sechs-und-dreißigsten Jahre wird der Mann, wie die Frau mit dem dreißigsten, immer eigener, hält immer fester an den angenommenen Gewohnheiten, muß zu dem Ende ein eigenes, nach sich formirtes Hauswesen haben u. s. f.

Merkwürdig ist das verschiedene Verhältniß der Ehegatten zu einander, vor und nach der Epoche des dreißigsten und respektive sechs-und-dreißigsten Jahres. Vor dieser Epoche lieben sie einander häufig aus unmittelbarer Zärtlichkeit, nach dieser Epoche aus treuer Gewohnheit, hauptsächlich aber um der Kinder willen und durch die Kinder. Kinderlose Ehegatten machen eine Ausnahme, und lieben einander häufig das ganze Leben hindurch mit fortdauernder unmittelbarer Zärtlichkeit.

Dritte Periode der Reife, das Alter der Vernunft oder Weisheit.

Es tritt ein, wenn die Leidenschaften abgekühlt sind oder ausgetobt haben, und die Formation des Charakters vollendet ist, was bei der Frau in's vierzigste, bei dem Manne in's acht-und-vierzigste, fünfzigste Jahr fällt, also bei den Schwaben mit dem vierzigsten noch viel zu früh angesezt wird. Nun erst ist die

Entwicklung der Seele vollendet, und alle ihre Fähigkeiten und Charakterzüge sind zu klarer Gestaltung und reifer Entschiedenheit gekommen, und es tritt nun vor der Wiederabnahme der Geisteskräfte ein Stadium der Ruhe und des Stillstandes ein, in welchem der Mensch die Früchte seiner geistigen Arbeit frei und klar genießt und verwendet.

Wenn wir dieses Alter das reifste und entwickeltste nennen, so ist dies ganz bloß in geistiger Beziehung, und noch spezieller in Beziehung auf die Intelligenz und den Charakter zu verstehen. Die körperlichen Vermögen, die sinnlichen Kräfte und Anlagen, stehen zu ganz andern Alterszeiten in Blüthe und Reife, selbst das Gefühl und Gemüth ist mit den Vierzigen bereits abgekühlt, nicht selten ausgebrannt. Kurz alle Vorzüge der Gattung und des Geschlechtes fallen in frühere Alter; nur die Vorzüge, wie indeß auch die Fehler des Individiuums sind die für dieses spätere Alter gereiften Früchte.

Das Greisenalter.

Wie die früheren Alter Wachsthum und Entwicklung waren, so ist das Greisenalter Absterben; seine Perioden sind Momente des Todes. Dieser beginnt freilich schon zur Zeit früherer Epochen, denn die Natur hat keiner Periode des Lebens vollendete Entwicklung gegönnt.

Das Absterben erfolgt in derselben Ordnung und Reihenfolge wie die Entwicklung; die verschiedenen Epochen des Greisenalters werden demnach durch die verschiedenen Grade des Absterbens bezeichnet werden, wobei indeß zu bemerken ist, daß die Stufen des geistigen Absterbens bei den verschiedenen Individuen nicht strenge von den Jahren abhängen, indem sie bei dem Einen rasch und vollständig eintreten, bei dem Andern dagegen ihren zerstörenden Einfluß kaum geltend zu machen vermögen. Das körperliche Absterben tritt dagegen, wenn auch immer noch mit Gradunterschieden, viel gleichmäßiger ein.

Von diesem allgemeinen Schicksale körperlichen Absterbens hängt es ab, daß die sinnlichen Vermögen und Verrichtungen bei jedem Individuum mehr oder weniger leiden. Die Sinne stumpfen sich ab, das Auge wird weitsichtig, trübe, schwach, das Ohr stumpf, der Tastsinn verliert an Feinheit, nur Geruch und Geschmack bleiben sich so ziemlich gleich. Die körperliche Empfindung erkaltet, die innere Temperatur nimmt ab, der Körper wird welk und frostig, die sinnlichen Begierden und Leidenschaften, etwa die des Gaumens ausgenommen, sind ausgebrannt, die Muskeln werden steif und ungelenk, die Knochen spröde und brüchig.

Nach der Sinnlichkeit ergreift das Absterben einerseits die Fassungskraft und das Gedächtniß, andererseits das Naturell. Die abgestorbene Fassungskraft zeigt sich an der Vergeßlichkeit für neue Eindrücke, die sich nicht mehr zu bestimmten, haltbaren Vorstellungen gestalten, während die Jugenderinnerungen noch treu fortleben und mit Vorliebe erzählt werden; das absterbende Gedächtniß vergißt auch der früheren Kenntnisse und Erinnerungen. Die Güter des Lebens verlieren ihren Reiz für die erlahmenden Triebe und Begierden; nur herrschende Leidenschaften, welche als kraftlose Gewohnheiten fort existiren, suchen genußlose Befriedigung.

Die Phantasie hat alle aus der körperlichen Empfindung und Begierde, so wie aus dem Herde der geistigen Gefühle und Neigungen ihr zugeströmte belebende Wärme verloren, und thut bloß noch in gewohnten Weisen Dienste. Die Willkühr hält sich länger als vernünftig wählender Wille, doch werden auch die Entschlüsse nach und nach matt und kraftlos. Nur seine Tugenden und Laster bleiben noch am längsten das Eigentdum des Greises. Allein auch sie leben endlich mehr noch als bloße Fertigkeiten fort, ohne lebendige Thatkraft und Energie; die Tugend als milde, friedliche, schöne Gesinnung und Denkweise, das Laster als anekelnde, unmächtige und genußlose Schlechtigkeit. Nach und nach bleibt auch vom Charakter bloß noch die Gewohnheit zurück, gleichsam bloß noch die Erinnerung der früheren sittlichen Existenz. Es tritt Abnahme nicht bloß der Fassungskraft und des Gedächtnisses, sondern auch der Intelligenz ein. Neue Verwicklungen und Umstände werden nicht mehr begriffen, sondern in alter, gewohnter Weise genommen, neue Denkweisen nicht mehr angenommen, ja nicht einmal mehr verstanden. Endlich tritt der Greis in den Zustand des Kindes, ja des Säuglings zurück; als Kind wird er spielend und tändelnd, als Säugling hülflos und unmündig. Den meisten Greisen ist jedoch dieser Rückfall in den Anfang erspart.

*

Merkwürdigerweise durchläuft die Natur ganz ähnliche vier Lebensalter in ihrem Tages- und Jahreslaufe. Der Kindheit entspricht der Morgen und der Frühling, der Jugend der Mittag und der Sommer, der Reife der Abend und der Herbst, dem Greisenalter endlich die Nacht und der Winter. Es sind dies nicht bloß poetische Bilder und äußerliche Aehnlichkeiten, sondern wirkliche Analogien, indem das Menschenleben in seinen Stufen nur eine Wiederholung des großen Naturlebens ist.

Das Tages- und Jahresleben der Natur spiegelt sich am sprechendsten in den spezifischen Stimmungen, welche uns die verschiedenen Tages- und Jahreszeiten einflößen. Morgen und Frühling gibt uns das Gefühl frischen Lebens, Sommer und Mittag gibt uns

die Arbeit und das Gewühl des Naturlebens zu empfinden, Herbst und Abend führt uns zum Bewußtseyn klarer Gestaltung, Abend und Winter zur Ruhe. Wir fühlen am Morgen und im Frühling unser und der Natur frischerwachtes Leben, wir sind mit der Natur zum Tages- und Jahreslauf neugeboren. Allein auch die tiefere Analogie ist vorhanden. Mit dem Morgen und mit dem Frühlinge fühlen wir uns am reinsten als Mensch; hier gehen die Beschäftigungen mit allgemein menschlichen Interessen, der Wissenschaft, der Kunst, der Kirche, des Staats, der Gesellschaft am leichtesten und ungetrübtesten von statten. Wir sind am empfänglichsten für den Genuß der Natur. Die Pflanzenwelt, die sich in ihrem Lebenslaufe am treuesten an den der Natur hält, ist in ihren hervorsprossenden Keimen noch bloße Gattung. Der Geschlechtsunterschied, der mit der Blüthe eintritt, eilt freilich mannichfach dem Sommer voraus; doch ist dieser, wie der Mittag, hauptsächlich die Zeit der Arbeit, des Schaffens und Strebens; es regen sich, wie in der Jugend, alle zeugenden Kräfte der Natur, ohne im Gewühle des Schaffens noch die feste und bestimmte Individualgestaltung angenommen zu haben, welche in der herbstlichen Frucht, wie in der Reife des Mannes und der Frau, hervortritt. Erst im Herbste und am Abend kommt man so recht eigentlich zu sich, mit dem festen und klaren Bewußtseyn des Resultates der Tages- und Jahresarbeit. In der Nacht und dem Winter stirbt die Natur zu dem vorübergehenden Tode des Schlafes ab.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Des Lord Mayors Aufzug. Gog und Magog.

Gesperrt wie beide Trottoirs war der Fahrweg. Einige Fuhrwerke mochten unabsichtlich in das Gewirre gerathen seyn, aber die meisten hatten aus Spekulation ihre Stellung genommen. Ich fügte mich mit stoischer Geduld in die Nothwendigkeit, und erhandelte, um meinen Zustand möglichst erträglich zu machen, und mich wenigstens aus unmittelbarer Berührung mit den schlechtesten Blackgnards von London zu bringen, für den enormen Preis von acht sächsischen Groschen einen Stehepläz auf dem breiten Rücken eines geduldigen Einspänners. Ich hatte hier nur eben Zeit gehabt, mein Gleichgewicht zu sichern, als the Lord-Mayors show sich dem Ufer näherte, die Staatsbarke der City, den Herrscher mit der Allongeperrücke aufzunehmen, aus der Mitte des Flusses sich langsam nach der Treppe bewegte, die bunt und prächtig geschmückten Barken der Zünfte ebenfalls dem Gestade zulenkten und eine zahllose Menge von Kähnen und Schiffchen wie im Tanze auf und ab schwärmten. Unter lautem Hurrahgeschrei, unter dem Donner der Kanonen und dem sich durchkreuzenden Spiele mehrerer Musikbanden bestieg der Citykönig sein goldglänzendes Schiff, ihm nach das Gefolge, wohlgeübte Matrosen hoben und senkten in regelrechtem Takte die rothen Ruder, in feierlicher Ruhe schwammen die Barken den Strom aufwärts, nach und nach löste sich das Gewirr auf der Brücke, und als ich, ungefähr eine Stunde später, über dieselbe Brücke zurückging, wogte Alles in gewohnter Tagesordnung. Wenig fehlte, so wäre ich ein drittes Mal unfreiwilliger Zuschauer vom Zug des Lord Mayors geworden. Mein Weg führte mich an der St. Paulskirche vorüber, Ludgate-Hill hinab, und ich ahnte, daß ich mich abermals in der Nähe des Aufzugs befand. Dichter und dichter wurden die Reihen der Gaffer, und gleich, als sey eine feindliche Macht oder eine Räuberbande im Anzuge, schlossen sich alle Gewölbe und Laden dieser handeltreibenden Gegend, die Eß- und Trinkbuden ausgenommen. Je näher ich der Farringtonstraße kam, welche nach der Blakfriarsbrücke ausläuft, desto schwieriger ward mein Vordringen in den Volkshaufen, denn an der Treppe jener Brücke wollte der Lord Mayor auf der Rückkehr von Westminster wieder den Boden seines Reichs betreten, die Staatskarrossen standen gerüstet, ihn und sein Gefolge zu empfangen, und schon zeigten sich in der Ferne die Reiter in rothen Röcken und die beschildeten Husaren. Mit Mühe rettete ich mich in die Fleetstraße und war da wenigstens vor the Lord-Mayors show in Sicherheit; wenigstens muß ich sagen, denn je lauter hinter mir die schmetternden Trompeten das Nahen der Prozession verkündeten, desto stürmischer drängte eine ganze Bevölkerung sich mir entgegen, und während an gewöhnlichen Tagen unter hundert an mir Vorübergehenden neun-und-neunzig von Geld, von Pfunden, Schillingen und Pence sprechen, hörte ich an jenem Tage fast ausschließend die Namen Gog und Magog. Die beiden Riesen mit den wackelnden Häuptern hatten indessen von des Lord-Mayors show beim Einschiffen an der Londonbrücke Abschied und zu zwölfmonatlicher Ruhe ihren Rückweg nach Guildhall genommen.

Und wer sind denn die Riesen Gog und Magog? Eine Merkwürdigkeit von Guildhall, eine charakteristische Posse des Lord-Mayors-Tags und — aus höherm Gesichtspunkt betrachtet — ein antiquarisches Räthsel, über welchem mehrere Alterthumsforscher sich den Kopf zerbrochen und doch nichts Entscheidendes zu Tage gefördert haben. Es stehen nämlich in Guildhall zwei steinerne Figuren, die zu den interessantesten Denkmälern gezählt werden, welche London aus seiner frühesten Geschichte besizt, die Jedermann unter den Namen Gog und Magog kennt, und von deren Ursprung gleichwohl die Chronik eben so wenig, als mündliche Tradition etwas berichtet; denn das kann füglich nicht Tradition heißen, was offenbar die Erfindung einer ausschweifenden Phantasie ist, die Sage, daß beide Figuren einen Sieg versinnlichen, welchen ein sächsischer Riese über einen Riesen von Cornwallis errungen, eine Sage, an deren Wahrheit allerdings das gemeine Volk in London durchaus nicht zweifelt. Unstreitig sind Beide Kriegerfiguren, denn Beide sind in Panzern und mit Schwertern umgürtet, und ihr Kopfputz unterscheidet sich nur dadurch, daß die eine einen Kranz von Eichenlaub, die andere einen von Lorbeer trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 300.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. December 1835.

> Noch starrt das Land von fremden Centnermassen;
> Wer gibt Erklärung solcher Schleudermacht?
> Der Philosoph, er weiß es nicht zu fassen. —
> Das treu-gemeine Volk allein begreift
> Und läßt sich im Begriff nicht stören,
> Ihm ist die Weisheit längst gereift.
>
> Goethe.

Alsabilder. *

Die Feenbrücke.

Wer zieht am Katzenberg daher,
Hab' Acht! da droben dräuen schwer
Verwitterte Felsenstücke,
Die steh'n von alten Zeiten her,
Getrümmer der Feenbrücke.

Einst legten die Feen am jähen Schlund
Zum riesenhaften Gebäu' den Grund,
Eine Brücke wollten sie sprengen
Hoch über's wilde Breuschthal rund,
Mit kühnen Bogen und Gängen.

Die Feen hatten ein Zauberwort,
Das konnte die Felsen hier und dort
Zum Bau zusammenbannen,
Und zog aus ihren Wurzeln fort
Die höchsten Eichen und Tannen.

So wuchs die Brücke mächtig auf,
Und schwang sich hinüber zum Bergesknauf,
Vom Zauberwort gekittet;
Tief unten hatte mit wildem Lauf
Die Breusch in's Thal sich geschüttet.

Doch als die Feen einst erwacht,
War ihnen plötzlich über Nacht
Das Zauberwort entschwunden,
Sie haben sich alle lang bedacht
Und haben's nimmer gefunden.

Und sieh', da schwankte das Gestein,
In tausend Rissen brach es ein
Und stürzte mit dumpfem Rollen;
Die Feen irrten durch Thal und Hain
Und flohen und sind verschollen. —

Dein muß ich denken in Traurigkeit,
O Mittelalter, du Feenzeit!
Hast auch eine Brücke gezogen
Einst über der Erde Wildniß weit,
Mit Riesenpfeilern und Bogen.

Sie zogen auf mit Harfenklang,
Mit Paukenwirbel und Kirchengesang,

---

* Aus der zu Straßburg (Dannbach, 1836) erscheinenden Sammlung elsäßischer Sagen und Geschichten: Alsabilder von den Brüdern August und Adolph Stöber.

Durch kühngewölbte Portale,
Gen Himmel blickend mit frommem Drang
Und lächelnd zum Erdenthale.

Ich kenn' das Wort, dess' Zauberbann
Dem Bau so festen Grund gewann,
Die Brücke so kühn gehoben —
Das Wort, das Berge versetzen kann
Und zieht die Erde nach oben!

Das trugst du lang im Herzen treu;
Einst als der Tag erwachte neu,
War's plötzlich dir entwichen,
Zusammen stürzte dein alt Gebäu,
Und Ritter und Frau'n erblichen.

Ein neu Geschlecht zu bauen begann;
Was gestern erstanden, heut zerrann.
Soll euch der Bau gelingen —
Das Wort, das Berge versetzen kann,
Muß euch zum Herzen dringen!

Adolph Stöber.

Das Echo auf Hüneburg.

Auf Hüneburg, am Felsenwall,
Da springt der Schall im Widerhall
Als wie ein Ball allüberall,
Und wo nur Seufzer leise stöhnen,
Hört man's am Felsen widertönen.

Die Sage geht seit langer Frist:
Ein Burgpfaff dort begraben ist,
Der einst verrieth mit schlimmer List,
Was ihm zur Beicht von seinen Sünden
Ein junger Ritter mochte künden.

„Soll morgen meine Dame frei'n,
Und tauschte doch mein Goldringlein
Schon mit der Maid von Dreienstein!
O wär' ich meiner Schwüre ledig —
Gott sey mir armen Sünder gnädig!“

Der Pfaffe spricht ihn los vom Eid,
Und eilt nach Dreienstein zur Maid,
Und kündet ihr des Ritters Leid;
Da rafft, entbrannt von Racheflammen,
Ihr Bruder seine Wehr zusammen.

Schon reitet früh des Morgens drauf
Mit seinem blanken Knappenhauf
Der Herr von Hüneburg herauf,
Das Fräulein drüben von Girbaden
In's helle Hochzeitschloß zu laden.

Da sprengt ihm Einer vor's Gesicht:
„Steh Rede! kennst das Ringlein nicht?
Zieh rasch den Degen, falscher Wicht!“
Und unter seiner Klinge Streichen
Muß schon der Rittersmann erbleichen.

Nach kleiner Weil' denselben Weg
Geschritten kommt das Pfäfflein reg;
Doch als er klimmt am engen Steg,
Im Blute gleitet seine Sohle,
Daß er zerschellt im Felsenhohle.

Seither am selben Felsenwall
Entspringt der Schall im Widerhall
Als wie ein Ball allüberall;
Und wo nur Seufzer leise stöhnen,
Hört man's am Felsen widertönen.

Drum, hast du je geheimen Schmerz,
So schreit' von hinnen niederwärts;
Denn was entschlüpfen ließ dein Herz,
Das riefe gleich mit hellem Zischen
Die hohle Felsenwand dazwischen.

August Stöber.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

Es wurde auch angeführt, daß gewisse, aus dem Meer hervorragende Klippen einst gänzlich mit Wasser bedeckt gewesen, sich jezt aber über dem Wasser erhoben haben, und in dem Verlaufe von anderthalb Jahrhunderten um acht Fuß mehr daraus hervorgetreten seyen. Diese Erscheinung sucht man aber folgendermaßen zu erklären. In dem baltischen Meere finden sich sowohl große Blöcke, als auch Sand und kleinere Geschiebe auf Sandbänken, die jedes Jahr in das dort fünf bis sechs Fuß dicke Eis einfrieren. Wenn nun der Schnee im Frühling schmilzt, und das Meer ungefähr ein halbes Klafter steigt, so werden viele Eisinseln weggeführt, nehmen die Felsenbruchstücke mit und transportiren sie mehr oder weniger weit. Werden sie nun von den Wogen auf Sandbänke getrieben, so mögen sie dieselben durch ihre Ablagerung in Inseln verwandeln, und auf niedrigen Inseln gestrandet, mögen sie deren Niveau bedeutend erhöhen.

Browallius dagegen und einige andere schwedische Naturforscher behaupteten, gewisse Inseln seyen niedriger als ehmals, und man könnte auf diese Weise eben so

gut nachweisen, das Niveau des baltischen Meeres sey nach und nach gestiegen. Sie geben noch einen andern sonderbaren Beweis von der Permanenz des Meeresspiegels, wenigstens an gewissen Punkten und auf mehrere Jahrhunderte. An der finnländischen Küste standen mehrere große Fichten dicht am Meeresspiegel; dieselben wurden gefällt, und durch Zählung der Jahresringe wurde nachgewiesen, daß sie an vierhundert Jahre daselbst gestanden hatten. Nach der Celsius'schen Hypothese wäre das Meer während dieser Periode ungefähr fünfzehn Zoll gesunken, in welchem Falle die Fichten unter dem Wasser gekeimt und viele Jahre auch unter demselben gewachsen seyn müßten. Ebenso müßten, wie versichert wird, die niedrigen Mauern mehrerer alter Schlösser, wie die von Sonderburg und Abo, die ebenfalls am Meeresspiegel liegen, in Folge der Celsiusschen Theorie unter demselben erbaut seyn. Gegen diesen lezten Grund führt der schwedische Ingenieur, Obrist Hällström, der die finnische Küste sehr gut kennt, den Umstand an, daß das Fundament der Mauern des Schlosses zu Abo jetzt zehn Fuß über dem Wasser liege, so daß seit Erbauung der Gebäude das Land sehr bedeutend emporgestiegen seyn könne.

Playfair erkennt in seinen „Erläuterungen der Huttonianischen Theorie“ (erschienen in Edinburgh im Jahr 1802) die mannichfachen, von Celsius angeführten Umstände als völlig beweisend an, schreibt aber die Niveauveränderung weit eher einer Bewegung des Landes als einer Verminderung des Meeres zu. Er bemerkt: „um das absolute Meeresniveau um irgend eine gegebene Menge und an irgend einem Punkte zu vermindern oder zu erhöhen, müsse es um dieselbe Menge überall auf der ganzen Erdoberfläche vermindert oder erhöht werden, was aber bei der Erhebung oder Senkung des Landes nicht nothwendig sey. Die Hypothese von der Erhebung des Landes,“ fügt er hinzu, „stimmt sehr gut mit der Huttonianischen Theorie überein, nach welcher die Expansivkräfte der Tiefe auf unsere Kontinente einwirken, welche durch dieselben wirklich erhoben worden sind, und in ihrer jetzigen Gestalt erhalten werden.“

Nachdem Leopold v. Buch zu Berlin von seiner im Jahr 1807 gemachten Reise durch Norwegen und Lappland zurückgekehrt war, sprach er seine Ueberzeugung dahin aus, „daß sich das ganze Land von Fredrickshall in Schweden bis nach Abo in Finnland, und vielleicht bis nach St. Petersburg, langsam und unmerklich erhebe,“ eine Folgerung, zu welcher er hauptsächlich durch die von den Einwohnern erlangten Nachrichten, und zum Theil durch das Vorkommen von Meeresmuscheln neuer Arten, die er an mehreren Punkten der Küste von Norwegen über dem Meeresspiegel fand, veranlaßt worden war. Die in der ersten Hälfte des lezten Jahrhunderts auf diesen Gegenstand gezogene Aufmerksamkeit veranlaßte manche schwedische Naturkundige, den Versuch zu machen, durch genaue Beobachtungen zu bestimmen, ob das mittlere Niveau des baltischen Meeres wirklich periodischen Veränderungen unterworfen sey. Unter ihrer Leitung wurden Linien oder Vertiefungen, welche das gewöhnliche Niveau des Wassers an einem ruhigen Tage bezeichneten, nebst dem Datum und der Jahreszahl in Felsen gehauen. In den Jahren 1820 und 21 wurden alle in den vorhergehenden Jahren gemachten Zeichen durch die Offiziere des schwedischen Lootsenkorps untersucht. In ihrem Berichte an die königliche Akademie der Wissenschaften zu Stockholm erklärten sie, sie haben bei einer Vergleichung des Meeresniveaus zur Zeit ihrer Beobachtungen mit dem von den alten Zeichen angegebenen gefunden, daß das baltische Meer im Verhältnisse zu dem Lande an gewissen Punkten niedriger, daß aber die Größe der Veränderung in gleichen Zeiträumen nicht überall dieselbe sey. Während ihrer Untersuchung wurden neue Zeichen für künftige Beobachter eingehauen, deren mehrere zu untersuchen Lyell vierzehn Jahre später (im Sommer 1834) Gelegenheit hatte, und es schien ihm, als ob in diesem Zeitraum das Land an gewissen Punkten nördlich von Stockholm vier bis fünf Zoll gestiegen sey. Auch überzeugte er sich auf seiner Reise durch Schweden, nachdem er mit mehreren Architekten, Ingenieuren, Lootsen und Fischern über den Gegenstand gesprochen und mehrere von den alten Zeichen untersucht hatte, vollkommen von der Richtigkeit der früheren Angaben über die Veränderung des Niveaus sowohl an der schwedischen als an der finnischen Küste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Theater. Die Beduinen auf der Bühne.

Am Ende Februars brannte der Schauspielsaal des Gaietétheaters ab, und am Ende Novembers steht er wieder aufgebaut und es wird bereits darin gespielt. Meistens sind es dieselben Schauspieler, wie zuvor; nur der Direktor Bernard Léon, sonst Schauspieler am Gymnase dramatique, ist neu, und in den Vaudevilles, welche auf die schwarzen Melodramen dieses Theaters zu folgen pflegen, eine willkommene Erscheinung; denn er zeigt den Andern, wie man die Vaudevilles spielen soll. Natürlich mußte ein Prolog die Darstellungen eröffnen: die personifizirte Gaieté oder Fröhlichkeit versammelt die zerstreuten Schauspieler um sich her und führt sie in ihren sogenannten Tempel, das heißt in den neuen Schauspielsaal ein, dessen Vorderseite deßhalb

auch auf dem Vorhang im Hintergrunde dargestellt war. Auch ein neues Melodram, „der Blutflecken.“ hatte der Direktor bereit, um damit sein Publikum anzulocken; natürlich deutet der Blutflecken auf grausende Mordthaten, den nothwendigen Bestandtheil der großen Theaterstücke auf den Boulevards. Der neue Direktor würde sich den gewöhnlichen Besuchern des Gaietötheaters schlecht empfohlen haben, wenn er ihnen kein Verbrechen aufgetischt hätte. Es zeigt sich aber bei den Direktoren der Volkstheater eine Tendenz, ihr altes Publikum zu einem höhern, das heißt gebildetern umzustimmen. Um zu diesem Zweck zu gelangen, haben sie zu folgendem Mittel gegriffen. Bisher waren die Volkstheater die einzigen in Paris, welche auch das weibliche Geschlecht im Parterre zuließen, und hier kosteten die Pläze nur wenig; wer daher in solchen Theatern einen ausgezeichneten Plaz haben wollte, mußte sich einen Logensitz miethen, denn auch die Galerien wurden vom sogenannten Volke eingenommen. Im Parterre blieb es stets Herr und Meister, weil es hier eine dichte Masse von Zuschauern bildete. Dieses Parterre nun, das sich allerdings nicht sehr reizend ausnahm und zuweilen auch nicht gar zu manierlich aufführte, rücken die Direktoren, wenn sie neue Säle bauen, in den Hintergrund und verlängern auf dessen Kosten die Orchestersitze, die weit mehr kosten, als die Pläze im Parterre. Dadurch bekommt denn freilich der Saal, wenn er voll ist, ein etwas vornehmeres Ansehen, und das Volk sizt zum Theil im Dunkeln und kann seine Eigenthümlichkeit nicht mehr so zur Schau stellen, wie zuvor. Für den Beobachter, welcher die Volkstheater nicht allein der Stücke wegen besucht, sondern auch, um das Pariser Volk im Genusse seines Lieblingsvergnügens zu beobachten, ist dies ein Verlust, und er muß nun eine Stufe herabsteigen und die kleinen Theater an den Barrieren besuchen, wo der ganze untere Raum des Saals noch vom Volke besucht wird, das aber hier freilich keine so gedrängte Masse bildet, wie in den Boulevardstheatern. Eines dieser leztern, das Porte St. Martintheater, dem Alles willkommen ist, was nur Geld einträgt, Alex. Dumas Dramen, Dlle. Georges, indische Gaukler, Luftspringer und dergleichen, hat sich aus Algier ein Schock Beduinen verschrieben, welche nun schon seit vierzehn Tagen ihre halsbrechenden Sprünge, wahre Salti mortali, jeden Abend in einem eigens für sie verfertigten Ballette anbringen. Vielleicht könnte man in Europa Springer auftreiben, welche ihre Sache eben so gut machten, wie diese Araber; allein schon ihre Gesichtsfarbe, ihre Körperbildung, ihr nationelles Wesen haben etwas Eigenthümliches, das eine Zeitlang für die Pariser Reiz haben kann.

(Die Fortsezung folgt.)

London, November.

(Fortsezung.)

Gog und Magog.

Dies unterstüzt die Vermuthung, daß die eine Figur einen alten Römer, die andere einen alten Britten vorstellt, und dies als wahr angenommen, scheint der Umstand, daß die Kleidung und die Waffen des Britten der Kleidung und den Waffen des Römers fast ganz gleich sind, anzudeuten, daß der Britte der Zeit angehört, wo die rohen Insulaner bereits angefangen hatten, an den verfeinerten Sitten und Gebräuchen ihrer Ueberwinder Geschmack zu finden. Da nun geschichtlich feststeht, daß Agrikola der Erste war, der, über hundert Jahre nach Cäsars Einfall in Britannien, einen Wechsel in der Aeußerlichkeit der Eingebornen veranlaßte, und daß die Römer nicht vor Honorius, also dreihundert-und-fünfzig Jahre später, die Insel völlig räumten, so darf man mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen daß jene Statuen mit irgend einem, nicht vor Agrikola und nicht nach Honorius stattgehabten Ereignisse in Verbindung stehen. Zeichnung und Arbeit scheinen hinreichend zu beweisen, daß beide Statuen bloß aus der Werkstatt eines eigentlichen Künstlers hervorgehen konnten. Betrachtet man den Ausdruck der Gesichter, so läßt sich — meines Dafürhaltens — gar nicht bezweifeln, daß er in dem einen einen Britten, in dem andern einen Römer hat zeichnen wollen; in den Gesichtern von Gog und Magog drückt sich die ganze Verschiedenheit der Nationalität vollkommen aus, die noch heutigen Tages zwischen einem Italiener und einem Engländer unverkennbar ist. Wohl möglich, daß die Britten, sobald sie die wachsende Schwäche der römischen Eindringlinge gewahrten, sich erlaubten, gleiche Rechte und Freiheiten zu fordern, und daß die Römer, um lieber wenig, als Alles zu verlieren, die Forderung zugestanden. Könnte es dann nicht seyn, zumal wenn die Statuen aus der spätern Periode der römischen Oberherrschaft herrühren, daß die Römer die Absicht gehabt, sich die Eingebornen durch eine Schmeichelei zu verpflichten, und zu dem Ende die beiden Statuen hätten aufstellen lassen, als sichtbare Zeichen der Vereinigung beider Völker auf dem großen Grundpfeiler gegenseitiger Gleichheit? Wie, wenn jene Statuen das Forum des alten römischen London geziert hätten? Ich würde solchen Falls mich willig finden lassen, ihre Errichtung in die Zeit der Regierung des großen Konstantin zu sezen, der, wie bekannt, sammt seiner Mutter Helena eine herzliche Vorliebe für ihr beiderseitiges Geburtsland hegte, und die Beide Manches thaten, die Hauptstadt desselben zu schützen und zu verschönern; denn ist es etwa nicht wahr, daß Helena zuerst die Stadt mit einer Mauer umgeben ließ, oder ist es nur im Entferntesten zweifelhaft, daß die Münzen zu Verkündigung von Konstantins Uebertritt zur christlichen Religion in London geschlagen wurden? Noch mehr: der sogenannte Londonstein, der eigentlich ein steinerner Pfeiler ist, und mit welchem eine der besten Walter Scottschen Novellen die Lesewelt, folglich die ganze kultivirte Welt, vertraut gemacht hat, bezeichnet noch heute die Lage des Forums oder Marktplazes im alten London. Die Namen der ältern Straßen in der Nachbarschaft bestätigen die Bezeichnung. Cannonstraße, wie jezt die Straße heißt, in welcher sich der Londonstein befindet, hieß vor Alters Cheapstraße. Der Plaz, den man jezt old exchange nennt, nannte man sonst West-Cheap; East-Cheap und Cheapside existiren noch, und wer nun weiß, daß Cheap das altsächsische Wort für Markt ist, der findet in jenen Namen die Grenzen des alten Londoner Forums nach allen Himmelsgegenden. Außerdem hat der berühmte Architekt und Alterthumsforscher Sir Christopher Wren auf die durch den großen Brand in London — im Jahr 1666 — unmittelbar bei dem Londonsteine aufgedeckten Grundpfeiler die sehr begreifliche Behauptung gestüzt, daß hier vor Alters ein bedeutendes Gebäude gestanden haben müsse. Das dürfte also das Markthaus gewesen seyn. In die unmittelbare Nähe desselben paßt nichts besser, als mehrerwähnter Londonstein, von welchem, laut der Sage, öffentliche Bekanntmachungen erlassen wurden, und der daher wahrscheinlich entweder in oder vor jenem Hause gestanden hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. December 1835.

Daran waren die von Nürnberg weis! —
Das tet man der Gemeinde zu staten,
Dorumb sie willig waren in den Sachen;
Wer sust nicht schwimmen mocht noch waten,
Der reist aus mit Singen und mit Lachen.

Hanns Rosenplüt.
1450.

Eröffnung der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth.

Am 7ten December Morgens um neun Uhr fand die feierliche Eröffnung der Ludwigseisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth auf dem eingehegten Platze statt, welcher zu dem Verwaltungslokale der Eisenbahngesellschaft gehört, auf welchem sich die Remisen für die Wagen befinden und die Eisenschienen ihren Anfang nehmen. Der Platz ist unfern des Spittlerthors gelegen, und wer von München oder Augsburg, von Ansbach oder Stuttgart kommt, braucht bloß vor dem Standbilde des Seyfried Schweppermann sich Dreiviertel links zu kehren, so hat er ihn vor Augen.

Schon um sieben Uhr machte sich Nürnberg zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen auf den Weg, um zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu seyn. Gegen acht Uhr waren bereits die meisten Aktionäre und Direktoren, so wie die zu der Feierlichkeit eingeladenen Gäste von nah und fern versammelt. Man betrachtete lange Zeit den soliden Bau der Bahn, die zum Theil elegant gebauten Passagierwagen, neun an der Zahl; aber die freudigste und nicht zu erschöpfende Aufmerksamkeit widmete man dem Dampfwagen selbst, an welchem Jeder so viel Ungewöhnliches, Räthselhaftes zu bemerken hat, den aber in seiner speziellen Struktur nach äußerem Ansehen selbst ein Kenner nicht zu enträthseln vermag.

Auf den Achsen von Vorder- und Hinterrädern wie ein anderer Wagen ruhend, hat er mitten zwischen diesen zwei größere Räder, und diese sind es, welche von der Maschine eigentlich in Bewegung gesezt werden. Wie? läßt sich zwar ahnen, aber nicht sehen. Zwischen den Vorderrädern erhebt sich, wie aus einem verschlossenen Rauchfang, eine Säule von ungefähr 15 Fuß Höhe, aus welcher der Dampf sich entladet. Zwischen den Vorder- und Mittelrädern erstreckt sich ein gewaltiger Cylinder nach den Hinterrädern, wo der Herd und Dampfkessel sich befindet, welcher von einem zweiten, vierrädrigen, angehängten Wagen aus mit Wasser gespeist wird. Dieser hintere Wagen nämlich, auf welchem der Platz für das Brennmaterial ist, hat auch einen Wasserbehälter, aus welchem Schläuche das Wasser in die Kanäle des eigentlichen Dampfwagens leiten. Außerdem bemerkt man eine Unzahl von Röhren, Hähnen, Schrauben, Ventilen, Federn, die alle nur wahrzunehmen mehr Zeit erfordert, als uns vergönnt war. Ueberdies nahm das ruhige, umsichtige, Zutrauen erweckende Benehmen des englischen Wagenlenkers uns eben so sehr in Anspruch. Wer möchte in einem solchen Mann nicht den ganzen Unterschied der modernen und der alten, wie der mittlern Zeit personifizirt erblicken! Jedes körperliche Geschick,

welches gleichwohl nicht fehlen darf, tritt in ihm in den Hintergrund, in den Dienst der verständigen Beachtung auch des Kleinsten, als eines für das Ganze Wichtigen. Jede Schaufel Steinkohlen, die er nachlegte, brachte er mit Erwägung des rechten Maßes, des rechten Zeitpunktes, der gehörigen Vertheilung auf den Herd. Keinen Augenblick müssig, auf Alles achtend, die Minute berechnend, da er den Wagen in Bewegung zu setzen habe, erschien er als der regierende Geist der Maschine und der in ihr zu der ungeheuren Kraftwirkung vereinigten Elemente.

Als der Dampf sich stark zu entwickeln begann, regnete es aus der sich augenblicklich bildenden Wolke durch die etwas rauhe Morgenluft auf uns herab; ja der Gegensatz der glühenden Dämpfe und der Atmosphäre machte, daß zugleich ein Hagelstaub niederfiel. — Unter diesen und ähnlichen Wahrnehmungen verstrich die Zeit. Die Landwehrmusik verkündigte den Beginn der Feierlichkeit. Auf einer Tribüne waren die eingeladenen Repräsentanten hiesiger Behörden und andere ausgezeichnete Gäste versammelt. Auch der würdige Chef unserer Kreisregierung, v. Stichaner, war von Ansbach herüber gekommen. Bürgermeister Binder hielt die Festrede, die sehr angemessen auf die Bedeutung des Unternehmens hinwies, sofern unsere Eisenbahn als Anfangs- und Mittelpunkt eines Eisenbahnsystems zu betrachten sey, das sich dereinst über Bayern, ja über ganz Deutschland zu erstrecken habe. — Als darauf auch der, nach einer Heideloffschen Zeichnung gefertigte, sehr einfache Denkstein enthüllt war, wurde Sr. Majestät dem Könige ein Lebehoch gebracht. — Hierauf begann die erste Fahrt in den mit Fahnen geschmückten Wagen. Alle neun Wagen waren angefüllt und mochten etwa zweihundert Personen fassen.

Der Wagenlenker ließ die Kraft des Dampfes nach und nach in Wirksamkeit treten. Aus dem Schlot fuhren nun die Dampfwolken in gewaltigen Stößen, die sich dem schnaubenden Ausathmen eines riesenhaften, antediluvianischen Stieres vergleichen lassen. Die Wagen waren dicht an einander gekettet und fingen an, sich langsam zu bewegen; bald aber wiederholten sich die Ausathmungen des Schlots immer schneller, und die Wagen rollten dahin, daß sie in wenigen Minuten den Augen der Nachschauenden entschwunden waren. Auch die Dampfwolke, welche lange noch den Weg, den jene genommen, bezeichnete, sank immer tiefer, bis sie auf dem Boden zu ruhen schien; die erste Festfahrt war in neun Minuten vollendet, und somit eine Strecke von 20,000 Fuß zurückgelegt. Die Fahrt wurde an diesem Tage noch zweimal wiederholt. Das zweite Mal bin auch ich mitgefahren, und ich kann versichern, daß die Bewegung durchaus angenehm, ja wohlthuend ist. Wer zum Schwindel geneigt ist, muß es freilich vermeiden, die vorüberfliegenden, näher gelegenen Gegenstände in's Auge zu fassen. Von Erschütterung ist nur so viel zu spüren, als erforderlich ist, um die Eisenbahnfahrt nicht mit einer Schlittenfahrt zu verwechseln, obschon die Empfindung der ähnlich ist, welche das Fahren in einem gut geführten Stoßschlitten auf glatter Eisbahn verursacht. Daß man ohne Zittern während des Fahrens schreiben könne, wie ein Korrespondent der allgemeinen Zeitung neulich bemerkt hat, habe ich mit mehreren meiner Nachbarn nicht bestätigt gefunden, obgleich man mit Bequemlichkeit sich etwas notiren kann während der Fahrt.

(Der Beschluß folgt.)

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

Die Niveauveränderung nimmt offenbar ab, je mehr man von den nördlichen Theilen des bothnischen Meerbusens nach Süden zu geht; sie ist gering bei Stockholm und nicht im geringsten wahrnehmbar in Schonen, der südlichsten schwedischen Provinz. Das Sinken des Wassers zu Stockholm ist von Einigen als sehr bedeutend angegeben, da mehrere Häuser in der Stadt, die auf Pfählen stehen, seit der Zeit noch lebender Personen gesunken und aus der senkrechten Linie gekommen sind, indem der obere Theil der Pfähle durch den Fall des Wassers und das abwechselnde Trocknen und Naßstehen derselben verfault ist. Die erwähnten Häuser liegen an den Ufern des Mälarsees, welcher in der Mitte von Stockholm mit dem baltischen Meer verbunden ist. Dieser See ist jezt offenbar niedriger als früher, allein die Hauptursache dieser Veränderung ist nicht die Hebung des Landes, sondern die Entfernung zweier alten, auf Pfählen erbauten Brücken, welche sonst den Abfluß des süßen Wassers in das Meer verhinderten. Eine andere Ursache ist die, 1819 bewirkte Eröffnung eines neuen Kanals zu Södertelje, einem südlich von Stockholm liegenden Ort, wodurch eine neue Verbindungslinie zwischen dem Mälarsee und dem baltischen Meer hergestellt wurde.

Es entsteht nun natürlich die Frage, ob das mittlere Niveau eines Meeres, wie das baltische ist, je so genau bestimmt werden kann, um Niveauveränderungen wahrzunehmen, die einen oder zwei Fuß nicht übersteigen. Darauf ist zu antworten, daß, mit Ausnahme in der Nähe des Kattegat, in der Ostsee gar keine Ebbe und Fluth stattfindet; nur dann, wenn gewisse Winde

mehrere Tage hintereinander vorgeherrscht haben, oder zu gewissen Jahreszeiten, wenn ungewöhnlich viel Flußwasser hineingeströmt ist, oder bei einer Vereinigung beider Umstände steigt dies Binnenmeer zwei bis drei Fuß über seine gewöhnliche Höhe. Die durch diese Ursachen veranlaßten Schwankungen sind aber fast alle Jahr dieselben, so daß die Lootsen und Fischer der Meinung sind, und dem Anschein nach mit Recht, es sey dabei eine selbst nur wenige Zoll betragende Abweichung von der gewöhnlichen oder mittlern Höhe des Wassers anzugeben.

Außerdem haben die Küsten von Schweden und Norwegen Eigenthümlichkeiten in der Gestaltung, die in merkwürdigem Grade die Wahrnehmung der geringen Veränderungen in dem relativen Niveau von Land und Wasser erleichtern. Skandinavien hat gewissermaßen zwei Küsten, eine innere und eine äußere; die erstere ist die des Landes selbst, die zweite wird durch eine Umgebung von zahllosen Felseninseln aller Größen, die sogenannten Scheeren (Skär) gebildet. Böte und kleine Schiffe machen ihre Küstenreisen innerhalb dieser Scheeren, denn hier fahren sie auf ruhigem Wasser, wenn auch das Meer außerhalb dieses Inselgürtels sehr stark bewegt ist. Allein diese Schiffahrt ist sehr schwierig und der Schiffer muß die Breite und Tiefe eines jeden engen Kanals und die Lage von unzähligen unter dem Wasser liegenden Riffen sehr genau kennen. Wenn an solch einer Küste in einem halben Jahrhundert das Land einen oder zwei Fuß hoch steigt, so wird die detaillirte Topographie der Scheeren gänzlich verändert. Einem Fremden, der sie nach einigen Jahren wieder besucht, bleibt ihr allgemeines Ansehen dasselbe; allein die Bewohner jener Küsten finden, daß sie manche von den Kanälen mit ihren Böten nicht mehr befahren können; sie finden auch außerdem noch unzählige andere Veränderungen an der Höhe und Breite einzelner Felsen, die sie sonst nur bei ruhigem Wetter unter dem Meeresspiegel sehen konnten.

Die Gneis-, Glimmerschiefer- und Quarzfelsen sind gewöhnlich sehr hart an dieser Küste, zersetzen sich nur langsam und behalten, wenn sie gegen die Brandung geschützt sind, Jahrhunderte hindurch ihre Form bei. Daher ist es leicht, mit Hülfe von natürlichen und künstlichen Zeichen, die an denselben angebracht werden, die verschiedenen Stufen des Hervortretens aus dem Wasser zu erkennen. Außer den Gipfeln anstehender Felsen finden sich auch sehr viele lose Blöcke von ungeheurer Größe über die Sandbänke und Inseln der Scheeren verbreitet, die wahrscheinlich durch das Eis auf die weiter oben angegebene Weise dorthin getrieben worden sind. Alle diese haben innerhalb des lezten halben Jahrhunderts an Höhe und Umfang zugenommen. Einige, die früher als gefährliche, unter dem Wasser liegende Klippen bekannt waren, sind jezt nur noch bei hohem Meeresstande bedeckt. Bei ihrem ersten Erscheinen zeigen sie sich gewöhnlich als eine glatte, kahle und abgerundete Hervorragung von wenigen Fußen oder Ellen im Durchmesser; oft gibt sie nur einen Ruheplatz für eine einzelne Seemöve ab, die daselbst ihre Beute verzehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Gog und Magog. Konsumtion in London.

Erinnert man sich, daß unter Konstantin und den frühern Kaisern das Forum zu Rom mit Statuen von Göttern, Kaisern und sonst berühmten Männern verziert wurde, so sehe ich nicht ein, warum der Geist, welcher zu Errichtung jener Bildsäulen im Mutterlande trieb, sich nicht auch über die Kolonien verbreitet, und namentlich die stolzen Bürger von Londinum Augusta veranlaßt haben soll, der größten Stadt der Welt in Ausschmückung ihrer öffentlichen Gebäude nachzuahmen. Und was hätte diesem Zwecke besser zu entsprechen vermocht, als eine sinnbildliche Darstellung der in einer gemischten, d. h. in einer aus Eingebornen und Römern bestehenden Kolonie, dergleichen London damals war, herrschenden Freundschaft und Eintracht? Wie hätte man diesen Gedanken besser ausdrücken können, als durch die Figuren zweier Krieger, beiden Nationen angehörig, jeder in vollem Waffenschmucke und jeder bekränzt mit dem, seiner Nation eigenen Embleme öffentlicher Wohlfahrt, dem Eichen- und dem Lorbeerlaube? Ich brauche kaum zu erwähnen, daß keineswegs die steinernen Statuen selbst, sondern von Pappe gefertigte, grotesk ausstaffirte und von Männern getragene Nachbildungen des Lord Mayors Zug begleiten, und daß diese Männer es sich sehr angelegen seyn lassen, die Häupter der Riesen zu großer Ergözlichkeit des versammelten Publikums in stets wackelnder Bewegung zu erhalten.

Die öffentliche Feier des Lord-Mayors-Tags nimmt im Speisesaale von Guildhall ihr Ende, und ich bedauere, aus Rücksicht für diejenigen, die im Stande sind, in der Einbildung zu speisen, nicht angeben zu können, wie viele Schildkröten und Stockfische, Ochsen, Kälber und Schöpse, Plumpuddings und andere Puddings bei dieser Gelegenheit verzehrt, oder wie viele Fässer Porter, Ale und Wein zur Verdünnung getrunken worden sind. Ansehnlich dürften die Quantitäten jedenfalls seyn, denn der Lord Mayor hat eintausend Pfund Sterling dafür ausgegeben, und selbst in London bekommen 160 Personen für 7000 Thaler ein stattliches Mittagsmahl. Nächstdem fanden besondere Bankette der reichen Zünfte statt, der Goldschmiede und Fischhändler, der Seidenhändler, Zimmerleute und Papierhändler, und es ist unbezweifelt eben so stark gegessen und getrunken, als im Laufe des Tags gestohlen worden. Ich habe mit meinen eigenen Augen zwei fingerfertige Taschendiebe ertappen und nach einigem Kampfe der handfesten Polizei überliefern sehen. Um den Einen that es mir wirklich leid. Ein so glückliches Gelingen kecken Unternehmens wäre eines bessern

Schicksals werth gewesen. Unter den harrenden Zuschauern in Ludgate-Hill stand ein wohlgekleideter Mann, seine rechte Hand so krampfhaft in der rechten Seitentasche seines Beinkleids, daß man nicht die Augen eines Pickpocket zu haben brauchte, um die Tendenz des Festhaltens irgend eines werthen Gegenstandes wahrzunehmen. Ein anderer, auch gut gekleideter Mann stellt sich neben ihn, faßt seine rechte Hand, zieht sie sans façon aus der Tasche, ergreift die daran hängende grünseidene Börse, befreit sie mittelst eines raschen Drucks von der umklammernden Faust, wirft sie einem Kameraden zu, und ist bereits im Begriff, sich unter der Masse zu verlieren, bevor der Bestohlene sich aus seiner Bestürzung zu sammeln und das gewöhnliche stop thief hervorzubringen vermag. Der kühne Held wurde indessen ergriffen und abgeführt, doch die Börse mit angeblich neunzehn Goldstücken war verschwunden.

Billig wundert man sich oft, wie es möglich sey, eine Bevölkerung von anderthalb Millionen und darüber mit den täglichen Bedürfnissen hinreichend zu versehen. Gleichwohl ist es Thatsache, daß London in jeder Beziehung Ueberfluß, von Allem das Beste und, was Anfangs überrascht, sich aber durch die Konkurrenz leicht erklärt, Alles wohlfeiler hat, als das kleinste Landstädtchen der Nachbarschaft. Es ist aber auch enorm, welche Zufuhren nach London kommen. Auf dem Smithfieldmarkte, dem Sammelplatze alles für London bestimmten lebenden Viehes, sind, laut pünktlich gehaltener Register, während der letzten zwölf Monate in runden Zahlen verkauft worden: 156.000 Ochsen, 21.000 Kälber, 1.500.000 Schafe und 20.000 Schweine. Und doch ist dies nur ein Theil des verzehrten Fleisches, denn ungeheuer ist die Menge der geschlachteten Viehstücke, die täglich vom Lande eingebracht werden, und deren Anzahl sich gar nicht berechnen läßt. Man schätzt den Gesammtwerth alles in Smithfield verkauften Schlachtviehes jährlich auf 8.500.000 Pfund Sterling. Man nimmt an, daß die Londoner für ihre Früchte und Gemüse jährlich über eine Million Pfund Sterling ausgeben. Die Konsumtion an Weizen beläuft sich des Jahrs auf eine Million Quarters oder englische Malter, jedes zu sechs Scheffel Berliner Maß, von denen wenigstens vier Fünftel zu Brod verbacken werden. Der Verbrauch an Butter erreicht die hübsche Summe von eilf, und der Käseverbrauch die von 13.000 Tonnen, jede zu 2000 schweren Pfunden. Der Aufwand für Milch soll an 1.250.000 Pfund Sterling grenzen, und man weiß nach, daß London jährlich zwischen 70. und 80.000 Pfund Sterling für Geflügel bezahlt. Der Bedarf an Wildpret steht in gleichem Verhältnisse. Ich gestehe indessen, daß der Umfang des Kaninchenhandels mich am meisten überrascht hat. Ein einziger Verkäufer dieses Artikels auf dem Leadenhallmarkte setzt während eines großen Theils des Jahres wöchentlich über 14.000 Kaninchen ab. Es begreift sich, daß die Konsumtion an Getränke mit den angegebenen Zahlen Schritt hält. Ein Beispiel wird zur Erläuterung hinreichen, und zugleich einen Beweis geben, wie enorm in dieser Hinsicht der Vertrieb in London sich vermehrt hat. Die Herren Barclay, Perkins u. Comp. kauften ihre jetzige Bierbrauerei, vielleicht die größte in der Welt, im Jahre 1775 für 135.000 Pfund Sterling. Der Verkäufer derselben, Namens Thrale, hatte bis dahin jährlich 20.000 Pf. an Steuern bezahlt, und seine Brauerei hielt vier Kufen, jede zu 1600 Faß oder 1000 Orhoft. Jetzt bedecken die zu diesem Geschäfte gehörenden Gebäude über zehn Acker Land. Zwei Dampfmaschinen sind in beständiger Thätigkeit. Die Vorrathkeller zählen 126 Kufen, jede von 4000 bis herab auf 500 Faß. Zum Verschroten der Biere innerhalb Londons werden 160 Pferde gehalten. Ueber 100.000 Quarters Malz würden im Jahre 1834 verbraucht, und die Steuern belaufen sich im Durchschnitt auf 180.000 Pf. Sterl. jährlich. W. S.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Die Beduinen auf der Bühne. La grande Duchesse.

Bereits sind Schauspieler aus manchen Weltgegenden, wilde und zahme, weiße und farbige, auf die Bretter getreten, um das Pariser Publikum zu belustigen; allein Beduinen hatte es noch nicht. Dazu kommt der Umstand, daß man begierig ist, wie die Leute aussehen, welche die Umgegend von Algier beunruhigen, die Soldaten ermorden, wenn sie können, oder sich gegen sie vertheidigen, wenn es Noth thut. Das Kostüm dieser Halbwilden hat man aufgestutzt, damit es auf der Bühne bessere Wirkung thue. Uebrigens haben sie keine Zeit gehabt, in Europa Anstand und Grazie zu lernen; sie treiben ihr Possenspiel schlechtweg, als ob sie noch einen reichen und müßigen Muselmann unter dem Zelte zu belustigen hätten. Nun ist aber Grazie eine unerläßliche Bedingung, um dem Pariser auf der Bühne durch Luftsprünge zu gefallen. Da diese hier fehlt, so werden die Beduinen auch wohl sich nicht lange halten, und der Direktor wird sich nach etwas Anderm umsehen müssen. Ein gelehrter Kritiker hat das Auftreten der algierischen Beduinen mit dem der Klopffechter bei den Römern verglichen, die auch, als Sklaven aus den überwundenen Völkern genommen, ihren üppigen Herren in der Hauptstadt zum Schauspiel dienen mußten. Das Gleichniß ist jedoch in so fern unrichtig, als diese Beduinen aus freien Stücken einem Franzosen, welcher zu Algier das Schauspiel dirigirt, nach Frankreich gefolgt sind. Man hat sogar in den Zeitungen behauptet, sie bekommen täglich die Summe von 300 Franken. Wahrscheinlich ist dies Gerücht absichtlich von ihrem Führer oder vom Direktor des Porte St. Martintheaters verbreitet worden, um ihre Wichtigkeit als Künstler zu erhöhen. Die komische Oper hat nach langer Vorbereitung endlich ihre grande Duchesse aufgeführt, die auch eine grande pièce ist, denn sie hat vier Aufzüge. Verfasser der Musik ist der schon durch manche Operetten bekannte Italiener Caraffa, dem nun bald der Spanier Gomis auch wieder mit einer großen Oper folgen soll, wofern ihm nicht Auber, der ebenfalls eine Operette setze, den Rang abläuft. Zu der grande Duchesse hat ein alter, wahrscheinlich in den Causes célèbres erzählter Prozeß Anlaß gegeben von einer wider ihren Willen verheiratheten Demoiselle, Namens Lafaille, welche krank wurde, für todt gehalten und begraben, dann, von ihrem ehemaligen Geliebten im Grabe besucht, wieder in's Leben zurückgerufen ward, und ihr zweites Leben bei diesem Geliebten zuzubringen beschloß, jedoch vom ersten Manne zurückgefordert, auf ihre Weigerung vor Gericht verklagt und auf Befehl der Richter in's Kloster gesteckt wurde. Schon einige Theater haben sich, wie es scheint, dieses Stoffes bemächtigt; gewiß werden die Melodramendichter nicht ermangelt haben, ein fünfaktiges finsteres Melodrama mit Leichenbegängniß, Todtengruft und mitternächtlicher Glocke daraus zuzurichten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 101 und Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. December 1835.

Uralt, müßte man gestehen,
Sey das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht selbst gesehen,
Wie sich's aus dem Boden würgte.

Goethe.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

Die auf die beschriebene Weise entblößten Felsplatten wachsen nach und nach zu langen Riffen an, welche durch eine Menge von Seegeflügel ganz weiß erscheinen, während andere sich aus einem jährlich unter Wasser gesezten Riff zu einer kleinen Insel gebildet haben, auf der wenige Flechten, ein Kieferpflänzchen und einige Grashalme beweisen, daß die Sandbank in trockenes Land verwandelt worden ist. Tausende von ringsum liegenden bewaldeten Inseln zeigen die größern Veränderungen, welche die Zeit hervorzubringen vermag. Im Verlauf von Jahrhunderten wird daher der zwischen den jetzigen Inseln vorhandene Meeresboden abgetrocknet und in Wiesen verwandelt seyn, die mit Höhen umgeben sind, auf denen hohe Kiefergehölze stehen. Diese lezte Stufe des Prozesses, mittelst dessen lange Fiords und enge Kanäle, die einst bewaldete Inseln von einander trennten, von dem Meere verlassen worden, hat sich seit Menschengedenken an verschiedenen Punkten der Küste ereignet.

Wäre jedoch der anscheinende Fall des Wassers nur im baltischen Meer allein wahrgenommen worden, so könnten wir in Versuchung gerathen, die Erscheinung aus lokalen Ursachen zu erklären, welche dieses Meer allein betroffen haben. Es könnte z. B. der Kanal, durch welchen das baltische Meer sein überflüssiges Wasser in die Nordsee ergießt, nach und nach durch die Wogen und Strömungen erweitert worden seyn, in welchem Fall das Wasser wie in dem Mälarsee, wovon wir weiter oben sprachen, gesunken seyn dürfte. Allein der Fall der Gewässer würde alsdann gleichförmig und überall, und nicht allein im nördlichen Theil des baltischen Meers erfolgen, während bei Kopenhagen das Niveau gleich bleibt. Solch eine Erklärung ist aber auch aus andern Gründen unhaltbar; denn es ist eine, schon lange von Celsius bestätigte Thatsache, daß sich die Niveauveränderung auch auf die westlichen, die Nordsee begrenzenden Küsten Schwedens ausdehnt. Zwischen Uddevalla und Gothenburg findet man eben so gut bestätigte Zeichen der Erhebung, als an den Küsten des bothnischen Busens. Unter den Punkten, wo sie besonders gut untersucht werden können, sind die Inseln Marstrand und Gulholmen zu erwähnen, von denen die leztere Lokalität besonders durch Celsius nachgewiesen ist. Die Bewohner versichern dort und überall, das Verhältniß des Sinkens des Meeres (oder der Hebung des Landes) sey in verschiedenen und benachbarten Gegenden verschieden, und am größten an den niedrigsten Punkten der Küste. Jedoch

täuschen sie sich hierin, denn sie messen den Belang der Hebung nach der gewonnenen Oberfläche, welche am bedeutendsten da ist, wo das Land sanft zu dem Meere abfällt. Eben so beriefen sich früher einige Vertheidiger der Celsiusschen Theorie auf die Zunahme des Landes in der Nähe der Flußmündungen, wobei sie jedoch nicht gehörig auf die Thatsache achteten, daß, wenn das Bett des Meeres steigt, die Veränderung stets da am bemerkbarsten seyn wird, wo der Boden vorher seicht gewesen ist; wogegen an einem andern Punkte, wo die steilen Granitfelsen jäh in's tiefe Wasser abfallen, eine weit bedeutendere Hebung erforderlich ist, um eine gleich wahrnehmbare Veränderung hervorzubringen.

Was nun den Umfang des Theiles des nördlichen Europas betrifft, welcher auf diese Weise gehoben wird, so haben wir bis jezt noch keine hinlänglichen Data, um dies genau zu bestimmen. Jedoch scheint es wahrscheinlich, daß dieser Landstrich von Gothenburg bis Tornea, und von dort nach dem Nordcap reicht, so wie daß das Verhältniß der Hebung stets steigt, je weiter wir nach Norden gehen. Die beiden Enden dieser Linie liegen mehr als tausend geographische Meilen von einander, und da beide in dem Ocean endigen, so können wir auch nicht wissen, wie viel weiter sich die Bewegung unter dem Wasser fortsezt. Was die Breite des Landstrichs anbetrifft, so sind die Grenzen ebenfalls unbestimmt, obwohl sie sich offenbar mitten durch die weitesten Theile des bothnischen Busens ausdehnen und sich weit in das Innere von Schweden und Finnland erstrecken mögen. Dauert nun die Emporhebung fort, so wird ein immer größerer Theil der bothnischen Bucht, so wie ein Strich der Westküste von Schweden am Ocean, zwischen Gothenburg und Uddevalla, in Land verwandelt werden; und auf der andern Seite müssen, wenn die Veränderung Tausende von Jahren in dem Verhältniß von mehreren Fußen in einem Jahrhundert erfolgt ist, große Striche, die jezt Land sind, zu verhältnißmäßig neuern Perioden unter dem Meere gestanden haben. Es muß daher ganz natürlich die Frage aufgeworfen werden, ob irgendwo Zeichen von dem neuern Aufenthalt des Meeres in Gegenden, die jezt im Binnenland liegen, vorhanden seyen? Die Antwort fällt sehr genügend aus. Bei Uddevalla und in dem benachbarten Küstenlande finden wir emporgehobene Lager von Muscheln, die Arten angehören, wie sie noch jezt im Ocean leben; während an der entgegengesezten oder östlichen Seite von Schweden, bei Stockholm, Gefle und an andern Punkten am bothnischen Meerbusen Lager mit Muscheln sich finden, die für die Ostsee charakteristisch sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Eröffnung der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth.

(Beschluß.)

Es war eine unermeßliche Menschenmenge vorhanden, und sie jauchzte und jubelte zum Theil den Vorüberfahrenden zu; und in der That, es gewährt der Anblick des vorüberdrängenden Wagenzuges fast ein größeres Vergnügen, als das Selbstfahren. Wenigstens dringt sich uns das Gefühl der gewaltigen, wundersam wirkenden Kraft bei jenem Anblick weit mehr auf; es imponirt, wenn man den Wagenzug mit seinen zweihundert Personen wie von selbst, wenn auch nicht pfeilgeschwind, doch gegen alle bisherige Erfahrung schnell, unaufhaltsam heran, vorüber und in die Ferne dringen sieht. Das Schnauben und Qualmen des ausgestoßenen Dampfes, der sich sogleich als Wolke in die Höhe zieht, verfehlt auch seine Wirkung nicht. Pferde auf der sehr nahen Chaussee sind daher beim Herannahen des Ungethüms scheu geworden, Kinder haben zu weinen angefangen, und manche Menschen, die nicht alle zu den Ungebildeten gerechnet werden dürfen, haben ein leises Beben nicht unterdrücken können. Ja, es möchte wohl Keiner, der nicht völlig phantasielos ist, ganz ruhigen Gemüths und ohne Staunen beim ersten Anblick des wunderwürdigen Phänomens geblieben seyn. Diesem Staunen folgt dann ein, freilich erst durch Reflexion vermitteltes, wohlthuenderes Gefühl, das Gefühl des Triumphes menschlicher Erfindungs- und Geisteskraft über die Elemente, denen nach Schillers treffendem Ausdruck von Natur eigen ist, zu „hassen das Gebild der Menschenhand.“ Und seltsam! dieses erhebende Gefühl wirkt dieser Anblick in Hunderten und Tausenden, die kaum ahnen, welche Kenntnisse, Erfahrungen, Experimente, Kombinationen, wie viel Scharfsinn, Genie und — Glück zusammenwirken mußten, um solche Maschine zu ersinnen, zu konstruiren. Für diese bleibt das Ganze ein Wunder, an das sie glauben, weil sie es sahen; und kein exoterischer Skeptiker wird im Stande seyn, ihnen diesen neuen Glauben an den menschlichen Geist und seine Macht zu erschüttern, um so weniger, da er ein freudiger, ein erhebender ist.

Um drei Uhr versammelte sich eine, aus den Gebildeten fast aller Stände bestehende Gesellschaft von 180 Personen zu einem Festmahl in unserm Museum. Heiterkeit und Freude über das gelungene Werk belebte Alle, und eine in deutschen Gesellschaften seltene Lebhaftigkeit der Unterhaltung war eine natürliche Folge davon. Unter den vielen Toasts, die auf das Wohl des Königs, den guten Fortgang des Unternehmens, auf die Wohlfahrt beider Schwesterstädte, Nürnberg und Fürth, und dem Direktorium der Aktiengesellschaft, insonderheit aber dem Direktor derselben, G. J. Platner 2c., gebracht wurden,

erfreute sich des lautesten Beifalls der, zu welchem der Buchhändler Dr. Fr. Campe die Gesellschaft aufrief: der Toast auf den Grund- und Schlußstein alles Eisenbahnwesens und alles öffentlichen Wohls, auf das Wort: „Vorwärts!“ — Der Sinn und Geist jedoch, in welchem solche Feste und Ereignisse bei uns von den Wohlgesinnten gefeiert werden, spricht sich ungemein treffend in einem Liede aus, welches ein sehr achtungswerther und liebenswürdiger Mann, Magistratsrath Schnerr, gedichtet hatte, und das beim Mahle gesungen wurde; und ich kann es mir um so weniger versagen, dasselbe hier mitzutheilen, als es zugleich ein Zeichen ist, daß Hans Sachsens Geist uns nicht nur nicht verlassen hat, sondern sich wie der Phönix immerfort verjüngt. Der Mann nämlich, von dem wir einen Band in ihrer Art vortrefflicher Gedichte besitzen, ist zwar kein ehrsamer Schuster, aber doch ein sehr geschickter Buchbinder. Hier ist das Lied.

Glück auf, mit Gott! der Anfang ist geschehen,
Es liegt die Strecke Bahn!
Und soll's nach Ost und Westen weiter gehen,
So knüpft man eben an.

Das schöne Werk, der Gegenwart zum Lobe,
Wird's sicher anerkannt
Als erster Punkt, als musterhafte Probe
In unserm Vaterland.

Zwar eben geht's, zu Nutz und zum Ergötzen,
Von hier zur Schwesterstadt;
Doch kann der Mensch wohl Berge auch versetzen,
So er den Willen hat.

Und kann's nicht Einer, nun so können's Viele,
Wenn Eintracht sie umschlingt.
Geht Aller Streben fast nach einem Ziele,
Gewiß, das Werk gelingt.

Seht ihr die Bahn, die Linien von Eisen,
Die, fest und schnurgerad,
Bedeutungsvoll nach Ost und Westen weisen?
Seht ihr den Zauberpfad? —

Was schnaubt und qualmt dort vor der Wagen Reihe?
Es scheint ein Elephant.
Daß er als Zugthier sich zum Dienste weihe,
Gemacht von Menschenhand. —

Und seht! es zieht mit wunderbarer Schnelle
Den langen Wagenzug
Dies Werk der Kunst gar mächtig von der Stelle,
In adlergleichem Flug.

Was ist's, das wunderbarlich heutzutage
Solch Menschenwerk belebt? —
Das Element, auf dem, nach heil'ger Sage,
Einst Gottes Geist geschwebt;

Und noch ein Element, mit ihm verbunden,
Ihm scheinbar nicht verwandt,
Das Prometheus in thatenvollen Stunden
Dem Himmel kühn entwandt.

Kennt ihr das Kind des Wassers und der Flammen?
Es wird nur Dampf genannt;
Doch Wunder wirkts, hält man es klug zusammen,
Gezähmt von Menschenhand.

„Hans Dampf“ hat man zum Schimpf oft den geheißen,
Der nicht viel hergeschafft;
Doch Dampf ist nun auf solcher Bahn von Eisen
Das Ideal der Kraft.

Vergeudet nicht zu Kriegs- und Mordgewehren
Hinfort dies edle Erz!
In Fried' und Glück auf solcher Bahn verkehren,
Erfreue Aller Herz.

Ja, alle Ketten, Fesseln, Wehr und Waffen
Aus roher, harter Zeit,
Sie werden einst in Schienen umgeschaffen,
Zum Preis der Menschlichkeit!

Mit Schienen, Freunde, webet ohne Bangen
Ein Netz von Pol zu Pol!
Sieht sich Europa einst darin gefangen,
Dann wird es ihr erst wohl.

Wie aber der Geist, der stets verneint, überall Unkraut unter den Weizen säet, so war auch dieses Eisenbahneröffnungsfest nicht ohne Begleitung eines etwas unangenehmen Intermezzos, das freilich in seinem Ausgang noch zur Erhöhung der allgemeinen Zufriedenheit beigetragen hat. Hievon jedoch demnächst, wo ich dann Gelegenheit haben werde, von den Hoffnungen und Aussichten und Befürchtungen zu reden, zu welchen unsere Eisenbahn berechtigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Zweiter Brief.

Die zweite Hälfte des in so mancher Hinsicht interessanten Gastspiels des Herrn Marr zählte die bei weitem wichtigern Rollen. Abdallah in Raupachs Raphaele machte den Anfang, dann folgte Mephistopheles, und zum Beschluß Schillers König Philipp.

Im Abdallah zeigte Herr Marr sehr gelungene Momente. Die erste Familienscene gelang vollkommen, nur der herrische, laute Ton, der angenommen wurde, wollte nicht ganz zu dieser Auffassung passen. Dies schien fremdartig, wie von außen angeflogen; dieser Ton war durch nichts bedingt, es war eine Zuthat, die der Maler seinem fertigen Gemälde hinzugefügt hatte; und diese Uebereilung durch Entstellung desselben büßen mußte. Im Verlaufe des Stücks muß Abdallah nothwendig immer erregter erscheinen; seine Ruhe muß der Heftigkeit weichen, die ihn zu den entsetzlichen Schritten treibt; schon der Tod seines Sohnes hat ihm den Verstand aus den Fugen gebracht, er wird nicht plötzlich verrückt nach Ielula's Ermordung. Die lezten Scenen gaben Zeugniß von großem Bildnertalent; hier war eine fortlaufende Reihe schöner Tableaux. Ein beobachtendes Studium leuchtete aus Allem hervor bis zum Schlusse.

Mephistopheles wurde nicht ganz so glücklich gelöst. Diesmal mangelte das diabolische Element; ein verzogener Mund ist nicht immer teuflischer Hohn, und schielende Augen sind zwar immer häßlich, aber sie können auch einem häßlichen Menschen angehören, und brauchen nicht gleich an den Teufel zu erinnern. Die Beweglichkeit in den Zügen war zu rasch, zu menschlich; wir lieben, uns den alten Höllenfürsten starrer und darum mehr Entsetzen einflößend zu denken; solch ein kolossales Bild der Urschöpfung darf nicht

an die Mäuse und Ratten erinnern, die heute unsere gemeinen Kornsäcke benagen. Was bleibt am Ende einem Juden, der uns beluxt, einem pfiffigen Betrüger, dem sein Spiel gelingt, Anders wohl übrig, als dies ewige Augenblinzeln, Abwärtsnicken, Lippenbeißen, heimlich Schmunzeln und Schnalzen? Mit solch kleinem Freudenfeuer läßt sich der Gebieter des Elements nicht ein; es breche nur bei entscheidenden Stellen hervor, aber dann gewaltig. Der grelle, bewegliche Mienenwechsel trete da ein, wo der Teufel menschlich erscheinen und damit Menschen täuschen will, aber nicht für sich, wie zum Spaße; er braucht dessen nicht. Die Art, wie der Monolog gesprochen wurde, der dem Auftreten des Schülers voranging, war ein geschickt angebrachter Theatercoup, und verfehlte auch seine Wirkung nicht. In einem tiefen, fast tonlosen Baß wurden die Worte hergesagt, welche den Uebergang zu der folgenden Scene bildeten. In der Scene mit dem Schüler selbst waren gute Nüancirungen angebracht. Die Zuschauer fanden sich jedoch von der neuen Erscheinung zu überrascht, um sich unbefangen dem gebotenen Genusse hinzugeben; der Beifall, der sonst hier an vielen Stellen nie ausbleibt, wollte nicht durchbrechen; erst am Schlusse machte er sich Luft. Ich konnte das Ende dieser Vorstellung nicht abwarten.

Die lezte Darstellung des Königs in Don Karlos war die konsequenteste in der Durchführung. Betrachtet man das Gedicht als fürstliches Familiengemälde, wie es in der ältesten Ausgabe von dem Dichter selbst genannt wurde, so läßt sich Marr in dieser Rolle gewiß nicht die leiseste Ausstellung machen; denkt man aber an den geschichtlichen Philipp, wozu, troz der breiten häuslichen Scenen und der Hofintriguen, doch mehrere Stellen im Stücke, selbst ohne die Namen zu berücksichtigen, Veranlassung geben, so muß man das ganze Bild verdammen. Marr war nur wenig von dem Philipp, wie ihn uns die Geschichte überliefert; aber ein fester, manchmal starrer, von häuslichen Sorgen geplagter Mann war er in jeder Scene; in der einen mit dem Marquis zeigte er sogar Weichheit und Milde; er war nahe daran, auch ein guter Mann zu werden. Mit dieser Auffassung harmonirte sein Aeußeres: der fast kahle Schädel raubte dem Kopfe das charakteristisch Markirende. Ein kahler Schädel, wenn er nicht mit allen Attributen ehrwürdigen Alters umgeben wird, ist häßlich und gemein, erinnert an Wucherer, Juden und Gesindel. Der zu breite Bart à la Henri quatre deckte zu viel von dem Untertheile des Gesichts und war dem Mienenspiel hinderlich. Wie nun die Rolle einmal angelegt war, geschah die Durchführung mit fester Konsequenz, und dies übt stets einen günstigen Eindruck aus; hier war einmal Wahrheit, Tagesbeleuchtung; dies war ein Mensch ganz nach dem Leben; das Publikum ward ergriffen und zufrieden gestellt. Dem Gros des Publikums sagte diese Auffassung vielleicht mehr zu, als eine andere, die dem geschichtlichen Charakter getreuer gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Theater. Mad. Damoreau. Mad. Ancelot.

Zwei Dichter, Melesville und Merville, wovon der Lezte auch Melodramen schreibt, indeß Ersterer meistens nur Vaudevilles dichtet, haben sich mit einander verbunden, um eine komische oder komisch seyn sollende Oper aus demselben Stoffe zu machen. Sie haben die Handlung nach Deutschland verlegt, und aus dem Prozesse eine romanhafte Geschichte gemacht, worin nur die gezwungene Heirath, das Lebendigbegrabenwerden und das Wiedererwecken durch den Geliebten stehen geblieben sind. Statt eines Gerichtes hat hier eine Großherzogin Mathilde über den bedenklichen Kasus zu entscheiden, und wie leicht zu erachten, eine zärtliche Großherzogin urtheilt gelinder, als ein Gericht von Männern. Sie hebt die erste Heirath auf, und verbindet die beiden Geliebten, oder erlaubt ihnen, sich zu verbinden. Die Rolle der Großherzogin wird von Mlle. Prevost sehr gut gegeben. Aber bald wird die komische Oper ihre jüngst erworbene Sängerin von der großen Oper auftreten lassen, die Mad. Damoreau nämlich, welcher ein Jahrgehalt von 60.000 Franken zugesagt ist. Solch übertrieben hohen Gehalt hat die komische Oper noch keiner Sängerin bezahlt; auch die große Oper zahlt so viel keinem Sänger und keiner Sängerin, und eben weil der Damoreau diese Summe an der großen Oper verweigert wurde, ist sie zur Operette übergegangen. Man hält es aber nicht für möglich, daß die komische Oper mit solchen Gehalten bestehen könne; denn wenn auch die Damoreau ein volles Haus zu Stande brächte, so wäre damit diesem Schauspiele noch nicht ganz geholfen, indem es einen viel zu kleinen Schauspielsaal besizt, als daß die Einnahme sehr beträchtlich seyn könnte. Eigentlich besteht der Gehalt der Mad. Damoreau nur in 12 – 15.000 Franken; das Uebrige soll ihr unter dem hier bei den Schauspielern üblichen Namen Feux für jeden Abend, wo sie spielt, und zwar 500 Fr. für den Abend, zugelegt werden. Man hat diese Einrichtung deßhalb getroffen, um die kaprizióse Schauspielerin, welche, wie die meisten großen Virtuosinnen, häufig üble Launen hat und nicht spielen will, zu bewegen, oft aufzutreten. Die Folge wird zeigen, ob das Mittel wirksam ist oder nicht. Bei Manchen wäre es probat; allein zuweilen sind die Launen noch stärker, als die Gewinnsucht. — Das Théâtre français zehrt noch von Cas. Delavigne's Don Juan d'Autriche, der, obwohl etwas weitschweifiger, als es die dramatischen Stücke dieses Dichters zu seyn pflegen, doch auf der Bühne großen Effekt hervorbringt und auch gut gespielt wird. Nebenbei hat dieses Theater ein kleines, ziemlich unbedeutendes, aber doch gefälliges Lustspiel von Ancelot, oder vielmehr von dessen Frau gegeben, unter dem Titel: „eine vernünftige Heirath,“ das aber eben so gut „keine“ vernünftige Heirath heißen könnte. Man wußte bereits, daß Ancelot von seiner Frau sich in seinen dramatischen Arbeiten helfen lasse. Dieses kleine Stück scheint sie aber ganz allein geschrieben zu haben. Auch nimmt sie die Komplimente deßhalb von ihren Freunden an, und einige Theaterkritiker, welche dem Dichter nicht wohl wollen, behaupten, er habe nichts Besseres gedichtet, als dieses kleine Lustspiel. Herr und Madame Ancelot stehen sich nicht übel bei dem Ertrage der vielen Theaterstücke, die sie geliefert haben, und halten ein ansehnliches Haus; sie geben auch Sonnabends eine Soirée, bei welcher manche der literarischen Celebritäten von Paris sich einfinden. Von den Neuigkeiten der übrigen Theater läßt sich nicht viel sagen; nicht als ob Mangel daran wäre, sondern weil unter den vielen keines sich so besonders auszeichnet, daß es im Auslande bemerkt zu werden verdiente. Als ob es noch nicht Theater genug gäbe, wird in diesen Tagen wieder eines eröffnet, nämlich am Eingange der Vorstadt St. Antoine; freilich kein großes, aber doch groß genug, um den andern Abbruch zu thun. Der jezige Winter müßte den Theatern besonders günstig seyn, wenn im Fortgange desselben nicht eines oder das andere derselben zu Grunde ginge. Etwas ganz Unerwartetes würde es aber seyn, wenn sie alle insgesammt gute Geschäfte machten; dieses ließe voraussezen, daß sie alle mit guten Schauspielern und vortrefflichen neuen Stücken versehen sind, eine bisher noch nicht bemerkte Erscheinung. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. December 1835.

Also was Leben hat in Meer, Luft und auf Erden,
Das wartet, Herr, auf dich, dem ihr Muth offenbar,
Zu rechter Zeit mit Speis gesättiget zu werden.
Rodolph Weckherlin.

Gedichte von Rudolph Hagenbach.

Sehet die Vögel unter dem Himmel.

Die ihr zaget, die ihr fraget,
Leib, was essen wir?
Die ihr klaget und euch plaget,
Herz, was trinken wir?
Die am Abend, wie am Morgen
Ihr euch quält mit leeren Sorgen,
Nehmt der freien Vögel Schaar
Unter Gottes Himmel wahr.

In den Lüften, auf den Zweigen,
Und in Feld und Wald,
Wenn die düstern Menschen schweigen,
Lauter Jubel schallt,
Und in aller Welten Zonen,
Wo die muntern Vöglein wohnen,
Ruft's: „Herr Gott, dich loben wir,“
Tönt's: „Herr Gott, wir danken dir.“

Wenn, in's erste Grün gekleidet,
Sich der Frühling naht,
Wenn der Pflug die Furchen schneidet
In der Sommersaat,
Kehren auch die Schwalben wieder,
Und auf steigendem Gefieder
Singt die Lerch' ihr Psalmgedicht,
Doch die Vöglein säen nicht.

Wenn ihr in den Sommertagen
Durch die Wälder streift,
Hört die Nachtigall ihr schlagen,
Eh' das Korn gereift;
Doch wenn Erntelieder schallen,
Schweigen schon die Nachtigallen,
Scheuen jede saure Pflicht,
Denn die Vöglein ernten nicht.

In den Kammern, in den Scheunen
Liegt des Herbstes Frucht,
An den Hecken, an den Zäunen
Manch ein Vöglein sucht
Wohl ein Körnlein zu gewinnen,
Trägt's bescheiden dann von hinnen
In das warme Nest und spricht:
Sammle wohl in Scheunen nicht.

Aber der im Himmel droben
Nährt uns Alle doch;
Den auch wir als Vater loben,
Sorget immer noch;

Naht des Winters rauh Geleite,
Ziehn die Störche fort in's Weite,
Und der Sperling findet hier
Auch im Dunkeln sein Quartier.

Die ihr zaget, die ihr fraget,
Leib, was essen wir?
Die ihr klaget und euch plaget,
Herz, was trinken wir?
Die am Abend, wie am Morgen
Ihr euch quält mit leeren Sorgen,
Nehmt an dieser Vöglein Schaar
Eures Glaubens Mangel wahr.

Sehet die Lilien des Feldes.

Wie sie spinnen,
Wie sie weben,
Wie sie sinnen,
Zu gewinnen!
Und das nennen sie ein Leben!

Wie gesponnen,
So zerronnen,
Wie gewoben,
So zerstoben,
Und das heißen sie gewonnen!

Wie sie prangen
In der Seide
Purpurkleide,
Und verlangen
Mehr in ihres Herzens Neide!

Unterm blauen
Himmel milde
Kommt zu schauen
Auf den Auen
Dieser Lilien Glanzgebilde!

Licht der Sonnen,
Mild zersetzet,
Fein gesponnen,
Thaubenetzet,
Wie das Aug' und Herz ergötzet!

Farben duftig,
Zart gewoben!
Wie nach oben
Sich so luftig
Dieser Schleier hat gehoben!

Geh' und frage
Salomon
Auf dem Thron,
Daß er sage,
Ob er solchen Purpur trage!

* * *

Froh dein Leben
Zu gewinnen,
Lern' es eben
Von den zarten Spinnerinnen,
Von den klugen Weberinnen,
Die nicht weben,
Die nicht spinnen.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

L. v. Buch fand 1807 in Norwegen und zu Uddevalla in Schweden Muschellager von lebenden Arten in einer bedeutenden Höhe über dem Meere. Seit der Zeit haben andere Naturforscher seine Beobachtungen bestätigt, und nach Ström finden sich im nördlichen Norwegen solche Lager in einer Höhe von mehr als 400 Fuß über dem Meere. Alexander Brongniart fand bei seiner Bereisung Schwedens zu Uddevalla eine der Hauptmuschelmassen, die des Kapellbacken, 200 Fuß über dem Meeresspiegel, auf Gneis gelagert und die Arten sämmtlich identisch mit den im benachbarten Ocean lebenden. Er fand ferner bei einer sorgfältigen Untersuchung der Gneisoberfläche, unmittelbar über dem alten Muschellager, Entenmuscheln (Balani) an den Felsen anhängend, ein Beweis, daß das Meer dort lange gestanden hatte. Lyell bestätigte im Sommer 1834 diese Beobachtung, indem er zu Kured, ohngefähr eine halbe Meile nördlich von Uddevalla, und in einer Höhe von mehr als 100 Fuß über dem Meeresspiegel eine Gneisoberfläche fand, die kürzlich durch die theilweise Entfernung einer Masse von Muscheln, welche in der Umgegend viel zum Kalkbrennen und zur Reparatur der Straßen angewendet werden, entblößt worden war. Diese Entenmuscheln sitzen außerordentlich fest am Gneis. Die Gneisoberfläche war auch mit kleinen Zoophyten überzogen; wären aber diese oder die Muscheln fortwährend seit der Emporhebung der Felsen über das Meer der Atmosphäre ausgesetzt gewesen, so würden sie wahrscheinlich zersetzt und zerstört worden seyn.

Die Stadt Uddevalla steht am obern Ende einer kleinen Bucht und ist von steilen und kahlen Gneißfelsen umgeben, aus denen die ganze umgebende Gegend besteht, mit Ausnahme der niedrigen Gründe und des Thalbodens, in denen Sand-, Thon- und Mergelschichten das Grundgebirge häufig verdecken. Zu diesen neuern und horizontalen Ablagerungen gehören die oben erwähnten fossilen Muscheln, und ähnliche Meeresreste sind in verschiedenen Höhen über dem Meer an der entgegengesetzten Insel Orust gefunden worden. Die größte Entfernung von dem Meere, in welcher sich die Fossilien gefunden haben, ist bis jezt unbekannt; allein man hat deren bereits zu Trollhättan beim Graben des dortigen Kanals und noch weiter im Innern des Landes am nördlichen Ufer des Wenersees, eilf geographische Meilen von dem Meere entfernt, in einer Höhe von 200 Fuß, so wie in der Nähe des Rogwarpensees gefunden.

Wir wenden uns wieder zu dem baltischen Meere. Lyell fand in der Nähe seiner Küsten, zu Södertelge, 3½ Meile von Stockholm, Schichten von Sand, Thon und Mergel mehr als 100 Fuß mächtig, und Muscheln von Arten enthaltend, die noch jezt in der bothnischen Bucht leben. Schichten mit baltischen Muscheln sind an manchen Orten bei Stockholm, Upsala und Gefle gefunden worden, und werden wahrscheinlich überall an den Küsten des bothnischen Golfs vorkommen, denn Lyell sah ähnliche Reste in Mergel aus Finnland, die den bei Stockholm gefundenen glichen. Die größte Entfernung, bis zu welcher diese Ablagerungen bis jezt landeinwärts verfolgt worden sind, ist die südliche Küste des Mälarsees, an einer fünfzehn Meilen von dem Meer entfernten Stelle.

Da genaue Beobachtungen über das Emporsteigen der schwedischen Küste nicht weiter als 150 Jahre von jezt ab reichen, und da Sagen, oder die von alten, an der Küste liegenden Gebäuden entlehnten Momente den Alterthumsforscher nicht in den Stand setzen, irgend ein Denkmal der Veränderung weiter als fünf oder sechs Jahrhunderte weit zu verfolgen, so wissen wir nicht, ob das Verhältniß der emporhebenden Kraft in einer sehr langen Periode gleichförmig geblieben ist. In denjenigen Gegenden, wo die fossilen Muscheln in der Höhe von mehr als 200 Fuß über dem Ocean gefunden werden, wie zu Uddevalla, Orust und am See Rogwarpen, scheint das jetzige Verhältniß der Hebung mehr als vier Fuß in einem Jahrhundert zu seyn. Selbst bei diesem Verhältniß wären aber fünftausend Jahre dazu erforderlich gewesen, um diese Ablagerungen empor zu heben. Da indessen die Bewegung jezt an verschiedenen Punkten sehr verschieden ist, so muß auch ihre Intensität zu verschiedenen Perioden sehr verschieden gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Um nun auf unsere Künstler zu kommen, so gebührte in Raphaele der Demoiselle Stubenrauch vor Allen der Preis. Sie wußte der liebenden Griechin so viel Adel als Schmerz beizumischen, und schuf hiedurch ein vollkommen poetisches Bild. Ohne dies Hinzuthun ist mir die Rolle stets unerträglich erschienen, wie alle, die Raupach zu dem bestimmten Zwecke geschrieben, einer Berliner Schauspielerin Paradescenen zu liefern. Bei Dem. Stubenrauch fiel uns diese Absicht wahrlich nicht auf; hier waltete ein höheres Verständniß ob. Moritz als Heliodor hat so viele Eigenschaften für dergleichen Rollen, daß man an dem Erfolge nicht zweifeln kann: Innigkeit, Zartheit, Feuer, Anmuth der Erscheinung. Nur schien es uns, als wenn er hier den Schmerz durch alle Scenen hindurchlaufen zu lassen vergessen hätte, um dadurch seiner Liebe erst den ureigentlichsten Charakter zu geben. Das sinnliche Liebesgeschwätz, das der Dichter ihm in den Mund legt, hätte ihn nicht irre machen sollen; es zeugt wohl nichts so sehr für die Aeußerlichkeit Raupachs, und belegt deutlicher die Anklage, daß er nur sogenannte dankbare Rollen den Schauspielern in die Hände spielen will, als diese unglückselige Nachahmung der Shakespeare'schen Liebesscenen hier und im Enzio. Romeo, Heliodor und Enzio! Julia, Raphaele und Lucia! Und das Alles soll sich gleich geberden und gleich zwitschern! Ob wohl Shakespeare, wenn er eine Raphaele und einen Enzio zu schreiben unternommen, diese Liebespaare an seine Veroneser Liebende hätte erinnern lassen? Wer würde das behaupten wollen? Aber daraus, wie Manche gethan, Raupach einen Vorzug zu machen, heißt die Tollheit bis auf die Spitze treiben. Der Darsteller des Heliodor sollte viel von diesem Tiradenkram streichen, und mit dem Wenigen, was noch bliebe, gluthhauchend, schmerzerfüllt, seiner unglücklichen Liebe den Hymnus anstimmen, die ihm auf seinem verhängnißvollen, nächtigen Pfade, den Untergang des Volks, dem er angehört, vor Augen, einen einzigen beseligenden Sonnenblick gönnt. So würde er uns rühren können; wir überredeten uns dann eher, in Heliodor und Raphaele, der türkischen Wuth zum Opfer fallend, das Geschick der griechischen Nation zu erblicken. Freilich sind diese Sympathien erloschen, seitdem die Griechen frei, wenn gleich noch nicht glücklich geworden sind. Dem. Esenwein, welche die süße Ikeluta gab, ist ein artiges, hübsches Kind, das erst wenige Schritte auf den bedeutungsvollen Brettern gewagt hat; daher die Ungeübtheit. Im Trauerspiel wird sie in den bedeutenden Rollen wohl nie Glück machen, welche der Franzose bezeichnend de longue haleine nennt. Die Natur scheint ihr eine kräftige Lunge versagt zu haben. Im Lustspiel wird sie sich gut ausnehmen, wenn sie lernen wird, weniger schnell zu sprechen. Ihre Bewegungen sind natürlich, nur zu gehäuft; die Auseinandersetzung der Rede ist verständig, die Betonungen sind richtig. Zur Ikeluta wäre sie schon eine ganz passende Repräsentantin, wenn sie sich übte, jene ihr entgegenstehenden Mängel abzulegen. Herr Dobritz, so tauglich er für andere Rollen erscheint, konnte dem Bruder der Ikeluta die rechte Färbung nicht ertheilen. Der junge Türke kann eben so schön, ja noch schöner, noch empfindsamer als Heliodor seyn, aber die

Griechin mag ihn doch nicht. Es ist nicht nöthig, daß er den Kontrast so weit treibe, daß wir gezwungen der Griechin Recht geben müssen. Einer besondern Erw[illegible] scheint mir noch der Kadi zu verdienen. In s[illegible] Stücke bekommt man auf den meisten [illegible] nur Maskeraden-Türken zu sehen. H[illegible] kann gut individualisiren, davon hat er oft Proben abgelegt. Sein Angelo in Emilia Galotti ist ein Charakterbild durch und durch; es bedarf wohl nur eines Winkes, und er wird uns statt der steifen, barocken Türkenmaske einen dicken, schmuzigen, eigennützigen, despotischen Rechtsverdreher zeigen, wie er unter Türken leibt und lebt. Spiel und Aussehen müssen ganz anders seyn, wenn diese Scene ihre Wirkung machen soll.

Für den Faust ist Herr Wallbach, der seine guten Rollen wie jeder Andere hat, der rechte Darsteller nicht. Ein prosaischer, nüchterner Ton ist hier gar nicht an seinem Platze. Fausts Verzweiflung ist anderer Art, als die um eine ausgegangene Pfeife, die sich in den Worten Luft macht: „Zum Henker! der Tabak will auch gar nicht brennen!“ Faust, im tiefen Forschen versunken, streift den Ton, der ihn dorthin begleitet, nicht gänzlich ab, wenn seine Zweifel laut werden und er seinem Unmuthe Worte gibt. Mehr Ruhe in Allem! wozu diese vielen, nicht immer dem Auge angenehmen Bewegungen? Vieles wurde nicht richtig verstanden, Einiges falsch betont, aus beständiger Rücksicht, Alles zu betonen. Um unparteiisch zu seyn, muß ich bekennen, daß die Beschwörung zum Theil gelungen war. Hier erschien die aufgetriebene Ueberspannung an ihrem Platze; die Steigerung, die Verwunderung waren gleichfalls da; nur hätte gegen den Schluß — da alle Zauberkraft zu scheitern scheint — einiges Entsetzen beigemischt werden sollen. Der Moment ist doch wahrlich grausig genug, und wohl im Stande, dem geübtesten Hexenmeister, mehr als gezeigt wurde, die Haare zu Berge zu treiben. Den zweiten Theil der Rolle sah ich an diesem Abend nicht, und weiß daher auch nicht, wie ihn Herr Wallbach darstellte. Aus einer frühern Darstellung ist mir wenig mehr davon erinnerlich. Mad. Schmidt ist kein Gretchen, wird man gewöhnlich hören können; sie thut indeß dafür, was sich von einer so geschickten und geübten Schauspielerin erwarten läßt. Die Rollen, welche Mad. Schmidt gewöhnlich spielt, bilden den Pol dramatischer Kunst, der dem Gretchen geradezu entgegensteht: französische Soubretten, Grisetten, heitere Weiber, die höchstens einen tragikomischen Anflug moderner Sentimentalität zeigen; es gehört wahrlich die vollkommenste Proteusnatur dazu, sich wie Mad. Schmidt aus der Affaire zu ziehen. Für das Scenische war so gut wie nichts geschehen. Das hohe, dumpfe, gothische Studierzimmer Fausts war ohne Phantasie gemalt; wer hätte sich das beim Lesen nicht schon anders gedacht? Selbst die krystallene Schale, die Faust mit so schönen Worten anredet, war nur ein ordinäres Glas! Die Tänze der Höllengeister waren ganz und gar insignifiant. Was bedeutete das ewige Hinknien, bald so, bald anders? So etwas soll verständigen, versinnlichen; wir wollen wissen, was Faust geträumt haben mag; was können uns die knienden Kinder darüber offenbaren?

Dem großen Drama Schillers, womit Herr Marr sein Gastspiel bei uns beschloß, ist nicht sein volles Recht widerfahren; wir dürfen diese Vorstellung nicht zu den gelungenen zählen, wenn wir den Dichter gebührend ehren, und unserer Bühne, die es ihrer andern Leistungen wegen verdient, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Besetzung und scenische Anordnung ließen gleich viel zu wünschen übrig. Die Vorstellung war nicht im Stande, die Freunde Schillers und der Bühne, die sich in schwacher Anzahl eingefunden ha[illegible], bis zum Ende zu fesseln. Es ist ein kläglicher Anblick, das leere Haus mit jede[illegible] [illegible]ute immer leerer werden zu sehen. Herr Moritz war als Karlos eine schöne Erscheinung. Er hatte den feurigen, liebenswürdigen, edeln Prinzen, der mehr vom deutschen, als spanischen Jüngling hat, und zu seinem Busenfreunde das unspanische: „Wir wollen uns Du nennen!“ sagt, ganz richtig erfaßt. Es war auch in ihm das deutsche Element vorherrschend, das sich in Gang und Haltung ganz besonders kund gab, und das wir hier nicht tadeln wollen. Als das Gelungenste seiner Leistung heben wir die große Scene bei dem Könige heraus, wo er mit aller Begeisterung die herrlichen Worte sprach und den drängenden Ungestüm auf gelungene Weise zur Anschauung brachte. Auch die Schlußscene war zart und elegisch. Die Scene bei Posa's Leiche ermangelte eines gehörigen Aufwandes jener Kraft, die wir in so ausgezeichnetem Grade in der frühern Scene bei dem Könige anerkennen mußten. Wir meinen damit die künstlerisch besonnene Kraft; hier ging das Gefühl mit dem Künstler durch, und nahm daher einen Theil der Wirkung mit sich fort.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 297:
Die Zeit.

Räthsel.

Wenn in die See der Kiesel fällt,
So werden Wellen rings um ihn
Sich kräuselnd ihre Ringe ziehn:
Du, ein Juwel, in diese Welt
Geworfen, denke, daß nach Nord
Und Ost und West und Süden fort,
In alle Tiefen, alle Höhen
Von dir aus solche Wellen gehen
In aller Welten weitste Fernen,
Und ungebrochen von den Sternen.

Das denkst du, und es schwindelt dir,
Du Glied des sterblichen Geschlechts,
Nach oben, unten, links und rechts: —
Nun hast du den Begriff von mir.
Und abermals vergeht dein Sinn,
Wenn ich mein eignes Kleinstes bin,
Wo Nichts das schärfste Auge findet,
Wo deiner Gläser Macht verschwindet,
Und wo ich doch noch immer weile,
Mich selber immer noch vertheile.

Das weiteste Gewand bin ich,
Einhüllend Alles, was da lebt,
Und was in Höhn und Tiefen schwebt:
Und bin doch oft zu eng für dich.
Von mir und meiner Schwester los
Wirst du nicht auf der Erde Schooß;
Gewiß, daß du mir nicht entfliehst,
Wenn auch nach andern Stern du ziehst.
Gleichgültig bin ich dir so lange,
Doch wird in mir dir wohl und bange,
Wenn irgendwo mich erst erfüllet
Ein Wesen, das dein Sehnen stillet.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 304.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. December 1835.

— He cannot be a perfect man,
Not being try'd and tutor'd in the world:
Then, tell me, whether were I best to send him?

Shakespeare.
Two gentlemen of Verona.

Madelon.

An das Ereigniß, welches im Juli des Jahrs 1830 Europa durchbebt, die Strömung der Zeit beschleunigt und ihre Richtung abgelenkt hat, knüpft sich für mich eine Erinnerung, tief und schmerzlich, fast so folgenreich für meine individuelle Entwicklung, wie jene Revolution für die Gesammtheit, wenn auch der Eindruck für mich und die Welt nicht mehr der erste ist, und nach dem erschütternden Zucken, das die Umkehr der Pole hervorgerufen, das Leben in seinen neuen Bahnen ruhiger dahinfließt. Bei einem Ereigniß, groß oder klein, kommt es vor Allem darauf an, daß es wahr ist; bei einem Erlebniß, wo die Thorheiten, die Irrthümer, die Schmerzen des Menschen ihr freies, und doch von ewigen Gesetzen geregeltes Spiel treiben, ist materielle Wahrheit ein sehr zweideutiges Verdienst; ich bin aber zu gewissenhaft, das, was ich erzählen will, für Fiktion auszugeben.

Ich war von der fernen Hochschule in das Haus des guten alten Großoheims zurückgekehrt, der seit zarter Kindheit Vaterstelle an mir vertreten hatte. Ich fand Alles, wie ich es verlassen: den deutschen Ehrenmann mit der altväterischen Hülle und dem jugendlichfrischen Gemüth, die alte haushaltende Mamsell mit dem festgehaltenen Sonnenblick ihrer jungen Tage, dem Einzug Marie Antionettes in Straßburg, mit ihrem Haß gegen Napoleon und die Gigotermel; den Pudel des Oheims, das treue, kluge Thier, und Mademoiselles halb kahlen, plappernden Papagai, keine übeln Repräsentanten der beiderseitigen Nationalität; den lieben Hausrath, ein halb Jahrhundert alt und niemals reformirt, unter dem ich aufgewachsen war, und wovon manches Stück ein Kerbholz meiner kindischen Freuden vorstellte; die Bilder endlich meiner längst verblichenen Väter und Mütter, mit den frohen, lachenden Farben auf Wangen und Gewändern, an deren gutmüthig verfolgenden Blicken ich mich von jeher ergötzt.

Ich gestehe es, von dieser meiner Erziehung klebt mir eine Vorliebe an für die Art und Weise der guten alten Zeit, in deren Atmosphäre ich groß geworden. Jetzt noch, mehr aber noch damals, erschienen mir jene seltsam gewundenen, blätterreichen, mit Umschweif und doch zwanglos sich aufbauenden Möbeln als still thätige Organismen, ja manche gewannen eigentliches Leben, als Wesen, die etwas thun und treiben: meine Konsolen faßten mit den Beinen die Kugeln, worauf sie standen, wie zierliche Kegelspieler, und die Lehnstühle mit den krummen, auswärts gekehrten Beinen bückten sich dienstfertig, um den Ruhebedürftigen sehnsüchtig zu umfangen; der moderne Hausrath dagegen mit seinen kahlen, geometrischen Linien stellt nur das unmittelbare, armselige,

prosaische Bedürfniß vor. Der Rückschritt zu den veralteten Formen, der sich in der neuesten Zeit bemerklich macht, will mir aber deßhalb doch nicht behagen, schon weil er ein selbstbewußter, rein willkührlicher ist, und die auf ähnliche Weise in der weiblichen Kleidung versuchte Rückkehr zu der krausen Pracht unserer Großmütter widert mich schon darum an, weil das entstellende Prinzip, wenn ich so sagen darf, jezt ein ganz anderes und unnatürlicheres ist, und das zerstört, was in meinen Augen die Bilder meiner weiblichen Ascendenz so reizend machte, die Schulterlinie. Während die moderne Tracht die weibliche Büste völlig verzerrt, erschien bei der alten die charakteristische Form des Weibes, die schmale Schulter, eng bekleidet, in ihrem natürlichen, steilen Abfall, und die Hüfte war dabei kaum mehr übertrieben, als jezt auch. Ich stimmte von Herzen in Mamsell Marcellinens Deklamationen wider die weiten Ermel, freilich ohne sie mit ihr für Symbole der um sich greifenden Sittenverderbniß zu erklären, und wenn ich mir damals die Geliebte dachte, die ich noch nicht hatte, so trug sie eine Rose in dem senkrecht von der Stirne aufsteigenden Haare, und Schulter und Arme reizend vom knappen Gewande umschrieben.

Der Großoheim konnte mit mir zufrieden seyn: ich hatte es auf der hohen Schule so weit gebracht, daß ich mit dem geistigen Handwerkszeug meines Faches als Geselle ordentlich hanthieren konnte, ich hatte die Klassiker nicht ganz bei Seite gelegt und Sorge getragen, mit Horaz vertraut zu bleiben, der zum Verkehr mit dem Pflegevater unentbehrlich war; in die Philosophie war ich just so weit eingedrungen, daß ich bei ferneren Schritten unruhig den inhaltschwersten Aufschlüssen entgegensah, und befand mich in der naiven Periode, wo man sich fast den heitern, unbefangenen Genuß der Jugend und des Lebens zu verkürzen fürchtet, wenn man von den in deutscher Philosophie geborgenen Offenbarungen über Gott, Geist und Welt zu schnell den Schleier wegzieht, nicht ahnend, wie wenig man zu solcher Besorgniß Ursache hat. Desto bedenklicher schüttelte Mademoiselle den Kopf; ich fand nicht für nöthig, ihr den fatalen Umstand zu verbergen, daß ich auf der Universität niemals zu einem Tanze gekommen, und nie zu einem Handkusse das Herz fassen können. Ja, weder die Versicherung meines Tanzmeisters, daß ich nicht ungelenker sey als der Mittelschlag meiner Landsleute, noch Marcellinens von Kindesbeinen an gehörten praktischen Vorträge über ungezwungenen Umgang mit Menschen, über Conduite und savoir faire hatten etwas über die mir angeborne Scheu und Blödigkeit vermocht, und ich war noch immer der lächerlich schüchterne Junge, der in einem neuen Kleide verlegener aussah, als ein Mädchen in einem zerrissenen, und vor der Thüre, die sich auf das erste Pochen nicht öffnete, umkehrte, froh, den schweren Auftrag, sich nach dem Befinden der Tante zu erkundigen, wenigstens verschieben zu können. Ich brauche kaum zu sagen, daß dieser radikale Mangel an Zuversicht mich bisher von jedem zarteren Verhältniß zum weiblichen Geschlecht streng zurückgehalten hatte.

Man berieth sich in der Familie über meine nächste Zukunft; daß ich reisen müsse, darüber waren Vettern und Freunde einig, aber man stritt sich über das Land und den Ort, der mich am ersprießlichsten aus den bisherigen beschränkten Verhältnissen in die große Welt überleiten möchte. Der eine pries Berlin als den Stapelplatz moderner übersinnlicher Güter, wo man am schnellsten und sichersten auf den Höhepunkt des deutschen Geistes in Kunst und Wissenschaft gehoben werde; ein anderer rieth, mit dem Sinnlichen anzufangen, mit der äußern Sitte und der behaglichen Sicherheit des Anstands, die nur in Wien in erwünschter Weise zu erwerben seyen; der Marquis, der französische Geschäftsträger an unserem Hof, der als alter Bekannter des Großoheims und Hausfreund häufig diesen Berathungen beiwohnte, stimmte natürlich unbedingt für Paris, und der Großoheim, dem die Entscheidung zustand, pflichtete ihm zu meiner Verwunderung bei, was ein seltener Fall war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Beschluß.)

Ob in Norwegen auch Land empor gehoben wird, müssen künftige Untersuchungen lehren. Fossile Meeresmuscheln von neuen Arten sind an im Innern liegenden Punkten, bei Drontheim gefunden worden; allein Everest, der Norwegen vor mehreren Jahren bereiste, sagt, die kleine Insel Munkholm, ein isolirter Felsen im Hafen von Drontheim, gewähre die feste Ueberzeugung, daß das Land in jener Gegend in den lezten acht Jahrhunderten unbeweglich geblieben sey. Die Oberfläche der Insel ist nicht größer, als die eines kleinen Dorfs, und ihr höchster Punkt ist durch eine amtliche Messung zu drei-und-zwanzig Fuß über dem Mittel zwischen der schwächsten und der Springfluth bestimmt worden. Auf dieser Insel wurde nun im Jahre 1028 von Kanut dem Großen ein Kloster gegründet, und drei-und-dreißig Jahr vorher wurde sie als ein Richtplatz benuzt. Nach dem angenommenen mittlern Verhältniß der Hebung Schwedens (ohngefähr vierzig Zoll in einem Jahrhundert), müßten wir annehmen, daß die Insel zur Zeit der

Erbauung des Klosters drei Fuß und acht Zoll unter dem hohen Wasser gelegen habe.

Jedoch wissen wir weder, ob die Bewegung stets in demselben Verhältniß fortschreitet, noch ob sie in einer Richtung gleichförmig gewesen ist. Das Niveau des Landes konnte schwanken, und Jahrhunderte hindurch mochte eine Senkung und dann eine Wiederemporhebung derselben Gegend stattfinden. Diese Idee ist nach den Beobachtungen der Dänen Graah und Pingel, die in den Jahren 1830—32 Grönland besuchten, sehr wahrscheinlich. Sie haben sich nämlich überzeugt, daß ein Theil der grönländischen Küste während der lezten vier Jahrhunderte gesunken ist, und zwar durch einen Raum, der eine Längenerstreckung von vierhundert geographischen Meilen hat. In Folge dieser Senkung stehen die Wohnungen der Esquimaux und der frühern dänischen Kolonisten jezt zur Fluthzeit unter Wasser.

Einige Erscheinungen in der Nachbarschaft von Stockholm scheinen nur unter der Annahme erklärlich, daß der Boden der Gegend, seitdem er von Menschen bewohnt wird, wechselsweise gestiegen und gesunken ist. Als man im Jahr 1819 zu Södertelge, ohngefähr 3½ Meile südlich von Stockholm, einen Kanal zur Verbindung des Mälarsees mit dem baltischen Meere grub, wurden Meeresschichten mit fossilen Muscheln von baltischen Arten durchsunken. In einer Tiefe von ohngefähr sechzig Fuß kam man auf einen Gegenstand, der eine begrabene Fischerhütte zu seyn schien. Sie bestand aus Holz und befand sich im zersezten Zustande, so daß sie an der Luft bald zerfiel. Der unterste Theil aber, der mit dem Meere in gleichem Niveau gestanden hatte, war besser erhalten. Auf dem Boden der Hütte befand sich ein Feuerherd, bestehend aus einem Ring von Steinen, in welchem Asche und verkohltes Holz vorhanden war. Außerhalb lagen Spåne von einer Fichte noch mit den Nadeln, wie mit einer Art abgehauen. Es scheint ganz unmöglich, die Lage dieser begrabenen Hütte anders als unter der Annahme zu erklären, daß, wie bei dem Serapistempel zu Puzzuoli bei Neapel, zuerst eine Senkung von mehr als sechzig Fuß, und dann eine Wiederemporhebung statt gefunden habe.* Während der Periode der Senkung muß die Hütte mit Sand und Muschelmergel, unter denen auch einige Schiffe von antiker Form und mit hölzernen Nägeln gefunden wurden, bedeckt worden seyn.

Die wahrscheinliche Ursache dieser Bewegungen, sowohl der Hebung als Senkung, zu erörtern, würde hier zu weit führen. Wir bemerken nur, daß die Hebung Skandinaviens ganz natürlich als eine ganz einzige und kaum glaubhafte Erscheinung angesehen worden ist, weil kein Land der Erde, innerhalb der Grenzen der Geschichte, freier von heftigen Erdbeben gewesen ist. Auch sind die Wirkungen der Erdbeben und der Vulkane unterbrochen und nicht dauernd und unmerklich, wie die Hebung Skandinaviens, die wir in dem Obigen unwiderlegbar bewiesen haben. Die Grundfesten des Theils von Schweden, welcher eine Hebung erleidet, müssen bedeutend verändert werden. Wir mögen diese nun der Ausdehnung fester Materie durch stets zunehmende Hitze, oder dem Flüssigwerden von Gesteinen, oder der Krystallisirung einer dichten Flüssigkeit, oder der Anhäufung eingesperrter Gase zuschreiben, wir mögen Folgerungen machen, welche wir wollen, so können wir keinen Augenblick zweifeln, daß in irgend einer unbekannten Tiefe die Struktur des Erdkörpers fortwährend verändert wird, und zwar innerhalb der Grenzen eines Raums, der mehr als tausend Meilen lang und mehrere hundert Meilen breit ist.

Hartmann.

* Wegen einer genauern Beschreibung dieses merkwürdigen Ereignisses, verdeutlicht durch Abbildungen, verweise ich auf Lyells Geologie, meine Uebersezung. Bd. I. S. 389. 2c.

Hartmann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Angely.

Der Theaterdichter Louis Angely starb hier in der Blüthe seiner Jahre. Wer ihn noch wenige Tage vor seinem raschen Krankenlager in seiner Regsamkeit und Thätigkeit gesehen, hätte jeden andern Einfall eher von ihm erwartet, als den, zu sterben. Ein Perpetuum Mobile schien in der kleinen Gestalt verkörpert, eine fortarbeitende Maschine, in eigenen und fremden Angelegenheiten, die ständlich einige Schlacken von dem verarbeiteten Aerger auswerfen mußte, um wohl zu seyn. Charaktere dieser Art pflegen sich nur dann aufzuzehren, wenn ihnen die Ventile verschlossen werden, und Erz und Schlacken zugleich sich im Innern zerarbeiten. Dem Verstorbenen war allerdings mit dem Verschluß des Königsstädtischen Theaters für ihn, als Schauspieler und Regisseur, eine Hauptlebensader abgeschnitten, so daß er nicht mehr schaffen, ordnen, hanthieren sich abärgern und austoben konnte. Das Schaffen allein als Dichter war zu wenig für seinen Organismus. Später suchte er einige Erholung in der Regie des Privattheaters Urania, denn die Bretter blieben, troz seiner anderweitigen vortheilhaften Beschäftigung, sein Element; und hier, ohne andern Eigennuz, als den, in jedem Zoll sich und seine Thätigkeit reprâsentirt zu sehen, arbeitete er mit rastlosem Fleiße. Allein auch diese Rennbahn wurde vor Kurzem dem Unermüdlichen abgesperrt, und diese Zurücksezung mag ihn nicht wenig verdrossen haben. Angely war jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung; seine schlimmen Seiten wogen sich ab mit seinen guten. Daß jene mehr bekannt, und diese zu gering angeschlagen wurden, daran war er selbst schuld. Was er auf dem deutschen Theater verdorben hat, ist oft besprochen. Vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet, hat er gewiß weniger geschadet, als minder angefochtene, glänzendere Talente. Ein solches indeß war er; mit bloßer Fabrikfertigkeit wäre es ihm denn doch nicht gelungen, seine Bearbeitungen aus dem Französischen

auf allen deutschen Bühnen einzubürgern. Leider wurde nur, was gut als Lückenbüßer gewesen, oft zur Hauptsache. Derselbe Fehler stellte sich in seiner Persönlichkeit dar. Er war ein guter Schauspieler und ein trefflicher Regisseur, überall, wo er wirkte, fehlte indeß unglücklicherweise die richtig abwägende Obergewalt, welche seinem ungebundenen Thätigkeitstriebe den Daumen aufsezte und sprach: bis hieher und nicht weiter. Elastisch schnellte dieser auf, damit schwoll der Dünkel, und er hielt sich und agirte so lange als unentbehrlich, bis er den Andern unausstehlich wurde, und man mit dem lästigen auch den nüzlichen Mann beseitigte. Bildung, Verstand und Einsicht sind ihm nicht abzusprechen; aber ihm ging die Humanität ab, welche auch die Rechte Anderer freiwillig anerkennt. Mit dem, an körperlichen Gebrechen leidenden Männern eigenen Argwohn stand er gegen Alle umher auf den Hinterfüßen, und glaubte nur belligerando sich Geltung zu verschaffen. Dies Wesen konnte ihm nirgends Freunde erwerben; auch seine trefflichen Eigenschaften wurden daher leicht übersehen, oder in lächerliches Licht gestellt. Als Schauspieler war sein Unglück, daß er wußte, wie klein er von Gestalt war; diesen Mangel suchte er daher durch Outriren zu heben, und wurde deßhalb jedem Publikum sehr bald zur Last, denn nicht Alle erkannten die erworbene Fertigkeit an, mit der Angely in jedem Rollenfache Schwierigkeiten überwand, an denen glückliche Talente oft scheitern. Schlimmer war sein unüberwindlicher Drang, als Regisseur sich alle bedeutendern Rollen anzueignen, etwas, was ihn mit seinen Mitschauspielern überall verfeindete. Dies war für die Theater um so mehr zu bedauern als selten ein so routinirter, kenntnißreicher und dabei überaus thätiger Geschäftsmann in Einer Person sich findet.

(Die Fortsezung folgt.)

Stuttgart, November.

(Beschluß.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Dem. Stubenrauch war eine echte Repräsentantin der königlichen Tugendheldin. Wir wüßten durchaus nichts an dieser Darstellung zu tadeln. Als einen Beweis, wie sehr man durch das jezt so selten werdende stumme Spiel wirken könne, führen wir den Moment nach dem Bekenntnisse der Eboli an. Das war Hoheit, hohe Majestät des Weibes! Herr Wallbach, der den Posa gab, ist kein Redner. Mit dem verständigen Sprechen ist es hier wieder nicht abgemacht. Ein Philipp will nicht überführt, er muß hingerissen werden, und was das Schlimmste ist, das Publikum will es mit seyn. Posa muß in der großen Scene vor Philipp wie ein Gott dastehen, und von Allen, die ihn hören, geliebt werden, oder dem Dichter ist das Glänzendste in seinem Werke verdorben. Emil Devrient gelang dies zum Theil, mehr, ja ganz vollkommen in früherer Zeit Anschüz, der vielleicht der herrlichste Redner unserer Bühne ist. In den andern Scenen konnte man mit Herrn Wallbach zufriedener seyn, wenn man sich darüber zufrieden gab, dieses große Ideal schwärmerischer Freundschaft in seine etwas gezwängten Formen, worin sich nur wenig von Begeisterung spüren läßt, hineingebannt zu sehen. Herrn Wallbachs Gesicht selbst, obgleich die Züge desselben angenehm sind, eignet sich nicht für Posa's Charakter. Wenn er spricht, und namentlich, wenn er in Feuer geräth, ist er nicht im Stande, seinen Zügen zu gebieten. Die ruhige lezte Scene mit der Königin war die beste des Ganzen. Die Darstellerin der Eboli, eine Dem. Schneider, die erst seit Kurzem an unserer Bühne ist, hat durchaus keine Befähigung zu dergleichen Aufgaben. Die Fürstin Eboli ist keine Grisette, die sich dem Prinzen so an den Hals wirft. Es macht vielleicht dem jungen Mädchen Ehre, daß sie den Charakter ganz vergriff, ihrem Talente können wir kein Kompliment darüber machen. Auch hat sie noch mit der Sprache zu kämpfen, und diesen Fehler sollte sie sobald als möglich abzulegen suchen. Ihr Organ ist volltönend, aber spröde, die Uebergänge wollen geübt seyn, es leidet noch an zu großer Einförmigkeit. Die Aussprache ist jedoch das Mangelhafteste. Zaichen für Zeugen, B'rihns für Prinz und Aehnliches wurde deutlich vernommen. Herr Häser als Alba und Herr Pauli als Lerma waren gleichfalls nicht an ihrem Plaze. Herr Häser würde den alten Lerma, diesen schönen, menschlichen Greis, Karlos väterlichen Freund, trefflich gegeben haben. Für den Alba hätte Herr Maurer eintreten sollen.

Don Karlos, Infant von Spanien! dieses geliebte Gedicht unsers geliebtesten Nationaldichters, dem in diesem Augenblicke ein Denkmal errichtet werden soll in der Stadt, die sich die Ehre nicht nehmen läßt, ihm die erste Bildung gespendet zu haben! Alle Gefühle sind jezt aufgeregt für den edeln Sänger, sein Name tönt von allen Lippen, in allen Ländern, ja selbst in fernen Zonen. Es mußte auf den ersten Blick befremden, daß nur so wenig Leute sich zu dem Feste im Hoftheater eingefunden hatten, denn die Aufführung des Don Karlos sollte stets wie ein Fest betrachtet werden. Man konnte irre werden für einen Augenblick an dem Geschmack, der hier herrscht, aber der Erfolg der Vorstellung löste das Räthsel vollständig. Vor mir saß eine junge Dame, die sich oft unwillig von der Bühne wegwendete und bitter lächelte. „Man kennt seinen Schiller auswendig, denkt sich das Alles so schön, und muß nun das dafür hinnehmen!“ schien sie sagen zu wollen. Eine andere Dame, eine Ausländerin, saß mit dem Buche neben mir, um nachzulesen, und versicherte, sich nicht zurechtfinden zu können, weil die Eboli Alles auslasse. Es waren ihr viele der schönsten Stellen gestrichen, die durch die Art, wie Darstellerinnen dieser Rolle sie gesprochen, zu einem hohen Grade von Berühmtheit gelangten, und die man daher nur ungern vermißt. Alles dies ist wohl geeignet, zu ernsten Betrachtungen aufzufordern, die ich hier jedoch unterdrücken will. Nur so viel muß ich noch hinzufügen, daß ich nicht im Stande bin, bei solchen Veranlassungen mit der frivolen Nonchalance zu berichten, wie heute gewöhnlich über das Theater berichtet wird. Aus der Beharrlichkeit, womit ich das undankbare Feld der Theaterkritik bebaue, möge man wenigstens meinen regen Eifer für die dramatische Kunst entnehmen, den ich — selbst wo ich tadeln muß — jedem wacker Strebenden aus vollem Herzen zuwende. Wenn auch meine Ansichten nicht jedem Getadelten einleuchten möchten, so hoffe ich doch, aus dieser Rücksicht Anerkennung zu finden.

Wenn nun zum Schlusse noch eine Bemerkung gestattet wäre, so möge sie dem Künstlerwerthe des Herrn Marr gelten, der unter den obwaltenden Verhältnissen einen Antheil erregte, wie ihn nur ein begabter Darsteller zu erringen vermag, der zugleich den jezt unerläßlichen Grad von Bildung und Geschmack besizt, um davon das gehörige Maß seinen Schöpfungen beizumischen. Er wurde wohlwollend aufgenommen und mit Beifall entlassen; um eine dauerhafte, allgemeine Sensation zu erregen, hätte es einer durchaus andern Konstellation für ihn bedurft.

August Lewald.

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. December 1835.

— Und er lernete mit Fleiß von ihnen, wann der Stern erschienen wäre.

Matthäus.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Ich muß meinen heutigen naturwissenschaftlichen Bericht schon wieder mit dem Halley'schen Kometen eröffnen, da derselbe fortfährt, alle Augen auf sich zu ziehen. Gleichwohl verdient er diese Aufmerksamkeit mehr nur durch die Genauigkeit, mit welcher er die berechnete Bahn verfolgt, als durch den Glanz, den er dabei entwickelt: denn bis jezt entspricht sein Schweif dem früheren Rufe und den Erwartungen keineswegs, und meine diesfalsige, auf Vermuthungen über die physische Natur dieser Himmelskörper gestüzte Vorhersagung hat sich vollkommen bestätigt. Ich werde unten darauf zurückkommen. Die sorgfältigsten, über den bisherigen Verlauf der Erscheinung gemachten Beobachtungen (besonders zu Dessau und Königsberg in Preußen) lassen sich folgendergestalt zusammenfassen.

Im September erschien der Komet bei dreißigmaliger Vergrößerung eines guten Frauenhofer als ein fast runder Lichtnebel, der, etwas außerhalb seiner Mitte, nach der der Sonne zugekehrten Seite einen fixsternähnlichen Punkt mit flimmerndem Lichte zeigte. Dieser Lichtpunkt blieb bis zum 29sten, bei angebrachter stärkerer Vergrößerung des Fernrohrs, sichtbar, und es trat im Ansehen des Kometen überhaupt keine weitere wesentliche Veränderung ein, als daß er nun an Größe und Deutlichkeit zunahm, und daß seine ovaler werdende Gestalt auf Bildung eines, wie gewöhnlich von der Sonne abgekehrten * Schweifs schließen ließ. Am 2ten Oktober ward der Komet, des Mondscheins ohnerachtet, scharfsichtigen Personen mit unbewaffnetem Auge sichtbar; dreißigmalige Vergrößerung zeigte ihn als eine ziemlich scharf begrenzte, hell glänzende planetarische Scheibe mit schwacher Lichthülle, welche Scheibe sich aber bei weiterer Vergrößerung in stark verdichteten Lichtnebel anflöste, in dessen Mitte das oben erwähnte Lichtpünktchen immer zu erkennen blieb. Am 5ten Oktober endlich ward eine deutliche Spur des Schweifes erkannt, und in der Mitte des Kopfes zeigte sich fortwährend der fixsternähnliche

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 224 u. ff. unserer Blätter.

* Der Kometenschweif ist stets von der Sonne abgekehrt; er folgt dem Kopfe nach, wenn der Komet zur Sonne geht, und geht voran, wenn der Komet zurück kommt. Die Gründe dieser eigenthümlichen Erscheinung sind noch nicht vollkommen aufgeklärt. Vergl. Piazzis merkwürdige Schrift: Della cometa dell' anno 1811. N.

Punkt. Am 7ten Oktober, bald nach Mitternacht, erschien der Komet sehr glänzend; das Daseyn jenes Lichtpünktchens fing an, ungewiß zu werden. Zum ersten Male zeigte die Lichthülle heut ungleiche Helligkeit, indem sich vom Mittelpunkte des Kopfes aus ein fächerförmiges, stärkeres Licht nach der Sonne zu erstreckte; es hatte den Anschein, als besäße der Komet, außer dem gewöhnlichen, von der Sonne abgewendeten Hauptschweif noch einen zweiten kürzeren, der Sonne zugewendeten Nebenschweif. Beide Schweife traten am 10ten Oktober deutlicher hervor. Der Mittelpunkt des Kopfes zeigte keinen Kern, sondern nur einen sich plötzlich verdichtenden Lichtnebel von flimmerndem Glanze. Am 19ten Oktober war der Komet der Erde bei seinem diesmaligen Umlaufe am nächsten gekommen; * seine damalige Entfernung von ihr betrug wenig über drei Millionen Meilen. Sodann entfernte er sich von uns, um dem Punkte seiner Sonnennähe zuzueilen, durch welchen er, nach der Rechnung des Professors Rosenberger zu Halle, am 13ten November, nach den Angaben unseres Bessel zu Königsberg in Preußen aber erst zwischen dem 14ten und 15ten November geht. Alsdann wird er uns für einige Zeit im Glanze der Sonnenstrahlen unsichtbar, und erst nach seinem Wiederaustritte aus denselben werden wir wieder über ihn referiren können.

Uebrigens gehört die Ehre der diesmaligen ersten Auffindung dieses Kometen, was wir in unserm vorigen Berichte noch in einigem Zweifel ließen, wirklich italienischen Astronomen an. Allen bisher eingegangenen Nachrichten zufolge hat ihn von den deutschen Astronomen Niemand vor der Nacht vom 21sten auf den 22sten August erblickt; die damalige Mondstellung war Ursache, daß er nur in den ersten Tagen des August, oder im lezten Drittel dieses Monats gesehen werden konnte. Die in unserm vorigen Berichte gegebene Nachricht, daß er bereits am 5ten August zu Rom beobachtet worden sey, mußte aber um so auffallender erscheinen, als er damals noch gegen zwölf Millionen Meilen von der Erde stand, und am 22sten August, wo seine Entfernung doch bedeutend abgenommen hatte, auf den deutschen Sternwarten nur mit den stärksten Instrumenten gefunden wurde, daher man auch schon glaubte, die Sache aus einer Verwechslung mit dem bekannten schönen Nebelfleck bei ζ im Stier erklären zu müssen. Allein eine nähere Prüfung zeigt, daß die von den Astronomen des Collegio Romano bekannt gemachte Position mit den nun vorliegenden genauen Beobachtungen vollkommen übereinstimmt, und man also den Kometen wirklich bereits am 5ten August zu Rom gesehen hat, wobei noch ausdrücklich bemerkt werden muß, daß in der römischen Nachricht des oben angeführten Nebelflecks besondere Erwähnung geschieht. Die Ursache dieser früheren Auffindung in Italien mag in dem bei weitem reineren dortigen Himmel, * oder vielleicht auch in einer andern Zufälligkeit liegen. Wir verdanken diese Berichtigung dem Wiener Astronomen Littrow, welcher sich um unsern Kometen schon außerdem durch eigene Schriften ein Verdienst erworben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Andere Astronomen, z. B. der verdienstvolle Boguslawski in Breslau, lassen den Kometen seine größte Erdnähe schon am 12ten Oktober erreichen. Ein Tag Differenz in Annahme des Durchgangs durch's Perihel macht dabei schon viel aus. N.

* Wahrscheinlich ist dies der Grund, denn, wie wir eben erfahren, ist der Komet auch mit bloßen Augen zuerst in Italien, nämlich zu Florenz in der Nacht auf den 19ten September wahrgenommen worden. Professor Gruithuisen zu München, welcher eine große Gesichtsschärfe besizt, will ihn am 21sten September mit bloßen Augen wahrgenommen haben; in Breslau ward er so am 27sten September Abends gesehen. N.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Der Franzose war der Gegensatz meines ehrwürdigen Pflegevaters, aber wohl eben darum hatten diese widerstreitenden Pole einander angezogen. Lezterer hatte in einer wechselvollen Zeit nie verlernt, den höhern Zusammenhang der Dinge festzuhalten und ein Ereigniß, auch wenn es seine Gefühle und Interessen verlezte, in Selbstverleugnung zu achten. Durch den Untergang des deutschen Reichs war er schon in höherem Alter als Geschäftsmann um den größten Theil seiner Staatsweisheit gekommen: war ihm doch sein Horaz geblieben und sein Glaube an Gott und das Loos der Menschheit. Der kleine Zopf am kahlen Haupte wies rückwärts in die Zeit, die, unvergessen, aber unbedauert, hinter ihm lag, und das seelenvolle Auge blickte vorwärts, oft lächelnd zwar, aber mit dem Lächeln freundlicher Jugenderinnerung auf die Bestrebungen des jungen Geschlechts, sich eine neue Gegenwart und Zukunft zu bauen. Der Marquis, in der äußern Erscheinung durchaus modern, obgleich auch schon bei Jahren, hatte sich wohl, nach der bekannten Zähigkeit seiner Nation, noch mehr Jugendfeuer bewahrt, aber in ganz verschiedener Weise: die Betrachtung, daß der Strom der Zeit, troz aller Dämmungsversuche, in seinem Vaterland wie überall, eigensinnig eine Richtung verfolge, wobei am Ende die von seiner Partei gleich eigensinnig behauptete Stellung überflügelt werden müsse, hatte ihm nicht die heitere Ruhe der Entsagung, sondern die gewitterdumpfe des Aergers gegeben, aus der aber nur gelegentlich die Blitze der Ungeduld brachen, während er gewöhnlich das kühle Feuer des Geistes, wie es dem Franzosen, und besonders

dem bejahrten Franzosen zukommt, an der Oberfläche spielen ließ. Er war besonnen genug, das, was die neue Zeit Gutes und Vernünftiges gebracht, nicht zu verkennen, nur sollte es mit seinem Stolz und seinen Vorurtheilen sich vertragen. Es war oft, als ließe er eine göttliche Weltregierung nur deßhalb gelten, weil Karl X. einmal König von Gottes Gnaden war, und ich konnte mich nicht genug wundern, wie seltsam die fatalistischen Grundsätze, die er im Geiste der in seiner Jugend erhaltenen Weltansicht äußerte, seinem Thun und seinen Wünschen widersprachen. Er war nie in Napoleons Diensten und seit der Restauration beständig auf Gesandtschaftsposten gewesen; er besaß durch seine deutsche Gemahlin ein bedeutendes Vermögen, das kürzlich durch die Entschädigung der Ausgewanderten noch vergrößert worden war, und schickte sich eben an, das ihm wieder Zugefallene selbst in Besitz und Augenschein zu nehmen.

Mein Pflegevater hatte, wie gesagt, den Machtspruch gethan: „Friedrich soll nach Paris; er soll gleich *in medias res* des menschlichen Regens und Bewegens. Wozu sich in Berlin den Kopf und in Wien den Magen verderben? wozu hier und dort Vorurtheile einkaufen, um sie hinterher mit Schaden loszuwerden? Ich bin von jeher der Meinung gewesen, es sey für einen jungen Mann nicht gut, wenn er den Punkten, wo deutsche Bildung in irgend einer Beziehung extrem geworden ist, zu schnell nahe tritt. Wird doch der Deutsche überall in Deutschland geboren; nirgends bei uns ist der Geist so hervorragend über den anderer Orte, nirgends ist das Leben so fein oder so dramatisch bewegt, daß sich nicht in jedem Winkel Germaniens diviniren oder zum wenigsten begreifen ließe; es gibt keinen Fleck, wo es *par préférence* deutsch zugeht, wo das Deutschthum in seiner Gesammtheit *à la hauteur du siècle* ist, keinen Ort, wo sich im ganzen Umfang und aus erster Hand das lernen ließe, was Friederich vor allen Dingen lernen soll: die Quintessenz altrömischer Weisheit, *nil admirari*. Und das heißt nicht etwa, nichts bewundern, sondern im Gegentheil, sich über nichts wundern; zu Ersterem gelangt man nur, wenn man über Letzteres weg ist; erst dann kann man bewundern, wenn man aufgehört hat, sich zu wundern.“ — „Nun,“ fiel der Marquis ein, indem er die Zeitung, in der er eben las, kräftig niederlegte, „über Eines möchte er sich doch, gleich jedem vernünftigen Menschen, fortwährend verwundern, und wäre er jahrelang in Paris: wie man sich vom Komité directeur offen mag Trotz bieten, wie man von einer Handvoll wortklauberischer Rebellen die Grundpfeiler aller Regierung ruhig mag untergraben lassen.“ — „Lieber Freund,“ erwiderte der Alte, „damit möchte es bald zum Ende kommen, so oder so, und die Bourbonen sind unglückliche Spieler, um nicht zu sagen schlechte. — Doch Paris bleibt derselbe Ort für den jungen Mann, ob die Staatsmaschine durch Kabinetsbefehle, oder durch die schwankende Kraft einer sogenannten freien Verfassung in Bewegung gesezt wird: es ist die Bühne, wo er den menschlichen Geist nach allen seinen Richtungen in der angestrengtesten, raffinirtesten Thätigkeit erblickt, wo in Allem, in bildender und dramatischer Kunst, in Staatsweisheit und — Staatsstreichen, in Tracht und Lebensbequemlichkeit Wunder geschaffen, und sogleich wieder durch die willkührliche und unwillkührliche Parodie des zersetzenden Spottes und der übertreibenden Thorheit neutralisirt werden; dort soll er Kunstreiter, Schauspieler, Sängerinnen, Literatoren und Volksredner auf der höchsten Stufe der Virtuosität erst bewundern, und dann auspfeifen hören; er soll seine Seele heilen von der Bewunderungssucht, auf daß er einst, lebe er nun hier oder anderswo im Vaterland, dem unliebenswürdigsten Laster, deutscher Geckenhaftigkeit, entrinne und nicht sein Herz an eine reisende Primadonna verliere; er soll betrachten, meinetwegen auch lernen, wie man in feiner Welt die Worte und die Fußspitzen sezt, Geist hat und die Hand küßt, aber auch, wie man es in höherer Potenz anders machen und Manches gar bleiben lassen kann. *Omnis Aristippum decuit color et status et res.* — Vorzüglich aber ist für so ein deutsches, scheues, in sich zurückgezogenes Gemüth solch ein Sturzbad in den brausenden Wogen einer fremden Kultur ein treffliches Heilmittel, und es ist recht erwünscht, wenn der junge Deutsche, während er sich in dem großen Karneval, das in Paris durch das ganze Jahr geht, die Verwunderung abgewöhnt, allgemach dazu kommt, auch seine eigene Maske nicht mehr zu bewundern. Der deutsche Jüngling hat meistens einen bedeutenden Respekt vor dem Geistesadel seines Volks, leider thut er später selten Schritte, ihn von der Welt anerkennen zu lassen.“ — „Meinen Sie nicht,“ fragte der Marquis, „daß die sogenannte deutsche Tiefe, von der man in neuerer Zeit so viel hört, nicht viel weiter ist als ein optischer Betrug, der für Fremde und Einheimische aus jener dem Deutschen eigenthümlichen Zurückhaltung entsteht? Ich wenigstens gestehe, daß ich nie begreifen konnte, was man damit meint, so wenig als mit der sogenannten französischen Oberflächlichkeit, von der man in Ihrer Literatur zum Ekel lesen muß.“ — „Sie wären wohl zufrieden,“ erwiderte mein Oheim lächelnd, „wenn ich die französische Oberflächlichkeit nach demselben Prinzip erklärte, wie Sie die deutsche Tiefe, wenn ich sagte, der Franzose erscheine nur darum oberflächlich, weil er in Allem zu rasch vorwärts sey, wegen seiner *forwardness*, welches englische Wort die Sache am besten zu erschöpfen scheint?“ — „*A la bonne heure!*“ rief der Marquis, „*forward*, vorwärts, *en avant!*“

„Ces fous sont pleins d'honneur,
Ainsi qu'au bal ils vont tous aux batailles!“

— „Ich wünschte nur,“ äußerte der Oheim kopfschüttelnd, „Ihr Polignac und seine Genossen möchten im Rückwärtsgehen nicht so stark vorwärts seyn. Ich fürchte — “ — „Lassen wir das!“ sagte der Marquis, die Dose zuklappend und mit jenem Lächeln, das Alles und nichts bedeutet; „Dieu protège la France!“ war der Wahlspruch — des Andern, und hierin hatte er einmal Recht. Doch Sie haben ein Hauptbildungsmittel zu berühren vergessen — die Frauen, die französischen Frauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Angely. Sturm im Theater.

Es möchte kein noch so kleiner Ort in Deutschland aufzufinden seyn, der Angely nicht als Dichter kennte. Schneller als Kotzebue sprizte er seine kleinen Stücke aus der Feder, und sie tropften und drangen dahin, wo mächtigern für immer der Zugang versperrt seyn wird. Wäre ein schlimmes Prinzip in ihm gewesen, hätte er verderblich wirken mögen, aber sie sind fast alle unschuldig, und das ist kein geringes Lob in diesem Augenblick. Sein Fest der Handwerker hat unbestreitbare Verdienste, und wird Angely's Namen auf den deutschen Theatern erhalten, denn es gehört zu den glücklichen Genrestücken, welche zu allen Zeiten neue Kleider anziehen können. Von dem französischen Ursprunge ist, wie es jezt auftritt, wenig geblieben. Kurz vor seinem Tode reussirte er noch mit mehreren kleinen Piecen. Seine Eigenschaften als Mensch lassen sich nicht leicht von denen trennen, die wir an ihm, als öffentlichem Charakter, andeuteten. Als Familienvater schaffte und arbeitete er rastlos für die Seinen. Gar großen Verdruß verursachte ihm daher der Unfug des sogenannten Manuscriptendiebstahls, der an keinem Autor in solcher Fülle geübt wurde, als an Angely. Thätig wirkte er daher mit an der von den deutschen Dichtern beabsichtigten Petition an den Bundestag zur Feststellung und Sicherung ihrer Rechte. Den Erfolg sollte er nicht erleben. Dies Schicksal wird er noch mit Vielen theilen, die davon etwas hoffen.

Wenige Tage, nachdem seine Hülle auf dem hiesigen französischen Kirchhof zur Ruhe bestattet worden, ereignete sich auf dem Königsstädtischen Theater ein Vorfall, der den Verstorbenen, wenn er ihn noch erlebt, nicht in Ruhe gelassen hätte; denn das gesammte Publikum, so wenig es sich in diesem Augenblicke um das Theater bekümmert, ist noch heute, nach Ablauf einer Woche, deshalb in Aufregung. Troz dieser Aufregung und eines vulkanischen Ausbruchs des allgemeinen Unwillens, beweist dieser Vorfall die ungemeine Langmuth und Loyalität desselben. Es wurde von einem ungenannten Verfasser ein Stück gegeben, dessen Namen ich in der That vergessen habe, dem Stücke selbst kann übrigens auch nichts Besseres widerfahren, als daß man es vergißt. Es war schon die erste Probe der Langmuth, daß man den Schluß abwartete, um seine Mißbilligung auszudrücken. Diese war denn allgemein, nichts Forcirtes, sondern wie ein überfülltes Gefäß abfließt, machte sich der sehr gesezmäßige Unwille Luft. Der Inhaber des Theaters, welchem gewisse frühere Vorfälle — so wenigstens können es seine Freunde nur erklären — den seltsamen Wahn eingehaucht, er dürfe dem Publikum befehlen, was ihm gefallen und nicht gefallen solle, und der es sich gewissermaßen zum Geschäft macht, den um ihn Sitzenden den Grad des Beifalls zu diktiren, nahm dies übel, und fuhr einen jungen Mann im ersten Logenrang, der nicht weniger indignirt war, als die Andern, heftig an, ja er vergaß sich so weit, die Polizei an ihm spielen zu wollen, und machte den Versuch, ihn eigenhändig hinauszuweisen. Diese amerikanische oder türkische Handhabung der Sicherheitspflege war indessen auch unserm Publikum zu viel. Nicht der junge Mann, sondern der Direktor wurde unisono hinausgewiesen. Der allgemeine Unwille begnügte sich indessen damit nicht, sondern forderte den Beleidiger am ganzen Publikum abermals vor die Schranken, damit er förmlich und öffentlich Abbitte thue. Ueber eine Stunde währte ein Tumult, wie er in den Annalen der Berliner Theatergeschichte unerhört ist, und der nicht von der Galerie und dem Parterre, sondern von den Ranglogen, besezt mit den Notabilitäten der Residenz, ausging. Vielleicht hat sich, seit Berlin steht, die öffentliche Stimme nicht so einstimmig und deutlich ausgedrückt. Erst nach einem Interregnum von anderthalb Stunden erschien der Beleidiger in Begleitung der Polizei auf den Brettern, verharrte aber in seinem seltsamen Wahne dergestalt, daß er auch jezt, statt der geforderten Abbitte, nur erklärte, daß er vorhin im Interesse des Publikums gehandelt habe. Ein Publikum von südlicherm Blute würde nach dieser neuen Beleidigung schwerlich einen Stein auf dem andern, wenigstens keine Bank ganz gelassen haben; indessen bedurfte es nur die Erscheinung des Herrn Polizeipräsidenten Gerlach, und einiger Worte der Beruhigung und Zusicherung desselben, um den Sturm zu beschwichtigen. Derselbe, in der Mitte der großen Versammlung auf einen Siz tretend, erklärte nämlich, daß er es übernehme, die Sache zu untersuchen, und wenn die Beleidigung dargethan sey, verpfände er sein Wort, daß der Schuldige seiner gesezlichen Strafe nicht entgehen solle. Ein allgemeiner Jubelruf für den Mann, der mit offiziellem Rechte und doch so human seine Polizeibefugniß ausübte, beschloß den Auftritt, und nach einem stundelangen Erdbeben trat die loyalste Stille und Ruhe ein. Für Auswärtige, die Berlins Verhältnisse nicht kennen, mag der Vorfall vielleicht unbedeutend scheinen; er ist es aber nicht, denn einmal hätte wohl die eine Beleidigung für sich schwerlich einen solchen Sturm hervorgerufen, wenn nicht so Vieles vorangegangen und zur Kenntniß gekommen wäre, was nur ein norddeutsches Publikum eine Weile ruhig verschluckt, und dann zeigte sich eine große, respektable Versammlung in einer Richtung energisch und einig, die mit den gewöhnlichen Theaterexplosionen nichts gemein hat. Die Eitelkeit mag zu vielem Ungehörigen verführen, schwer zu begreifen bei einem gewesenen Kaufmanne bleibt indeß der Kitzel, zu seinem eigenen pekuniären Schaden dem Wahne zu huldigen, daß er die polizeiliche Macht besize, das Publikum zu zwingen, die Waaren gut zu finden, die er ihm vorsezt. Das Fundament dieses Theaters ist eben die Illusion des Publikums, daß es sich dort frei glaubt, und daher die größere Zuneigung für dieses Secondairtheater. Wird es erst bekannt, daß dies nicht der Fall ist, so möchte sich leicht das Blatt wenden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Kunstbl. Nr. 102 und Intelligenzbl. Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. December 1835.

Der sittliche Glaube, als national, ist im Individuum viel weniger zu erschüttern, als der religiöse, gemein menschliche.

Diderot.

Madelon.

(Fortsetzung.)

„Das Verhältniß der Geschlechter,“ fuhr der Marquis fort, „ist in Frankreich ein ganz anderes als hier zu Lande; dort bringt es den Jüngling weit mehr in Berührung mit der Frau, als mit der Jungfrau, hier ist es umgekehrt. Die französische Gesellschaft verdankt ihren eigenthümlichen geistigen Reiz, der in der ganzen Welt in den höhern Zirkeln mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt, selten, ich darf dies ohne Nationaleitelkeit sagen, vollkommen erreicht wird, eben jenem Uebergewicht der verheiratheten Frau über das erst aufblühende Geschlecht. Die Frau steht dem Manne nothwendig selbstständiger, uneigennütziger, möchte ich sagen, gegenüber, als das Mädchen, das noch andere als Seelenreize geltend zu machen hat. Ueber die beiderseitigen Beziehungen in der Gesellschaft breitet sich somit die Sinnlichkeit nur wie ein zarter Duft, der eben jene Kokletterie des Geistes erzeugt, an der zwar die Revolution, wie an Allem, Manches verdorben haben mag, die aber sicher noch immer die beste Schule ist — um, mit Ihrer Erlaubniß, Monsieur Frederic — ex ligno Mercurium zu machen. Jene Koketterie haben wir nun vor der Revolution mit gutem Bedacht unsern Mädchen versagt; das Kloster war die Vorschule, nicht für den Himmel, sondern für die Welt, die Jungfrau war die Puppe, die, isolirt von äußern Einflüssen, ihrer Entwicklung entgegenschlummert, erst die Frau war der Schmetterling, der seine Farben an der Sonne der Welt spielen läßt und aus allen Geistesblüthen naschen darf. Dem ist nun leider nicht mehr ganz so; doch noch immer hat in unsern Augen die deutsche Frau — im Allgemeinen, versteht sich — etwas Mädchenhaftes, die deutsche Jungfrau dagegen etwas Frauenhaftes, das mich verwirrt und nicht selten ängstigt. Die Metamorphose ist hier eine umgekehrte: das Mädchen ist hier der Sommervogel, der von Blume zu Blume schweift, liebenswürdig, wenn auch nicht immer graziös, aber nicht selten auch um die brennende Kerze immer engere Kreise zieht, daß dem Beobachter — wenigstens dem erfahrenen in meinem Alter — angst und bange wird. Doch es läuft in den meisten Fällen zum Erstaunen gut ab; selten versengt sich solch eine schuldlos umherflatternde Psyche die Flügel, und kommt endlich die Zeit der Verwandlung, so puppen sie sich sofort ein zu Kinderzucht und Hausregiment, und sind nun freilich in Sicherheit hinter dem Panzer der Sitte, aber auch häufig stumm und ohne geistige Bewegungsorgane. Entschuldigen Sie, ich gebe nur meine Eindrücke wieder; ich fühle die innigste Hochachtung vor den Herzenseigenschaften der deutschen Damen, Gott verhüte,

daß ich ihnen im Geringsten zu nahe treten sollte, und diese Winke sind ganz allein im Interesse unseres Wanderers hier gegeben.“ — „Indem ich,“ sagte der Oheim etwas verdrießlich, „den von Ihnen angedeuteten Unterschied anerkenne, scheint es mir, als ob er in den verschiedenen Begriffen von weiblicher Tugend und in der verschiedenen Schätzung derselben begründet wäre. Unser Ruhm hierin ist so alt wie unsere Geschichte: Sie wissen, wie schön und würdig der alte Römer das Verhältniß der Geschlechter bei den Eingebornen Germaniens, der römischen Verderbniß gegenüber, schildert. Das Christenthum mit seinen Lehren hat bei uns diese Gemüthsrichtung sanktionirt, bei Ihnen hat es einen gewissen heidnischen Anstrich, der sich auch in manchen andern Beziehungen an den aus den Trümmern des römischen Reichs hervorgegangenen Völkern, und zwar oft zu ihrem Vortheil, bemerklich macht, nicht ganz verwischen können. Der Strom der Kultur hat an jenem Grundpfeiler deutscher Sitte genagt, ohne ihn noch zu untergraben; es ist ein alter deutscher Brauch, daß man diejenige, welche einst, wenigstens in der Idee, eine tugendhafte Mutter werden soll, in ihren Gefühlen nicht beengt und in ihrer Schwäche achtet. Bei unsern Nachbarn —“ — „Ersparen Sie sich,“ fiel ihm der Marquis in's Wort, „die Nutzanwendung auf unsere Weiber. Wie der Geist der Nationen, so scheint mir auch das, was ihnen für Tugend gilt, nicht kommensurabel. Die französische Tugend ist dem Wesen nach eine andere als die deutsche oder slavische, es gibt dabei kein mehr und weniger. Bei recht entlegenen Völkern, bei Fetischanbetern und den Kindern des Propheten, bescheiden wir uns doch gerne, an ihre Moralität nicht den Maßstab unserer Tugend anlegen zu wollen; aber bei Nachbarn, trennt sie gleich, wie Sie richtig bemerkt, eine Grundverschiedenheit, kann man das Kritteln nicht lassen: Ihnen ist die französische Moral verdächtig, wir wissen nicht, was wir aus dem deutschen Esprit machen sollen, und so sind wir quitt. — Doch,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wie dem sey, ich folgte der Tradition meiner Familie und meines Standes, indem ich das theuerste Kleinod meines Herzens, mein einziges, einem Asyl anvertraute, wo ich sie vor der Sittenverderbniß, welche gegenwärtig in Frankreich alle Stände durcheinander wirft, sicher wußte, und den günstigen Zeitpunkt abwarten konnte, sie an meiner Hand in die Welt treten zu lassen.“ — „Schön!“ rief Marcelline, „in Frankreich kommt doch Alles wieder wie in der guten Zeit! Pelerinen und bejahrte Marquis, die junge Klosterschülerinnen heirathen! Wie interessant! Aber das ist ja das erste Wort! Und wie kamen Sie zu der Liaison? haben Sie doch seit dem Tode Ihrer Gemahlin uns keinen Augenblick verlassen.“ — „Nicht doch!“ erwiderte der Marquis, „Sie mißverstehen mich! Ungern berühre ich diese Saite, aber es handelt sich von einem, wie ich nicht zweifle, liebenswürdigen Wesen, das Sie in Kurzem ohnehin werden kennen lernen, und mein Wunsch, dem jungen Mann, der Ihnen, mein alter Freund, so nahe steht, auf seinem Ausflug in die Welt nützlich zu seyn, bestimmt mich, jezt schon unter uns davon zu sprechen. Hören Sie.“

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Fragt man nunmehr nach den Gründen, aus denen die Erscheinung des Kometen diesmal den davon gehegten Erwartungen durch Ausdehnung des Schweifes und besondern Glanz **nicht** entspricht, so glaube ich darauf durch eine Betrachtung über die physische Natur dieser Himmelskörper befriedigend antworten zu können. Der geringe Gehalt der Kometen an Materie ist nämlich ein Umstand, welcher, durch Beobachtungen über die Unbemerkbarkeit ihres Gravitationseinflusses auf andere Himmelskörper, selbst bei großer Nähe, außer allen Zweifel gesezt zu seyn scheint. * Erfährt also ein Komet in seiner Sonnennähe durch Bildung eines mächtigen Schweifes einmal eine große Ausdehnung jener ohnedies geringen Masse, so muß es ihm an Schwerkraft gebrechen, um die so weit zerstreuten Partikeln seiner Materie wieder an sich zu ziehen, und dieselben werden sich also im Weltenraum verlieren. Nun weiß man aber geschichtlich, daß unser Komet bei seiner Erscheinung im Jahr 1456 eine solche ganz außerordentliche Schweifausdehnung erfahren hat, indem dieser Schweif damals der Länge nach fast den dritten Theil des Himmels einnahm. ** Nimmt man mit mehreren neuern Astronomen auch wirklich an, daß die Kometen nach einem solchen, in der Sonnennähe erlittenen Verluste an Materie, in der Sonnenferne, wo jener Einfluß aufhört, eine Art von

* Die lockere Beschaffenheit des Kometenstoffes folgt noch aus andern Umständen. Auf der Sternwarte zu Mailand beobachtete man am 7ten Oktober die Bedeckung eines kleinen, aber lebhaft glänzenden Sterns im **Luchs** durch den Halley'schen Kometen, und erblickte, zum unzweifelhaften Beweise jener leichten Natur, den Stern nicht bloß durch den Schweif, sondern selbst durch den Kern des Kometen.

** Der Komet zeigte sich in jenem Jahre im Monat Juni zwischen den Zeichen des Stiers und des Löwen furchtbar prächtig, und sein Schweif hatte eine Länge von beinahe 60 Graden.

Ersatz durch Wiederverdichtung * ihrer Materie und Aufnahme der im Weltenraume zerstreuten Bildungsstoffe bekommen, so läßt sich doch, bei dem heutigen Zustande der Wissenschaft, nicht entscheiden, wie viel Zeit die Kometennatur erfordere, um eine solche Ausgleichung für sich zu bewirken; und es besteht also immer große Wahrscheinlichkeit, daß ein Komet nach ein-, oder vielleicht auch mehrmaliger bedeutender Schweifentwicklung mehrmals in die Sonnennähe kommen könne, ohne neuerdings zu demselben Prozesse geschickt zu seyn. Wenn unser Komet also auch nach seinem diesmaligen Wiederaustritte aus den Sonnenstrahlen noch immer fortfährt, klein und schwächlich, wie bisher, zu erscheinen, so haben die Leser wenigstens eine, aus der eigensten Natur dieser Weltkörper geschöpfte Vermuthung über die Gründe, weßhalb dem so seyn könne, womit ich indeß in einer so delikaten Materie lange noch nicht gesagt haben will, daß dem nun auch schlechterdings so seyn müsse.

Eines andern diesen Kometen betreffenden, eben zu meiner Kenntniß kommenden, sehr interessanten Umstandes muß ich schließlich noch Erwähnung thun. Arago zu Paris beobachtete nämlich am 15ten Oktober mit sehr starker Vergrößerung auf dem Kometen, dem Schweife gegenüber, einen leuchtenden Abschnitt, welcher durch zwei Strahlen vollkommen begrenzt war. Am andern Morgen ward ein ähnlicher Abschnitt bemerkt. Alex. v. Humboldt und andere Gelehrte sahen diese Erscheinung mit an. Wenn dergleichen ausgezeichnete Flecke, bemerkt Arago, auf der Kometenoberfläche dauernd wären, so könnten sie vielleicht dazu dienen, zu entscheiden, ob diese Himmelskörper eine Rotation gleich Planeten und Sonne haben, gleichwie man die Sonnenflecke benuzt, die Rotation der Sonne zu bestimmen.

Von diesem, wie die Leser bemerkt haben werden, noch immer ziemlich hypothetischen Kometengebiete begeben wir uns jezt auf ein etwas sichereres astronomisches Feld, nämlich zu der, in unsern Berichten schon mehrmals mit verdientem Lobe erwähnten Mondkarte von Wilhelm Beer und Dr. Mädler, von welcher der eben erschienene dritte Quadrant vor uns liegt. Wir dürfen diese solchergestalt zu Dreivierteln vollendete Karte um so unbedenklicher empfehlen, da wir gewiß wissen, daß der allein noch übrige vierte Quadrant in der Zeichnung ebenfalls bereits vollendet ist, und das Ganze also in ganz kurzer Zeit vollständig vor unsern Augen stehen wird. Das vorliegende Blatt stellt das nordöstliche Viertel der uns zugewendeten * Mondhalbkugel dar, also gerade denjenigen Theil, welcher an den bevorstehenden Winterabenden am besten sichtbar ist, und also zu Vergleichungen auch die beste Gelegenheit bietet. Was die technische Ausführung betrifft, so steht diese Sektion der frühern wo möglich noch voran, und läßt an Klarheit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Die hier vorgestellten Hauptgegenden sind das Mare imbrium, der Oceanus procellarum und der Sinus aestuum (welche die Leser auf der ihnen zu Gebot stehenden Tobias Mayerschen Mondkarte in eben der Ordnung unter den Buchstaben Q. P. L. verzeichnet finden, wonach die Vergleichung der beiderseitigen Leistung erleichtert wird), und die bedeutenden Einzelgebilde: Plato, Archimedes, Timocharis, Eratosthenes, Aristarch mit der merkwürdigen Strahlenumgebung, Kopernikus, Kepler u. s. w. (die die Mayersche Karte sämmtlich unter eigenen Nummern auch angibt).

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der eben in meine Hände kommende, vom Pariser Astronomen Nicollet herrührende lesenswerthe Artikel Comète in der Encyclopédie moderne sagt wesentlich dasselbe. Die Bildung der Schweife wird daselbst außerdem von einer fortstoßenden Kraft abhängig gemacht, welche die Sonnenstrahlen fähig sind, auf leichte Dünste auszuüben, wie diejenigen sind, welche den Kometenkern meistens umgeben.

* Ich darf daran erinnern, daß der Mond der Erde immer die nämliche Hälfte zukehrt, wie Jemand, der um einen Baum oder Tisch geht, diesem immer dieselbe Wange zuwendet. Lezteres ist das deutlichste Bild des Vorgangs.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Girardins literarische Projekte.

In dieser langen Friedens- und Unternehmungszeit wird gewaltig viel spekulirt; aber unter allen Spekulanten ist keiner rühriger und kühner, als Emile de Girardin einerseits und Vicomte Botherel von der andern. Beide müssen mit einem Riesengeiste zur Welt gekommen seyn, so ungestüm fahren sie mit geldfressenden Projekten zu Markte. Ich habe bereits von Beiden gesprochen; da sie aber von Neuem und mit neuen Ideen auftreten, so kann ich auch nicht umhin, das Auftreten, fast möchte ich sagen, das Aufdringen dieser Herren abermals zu besprechen. E. de Girardin ist ein Nachahmer der englischen Society for useful knowledge; auch er bezweckt, was diese Gesellschaft will, nämlich Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter dem Volk, und als Mittel dazu gibt er wohlfeile, enggedruckte Schriften heraus, die zu einer ungeheuern Anzahl von Exemplaren abgezogen werden. Nur scheint er dabei auch seines Privatvortheils zu gedenken, und den Volksunterricht auch als ein Bereicherungsmittel anzusehen. Seinen Nebenmenschen zu nützen und sich selbst zu bereichern, ist allerdings etwas sehr Angenehmes; daher betreibt der Unternehmer dies doppelte Geschäft bereits seit einigen Jahren mit großem Eifer. Als kompendiös

druckender Verleger ist er natürlich ein Feind der weitläufig und prachtvoll druckenden Verleger von Schriften im neuesten Geschmacke. Nachdem er seinen Gegner Balzac mit der Feder angegriffen, wie ich neulich des Breitern gemeldet, so widerlegt er ihn nunmehr auch praktisch; das heißt, er tritt mit einem Napoleonisch-kühnen Projekte auf, worüber Balzac nothwendig erbleichen muß, wenn er anders sich die Ehre der prachtvollen, mit vielem weißen und leeren Papiere ausgestatteten Auflagen zu Gemüthe führt. E. de Girardin kündigt nämlich ein Panthéon littéraire an für alle Meisterwerke des menschlichen Geistes; also eine Universalbibliothek, die alle andern entbehrlich machen soll. Vielleicht könnte man argwohnen, nicht alle Meisterwerke werden in dieses Pantheon aufgenommen; denn 100 Bände sind doch wohl zu wenig zu solch einer Sammlung; allein E. de Girardin beweist dem Publikum, daß sein Pantheon mittelst eines kompendiösen Drucks eben so viel in sich fassen wird als in 1000 gewöhnlichen Bänden steht; der Balzacschen Schriften würde er, glaube ich, 10,000 in's Pantheon hineinbringen können. Nach seiner Aequation 100 = 1000 folgert Girardin, daß, wenn er den Band auch zu 10 Fr. berechnet, es doch gerade so ist, als ob die Käufer für einen gewöhnlichen Band einen Frank ausgäben, was wahrlich eine Bagatelle ist. Also ein Pantheon für 1000 Fr. anzukaufen, muß etwas ganz ausnehmend Vortheilhaftes seyn. Und damit man sehe, daß es ihm Ernst mit der Sache sey, so hat er bereits 50 Bände seines geistigen Göttersaales vom Stapel laufen lassen. Hier macht er nun eine Pause, und zieht unerwartet ein ganz unerhörtes Projekt hervor und läßt es in den Zeitungen mit ungeheuer großen Buchstaben verkünden. Er hat nämlich bei einem Notar, Namens Cordin, auf dem Börsenplatze, einen Beutel mit 75,000 Franken niedergelegt, oder wie er die Firma angibt, die Editeurs-unis haben den Beutel niedergelegt, und zwar, damit das Geld zu Prämien unter die Abnehmer seines Pantheon vertheilt werde, nämlich lotterieweise. Wer also für 300 Franken die 50 Bände des besagten Pantheons ankauft, erhält für jedes Fünffrankenstück ein Loos zu der Lotterie, in welcher die 75,000 Franken ausgespielt werden. Man hat also Hoffnung, nicht allein durch das Lesen der 50 Bände gebildet zu werden, sondern auch, ohne sie zu lesen, sich, wo nicht zu bereichern, doch wenigstens sehr anständig zu versorgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Beschluß.)

Das junge Deutschland. Der Freimüthige.

Die jüngsten literarischen Stürme und Revolutionen des jungen Deutschlands finden hier wenig Anklang. Was publizistische Proklamationen bedeuten, hat man nachgerade zu würdigen gelernt; man erwartet endlich Thatsachen, positive Produktionen der ausposaunten neuen Epoche, um über sie urtheilen zu können. Die mit heiserer Brust vorgepreßten Nachklänge längst ausgeläuteter Weisen scheinen sehr bedenkliche Indicien für die gerühmte Potenz. Einige der Bücher, voll fieberhafter Anstrengung und beträchtlicher Langeweile, haben unglücklicherweise höhern Orts solchen Anstoß erregt, daß man die gesammten Schriften der jungen Männer verpönt hat. Gefährlich den Sitten können sie auch dann nicht werden, wenn man auf diese Weise die Aufmerksamkeit auf sie lenkt. Eben so bedauern die Einsichtigen, daß die deutsche Revue nicht zu Stande kommt. Wäre der Strom, der hier und dort versickert und gesundes Land verderbt, in einen Abzugskanal geleitet worden, hätte er keinen Schaden gethan, und in Zeit eines halben Jahrs hätte sich herausgestellt, ob er im Stande ist, Schiffe zu tragen und Mühlen zu treiben, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, zu einem stehenden Gewässer, aus dem das Lebendige flieht, versumpft wäre. Nur so, sich selbst überlassen, würden die Bessern sich zur Selbsterkenntniß ihrer Verirrung durchgearbeitet haben, der Glorienschein einer Märtyrerkrone, mit der sie jezt ihre erhizten Stirnen müssen umwoben glauben, wird ihr gefährlichster Feind seyn. — Die Wochenschrift von Ludwig Rellstab: Berlin, wird mit dem neuen Jahre sich vergrößern, und, noch einen andern Titel zulegend, als: Berlin und Athen erscheinen. War der erste Titel glücklich gewählt, so ist es der neue nicht minder, insofern unter dem leztern Namen nicht das junge, geflickte, sondern das alte, ewige Athen verstanden wird. Herr Rellstab gibt es nunmehr auf, seine Zeitschrift allein zu schreiben, ein Unternehmen, das nicht mehr an der Zeit ist. — Von der Redaktion des Freimüthigen ist Dr. Häring (W. Alexis) mit dem ersten November abgetreten. Seiner Ankündigung zufolge ließen vielfältige Gründe den Wunsch schon seit mehreren Jahren in ihm reifen, ohne daß der Augenblick der geeignete sey, sich darüber deutlicher auszusprechen. Unter diesen Gründen ist, wie wir von ihm selbst wissen, nicht der geringste, daß er sich überzeugt, wie ein völlig independentes Journal, wie er es beabsichtigt, in dieser Epoche der Gährung und des Argwohns unmöglich sey. Da ihm der Servilismus vor Schulen und Coterien nicht minder entgegen sey, als der vor den Dogmen des Absolutismus, und Rücksichten für Mitarbeiter immer unvermeidlicher würden, habe er es vorgezogen, seiner eigenen independenten Stellung zu Gunsten, der Redaktion zu entsagen. Andere Gründe, welche freilich mit diesem verwandt sind, ist es räthlicher, in einer Epoche zurückzuhalten, wo sehr viel gedruckt wird, was besser verschwiegen bliebe, aber eben so Vieles verschwiegen wird, was gedruckt werden sollte. Wilhelm Albrecht, ein populärer Schriftsteller, von vielen Kenntnissen aus dem praktischen Leben, und von einer gewandten Feder, welche die Klippen zu umschiffen versteht, sezt die Redaktion des Journals, wo er zuerst als Schriftsteller auftrat, in würdiger Weise fort. Der bisherige Redakteur scheint als Mitarbeiter dem Freimüthigen getreu bleiben zu wollen. Uebrigens fehlt es dem Blatte auch nicht an jungen, rüstigen Mitarbeitern, deren Ansichten Dr. Häring gern aufnahm, ohne sie vertreten zu wollen, und für die der Freimüthige jezt vielleicht ein noch lebendigerer Tummelplaz wird.

Der Vater des berühmten Komponisten Felix Mendelssohn, Herr Mendelssohn Bartholdy, ein Mann, der sich in unserm Kommunalwesen viele Verdienste erworben, ist plözlich gestorben. Er war der Sohn des noch berühmtern Moses Mendelssohn, eine Familie, in der sich ausgezeichnete Eigenschaften fortzuerben scheinen. Die Vermuthung von dem Tode des Schriftstellers Dr. Schiff, in Folge deren eines der hiesigen Blätter eine Charakteristik des originellen Talents enthielt, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt. Es hat wenigstens die gute Folge, daß auf diesen Schriftsteller, der bisher so wenig gewürdigt war, aufmerksam gemacht ist.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 307.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. December 1835.

Die Schattenrisse, wie starke Vergrößerungen sie geben, sind hinreichend gewesen, um eine Totalkenntniß der Natur und Beschaffenheit unserer Nachbarwelt zu begründen, wodurch uns diese mehr als jemals zum unverständlichen Räthsel geworden.

G. H. Schubert.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Die Mondapenninen und Alpen, wie sich ein kompetenter Berliner Kunstrichter dieser schönen Karte ausdrückt, setzen in der vorliegenden Sektion fort, die Mondkarpaten zeigen sich vollständig. Die großen Gebirgspartien bilden vortreffliche Gruppen und erleichtern das Orientiren und das Auffinden der Einzelheiten, welche die Karte angibt, beim Vergleichen mit der Mondfläche selbst außerordentlich. Unbeschreiblich reich an Detail erscheint namentlich die weite Landschaft im Süden des schon oben hervorgehobenen Mare imbrium mit den grenzenden Ringgebirgen; * eine übergroße Menge kleiner, kurzer Gebirgsrücken steigen darin auf einem Grunde von ungemein verschiedener Färbung empor. Sonderbar kontrastirt damit die gleichförmig helle Färbung der benachbarten Fläche des Sinus aestuum mit ihren einzelnen, langgedehnten Höhenzügen. Zwischen den Punkten der Mondoberfläche, welche die Namen Gambert, Kopernikus und Reinhold führen, zeigen sich streifen- und fleckenweis wunderbar dunkle Färbungen des Bodens, und der Phantasie ist hier der weiteste Spielraum gestattet, da der Refraktor nicht vermag, tiefer in die eigentliche Natur dieser überraschenden Erscheinung einzudringen. Der eben genannte Punkt Reinhold ist ein prächtiges Ringgebirge, wie wir diese Ringgebirge eben beschrieben haben, mit hohem, starkem, fast regelmäßigem Walle und einem Centralrücken. Auch der Kopernikus, mit terrassenförmig aufsteigendem Walle, besonders an der Ostseite, ist ein sehr merkwürdiger Gegenstand. Ihn umringen, theils koncentrisch, theils radienartig auslaufend, eine Menge kleiner Gebirgsäste. Ueberhaupt findet man die größten Bergadern auf der ganzen, uns zugewendeten Mondhalbkugel eben beim Kopernikus, Kepler und Tycho: eine große Bergesmasse thürmt sich hoch über die Mondfläche auf, und von derselben stürzen nach allen Seiten, gleichsam wie Lichtstrahlen aus der Sonne, ganze Ströme von Gebirgen in die umliegende Landschaft herab. Zwischen dem Kopernikus und dem Eratosthenes, einem andern Ringgebirge, zieht sich eine höchst merkwürdige Reihe kleiner, dicht an einander gedrängter „Circellen“

* Diese „Ringgebirge“ des Mondes, von denen die Erde nichts Aehnliches zeigt, haben etwa die Gestalt von kreisförmigen, ausgetrockneten Teichen und sind rings mit einem erhabenen Walle umgeben, während ihre innere, ebene, oft viele Quadratmeilen große Fläche in ihrer Mitte gewöhnlich einen kegelförmigen Berg trägt. Man kann bei ihrem bloßen Anblicke kaum zweifeln, daß sie vulkanischen Ursprungs sind.

(eigenthümlicher, ringförmiger Mondgebilde) auf einem Bergrücken hin, welchem in der angrenzenden Ebene kürzere Reihen ähnlicher Gebilde zur Seite laufen. Die äußerste dieser Circellen im Norden, welche schon in der Fläche des Mare imbrium liegt, zeigt eine wunderbare Eigenthümlichkeit: von ihr aus nämlich läuft, genau in der Richtung von Nord nach Süd, in gerader Linie eine sechs Meilen lange Vertiefung, auf beiden Seiten mit schnurgeraden Rädern, welche an eine Rennbahn mahnt, und bei deren genaueren Betrachtung man sich überrascht fragt, ob man dies für ein Werk der Kunst oder der Natur zu halten habe? Bemerkenswerth ist ferner das Ringgebirge, welchem auf dieser Karte der Name des Berliner Astronomen Encke beigelegt worden ist. Ein Gebirgsrücken sezt der Quere nach hindurch vom umgebenden Ringwalle an bis wieder zu demselben, ja sich nordwärts sogar noch verlängernd; eine Erscheinung, welche man auf dem Monde selten beobachtet. Prächtig erscheint in der Nähe das Ringgebirge Kepler mit seinem Centralberge, nicht bloß wegen seines Baues, worin es den übrigen Mondringgebirgen ähnelt, sondern weil es auf einer glänzend beleuchteten Fläche liegt, von welcher aus sich unzählige glänzende Lichtadern weit hin verbreiten. Aehnliches zeigen eine Menge anderer Mondspunkte, und höchst räthselhaft sind und bleiben diese über Berg und Thal fortziehenden und ungemein weit verbreiteten Lichtadern. Aus irdischen Phänomenen kann ihre Natur nicht begriffen werden; sie zeigen vielmehr nur im Allgemeinen, daß, wenn die Mondfläche einerseits zwar allerdings eine Menge von Analogien mit dem Bau der Erde darbietet, ihr andernseits doch auch vielfache Eigenthümlichkeiten beiwohnen, bei deren Anordnung die Absicht der Vorsehung, wie namentlich bei diesen Glanzflächen und Lichtadern, offenbar dahin gegangen ist, die Mondfläche zu ihrem Hauptzwecke, der Erleuchtung der Erdnächte, geschickter zu machen. Man kann die Spuren davon nicht ohne Bewunderung verfolgen. — Aristarch, noch ein anderes Ringgebirge, zeigt den gewöhnlichen Terrassenbau derselben in hohem Grade ausgezeichnet und einen sehr regelmäßigen Centralberg; sein überaus glänzendes Licht bildet einen seltsamen Gegensatz zu der dunkeln, nahe daran gelegenen Fläche des Ringgebirges Herodot, dessen Wallumgebung mit einem engen, tiefen, stark gekrümmten Thale endigt, und von welcher sich eine, immer schmaler werdende Bergkette in höchst auffallendem Zickzack abbiegt. Einen schönen Terrassenbau zeigt ferner Archimedes, zu welchem Ringgebirge sich eine lange Rille (kanalähnliches Mondgebild) hinzieht, die sich südlich in eine quer vorliegende, ähnliche Rille öffnet. Keine der Ringgebirgsflächen in diesem Theile der Mondhalbkugel aber hat einen so tief dunkeln Grund als die große, an dreißig Meilen im Durchmesser haltende Fläche des Plato, dessen ganzes Gebiet eine große Mannichfaltigkeit an Berggruppirungen enthält. Im Süden davon steigt ganz frei und steil der sehr hohe Pico empor. Ungemein tief gesenkt ist die große Grube des Helikon und einer zweiten neben diesem gelegenen. Der östliche Theil der Mondalpen ist ebenfalls besonders fleißig dargestellt, und es zeigen sich darunter schöne Gruppen, namentlich finden sich die Vorgebirge, welche für das vergleichende Auffinden so wichtig sind, sehr charakteristisch dargestellt. Im Norden dieser Bergkette liegt das Ringgebirge Fontenelle, welches durch eine Sonderbarkeit ausgezeichnet ist, die wir schließlich ausdrücklich hervorheben müssen. Von dem ringförmigen Walle nämlich zieht sich ein überaus schmaler, hoher Gebirgsrücken in genau gerader Linie nach Südwest. In ansehnlicher Entfernung davon läuft ein zweiter, breiterer, hoher Gebirgskamm damit streng parallel, und auf der dazwischen liegenden Ebene erheben sich kleinere Rücken, welche, ohne mit jenen ersteren verbunden zu seyn, genau rechtwinklig darauf streichen, ja einer derselben wendet sich sogar, um seine Fortsetzung parallel mit den andern zu machen. Befreit man die Zeichnung vom Einflusse der Perspektive, so geht aus diesem merkwürdigen Gebilde ein genaues, geradliniges Viereck hervor, zu regelmäßig, um dasselbe unbedingt für ein Werk aus den bloßen Händen der Natur, zu gigantisch, um es für eine Anlage der Seleniten zu erklären. Aber was ist es nun? — Mit dieser Frage, welche den Fragenden unwillkührlich nöthigt, immer und immer wieder zur genaueren Beschauung einer so eigenthümlichen Schöpfung zurückzukehren, endigen wir unsere diesmalige topographische Wanderung durch das nordöstliche Viertel der der Erde zugewendeten Mondhalbkugel, überzeugt, daß es keinen Leser gibt, welcher uns auf dieser, an anziehendem Detail so reichen Wanderung nicht gern begleitet hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Madelon.

(Fortsetzung.)

„Ich bin tief gebeugt durch den Tod meiner trefflichen Gemahlin, deren Werth Sie desto mehr zu würdigen vermögen, da sie die Ehre hatte, Ihrer Familie anzugehören; auch die kaum vernarbten Wunden, die mir der Tod meiner beiden Kinder geschlagen, bluten wieder auf's Neue. Aber ich kann meinem Herzen und meinen Gedanken nicht verwehren, daß sie sich desto inniger dem Gegenstand zuwenden, den mir das Schicksal als einzigen Trost aufbewahrt hat. Noch lebt mir eine Tochter —

Sie wundern sich? ja, wäre die Sache nicht zu ernst, so möchte ich sagen, ich habe zwei Stränge an meinem Bogen gehabt. — Ich lebte während der Usurpation auf einem kleinen, aus den Trümmern meines Vermögens geretteten Gute am Ufer der Garonne, resignirt, an meiner, wie an Frankreichs Zukunft verzweifelnd. Dort schloß ich eine Verbindung mit einem Wesen, dessen einzige Mitgift Unschuld, dessen einziger Schmuck Liebenswürdigkeit und Schönheit war. Sie schenkte mir eine Tochter; aber nicht lange, so kam die Restauration, entriß mich dem Winkel, in dem ich den Lockungen des Parvenu getrozt, der sich mit Frankreichs ersten Namen zu umgeben trachtete, um sie herabzuwürdigen, entriß mich meiner kleinen Häuslichkeit, und — lassen Sie mich schnell darüber weggehen: mein Kind ward eine mutterlose Waise, und mußte auch des Vaters entbehren: der Ruf des Vaterlands entrückte es meinen Augen, aber nie, niemals meinem Herzen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß das Pfand einer — einer unglücklichen Liebe meine zärtlichste Sorge blieb. Manche Rücksichten — ich hatte schon die Nationalvorurtheile meiner Gattin zu schonen — bewogen mich indessen, ihr und Jedermann ein Geheimniß daraus zu machen, und ich sah nicht ohne Unruhe dem Zeitpunkt entgegen, wo die Tochter, herangewachsen, vom Vater eine Stellung in der Welt ansprechen würde. Der Tod meiner Gemahlin hat mich leider! dieser Sorge überhoben, und mein Entschluß hinsichtlich der Zukunft meines Kindes war schnell gefaßt. Das Mädchen wird seit einigen Jahren still und einfach in einem Hause erzogen, das einige fromme Frauenzimmer zu Toulouse als Sourrogat der alten Klosterasyle errichtet haben; der Erzbischof ist unser Verwandter, und so weiß ich sie in den besten Händen. Noch diesen Sommer verheirathe ich sie an einen Neffen, der meinen Namen trägt und dem Könige als Garde du Korps dient."

„Nun," meinte ich unschuldig, „das hat sich ausnehmend schnell gemacht." — „Wie so?" — „Seit dem Tode Ihrer Frau Gemahlin sind nicht zwei Monate verflossen, und ich sollte meinen, bis sich bei solcher Entfernung die jungen Leute kennen gelernt —" — „Lieber junger Freund, das ist's ja, was ich vorhin sagte: bei uns spielt man keine Romane vor der Ehe. Alfred äußert sich entzückt über meinen Vorschlag, wie ich es nicht anders erwartet; mehr braucht es nicht; sie erfuhr vor Kurzem erst den Namen des Bräutigams zugleich mit dem des Vaters: wie Sie begreifen, war es bei den vor Kurzem noch obwaltenden Umständen von Wichtigkeit, daß ich mir die Hände frei und dem Mädchen die Unbefangenheit erhielt. Genug, sobald ich hier abkommen kann, eile ich nach Paris, nach Toulouse; Sie denken sich, wie unaussprechlich ich mich freue, das theure Kind zu umarmen; ich richte dem jungen Paare sein Haus ein, und dann sind Sie, junger Freund, in unserem Hotel Rue du Bac als täglicher Gast und —" setzte er lächelnd hinzu — „Schüler herzlich willkommen. Alfred kann ich mir ohne Zweifel am hiesigen Posten attachiren lassen, und dann sollen Sie auch hier Zeugen meines Glücks seyn und erstaunen, wie schnell sich eine Französin in ihr eigenthümliches Element, die Gesellschaft, zu finden weiß. Es bedarf dazu nichts, als jenes schwer zu definirende Ding, den Esprit, den Jedermann hat; heute noch im Kloster, oder sonstwo der Art, und in vier Wochen macht sie die Honneurs mit der Grazie der Gewohnheit. Der Rekrutenstand ist kurz bei uns, im Salon, wie im Heere. — Meine Tochter, so berichtete man mir von jeher, ist sage et bonne; für Ihr Aeußeres bedarf ich keines Zeugnisses, die Schönheit ist traditionell in unserm Hause, und noch meine Mutter war eine der glänzendsten Gestalten am Hofe von Versailles."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, December.

Nervenfieber. Mordthaten. Kunstgäste.

Das Jahr 1835 scheint keinen freundlichen Abschied nehmen zu wollen, so viele traurige und betrübende Ergebnisse drängen sich. Ein böses Nervenfieber, das hier herrscht, hat uns schon manches theure Menschenleben entrissen. Vorzüglich hat es unter unsern jungen Leuten arg gewirthschaftet. Einem Bankier sind drei liebliche Töchter, die eine mit fünfzehn, die andere mit siebzehn, die lezte mit neunzehn Jahren an dieser tückischen Krankheit gestorben. Die Aerzte sind ganz betreten, da es unter so verschiedenen Masken erscheint. Anfänglich klagen die Kranken über Seitenstechen und Husten, was viel eher auf eine Lungenentzündung schließen läßt; plötzlich aber wirft das Uebel die Larve ab, und das Nervenfieber zeigt sich mit allen seinen Gefahren. Der italienische Herzog Litta, der sich der Cholera wegen aus Mailand hieher flüchtete, verlor vor ein paar Tagen seine einzige Tochter am Nervenfieber; gestern hat man ihn ebenfalls begraben. Derlei Vorfälle sind sehr beunruhigend. Auch auf andere Weise wird Wien in Kummer versezt. Alle Augenblicke hört man von einem Selbstmord oder Todtschlag. Ein junger Kaufmann, der seiner Frau und endlich sich selbst den Hals abschnitt, gibt viel Stoff zu traurigen Bemerkungen. Am meisten beklagt wird die junge, schöne, neunzehnjährige Frau. Wie ein Brief der Unglücklichen beweist, geschah der Mord mit ihrer Einwilligung. Der Kaufmann war in unglückliche Wechselgeschäfte verwickelt. Er rechnete darauf, daß man ihm das höchst bedeutende Vermögen seiner unmündigen Gattin herausgeben würde; allein der Vormund bestand auf dem lezten Willen des Vaters. Dadurch auf's Aeußerste gebracht, beredeten sich Beide, zu sterben. Der Mann tödtete zuerst das geliebte Weib

und dann sich selbst. Die Art, wie man die Leichen in wohlversperrter Wohnung fand, erlassen Sie mir zu beschreiben, sie ist zu gräßlich. Noch ein anderer Mord ist geschehen. Ein unbedeutender Krämer tödtete sein Weib, weil sie ihm den verbotenen Umgang mit einer Weibsperson verleidete. Auch er schnitt der Frau den Hals ab. Zwar hat der Mörder die That noch nicht gestanden, aber wie man wissen will, soll kein Zweifel obwalten. Eben so wurden ein Pfarrer und seine Haushälterin in Rohrbach erwürgt gefunden; Raub soll die Ursache gewesen seyn. Sie sehen, daß der ungeheure Nebel in Wien auf die Menschen eben so verderblich wie in London wirken kann. Möchte es dem Himmel gefallen, das neue Jahr weniger trüb beginnen zu lassen, als das alte zu enden Willens ist.

In unsern Theatern hat sich ein besonderes Leben gezeigt. Fast jeder Tag bringt einen neuen renommirten Gast. Im Burgtheater ist es täglich so voll, daß auch nicht ein bequemes Plätzchen zum Stehen übrig bleibt. Herr und Mad. Rettich sind engagirt worden. So oft sie spielt, kann, wie das Sprichwort sagt, kein Apfel zur Erde gebracht werden. Sie gab neulich die Desdemona im Othello mit solchem Beifallssturme, daß man vermeinte, in der italienischen Oper zu seyn. Eben solchen Antheil erregt auch das Spiel des Fräulein v. Hagn vom königlichen Hoftheater in Berlin, welche bereits neunmal als Gast aufgetreten ist. Ueberall war diese anmuthige junge Schauspielerin ein Magnet für die Kasse. Hier ist es ungeheuer, was sie Menschen in's Theater zieht: die Frauen, welche vielleicht die Kunst der Toilette studiren wollen, die Herren, die so vieler Reize nicht satt werden können. Oft opfert Demoiselle Hagn freilich ihrem Putze zu viel. Als Mirandolina z. B. erschien sie mit einem Schmucke in Brillanten, der gewiß 20.000 Thaler werth war. Eine Wirthin und Brillanten! Dem. Hagn hat von Saphir über diesen Mißgriff in der Theaterzeitung Manches verschlucken müssen. Nicht mehr als billig! Geistvolle Künstlerinnen müssen auch bei ihrer Toilette Geist und Wahrheit berücksichtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Botherels Küchenpallast.

Für diejenigen, welche von dem Pantheon nichts hören wollen, haben die sogenannten Editeurs-unis einen andern Vorschlag in Bereitschaft. Sendet uns, sagen sie zu den Lesern, ein Zwanzigfrankenstück, und wir senden euch dagegen einen kleinen Bücherballen, worin sich, nebst andern Büchern und Büchelchen, das so berüchtigte Journal des connaissances utiles vorfinden soll, und dabei ein Loos zur 75.000 Franken-Lotterie. Wem alles dieses nicht gefällt, dem ist nicht zu helfen, und der Verein der Editeurs-unis hat ihm nichts weiter zu sagen. Nehmen wir jezt Abschied von E. de Girardin, und begeben wir uns zum Vicomte Botherel. Ladet er doch ganz Paris dazu ein, seine prachtvolle Anstalt zu sehen und sich von seinem Unternehmen in Kenntniß zu sezen. Erstere ist in der That sehenswerth, und lezteres ist den Lesern des Morgenblatts nicht mehr unbekannt, da man bereits im vorigen Jahre umständliche Betrachtungen über das Universal-Speiseproject des Herrn Vicomte darin hat lesen können. Nur so viel will ich hier wiederholen, daß Vicomte Botherel schon seit beinahe zwei Jahren mit dem Gedanken umgeht, Speisewagen unter dem Namen Omnibus restaurans anzulegen, welche zur Mittagszeit, oder, was hier nicht dasselbe ist, zu den Speisestunden auf den Gassen umherrollen und nach Belieben allerlei Speisen und ganz fertige Mahlzeiten den Parisern vor's Haus bringen sollen. Die Leute wollten nicht glauben, daß so etwas im Großen bewerkstelligt werden könne, und lachten zu der Ankündigung der Omnibus restaurans. Auch erschien, troz aller Ankündigungen des Unternehmers, kein Speisewagen auf der Gasse; aber nichtsdestoweniger wurde für die undankbaren Pariser gearbeitet, und jezt, da die riesenhafte Anstalt prachtvoll dasteht, kann Vicomte Botherel stolz sagen: „Kommt, ihr Ungläubigen! sehet und staunet!“ In der That ist, glaube ich, noch nie etwas Aehnliches zu Stande gekommen. Man denke sich ein schönes, großes Gebäude, das den Namen eines Pallastes verdient, in einer vortrefflichen Lage, auf einer Anhöhe, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf die Stadt genießt. Ein Theil des großen Gebäudes ist zu Privatwohnungen bestimmt und auch schon zum Theil vermiethet. Der übrige Theil des Pallastes soll ein Speiselaboratorium für Paris werden. Die Phantasie der auswärtigen Leser denke sich eine Küchenanstalt im großen Style, eine Küchenanstalt, größer und prächtiger, als sie in den Kaiser- und Königspallästen Europa's und des Morgenlandes vorhanden ist. Da sind große Räume zum Sieden, Braten und Schmelzen, mit Balkonen, von wo herab man das Treiben der Küchenwelt gemüthlich wird beschauen können, eine Menge von kleinern Räumen zum Zubereiten von allerlei Speisen, z. B. ein besonderes Salatzimmer mit einem Marmorbecken zum Waschen des Salats; ein anderes kleines Zimmer soll bloß zum Aufbewahren und Vertheilen der Pfeffergurken oder Cornichons dienen; wahrscheinlich haben Salz, Pfeffer und Senf auch ihre eigenen Zimmer. Dann schöne Bureaux für die Vorgesezten der Anstalt und die sogenannte Verwaltung; ein großer Hofraum, von wo aus die Speisewagen in alle Reviere von Paris abfahren sollen, Schlachthäuser, Ställe für Pferde und Schlachtvieh, Schuppen für die vielen Wagen u. s. w., kurz, man kann einige Stunden in der Anstalt zubringen, und hat doch immer etwas Neues zu sehen. Und dieses großartige Unternehmen hat den Vicomte Botherel ungefähr zwei Millionen Franken gekostet. Jezt aber soll sein Vermögen erschöpft seyn, und um das Unternehmen in Gang zu bringen, muß er warten, bis sich eine hinlängliche Anzahl von Kapitalisten findet, welche die erforderlichen Geldsummen zusammenschießen. Da steht nun das Gebäude leer; Alles prächtig und zweckmäßig, aber diejenigen, welche darin arbeiten sollen, fehlen; es wird nichts darin gekocht, noch gebraten, man wandelt aus Neugierde in den vielen Räumen umher, und bedauert den Mann, der mit seinem Vermögen nicht besser gewirthschaftet, sondern dasselbe einem chimärischen Plane aufgeopfert hat. Wäre er doch nur so klug gewesen, sich bei vernünftigen Leuten Raths zu erholen, bevor er Hand an die Ausführung eines so riesenhaften Unternehmens legte. Wahrscheinlich hätte er dann die Sache, wenn er doch einmal nicht davon ablassen wollte, zuerst im Kleinen versucht, und falls sie gelungen wäre, immer erweitert, bis er zulezt der Speiseunternehmer von ganz Paris geworden wäre, falls das Unternehmen nach einem so großen Maßstabe wirklich ausführbar seyn sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. December 1835.

In Jesu Lieb' ich lebe,
Sag dir von Herzengrund,
In lauter Freud' ich schwebe,
Wie sehr ich bin verwundt.
Fridrich v. Spee.

Der Christbaum.

Mein Christbaum steht im Felde weiß,
Es ist ein edles Tannenreis;
Die Andern holen ihn nach Haus,
Ich walle selbst zu ihm hinaus.

Da steht im Winter er so frisch
Auf einem weißgedeckten Tisch,
Und seine Aeste lang und breit
Sind wie mit Zucker überstreut.

Und auch an Lichtern fehlt es nicht,
Denn aus dem blauen Himmel bricht
Der Millionen Sterne Schein —
So viele steckt kein Mütterlein.

Und in dem Glanz der Sterne steht
Der Baum, mit Schimmer übersät,
Es hängen von den Zweigen all
Zahllose Tropfen von Krystall.

Auch auf der Erde rings umher
Da schimmerts wie ein Strahlenmeer,
Ein Diamant scheint all der Schnee,
Ein Flammenstrahl des Himmels Höh'.

Gebenedeite Gottesnacht,
Du Sternenschein in Erdennacht,
Wo aus des Himmels Strahlenschoß
Das Licht des Lebens auf uns floß!

Ich stehe betend vor dem Baum
Und schau' hinauf an Himmelsraum,
Und Frieden strahlt der Sternenschein
Mir in die tiefste Brust hinein.

Ich werd' ein Kindlein, wie ich war,
Als mich die Mutter einst gebar,
Und von dem Auge thauet lind
Der Glaube an das Jesuskind.

Eduard Vogt.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Der Franzose ist so sehr äußerlich, daß er eine unbezwingliche Scheu vor dem Gedanken hat, Gegenstand des Mitleids, ja des Mitgefühls zu seyn; es ist ihm dies ein Genre des Lächerlichen. Wenn er im Exil, im Elend noch so sehr klagt, so geschieht es in einer Weise,

die geeignet ist, dem Hörer die Ueberzeugung einzuflößen, wie er sein Unglück mit Anstand zu tragen wisse; machen sich seine zärtlichen Gefühle unwillkührlich Luft, so beschränkt er wenigstens nach Kräften die natürliche Mimik derselben und muthet einem zu, daß man das ihm etwa Entschlüpfte ignorire. So ließ auch der Marquis die Thränen, die sich ihm aus dem Auge stahlen, von selbst auf der Wange trocknen; aber diese Thränen versöhnten mich mit allen seinen Aeußerungen, die geeignet waren, mein deutsches Gefühl zu verletzen. So glaubte ich wenigstens, so erklärte ich mir selbst, warum französische Suffisance diesmal nicht den gewohnten widrigen Eindruck auf mich machte; aber beim Lichte besehen, freute sich nur meine Menschenscheu, daß sie bei meiner Entdeckungsreise auf dem Ocean der „Welt" einen Hafen und Ankerplatz im Prospekt hatte. Auch betrachtete ich bald die Vorurtheile und Schwachheiten des Marquis schon in Bezug auf das mir bevorstehende Studium seiner Nation im Großen, und freute mich, mit dem nil admirari schon hier den Anfang machen zu können.

Die Vorbereitungen zu meiner Reise waren schnell getroffen. Marcelline namentlich machte sich gewaltig viel zu thun; sie war voll Hoffnung, den Bären, an dem sie von Jugend auf geleckt, in Paris endlich doch noch zum Menschen gemacht zu sehen, wie man bei einem Kränklichen, an dem einheimische Kunst und Mittel fehlgeschlagen, Alles von der Wunderkraft eines Kurorts ersten Rangs erwartet. Der Marquis gab mir eine Menge Empfehlungsbriefe, der gute Alte seinen besten Segen mit, und beim letzten Händedruck, als ich schon im Wagen saß, rief mir Marcelline zu: „surtout, Monsieur, ne manquez pas de dire toujours: oui, Mademoiselle, non, Madame; das deutsche Ja, Nein ist so entsetzlich impertinent!"

Ich war drei Wochen in Paris und hatte noch nicht einen meiner Briefe abgegeben. Jeden Abend legte ich mich mit dem festen Vorsatz zu Bette, morgen mit meinem neuen Kleide einen neuen Menschen anzuziehen; ich wußte mir geläufig vorzusagen, was ich da und dort zu sprechen haben würde, ich dramatisirte in Gedanken die mir bevorstehenden Auftritte mit Herrn und Damen — leider auch mit Damen! und komponirte Phrasen, die meiner frühen Uebung im Französischen Ehre machen mußten. Aber ach! mit dem Tageslicht schwand meine Zuversicht, wie der Entschluß des unglücklichen Spielers, keine Karte mehr zu berühren, und wenn der Abend kam, hatte ich noch alle meine Briefe in der Tasche und einen neuen Schwur auf den Lippen, morgen meiner Natur etwas Außerordentliches zuzumuthen. Oft aber überfiel mich mit peinlicher Angst die Ueberzeugung, wie ein Mensch, der auf dem Boulevard zehnmal um den Tisch des Tabouletkrämers herging und erst nach gewaltigem Anlauf endlich nach dem Preis einer Zahnbürste fragte, nimmermehr dazu kommen werde, den Portier eines Grafen im Faubourg St. Germain zu fragen, ob seine Herrschaft zu sprechen sey.

Dieser widrige Kampf mit mir selbst trieb mich Anfangs rastlos auf den Straßen umher; nachdem ich aber die erste Neugierde befriedigt, suchte ich Zerstreuung und Vergessenheit in meiner alten Lieblingsbeschäftigung, in der F l a n e r i e am Fenster. Es ist bezeichnend, wenn die Franzosen kein eigenes Wort für Witz haben, aber unbegreiflich, daß es an einem allgemeinen und bezeichnenden deutschen Ausdruck für jenes echt deutsche Vergnügen fehlen soll.

Meiner Wohnung gegenüber, in einer engen Straße, stand ein hohes, schmales Haus: unten der Marchand-de-vin, der, die Seehundsmütze auf dem Kopf, den halben Tag schwatzend unter der Ladenthüre stand, eine Figur, die in ihrer kolossalen Derbheit unsern Begriffen von der französischen Nation als einer leichtfüßig hüpfenden, petulanten, Hohn sprach, wie ich überhaupt beim Anblick ihrer Postillone und Kohlenträger, Obst- und Austerweiber, Priester und Kuirassiere nie begriff, woher ihr jener Ruf gekommen. In einem der mittlern Stockwerke zeigte sich gewöhnlich bis gegen Mittag ein Individuum am Fenster, das einer in Paris sehr häufigen Menschenklasse angehörte, die ich mit besonderem Interesse studirte: eine jener Gestalten, die sich seit dem Schwur im Ballhause nicht mehr gehäutet haben, und in ihrer Aeußerlichkeit getreue Abbilder Camille Desmoulins und Maximilian Robespierres sind: ailes de pigeon, breitrandiger Hut, kurze Beinkleider, lange, blumige Weste, unter der die beiden parallelen Uhrketten frei herabfallen. Schade, daß die Sitte, zwei Uhren zu führen, abgekommen ist; sie wären auf dem Magen eines ministeriellen Deputirten der jetzigen Periode ein bedeutungsvolles Symbol des juste milieu, das zwischen dem retrograden Chronometer in der linken, und dem ungeduldig avancirenden in der rechten Tasche das arithmetische Mittel zieht.

Es beschäftigte mich, warum im Schoße einer Nation, welche für vorzugsweise eitel und äußerlich gilt, der Männer, welche an der Tracht der vorletzten Generation festhalten, außer allem Verhältniß mehr sind, und zwar in allen Ständen, als bei uns, und ich sah den Grund eben in dem Umstand, daß die Franzosen unsere Gesetzgeber in der Verfassung des äußern Menschen waren und noch sind. Die über die höhern Klassen in der ganzen civilisirten Welt verbreitete Tracht ist die französische Hof- und Nationaltracht; sie ist für den Franzosen in weit strengerem Sinne als für die übrigen Europäer eine zweite Oberhaut; der Charakter dieser Tracht ist Launenhaftigkeit in den Dimensionen und

Verhältnissen der einzelnen Theile, aber strenges Festhalten am Grundgedanken, am Prinzip. Lezteres wird uns nicht klar genug, weil wir es nicht erfunden haben, und das Zufällige, Ephemere erbebt sich uns zur Hauptsache. In einem Kleide, das für uns schon zur Maske ausartet, kann der Franzose noch vollkommen à son aise seyn; der unaufhörlich, durch eine unsichtbare Macht vor seinen Augen vorgehende Wechsel im Schnitte der Kleider und der ganzen, der Mode unterworfenen Aeußerlichkeit ist ein so unmerklicher und stetiger, daß für ihn den Anschein einer organischen Entwicklung erhält, was dem fremden Nachahmer, dem nur periodisch die Collektivresultate zukommen, als eine Reihe von Revolutionen erscheint, wo immer die lezte die Produkte der frühern mit dem Bann belegt und für Jedermann, der „etwas auf sich hält,“ Alt oder Jung, unbrauchbar macht. Der Franzose behält häufig ganz unbefangen die Tracht bei, in der er geliebt hat und liebenswürdig gewesen ist, er meint durch das Kleid seiner guten Zeit seine eigene Jugend zu verlängern; und wahrlich, der Alte aus dem Marais, der auf dem Boulevard Bourdon am Graben der Bastille meine Erkundigung nach dem Jardin des plantes fast vorwurfsvoll mit der Berichtigung erwiderte, ich werde wohl den jardin du roi meinen, dieser Mann, gepudert, Chapeau-bas, jarret tendu, im Tanzmeisterschritt, erschien mir keineswegs älter, sondern vielmehr jünger, als wenn er eine schwarze Perrücke, einen Ueberrock à la propriétaire und den echten Börsenschritt des neunzehnten Jahrhunderts gehabt hätte. Bei uns gehört eine antediluvianische Figur von solcher Reinheit zu den seltensten Erscheinungen, und wo Anklänge daran vorkommen, sind es vielmehr Zeichen von Armseligkeit und Verwahrlosung, als von Selbstständigkeit und freier Wahl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Bei solchen Leistungen der beobachtenden Astronomie wird es doppelt interessant, zu erfahren, daß außerordentliche Summen angewiesen sind, um die, in unsern frühern Berichten wiederholt erwähnte neue kaiserliche Sternwarte bei Petersburg mit den allervortrefflichsten Instrumenten zu versehen. Wir vernehmen, daß die Munificenz des Kaisers Nikolaus dazu gegen 200,000 Rubel angewiesen hat. Für diese Summe sind bestellt: ein nach neuer Angabe unseres Struve zu Dorpat konstruirtes Mittagsfernrohr, welches in der Werkstatt von Repsold zu Hamburg angefertigt wird und mit 21,000 Rubel bedungen ist; ein großes Passageinstrument und ein Vertikalkreis bei Ertel in München um 22,000 Rubel; ein großes Passageinstrument, als Zenithsektor zu gebrauchen, für den Mittelsaal des Observatoriums, von Repsold, zu 10,000 Rubel; ein großer Refraktor, den Dorpater sogenannten „Riesenfraktor“ noch übertreffend, bei Utzschneider in München, zu dem ungeheuren Preise von 70,000 Rubel; ein dialytisches Fernrohr bei Plössl in Wien, um 8000 Rubel; ein Heliometer, ebenfalls bei Utzschneider, für 30,000 Rubel. Hiezu kommen zwei Kometensucher, vier astronomische Pendeluhren, drei Chronometer und eine Menge kleinerer Instrumente und Apparate. — Was läßt sich auf einer so ausgerüsteten Sternwarte von geschickten und fleißigen Observatoren erwarten, und wie viel tiefer als Beers und Mädlers eben gerühmte Bestrebungen dürften dergleichen Riesenwerkzeuge z. B. in das Detail einer Mondlandschaft eindringen.

Gegen so außerordentliche Anstrengungen der Astronomie scheinen uns die Leistungen der Physik zurück zu stehen. Wir finden auf dem Felde derselben für ein größeres Publikum nur eine einzige Blume zu pflücken: einen Bericht, den der französische Physiker Pelletier der Pariser Akademie über atmosphärische Elektrizität abgestattet hat. Nach den darin mitgetheilten Beobachtungen raubt die auf dem Erdboden verbreitete Feuchtigkeit demselben bei ihrer Verdunstung die positive Elektrizität, und läßt ihm nur die negative. Etwa um zwei Uhr Nachmittags besizt diese negative Elektrizität des Bodens in der Regel die größte Intensität, so daß, bei trockener, warmer Witterung, alsdann selbst die höchsten Gebäude eine solche, sehr starke negative Elektrizität zeigen. Bilden sich Wolken, deren Elektrizität gewöhnlich positiv ist, so erhöhen diese, durch Vertheilung,* noch die negative Elektrizität der Luftschicht am Boden, und halten sie darin fest. Aber schon die ersten Tropfen Regen, welche herabfallen, neutralisiren durch die positive Elektrizität, die sie mit herabführen, die negative Elektrizität des Bodens, und es entsteht daraus eine elektrische Strömung, welche durch die zur Beobachtung solcher Strömungen eingerichteten Instrumente sehr deutlich angezeigt wird. Diese starke elektrische Strömung bei Beginn eines Regens erklärt das Unbehagen, welches man vor gewissen Regen, besonders im Sommer, wo die Energie der elektrischen Prozesse

---

* Wir dürfen die Leser zur Erklärung dieses vielleicht nicht ganz wohl gewählten Ausdrucks daran erinnern, daß jeder elektrisirte Körper in denjenigen andern Körpern, welche in seine elektrische Atmosphäre kommen, eine, der seinigen entgegengesezte Elektrizität zu erwecken strebt. Diese Wirkung heißt „Vertheilung.“ Eine positiv elektrische Wolke erregt und erhält also in den benachbarten, zur Mittheilung noch zu fernen Körpern negative Elektrizität.

überhaupt größer ist, empfindet. Diese Beobachtung von Pelletier ist mir darum so besonders wichtig vorgekommen, weil sie neuerdings auf den innigen Zusammenhang zwischen dem Befinden des thierischen Körpers, und namentlich den elektrischen Prozessen der Atmosphäre hinweist. Eine der Thätigkeits-Aeußerungen des Normalzustandes (der Gesundheit) besteht darin, dergleichen Störungen weniger oder gar nicht zur Perzeption gelangen zu lassen; bei krankhafter Reizbarkeit ist man geneigter dazu, und es gibt Personen, welche unglücklich genug sind, ein jedes solches atmosphärisch-elektrisches Leiden mit zu empfinden, ja oft stundenlang vorhersagen zu können.

In der Chemie, als demjenigen Theile der Naturwissenschaften, welcher sich den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft gewöhnlich noch genauer anschließt, stoßen wir zunächst auf die Entdeckung einer neuen Art von Gas. Der englische Generalkommissär der jonischen Inseln hatte nämlich Anfangs des laufenden Jahrs eine Quantität ausgepreßter Olivenkerne an einige Chemiker zu London gesendet, um einen Versuch zu machen, ob diese Reste, welche bis dahin nur zum Verbrennen angewendet worden sind, nicht zur Darstellung eines brennbaren Gases geschickt seyen. Die englischen Chemiker Coltam und Hallen haben der jonischen Regierung hierauf einen Bericht erstattet, in welchem sie die Resultate ihrer diesfallsigen Versuche angeben. Diesem Berichte zufolge waren jene alten Olivenkerne in einem Gasapparat probirt worden, und hatten mit Leichtigkeit ein vortreffliches Gas gegeben. Die Tonne lieferte 13 bis 14,000 Kubikfuß, d. h. 3 bis 4000 Fuß mehr, als man von Steinkohlen erhält. Ueberdies gewährt die Leichtigkeit, mit welcher sich dieses Gas entwickelt, eine große Ersparung an Brennmaterial bei Heizung der Retorten. Das mit diesem Gas hervorgebrachte Licht ist mindestens eben so hell, als das Licht von Steinkohlengas, und wird weniger schnell konsumirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, December.

(Beschluß.)

Theater. Bevorstehende Vorstellung für Schillers Denkmal.

Das Theater nächst dem Kärnthnerthor erwartet bis Ostern 1836 den neuen Pächter. Es ist der bekannte Merelly, Direktor der großen Oper in Mailand. Er hat vorläufig zugesagt, in Wien ein wahrhaft kaiserliches Operntheater zu schaffen, die ersten Sänger Italiens, darunter die Malibran, die Grisi, den Rubini, den Ivanoff, den Lablache, zu Zeiten hieher zu ziehen, und ein grandioses Ballet zu engagiren. Dafür erhält er vom Hofe jährlich gegen 100,000 fl. in schwerem Gelde, das größte Theater in Wien und die beiden Redoutensäle zu maskirten Bällen und Konzerten ganz frei. Für solche Vortheile (erwägt man noch, daß bei guten Vorstellungen täglich 2500 fl. C.M. baar eingehen können) kann man freilich etwas Tüchtiges leisten. Ob Merelly mit gleicher Liebe an die deutsche Oper denken wird, das steht freilich zu erwarten. Man sagt jedoch, der Hof mache es zur Bedingung, daß die deutsche Oper mit allem Glanze unterstützt werden solle. In gegenwärtigem Augenblicke brillirt Mad. Schröder-Devrient. In der Bellinischen Oper: „die Capuletti.“ ist sie bereits zweimal aufgetreten und jeden Abend ein Dutzendmal gerufen worden. Sie ist wirklich eine gigantische Erscheinung, zwar jezt mehr als Schauspielerin, denn als Sängerin zu preisen, aber immer eine Frau, die die Bewunderung aller Kunstfreunde in Anspruch nimmt. Als sie in der Partie des Romeo die Julia wie eine Kürbisflasche ergreift und sie emporhebt, dann dem zerknirschten Vater förmlich hinschleudert, da stuzten die Wiener; Einigen kam es sogar zu derb vor, und sie nahmen sich die Freiheit, ein wenig zu zischen. Aber was half's? Zum Schlusse des zweiten Akts wurde Mad. Schröder-Devrient doch nacheinander einige Male gerufen; Saphir erklärte in der Wiener Theaterzeitung, so müsse es seyn; Romeo sey ein Italiener und kein Mehlspeismacher; das Genie habe ein Recht, etwas Besonderes zu zeigen; bei der zweiten Vorstellung erhob kein Mensch mehr seine Stimme dagegen, und nun wird Mad. Schröder-Devrient wohl noch Gewagteres zur Schau bringen können. Die Bahn ist einmal glücklich gebrochen.

Für die Leser des Morgenblattes dürfte es anziehend seyn, zu erfahren, daß in Wien gegenwärtig eine große Vorstellung zu Gunsten des Monuments für Schiller vorbereitet wird, weil diese Zeitschrift die erste war, welche zu diesem schönen Zwecke Aufforderungen in's Publikum brachte, und unter allen Redaktionen Deutschlands die eifrigste war, das große Andenken für den ersten deutschen Dichter in's Leben zu rufen. Die Direktion des Wiener Burgtheaters, stets eine der erste, wenn es gilt, ausgezeichneten Talenten Anerkennung zu geben, wird etwas Außerordentliches leisten, und wenn nicht ein besonderes Gelegenheitsstück von Deinhardstein, Grillparzer oder Zedlitz in die Scene bringen, doch eines der besten Werke des Unvergeßlichen, Unerreichbaren, Unersetzlichen aufführen lassen. Man glaubt, „Maria Stuart“ werde sodann an die Reihe kommen, und zum ersten Male wieder die berühmte Sophie Schröder als Elisabeth mit der Mad. Rettich, gebornen Gley, als Maria auftreten. Kostüme, Dekorationen rc., Alles würde neu angefertigt, und die Preise der Plätze durchaus erhöht werden. Wie sich dies immer gestalten mag, so wird Wien gewiß den bedeutendsten Betrag zum großen Denkmal beisteuern. Dies verbürgt hier schon der Enthusiasmus für den theuern Hingeschiedenen, und die Freigebigkeit der Bewohner der Residenz, wenn es gilt, einen großen Mann zu ehren. — In literarischer Beziehung kann ich Ihnen wenig Neues melden. Unsere Zeitschriften gehen ihren gewöhnlichen Weg. Die gelesenste, und wohl auch im Auslande verbreitetste, ist unstreitig die Wiener Theaterzeitung, wozu die außerordentliche Schnelligkeit der Mittheilungen, die Reichhaltigkeit und Auswahl derselben, die Gründlichkeit der Urtheile und die reichhaltige Korrespondenz aus allen Gegenden Deutschlands nicht wenig beitragen mag. Die Modenzeitung ist auch ziemlich bekannt, aber sie ist doch gar zu breit, und eben deßwegen weniger gelesen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. December 1835.

Ich will — o wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, sie wird mich sehn;
Ich will mich in den Busch verstecken,
Da seh' ich sie vorübergehn.

Uhland.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Nicht lange, so nahm eine weibliche Gestalt in der Mansarde gegenüber, fast in gleicher Höhe mit meinem Fenster, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: ein hübsches, echt französisches Profil, Stirne und Kinn untadelhaft, Nase und Mund just um soviel, jene zu rund, dieser zu voll, um das Gesicht des zweideutigen Vorzugs zu überheben, ein Ideal der weiblichen französischen Bildung zu seyn. Hob aber das junge Mädchen den Kopf und blickte der Straße zu, so gingen ein paar Augen auf, welche vollends jeden Gedanken an den nationalen Gemeintypus verdrängten, Augen, wie ich, dem freilich hierin keine große Erfahrung zu Gebot stand, noch niemals gesehen, Augen, die mir armen, weder von Gott, noch den Menschen, sondern von mir selbst Verlassenen unaussprechlich wohl thaten, nachdem die erste Blendung durch ihr funkelndes Spiel, der erste frappante Eindruck der dunkeln, kühn geschwungenen Brauen vorüber war.

Das Mädchen interessirte mich im höchsten Grade, und bald war es fast mein einziges Tagwerk, durch eine Ritze meines Vorhangs ihre Bewegungen und ihre Häuslichkeit zu beobachten. Wenn sie saß und auf die Nätherei niederblickte, bildeten das freundliche, mit den schönsten Rosen der Jugend geschmückte Gesicht, das dunkelbraune, mit ungekünstelter Grazie aufgesteckte Haar, die reizende Nacken- und Brustlinie die lieblichste Büste. Unaufhörlich fast bewegten sich die schwellenden Lippen im geflügelten Gespräche mit einer ältlichen, ihr gegenüber sitzenden Frau von gewöhnlichem Aussehen; zuweilen warf sie den Kopf lachend auswärts und herum, die volle Ladung ihrer Blicke fiel dann wohl auf mein Fenster, und ich fuhr erröthend zurück und mußte erst meiner sichern Stellung bewußt werden, bevor ich es wagte, zu meiner Observation zurückzukehren.

Gegen acht Uhr Morgens erschien die kreischende Milchfrau an der Straßenecke, und dann kam Madelon herab mit dem Milchtopf und trippelte hinüber, das bunte Seidentuch nach der reizenden Sitte des Volks quer um die Stirne gewunden, in Holzpantoffeln und kurzem, weißem Hauskleide, welch letzteres für meine Augen hinsichtlich der zierlichsten Füße vollkommen wieder gutmachte, was vielleicht erstere verdorben. Dies wiederholte sich mehrmals im Laufe des Tages zum Einkauf von Butter, Gemüse und all dem Bedarf, an welchen das Pariser „kleine Volk" durch das tausendstimmige Cri de Paris gemahnt wird. Ich verfehlte dann nie, mein Fenster zu öffnen, ich verfolgte die Details des kleinen Commerzes mit ungetheiltem Interesse, und mein Ohr sog begierig die Töne der muntern, aber, wie häufig bei den Mädchen dieses Volkes, etwas tiefen Stimme

ein, die hin und wieder durch den Straßenlärm zu mir herausdrangen. Ich beneidete den Wasserträger, der alle Tage mit seinem schweren Eimer in ihre Mansarde hinaufstieg, und hätte Alles gegeben, der Kerl zu seyn, dem sie für seine Carotten die Kupferstücke in die Hand zählte. Tausend chimärische Plane, wie ich mich ihr bemerklich machen, mich ihr nahen wolle, durchkreuzten mein Gehirn; ich hatte reichen, träumerischen Genuß davon, aber es brauchte nicht die Erinnerung an einen Schulgenossen, der einmal, als Gärtnerjunge maskirt, mit einer blühenden Zierpflanze in die Behausung seiner Göttin gedrungen und dafür vom Vater derb durchgeprügelt worden war; ich wußte ja zum Voraus, daß nichts, gar nichts aus Allem werden konnte; hatte ich doch auf der Hochschule Professors Minchen ein langes Jahr geduldigt, und war abgereist, ohne es weiter gebracht zu haben, als zu der Frage, ob der Herr Papa zu Hause sey.

Ich wurde oft recht bitter in meiner Selbstanklage: wie schwach, wie armselig kam ich mir selbst vor, meinen glücklichern Bekannten gegenüber, welche ihre Persönlichkeit überall hintrugen, wo ihnen eine Thüre offen stand, und unbefangen unter der Scheidemünze der Menschheit kursirten, unbekümmert, mit welchen Gesichtern das Loos sie zusammenwarf! War ich beschränkt? war ich unmäßig eitel? war die Scheu vor dem Lächerlichen, die sich bei dem Franzosen als offener, thätiger Widerstand gegen dasselbe äußert, bei mir eine passive, schwere, deutschtiefe Schwachheit?

Nachmittags zeigte sich Madelon in Toilette; gegen drei Uhr sezte sie vor dem Spiegel den Hut auf, nicht mit jener ängstlichen Strategie, welche schwache Punkte künstlich versteckt oder beschattet, sondern mit der kecken Sicherheit des Weltmanns oder des Soldaten, der den Filz auf die Locken drückt. Sie verließ das Haus immer in derselben Richtung. Nachdem ich dies ein paarmal mit einem Anflug von Eifersucht beobachtet, faßte ich den Muth, ihr von weitem nachzugehen, und sah sie jedesmal im Vestibul des Theaters der Porte St. Martin verschwinden. — Eine Schauspielerin? dachte ich, und dieser Gedanke schmeichelte mir und ängstigte mich durch die aus Zugänglichkeit und Zweideutigkeit gemischte Vorstellung, die ich von diesem Stande hatte. Doch nein, das war unmöglich: ein Mädchen mit solchen Augen, solchem Wuchs, solchem Gang konnte auf den Brettern keine gemeine Rolle spielen, und Madelon war allem Anschein nach arm, sehr arm. Eines Abends jedoch, da ich im Theater der Porte St. Martin ein neues Melodram ansah, war mir plötzlich, als erblickte ich in einem Reigen von Bauermädchen, welche einen ländlichen Tanz aufführten, im Vorüberschweben die reizende, mir nur zu wohl bekannte Gestalt. Ich harrte in höchster Spannung, ich musterte sorgfältig alle Gestalten, vergeblich, die Erscheinung wiederholte sich nicht; aber dieser Vorfall machte mir die Intrigue, die ich mit mir selbst spielte, noch anziehender und peinlicher. Die in seltsamem Widerspruch mit meinem sonstigen Charakter mir angeborne Liebe zum Dramatischen, welche durch die ernstern Studien der lezten Jahre in den Hintergrund gestellt worden war, erwachte jezt durch Ideenassociation in aller Stärke wieder; ich führte ganze Scenen mit Madelon auf, ich legte mir die leidenschaftlichsten, ihr die naivsten Worte in den Mund, ich wagte es endlich, sie an mein Herz zu drücken; aber indem ich ihr über die Schulter blickte, sah ich in der Kulisse einen Trupp ihrer frühern Bekannten höhnisch lächelnd nach uns herüberweisen; dies war kaltes Wasser in die Gluth meiner Schwärmerei, und ich empfand es mit der tiefsten Beschämung, wie man um ein Wesen, das man vielleicht verachten müßte, wenn man es kennte, Schmerzen fühlen und auf seine eigenen Phantasiegebilde eifersüchtig seyn kann.

Ich kann nicht sagen, was aus diesen Freuden und Leiden eines Gemüths, das sich selbst nicht finden konnte, geworden wäre, wenn sich nicht der Zufall in's Mittel geschlagen hätte, ohne den im Leben wie im Roman nichts von der Stelle geht, und dem es auch hier der Leser zu danken hat, wenn ich etwas mehr als die Träume eines jungen Thoren zu berichten habe.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Es können, nach einem Ueberschlage, bloß die jonischen Inseln jährlich gegen 4000 Tonnen solcher Olivenkerne liefern; was bieten Frankreich, Italien, Spanien u. s. w. von diesem sonst ganz unbenuzt gebliebenen Reste der Oelproduktion dar! Und wie interessant wird die Sache selbst für Deutschland, wenn sich das nämliche Verfahren auch auf die Ueberbleibsel anderer Oelfabrikation anwenden läßt. Je mehr die Erde altert und also mit einer Erschöpfung ihrer Urproduktionen, wie hier z. B. der Steinkohlen, droht, um so wichtiger wird die Auffindung eines jeden Surrogats, namentlich aber solcher Surrogate, welche aus dem Kreislaufe des vegetabilischen Erdlebens selbst hervorgehen und sich alljährlich erneuern.

Unter diesem Gesichtspunkte, dessen ganzen furchtbaren Ernst erst die kommenden Generationen noch recht begreifen lernen werden, erscheint denn auch die (englische oder deutsche?) * Erfindung der Schmelzöfen

* Ein Engländer, Neilson, hat ein Patent darauf, wir wissen aber, daß das Verfahren, namentlich in den sächsischen Bergwerken, auch schon seit längerer Zeit angewendet wird.

mit warmer Luft, von welcher in unsern frühern Berichten ebenfalls schon wiederholt die Rede gewesen ist, immer wichtiger. Wir erinnern zuvörderst daran, daß es hiebei in der Hauptsache nur darauf ankommt, statt der kalten Luft, welche man zur Unterhaltung der Flamme sonst in den Ofen strömen ließ, schon erwärmte (in einem besondern Behälter mit geringem Aufwande von Brennmaterial erhizte) Luft dazu anzuwenden. Von welch außerordentlichem Einflusse lezteres Verfahren gegen das frühere, in Bezug auf Ersparung an Holz und Kohlen, und gleichwohl erzieltes besseres Produkt sey, davon liefert das nachstehende, zu unserer Kenntniß gebrachte Beispiel einen höchst auffallenden Beweis. In den Eisenwerken an der Clyde in Schottland wurden, vor Einführung der „Schmelzöfen mit warmer Luft," jährlich 6000 Tonnen Eisenerz ausgeschmolzen; zur Bereitung jeder Tonne (2000 Pfund) Eisen waren 8 Tonnen Kohlen und 15 Tonnen Kalk erforderlich. Im Jahr 1833, wo die Schmelzung mit warmer Luft eingeführt wurde, machte dieselbe Dampfmaschine 12,000 Tonnen Eisen, wovon jede Tonne nur 3 Tonnen Kohlen und 8 Tonnen Kalk, also noch nicht die Hälfte des sonstigen Bedarfs an Brennmaterial, erforderte. Außerdem ging die Arbeit, wie man aus der Menge des gewonnenen Produkts sieht, viel schneller von Statten, und das erzeugte Eisen war von der besten Beschaffenheit. Hiebei ist zu bemerken, daß das Verfahren immer günstigere Resultate in jeder Hinsicht liefert, je mehr man die Luft erhizt, welche in den Schmelzofen gelassen wird. Bei den lezten uns beschriebenen Versuchen mit Neilsonschen Schmelzöfen war die Luft in den Erhitzungsapparaten auf eine Temperatur von 105 Grad Reaumür gebracht worden, also 25 Grad über die Siedhitze des Wassers, und die Arbeit ging dabei mit unbeschreiblicher Leichtigkeit von Statten. Nun werden in ganz Großbritannien jährlich ungefähr 700,000 Tonnen Eisen geschmolzen, und wenn die neue Methode erst allgemein eingeführt seyn wird, so darf man auf eine Ersparniß von weit über eine Million Tonnen Kohlen zum Geldwerthe von mehr als einer halben Million Pfund Sterling rechnen. Dieser Geldwerth ist aber hiebei noch das Wenigste, da, wie wir oben angedeutet haben, die alternde Erde an Kohlen endlich erschöpft werden könnte, und eine Ersparung dieses Naturvorraths, mit dem man nicht haushälterisch genug umgehen kann, indem der Ersatz erst von einer neuen, gänzlichen Erdumformung zu erwarten steht, täglich dringendere Pflicht wird. Die Vortheile dieses wirklich bewundernswürdigen Verfahrens beschränken sich aber gar nicht auf die Eisengewinnung: der Gießer kann, bei Anwendung desselben, seine Eisengußwaaren in der Hälfte der sonst angewendeten Zeit und mit der Hälfte des früher erforderlichen Brennmaterials liefern, und gleichergestalt kommt es dem Grobschmid zu gute. Wir erfahren noch während Bearbeitung des gegenwärtigen Berichts, daß der Lehrschmid Groß zu Stuttgart solche Gebläse mit heißer Luft für seine Hanthierung auf die zweckmäßigste und sinnreichste Art angeordnet hat, und der ganze Werth der Entdeckung, aus welcher der Industrie so unermeßliche Vortheile hervorgehen, bethätigt sich erst recht in dem Maße, als das darauf begründete Verfahren auch in der kleinsten Werkstatt seine Anwendung findet. Ehrwürdiger, wie wir dies so oft gesagt haben, erscheint die Wissenschaft nie, als wenn sie sich der Bedrängniß Aller und eines Jeden annimmt.

Dieselbe wohlthätige Tendenz, aber, wie es mir wenigstens scheint, nicht mit demselben glänzenden Erfolge, entwickelt sie bei ihrem neuesten Vorschlage, eine weitere Ersparung an Brennmaterial dadurch zu bewirken, daß bei Destillationen, Abdampfungen u. s. w. die Operation im (sogenannten) luftleeren (d. h. durch eine Luftpumpe oder ähnliche Vorrichtungen von Luft möglichst entleerten) Raume vorgenommen werde, indem allerdings die Verdampfung von Flüssigkeiten, unter vermindertem Luftdrucke, auch bei niedriger Temperatur erfolgt. Auf den Grund dieses Vorschlags sind in der lezten Zeit eine Menge von Apparaten nach dieser Idee ausgeführt worden, und namentlich bringt man in der Runkelrübenzuckerfabrik zu Königsaal bei Prag über dem abzudampfenden Syrup durch Luftpumpen einen solchen luftleeren Raum in der Hoffnung hervor, solchergestalt nun auch an Brennmaterial zu sparen. Allein diese Voraussetzung erscheint uns irrthümlich; denn gleiche Gewichte Dampf von beliebiger Temperatur enthalten gleiche Mengen Wärmestoff. Wenn daher in der gedachten Fabrik, durch Anwendung des neuen Verfahrens, der Syrup unter einem entsprechenden Luftdrucke von 3,369 Pariser Zoll Quecksilber, statt des gewöhnlichen Barometerstandes von 28 Zoll, auch wirklich schon bei 40 Grad Reaumür, statt sonst bei 80 Grad, siedet, so ist doch nichtsdestoweniger zur Verdampfung eines jeden Pfundes Flüssigkeit, welches aus dem Rübensafte entfernt werden soll, eben so viel Brennmaterial erforderlich, als wenn die Versiedung unter dem gewöhnlichen Luftdrucke erfolgte, eben weil, wie gesagt, ein jedes Pfund Dampf gleich viel Wärmestoff, und also gleich viel Brennmaterial erfordert, um auf den nämlichen Grad der Temperatur erhoben zu werden. Die Vorzüge dieses neuen Verfahrens, wenigstens in Absicht auf reale Ersparung an Brennmaterial, erscheinen daher problematisch, wiewohl ich mich bescheide, daß vielleicht anderseits eine Ersparung an Zeit und Arbeit eintreten könne, in welchem Bezuge mir noch die praktische Erfahrung mangelt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Botherels allgemeine Speiseanstalt.

Vermuthlich hat Vicomte Botherel die Konkurrenz gefürchtet, welche in der That sich schnell in Paris zeigt, sobald etwas Neues gelingt, und um dieser vorzubeugen, hat er das Unternehmen unbedachtsamerweise so in's Große getrieben, daß auch sein beträchtliches Vermögen bei weitem nicht hinreichen kann, um es in's Werk zu setzen. Das Schlimmste ist, daß, wenn er nun die Anstalt nicht in's Werk setzen kann, alles bisher Erbaute beinahe ohne Werth ist, und die zwei Millionen großentheils verloren gehen; denn zu welchem andern Zwecke sollten die vielen Küchen mit Balkonen, die fünfzig Speisebehälter und so vieles Andere, kostbar Angelegte dienen? Man würde es wieder einreißen müssen, um Wohnungen daraus zu machen. Zu verwundern ist die unerschütterliche Zuversicht des Unternehmers, der beständig Annoncen drucken läßt, worin er die baldige Eröffnung der Anstalt ankündigt und die vermöglichen Leute zur Theilnahme an derselben einladet, auch sich bemüht, ihnen die Vortrefflichkeit derselben zu beweisen, obschon ganz Paris vom Gegentheil überzeugt ist und den Mann bedauert, der bei der besten Absicht einem unausführbaren Plan seinen eigenen Wohlstand aufopfert, ohne daß er Jemanden dadurch etwas genützt hat, es sey denn etwa den Baumeistern und Handwerkern, welche ihm das riesenhafte Gebäude aufgerichtet haben. War es denn so durchaus nothwendig, die Stadt mit Speise und Trank versehen zu wollen, da sie das Bedürfniß nach einer allgemeinen Speiseanstalt bisher gar nicht gefühlt hat! Vicomte Botherel geht wohl von einem richtigen Grundsatze aus, fehlt aber in der Anwendung desselben. Er meint nämlich, je allgemeiner für die Befriedigung eines Bedürfnisses gesorgt werde, mit desto weniger Kosten könne man dasselbe befriedigen. Wenn Jeder sein eigener Schneider, Schuster, Hutmacher, Tuchfabrikant, Lederbereiter u. s. w. seyn wollte, so würde er sehr schlecht bei dieser Universalindustrie bestehen. Aus eben diesem Grunde, schließt nun Vicomte Botherel, sollte in einer großen Stadt auch Niemand sein Koch seyn, eben so wenig, als er sein Bäcker und sein Fleischer ist. Ihr kauft das Brod vom Bäcker, der es euch ganz zubereitet liefert; nun, so kauft denn auch von einem Speisewirthe die ganz zubereiteten Speisen, die er euch zur beliebigen Stunde und Minute vor's Haus zu bringen sich erbietet. Ihr Pariser sollt wegen der Speisen eben so wenig verlegen seyn, als wegen des Brodes; nicht einmal darnach zu schicken sollt ihr haben, meine Speise- und Trankwagen sollen es euch, wie ihr es nur immer wünschen möget, vor die Thüre setzen. Der Vicomte hat aber nicht bedacht, daß das Bedürfniß der Speise ein so vielfältiges ist, daß man demselben nur durch einen ungeheuern Vorrath von allen möglichen Lebensmitteln abhelfen kann. Die vorhandenen vielen Speiseanstalten in Paris sind doch nur auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Personen berechnet; höchstens werden einige hundert Menschen in jeder derselben gespeist. Wem ist es aber je eingefallen, daß es möglich sey, den 800,000 Menschen in Paris allerlei Speisen und Getränke vom Morgen bis zum Abend, warm oder kalt, in ihren Häusern aufzutischen, und jede Haushaltung so zu bedienen, wie sie von ihren eigenen Dienern es verlangen könnte? Der Vicomte mag geglaubt haben, die ungeheuern Schwierigkeiten eines so riesenhaften Unternehmens mit großem Kostenaufwande bezwingen zu können; daß aber die Sache gar nicht gehen könne, daran hat er nicht gedacht. Es ist schade für ihn, daß er, anstatt seine Küchen und seine Ställe zu bauen, es nicht zuerst versucht hat, bloß in einer einzigen Straße seine Speisewagen umherrollen zu lassen; er würde sich dann wohl überzeugt haben, daß er keiner solchen Bauten bedürfe. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 305:
Der Raum.

Räthsel.

Ein grünes Fläschchen, zart und klein,
Das hängt in großer Zahl,
Und läutert in der Sonne Schein
Viel herben Saft zumal.
Es hat ein kleines Käppchen auf,
Zieht's vor der Sonn' herab;
Die bringt bis in des Fläschchens Knauf,
Gibt warmes Licht ihm ab.

Fünf Knäblein stehn mit feinem Duft
Um's Fläschchen, süße Herrn,
Und streu'n ihm Weihrauch in die Luft,
Ihn trinkt mein Fläschchen gern;
Es färbet nun sich bunter schnell,
Sein herber Saft wird mild,
Sein trüber Schein allmählich hell,
Wie es mit Geist sich füllt.

Und mancher zarter Mühlstein mahlt
Die feinen Fäßchen klein;
Was hilft es, daß sie so geprahlt?
Nun leiden sie die Pein;
Manch roher Druck preßt aus ihr Blut,
Das ihnen Gunst erwirbt;
Ach! wie der Druck so wehe thut,
Wie ihre Schönheit stirbt!

Aus Millionen Fläschchen floß
Das lebenreiche Blut,
In Einen großen Körper goß
Man ein das edle Gut.
Hier stürmt das heiße Blut so wild,
Hier gährt sein trüber Schaum;
Doch wird es bald auf's Neue mild,
Man wiederkennt es kaum.

Die zweite Flasche nimmt es auf,
Die bleibt grün, ist sie grün;
Sie läßt dem Blute gern den Lauf,
Läßt seine Blume blühn;
Und wenn ihr dann nach rechter Frist
Euch freut an ihrem Geist,
Geschieht wohl, daß, wer dankbar ist,
Auch jene Fläschchen preist.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 310.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. December 1835.

Fliegen lernt der Mensch wohl nie; aber dahin bringt er es, daß er ausnehmend rasch auf dem Schooße der Mutter Erde umherrutscht; hier wird ihn aber mancher Stoß stets an das Irdische seiner Natur und an das Gesetz der Schwere mahnen.

Rede bei Eröffnung
der Liverpool-Manchester-Eisenbahn.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Höchst beachtenswerth für das Gewerbe erscheint uns dagegen der Vorschlag des französischen Artilleriekapitäns **Thomassin**, die Eisenbahnstraßen statt der bisher angewendeten **Eisenschienen** mit einem von ihm erfundenen Gemisch **hydraulischen Mörtels und Steins**, welches er Béton nennt, zu belegen. Nach den vom Erfinder gemachten Versuchen soll dieser Ueberzug die Wege so dauernd fest und glatt erhalten, daß derselbe sogar den Vorzug vor den bis jezt angewendeten Eisenschienen verdient, indem bei seiner Anwendung überdies alle Seitenreibung, welche die lezteren verursachen, vermieden wird. Thomassin hat sein Verfahren in einer eigenen Schrift: De la supériorité des chemins de Béton sur les chemins de fer. Par F. Thomassin, Capitaine d'Artillerie. Strasbourg, 1835, beschrieben, und, nach dem darüber vor uns liegenden Berichte, verdient die Sache allerdings wenigstens weitere Prüfung.

Leztere erscheint ohnedies um so dringender, da zu den sehr großen Inkonvenienzen der Eisenbahnen das Holpern und Rütteln gehört, welches man, wenn die Bahnen erst ausgelaufen sind, an den Punkten erleidet, wo die Schienen an einander gefügt sind. Nach den Mittheilungen eines Freundes, der die Erfahrung selbst gemacht hat, ist dies Rütteln, wenigstens auf der von ihm befahrenen Eisenbahn zwischen **Brüssel** und **Mecheln** (wie man dem Uebelstande in **England**, von woher wir ähnliche Klagen noch nicht vernommen haben, begegnet, ist uns unbekannt) rein unerträglich, und dem Stoßen auf dem schlechtesten Knüppeldamme vollkommen vergleichbar. Entspricht also Thomassins „Béton" den davon erregten Erwartungen nur einigermaßen, so wird seine Anwendung als eine sehr wesentliche Verbesserung der Straßen für Dampfwagen zu betrachten seyn.

Uebrigens ist es wahrscheinlich vielen Lesern angenehm, auf diese Veranlassung aus der oben erwähnten Mittheilung und einem damit verglichenen zweiten Berichte eines andern Augenzeugen, hier noch einige **Notizen über Dampfwagenreisen** zu finden, welche wenigstens dazu dienen mögen, mehrfache, fortwährend dagegen bestehende, anderweitige Vorurtheile zu berichtigen. Was zuvörderst die Schnelligkeit der Reise betrifft, so bemerken wir, daß die hier beispielsweise gewählte Tour von Brüssel nach Mecheln fünf Lieues, d. h. beinahe drei preußische Postmeilen (zu 2000 Ruthen oder 24,000 rheinländischen Fußen, und also wenig von der sogenannten geographischen Meile [23,642 Fuß] verschieden) beträgt, welche Entfernung mit dem Dampfwagen

in 30 bis 36 Minuten* zurückgelegt wird. Man macht die preußische Postmeile also in 10 Minuten, wogegen die Schnellposten dazu 40 bis 50 Minuten brauchen, d. h. man fährt mit der Dampfpost etwa vier bis fünfmal schneller, als mit der Schnellpost; der beste englische Wettrenner läuft wenig schneller. Die Hauptbesorgniß hienächst, welche man in Bezug auf diese Schnelligkeit von Unnunterrichteten äußern hört, besteht darin: ob man dabei bequem athmen könne? In verschlossenen Wagen, deren Wahl jedem Reisenden freisteht, empfindet man vom Luftzuge natürlich gar nichts; auf offenen Wagen könnte er, bei gleichzeitigem Gegenwinde, oder andern erschwerenden Umständen, vielleicht beschwerlich werden; unser Reisender, welcher, um die Beobachtung genau anzustellen, einen solchen offenen Wagen gewählt hatte, will nur einen „angenehmen" Luftzug verspürt haben. Die Schnelligkeit der Bewegung selbst mißt man, nach seinem Vorschlage, am besten ab, indem man Sekunden zählt und dabei das Terrain vergleicht, welches der Wagen indeß gewinnt. Ackerbeete von beiläufig fünfzehn Schritten Breite, welche die Straße durchschneidet, bieten dazu die beste Gelegenheit: mit jeder Sekunde ist man an einem neuen Beete und sieht solchergestalt die verschiedenen Fruchtarten, womit dieselben bestellt sind, in reißender Eile an sich vorüber gleiten. Ackerstücke von geringerer Dimension lassen sich nicht mehr zählen, sie sind dem Auge im Nu verschwunden. Dagegen scheint man entfernten Gegenständen nicht eben schneller vorbeizufliegen, als bei gewöhnlichem Fahren, weil die zurückgelegte Strecke schon ziemlich bedeutend seyn muß, wenn die Richtungslinien einen bemerkbaren Winkel einschließen sollen, und ferne Kirchthürme, Landhäuser u. s. w. können daher mit aller Muße betrachtet werden. — Die ökonomischen Details, als in einen naturwissenschaftlichen Bericht nicht eigentlich gehörig, übergehe ich hier. Da aber im Allgemeinen die Wohlfeilheit dieser Art von Beförderung beispiellos ist, so muß man sich, bei Mitbetrachtung der übrigen hier aufgezählten Vortheile, und in der Hoffnung der Anwendbarkeit des oben erwähnten „Béton," allerdings für weitere Einführung des Dampfwagensystems erklären, was auch engherzige Rücksichten irgend einer Art dagegen einwenden mögen.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Elephant, der beste unter den auf jener Straße jezt in Anwendung kommenden Dampfwagen, hat den Weg mit einer angehängten Reihe von Wagen, in denen sich 1500 Personen befanden, sogar schon in 22 Minuten zurückgelegt.

Madelon.

(Fortsezung.)

Jene Erscheinung trieb mich alle Tage in das Theater der Porte St. Martin, so wenig Anziehendes auch diese Bühne für mich hatte, weil man hier ewig an die materielle, bei aller Raffinerie grob sinnliche Kunstrichtung unserer Zeit gemahnt wird. Das Herz pochte mir, so oft die Musik ein Intermède de ballet ankündigte, aber das Melodram von jenem Abend wurde nicht gegeben, und unter all diesen pirouettirenden Gestalten mit der jämmerlichen Grazie, mit dem stehenden, cadaverosen Lächeln auf den welken Lippen, zwischen den gemalten Wangen, unter dem todten Blumenkranz in den falschen Locken, war Madelon nicht, konnte Madelon nicht seyn.

Eines Abends saß ich noch gegen Mitternacht mit einem Bande von Molière in meinem Zimmer, da fiel plözlich ein röthlicher Schimmer über meine Schulter auf das Buch. Ich blickte um, sprang an das Fenster und sah aus einem Mansardenfenster gegenüber, dem dritten von Madelons, eine Feuersäule prachtvoll in den nächtlichen Himmel steigen. Erschrocken blickte ich hinab, hinüber: kein Mensch in der Straße, in meinem Hause, im Hause drüben Alles still, nur in der Weinbude unten braunte ein mattes Licht. Ich wartete eine Weile, keine Seele rührte sich; immer höher stieg die Feuersäule aus der Dachlücke, da wurde es mir doch zu arg, und in einem Sturm widerstreitender Gefühle eilte ich die Treppe hinab über die Straße. Ich hatte bereits den Drücker an der Budenthür gefaßt, warf aber vorher noch einen Blick durch die Scheiben und sah die dicke Weinwirthin am Komptoir vergnüglich mit ein paar späten Gästen schwatzen. Bei diesem Stillleben im Erdgeschoß, während oben das Feuer wüthete, fiel mir Alles ein, was ich von der Trefflichkeit der Pariser Feuerpolizei gehört. Hatte man nach den Pompiers geschickt? waren sie wohl gar schon oben? und man blieb hier beim proximus ardet so ruhig, als wenn oben ein Hausgenosse, den man nicht kennt, gepfändet wird? Wartete meiner nicht das Gelächter, womit der Pariser in seiner stolzen Lebenssicherheit die ungeschickte Besorgniß des Provençalen empfängt? Ein Blick aufwärts in die prasselnden Flammen trieb mich indessen hinein, und unter dem Einfluß meiner linkischen Gefühle sprach ich stockend: „Verzeihen Sie, aber wie mir scheint, ist Feuer in Ihrem Dache."

Die elektrische Wirkung dieser Worte, welche im Nu Alles auf die Beine brachten, erschreckte mich ordentlich, zeigte mir aber im selben Augenblick, daß ich, außer Kollision mit dem königlichen Korps der Pompiers, dem Herzensdrang folgen dürfe. Alle liefen schreiend der

Treppe zu, ich gewann den Vorsprung, zählte im Flug die Stockwerke, und auf dem obersten Absatz stürzten uns Madelon und ihre Hausfrau, Hülfe rufend, mit gerungenen Händen entgegen. Eine Niederlage von Watte, die dem weiter unten wohnenden Schneider gehörte, stand in lichten Flammen. Während die mit mir Herausgekommenen in den Raum drangen, um die brennenden Ballen zum Fenster hinaus zu werfen, eilte ich dem Mädchen, dessen Hülferuf Niemand beachtete, in ihr Zimmer nach.

Beim matten Widerschein des Feuers von meinem Hause übersah ich jezt den Raum, in den ich mich so oft geträumt. Ach! ohne die drängende Hast, die Alles verkehrt angreift, wäre hier bald aufgeräumt gewesen: zwei ärmliche Betten, ein Tisch, ein paar Rohrstühle, eine Kommode, an den Wänden eine bunte Garderobe. Die beiden Weiber tappten beim zweifelhaften Scheine wehklagend im Zimmer umher, ich mit, und wer den Kopf vielleicht am meisten verloren hatte, war ich. Mein sehnlicher Wunsch war, der ganze Plunder möchte verbrennen, damit ich hier sofort als wohlthätiger Genius auftreten könnte; aber allermittelst faßte ich rüstig an, denn das süßeste Beben durchrieselte mich, wenn meine und Madelons tastende Hände sich begegneten. Ein Stück um das andere flog — an ein Flüchten über die engen Treppen im allarmirten Haus war nicht zu denken — lustig zum Fenster hinaus, und es war mir dann wieder ein süßes Gefühl, dem Mädchen die Siebensachen zu retten, an denen vielleicht ihr Herz hing.

„Sind Sie es, Monsieur Frederic?“ fragte Madelon athemlos. — „Ja, ja!“ rief ich entzückt, gar nicht erstaunt, meinen Namen aus ihrem Munde zu hören, aber im selben Augenblick ein Mißverständniß erkennend, fuhr ich kleinlaut fort: „Nein, nein, nur ein Fremder, ein Deutscher, Ihr Nachbar, der gerne —“ — „Der Herr gegenüber au troisième, der immer am Fenster ist? — O Gott! wir sind verloren! — Dank! tausend Dank!“ — Gewaltsam strömte mir das Blut vom Herzen weg, eben griffen wir Beide in die Schieblade der wackelnden Kommode, ihre Hand gerieth unter die meinige, und im Taumel drückte ich sie fest zu, um sogleich wieder loszulassen. In der Hast hatte ich den Kleiderrechen umgerissen, ich bückte mich nieder, griff in den Wirrwarr, da bekam ich etwas in die Hand, was mir wie ein Anzug von fleischfarbigem Tricot vorkam; mit unbeschreiblichem Mißbehagen, als hätte ich eine kalte Schlangenhaut berührt, schleuderte ich das Ding von mir.

Indessen schien man nebenan des Feuers Meister geworden zu seyn, die Pompiers waren herbeigekommen, man drang mit Licht in das Zimmer, ich sah eben noch, bevor ich die Augen niederschlug, wie Madelon das in der Eile übergeworfene Halstuch enger um sich zog, drückte der Alten meine Börse in die Hand und räumte den Schauplatz meiner Heldenthaten, mit Gefühlen, die ich nicht beschreiben mag, Verwirrung, Scham, Entzücken, und den Kampf mit eitler, thörichter Liebe im Herzen.

Man erläßt mir die Schilderung dieses Kampfes, in welchem bald die Blödigkeit das, was ich deutsche Ehre und Tugend nannte, zum Bundesgenossen ward, bald die Leidenschaft sich hinter den eigentlichen Zweck meines hiesigen Aufenthalts, Menschenkenntniß und das berühmte nil admirari versteckte. Genug, die Feuersbrunst, mehr noch der Dank, den mir Madelon den andern Tag auf meinem Zimmer in der liebenswürdigsten, berauschendsten Weise abgestattet, hatten das Eis meiner Scheu schnell so weit gebrochen, daß nicht nur stumme Seufzer und Wünsche, sondern feurige Blicke und hastige Grüße und sehnsüchtige Sylben mit von Sehnsucht und Hoffnung geschwellten Segeln aus dem Hafen meines Fensters über die Meerenge der Straße Tiquetonne liefen, und noch süßer und freundlicher herüberkamen. Während ich früher voll Hoffnung und Unternehmungslust war, so lange ich sie nicht sah, und bei ihrem Anblick flugs den Muth verlor, war es jezt umgekehrt. Selbstanklagen und Vorwürfe tauchten nur in der Nacht der Einsamkeit auf, welche das Licht ihrer Augen nicht erhellte, und dieses Symptom einer innern Verwandlung, deren ich mich dunkel bewußt wurde, war weit entfernt, mich zu erschrecken.

Madelon, so sagte sie mir selbst, war eine arme, vom Unglück nach Paris verschlagene Waise; sie verdiente sich ihren Unterhalt durch Handarbeit bei der Frau, der sie sich angeschlossen, und hatte sich, seit Kurzem erst, bereden lassen, etwas frühere Uebung im Tanze und eine glückliche Gestalt beim Balletkorps der Porte St. Martin zu nützen, und ihr kleines Budget durch ein armseliges Taggeld zu erhöhen. Was mich früher so gewaltig beunruhigt, war also bestätigt; aber sonderbar! in meinem jetzigen Taumel empfand ich nichts dabei, als den mystischen, tief im poetischen Bedürfniß unserer Natur begründeten Reiz, den von jeher die im Dienste der Grazien stehenden Handwerkerinnen über bessere Männer, als nur junge und alte Thoren ausgeübt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, den 15ten December.

Die Eisenbahn.

Die Eisenbahnfahrt ist nun seit acht Tagen in vollem Gange, der Zubrang dabei fortwährend unerhört. Es sollen täglich gegen 200 fl. eingenommen werden, was wenigstens

1200 Passagiere täglich voraussezt; denn je nach den bessern Plätzen werden 12, 9 oder 6 kr. für eine Fahrt nach Fürth bezahlt. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß weit mehr Personen täglich die Fahrt machen, da bis jezt eine entsezliche Unordnung herrsche. Manche mitfahren, die nichts bezahlt, Manche einen Zwölfkreuzerplatz usurpiren, welche nur neun oder sechs Kreuzer bezahlt haben ꝛc. Doch wird diesem Uebelstande bald abgeholfen seyn; es würde auch dem Unternehmen selbst schaden, wenn man, wie bisher, sich immer um einen Platz fast schlagen müßte. Wenn die Frequenz so fortdauert, dann wirft das Unternehmen freilich eine beträchtliche Rente von circa 5¼ pCt. ab. Allein daran ist auch nicht zu denken. Wenn der Reiz der Neuheit vorüber und die Neugierde der beiden Schwesterstädte und der Umgegend befriedigt seyn wird, dann hört der übergroße Zudrang auf, und wir wollen zufrieden seyn, wenn täglich etwa 500 Personen sich der Eisenbahn bedienen. Zwar will man beobachtet haben, daß täglich 1200 Personen sich auf der Straße von Fürth hin und her bewegen; aber daß Dreiviertheile Fußgänger seyen, dürfte wohl nicht bestritten werden. Diese Bemerkungen sind es, die mich daran erinnern, daß ich in meinem vorigen Schreiben versprochen habe, über den verneinenden Geist zu berichten, der sich auch bei unserm Eisenbahnwesen geregt habe. Dieses Mal ist derselbe in einer Schrift an den Tag gekommen, die von dem Landrichter Wellmer herrührt. Sie führt den Titel: Bericht an die Herren Aktionäre und an das Publikum über die Ludwigs-Eisenbahn-Angelegenheit, von dem Mitgliede des Gesellschafts-Direktoriums M. L. Wellmer. Diese Schrift, welche wenige Tage vor der Eröffnung der Eisenbahn erschien, erregte den allgemeinen Unwillen nicht allein der übrigen Glieder des Direktoriums, sondern auch des größten Theils der Aktionäre, und nicht mit Unrecht; denn Herr Wellmer war nicht befugt, ohne beauftragt zu seyn, irgend einen Bericht über die Angelegenheiten der Gesellschaft an's Publikum ergehen zu lassen, eben weil er Direktionsmitglied war. Dann erschien der Bericht, der eigentlich eine Protestation gegen einen großen Theil der bisher von dem Direktorium getroffenen Anstalten und Einrichtungen war, gänzlich zur unpassenden Zeit. Endlich war er, abgesehen von den sehr ungeeigneten persönlichen Insinuationen gegen die zwei thätigsten Direktionsmitglieder, zu einseitig darauf aus, das Vertrauen gegen das ganze Unternehmen zu schwächen, wodurch, wenn es gelungen wäre, den Aktionären ein bedeutender Schaden hätte zugefügt werden können. Wellmer sucht nämlich darzuthun, daß die bisherigen Ausgaben zu groß, die von der Majorität des Direktoriums beliebte Benuzungsweise der Eisenbahn zu kostspielig und zu unzweckmäßig seyen, als daß man hoffen könnte, es werde das Unternehmen die verheißene Rente von 12 pCt. abwerfen. Viele von den Gründen, die er für seine Meinung anführt, sind wohl nicht zu widerlegen, eben so verdienen manche seiner Vorschläge, z. B. Ausweichbahnen anzulegen, Berücksichtigung. Ueberhaupt ist die Schrift, so weit sie die Sache betrifft, nicht so schlecht, als des Verfassers Gegner behaupten; sie zeugt von Kenntniß, Einsicht und von geschickter Auffassungs- und Darstellungsgabe. Aber wie es mit allen Schriften ist, die gegen entgegenstehende Ansichten polemisiren und opponiren, so ist es auch mit dieser; sie geht in dem, was sie verwirft, zu weit, und eben so in dem, was sie gegen das von ihr Verworfene aufstellt. Wenn der Verfasser z. B. sagt, die hiesige Bahn sey zu solid gebaut, so kann man ihm schon deßwegen nicht Unrecht geben, weil ein allzu solider Bau unter andern hinderlich machen kann, alle Tage zu erwartende Verbesserungen im Eisenbahnbau anzuwenden, ja, weil überhaupt jede Reparatur dadurch umständlicher und kostspieliger wird. Außerdem ist es Thatsache, daß die Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne, die täglich größere Lasten zu transportiren hat, als unsere Nürnberg-Fürther zu transportiren haben wird, weit leichter gebaut ist. Wenn der Verfasser aber die Linzer Bahn als Muster aufstellt, so geht er zu weit, weil die Linzer nicht zur Dampfwagenfahrt bestimmt ist, die unsere aber einen Dampfwagen zu tragen hat, der 120 Centner wiegt. Freilich will Wellmer auch nichts von der Dampfwagenfahrt wissen; aber es wäre im Allgemeinen wohl thöricht, den Dampfwagen, der nun einmal da ist, und 13,000 fl. mit dem Transport von Newcastle, wo ihn Stephenson gebaut hat, kostet, nicht zu gebrauchen, und dann vergißt der Verfasser, daß Herstellung der Dampfwagenfahrt Mitbedingung des ganzen Unternehmens war, ohne welche dasselbe wenig Anklang gefunden hätte. Ueberhaupt, und das ist die schwächste Seite der Schrift, hält ihr Verfasser viel zu einseitig die Rücksicht auf volle Rentirung des Unternehmens fest. Hätte man sich von dieser Rücksicht von Anfang an allein leiten lassen, so wäre gar nichts zu Stande gekommen, und man ist auch von Seiten des größten Theils der Gesellschaft nie von dieser einseitigen Rücksicht ausgegangen. Die meisten Aktionäre wußten schon, als sie die Aktien nahmen, zu beurtheilen, daß, so lange die Eisenbahn bloß zwischen Nürnberg und Fürth bestände, von einer beträchtlichen Rente nicht wohl die Rede seyn könne; das aber sahen sie ein, daß es gut sey, den Anfang zu machen, und wenn es auch ein Opfer koste. Darf doch die hiesige Eisenbahngesellschaft es sich schon zum Ruhme anrechnen, zur Dresden-Leipziger, wie zur München-Augsburger Eisenbahnunternehmung mit ermuthigt zu haben. Und fast läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß, noch ehe die leztgenannte fertig seyn wird, man schon auf Fortsetzung unserer Bahn nach Kitzingen und Würzburg einerseits und nach Augsburg andernseits Bedacht genommen haben wird. Wirklich ist seit Eröffnung unserer Bahn schon viel davon geredet worden; man will sogar bemerkt haben, daß Karl von Rothschild, welcher zur Zeit der Eisenbahneröffnung hier war, sich sehr eifrig mit Herrn Denis, dem Baumeister unserer Bahn, unterhalten, und sich sehr günstig über ein allgemeines deutsches Eisenbahnsystem ausgesprochen habe. Inzwischen bin ich überzeugt, daß ein solches auch ohne Mitwirkung des Herrn Rothschild zu Stande kommen werde, zu einer Zeit, wo die Staatspapiere meistentheils auf 3½ pCt. herabgesezt sind; ja, ich wünsche es auch und gestehe offen, daß es mir ordentlich verhaßt ist, immer zu hören, es lasse sich nichts mehr ausführen ohne das Haus Rothschild. Mag Israel aus diesem Hause seinen Messias erwarten. Deutschland, Europa hat seinen religiösen schon, und seinen politischen kann es nur in dem unerschütterlichen Muth finden, unaufhaltsam auf der Bahn allseitiger Kultur und Civilisation vorwärts zu schreiten. *

(Der Beschluß folgt.)

* So eben erfahre ich, daß in Würzburg eine Aktiengesellschaft zusammengetreten, und daß dort und in der Umgegend bereits 700,000 fl. (!) unterzeichnet seyen, um der Fortsetzung unserer Bahn in der Richtung auf Würzburg entgegenzukommen. Unser Stückchen Bahn hat mit dem Wagen 175,000 fl. gekostet, in welcher Summe aber auch das Lehrgeld enthalten ist, welches bei Fortsetzung der Bahn nicht noch einmal gezahlt zu werden braucht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. December 1835.

Ne sit ancillae tibi amor pudori.
Horat:

Madelon.

(Fortsetzung.)

Das Ausbessern der alten, übrigens im besten Stande befindlichen Wäsche, das improvisirte Bedürfniß neuer mußte den Vorwand zu Fortsetzung eines Verkehrs leihen, der sich auf Fenstertelegraphie und gelegentlich auf süßes Geplauder beschränkte. Madelon war liebenswürdig, sehr liebenswürdig, voll Munterkeit und Laune, in dem dunkeln Auge lag eine Welt von Verstand und Schalkheit, und ich sonnte mich in den Strahlen eines lebendigen weiblichen Geistes mit desto innigerem Behagen, da es fast mein erster Genuß der Art war, wobei ich nicht eine passive Rolle spielte. Wohl bestritt Madelon, nach dem Charakter ihrer Nation, die Kosten der Unterhaltung großentheils mit den fertigen, durch den Kurs abgeschliffenen Phrasen, womit dieses Volk spielt, wie der Gaukler mit seinen Bällen; aber in ihrem Munde klangen sie mir wie lauter eben geprägte Gold- und Silberstücke, womit sie meine Theilnahme und Zuneigung belohnte. Selbst die naivste Unwissenheit eines Köpfchens, das von allen Produkten und Ausfuhr- und Einfuhrartikeln des eigenen Vaterlands auch gar nichts wußte, außer honneur und gloire, war mir, im Andenken an die schönen statistischen und naturhistorischen Kenntnisse meiner Kousinen zu Hause, ein köstlicher Reiz weiter. Sie versicherte mich einmal höchst ernsthaft, wie hoch sie meine Nation achte; auf nähere Erkundigung ergab sich, daß ihr lediglich nichts davon bekannt war, als die querelle d'Allemand, und das Entzücken riß mich so weit hin, daß ich ihr zum ersten Male die Hand küßte. Hört es, ihr Grazien! höre es, gute, zu den Geistern französischer Mamsells versammelte Marcelline! euer widerspenstischer Schüler, der Blöde, Stolze, der es nie über sich vermocht, die Lippen auf die dargebotene Rechte der gnädigen Tante zu senken, küßte die Hand — einer Grisette, einer Comparse des Theaters der Porte St. Martin!

Soweit war es mit einer Belagerung gekommen, bei der ich mich freilich oft selbst besann, wer der Belagerer, wer der Belagerte war, da wußte mir Madelon, die mir schon öfters von einem neuen köstlichen Vaudeville vorgesprochen, durch das lieblichste Geschwätz das Versprechen abzudrängen, mit ihr hinzugehen. Ein furchtbarer Entschluß! mußte ich mich nicht vor der ganzen Hauptstadt für das gesammte deutsche Volk schämen? Was half's! Madelon winkte zur Theaterstunde so süß, so lieblich aus ihrem Fenster: es mußte seyn, aber ich kam nicht halb so schnell die Treppe hinab, als neulich beim Brande. Im Gehen war mir nicht anders, als schüttelten die Häuser die Häupter, und wer uns bemerkte,

konnte nicht umhin, zu fragen: wo führt das hübsche Mädchen den jungen Menschen hin? Jeden Augenblick meinte ich, in einer Stadt, wo mich kein Mensch kannte, müsse mir ein Bekannter mit jenem widrigen Lächeln eines impertinenten Einverständnisses zunicken, und in der Straße Montmartre ließ ich plötzlich ihren Arm fahren, als neben mir ein Individuum aus einem Hause trat, dessen rothe Nase und schiefer Rücken mich frappant an meinen alten deutschen Lehrmeister auf der Flöte erinnerten.

Es war dies mehr als eine Wirkung meiner Natur, es war eine Ahnung. Als wir am Boulevard um die Ecke bogen, stand der Marquis vor uns. Ich war vernichtet und drückte Madelons Arm, statt den meinen sinken zu lassen, nur noch stärker an mich. Der Marquis maß meine Begleiterin mit einem langen, seltsamen Blick, begrüßte mich sodann herzlich, sagte, meine Verwirrung ignorirend, er sey gestern aus Deutschland angekommen, habe mich morgen aufsuchen wollen, versicherte, jezt nicht stören zu wollen, bestellte mich auf den andern Tag in seine Wohnung und empfahl sich. Ich brauche nicht zu sagen, wie nachdenklich mich dieses Rencontre stimmte, so daß Madelon sehr schlecht mit mir zufrieden war. Noch nie war mir ein Vaudeville so abgeschmackt vorgekommen, und ich ließ es das ganze Genre entgelten, so sehr es mich sonst ärgerte, über eine Kunstgattung, welche einmal ein Volk selbstständig unter sich ausgebildet, geradezu absprechen zu hören. Warum sollen die abgesungenen Couplets, welche die Handlung unterbrechen, widersinniger seyn als andere Kunstfiktionen? Es ist gleichsam ein Chor, ein witziger Kommentar zum Vorgang, und wie der Franzose bei seinem Volksliede überhaupt die Melodie dem Sinne, der Pointe, welche er beim Singen deutlich heraushören will, völlig unterordnet, so ist auch das Couplet rhythmischer Witz, wogegen man unsere jodelnden und klagenden, hüpfenden und schwermüthigen Volkslieder, wobei die Melodie den Sinn malt, witzige Rhythmen nennen könnte.

Die Ankunft des Marquis war mir im höchsten Grade unangenehm; abgesehen davon, daß die Situation, in der ich von ihm betroffen worden, mich beschämte, sah ich zum Voraus, daß er mich meiner kleinen beschaulichen Welt gewaltsam entrissen, kraft der Vollmacht meines Pflegevaters Bildungsversuche mit mir anstellen und mich in Cirkel führen würde, wo, das wußte ich gewiß, nicht halb so viel Liebenswürdigkeit anzutreffen war, als bei dem Wesen, an das ich, wie ich mir jezt erst bewußt wurde, mein Herz verloren hatte.

Mit beklommenem Herzen trat ich vor ihn, übrigens entschlossen, wenn er mich fragte, aus der Sache nach Kräften einen Scherz zu machen. Nachdem er meine Neugierde hinsichtlich der Angelegenheiten zu Hause befriedigt und Briefe und Pakete meinen Händen übergeben, sagte er lächelnd: „Legen Sie es mir nicht als unbescheidene Neugierde aus, wenn ich frage, wer gestern das Frauenzimmer an Ihrem Arme war? Sie hatte für mich etwas sehr Interessantes: hübsch, recht sehr hübsch, edle Haltung, hübscher Gang; wer es auch war, ich mache Ihnen mein Kompliment darüber." Ich gab mit der lustigsten Miene, die ich aufzubieten vermochte, mein Abenteuer preis, dessen erste Scene ich aus guten Gründen, und mit verstärktem Effekt, die Feuersbrunst seyn ließ, rühmte mit Laune die Verdienste Mademoiselles um meine Hemden und Strümpfe, und versicherte, das artige Kind, das den Tag über mit den Fingern, Abends mit den Beinen arbeite, unterwegs getroffen und sie als guter Nachbar und als ein Mann, der in Paris schon was rechtes gelernt, zum Schauplatz ihres bescheidenen Talents geleitet zu haben.

„Eh!" rief der Marquis mit einem forschenden Blick, vor dem ich die Augen senkte, „comme vous êtes allé vite! Ich bin weit entfernt, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen: so etwas formirt junge Leute. Freilich, der Alte zu Hause, was würde der sagen? mimae donat fundumque laremque?" — Er sezte in persiflirendem Tone einige Bemerkungen hinzu, die mir im Bewußtseyn meiner Unschuld vor Unwillen das Blut in die Wangen trieben. Ich versicherte ihn in ernstem Tone, von Dingen, wie er vorauszusetzen scheine, sey gar nicht die Rede, Absichten, wie er sie mir unterlege, seyen mir durchaus fremd, das Mädchen habe mir noch durch nichts das Recht gegeben, an ihrer Ehrbarkeit im Geringsten zu zweifeln, und ich sollte meinen, er selbst werde nicht in Abrede stellen wollen, daß selbst im Herzen von Paris Tugend zu finden sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Diese Ansicht vertheidigte auch Dr. Lardner in einem vor dem Dubliner naturforschenden Verein am 12ten August dieses Jahrs gehaltenen sehr sachreichen Vortrag über Dampfwagen und Eisenbahnen. Er bemerkte unter Anderem, daß man gegen die lezteren den Einwurf ihrer Unanwendbarkeit auf hügeligen Wegen gemacht habe, und hob dagegen das Auskunftmittel der Tunnels hervor, indem er das Beispiel eines solchen Tunnel auf der Eisenbahn zwischen London und Birmingham anführte, der anderthalb englische Meilen lang ist. Wenn man ferner wirklich annehme, daß die Kraft des Dampfes in ihrer Anwendung zur Forttreibung von Wagen jezt schon auf das Maximum gesteigert sey, was er indeß durchaus nicht glaube, so könnten doch

mit den Maschinen, wie man sie gegenwärtig konstruire, bei ihrer äußersten Anstrengung 60 englische Meilen (über 12 deutsche, also das Doppelte der Schnelligkeit des Dampfwagens zwischen Brüssel und Mecheln) zurückgelegt werden, mit welcher Schnelligkeit er auf der Bahn zwischen Manchester und Liverpool selbst gereist sey. Die unermeßlichen daraus hervorgehenden Vortheile für alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens brauche er nicht erst in das Licht zu setzen. Nächstdem ging Lardners Vortrag auf einen sehr gründlichen Beweis der Vorzüge vollkommen wagrechter Bahnen ein, indem ein einziger Fuß Steigung auf 250 Fuß den zu überwindenden Widerstand gegen den Zug um das Doppelte vergrößere, eine Behauptung, deren genaueste Richtigkeit wir auf sich beruhen lassen. Manche andere Details dieses eben so gelehrten als praktischen Vortrags unterdrücke ich, um dem Gegenstande keinen unverhältnißmäßigen Raum zu schenken; aber ich gestehe, daß ich mich ungern davon losreiße. Die Anwendung der Dampfwagen und Dampfböte scheint mir für die merkantile Welt werden zu sollen, was die Erfindung der Buchdruckerkunst einst für die literarische gewesen ist: es wird sich eine ganz neue Aera von derselben an datiren, und Niemand wage zu bestimmen, wie weit und hell das Licht noch leuchten kann, welches dieser neue Prometheusfunken entzündet hat. Dennoch scheint auch die Kraft des Dampfes noch nicht das Aeußerste zu seyn, was der sinnende Menschengeist in dieser merkwürdigen Zeit zur Vervollkommnung der Lebenseinrichtungen aufgeboten hat, und wir erfahren beim Schlusse dieses Berichts von einer in diesem Augenblicke in Frankreich gemachten, noch folgereicheren Entdeckung: Thiloriers Entdeckung nämlich, das kohlensaure Gas nicht nur in eine tropfbare Flüssigkeit, sondern in einen festen Körper zu verwandeln. Um zuvörderst das Mißtrauen gegen diese fast fabelhaft klingende Behauptung zu entfernen, führen wir an, daß die Pariser Akademie in ihren beiden lezten Sitzungen vorzugsweise mit Anhörung des Kommissionsberichts über diese verwundernswürdige Entdeckung beschäftigt gewesen ist, und daß der Vorsitzende der Kommission, der berühmteste unter den jetzigen Chemikern Frankreichs, Thénard, die Richtigkeit des Faktums anerkennt.

Wir dürfen daran erinnern, daß die Kohlensäure, d. h. die im freien Zustande bisher nur in Gasgestalt bekannt gewesene Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff, einer der am allgemeinsten verbreiteten Stoffe in der ganzen Natur ist. Die Kohlensäure macht einen bedeutenden Theil unserer Atmosphäre aus; die Kohlensäure dampft uns bei allen Gährungen, aus dem moussirenden Biere, wie aus dem Champagner, entgegen, und sie bildet sich beim Verbrennen der Kohle und aller kohlehaltigen Körper unter dem Zutritt der Luft. Bis jezt hat die Chemie dieses Gas an und für sich, wie gesagt, für eine Substanz ausgegeben, deren Luftform unter keinerlei Umständen und in keinerlei Temperatur verändert werden könne. Diese Luft nun verwandelt Thilorier in einen festen Körper; und die Mitglieder der oben erwähnten, zur strengsten Prüfung seiner Angaben niedergesezten Kommission überzeugten sich durch den Augenschein von der unendlich merkwürdigen Thatsache, „daß, wie es im Bericht selbst heißt, ein Stück Kohlensäure, fest wie ein Stück Eis, in ihrer Hand verschwand und sich in kohlensaures Gas verwandelte.“ Durch diese Möglichkeit der Verdichtung und nachherigen Wiederverflüchtigung der Kohlensäure ist aber eine Expansionskraft gegeben, gegen welche die Wirkungen unsers Schießpulvers und unserer Dämpfe ganz unbedeutend erscheinen. Man kann ferner durch diese Verwandlung einen außerordentlichen Grad von Hitze und Kälte erzeugen, und es ist, was den Leserinnen vielleicht noch wichtiger erscheinen wird, dadurch ein großer Schritt zur künstlichen Darstellung der Diamanten geschehen, da der Diamant bekanntlich weiter nichts ist, als der reinste Kohlenstoff * in fester Form. Bestätigt sich diese Entdeckung also, woran kaum zu zweifeln steht, in ihrem ganzen Umfange, so ist das Außerordentlichste gefunden, und ich erwarte nur nähere Mittheilungen, um augenblicklich darauf zurückzukommen.

* Man verwechsle Kohlenstoff nicht mit der hier in Rede stehenden Kohlensäure. Die leztere entsteht aus dem ersteren erst durch Verbindung mit dem Sauerstoff. Der Diamant, eben als verdichteter Kohlenstoff, verbrennt in Sauerstoffgas ohne Rückstand, und das Produkt ist reines kohlensaures Gas. Lezteres aber verdichtet Thilorier.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Der Seyksgeneral Allard.

Ein Mann, der einiges Aufsehen in Paris erregt hat, ist der ehemalige Oberst Allard, der, seitdem er nicht mehr in der Napoleonschen Armee dienen konnte, und, wie so viele andere französischen Offiziere, anderswo sein Unterkommen gesucht hatte, in den Dienst des berüchtigten Königs von Lahor, Runjet-Sing, getreten ist, und nun, nach zwanzigjähriger Abwesenheit, einmal sein Vaterland wieder besucht, um dann nach Lahor zurückzukehren, und wahrscheinlich als indischer Obergeneral sein Leben zu beschließen. Man erkannte ihn Abends in den Schauspielen an seinem langen, grauen Barte. Man hat viel Aufhebens von einer Sammlung von alten Münzen gemacht, welche er der Regierung angeboten; in der That ist sie eine Bereicherung des Münzkabinets geworden, besonders wegen der baktrianischen Münzen, wovon mehrere noch unbekannt waren, und daher zur Vervollständigung der Reihe der griechischen Könige in Baktrien dienen. So hat man z. B. schon das Daseyn zweier unbekannter Könige, Philoxenes und Lysias

daraus erfahren. Dagegen enthält die Sammlung auch manche bereits bekannte Stücke, und andere, die man später durch den Handel bekommen hätte; denn es gibt hier Leute, welche mit alten Münzen handeln, und dem königlichen Antikenkabinette manche seltene und unbekannte Stücke verschaffen. Da jedoch für jene Sammlung kein baares Geld gefordert worden ist, und man nur Waffen und Rüstungen, wie auch verschiedene militärische Instrumente dafür zu geben braucht, die Sr. Majestät Runjet-Sing weit lieber sind, als alle Münzen, griechische und römische, so hat die Regierung sehr wohl gethan, diese Sammlung der im Antikenkabinette bereits vorhandenen einzuverleiben. Auch hat man dem Seyksgeneral Allard eine auf einem großen Pergamentbogen halb geschriebene, halb gemalte Bestallung als französischer Agent im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ausgefertigt, damit er unter den Seyks mit einiger von seinem neuen Herrn unabhängigen Würde auftreten könne. Vielleicht sieht er sich auf den Fall vor, da ihn seine Stelle als Oberbefehlshaber im Stich lassen könnte, und er also nöthig hätte, seine unverletzliche Eigenschaft als französischer Botschafter geltend zu machen. Die Anwesenheit Allards in Paris hat zur Folge gehabt, daß man sich weit mehr mit den Seyks, mit Lahor und mit Runjet-Sing beschäftigt hat, als zuvor, und daß die Zeitungen ihre Leser über den Zustand eines Reichs und Volks haben belehren können, dessen Name dem Publikum kaum bekannt war. Vielleicht gewinnt auch der Verkehr zwischen Frankreich und Ober-Indien ein wenig dadurch, obwohl Allard es sich wahrscheinlich nicht verhehlen kann, daß der alte Runjet-Sing und seine Unterthanen nichts lieber aus Frankreich haben möchten, als Waffen und Kriegsmunition. Um das Uebrige werden sie sich wenig kümmern, es sey denn etwa ein wenig Arzenei. Der junge französische Reisende Victor Jacquemont erzählt in seinen Briefen, er habe sich bei Runjet-Sing dadurch beliebt gemacht, daß er stärkende Pillen verfertigt habe, um dem alten Monarchen ein wenig aufzuhelfen. Es ist schade, daß Allard kein wissenschaftlich gebildeter Mann ist; wenn er dies wäre, so könnte sein Einfluß zu Lahor auf die Verbreitung europäischer Bildung in Ober-Indien einigen Einfluß haben, und auch die Gelehrten Europa's könnten durch ihn manche interessante Aufschlüsse und merkwürdige Natur- und Geistesprodukte bekommen. Wahrscheinlich wird auch ein Austausch dieser Art vor seiner Abreise mit ihm verabredet werden. Von den Umständen und dem guten Willen des Mannes wird dann das Gelingen des Plans abhängen. — Ein eben so schönes Geschenk, wie die Allardsche Münzensammlung, hat die königliche Bibliothek von der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta bekommen. In Tibet besizt man eine Sammlung von hundert Bänden über die buddhistische Glaubens-, Götter- und Weisheitslehre. Von diesen hundert Bänden hat sich die asiatische Gesellschaft zu Kalkutta mit einem Kostenaufwande von mehr als 12,000 Franken zwei Exemplare von dem Oberlama verschafft, unter dessen Aufsicht der Abdruck dieser Religionsbücher besorgt zu werden pflegt. Eines dieser beiden Exemplare hat besagte Gesellschaft für sich behalten, und das andere glaubte sie an einer Stelle niederlegen zu müssen, wo es Jedermann leicht zugänglich wäre. Dazu hat ihr denn Paris am tauglichsten geschienen, und in der That, wenn man weiß, wie zugänglich hier alle wissenschaftlichen Sammlungen sind, und wie Jedermann täglich dieselben benutzen kann, ohne daß er einen Heller dafür auszugeben, oder irgend Jemand darum anzusprechen braucht, so muß man den Entschluß der asiatischen Gesellschaft loben.

(Der Beschluß folgt.)

Nürnberg, den 15ten December.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn.

Es war nur im Geiste des ganzen Unternehmens gehandelt, die Dampfwagenfahrt eintreten zu lassen, obgleich zuzugeben ist, daß dieselbe bei dem Mangel an nahegelegenen Steinkohlenlagern etwas theuer zu stehen kommen dürfte, und daß wenigstens noch ein zweiter Dampfwagen wird angeschafft werden müssen, wenn die Dampfwagenfahrt nicht immer eingestellt werden soll, sobald die nicht selten erforderlichen Reparaturen des Dampfwagens eintreten. Ob das Projekt, von dem neuerdings geredet wird, Kronacher Steinkohlen zu gebrauchen, nachdem man sie, da sie sehr schwefelhaltig seyn sollen, zur Gasbeleuchtung der hiesigen polytechnischen Schule, vielleicht auch anderer öffentlicher Gebäude, des Theaters ꝛc., benuzt hat, sich realisiren wird, lasse ich dahingestellt seyn. Ließe sich dasselbe aber wirklich realisiren, dann wäre eine Hauptschwierigkeit, die sich bei uns der Dampfwagenfahrt entgegensezt, die Theuerung der Steinkohlen, gehoben; denn ein Professor der hiesigen polytechnischen Schule soll berechnet haben, daß nach Benutzung des Kronacher Materials zur Gasbeleuchtung die Heizung des Dampfwagens fast nichts mehr kosten würde. — Herr Wellmer verlangte ferner in seiner Schrift, man solle es so einrichten, daß man jeden Augenblick von Nürnberg nach Fürth und von Fürth nach Nürnberg fahren könnte, was nur bei Anwendung von Pferdekraft und nach Anlegung von Ausweichschienen möglich wäre. Daß Abfahrten von Halbstunde zu Halbstunde wünschenswerth wären, ist nicht zu leugnen, oder wenigstens, daß es so eingerichtet würde, daß, so wie eine gehörige Anzahl Menschen beisammen wäre, ein Wagen abfahren könnte; denn an Markt- und Meßtagen dürfte die Nothwendigkeit, eine Stunde warten zu müssen, eine beträchtliche Anzahl Passagiere den Fiakern wieder zuführen. Das Gesellschaftsdirektorium hat vorläufig das Justemilieu gewählt, indem zwischen ein und drei Uhr der Dampfwagen fährt, die Zeit vor- und nachher Pferdekraft angewendet wird, und zwar so, daß man von Stunde zu Stunde abfahren kann. Doch ist diese Einrichtung nur provisorisch, bis eine längere Erfahrung eine andere zweckmäßiger erscheinen lassen wird; ich sage eine längere Erfahrung, denn bei dem gegenwärtigen Zudrang würden allviertelstündige Abfahrten gewünscht werden können.

Gestern spielte der Walzerstrauß im Museum, nachdem er vorher zweimal auf eigene Rechnung im übervollen Saale des Reichsadlers Konzerte gegeben hatte. Ich habe ihn im Museum dirigiren sehen und seine vortrefflich eingespielte Gesellschaft spielen hören. Es ist wahr, man kann keine bessere Walzer- und Galoppadenmusik hören, obgleich die Eigenthümlichkeit der Straußischen Kompositionen die Eigenthümlichkeit der Walzermusik aufhebt. Ich konnte nur bedauern, daß solche Virtuosität sich selbst Zweck geworden ist, und nicht mehr der Darstellung wahrer Kunstwerke dienen mag. Daß Strauß nur Effekt machen, nicht aber der wahren Kunst huldigen will, zeigt er dadurch am Unzweideutigsten, daß er den Herrn Stranski mit dem großen Bart Sopranarien durch die Fistel singen läßt. So etwas bleibt ein Kunststück, das die Musen verhöhnt, wie gelungen auch die Leistung sey; und solcher Leistung mit vollen Backen applaudiren, zeigt entweder wenig Geschmack und Bildung, oder viel — Gutmüthigkeit.

Beilagen: Kunstbl. Nr. 101 und Intelligenzbl. Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. December 1835.

Ganz rüstig, ganz in Waffen, ganz befiedert
Wie Strauße, die vom Winde Flügel leihn,
Gespreizt wie Adler, die vom Bade kommen,
Glänzend in goldner Tracht wie Heil'genbilder,
Wie Geißen munter, wild wie junge Stiere.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Eine Geusenwacht.

Von F. Freiligrath.

Es war bei einem Zapfer
Im Weichbild Rotterdams,
Da becherten sie tapfer
In Federhut und Wamms.
Sie ritten nach Vlissingen,
Und wollten ziehn vor Tag;
Mit Trinken und mit Singen
Hält man sich leichtlich wach.

Die Maas ist zugefroren,
Von Eis glänzt jede Gracht.
Den Mantel um die Ohren,
Steht vor der Thür die Wacht.
Eiszapfen, Schneegeträufel
Liebt auch kein Hell'bardier:
„Die Zapfen hol' der Teufel!
Den Zapfen lob' ich mir!“

Doch drinnen, aufzuthauen
Den Frierer auf der Hut,
Schallt's: „Wilhelm von Nassauen
Bin ich, von deutschem Blut.
Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hispanien
Hab' ich allzeit geehrt.“

Er stellt sich vor die Scheiben
Und schaut in das Gemach:
Da ist ein wüstes Treiben,
Da spricht man von der Sach',
Für die man ziehn und fechten,
Und Blut will lassen gern.
Sie reden und sie rechten,
Die knebelbärt'gen Herrn.

Gescheuert an den Wänden
Reihn sich die Fässer blank;
Die Wirthin mit behenden
Schenkmädchen übt den Schank.
Ihr Haar schmückt statt des Bandes
Ein Goldblech, kriegrisch schier,
Der Frauen dieses Landes
Gewohnte Schläfenzier.

Das eilt sich — an den Tischen
Wird oft der Krug geleert,
Da sitzen die Reiter, zwischen
Den Knien ihr gutes Schwert.

Wohl ist des Hutes Feder
Von Pulverdampf vergilbt,
Doch keck hat ihn ein Jeder
Auf's blonde Haar gestülpt;

Und keck wird er geschwungen,
Der Wein sprizt in die Höh',
Von fünf-und-zwanzig Zungen
Vernimmt man: „Vivent les Gueux!“
Und wenn die Krüge tröpfeln,
Wenn jeder Kelch geleert,
Dann werden mit den Klöpfeln
Die Gläser umgekehrt.

Dann gibt's ein helles Klingen,
Dann werden Glocken draus,
Dann läuten sie mit Singen
König und Herzog aus.
Dann greift ein jeder Reiter
Von selbst nach seinem Schwert,
Dann singt ein jeder Läuter,
Daß man es weithin hört:

„Rasch, siebenzehn Provinzen,
Stellt euch nun auf den Fuß!
Empfanget nun den Prinzen
Mit freundelichem Gruß!
Stellt euch zu sein'n Panieren,
Jeder als ein treuer Mann!
Thut helfen verlogiren
Duc d'Alve, den Tyrann!

Nicht um euch zu verderben,
Kommt er, dies treulich glaubt!
Er läßt euch wied'rum erben,
Was man euch hat geraubt.
Zu gut dem König von Spanien
Thut offenen Beistand
Dem Prinzen von Oranien,
Als seinem Leutenant.

Sein' Trommeln und Trompeten
Bringen euch kein Dangier!“
„Das klebt am Tisch, wie Kletten!“
Spricht da der Hellbardier.
Er ruft: „Nun laßt uns jagen
Zum Grafen von Lumé!
Es fängt schon an zu tagen,
Auch leuchtet uns der Schnee!“

Sie hören auf zu schellen:
„Ruft der uns schon zu hauf?“ —
Sie ziehen aus den Ställen
Die Ross', und sitzen auf.

Es geht im scharfen Trotte
Durch die bereifte Früh';
Gen Süden von der Rotte
Zur Schelde traben sie.

Madelon.

(Fortsetzung.)

„Daß doch bei euch Deutschen die Tugend das dritte Wort seyn muß!“ sagte der Marquis. „Wenn Tugend das Salz ist, wodurch sich die Gesellschaft vor Fäulniß bewahrt, so kann es dieser Stadt, diesem Lande, auf seine Art, so wenig daran fehlen, als jedem andern. Sie sehen, Frankreich hält noch passabel zusammen, obgleich es, ginge es nach Ihren Moralisten, schon im vorigen Jahrhundert vor Verwesung hätte zerfallen müssen. Ich bürge Ihnen dafür, daß Sie hier in den höhern Kreisen so vielen achtungswerthen Frauen begegnen, als in Ihrem Vaterlande. Was das Volk betrifft, so mögen Sie als Mitglied des Almosenkomité in den schmutzigsten Winkeln von Paris vielleicht nicht umsonst die Tugend suchen; aber nehmen Sie es nicht übel, man muß ein deutscher Schwärmer seyn, um sie bei einer kleinen Tänzerin in der Straße Tiquetonne vorauszusetzen.“ — „Nun,“ erwiderte ich empfindlich, „ohne Ihnen zumuthen zu wollen, einen Vorzug darin zu erkennen, kann ich Sie versichern, daß es in Deutschland Schauspieler und Schauspielerinnen genug gibt, welche als Menschen die höchste Achtung verdienen und genießen.“ — „O ja!“ rief der Marquis, den die Zeitverhältnisse — wir waren im Juli 1830 — noch bitterer stimmten als sonst — „o ja, Schauspieler, die Haus und Hof besitzen, ihre Töchter anständig aussteuern und an ehrsame Bürger verheirathen! Ja, so ist es einmal in einer Zeit, welche, der Ueberlieferung der ganzen Geschichte Hohn sprechend, alle Stände und Gewerbe untereinander wirft, um sie auf Eine Stufe zu stellen. Der Schneider klopft vertraulich dem Gentleman auf die Schulter, die er mit eigenen Händen bekleidet, und der Histrio bietet unbefangen dem gräflichen Intendanten eine Prise. Nun wundere man sich noch, warum aus der Tracht alle Abstufung und Würde, aus der Kunst alle Natur und Vernunft verschwunden ist! Seit den ältesten Zeiten klebte dem Stande, dessen Kunst das Entzücken der Großen und Kleinen war, dem Schauspielerstande, ein Makel an, und unter dem alten Regime wanderte Doris, die vom Hof und der Stadt Angebetete, auf den Anger. Das hochweise Jahrhundert erklärte dies für eines der tausend Vorurtheile, die es zu reformiren berufen sey,

es hob die Schauspieler und vernichtete die Kunst, und bei Ihnen noch mehr als bei uns, weil man dort noch weiter ging. Ein Kollegium von fix besoldeten, gar lebenslang angestellten Schauspielern verhält sich zur dramatischen Kunst, wie eine Académie des quarante zur Poesie. Die Kunst ist ein Kind des Genies, des Augenblicks, der Noth; sie ist kein Budgetsartikel, sie wird nicht gefördert, wie eine Kanalbaute, zu so und soviel die Toise. Denken Sie sich einen Augenblick, die Fürsten hätten heute noch das Bedürfniß, sich die Regierungssorgen durch einen sogenannten lustigen Rath versüßen zu lassen; denken Sie sich, diese Personnage stände im Staatskalender, rangirte mit den übrigen Räthen, bezöge quartaliter ihren Gehalt — wie abgeschmackt! Mit der Springwurzel des augenblicklichen Witzes mußte der Bursche die Dukaten aus dem Kasten des Herrn erlösen: kein Einfall, kein Geld, oder gar Prügel! Nicht viel anders mit dem Schauspieler: er verdumpft, sobald er nicht mehr vom guten Willen seines Gebieters, des Publikums abhängt, und des Witzes und der Laune entbehren kann, um die Beutel aufzuschnüren. Und damit nun, daß sich der Schauspieler als ein honetter Geschäftsmann, wie jeder andere, gerirt, hängt es genau zusammen, daß Schauspielerinnen sogar tugendhaft seyn wollen: dies kommt mir vor wie ein geruchloser Apotheker und ein säuberlicher Schornsteinfeger."

Der Marquis hatte mich im Innersten verlezt, aber ich that mein Möglichstes, es ihn nicht merken zu lassen. Jezt erst drängte sich mir das Zweideutige in Madelens Stellung in furchtbarem Lichte auf. Wie verächtlich kam ich mir vor beim Gedanken, Gefühle an ein Geschöpf verschwendet zu haben, die diesem, konnte es in mein Herz blicken, vielleicht höchst lächerlich erschienen! Ich rief mir alle Worte, alle Bewegungen Madelons zurück: jezt überlief es mich kalt, wenn ich mich einer zweideutigen Aeußerung zu erinnern glaubte, jezt pochte mir das Herz freudig und zuversichtlich, wenn ich all der lieben, naiven Worte gedachte, der Bescheidenheit, womit sie kleine Geschenke annahm, der Würde, womit sie Bedeutenderes ablehnte. Das herrliche Auge, in dem mein Glaube und meine Leidenschaft so viel Schönes und Gutes gesehen, sollte ein falscher Spiegel seyn? es hätte mir unbeschreiblich wehe gethan. Der Marquis hatte Madelon verläumdet, ich durfte, ich wollte nichts anderes glauben. Und doch — ich konnte ja Erkundigung einziehen, konnte das Mädchen belauern; aber nein, es fehlte mir der Muth, den Schleier zu heben, der mich vor mir selbst verbarg, und das Schwanken des Zweifels, mit seinen Momenten der Hoffnung, seinen Silberblicken der freudigsten Ueberzeugung, war mir erträglicher, als der Gedanke einer vielleicht schrecklichen Gewißheit.

Unter diesen Umständen wußte ich nicht recht, ob ich mich darüber freuen oder betrüben sollte, daß der schriftlich und mündlich durch den Marquis ausgesprochene Wunsch meines Pflegevaters mich aus Madelons unmittelbarer Nähe entfernte. Ich sollte fortan in der Familie des designirten Schwiegersohns des Marquis wohnen; ich wurde noch denselben Tag vorgestellt, und bezog sogleich mein neues Quartier, nicht ohne Abschied von Madelon, nicht ohne die Versicherung, daß ich auf dem Boulevard bonne Nouvelle derselbe seyn werde, wie in der Straße Tiquetonne.

Der Marquis war nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen nach Toulouse geeilt; Alfred, der Neffe, wurde durch den Dienst in Paris zurückgehalten. Es war dies einer der jungen Männer, deren Affektation, in Kleidung, Sprache und Geberden den jüngsten Augenblick zu repräsentiren, ja dem größten Theil ihrer Mitmenschen die Lebensformen der nächsten Zukunft zu verkündigen, in seltsamem Kontraste steht mit dem aristokratischen Naserümpfen über die plebejische Richtung dieser Zeit; junge Greise, die von einem Zustand faseln, den sie nie gesehen und nie sehen werden, Thoren, welche gerne mit der liebenswürdigen Nonchalance ihrer Ahnen, der Roués vom Hofe Ludwigs XIV., über die Köpfe des Volks wegtanzten, denen aber das Gespenst der Revolution die glatten Stirnen umwölkt und die leichten Füße fesselt. Abgesehen von diesem Racencharakter, wirkte die Individualität des jungen Edelmanns antipathisch auf mich, und ich hatte das unangenehmste Gefühl, wenn ich ihn die Reize der nie gesehenen Braut schildern hören mußte, und er auf meine Aeußerung, wie unerträglich solch fürstliche Verlobungsweise meinem Herzen wäre, echt fürstlich die Achseln zuckte.

Ich war bisher zu sehr in meine eigenthümliche Welt versenkt gewesen, um den öffentlichen Verhältnissen, die mit jedem Tag verwickelter und bedenklicher wurden, große Aufmerksamkeit zu schenken. Jezt befand ich mich in einem Cirkel, wo die Tagesereignisse mit solcher Leidenschaft besprochen wurden, daß selbst für die Erwartungen, welche sich an die bevorstehende Rückkehr des Marquis mit seiner Tochter knüpften, wenig Raum blieb. Die Wahlen zur Deputirtenkammer waren höchst ungünstig für die Regierung ausgefallen, das Volk hatte eine feste, drohende Stellung angenommen, stündlich konnte ein Staatsstreich geführt und von den Ministern der Nation ein va banque zugerufen werden. Nur schlecht verbargen meine Hausgenossen die ängstlichste Besorgniß hinter der Maske vornehmer Sicherheit und der Miene, die glauben machen will, man sey von den Planen der Regierenden vollkommen unterrichtet: ich fühlte, daß ich Zeuge eines der Stürme werden sollte, wie sie seit vierzig Jahren von dieser Stadt ausgegangen.

Am 25sten Juli ward von Polignacs ungeschickter Hand der Kanonenschuß abgefeuert, der über ganz Europa dröhnen und die unvorsichtigen Feuerwerker in die Luft sprengen sollte. Am Montag war Madelon auf einige Augenblicke mit Wäsche bei mir gewesen, wir hatten einige Worte über die großen Interessen des Tages gewechselt, wobei mir der, bei aller Beweglichkeit der niedern Einbildungskraft, wunderbar sichere Verstand und Takt dieses Volkes in Lebensverwicklungen, aus dem schönsten Munde liebenswürdig entgegentönte. Am Dienstag machte sich die dumpfe Gährung, welche seit Bekanntmachung der Ordonnanzen geherrscht, da und dort Luft, Banden von Arbeitern zogen unter meinen Fenstern über den Boulevard, und hin und wieder sah man Verhaftete inmitten der Gendarmerie.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Orientalische Literatur und Skulptur.

Die geistliche Encyklopädie der Tibetanischen Buddhisten ist wohl erhalten angekommen, und soll in einem besondern Zimmer der Manuscriptensammlung aufgestellt werden (denn dieses einzige in Europa vorhandene Exemplar wird lange noch als Manuscript angesehen werden). Die Materialien zum Studium der Tibetanischen Literatur, Sprache und Religion sind also nun vorhanden, und es fehlt nichts weiter, als die Studirenden, und diese werden nicht lange ausbleiben; denn das Studium des Morgenlandes gewinnt immer mehr an Umfang und Wichtigkeit. Die Regierung will nun der asiatischen Gesellschaft ein Gegengeschenk machen, und hat dazu mehrere kostbare Werke ausersehen, unter andern die große Beschreibung Egyptens, die freilich seit der Erscheinung der kleinern, von dem Buchhändler Panckoucke besorgten Ausgabe im Preise beträchtlich gesunken ist, auch jezt in Hinsicht der Richtigkeit der Darstellungen zuweilen mangelhaft gefunden wird. Als dieses Werk erschien, verstand man es noch nicht, so wie jezt, den Geist der egyptischen Kunst so treu aufzufassen. Ehe Champollion die Reise nach Egypten antrat, ließ er einige junge Künstler sich ein halbes Jahr lang im Abbilden egyptischer Skulptur üben, und die von seinen Zeichnern mitgebrachten Zeichnungen scheinen wirklich Muster von richtiger Darstellung und Abbildung zu seyn. So weit hatte es die sogenannte Commission d'Egypte nicht gebracht; ihre Gelehrten überließen das Kopiren den Zeichnern, und auch wohl den Kupferstechern, beinahe ohne Aufsicht, und daher ist Manches bis zur Entstellung der Wahrheit zuwider ausgefallen. Da hier von den Bereicherungen der königlichen Bibliothek die Rede ist, einem Gegenstande, welcher jezt öfter zur Sprache kommt, und zwar mit Recht, so muß ich hier noch eines antiken Denkmals erwähnen, über welches die Zeitungen viel Unrichtigts vorgebracht haben. Auf dem alten Wege von Bairout in's Innere Syriens sind nämlich neben einander zwei Darstellungen in den Felsen gehauen. Eines dieser Basreliefs scheint vom Könige Sesostris herzurühren und sich auf einen siegreichen Feldzug des egyptischen Königs in Syrien zu beziehen. Das andere hingegen stellt einen persischen König mit seinen Leuten dar, ist nach Egypten gerichtet, bezieht sich wahrscheinlich auf einen Feldzug des Cyrus oder des Cambyses über Syrien nach Egypten, und mag wohl zur Regierungszeit eines dieser Könige oder kurz nachher verfertigt worden seyn. Hier hätte man also eines der ältesten geschichtlichen Denkmäler. Einige Reisende hatten diese merkwürdige Darstellung abgezeichnet, allein durch einen unglücklichen Zufall waren diese Zeichnungen verloren gegangen. Dies veranlaßte Lord Prudhoe auf seiner Reise durch Egypten und Syrien, einen Abdruck der Skulptur mit der darunter befindlichen langen Inschrift in keilförmigen Buchstaben zu veranstalten und mit sich nach England zu nehmen. Auf seine Einladung haben nun die Verwalter der königlichen Bibliothek einen Abguß von jenem Abdrucke veranstalten lassen, und man besizt also jezt eine getreue Kopie des wichtigen Denkmals; vermuthlich wird bald auch ein Abguß von dem ältern Basrelief veranstaltet werden. Ein oberflächlicher Kopf scheint aus dem persischen Könige einen israelitischen gemacht zu haben, und daher ist in viele Zeitungen die Nachricht übergegangen, man besize jezt an der königlichen Bibliothek ein Basrelief, welches den König David vorstelle, und zu seiner Zeit gemacht worden sey. Wie alt die persische Tracht ist, sieht man aus dem Umstande, daß der alte König auf dem Basrelief gerade so gekleidet ist, wie die jezigen Perser. Dies fiel neulich einigen Gelehrten in der Bibliothek beim Anblicke eines Persers auf, welcher oft dahin kommt und persische Handschriften über Sterndeuterei und Magie mit großer Aufmerksamkeit liest. Sie bewogen ihn daher, aber nur mit großer Mühe, mit ihnen zu gehen, indem sie ihm den Cyrus oder Cambyses und seine Aehnlichkeit mit dem alten Perserkönige zeigen wollten. Aber bei dem Anblicke des Bildes wurde der Perser verwirrt und blaß, wich schnell zurück und lief dann voll Entsezen davon, ist auch seitdem nicht wieder auf der Bibliothek erschienen. Man hat sich dieses nur durch die Voraussezung erklären können, daß dieser Perser ein fanatischer Muselmann ist und vor allen Bildern einen entsezlichen Abscheu hegt. Wie kann er dann aber in Paris leben, wo er bei jedem Schritte Bilder und Porträts zu sehen bekommt? Vielleicht wirken europäische Darstellungen nicht so schrecklich auf den armen Mann, als der unerwartete Anblick eines Seinesgleichen. Uebrigens ist dieser Perser keineswegs ein Mann aus der untern Volksklasse. Er ist vielmehr der Sohn eines persischen Ministers, der, wie es scheint, mit der englischen ostindischen Kompagnie in geheimer Verbindung stand, und von derselben gut besoldet wurde. Dafür fand man ihn eines Morgens erdrosselt oder vergiftet, und nun flüchtete sich der Sohn nach Indien. Die englische Kompagnie zahlt seitdem diesem Manne einen Jahrgehalt, der sich auf 40,000 Franken belaufen soll, woraus sich schließen läßt, daß der Vater ein wichtiger Mann für die Kompagnie gewesen ist. Diese 40,000 Fr. verzehrt nun der Perser gemächlich in Paris, kommt in einer Kutsche zur Bibliothek gefahren, und studirt daselbst, wie gesagt, Magie und Sterndeuterei.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. December 1835.

O fate, take not away thy heavy hand!
Death is the fairest cover for her shame,
That may be wish'd for. —

Shakespeare.
Much ado about nothing.

Madelon.

(Beschluß.)

Gegen Abend hatte ich mich in's Palais-royal begeben; die ersten blutigen Auftritte scheuchten mich nach Hause, und ich war eben wieder in mein Zimmer getreten, als eine verschleierte Gestalt eilig hereinkam. Sie warf die Hülle ab, und Madelon erschien in einer Tracht, die mit einem Male so süße Erinnerungen in mir heraufrief, daß ich überrascht ihre Hände faßte und nicht satt werden konnte, das liebliche Wunder zu betrachten.

Die Schauspieler der Porte St. Martin hatten sich bereits fertig gemacht, ein Melodram, das um's Jahr 1770 spielte, aufzuführen, da war ein Volkshaufen auf die Bühne gedrungen, hatte ungestüm die Schließung des Theaters verlangt und die Schauspieler ausgetrieben. Als Madelon in ihrer Maske über den Boulevard eilte, hörte sie Gewehrfeuer in der Richtung der Stadt und ihres Wegs, und flüchtete daher zu mir herüber, um mein Geleite in Anspruch zu nehmen. Kaum hatte das Mädchen mir dies auseinander gesezt und sich scherzend hinsichtlich ihres Aufzugs entschuldigt, so erhob sich ein ungeheurer Lärm auf der Straße: Schüsse fielen, Reiter sprengten vorüber, bald entspann sich ein ordentliches Gewehrfeuer, und jezt schlug eine Kugel prasselnd durch eine Scheibe und fuhr in die Decke meines, im dritten Stockwerke befindlichen Zimmers.

Erschrocken zog ich Madelon in die fernste Ecke, ängstlich schmiegte sie sich an mich, zitternd umfaßte ich sie und hörte nichts mehr von dem Sturm, der an den morschen Grundpfeilern eines Thrones rüttelte. Ich hielt das reizendste Gespenst des achtzehnten Jahrhunderts in meinen Armen: zierlich stieg das leicht gepuderte Haar empor, von einer Perlenschnur umwunden — Perlen aus dem großen Juwelenkorbe in der Scheune, wo sich Hogarths Schauspielerinnen ankleiden, aber mir waren es Perlen vom reinsten Wasser — eng schloß sich das grüne Gewand um Schulter und Arm bis an den Ellbogen, steil fiel das knappe Mieder hinab in die Wogen der bauschenden Robe, über die sich schief eine Rosenguirlande zog. Ich habe es bereits gestanden: die Form, in welche ein barockes Zeitalter unsere Großmütter preßte, hat von jeher einen seltsamen Reiz auf mich geübt. Jezt pulsirte das wärmste Leben in der todten Hülle; Alles um mich vergessend, drückte ich sie fester an mich, und zum ersten Mal begegneten und berührten sich unsere Lippen.

Ich kann nicht sagen, wie lange ich so im süßesten Taumel gestanden haben mochte, da schreckten uns nahende Schritte auf, und der Marquis und Alfred standen vor uns. Bei Madelons Anblick fuhr der Marquis zwei Schritte zurück, mit dem Ausruf: „Ha! was ist das!

Meiner Mutter Bild!“ dann rasch auf sie zutretend, den Arm gegen sie ausgestreckt: „Wie heißst Du? wer bist Du?“. — Madelon war so überrascht und erschrocken, daß sie nicht antworten konnte; als er aber mit funkelnden Blicken auf mich und das Mädchen die Frage wiederholte, antwortete sie leise: „Madelon heiße ich, Madelon Charpentier, meine Mutter —“ — „Genug!“ schrie der Marquis, „unseliges Kind! unseligerer Vater!“ — Er hielt inne, es war einen Augenblick, als wollte er die Arme ausbreiten, aber mit einem gräßlichen Blick auf Alfred, der aufmerksam herbeigetreten war, fuhr er in der höchsten Leidenschaft fort: „Mir aus den Augen, Unglückliche! weg! aus den Augen!“ Madelon war beim Anfang seiner Rede mit aufgehobenen Händen am Stuhl niedergesunken, jezt sprang sie plötzlich auf, griff nach ihrem Schleier, eilte der Thüre zu, sprach, sich umwendend: „Wenn Sie mein Vater sind, so wissen Sie auch, daß meine arme Mutter von ihrem Gatten schändlich verlassen worden ist, daß sie vor Kummer gestorben ist,“ und war verschwunden.

Vergeblich würde ich versuchen, nach allen Momenten die Auftritte zu schildern, die jezt folgten, auch ist mir die Erinnerung zu peinlich, und ich gebe vollends schnell darüber weg. Der Marquis zog mich allein in ein Kabinet; hier überließ er sich den furchtbarsten Ausbrüchen der Leidenschaft gegen mich, gegen sich selbst, gegen sein so unerwartet wiedergefundenes Kind. Dann brach wieder ein Strahl der Hoffnung durch die jagenden Wolken seines Zorns und seiner Verzweiflung; er trat auf mich zu, faßte meine Hand und fragte milder: „Nicht wahr, junger Mann, ich habe mein Kind verläumdet, jezt eben, wie neulich, da ich die Unglückliche an Ihrem Arm gesehen und mich ihre Bildung auf's Aeußerste frappirte? Nicht wahr, sie ist unschuldig, und noch kann Alles gut werden?“ — „Gewiß, o gewiß!“ rief ich; „mein Herz sagt es mir, ich bin es überzeugt, aber —“ — „Aber?“ rief der Marquis zurückspringend. „Ich weiß es nicht gewiß,“ sezte ich leise hinzu; ich selbst war zu aufgeregt, um dem Mann mehr Ruhe zu zeigen, als ich wirklich besaß, um nicht zu sprechen, wie mein von den widersprechendsten Gefühlen zerrissenes Gemüth es mir eingab. Da schlug er sich mit der geballten Faust vor die Stirne und fing von Neuem an, wo er es gelassen.

Aus seinen verworrenen Aeußerungen und Selbstanklagen ging so viel hervor: er hatte Madelons Mutter, ein armes Mädchen aus mittlerem Stande, während Napoleons Herrschaft unter angenommenem Namen geheirathet, und sich, als bei Wiederkehr der Bourbonen der Ehrgeiz winkte, von dem vor einem Beamten des Usurpators gegebenen, von der Kirche nicht geweihten Worte selbst losgesprochen. In Toulouse angelangt, erfuhr er, Madelon sey seit vier Monaten verschwunden; ob in Folge einer Intrigue oder nicht, konnten oder wollten ihm die Vorsteherinnen der Pension nicht sagen; sie hatten ihm den Vorfall nicht gemeldet, aus Furcht vor seinem Zorn, und in der Hoffnung, die Entflohene wieder aufzufinden oder freiwillig zurückkehren zu sehen; seine Briefe, welche Madelon ihr Glück verkündeten, gelangten unerbrochen wieder in seine Hand. Ueberzeugt, sein Kind, wenn irgendwo, in dem Strudel zu finden, der in Frankreich Alles aufnimmt, was sich einer Autorität, welche es auch sey, entzogen hat, eilte er nach Paris zurück. Er kam Nachmittags an, versicherte, um Zeit zur Nachforschung zu gewinnen, Alfred und seine Familie, er habe die Tochter unpäßlich zurückgelassen, und dies und die ausbrechende Revolution erklärte seine Niedergeschlagenheit hinlänglich, wenn man sie in der eigenen Verwirrung überhaupt bemerkte. Er war Abends mit Alfred zu mir eingetreten, um mich zu begrüßen, und der Anblick Madelons in der alten Tracht, welche ihm die Aehnlichkeit mit seiner Mutter plötzlich vor die Seele rief, erschütterte ihn so, daß er, der Zeugen vergessend, der Natur den Lauf ließ.

Nachdem ich mich von der ersten Ueberwältigung erholt und auch er etwas ausgetobt hatte, gab ich mir alle Mühe, ihn von meiner Unschuld zu überzeugen, und versuchte es, die Weise, wie Madelon meine reinen Gefühle aufgenommen, als Beweis auch ihrer Unschuld geltend zu machen. Aber höhnisch das Gesicht verziehend, schüttelte er zu Allem den Kopf und machte seinen Vermuthungen über Madelons Schicksal seit ihrer Flucht nur in abgebrochenen Worten und Flüchen Luft. War ich schon darüber empört, so erkältete sich meine Theilnahme für ihn vollends, als ich merkte, daß nicht der Gedanke, in seinem Kinde vielleicht eine tief Gesunkene wieder gefunden zu haben, ihn am meisten quälte, sondern nur der Umstand, daß Alfred Zeuge des Auftritts gewesen; und als er vollends mit in die Seite gestemmten Armen vor mich hinstand und sprach: „Junger Mann, können Sie ermessen, wie einem Manne zu Muthe ist, der bei diesen Blitzen aus den Gewehren fluchwürdiger Rebellen wieder in Frage gestellt sieht, woran Frankreich seit fünfzehn Jahren gearbeitet hat? wie einem Vater ist, der ein Kind, dem sein Herz schon lange entgegenschlug, mit Ehren gekrönt, in das Haus ihrer Ahnen zu führen gedachte, und ein Geschöpf findet, das gerade noch gut genug ist — deutsche Kinder parliren zu lehren!“ da gerieth ich, nun auch in meinen Nationalgefühlen verlezt, meinerseits in Wuth und sagte ihm auf französisch die deutschesten Worte, so daß er blaß vor Zorn aus dem Zimmer lief.

Kaum war ich ihn los, so eilte ich durch die mit Anbruch der Nacht ruhiger gewordene Stadt nach Madelons Wohnung, entschlossen, sie, unschuldig oder nicht, vor der Brutalität des Vaters zu schützen. Sie war

nicht nach Hause gekommen; dies beunruhigte mich, indessen konnte sie sich, unterwegs vom Tumult aufgehalten, in irgend ein bekanntes Haus geflüchtet haben. Am 28sten mit dem Frühsten befand ich mich wieder auf dem Wege nach der Straße Tiquetonne. Ganz Paris stand in Waffen, von allen Seiten erhoben sich Barrikaden, mit einem großen Umweg, nicht ohne Gefahr erreichte ich das Haus: die Thüre war verschlossen, auch die Alte fort, von dem Mädchen wollte Niemand etwas wissen. Jezt verließ ich die Straße nicht mehr, schlug mein Quartier in einem Kaffeehause auf und sah stündlich nach: vergeblich. So verfloß der 28ste, ein Theil des 29sten. Noch dachte ich, so unruhig ich war, ernstlich an kein Unglück; aber Mittags sah ich zufällig in der benachbarten Straße Montorgeuil unter mehreren Verwundeten ein Weib vorübertragen. Da durchbebte es mich wie eine Ahnung, und ich ging dem Zuge in's Hôtel=Dieu nach.

Ich verschaffe mir Zutritt, stürme durch die Säle, mein Auge fliegt an den Reihen bleicher, blutender Gestalten hinab, hinauf; da im lezten, hintersten Zimmer zu ebener Erde, ha! da liegt sie, mit brechenden Augen, zitternden Lippen, Todesblässe auf dem lieben, unvergeßlichen Gesicht, noch die Perlen und die rothe Rose im Haar. Ich stürze hinzu, die barmherzige Schwester, die daneben betend auf den Knieen liegt, winkt mir abwehrend mit der weißen Hand, aber ich werfe mich erschüttert neben der Bewußtlosen, Sterbenden nieder.

Madelon war am 27sten Abends unter den ersten Opfern der Revolution, mit einer Kugel in der Brust, gebracht worden. Nach einer Stunde drückte ich ihr, während die Säle von dem Rufe: vive la charte! vive Lafayette! erschallten, die Augen zu und den lezten Kuß — den zweiten — auf die bleichen Lippen.

Als ich nach Hause kam, hatte die Revolution den Marquis aus Paris getrieben; ich habe ihn nicht wieder gesehen, ich habe von Madelons Schicksalen nichts erfahren — und nicht darnach gefragt.

Calvins Vaterhaus zu Cambrai.

In der Stadt Cambrai, an der Ecke des Platzes der Straße von St. Nikolas, der Kirche dieses Namens gegenüber und nicht weit von der Abtei des heiligen Grabes, stand noch vor sechzig Jahren eines jener nach spanischer Art gebauten Häuser, ähnlich den übrigen im sechzehnten Jahrhundert in Flandern aufgeführten Bauwerken. Unter einem spitzen Giebel, dessen Winkel in seinem schmälsten Theil zwei kleine Fenster wie Augen einschloß, sah man, eines über das andere hervortretend, drei niedrige Stockwerke, mit schwarzen Brettern verschlagen und mit einer Menge kleiner, grüner Fensterscheiben bedeckt. Ein Aushängeschild von wurmstichigem Holze, dessen steife, blaßgefärbte Gestalten das veraltete Werk irgend eines vor ein paar hundert Jahren gestorbenen Klecksers verkündeten, enthielt in großen rothen Buchstaben die prahlende Aufschrift: Aux dixsept provinces. In unsern Tagen hat das alte Haus einem gemein aussehenden Gebäude Platz gemacht, und vom alten Gasthofe bleibt nichts, als die halb unter dem Boden gelegenen Pferdeställe und die drei Worte des Schildes.

Unter den zahlreichen Flamändern, welche an diesem Hause vorbeigehen, unter den Fremden, welche die Aufschrift lesen, während der vorbeifahrende Postwagen die Fenster klirren macht, unter den Reisenden, die dort ein Mahl und Nachtlager suchen, sind gewiß nur sehr Wenige, welche wissen, daß hier ein Mann in die Welt gekommen ist, der die Christenheit um ein Schisma reicher gemacht, und viel dazu beigetragen hat, die Verhältnisse seiner Zeit umzugestalten. Dieser Mann ist Calvin.

Das Wirthshaus zu den siebzehn Provinzen war im Jahr 1508 das Erbe Jakob Lefrancqs, eines lustigen Gesellen, reinlich, thätig, wichtig, kurz und dick, wie seine meisten Kameraden in Flandern. Seiner Klugheit und Aufmerksamkeit, vor Allem aber der Schönheit seiner Tochter Jeannette, deren schwarze Augen und frischer Teint, runde Arme und freundliches Lächeln gepriesen wurden, hatte Jakob Lefrancq es zu verdanken, daß sein Geschäft über alle Erwartung guten Fortgang hatte. Als nun ein Reisender aus Noyon, Namens Philipp Cauvin, der seit drei Monaten in den siebzehn Provinzen wohnte, dem Wirth entdeckte, daß er Jeannetten liebe und von ihr wieder geliebt werde, daß er ihr Gatte zu werden wünsche und kein abzuweisender Freier sey, weil er einen einträglichen Handel betreibe, wobei er des Jahrs reine fünfzehnhundert Livres gewinne, da erwiderte Jakob: „Und ich gebe ihr zwölftausend gute Livres in blinkenden Goldmünzen zur Heirath.“ — Die hübsche Wirthstochter heirathete also Philipp Cauvin, der sich zu Cambrai in den siebzehn Provinzen niederließ. Einige Monate nach seiner Verheirathung machte er mit seiner Frau eine Reise nach Noyon, wo sie einen Sohn gebar, welchem sie bei der Taufe ihren eigenen Namen geben ließ. Der Vikarius, welcher Johann Cauvin taufte, ließ sich wohl nicht träumen, daß er den Kirchenbann gegen dies nämliche Kind auszusprechen haben würde, für das jezt die Pathen ein frommes Credo hersagten, unter dem Versprechen, ihr Möglichstes zu thun, damit es aufwachse und lebe im Schooß der heiligen katholischen Kirche.

Jeannette Lefrancq starb zu Cambrai, ohne an dem Schisma ihres Sohnes Theil zu nehmen, dessen ketzerische Verirrung sie beweinte. Johann Cauvin, von der

Geburt an durch seine fromme Mutter zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt bereits in einem Alter von zwölf Jahren ein Benefiz in der Domkirche zu Noyon. Sechs Jahre später wurde ihm eine Pfarre zugetheilt, die er nie versah und deren Einkünfte er verwandte, um seine Studien in Paris fortzusetzen. Durch einen seiner Landsleute für die neue Lehre gewonnen, verließ er das Studium der Theologie und führte ein unstetes Leben bis zum Jahr 1538. Da kam er nach Genf, wo er als Lehrer der theologischen Wissenschaften ein neues System begründete und sich solches Ansehen erwarb, daß ihm das Volk den Namen des Genfer Pabstes beilegte. Er starb hier 1564. Ein vor wenigen Jahren verstorbener Domherr an der Kathedrale zu Cambrai ist der lezte der Familie Lefrancq, welcher den Namen von Calvins Mutter trug. Die noch lebenden Glieder dieser Familie haben andere Namen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Die Statue des verewigten Königs. Böttigers Begräbniß. Konzerte Theater.

Im vorigen Monate war das in Thon geformte kolossale Modell zu der Statue des verewigten Königs Friedrich August vom Professor Rietschel in dem früher von der technischen Anstalt benuzten Pavillon auf der Brühlschen Terrasse mehrere Tage ausgestellt. Weit klarer noch, als an den bereits zur öffentlichen Anschauung gelangten kleinern Modellen, erschien die so sinn- und geschmackvolle Behandlung, welche das Werk des genialen Künstlers darlegt. Auch in der festen Thonmasse wähnt man den warmen Lebensathem wahrzunehmen, so wohl ist es ihm gelungen, das Ganze, wie jedes einzelne Glied der hohen Natur des Greises angemessen nachzuschaffen, dessen Gesichtszüge hier die Kunst mit der gewissenhaftesten Treue wiedergegeben hat. Unfehlbar drängte sich den meisten Beschauern der Gedanke auf, nicht nur, daß die sizende Situation, welche der Künstler wählte, auch die zweckmäßigste gewesen, sondern auch, daß schwerlich eine zu dem Gegenstande passendere Anordnung aufgefunden werden könnte. Mit ganz ungemeinem Takt hat unter andern der wahrhafte Meister die an sich in der Skulptur das Auge recht schmerzlich beleidigende Tracht der neuern Zeit, welche bei einem Greise, wie diesem, die Bedingung war, ohne die sein Charakteristisches durchaus nicht zu erreichen stand, dergestalt zu modifiziren gewußt, daß der Beschauer auch in dieser Hinsicht mit jedem neuen Blicke sich der Darstellung gewogener fühlen muß.

Von den Feierlichkeiten bei Bestattung von Böttigers Leichnam sind zu viele Berichte anderer Zeitungen diesem vorausgeeilt, als daß eine nochmalige Verbreitung darüber kein Ueberfluß seyn sollte. Die Theilnahme an dem Hintritte eines durch seine vielseitige Erudition und Ausbildung in ganz Europa bekannten und hochgeschäzten Mannes war ungemein groß. Auch die, welche im Leben an mancher Eigenheit des Verstorbenen, und besonders an seiner Bereitwilligkeit zu Gewährung der ihn von allen Seiten bestürmenden demüthigen Bitten um — Lob in öffentlichen Blättern, Anstoß genommen hatten, gestanden sich am Begräbnißmorgen häufig, daß die Wissenschaften an ihm einen sehr bedeutenden Verlust erlitten haben, und das Meiste seiner Schwächen und Irrthümer sich auf Gutmüthigkeit und Wohlwollen gründete. Es behaupten Lezteres auch Alle, die mit ihm in näherer Berührung standen. Die wahrhaft ehrenwerthen Männer, Oberhofprediger Dr. v. Ammon und Staatsminister v. Lindenau, stellten seiner gemeinnüzigen Wirksamkeit und seinem gegen die bittersten Feinde immer zur Versöhnlichkeit geneigten Gemüthe ein recht hellleuchtendes Zeugniß noch auf dem Begräbnißplaze in ihren gefühlvollen Reden aus. Schade, daß das Organ des dritten Redners, des durch Amtsgeschäfte und Freundschaft mit ihm engverbundenen Inspektors des Antikenkabinets, Hofrath Hase, nicht zureichte, um seiner ebenfalls am Grabe gemachten Mittheilung über den Abgeschiedenen die zu wünschende Verbreitung zu verschaffen. Die Begleitung der Leiche von Menschen beinahe aus jedem Stande und die bereits auf dem Todtenacker harrende Menschenmasse war so ansehnlich, daß die Gegend in der Nähe des frischen Grabhügels ganz übervölkert erschien, und die genannten Redner Mühe hatten, sich bis zu dem Grabe hindurchzuarbeiten. Mit des Verewigten überaus schöner, nicht allein durch kostbare neue Werke, sondern auch durch seltene Ausgaben alter Klassiker und ähnliche Schriften fast aus allen Fächern der Wissenschaft und Kunst ausgezeichneten Büchersammlung wird es in diesen Tagen zur öffentlichen Versteigerung kommen.

An rauschenden Vergnügungen, wie Bällen, ist natürlich die erste Hälfte des Winters minder fruchtbar, als die zweite, die mit der Karnevalszeit beginnt. Zur Nothleidenden ist darum aber Terpsychore auch jezt nicht herabgesunken. Uebrigens bietet uns so eben England seine Harfenspielerin, Madame Friedrichs, und Rußland eine andere Art von Tonkünstler in einem Herrn Gusikow dar. Dieser nennt sich „Virtuos und Erfinder des Holz- und Strohinstruments“ Die Vorrichtung zu seinen musikalischen Leistungen besteht aus Hölzern, mit denen er auf andere Hölzer und auf Stroh schlägt, und die so hervorgebrachten Melodien haben, dem Klange nach, Aehnlichkeit mit der Harmonika. Die Sentimentalität der Harfen und Harmoniken überhaupt steht aber freilich in gewaltiger Disharmonie mit dem Zeitalter. Uebrigens war es schon merkwürdig, die ungemeine Fertigkeit Gusikows in der zweckmäßigen Handhabung seiner Hölzer zu sehen. — Unser in den heißen Sommermonaten gewöhnlich sehr schlecht assortirtes Theater fährt fort, einen völlig komplett gewordenen Zustand darzuthun. Der in diesem Jahre der hiesigen Bühne gewonnene Schauspieler Weimar ist bereits zu einem der Lieblinge des Publikums geworden. Im Verein mit dem höchst ausgezeichneten Ehepaare Devrient, den Fräulein Bauer und Schneider, Pauli und manchen andern Notabilitäten kann das Dresdener Theater, zwar natürlich nicht das Jahrhundert, aber doch gewiß viele andere deutsche Bühnen der neuesten Zeit in die Schranken fordern. Besondere Prachtstücke derselben sind die gastirenden Sängerinnen. So erfreut uns noch immer die treffliche Heinefetter mit dem seltenen, reinen, vollen Glockenklange ihrer Stimme. Die rühmlich bekannte Sängerin Lehmann von Berlin soll nächstens in der Oper „Semiramis“ mit Fräulein Heinefetter zugleich auftreten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 309:
Die Traubenbeere.

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 105 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.



